Digitized by Google

4° Per. 15 / 43, 2

Digitized by Google

<36612324790017

<36612324790017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

1849.

Juli.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

216 B 4

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug aufs Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Aufsätze und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Kauf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 157. Montag den 2. Juli 1849.

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert:
Das Neue klingt, das Alte klappert.

Goethe.

Das Café d'Orsay.

(Fortsetzung.)

Lagrange kam eine Zeitlang öfters in's Café d'Orsay; er hatte immer eine Gruppe um sich, die mit ihm flüsterte und ihn sehr zu verehren schien; man konnte hie und da glauben, es sey eine Verschwörung im Werk. Fast jeden Morgen und Abend ist Hauptmann Cholat präsent, der in sich den künftigen Kriegsminister der Demokratischen und Socialen sieht. Auch Proudhon bemerkte ich einmal. Er hatte sich ganz allein in eine Ecke gedrückt und sein Kopf verschwand hinter den ungeheuren Spalten des Constitutionnel. Von Zeit zu Zeit jedoch legte er das schwerfällige Zeitungsblatt auf den Tisch nieder, um an seinem Frühstück fortzuarbeiten, und dann ging ein mitleidiges Lächeln über sein schalkhaftes und eigensinniges Gesicht. Wenn man mit diesen Verbreitern und Liebhabern so gefürchteter Doktrinen in der Nähe verkehrt, so ist man ganz verwundert, bei vielen derselben eine so lammfromme Natur, so glatte Formen und selbst so vornehme Gewohnheiten anzutreffen. Ich meine hier weder Proudhon noch Lagrange, beide haben etwas Scheues und Ursprüngliches; aber von den Dilettanten der Bande sind manche wahre Dandys.

So lange die Flitterwochen der Constituante dauerten, zogen jeden Tag, den Gott gab, Deputationen am Café d'Orsay vorbei, um ihr Beschwerden vorzutragen und Begünstigungen von ihr zu erlangen. Wie früher nach dem Stadthaus, ward jezt nach dem Palaste der Nationalversammlung gewallfahrtet. Eines Morgens, es war, glaub' ich, am 12. Mai, kam über den Pont royal ein Schwarm von Jungen von zwölf bis fünfzehn Jahren geflogen. Noch hatten sie die Brücke nicht hinter sich, da entlud sich eine breite schwarze Wolke, die aus der Gegend von Versailles herangerückt war, und es fing an zu regnen, was es nur vom Himmel schütten konnte. Das Café d'Orsay hat zum Schutze der Gäste, die vor seinen Fenstern auf dem Trottoir die kleinen Tische und Stühle besetzen, gegen übermäßige Sonnenglut oder nicht allzustarke Güsse eine Vorrichtung, die mit dem Dach eines Zeltes Aehnlichkeit hat und durch eine Druckmaschine entfaltet oder eingezogen werden kann. Da dieser Schirm nun gerade ausgespannt war, die Daruntersitzenden es aber nicht für gerathen fanden, einem solchen Regen zu trotzen, sich daher in das Innere des Café's geflüchtet hatten, so benuzten die Jungen dieses Asyl gegen den Sturm, der sie überfallen hatte. Es war eine sehr lustige Besitznahme, der harmloseste Communismus von der Welt. Unter schallendem Gelächter wurden die Strohsessel eingenommen, und keine Minute verging, so begann schon eine scharfe Musterung aller Personen, die im Innern saßen. Wessen Arm oder Kopf zufällig etwas auffallend lag oder gestellt war, wurde sogleich Gegenstand spöttischer Nachahmung, und hatte er das Ungeschick, ein ungehaltenes Gesicht darüber zu machen, so antwortete, begleitet von lautem Kichern, eine lange, lange Nase dieser Aeußerung der Unzufriedenheit. Wer aber, obgleich selbst verhöhnt, über ihre Späße freundlich mitlachte, der bekam Complimente; man sagte ihm gleichsam mit Auge und Hand, daß man ihn für keinen Dummkopf, für keinen Aristokraten

Digitized by Google

halte. Die souveräne Jugend, die selbst unter dem Königthum sich gelegentlich ein wenig Unverschämtheit erlaubte, fühlte sich damals in der ganzen Fülle ihrer Macht und der unumschränkten Herrschaft ihres Muthwillens unbeschreiblich wohl. Sie übte politische Rechte wie großjährige Leute, deklamirte, kommandirte und tumultuirte in den Clubs, ordnete Beleuchtungen an, zog auf das Stadthaus, zog in die Nationalversammlung, trug ungeheure Fahnen, sang die Marsellaise, sang: „sterben für's Vaterland," und that dabei Niemand das Mindeste zu leid.

Einige Tage darauf, am 15. Mai, schien die Sonne hell und brannte heiß. Ich saß, um das Heft der Revue des deux Mondes zu lesen, ohne an etwas Arges zu denken, in meinem Café d'Orsay. Ich hatte mir eben die Uhr angesehen und mit einigem Erstaunen bemerkt, daß es auf vier ging. Da hieß es plötzlich: „Der Teufel ist los in der Nationalversammlung, das Volk ist in den Saal gedrungen, der Krieg ist erklärt gegen Deutschland, England, Rußland." Ich warf meine Revue des deux Mondes in eine Ecke und machte mich mechanisch nach dem Palais Bourbon auf den Weg. Aber kaum war ich einige hundert Schritte, so begegnete ich schon einigen Burschen mit feuerrothem Gesicht, mit aufgeknöpfter Weste und offenem Hemd, die uns mit bacchantischem Jubel zuriefen: „Die Nationalversammlung ist aufgelöst, eine provisorische Regierung ist eingesezt!" Ich eilte schnell ins Café zurück, um die Neuigkeit zu verkünden. Man wußte sie schon; sie hatte die größte Erbitterung hervorgebracht. „Wir sind das elendeste Volk der Erde!" rief ein grenadierhoher Stammgast mit einem starken Schnurrbart; „kaum haben wir eine Revolution gemacht, die Tausende in's Unglück gestürzt hat, so machen wir schon wieder eine neue." — „Wir müssen die Steuern verweigern!" fiel ein Anderer ein; „man muß sie alle erschießen lassen, die wüthigen Hunde!" brüllte ein Dritter, der sehr fein angezogen war.

(Schluß folgt.)

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortsezung.)

Es war wirklich ein Jammer, in einem bisher von Vielen als eine Art Musterstaat betrachteten Lande eine so plötzliche wie durchgängige Zerrüttung zu sehen. Es hieß, man müsse die alte Bahn verlassen; in die neue mit Festigkeit einzulenken, fehlten hier Kraft und Geschick, dort Wille und Ehrlichkeit. Man stellte eine Verfassung auf, welche, ungeachtet der Eile, womit sie gemacht werden mußte, zu den bessern und verständigern gehört; aber die Verfassung blieb ohne Wirkung unter einem Volke, dessen Mehrheit nicht genug politischen Sinn besaß, ihre Vorzüge zu erkennen und zu schätzen, dessen Minderheit, von entschlossenen Parteihäuptern aufgeregt, sich kein Gewissen daraus machte, sie mit Füßen zu treten. Als es sich darum gehandelt hatte, diese Verfassung und damit zugleich die gesetzlichen Zustände im Lande überhaupt zu schützen, fand es sich, daß es dazu an jedwelcher Kraft und Autorität mangelte; kein Gehorsam und kein Mittel, ihn zu erzwingen, keine Macht der öffentlichen Meinung, keine Polizei und keine Truppen, folglich totale Auflösung bei dem ersten ernsten Anlaß, bei der Aufregung, welche dem Kriegsunglück in der Lombardei folgte und in den staatlichen Verhältnissen die Anklage fand, die Abhülfe suchte.

Die drohenden Spuren solcher Auflösung zeigten sich Anfang Augusts; dann ging's mit Riesenschritten bergab. Es geschah der toscanischen Administration wie dem gespenstischen Reiter der Lenore: Stück für Stück fiel ab wie mürber Zunder. Die öffentlichen Dinge wurden nicht durch Furcht mehr gehalten, nicht durch Liebe. Die seit wenigen Monaten an's Ruder gelangte liberale Partei hatte gewiß guten und redlichen Willen gehabt, aber sie hatte vieles umgeworfen, grundwenig zu gründen vermocht; als sie eben ernstlich an's Gründen dachte, lief ihr der Unabhängigkeitskrieg zwischen die Beine, und da gerieth sie in's Schwanken und fiel endlich um. Sie fiel um, obgleich sie, parlamentarisch zu reden, eine große Majorität für sich hatte, obgleich die ungeheure Mehrheit des Volks zu ihren Gunsten war, obgleich sie auf die Besten in der ganzen Nation sich stützen konnte. Alles das half ihr nichts, sie mußte vor der Straßenemeute, vor der offenbaren Conspiration ohne Schwertstreich das Feld räumen. Ohne Schwertstreich! Das mochten selbst die sanguinischen Gegner nicht erwartet haben, und es liegt darin die Erklärung aller nachmaligen traurigen und herabwürdigenden Erscheinungen.

Ich will von der Giovine Italia nicht viel erzählen. Es gab eine Zeit, wo man von ihr sagte: das sind alte Geschichten! das sind abgethane Dinge! Dann kam der Moment, wo man glaubte (und ich selbst habe es geglaubt), die Macht dieser Association sey vernichtet und das, was gut an ihr, habe sich jezt den Regierungen angeschlossen, ihnen zu helfen beim Ausbau auf bestehendem Fundament. Aber es war eine Täuschung. Die Sekte erhob, wie ich bereits früher in diesen Blättern erzählt, * in der Lom-

* „Italienisches Leben und Zustände," 1848. Nro. 221 ff. — „Mazzini und Guerrazzi," 1849. Nro. 64 ff.

Digitized by Google

bardei ihr Haupt, vereinigend, trennend, desorganisirend in dem Augenblick, wo das engste Zusammenhalten nothgethan hätte, dem Prinzip ihres Stifters getreu, von welchem Gioberti neuerdings gesagt hat, sein Wort wirke wie ein sociales Corrosiv; wohin er den Fuß setze, bringe er Zwietracht, Unordnung, Licenz mit; unfähig zu schaffen, könne er nichts als zerstören. Ich weiß nicht, ob der lombardische Krieg einen für die italienischen Nationalitätsideen günstigeren Ausgang gehabt haben würde, wenn die republikanische Partei nicht in Mailand, Brescia, Venedig auftrat; aber so viel ist gewiß, daß dieselbe alles, was in ihren Kräften stand, gethan hat, die in jenem Sinne einzig mögliche günstige Lösung zu verhindern, daß es nicht die Siege der Oesterreicher an Etsch und Mincio allein gewesen sind, welche die auf Karl Albert gesezten Hoffnungen vernichtet haben. Als nun in der Lombardei das Werk vollendet, als im Hause Greppi zu Mailand der, welchen man kurz vorher als Helfer und Erretter im Triumph empfangen, dem Hohn und den Kugeln des wahnsinnigen Pöbels preisgegeben worden war, als Piemont erschöpft und ohnmächtig darnieder lag, begann die Sekte ihre Arbeit in Toscana. Und hier mußte sie ihren Zweck leichter erreichen, da die widerstrebende Kraft ungleich schwächer war.

II.

„Capponi tritt ab — Guerrazzi wird Minister!" Das war die Kunde, welche mich in Florenz empfing. Weßhalb? hat Gino Capponi das Vertrauen des Landes verscherzt? haben die Kammern sich gegen ihn erklärt? hat die Hauptstadt eine Demonstration gegen ihn gemacht? befürchtet man einen Aufstand in Pisa, in Siena, in Lucca, in Arezzo? Das Alles ist's nicht. Nun was denn? was gibt den Gedanken ein, den Wolf zum Hirten zu machen? — Die Livorneſen drohen gegen Florenz zu marschiren. — Die Toscaner sind durch Schaden klug geworden. Vom Oktober bis März haben sie erprobt, was es mit der Livorneſer Suprematie auf sich hat; im April haben sie gesehen, was das Fundament der Livorneſer Macht ist. Die Erhebung eines gemißhandelten Volks gegen die Schergen eines so tyrannischen wie illegalen Regiments hat dieſer Usurpation plötzlich ein Ende gemacht. In Zeit von acht Tagen ward die Rebellion auf die Stadt beschränkt, von der sie ausgegangen war. Aber Monate der Demüthigung und Schmach sind nöthig gewesen, um das Volk zum Bewußtseyn seiner wahren Kraft im Gegensatz zu der erlogenen Macht der Gegner zu bringen.

Im Oktober habe ich in Florenz erlebt, was es mit dem Pöbelterrorismus auf sich hat, wozu man gelangen kann, wenn Volk und Regierung an sich selbst verzweifeln. Die Entmuthigung war allgemein; sie begann beim Throne, sie stieg hinab zum ärmlichsten Handwerker. Die nichts zu verlieren, wohl aber inmitten der Verwirrung zu gewinnen hatten, triumphirten. Eine bis dahin in Toscana völlig unbekannte Klasse von Menschen, Vagabunden und Straßenlärmstifter, schoß plötzlich auf. Man sah das einst so sittenmilde, anmuthig heitere Florenz ganz verändert, Straßen und Spaziergänge mit frechen Herumstreichern und Bettlern gefüllt. Eine Menge Abenteurer fanden sich ein, in den fabelhaftesten Trachten, mit den herausforderndsten Mienen. Der Krieg gegen den Tedesco war zu Ende, der Krieg gegen die Regierungen hatte begonnen. Er ward beharrlicher und glücklicher geführt als jener.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Gardasee.

Für diejenigen, welche den See noch nicht kennen (und ihnen gilt ja diese Skizze hauptsächlich), will ich zuerst versuchen, ein allgemeines Bild zu entwerfen. Der Gardasee ist ein höchst ansehnliches Gewässer, unter den stehenden Gewässern Italiens (denn nur der kleinere Theil gehört noch zu Tirol) vielleicht das bedeutendste. Doch halte ich die Angabe des Flächeninhalts zu 26½ Quadratmeilen (nach Reichl) für etwas zu hoch. Die Länge mag wohl sechs Meilen betragen, denn von Riva bis Desenzano, die größte Längenlinie des Sees, bedarf das ziemlich schnell fahrende Dampfschiff volle vier Stunden. Am schmalsten ist der See zwischen Riva und Torbole, wo die Entfernung zwischen dem westlichen und östlichen Ufer kaum eine Stunde

Digitized by Google

beträgt. Unweit Torbole fällt die Sarca in den See, welche ihn am südlichſten Ende bei Peschiera als Mincio wieder verläßt. Die größte Breite, die man auf vier Stunden angibt, hat der See am ſüdlichen Ende zwiſchen Peschiera und Desenzano. Doch ſchiebt ſich hier noch die Halbinſel Sermione (das alte Sirmium) dazwiſchen, daher man die größte Breite des freien Waſſerſpiegels zwiſchen Salo am weſtlichen und Torri am öſtlichen Ufer ſetzen muß. Das weſtliche Ufer heißt Riviera Veroneſe, wegen des auf dieſer Seite gelegenen Verona, das öſtliche Riviera Brisciese, nach Brescia. Am nördlichen Ende iſt der See größtentheils von rauhen Felſen umſchloſſen und ſehr tief (man ſpricht von ſiebzehnhundert Fuß als der größten Tiefe), am ſüdlichen ganz offen und ſehr ſeicht, ſo daß die Dampfſchiffe, am öſtlichen Ufer wenigſtens, nur bis Lazise fahren können. Dieſes öſtliche, von Riva aus das linke Ufer, iſt faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung durch den gewaltigen Rücken des Monte baldo begrenzt und etwas unwirthbar, doch iſt der Theil des Ufers, der hinter dem Monte baldo beginnt, um ſo milder und fruchtbarer, daher auch mit vielen Villen und Gärten beſäet, im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der reichen Veroneſer. Das weſtliche, von Riva aus das rechte Ufer dagegen wird zwar Anfangs von ſchroff in den See hinabfallenden Felſen gebildet, iſt aber im Ganzen das reicher angebaute. Auf dieſer Seite vorzüglich ſind die berühmten Citronengärten, die ſich jedoch dem Auge nichts weniger als maleriſch darſtellen. Ueberhaupt iſt der Totalcharakter des Sees weit eher großartig, wild und rauh, als reizend und lieblich, und in lezterer Beziehung der Comer See, der beides verbindet, weit vorzuziehen. Das einzige jezt auf dem See laufende Dampfſchiff, il Benaco, fährt leider niemals um den ganzen See herum, ſondern immer nur abwechſelnd den einen Tag am weſtlichen Ufer von Riva nach Desenzano und zurück, den andern ebenſo am öſtlichen von Riva nach Lazise. Man kann ſich alſo deſſelben zu einer Rundſchau über die Ufer des Sees nicht bedienen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Baden, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Inſurrection.

Obgleich es noch ſehr früh am Tag war, ſchienen die meiſten ſchon ſtark gefrühſtückt zu haben, und wenn ſie auch keinen Unfug begingen, ſo machten ſie doch mit ihren offenen Uniformen, ihrem nachläſſig umgeworfenen Lederzeug, ihrer gänzlich unmilitäriſchen Haltung einen höchſt unangenehmen Eindruck. Viele Dragoner kamen aus den Häuſern am Weg; ſie hatten den langen Reitermantel umgehängt und ſchleppten ihre Säbel gewaltig. Man las in ihren herausfordernden Mienen ſo recht das Bewußtſeyn ihrer großen Wichtigkeit; ſie waren voll Errungenſchaften und geiſtigen Getränks, und jeder ſah in ſich ſchon einen ſelbſtgewählten Führer. Ich glaube, ſo lange die Welt ſteht, iſt ein Abfall von der Fahne, wie der des badiſchen Militärs, noch nicht vorgekommen. Ich freute mich ſehr über das Verhalten einiger Eiſenbahnbeamten, die das unentgeldliche Spazierenfahren des Militärs durchaus nicht duldeten und ſie aus den Waggons wieſen, wenn ſie die Fahrt nicht bezahlen wollten. — Bis Freiburg hatte Alles, was wir ſahen, das eben Beſchriebene abgerechnet, noch keinen außergewöhnlichen Anſtrich. Hie und da erſchienen Freiſchärler, fuhren eine kleine Strecke mit dem Zuge und verſchwanden wieder; einzelne Turner in grauleinenem Anzug mit rothen Halsbinden und ſchweren Hirſchfängern gingen wohl in den Bahnhöfen am Zuge auf und ab und blickten forſchend in die Wagen, freundlich in die der dritten und vierten Klaſſe, ernſt und bedeutungsvoll in die der zweiten Klaſſe, wo wir ſaßen, und mein Reiſegefährte fuhr wohl zehnmal mit der Hand nach ſeinem Paſſe, um ſich zu legitimiren, daß er ein Handlungsreiſender und kein Ariſtokrat ſey. Dem Manne ſchwebte die große franzöſiſche Revolution mit allen ihren Schreckniſſen beſtändig vor Augen, und am meiſten beunruhigte ihn, daß er ein Preuße ſey, ein Unterthan des Zaren an der Spree. Indeſſen legten wir, von der ſchnaubenden Locomotive gezogen, Station um Station zurück, ohne daß uns etwas Unangenehmes begegnete. Bald hinter Freiburg mehrten ſich die Soldaten aller Waffengattungen mit und ohne Gepäck. Jubelnd und ſingend kamen ſie daher, große rothe Bänder an Tſchako's und den Bayoneiten. Vorn im Zuge hatten ſie eine Klarinette, die mit ſchreienden Tönen, und zwar ſehr verſtimmt, luſtige Tanzweiſen ſpielte. Während des Fahrens, beim Raſſeln und Schnauben, hörte man nur einzelne klägliche Töne derſelben, wenn aber der Zug hielt, entfaltete ſich die Melodie in ihrer ganzen Herrlichkeit. In Emmendingen fuhr mein Reiſegefährte vor Schreck zuſammen und ſagte: „Um Gottes Willen, ſehen Sie den Mann da!“ Ich ſah hin; das mußte nothwendig ein Stück der proviſoriſchen Regierung ſeyn. Ein langer, noch junger Mann mit Urwühlerbart, auf dem Kopf den ſchwarzen Schlapphut, die ſehr breite deutſchfarbene Binde über die Schulter gehängt, an der Seite einen ſchwarzen Säbel mit geldem Griff, ſo ſtand er da, mit untergeſchlagenen Armen, geſpreizten Beinen, ein würdevolles Bild der errungenen Freiheit und proviſoriſchen Gewalt. „Der fehlte uns noch!“ meinte mein Reiſegefährte, und ſeine Naſe wurde ordentlich ſpitz und lang, als ſich der Beſchriebene vor unſere Wagenthür ſtellte, dem Condukteur mit einer einzigen Handbewegung zu öffnen befahl und ſich an unſerer Seite auf die Kiſſen warf, gerade wie er draußen geſtanden, mit untergeſchlagenen Armen und weit geſpreizten Beinen. Nachdem er Alles, was er um und an ſich trug, abgepackt und neben ſich auf die Bank gelegt hatte, nahm er im zwölfſitzigen Wagen mindeſtens acht Plätze weg; hievon kamen auf die Briefſtaſche und deren Inhalt allein vier Plätze. Er muſterte nun die Papiere Blatt für Blatt durch. Es ſchienen Tagsbefehle, Quartierliſten, auch waren viele mit Bleiſtift geſchriebene Zettel dabei. Dem Condukteur, der jezt das Fahrbillet forderte, hielt er eines dieſer Papiere, das mit einem großen Siegel verſehen war, vor die Naſe und ſchmetterte alle Bedenken mit dem einzigen Worte „Regierungsmitglied“ vollſtändig zu Boden. So ſaßen wir denn in der Höhle des Löwen und der Handlungsreiſende, gebannt durch die ſchwarz-roth-goldene Schärpe, war nicht im Stande ein Auge vom Träger derſelben zu verwenden. Dieſer ſtützte den Kopf gedankenvoll auf den Arm, hob den Bleiſtift an die Naſe und murmelte, während er würdevoll und ernſt an die Wagendecke hinaufſah, unverſtändliche Worte. Darauf notirte er ein paar Worte mit Bleiſtift, ſah uns forſchend an, ob wir auch ſeine Geſchäftigkeit bemerkt, und warf ſich dann in die Wagenkiſſen zurück, um gleich darauf an's Fenſter zu fahren und den Condukteur mit lauter Stimme zu ermahnen, die Abfahrt des Zugs zu beſchleunigen. Endlich pfiff die Locomotive; die Klarinette verſtummte, und wir fuhren weiter. Alle an der Bahn lungernden Soldaten, ſo wie alle Bürger, die einigermaßen geſinnungstüchtig ausſahen, wurden vom Regierungsbeamten mit einer herablaſſenden Handbewegung gegrüßt, was indeſſen von den Betreffenden nicht abſonderlich beachtet wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 158. Dienſtag den 3. Juli 1849.

Are yet two Romans living such as these?
Shakespeare.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſetzung.)

Der Marquis Coſimo Ridolfi und der Marquis Gino Capponi waren die beiden toscaniſchen Miniſterpräſidenten ſeit der Einführung des conſtitutionellen Regimes. Ehrenwerthere Männer gibt es in Toscana nicht. Beide, alten und angeſehenen Familien entſproſſen, haben in nivellirender Zeit den Namen dieſer Familien in ganz Italien zu neuer Geltung gebracht. Ridolfi, einſt Direktor der Münze, dann eine Reihe von Jahren hindurch völlig zurückgezogen und praktiſchen ökonomiſchen Studien ergeben auf dem Lande lebend, war eine Zeitlang Profeſſor der Landwirthſchaft an der Univerſität Piſa, eine Stelle, die er aufgab, um die Erziehung des Erbgroßherzogs zu übernehmen. Was er durch ſeine Muſterwirthſchaft zu Meleto im Elſathal, ſo wie durch ſeine thätige Theilnahme an der Akademie der Georgofili und den wiſſenſchaftlichen Congreſſen und durch zahlreiche im Druck erſchienene Arbeiten für Agricultur und Oekonomie, für Handel und Gewerbfleiß gewirkt, wie viel er nebenbei zur Unterweiſung und Hebung des Landvolks beigetragen, iſt von der ganzen Halbinſel einſtimmig anerkannt. Als Miniſter des Innern trat er im Spätſommer 1847 ein, um im folgenden Frühling die Präſidentſchaft zu übernehmen. — Capponi's Laufbahn iſt dem praktiſchen Leben ferne geblieben, aber ſein Name und ſeine Autorität haben nach allen Seiten hin gewirkt. Man war in Toscana längſt gewohnt, in ihm den vornehmſten und talentvollſten Vertreter des freiſinnigen Prinzips zu ſehen. Der Name, den er trägt, iſt gewiſſermaßen erblich verknüpft mit den Begriffen von Ehre, Patriotismus, Uneigennützigkeit. Einen ſchönern Namen kennt die florentiniſche Geſchichte nicht, und wenn man Gino, Neri, Piero, Niccolo Capponi nennt, ſo tritt eine Reihe der glorreichſten Facta des 15ten und 16ten Jahrhunderts vor die Seele. Der Erbe ſo ſchönen Namens, ſo ſeltenen unbefleckten Rufes iſt einer der ſcharfſinnigſten und tiefſten Geſchichtsforſcher Italiens, einer der kenntnißreichſten Nationalökonomen, einer der eindringendſten Denker, mit fremden Ländern und Nationen, ihren Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten bekannt, als Redner wirkſam durch männliche Eloquenz, als Schriftſteller klar und präcis und Meiſter in der Diction. Reich, freigebig, edelmüthig, der Repräſentant ächter Vornehmheit, mit allen bedeutenden Männern der Heimath wie des Auslands befreundet oder in Verbindung, für alles Schöne und Gute empfänglich, ſo iſt Gino Capponi. Wäre er jünger und unter andern Verhältniſſen in das öffentliche Leben eingetreten, ſo hätte er eine bedeutende Rolle ſpielen können. Aber die früheren politiſchen Zuſtände Toscanas geſtatteten ihm keine ſolche Wirkſamkeit, und ſo geſellte ſich zu der natürlichen Melancholie ſeines Charakters die an Schwäche grenzende Unentſchloſſenheit, welche aus langwierigem Grübeln und Hin- und Herbetrachten bei der zum Handeln nicht berufenen Spekulation entſpringt. Als ihn endlich eine bedrängte, vielfach aufgeregte Zeit an die Spitze der Geſchäfte rief, in einem Moment, wo jüngere und geübtere Männer der Revolution in ihrer widerwärtigſt-gemeinſten Geſtalt weichen mußten, war er ſeit mehreren Jahren blind; er ſagte ſtets, er ſey

Digitized by Google

nur noch ein Halblebendiger, aber er konnte ſich den Anforderungen nicht entziehen, welche das allgemeine Vertrauen an ihn ſtellte.

Ein Florentiner Pöbelaufſtand, nach dem unglücklichen Ausgang des lombardiſchen Kriegs, ſtürzte Ridolfi. Die Livorneſer Emeute, eine der frechſten, abſtoßendſten, ſelbſtſüchtigſten, unedelſten, welche die neuere Geſchichte Italiens kennt, ſtürzte Capponi. Daß dieß der Revolution gelang, war nicht eine Folge ihrer Kraft, ſondern der unglaublichen Mattherzigkeit, der unvorſichtigen Zerſplitterung der nationalen Partei. Dieſe hatte ſich, es iſt wahr, große Fehler zu Schulden kommen laſſen. Sie hatte ſich die Gefahren einer ſo großen Umwälzung, wie die in Italien im Jahr 1847 begonnene war, nicht vergegenwärtigt, hatte noch immer die Fahnenfeſte und Dankhekatomben des Septembers im Sinne, hatte eine Menge Dinge niedergeriſſen ohne Mittel zum Wiederaufbauen, hatte die Zügel gelöst, ohne daran zu denken, daß die Pferde flüchtig werden könnten, hatte, ſtatt zuſammenzuhalten, ſich in kleinliche Fractionen zerſplittert und untereinander verderblichen Krieg geführt und ſich wechſelweiſe in Miskredit gebracht. So war denn, als die Stunde der Gefahr gekommen und es ſich um ernſten Widerſtand handelte, Ehre und Daſeyn zu retten, jener Marasmus eingetreten, deſſen ſchon oben gedacht worden iſt. — Von allen ehrenwerthen Publiciſten, welche Italien beſitzt, hat nicht Einer dem Livorneſer Aufſtand, wie überhaupt dem Livorneſer Element eine gute Seite abgewinnen können. Und doch errangen jener und dieſes in Toscana den Sieg.

Der Mann, welcher am meiſten dazu beitrug, war Giuſeppe Montanelli. Zu Fucecchio im Nievolethal geboren, widmete er ſich der Rechtswiſſenſchaft und wurde Profeſſor des toscaniſchen Civil- und Handelsrecht an der Univerſität Piſa. Was ihm an juriſtiſcher Tiefe abging, erſezte er durch angenehmen Vortrag; an's Sentimentale ſtreifender Dichter, liberalen Prinzipien huldigend, ohne ſich zu compromittiren, geſchmeidig und ſchlau unter der Maske der Sanftheit, Geradheit, Uneigennützigkeit, wußte er ſich unter den Studenten wie in Florenz viele Anhänger zu machen. Als die freie Bewegung der Preſſe begann, ſtiftete er ein Journal, l'Italia, welches zu den beſſern und gemäßigtern gehörte, aber, ſcheinbar die Legalität vertheidigend, mehr und mehr den Unitätsideen ſich zuneigte. Beim Ausbruche des Kriegs gegen Oeſterreich ging er mit als einer der Chefs des Univerſitätsbataillons, und indem er durch die Lunigiana zog, welche ſich damals von Modena abwandte, um ſich Toscana in die Arme zu werfen, ſuchte er die Bevölkerungen zum Anſchluß an Piemont zu bewegen, auf welches zu jener Zeit die Hoffnungen der Unitarier gerichtet waren, und wirkte in demſelben Sinn durch Briefe und Lehre unter der ihn begleitenden Jugend. In dem Gefecht bei Curtatone ward er verwundet; eine Zeitlang ſagte man ihn todt in Florenz. „Armer Montanelli!“ klagte Gino Capponi. Ich erinnerte ihn daran, welche gefährlichen Grundſätze dieſer Mann verbreitet, und wie er ſo zu ſagen bis zum lezten Athemzuge ſeiner Heimath Toscana und ſeinem Fürſten ſich feindſelig im Dienſte einer gefahrdrohenden Chimäre gezeigt habe. „Montanelli war ein Enthuſiaſt,“ war die Antwort; „man muß ſeiner eigenthümlichen Natur etwas zu gute halten.“ Der, welcher dieſes Urtheil fällte, ward das Opfer von Montanellis Verrath! Der Todtgeglaubte kam wieder zum Vorſchein, von Tauſenden jubelnd empfangen; ſein tapferes Verhalten auf dem Schlachtfelde verſchaffte ihm große Popularität. Livorno war damals im Aufſtand; der Mangel an Conſequenz wie an materieller Macht trug weſentlich dazu bei, dieſem Aufſtande eine Bedeutung zu geben, den er ſonſt nicht gehabt hätte.

(Fortſezung folgt.)

Das Café d'Orſay.

(Schluß.)

In dieſem Augenblicke trat Sobrier in's Café; ganz erhizt und erſchöpft verlangte er etwas verzagt eine Limonade oder einen Orgeat; dieſer Punkt iſt mir nicht mehr ganz gegenwärtig. Einer der Anweſenden erkannte ihn. „Das iſt ja Sobrier,“ ſprach er mit lauter, feſter Stimme. Im Nu war Sobrier umringt, gefaßt, gefangen, und da ſich eben vor der Thüre ein Haufe halb uniformirter Nationalgarden zu ſammeln begann, wurde er unverzüglich denſelben ausgeliefert und von ihnen an einen ſichern Ort gebracht.

Mich ließ es übrigens nicht länger im Café, ich durchſtreifte ohne Ziel und klare Abſicht die umliegenden Straßen und wandte mich rechts und links nach dem Trieb des Augenblicks. Eine der Straßen in jener Gegend heißt rue des saints pères. An dem Punkte, wo ſie die Rue de l'Univerſité von der Rue Jacob ſcheidet, war ich angelangt, als ich die Rue de l'Univerſité herab einen Haufen Volks im Sturmſchritt ziehen ſah. Die Kerle ſangen die Marſellaiſe mit Wuth, gingen Arm in Arm und ſchienen von korybantiſcher Raſerei ergriffen. Keiner von ihnen war vollſtändig bewaffnet; Einer hatte einen Säbel, der Andere eine Flinte, einige trugen ſogar nichts als eine Patrontaſche, bei weitem die meiſten waren ohne Waffen. Uniformen ſah ich zwei oder drei; ſie gehörten der Bürgerartillerie an. Niemals war mir eine ſo

Digitized by Google

ſcheckige Muſterkarte vernachläſſigter Toiletten vorgekommen. Ohnehoſen, im eigentlichen Sinn des Worts, bemerkte ich zwar keine, wohl aber Ohnewesten in großer Anzahl, und Burſche in Hemdermeln wenigſtens drei Dutzend; ſie waren entweder gar nicht im Beſitz eines Rocks oder trugen ihn auf dem Arm. Die Halstücher waren alle auf das Abenteuerlichſte gebunden und zu einem Viertheil wenigſtens von rother Farbe.

Die wilde Heerſäule lenkte in die rue des saints pères ein und wälzte ſich nach dem Kai zu, von wo ſie über die Brücke des Inſtituts dem Stadthauſe ſich zuwandte. Kaum war ſie vorübergeſauſt, ſo kam auf dem linken Ufer eine lange Reihe von Nationalgarden unter dem Rufe: „Es lebe Frankreich! es lebe die Nationalverſammlung!“ den Kai herab und eilte zum Palais Bourbon. Beim Café d'Orſay traf ſie mit andern Abtheilungen Nationalgarde zuſammen, von denen eine ſchon aus dem Palais Bourbon mit der Nachricht zurückkehrte, daß alles zu Ende, daß die Nationalverſammlung wieder eingeſezt ſey und es ſich jezt nur darum handle, nach dem Stadthauſe zu ziehen und dort die Empörer feſtzunehmen. Es wurden bei dieſer Gelegenheit eine unendliche Maſſe Vivats auf Frankreich, auf die Nationalverſammlung, auf die Nationalgarde, vermiſcht mit dem Geſchrei: „Nieder mit Barbes! nieder mit General Courtais!“ von den ſich begegnenden Bürgertruppen wie von der gaffenden Menge ausgebracht. Ein Stunde ſpäter war Alles aus.

Dem fünfzehnten Mai folgte das Verbrüderungsfeſt, und was da am Café d'Orſay für Fahnen und Uniformen vorbeikamen, iſt nicht zu ſagen. Damals war der Aufenthalt an dieſem mir ſonſt ſo lieben Orte kaum erträglich, und hätte ich dort nicht ſo gute Freunde und ſo manche Bekannte gehabt, von denen ich dieß und jenes, was mir zu wiſſen wichtig ſchien, erfahren konnte, ich wäre nicht hingegangen, um das ewige Trommeln, das jeden Morgen von Neuem ſich vernehmen ließ, zu vermeiden. — Nach den Junitagen ſahen wir am Café d'Orſay die Nationalgardendeputationen der Provinzen, welche der Nationalverſammlung ihren Dank, ihre Glückwünſche und Ergebenheitsverſicherungen darbrachten, in ihrem zum Theil etwas altfränkiſchen Aufzug vorüberkommen, und noch jüngſt am dreizehnten Juni war das Café d'Orſay Zeuge politiſcher Bewegung und der Sammelplaz reaktionärer Bürgerhelden. Abends fuhren in ſtarkem Trab geſchloſſene Wagen mit Dragonerbedeckung vorbei. Das Bataillon Nationalgarde, das dort an jedem feſtlichen oder gefährlichen Tag ſich aufſtellt, war, nachdem Alles entſchieden, wenigſtens viermal ſo zahlreich als Morgens, wo noch Keiner wußte wie es ausſah. Ledru Rollin, Felix Pyat und andere Repräſentanten der rothen Republik ſeyen, ſagte man, in den geſchloſſenen Wagen, und ſogleich erſcholl ein lautes dreifaches Bravo in den Reihen dieſer Vertheidiger der Freiheit und Ordnung. Dieß war die jüngſte große That in der Geſchichte des Café d'Orſay.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Baden, Juni.

(Fortſezung.)

Die Inſurrection.

So kamen wir nach Lahr, wo auf dem Bahnhofe ein luſtiges, wildes Treiben herrſchte. Zahlreiche betrunkene Soldaten lärmten und jubelten, ſelbſtgewählte Führer, denen die neue Offiziersuniform gar nicht vortheilhaft ſtand, und denen der Degen beſtändig zwiſchen die Beine kam, bemühten ſich vergebens einigermaßen Ruhe und Ordnung herzuſtellen. Nicht als ob die Soldaten etwas Unerlaubtes gethan hätten, Alles war ihnen ja erlaubt; aber ſie ſtörten einigermaßen die Eiſenbahnordnung, indem ſie das Zeichen zur Abfahrt nicht achteten, oder die ihnen angewieſenen Plätze nicht einnahmen, oder geiſtig erheitert, wie ſie waren, oben auf die Wagen hinaufkletterten. Der Regierungsbeamte, welcher ſeine große Schärpe um den Leib geſchlungen hatte, bemühte ſich ebenfalls umſonſt die Söhne des Vaterlands zur Ordnung zu bringen, und alle ſeine Anreden, reichlich geſpickt mit „Bürger“ und „Freunde,“ hatten keine Wirkung; die militäriſchen Brüder ſezten ſich doch hoch hinauf auf die Wagen und einer derſelben ließ den Zug eine Zeitlang anhalten, bis er ſeine Pfeife gefunden, die ihm zwiſchen die Räder gefallen war, und bei all dieſem Lärm und Spektakel ſchrie die Klarinette lauter als je und jubelte in den entſezlichſten Klagetönen: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz begehrt ꝛc.“

Zu Vermehrung des wüſten Lärms auf den Bahnhöfen befand ſich auf jedem derſelben eine Wache, die unters Gewehr, zuweilen auch unter die Senſe oder den Säbel trat, wenn der Zug ankam. Es mochten ganz ehrenwerthe Leute ſeyn, dieſe Wachtmannſchaften, aber wie ſie daſtanden, in den großartigen badiſchen Bahnhöfen, neben der brauſenden Lokomotive, ihrer acht bis zehn in Blouſen und Jacken, Ueberröcken und Fräcken, mit allen nur erdenklichen Waffen, hatte ihr Anblick etwas traurig Komiſches. Hier erhielt unſere Geſellſchaft im Wagen einen Zuwachs durch die Perſon eines Freiſchaarenoffiziers. Er war gekleidet wie man ſich Hecker denkt:

Eine Feder auf dem Hut,
Dürſtend nach Tyrannenblut,
Große Stiefeln, Waffenkehlen,
Säbel trägt er und Piſtolen

Dazu trug er eine blaue Blouſe, war eine dicke, behäbige Geſtalt und hatte im Gegenſatz zu den fürchterlichen Waffen ein

Digitized by Google

vergnügtes, menſchenfreundliches Geſicht. Er war badiſcher Flüchtling, hatte ſich lange in Straßburg aufgehalten, und war nun zurückgekommen, um am Feldzug Theil zu nehmen. Das wußten wir Alles in den erſten fünf Minuten. Vor dem Regierungsbeamten rückte er ehrfurchtsvoll den Hut und dieſer examinirte ihn ernſt und würdevoll, wie es einem Mitglied der proviſoriſchen Regierung zuſteht. — „Bürger, Sie werden einen Paß oder Ausweis bei ſich haben?“ — „Ja wohl, Bürger Regierungsbeamter. Ich bin vom Obercommando der Volkswehr auf zwei Tage nach Straßburg beurlaubt.“ Damit übergab er ihm ein Papier. „Schon gut, Bürger Schnepff. Sie haben Geſchäfte in Straßburg?“ — „Ich habe dort meine Frau und meine Effekten, und da ich dem Rufe der Regierung ſchleunigſt Folge leiſtete, konnte ich nichts mitnehmen, als was ich auf dem Leibe trage. Ueberhaupt iſt es mir ſehr ſchlecht gegangen, Bürger Regierungsbeamter.“ Und nun erzählte der Offizier ſeine Geſchichte, die wirklich traurig genug war, und während dieſer Erzählung rollten ihm die Thränen über die Wangen herab. Schüchtern ſagte er zum Regierungsbeamten, er glaube ihn früher ſchon geſehen zu haben, und nach einigem Hin- und Herrathen einigten ſich beide dahin, es müſſe im Rebſtock zu Straßburg bei Hecker geweſen ſeyn. Schon auf der nächſten Station verließ er den Wagen wieder, nachdem er vom Regierungsbeamten dringend ermahnt worden, ja morgen zur rechten Zeit wieder in Karlsruhe einzutreffen, da das Bataillon wahrſcheinlich marſchiren werde. Der dicke Freiſchärler nahm von uns Allen herzlichen Abſchied, verſicherte den Bürger Regierungsbeamten auf ſein Wort, daß er morgen pünktlich eintreffen werde, und ſezte hinzu: „Bürger, wenn ich morgen nicht zur rechten Zeit da bin, ſo könnt Ihr mich erſchießen laſſen.“

(Schluß folgt.)

Aus Tirol, Juni.

(Fortſetzung.)

Der Gardaſee.

Wir fahren jezt von Riva nach Deſenzano. Sobald wir die Bucht von Riva verlaſſen, zeigt ſich uns links Torbole mit ſeinen weiß leuchtenden Häuſern. Wir bleiben aber ziemlich nahe am rechten Ufer und der erſte intereſſante Punkt, der ſich uns darſtellt, iſt das kleine Oertchen Ponale mit dem Ledrofall. Denkt euch eine ziemlich enge Felſenſchlucht, in welcher höchſt maleriſch ein paar Häuſerchen wie aus den Felſen hervorwachſen, untermiſcht mit einigem Grün, und zwiſchen ihnen, überwölbt von einem kühnen Brückenbogen, einen gleich flüſſigem Silber herabſtürzenden Bergſtrom, ſo habt ihr die Herrlichkeit, die ſich freilich in unmittelbarer Nähe noch weit impoſanter ausnehmen muß. Vom Dampfſchiff aus geſehen erſcheint ſie wie eine allerliebſte Dekoration, etwa wie die Waſſerprobe aus der Zauberflöte. Hätte man Zeit, ſo möchte man wohl den Weg in das geheimnißvolle Thälchen, aus welchem der Ledro hervorbricht, fortſetzen. Jezt folgt am rechten Ufer Limone, ein ziemlich großes hübſches Dorf mit den ſogenannten Citronengärten, das heißt terraſſenförmig aufſteigenden Anpflanzungen, in welchen die Citronenbäume zwiſchen Pfeilern in einer Art offener Treibhäuſer ſtehen, die im Winter zugedeckt werden; ein ſehr einförmiger Anblick. Am linken Ufer unterſcheidet man hier noch deutlich Malſeſine mit ſeiner maleriſchen alten Veſte, welche einſt Goethe zeichnete, und dabei, wie er ſo anmuthig erzählt, von dem Podeſta beinahe als Spion arretirt worden wäre. Das anſehnliche und freundliche Städtchen Salo iſt einer der Hauptorte des Sees mit drei Kirchen, gegen ſechstauſend Einwohnern und ſehr bedeutendem Citronenhandel (man ſchäzt die Produktion auf fünfzehn Millionen Citronen jährlich). Leider konnte ich es nicht näher in Augenſchein nehmen, da das Dampfſchiff nicht in den Buſen hineinfährt, ſondern ſich nur an der Tangente hält. Ich hätte ſchon in Maderno ausſteigen und dann zu Fuß hinpilgern müſſen, was das Wetter widerrieth. Eben ſah man einen tüchtigen Regen über Salo niedergehen, doch brachen auch einige Sonnenſtrahlen durch die Wolke und beleuchteten freundlich die weißen Häuſer und rothen Dächer des Orts. Reiſenden, welche das Städtchen beſuchen, möge der dortige Gaſthof zum Krebs empfohlen ſeyn. Der preußiſche Maler und ein ehrlicher ſächſiſcher Profeſſor, welcher ſich auf dem Dampfſchiff zu uns gefunden hatte, rühmten ihn ſehr als einen zwar theuern, aber höchſt comfortabeln und eleganten Aufenthalt. — Von hier an ſteuert das Dampfſchiff etwas mehr links und dann an einer reizenden Inſel vorüber, welche man den Borromäiſchen im Lago maggiore wohl an die Seite ſezen dürfte. Sie trägt eine ſchöne Villa mit Gärten, dem Grafen Lecchi gehörig, und heißt nach ihrem Beſizer Iſola Lecchi. Sobald man dieſelbe paſſirt hat, erblickt man zur Linken eine ſehr lange Landzunge, die ſich wohl anderthalb Stunden vom Ufer in den See hinaus erſtreckt. Dieß iſt die Halbinſel Sirmione (das alte Sirmium), mit den Ruinen des ehemaligen Landhauſes Catulls, welche nach unſeres Malers Bericht den Umfang einer kleinen Stadt haben ſollen. Man thut wohl am beſten, wenn man ſie beſuchen will, von Salo aus einen Nachen zu nehmen. Deſenzano das wir jezt nach einer etwa noch halbſtündigen Fahrt erreichten, iſt ein ziemlich ſtattlicher Flecken von etwa fünftauſend Einwohnern, größtentheils hart an den See gebaut.

(Fortſezung folgt.)

An die Leſer und Mitarbeiter des Kunſtblattes und des Literaturblattes.

Verhältniſſe, welche ihre Urſache einzig in den auch auf dem literariſchen Verkehr ſchwer laſtenden Zeitumſtänden finden, veranlaſſen uns, vom 1. Juli ab

das Kunſtblatt und das Literaturblatt

aufhören zu laſſen.

Nähere Nachricht für Leſer und Mitarbeiter dieſer beiden Blätter, ob und wie mit dem kommenden Jahre 1850 das Morgenblatt Zweck und Aufgabe dieſer ſeiner beiden Beiblätter in ſeinen Rahmen wieder aufnehmen werde, behalten wir uns für ſpäter vor.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 159. Mittwoch den 4. Juli 1849.

— Discomfort guides my tongue,
And bids me speak of nothing but despair.
For time hath set a plot upon my pride.
Shakespeare.

Jenny Lind und der Maler.

Eine Arabeske aus Künſtlers Erdenwallen.

Jenny Lind war kürzlich in Paris. Sie hatte mit einer ihr befreundeten ältern engliſchen Dame in den elyſäiſchen Feldern eine freundliche Wohnung bezogen, wo ſie ungeſtört von den Anſtrengungen ihrer Leiſtungen in England ſich erholen konnte. Mit Ausnahme Meyerbeers und einiger Freunde hatte ſie keinen Umgang. Sie war bei ihrer Ankunft ſichtlich angegriffen, verſpürte aber ſchon nach einigen Tagen den wohlthätigen Einfluß eines ruhigen Lebens in ſtiller Abgeſchiedenheit. Sie ſingen hören, iſt ein großer Genuß, ein größerer, ſie in traulichem Geſpräch zu hören, und eine wahre Seelenerhebung, die Thaten ihres Gemüths zu erleben. Ein ſolches Erlebniß aus ihrem lezten Hierſeyn, in welchem der Seelenadel und das künſtleriſche Zartgefühl der gefeierten Sängerin in anmuthigſter Natürlichkeit hervortraten, und ohne daß ſie ſelbſt eine Ahnung davon hatte, nur ihrer Umgebung ſichtbar, die Verklärung ſittlicher Schönheit ihr Haupt umſtrahlte, möchte ich mittheilen, aus eigenem Herzensdrange und zur Erquickung Vieler in dieſer zerriſſenen Zeit; aber bequem, das heißt mit einiger Ausführlichkeit, wenn ich den Eindruck, den der Vorfall auf mich machte, treu wiedergeben ſoll. Und doch trage ich Bedenken. Werden mir unter der politiſchen Befangenheit der Geiſter, bei dem ſtürmenden Anlauf politiſcher Tagesberichte aus allen Theilen der Windroſe Ihre Spalten offen ſtehen zu einer einfachen Künſtlergeſchichte? Ich hoffe es und erzähle.

Ein ausgezeichneter, rühmlich bekannter nordiſcher Künſtler (ich verſchweige ſeinen Namen), ein Maler, der gegen das Ende des Jahrs 1847 hier eingetroffen und dem ſich bei Hofe und in der hieſigen Kunſtwelt unter ſehr günſtig ſich fügenden Umſtänden in kürzeſter Zeit eine glänzende Zukunft eröffnet, hatte ſich durch die Februarrevolution um ſeine ſchönſten Hoffnungen betrogen und das Gebäude ſeines geträumten Glücks mit Einem Schlage zertrümmert geſehen. Ich unterlaſſe die Schilderung der nun eintretenden äußern Umſtände und ſeiner innern Leiden. Als Menſch hochgeachtet, als Mann von ſeltenen geiſtigen Fähigkeiten und vielſeitiger Bildung von den Beſten geſchäzt, als Künſtler erſten Ranges in ſeiner Heimath geſucht, gehätſchelt, verwöhnt, ſah er in der Fremde plözlich ſich von ſeiner Höhe herabgeſtürzt, unbekannt, unbeachtet, ungeliebt, von Gleichgültigen umgeben, vom Straßengetümmel betäubt, inmitten geräuſchvoller, bedrohlicher Ereigniſſe und einer politiſchen Gährung, in welcher das innere Leben erblaßte und die Kunſt zum Unbedeutenden, Werthloſen herabſank, wie er ſelbſt, der einſt Hochgeſtellte, Reichausgeſtattete, Vielgeprieſene, zum gewöhnlichen, unbeachteten Alltagsmenſchen herabgeſunken war. Er, einſt der Mittelpunkt, um den ſich Viele bewegten, war durch den Wiederſchlag der gewaltigen Ueberſtürzung in den wirbelnden Kreis der Hunderttauſende geſchleudert worden, der um die ernſte Frage von Seyn oder Nichtſeyn in wogender Bewegung ſich ſchwang und in dem endlich auch ſein eigener Mittelpunkt verſchwand, ſein Liebſtes, die Kunſt. Noch kämpfte er um ſie, als ihn ein anderer Feind befiel, die Noth, und er damit einen andern Kampf zu beſtehen hatte,

Digitized by Google

den um das tägliche Leben. Er, der ſonſt das leicht verdiente Geld verſchleudern durfte, er hatte jezt die drückende Laſt einer hohen Jahresmiethe für ſein geräumiges Atelier und dabei oft kaum das liebe Brod im Hauſe. Seine Lage nach der Heimath zu berichten, verbot ihm ſein Künſtlerſtolz, und ſo mußte er ſich glücklich ſchätzen, wenn ihm der Zufall Käufer zuführte, die ihm dieſes oder jenes Bild für die Hälfte, ja für den dritten, den vierten Theil des Werths abnahmen; er mußte ſeine Werke an wuchernde Spekulanten verſchleudern, die, nachdem ſie mit ihm gefeilſcht, in England um ſo größern Vortheil daraus zogen.

Das alles, ſein Ringen, ſeine Leiden, ſeine Verzweiflung, hatte ich, der Einzige, dem er ſich mittheilte, miterlebt, bemüht in Stunden troſtloſer Herzensergießungen die Aufwallungen ſeines leichterregbaren Gemüths zu dämpfen, ſein reizbares Ehrgefühl zu beſchwichtigen, ſeine maßlos umherſchweifende Phantaſie zu bändigen. Aber allerdings hatte er Urſache zu verzweifeln, nicht über das äußere Mißgeſchick an ſich, das ihn traf wie ſo viele Andere, ſondern über die vorausſichtliche Zertrümmerung eines ſchönen Herzenstraums, deſſen Verwirklichung von ſeinen Erfolgen in der Ruhm und Lorbeeren ſpendenden Hauptſtadt Frankreichs abhing. Fama, die geflügelte Göttin, hatte Augen, Ohren und Zungen nur für die gewaltigen Begebenheiten der Außenwelt, und was nicht mit eingriff in den Kampf der Zeit, war für ſie nicht vorhanden, und dieß war der Unſtern meines Freundes. Ich theilte ſeinen Schmerz, fühlte aber die Nothwendigkeit, ihn aus der lähmenden Muthloſigkeit aufzurütteln; ich glaubte ſelbſt mit harten Worten das Unmännliche ſeiner Haltung, den Hang ſeines Herzens zu zweckloſer Selbſtpeinigung ſtrafen zu müſſen, kurz, ich ſuchte ihn ſich ſelbſt zurückzugeben, ſo viel es in meinen Kräften lag. Und wie glücklich fühlte ich mich, wenn es gelang, und er, wie von einem Fieberanfall erſtehend, allmählig ſich faßte, wenn er, durch einige ſcherzhaft ſtachelnde Bemerkungen gezwungen über ſich ſelbſt zu lachen, anfangs mit komiſchem Unwillen mich ob ſolchem Scherze ausſchalt und endlich nach herzlicher Umarmung beruhigt, getröſtet, geſtärkt, ermannt, mit einem lezten Stoßſeufzer lächelnd von mir ſchied! Wie manche nächtliche Stunde haben wir auf ſolche Weiſe zugebracht! Pietro da Cortona, wenn ich nicht irre, wandelte durch einen einzigen veränderten Zug ein weinendes Kind in ein lächelndes um; hier gehörte mehr dazu: die weinende Künſtlerſeele, die aufgeſchlagen vor mir lag, war nicht ſo leicht zu beſchwichtigen. Mich machte ein ſolcher Auftritt jedesmal krank. Der Jammer ſchnitt mir zu tief in's Herz, der ſtürmiſche Anlauf der zügelloſen Leidenſchaft ſtürzte mich faſt zu Boden, es war ein Ringen auf Schritt und Tritt, und die Bekämpfung ſo ausbündiger Troſtloſigkeit, von der oft alle Vorſtellungen abprallten, erſchöpfte meine Kräfte.

(Fortſezung folgt.)

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſezung.)

Die Livorneſen drohten, wie geſagt, gegen Florenz zu marſchiren, wenn man ihnen nicht willfahre. Ihre Klagen und Forderungen waren ſo aus der Luft gegriffen, daß ich ſie meiſt vergeſſen habe; ſie glichen großentheils denen der Schneiderrebellion: „Das Dritte, Herr König, noch wiſſen wir's nicht, das Dritte, das ſollſt du uns ſchwören!“ Es war lediglich der alte revolutionäre Kitzel, welchen der Advokat und Romanſchreiber Guerrazzi, aus Sucht ſich emporzuſchwingen, unterhielt und geſchickt benuzte. Nach vielen ſchwankenden Maßregeln ernannte das Miniſterium Capponi, allen Warnungen zum Trotz, Montanelli zum Gouverneur von Livorno. Am Tage ſeiner Ankunft daſelbſt ſchloß er ein Bündniß mit Guerrazzi, den er früher auf's heftigſte bekämpft hatte, proklamirte, zum Hohn der toscaniſchen Verfaſſung, eidbrüchig die italieniſche Conſtitution, machte mit den ſchlimmſten Ruheſtörern gemeinſame Sache und brachte es durch Drohungen, Zweideutigkeiten, Einſchüchterungen, künſtlich geförderten Tumult dahin, daß der Großherzog die von Capponi und ſeinen Kollegen gegebene Entlaſſung annahm und ihn und ſeinen neuen Freund Guerrazzi mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragte, zu welchem man ſelbſt hinter dem Ladentiſch rekrutirte, und das ſich den Namen eines demokratiſchen Miniſteriums beilegte.

Jahre zuvor hatte Montanelli dem Marquis Capponi ein Gedicht De profundis gewidmet. Nun ſang er ihm ein De profundis, aber zugleich ſeiner eigenen Ehre und der ſeiner Heimath.

III.

Alle politiſchen Sudelköche haben eine Panacee: das Glückſeligkeitselixir der toscaniſchen Quackſalber war die Conſtituante. Maſſimo d'Azeglio bemerkt mit Recht, in unſerer Zeit reiche ein Wort hin, das Glück eines angehenden Politikers zu machen; komme das Wort aus der Mode, oder ſey es abgenuzt, ſo habe freilich auch die Größe ſeines Erfinders ein Ende. Das erſte, das am meiſten ge- und verbrauchte Wort war Italien, dann kam Nationalität an die Reihe, dann Independenz, Reform, Freiheit, Conſtitution, heiliger Krieg, Kreuzfahrer,

am Ende Constituante und demokratisches Ministerium. Als wenn die lezten Miniſterien die Pairs von König Arthurs Tafelrunde geweſen wären! Ein ſchöner Moment für die Conſtituante! ſagten die Verſtändigen. In einer Zeit, wo nicht zwei italieniſche Regierungen unter einander einig ſind, wo die nächſten Nachbarn mit einander hadern, wo die jungen Conſtitutionen Mühe haben ſich auf den Beinen zu erhalten, wo das Kriegsglück Piemont untreu, die reaktionären Gelüſte Neapels nicht ſehr verſteckt, die Lombardei und Parma in den Händen der Oeſterreicher, die Finanzen erſchöpft, die Preſſe ohne Zügel, die Parteien erregt, die Gegenwart beängſtigend, die Zukunft noch trüber — in einer ſolchen Zeit wollt ihr mit einer Conſtituante kommen, die, wenn ihr ſie nicht zu Stande bringt, euch der Lächerlichkeit preis gibt, wenn ſie gelingt, die Verwirrung nur noch mehren und am Ende doch völlig machtlos bleiben wird! — Der neue Miniſter des Innern, Guerrazzi, lachte ſelbſt heimlich über das Projekt. Er war ein zu kluger Kopf, um nicht einzuſehen, daß das Ganze ein bloßes Hirngeſpinnſt ſey. Aber er wollte Miniſter werden, er wollte im Palazzo vecchio ſeinen Sitz nehmen, er wollte ſich an ſeinen Gegnern rächen, und da war ihm jedes Mittel gut. Denn politiſche und moraliſche Ueberzeugungen bildeten den leichteſten Theil ſeiner Habe.

Wie ſah Florenz aus in dieſer Zeit? Traurig genug! Die ganze Phyſiognomie war verändert. Das war nicht mehr die heitere, unbeſorgte, lebensfrohe, wohlhäbige Stadt, die man einſt gekannt und geliebt hatte. Die höheren Klaſſen waren betroffen, ängſtlich, verſtimmt, gedemüthigt, größerer Uebel gewärtig. Die Liberalen, welche im Jahr zuvor den Wechſel der Dinge herbeigeführt, ſahen ſich weit überflügelt; ſolche Art Freiheit hatten ſie nicht gewollt. Hatte man früher einmal von Willkür geſprochen, ſo war das eine Willkür, die mehr in Abſtrakto beſtand, als in der Praxis ſich äußerte; jezt erfuhr man, was es mit dem Pöbelde ſpotismus auf ſich hatte. In den andern Klaſſen aber kam ein ganz neues Element zum Vorſchein, oder vielmehr es bildete ſich ein neuer Pöbel nach dem Muſter Livorno's. Wehe dem, der dieſem Pöbel und den tonangebenden demokratiſchen Blättern nicht gefiel! Alles, was nicht in dem Triumph der Mazziniſchen Ideen das Heil Italiens ſah, wurde mit dem Ehrennamen „Codino“ (Zopfträger), und nöthigenfalls mit Angriff und Hohn auf der Straße begrüßt. Die ehrenwertheſten Namen wurden mit Koth beworfen. An Straßenlärm war man leider längſt gewöhnt; vor einigen Wochen war er gegen die Regierung gerichtet geweſen, jezt benuzte die Regierung ihn für ihre Zwecke. Als das Miniſterium die Kammer auflöste, weil dieſe ihm entgegen war, und die neuen Wahlen eben ſo wenig zu Gunſten der Demokratie auszufallen ſchienen, ſtürmten Pöbelhaufen die Kirchen, in denen der Wahlakt ſtattfand, warfen die Urnen um, mißhandelten die Anweſenden. Als der Erzbiſchof ſich weigerte, auf ich weiß nicht welchen Anlaß, einem tumultuirenden Haufen ſeinen Willen zu thun und ein Tedeum im Dome ſingen zu laſſen, ſchlug der Pöbel ihm die Fenſter ein, riß das päpſtliche Wappen herunter, läutete und ſang ſich ſelber ſein Tedeum und nöthigte den Prälaten zur Flucht. Als der Marquis Ridolfi von ſeiner Miſſion nach Paris und London zurückkehrte, wurden auch ihm und bei derſelben Gelegenheit mehreren Andern die Scheiben eingeſchlagen, die Fenſtervorhänge angezündet. Als der engliſche Geſandte auf ſeiner in der Nähe der Stadt gelegenen Villa einen Ball geben wollte, drohte der Pöbel, er werde es nicht zugeben, ſondern die hinausfahrenden Wagen angreifen; das Geld ſolle in die Succurskaſſe für Venedig gezahlt werden. Guerrazzi, der ſeine eigene Autorität bedroht ſah, mußte Dragoner aufſitzen laſſen, um die Straße zu ſichern.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

(Fortſezung.)

Der Gardaſee.

Wir ſtiegen in dem Wirthshauſe zur alten Poſt ab, und fanden es dort recht gut, aber theuer. Ueberhaupt iſt in dieſer ganzen Gegend, ſchon von Trient an keine Spur mehr von den idylliſchen Tiroler Preiſen. In der ſehr beheizten großen Wirthsſtube loderte im Kamin ein luſtiges Feuer, denn es war, obgleich wir erſt den 7. September ſchrieben, empfindlich kühl. Eine ſchöne junge Brescianerin ſaß dort mit ihrer Mutter und wärmte ſich. Ich knüpfte mit ihr ein Geſpräch an; ſie antwortete naiv und munter, ſo gut ſie es in dem abſcheulichen brescianiſchen Dialekt, der mit dem toskaniſchen ſehr wenig Aehnlichkeit hat, vermochte. Das Brescianiſche wird vorzüglich häßlich durch die unreinen Vokale und das häufige Verſchlucken der Endſylben; dabei wird es ſo ſchnell geſprochen, daß man die Eingebornen unter ſich auch nicht im mindeſten verſteht. Während wir ſo ſaßen und plauderten, erhob ſich auf einmal

ein Geſchrei: »Ah, il cattivo, il brutto vento!« — »Ah, bellissimo vento!« rief ich und ſtürzte hinaus. Eine herrliche Burrasca, ein heftiger Nordweſtwind hatte ſich plötzlich aufgemacht und peitſchte den See, der ſeine Wellen bereits durch das eiſerne Gitterthor des Hafens hereinwarf. Er wuchs von Minute zu Minute und ſteigerte ſich faſt zum Sturm. Wir eilten hinaus an den See, und ſahen die majeſtätiſchen, jetzt grünlichgrauen Wogen ſich heranwälzen, die zuerſt hoch aufſprühend mit weißlichem Schaume ſich an den mächtigen Quadern des Hafens brachen, dann ihn theilweiſe überſchwemmten, und zuletzt mit donnerndem Gebrauſe ſelbſt bis an den Altan unſeres Hauſes im erſten Stock ihre ſchaumgekrönten Häupter emporhoben. Unſer Dampfſchiff tanzte im Hafen hin und her und konnte nur mit Mühe durch Taue und Ketten feſtgehalten werden. „Hier können Sie Studien machen," ſagte ich zu unſerm Maler. „Ich brauche keine Studien mehr," antwortete er mit preußiſcher Beſcheidenheit. Leſſing, Cornelius, Schnorr, Kaulbach würden anders geſprochen haben. Er rutſchte nachher mit dem ehrlichen ſächſiſchen Profeſſor nach Verona ab. Ich ließ ſie ziehen, ſtieg auf den Altan und weidete mich noch lange an dem majeſtätiſchen Schauſpiel des empörten Sees und an dem friſchen Wind, der mir durch die Haare pfiff, an Virgils Worte gedenkend, die er von dem See geſungen hat:

»Fluctibus et fremitu assurgens, Benace, marino!«

Mich zog es wieder hinaus in den ſturmbewegten See. Deßhalb entſchloß ich mich kurz, mit dem Dampfſchiff denſelben Weg wieder zurückzumachen. Um zwei Uhr Nachmittags, als es abging, hatte ſich der Wind etwas gelegt, aber die Wellen gingen noch ſehr hoch. Es war prächtig, das Schiff ſo für Augenblicke in dem dunkelgrünen Abgrunde verſchwinden, und dann wieder den leuchtenden Kamm der nächſten Woge erklimmen zu ſehen. Mehrere der Geſellſchaft wollten das nicht ſo ſchön finden und verſchwanden ſeekrank in der Kajüte. Ich aber hielt mich, immer nach vorn ſchauend, tapfer. Einigemal ſchlugen Sturzwellen über das Vorderdeck; eine derſelben ertappte mich, und durchnäßte mich weidlich. Da hättet ihr den Jubel der Italiener ſehen ſollen! Wohin ich trat, unauslöſchliches Gelächter. Ich laſſe gern Jedem ſeinen Spaß, aber dieſer Jubel über einen ſo unbedeutenden Vorfall hatte etwas widerwärtig Kindiſches. Es iſt aber ein Charakterzug dieſes Volks, daß es ſich über ein Nichts todtlachen kann.

(Schluß folgt.)

Aus Baden, Juni.

(Schluß.)

Die Inſurrection.

Der Regierungsbeamte verließ einen Augenblick den Wagen, und es ſtieg eine andere Figur ein, die ich im erſten Augenblick nicht zu klaſſificiren wußte. Es war ein Mann in den Fünfzigen, anſtändig gekleidet, mit kurz geſchorenem grauem Haar, einem weißen Hut und blauer Brille; er hatte ein unangenehmes, verſchmitztes Geſicht und lächelte beſtändig, ſowohl bei unſerm Anblick als beim Anblick der Wachmannſchaft auf dem Bahnhof und der lärmenden Soldaten in den Wagen. Der Beamte kam zurück und ſetzte ſich dem Neuangekommenen gegenüber. Beide betrachteten ſich eine Weile forſchend, dann zog die blaue Brille lächelnd ein Papier aus der Taſche und überreichte es dem andern. „Aha!" rief dieſer, „Sie ſind der Armeelieferant N. aus Straßburg." Als Antwort flog ein vergnügtes Lächeln über die Züge deſſelben, ein Lächeln, das wie dreihundert und mehr Prozent ausſah und ſagen wollte: macht nur immer proviſoriſche Regierungen, ich allein habe den Profit davon. Nachdenklich blickte der Beamte wieder in ſeine Papiere, da kam der Condukteur an den Schlag und erſuchte den Lieferanten ſich in die dritte Wagenklaſſe zu begeben, wohin ſein Freibillet laute. „Laſſen Sie den Bürger hier," ſagte der Beamte. „Entſchuldigen Sie," entgegnete der Condukteur, „der Dienſt befiehlt mir dem Herrn ſeinen richtigen Platz anzuweiſen." — „Der Bürger bleibt hier!" verſetzte der Beamte; „ich bin aide de camp des Generals und habe mit dem Bürger Armeelieferanten Namens der Regierung Wichtiges zu beſprechen." Der Condukteur zog ſich zurück, der aide de camp lehnte ſich in die Wagenkiſſen zurück und ſagte zum Lieferanten, der ihn ſtill lächelnd, aber, wie es ſchien, mit bewunderungsvoller Hochachtung anſah, und zugleich mit einem Seitenblick auf uns: „Man muß den Leuten imponiren, aber auch die Macht dazu in Händen haben; noch ein Wort vom Condukteur und ich hätte mir einen Extrazug einſpannen laſſen." — Die Lokomotive pfiff, der Zug verminderte ſeine Schnelligkeit, wir hielten an, und die Klarinette vorne im Zug jauchzte entſetzlich laut auf. Im Bahnhof derſelbe Lärm, daſſelbe Gewühl. Der Adjutant verließ den Wagen und ich benutzte dieſen Moment, mich äußerſt beſcheiden nach dem Namen des Mannes zu erkundigen. Der Lieferant, an den ich mich deßhalb wendete und der mir anſehen mochte, daß ich nicht zu den Rothen gehörte, zuckte ſonderbar lächelnd die Achſeln und ſagte: „Mein lieber Herr, wer kann alles das kennen!" Ich ſtieg aus, kaufte in der Reſtauration ein Butterbrod, ſtellte mich ſpeiſend zu einem der Condukteure und fragte ihn im gleichgültigſten Tone von der Welt nach dem Namen des Bürgers Armeelieferanten, bekam aber zur Antwort: „Höre Sie mal, des is viel verlangt, daß mer de Name von dene Kerls alle wiſſe ſoll." Kopfſchüttelnd nahm ich meinen Sitz wieder ein. Der Adjutant hatte dießmal mehr als gewöhnlich auf dem Bahnhof zu thun und ſtand in ſeiner beliebten Stellung noch immer da, als die Lokomotive bereits pfiff. Umſonſt winkte der Lieferant, umſonſt erſuchte ihn der Condukteur eilig einzuſteigen; er verſicherte beide auf das Herablaſſendſte, der Zug werde *ohne* ihn nicht abfahren, und darauf begab er ſich mit aller Bequemlichkeit an ſeinen Platz, worauf ſich der Armeelieferant ganz entzückt über die bewieſene Kaltblütigkeit ausſprach und verſicherte, das ſey des Soldaten ſchönſte Eigenſchaft. — Wir näherten uns Raſtatt; da rief der Badener: „Sehen Sie dort *unſere* Feſtung? nicht mehr die Zwingburg öſterreichiſcher Stockhelden und preußiſcher Croaten!" Der Lieferant blickte mit geheimer Freude auf die ehemalige Reichsfeſtung, wo das ſchwarz-roth-goldene Banner wehte, und wohin er wahrſcheinlich viel verdorbenes Mehl und ſchlechten Speck geliefert hatte. Da lagen die ſchönen Werke vor uns, in der Sonne funkelten die neuen Geſchütze und badiſche Soldaten ſaßen in langen Reihen auf den Bruſtwehren und ließen die Beine zierlich herabhängen. — Wir fuhren weiter nach Karlsruhe. „Apropos," ſagte der Lieferant, „habt ihr wirklich in Karlsruhe *ſeinen* Marſtall und *ſeine* Wagen verkauft?" — „Gott bewahre," erwiederte der Beamte, „ich habe geſtern noch eines der Leibpferde geritten." Der Bahnhof der badiſchen Hauptſtadt war geräuſchloſer als ich erwartet hatte. Mein preußiſcher Reiſegefährte ſtieg mit ziemlich erleichtertem Herzen aus und verließ mich hier. Durlach war verödet, nicht einmal Bürgerwache befand ſich dort. Mit dem Zuge ſelbſt fuhren nur Soldaten in der dritten und vierten Klaſſe, die zweite Klaſſe war faſt ganz leer, und in der erſten Klaſſe hatte, wie der Dichter von dem Kaiſerpalaſte in Stambul ſagt, die Spinne ihr Neſt aufgehangen. — In Durlach verließ auch ich die Bahn, um mich oſtwärts zu wenden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 160. Donnerſtag den 5. Juli 1849.

Juſt eben drum wirſt du der Mann des Tages,
Weil du gemein biſt, frech und pöbelhaft. —
Regieren iſt kein Ding für Leute von
Charakter und Erziehung. Biedermännig,
Unwiſſend muß man ſeyn! Drum folge du
Dem Ruf, den dir der Götter Spruch verkündet.
Ariſtophanes.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſetzung.)

Als beſſer geſinnte Journale ſich gegen das Unweſen ausſprachen, zerſchlug man ihnen die Preſſen, mißhandelte die Gérants, hinderte das fernere Erſcheinen, während das Gouvernement erklärte, es könne nichts dabei thun. Als der Clerus ſich wegen täglicher ſchamloſer Angriffe auf die Religion an dieſes nämliche Gouvernement wandte, gegen das Colportiren und Anſchlagen wahrhaft gottesläſterlicher Druckſachen ſich verwahrend, erhielt er zur Antwort, man könne die Preßfreiheit nicht beſchränken, der Rekurs an die Gerichte ſtehe offen; ein ſchöner Troſt, da es kein Preßgeſetz gab und die Richter durch Drohungen und Mißhandlung eingeſchüchtert wurden. Als ein bekannter Schriftſteller, ein Nichttoscaner, in einem der Clubs gegen den mit dem Begriff Demokratie getriebenen argen Mißbrauch ſprach, prügelte man ihn an einem öffentlichen Orte und die Polizei wies ihn aus, weil er die Indignation des Publikums erregt habe. Als Roſſi's Meuchelmord bekannt wurde, präconiſirten mehrere Zeitungen den Mörder, indem ſie die Hoffnung ausſprachen, daß der nämliche Dolch noch manchen offenen und geheimen Feind des Volkes treffen werde.

So waren unter der Herrſchaft der Demokraten die öffentlichen Zuſtände beſchaffen. Nie war ſchönere Gelegenheit geboten, Jules Janins vergleichende Phyſiologie von Canaille und Crapule praktiſch zu ſtudiren. Da eine Menge der erſten Beamten ſogleich ihre Entlaſſung einreichten, weil ſie unter einem ſolchen Miniſterium nicht dienen wollten, ſo hatte daſſelbe Anlaß, ſeine Anhänger und Clienten zu verſorgen, und es machte davon reichlichen Gebrauch. Welche Leute wurden da hervorgezogen! Die trefflichſte Wahl von allen war aber die des Gouverneurs von Livorno. Dr. Pigli, welcher mit dieſem wichtigen, ehrenvollen und einflußreichen Poſten betraut wurde, wird jezt gewiſſermaßen durch Steckbriefe verfolgt, weil er über einige fünfzigtauſend Franken Rechenſchaft geben ſoll, die aus den Kaſſen in ſeine Taſchen gewandert ſind. Am Tage, ehe ſeine Ernennung bekannt gemacht wurde, begegnete ich ihm auf dem Mercato nuovo zu Florenz; die Leute wieſen mit Fingern auf ihn, denn er hatte eben in einem radikalen Club, vom Fürſten von Canino und dem General Garibaldi unterſtüzt, über den Text: la propriété c'est le vol gepredigt und war zu dem tröſtlichen Schluß gelangt, des Menſchen einziges legitimes Eigenthum ſeyen ſeine Knochen mit Zubehör. Das war die Garantie, welche er den neuen Gewalthabern gab. Wie unter der Oberleitung eines ſo gewiſſenhaften Mannes die Sitten in Livorno ſich verbeſſerten, dafür mögen die Scenen während der lezten Monate Zeugniß ablegen, vor allem die Haltung dieſer unſeligen Stadt zur Zeit, als ganz Toscana ſich aus tiefem Verfall erhob und ſie allein in der rebelliſchen Verſtocktheit beharrte, welche leider Grund oder Vorwand zu fremder Intervention dargeboten hat.

IV.

Die Regierung zu Florenz beſtand aus lauter Parvenüs, mit einem unendlichen Schweif von Handlangern aller Art, unter denen Guerrazzi's alte Freunde,

Clienten und Helfershelfer aus Livorno eine glänzende Rolle spielten. Sie nannten aus Gewohnheit den Herrn Minister „Cetto“ (das Diminutiv von Francesco), füllten seine Antichambre im Palazzo vecchio, als wären sie seine Leibwachen, drangen ungefragt in sein Arbeitszimmer, ohne auf die Consigne zu achten, und benahmen sich so ziemlich als die Herren und Meister. Was der eitle, herrschsüchtige Mann in seinem Innern davon halten mochte, lasse ich unerörtert.

Die ganze Regierung mit ihrem Anhang paßte so wenig zu dem signorilen Charakter von Florenz. Die Leute schämten sich dessen, nicht etwa weil die neuen Minister nicht Marquis und Grandcordons waren, wie man's ehemals gewohnt; der Toscaner hat von dem ächt demokratischen Element des Mittelalters noch genug in sich, um solchen Dingen nicht größern als den ihnen gebührenden Werth beizulegen. Aber einen so verrufenen Mann wie Guerrazzi, einen „Avvocataccio“ oder schlechten Advokaten, wie sie ihn nannten, daneben einen kleinen Livorneser Wechsler, bei welchem Hunderte ihre Scudi umgesezt, und Aehnliche an der Spitze der Geschäfte zu sehen, das wurmte ihnen doch. Der Gesandte der französischen Republik, ein Neffe Lamennais' und ein Mann von Talent, obgleich in diplomatischen Dingen höchst unerfahren, glaubte sich demokratisch verpflichtet, das demokratische Ministerium zu epauliren; aber es half nichts, daß er stets von Herrn Montanelli als Monsieur le Président du Conseil sprach; die ungelehrige Menge sah doch immer nur den Pisaner Professor, dem sie Schuld gab ein ehrsüchtiges Spiel auf Kosten der Ehrlichkeit gespielt zu haben. Ridolfi war auch Professor zu Pisa gewesen; es war also nicht Standesvorurtheil, das sich gegen seinen Nachfolger aussprach.

Und wie regierten die Demokraten! Es war eine rechte Misère. Sie kehrten die alte florentinische Staatsweisheit theoretisch um und handelten dann praktisch nach diesen auf den Kopf gestellten Grundsätzen. Guerrazzi war in dieser Hinsicht sehr komisch; seine Erlasse an Behörden, an den Clerus, an Privatpersonen waren Predigten im salbungsreichsten Tone; alle seine Herzensergießungen wurden durch die offizielle Zeitung mitgetheilt. Und da erfuhr man denn bald, daß „sein Leben verlösche wie eine verglimmende Lampe,“ bald daß „Thränen und Blut seine Augen füllten.“ Unterdessen wurden die Kassen immer leerer, denn das Gouvernement brauchte immer mehr Geld und vertröstete das Volk auf den Nationalruhm, der ihm aus dem in Aussicht stehenden Kriege mit Oesterreich erwachsen würde. Unterdessen wurde die italienische Einheit täglich ausposaunt, und um sie zu fördern, überwarf man sich völlig mit Neapel und stellte sich in offenbares Mißverhältniß zu Piemont und Rom, so lange daselbst noch verständige Regierungen waren. Als dann der Krieg wirklich ausbrach und Toscana daran hätte theilnehmen und die Einheit befestigen sollen, war man weder zu dem einen noch zu dem andern fähig. Gioberti prophezeite wahr: Rom und Toscana sendeten zum Unabhängigkeitskriege nicht einen Scudo, nicht einen Mann. Als es mit dem Gelde ganz aus war, machte man Papiergeld und schrieb das Zwangsanleihen aus und autorisirte die Banken zur Nichteinlösung ihrer Billets. Wollte das Ministerium irgend einmal den Weg verlassen, der zu offenbarem Ruin führte, gleich waren die Clubs hinter ihm drein, welche mitregierten, und zwar auf die allerarbiträrste Weise. So ging's immer rascher den Berg hinunter; jeder Tag enthüllte mehr die jammervolle Unfähigkeit des Radikalismus zum regieren.

(Fortsetzung folgt.)

Jenny Lind und der Maler.

(Fortsetzung.)

Wir besuchten eines Tags Jenny Lind. Der Maler und sie waren alte Bekannte und freuten sich des Wiedersehens. Aber welch ein Wiedersehen für ihn nach so tiefem Fall! Sie, die Gepriesene, Gefeierte, Ruhmgekrönte, er, der Verschollene, Vernichtete: welch bitterer Gegensatz! Er durfte ihr den jähen Sturz nicht gestehen, ihr, die ihn auf der glänzenden Höhe gekannt. Aber es entfuhr ihm manches, was ihn verrieth, und sie mochte vieles errathen, was er verschwieg. Sie äußerte den Wunsch sein Atelier zu besuchen, die Schöpfungen seiner Kunstthätigkeit zu sehen. Der Besuch ward auf den nächsten Morgen festgesezt. Sie kam, mit ihr eine Gefährtin aus der schwedischen Heimath. Eine Reihe schöner Bilder, groß und klein, wurde ihnen vorgeführt, fast alle mehr oder minder der Vollendung nahe, vollendet die wenigsten. Mit leisem Tadel wurde der Maler befragt, warum denn Alles nur begonnen, nichts zu Ende geführt sey. Er entschuldigte die Lässigkeit mit seiner Verstimmung; seitdem die Kunst Werth und Bedeutung in der Welt verloren, sey ihm alle künstlerische Lust und Freudigkeit vergangen. Ob solcher Aeußerung mußte er harten Verweis und eine Strafpredigt hinnehmen, die mit der Bemerkung schloß, das Aufgeben seiner selbst sey eine Versündigung an der Kunst, und gerade in solcher Zeit der Verwirrung und des Elends müsse ein ächter Künstler sich in seiner Kunst wiederfinden und aus ihr Trost und Erhebung schöpfen. Der Maler

Digitized by Google

ſchwieg, und nach kurzer Pauſe fuhr ſie mit ernſten, mißbilligenden Worten, die ein Anflug von anmuthiger Heiterkeit milderte, in ihrer Ermahnung fort. „Jezt haben wir ja in Paris Kunſtausſtellung," ſezte ſie hinzu, „warum ſtehen alle dieſe Bilder hier und nicht dort wo ſie ſeyn ſollten?" — „Ach", war die unmuthige Antwort, „ſie würden mir dort ſo wenig helfen als hier. Wer geht denn jezt zur Ausſtellung? wer kauft jezt Bilder? wer gibt ſich nur die Mühe ſie anzuſehen? Man verliert ja alle Luſt daran." — „Wer ſich ſelber aufgibt," verſezte die Sängerin, „der iſt aufgegeben."

„So rede du!" rief er mit komiſcher Verzweiflung, ſich zu mir wendend; „du weißt wie die Sachen ſtehen, ich kann es nicht ſagen. Oder ſchweigen wir lieber und reden ein andermal davon!" Und damit rannte er in's Nebenzimmer, um andere Bilder zu holen.

Ich aber glaubte reden zu müſſen, um dem armen Mann aus ſeiner peinlichen Verlegenheit zu helfen, und ſprach, ſeine augenblickliche Entfernung benuzend, halblaut raſch die erklärenden Worte: „Wer, wie er, ſeine Kunſt heilig hält, und ſie aus dem Heiligthum auf den Markt des Lebens bringen muß; wer, wie er, vom Glück verwöhnt, plözlich in die Lage geräth, mit all ſeiner geprieſenen Fähigkeit nicht einmal ſein täglich Brod erſchwingen zu können, der wird an ſich ſelbſt und an ſeiner Kunſt irre, und ſchöpft aus ihr ſtatt Troſt nur Verzweiflung. Warum die Bilder nicht auf der Ausſtellung? Weil ihm das Geld zu den Rahmen fehlte, und ſein Stolz es aus fremder Hand nicht annehmen wollte."

Er trat mit den Bildern ein. Sie wurden aufgeſtellt, betrachtet, beſprochen, bewundert. Die Theilnahme der Beſchauerin, ihre feinſinnigen Bemerkungen, ihr Lob wirkten zündend, belebend, und ſtachelten den künſtleriſchen Ehrgeiz des freudig berührten Malers. Zwei ausgezeichnete verwandte Naturen ſtießen auf den lichten Höhen der Kunſt zuſammen, und in harmoniſchen Klängen offenbarte ſich das gegenſeitige Verſtändniß. Es war ein Athmen in reiner Atmoſphäre unter heiterem Sonnenhimmel. Aller Erdenjammer war vergeſſen, verſchwunden aller Mißklang des Lebens. Nun that es dem Maler ſelbſt leid, daß er ſeine Bilder nicht zu Ende geführt. Es überkam ihn der Drang zur rührigſten Geſchäftigkeit. Die Staffeleien wurden raſch hin und her gezogen, zurecht geſchoben, erhöht, erniedrigt, in's rechte Licht gerückt. Es lag ihm daran, alles zu veranſchaulichen, wie es vor ſeiner Seele ſtand. Hier ſollte dieß, dort jenes ſo werden, wie er es ſich gedacht und nun beſchrieb; durch die Färbung ſollte das eine zurücktreten, das andere hervor; was gefiel, konnte noch gar nicht gefallen, denn es war nur angedeutet, durchgeführt noch nichts, überhaupt alles noch kein Schatten von dem was es ſeyn ſollte, und ſo ging es fort und fort. Ja, ſahen wir ihn doch, durch begeiſternde Zuſtimmung hingeriſſen, Palette und Pinſel ergreifen und mit ungeduldiger Eilfertigkeit und kecker Technik hier einen Drucker aufſetzen, dort einen Lichtpunkt, weiterhin eine Laſur, zur Verſinnlichung ſeiner innern Anſchauung, und dann alles wieder wegwiſchen, wenn die beabſichtigte Wirkung hervorgetreten war. Und jeder der Farbentöne ſchlug an eine verwandte Saite und brachte ſie zum Erklingen, und wie der begeiſterte Maler in Worten malte, ſo ſang in Worten die begeiſternde Sängerin; ihre Sprache war Geſang der Seele, und der ganze Auftritt eine Feier der Kunſt.

Ein Bild fehlte leider, eines der gelungenſten in Charakter und Ausdruck. In dunkler Nacht auf hohem Meer eine ſchlankbemaſtete Fregatte, kühn ſich hindurchkämpfend durch heulenden Sturm und ſchäumendes Wellengebraus. Ein genialer junger Isländer, der es betrachtete und vertraut war mit dem furchtbaren Element, rief, vom Anblick dieſer Schöpfung mächtig ergriffen, das einzige Wort: „Byron!" Und vor Freude über die treffende Taufe hatte der Maler ihm das Bild geſchenkt. Ich beneide den Isländer um ſeinen glücklichen Einfall und auch um den Lohn.

Ein Bild, das mit dem eben genannten im grellſten Gegenſatze ſtand, ſchien der Sängerin vorzüglich zu gefallen, eine vollendete reizende Landſchaft bei Sonnenuntergang, voll ſeliger Ruhe und von gelungenſter Farbenharmonie. Auch ein anderes, größeres, aber noch unbeendigtes feſſelte lange ihren Blick, jenem ähnlich, derſelbe Hintergrund, nur mit verändertem Motiv: die afrikaniſche Küſte im Abendgold. Vorne auf leichtbewegtem Meere ein mauriſches Fahrzeug mit ſchwellendem lateiniſchen Segel; in demſelben, maleriſch in Tracht und Stellung, umhergelagerte Mauren, die mit eigenthümlichem, majeſtätiſch ſinnigem Ernſte der Erzählung eines mit bedeutſamer Geberde vorübergelehnten, am Schiffsmaſte ſtehenden Improviſators horchen, während einer, am Ruder aufrechtſtehend und von den Gefährten abgewendet, mit einer gewiſſen Unruhe in die Ferne zurückblickt, wo er Unheimliches zu entdecken ſcheint, das er beobachtet und ſich zu erklären ſucht; im Hintergrunde, in blauer Nebelferne, der hohe Bergrücken des Atlasgebirgs, deſſen ſcharfgeſchnittene Gipfel im goldigen Purpur der Abendſonne erglänzen. Ein Bild von großer Naturſchönheit, voll tiefer Empfindung, und

lebendig angehaucht vom Odem der Poeſie. — Dieß ſprach Jenny Lind aus, und wir mußten einſtimmen, obgleich zum großen Leidweſen und zur gerechten Strafe des Künſtlers die Durchführung fehlte, und damit die volle ſchlagende Wirkung.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

(Schluß.)

Der Gardaſee.

Die Geſellſchaft auf dem Schiffe war ſehr gemiſcht und zahlreich. Einige junge italieniſche Militärs in öſterreichiſchen Dienſten, die damals noch nicht im entfernteſten daran dachten gegen Oeſterreich aufzuſtehen, eine donna di mondo (Weltdame, wie der Wirth euphemiſtiſch ſagte), welche mit Jedermann kokettirte, eine preußiſche Beamtenfamilie, beſtehend aus einem artigen, wohlwollend um ſich blickenden Herrn, einer dicken gemüthlichen, angenehm berlineriſch ſprechenden Dame, und einem kleinen Söhnchen, welchem die Mutter durchaus nicht geſtatten wollte, ein gewiſſes Bedürfniß zu befriedigen, indem ſie mit komiſcher Verzweiflung ſagte: „Nein, es geht unmöglich, es iſt zu ſchmutzig hier;" ein etwas dreckiger und zudringlicher Malerjüngling, den ich ſchon in Riva geſehen hatte, einige ungebildete Provinzialen mit ſehr gemeinen Manieren, eine Menge Landleute und junge Mädchen aus der Umgegend (meiſt ſeekrank) — das waren die Elemente einer Converſation, mit welcher man ſich die allerdings etwas froſtige, häufig von Regenſchauern heimgeſuchte, zuletzt empfindlich kalte Fahrt verkürzen konnte. Als wir uns Riva näherten, klärte ſich das Wetter endlich auf und wir erblickten nun zu unſerm nicht geringen Erſtaunen den Gipfel des Monte baldo und die hinter Riva liegenden Berge bis zur Hälfte beſcheint. Das war alſo italieniſches Klima. So wie wir im Hafen angekommen waren, eilte ich an's Land, und der erſte Menſch, den ich an der Schwelle des Gaſthauſes erblickte, war mein liebenswürdiger Veroneſer. Geſchäfte hatten ihn bis jetzt in der Umgegend gefeſſelt und heute hieher geführt. Unſer Wiederſehen war ſehr herzlich. Er holte gute Geſellſchaft herbei, einige reiche Kaufleute des Ortes, die vortrefflich deutſch ſprachen. Der eine rühmte ſehr die deutſche Erziehung, welche er ſeinem einzigen Kinde, einer Tochter, in Wien hatte geben laſſen. So verging der Abend angenehm unter belebtem Geſpräch. Auch die Nacht war beſſer als die vorige. Pulci und Fanfari in mäßiger Anzahl, und die Ratte hielt ſich in beſcheidener Zurückgezogenheit. Ein warmer ſonniger Morgen ſtrahlte hell durchs Fenſter und weckte mich zu rechter Zeit, um verabredetermaßen mit dem Veroneſer und den übrigen Herren vor der Abfahrt des Dampfſchiffes am Hafen frühſtücken zu können. Ich wollte nun eigentlich durch das Val di Sarca nach Judicarien und von dort in's Val di Non gehen; aber der warme Morgen, der blaue Himmel und der faſt noch blauere See lockten unwiderſtehlich. Haſt du den See geſtern in ſeinem Zorn geſehen, dachte ich, ſo willſt du ihn heute auch in ſeiner Lieblichkeit genießen. So ſprang ich denn hurtig noch auf das Dampfboot, das eben im Begriff war abzuſtoßen, und geſellte mich zu meinem nicht wenig überraſchten Veroneſer, von dem ich ſchon Abſchied genommen hatte. Wir ſteuerten nun zunächſt quer über den See nach Malſeſine, dem erſten Anhaltepunkt. Ich hatte jetzt Muße, das maleriſche alte Schloß in der Nähe zu betrachten, und erinnerte mich lebhaft der Menge gaffender Köpfe, welche Goethe in der Erzählung ſeines hier erlebten Abenteuers ſo luſtig mit den Vögeln des Ariſtophanes vergleicht. — Wie anders geſtaltete ſich doch heute die Fahrt in dem warmen belebenden Sonnenſchein! Zudem war ein Feſttag, Mariä Geburt, und in den meiſten Orten, die wir berührten, läuteten gar anmuthig die Glocken, und Barken mit ſingenden, feſtlich gepuzten Menſchen durchſchnitten allenthalben den azurblauen See. Nie hatte ich Waſſer von einer ſo geſättigt blauen Farbe geſehen. Es iſt nicht etwa bloß der Widerſchein des Himmels, und doch erſcheint das Waſſer, wenn man es in ein Glas ſchöpft, kryſtallhell. Wir tranken einen ſehr guten Monteflaccone und ſchauten dabei vergnügt in das blaue Waſſer, von welchem die braunen Barken und Ruder, und die rothen Mützen der Schiffleute vortrefflich abſtachen. Auch dieſe Waſſerſtraße bietet ſehr viel Abwechslung. Der nächſte Ort, wo wir anhielten, hieß alla Madonna dell' Aſſenza (Mariä Himmelfahrt). Hier war eine Filande, aus welcher eine Anzahl von Körben, worin die Cocons aufbewahrt werden, auf das Schiff geſchafft wurden. Bei jedem neuen Zuwachs brach die Schiffsgeſellſchaft in tobenden Jubel aus. Zuletzt kamen auch die Filandieren (Spinnmädchen), die von den jungen Burſchen auf dem Schiffe mit einem aus unzähligen Verſen beſtehenden, zu immer größerer Lebhaftigkeit ſich ſteigernden Spottliede empfangen wurden. Die Melodie war etwas eintönig, der Vortrag roh, aber nicht mißklingend unter dieſem heitern Himmel und in dieſer friſchen Morgenluft. Uebrigens war das Schiff jetzt ſo belaſtet, daß das Gleichgewicht mittelſt einer eigenen bald hier, bald dorthin gerollten Maſchine erhalten werden mußte. Unſern wackern Steuermann, eine herkuliſche Figur mit einem gebräunten, waſſerdichten Seemannsgeſicht, ſchien das aber wenig zu kümmern. Dennoch iſt es mir nicht recht begreiflich, wie dieſes Schiff im jetzigen Kriege zum Ueberſetzen von Truppen oder wohl gar Kanonen dienen konnte; denn es iſt bei alledem klein und unbehülflich. — Von Garda an gleicht die ganze Gegend einem in üppigſter Vegetation prangenden Garten. Das Ufer iſt hier ziemlich flach, im Hintergrunde nur von mäßigen Hügeln beſchützt. Gerade vor ſich, in der Richtung nach Peſchiera hin erblickt man in weiter Ferne einen hohen Thurm. Er liegt bei Solferino und iſt Spié d'Italia, die Warte Italiens, geheißen. Seitwärts zur Linken liegt Laziſe, ein freundliches Städtchen mit einem kleinen Hafen, wo wir anlanden. — Da es keinen Rückweg von Laziſe aus über das Gebirge gibt, man müßte denn über den Monte baldo wegklettern wollen, und ich durchaus kein Begehren trug, Riva zum drittenmal zu ſehen, ſo entſchloß ich mich kurz und gut, mit nach Verona zu fahren.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 161. Freitag den 6. Juli 1849.

Madam, although I speak it in your presence,
You have a noble and a true conceit
Of god-like amity.

Shakespeare.

Jenny Lind und der Maler.

(Schluß.)

„Ein ſchönes Bild!“ ſprach die Lind nach langem Beſchauen; „beendigen Sie es für mich; wollen Sie?“ — „Wirklich?“ fragte der Maler mit ſichtlicher Freude über das Wohlgefallen an ſeiner Arbeit, „möchten Sie es haben?“ — „Ich möchte nicht, ich will es haben,“ verſetzte ſie. — „Das ſollen Sie.“ — „Es ſoll in meinem Wohnzimmer hängen und den ſchönſten Platz einnehmen.“ — Der Maler lächelte und ſchwieg. Ich errieth ſeine Gedanken. Der Gaſt, der ſo viel Freudigkeit ihm in's Haus gebracht, ſollte das Geſchenk mit in die Heimath nehmen.

Beſchauen und Geſpräch wechſelten mit einander ab. Meines Aufſchluſſes eingedenk, kam die Sängerin auf das Kapitel vom Ungemach der Künſtler in ſo böſer Zeit zurück. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit, oder richtiger, mit dem natürlichen, ſchönen Seelen angeborenen Takt und Glück im Ausdruck wußte ſie wunde Stellen zu berühren, ohne wehe zu thun, und ſprach: „Sie haben recht, werther Freund, es iſt betrübend für den Künſtler und entmuthigend, wenn ſeine Kunſt von den Stürmen der Außenwelt verdrängt wird oder gar gewaltſam herausgeriſſen auf die Straße, wenn er markten muß mit dem Leben. Sie mögen das bitter empfunden haben; ich habe es nie. Mir iſt es immer ſo gut gegangen, während Andere Mißgeſchick erleiden mußten, das ſie ſo wenig verſchuldet hatten, als ich mein Glück verdient. Ich habe Glück gehabt, Glück und immer Glück, und was den materiellen Gewinn betrifft, mehr davon zuſammengebracht als ich hoffen durfte und brauchen kann. Ich ſinge gut, Sie malen gut; aber es gibt auch noch Andere, die gut ſingen und gut malen und eben kein ſolches Glück hatten, wie mir zu Theil geworden, wie vielleicht auch kein Mißgeſchick wie Ihres. Wir Beide ſangen und malten vielleicht gleich gut, nur unter ungleichen Verhältniſſen, mit ungleichem Glück. Ich war die Begünſtigte. Für ſolche Gunſt des Schickſals, für ſolch beſtändiges Glück muß ich dem Himmel dankbar ſeyn, und wie könnte ich das beſſer, als wenn ich es mit würdigen Kunſtgenoſſen theile, die für den Augenblick, wie das dem Beſten begegnen kann, in peinlicher Lage ſich befinden? Was hätte ich von allem Glück, hätte ich dieſe Freude nicht! Und welch große Freude das iſt, Sie wiſſen es aus eigener Erfahrung und werden ſie mir darum auch gewiß gönnen.“

Indem ſie ſo ſprach — oder vielmehr gar nicht ſo, ſondern ganz anders, weit entfernt von allen eckigen, geſpreizten Redeformen, ganz einfach und natürlich — und noch manches hinzufügte, worin ſich bei edlem Selbſtbewußtſeyn die liebenswürdigſte Beſcheidenheit kund gab, ſaß ſie, die Arme auf den Knien ruhend, vorübergebückt in ihrem Seſſel und blickte mit dem ſchönen, klugen und ſo treuherzigen Auge, das ihren Zügen einen ſo herrlichen Ausdruck verleiht, zum Künſtler hinauf, der, mit verſchränkten Armen an ein Schreibpult gelehnt, von Rührung ergriffen, regungslos vor ihr ſtand und ſchweigend auf ſie herab ſah. Ihre Worte waren wie Balſam in ſeine wunde Seele gefloſſen. Ich war tief bewegt und drückte ihre Hand. Weniger ließ ſich nicht thun, leider auch nicht mehr.

Digitized by Google

„Sprich," sagte der Maler mit weicher Stimme und feuchtem Blick, „was soll man dazu sagen?" — „Sagen!" versetzte ich, „was sind Worte! Sagen läßt sich nichts, man kann sie nur lieb haben." — „Wir sprechen nächstens mehr davon," warf sie hin und stand auf. „Uebermorgen reisen Sie nach England; so muß ich Ihnen morgen meine englische Gefährtin bringen, eine große Liebhaberin von Seeleben und Seebildern, und der es Freude machen wird die Ihrigen zu sehen." — Mit diesen Worten nahm sie Abschied. Drei Stunden waren verstrichen; uns schien es eine Minute.

Der Maler war selig; er faßte meine Hände und sah mich an mit einem Blick, in dem sein ganzes Innere lag. Wie hatte ihn der Besuch wieder aufgerichtet und neu belebt! Es war wieder licht geworden in ihm; er war erfrischt, erquickt, thatendurstig, ganz wieder der frühere. Ich benuzte seine Begeisterung und zog ihn an die Staffelei. Unter diesen Eindrücken, in dieser Stimmung mußte das Bild vollendet werden. „Farbe und Pinsel her!" rief ich, „und dran! Rasch das Gold der Abendsonne festgehalten, bevor es erlischt!" — Und nun wanderten die Pinsel in emsiger Geschäftigkeit vom Bild zur Palette, von der Palette zum Bild. Meine obige Schilderung desselben war eine Vorausnahme; bald aber begannen auf den beiden nach Westen gekehrten himmelanstrebenden schroffen Gipfeln die Gluten zu glimmen, in röthlicher Abschwächung hinab sich verlaufend in den violetten Duft und bläulichen Nebel, der den Fuß des Gebirgs bedeckte, während rechts der dunkle Bergrücken in scharfer Zeichnung sich östlich verlief. Schon erglänzte auch der hintere Theil des Fahrzeugs in röthlichem Schimmer und erhob sich die gen Abend gekehrte Seite des Schiffsmastes in hellem Lichte, während Schiff und Mannschaft und der Saum der unter frischer Brise sich kräuselnden Wellen mit goldigwarmen Tönen sich übergoßen; ein prachtvoller Sonnenuntergang ohne sichtbare Sonne. Wohin wohl die ernsten bärtigen Männer segelten, und in welcher Absicht? ob auf Raub? auf Abenteuer? Keine Waffen, nirgends eine Kriegsrüstung sichtbar. Und noch immer stand der Alte, den Blick in die Ferne gerichtet, in beunruhigender Haltung da, Unheil witternd, die Anzeichen eines nahen Gewitters oder einen feindlichen Schnellsegler, einen verfolgenden Korsaren, wer weiß! was aber die Genossen nicht im geringsten zu bemerken schienen, die unbekümmert mit größter Aufmerksamkeit dem Erzähler horchten. Was der mit so lebendiger Geberde vortrug, war aus der Ferne nicht zu vernehmen; vielleicht ein Mährchen von der nordischen Zauberin und ihrem wundersam bestrickenden Gesang, zur Erklärung des Schiffsnamens, der an der vordern Seite der Felucke in räthselhaften orientalischen Schriftzügen eingezeichnet stand und, wie Sachkundige versicherten, dem Sinne nach „Gesangesfürstin" hieß.

Jenny Lind aber stellte sich verabredetermaßen am andern Morgen mit ihrer englischen Begleiterin ein. Das Bild stand, der lezten Hand gewärtig, auf der Staffelei. Die Engländerin sprach mit Liebe und Sachkunde vom Leben auf dem Meere, von der Malerei mit Verstand, mit Einsicht und Geschmack. Sie kannte diese aus früherer Beschäftigung, jenes aus mehrjähriger Erfahrung. Sie pries den Maler ob seiner sinnvollen Auffassung, seiner Gründlichkeit und Naturtreue, und forderte ihn auf, sich über ein von ihr gewünschtes Bild mit ihr zu besprechen. Der Künstler erkannte in dieser Andeutung den Einfluß der Sängerin. Diese hielt spielend ein Briefchen in der Hand, das sie ihm beim Abschied zur Bestellung nach England empfahl. Als er die Damen an ihren Wagen begleitet hatte und wieder eintrat, besah er die Aufschrift. Sie war an ihn gerichtet. Er öffnete und las: „Das Bild ist mein, werther Freund, zu meiner großen Freude. Vorerst nehmen Sie Beifolgendes als Abschlagszahlung von Ihrer Kunstschwester Jenny Lind." — Das Beifolgende bestand in einer Anweisung auf fünfzig Pfund Sterling, zu erheben bei ihrem Bankier in London.

Paris im Juni.

Aug. Gathy.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortsetzung.)

V.

Die Florentiner sahen das Alles mit an. Es war als wäre jede Spur von Energie in ihnen vertilgt. Sie klagten, sie ärgerten sich und ließen gewähren. Sie beugten sich unter das unwürdige Joch Livornos. Sie hatten es ruhig geschehen lassen, daß die großherzogliche Wohnung, der Palast Pitti, so wie der Gouvernementspalast von heulenden und schimpfenden Pöbelhaufen umlagert, daß die Freiheit der Berathungen der Kammern durch das Lärmen der Clubemissäre auf den Tribünen gestört, daß Privatleute angegriffen, verhöhnt, mißhandelt wurden. Sie ließen es auch ruhig geschehen, daß der Großherzog seine Familie nach Siena sandte, um sie vor solchem Treiben zu sichern. Der arme Großherzog, der es stets mit seinem Lande und Volke so gut und redlich gemeint hatte, der beinahe fünf-und-zwanzig Jahre lang vorsorglich und gerecht regiert, er fand jezt

nirgend Beiſtand gegen ein Miniſterium, das ſich ihm aufgedrängt hatte und ihn verrieth. Er war gewohnt geweſen, ſich mit dem Detail des Regierens zu befaſſen; welche Autorität war ihm jezt geblieben? Der engliſche Geſandte, Sir George Hamilton, hatte zu einem Coſtümball eingeladen; es hieß, der Großherzog werde demſelben beiwohnen. In welchem Coſtüm? fragte man. »Le choix est simple.« ſagte eine witzige Engländerin; »il ira déguisé en souverain.«

Bälle in ſolcher Zeit? Ja freilich, und es zeugt von dem unerſchöpflichen Leichtſinn oder, wenn man lieber will, von der unbeſiegbaren Elaſticität der Stadt Florenz und ihrer Bewohner, daß man, von ſo vielem politiſchen Elend umgeben, unter ſo ſchlimmen öffentlichen und Privatverhältniſſen, bei ſo trüben Ausſichten, an Vergnügungen denken konnte. Ach, es waren nicht mehr die alten Zeiten! Die Fremden blieben aus bis auf wenige, welche den Muth hatten auch mitten unter den Drohungen von Rebellion und Krieg die Reiſe nach Italien zu unternehmen. Die Gaſthöfe waren leer; mehr denn ein Wirth hatte ſchon Bankerott gemacht oder ſein Haus geſchloſſen und das Geſinde entlaſſen bis auf beſſere Tage. Es gab eine Zeit, wo ein Palaſt nach dem andern in Florenz in einen Gaſthof verwandelt ward. Der rieſige Palaſt der Spini an der Trinitabrücke, welcher die Kämpfe der Gibellinen und Guelfen und der Weißen und Schwarzen zu Dante's Zeiten geſehen, und der mit ſeinen ſchwarzbraunen Quadern und Zinnen die Umgebung überragt; der Palaſt Capponi auf dem andern Ufer, in welchem Poccetti die Heldenthaten ſeiner ruhmwürdigen Beſitzer malte; nicht weit davon der Palaſt Soderini, welcher dem lebenslänglichen Gonfaloniere der Stadt, dem von Machiavell ſo hart beurtheilten Piero gehörte; die Wohnungen der Acciajuoli, deren Beſitzer die Seneſchallwürde in Neapel, die Herzogswürde in Athen und Korinth inne hatten und die prächtige Karthauſe von Florenz bauten; jene der Bartolini, in denen Michel Angelos Zeitgenoſſe Baccio d'Agnolo ein ſo zierliches Muſter aufſtellte; das ſchöne Haus, in welchem vor zehn Jahren Caroline Murat ſtarb, nachdem ſie es kurz vorher ſo geſchmackvoll wie glänzend eingerichtet und durch die angenehmſte Geſelligkeit belebt hatte: alles das war allmälig in Gaſthöfe verwandelt worden, nicht zu gedenken der zahlloſen Hôtels garnis, welche die ganze Stadt füllen. Auf dieſe Fluth kam plözlich eine Ebbe. Keine Reiſende mehr! Man muß aber wiſſen, daß Florenz ebenſowenig wie Rom ohne die Fremdenwelt leben kann. Im toscaniſchen Budget ſchlug man die durchſchnittliche Summe deſſen, was die Fremden jährlich ausgaben, auf mindeſtens vier bis fünf Millionen Thaler an; eine anſehnliche Summe für ein ſo kleines Land. Gaſtwirthe, Hausvermiether, Buchhändler, Leihbibliotheken, Mode- und Galanteriewaarenhändler, und wer weiß was ſonſt noch, waren größtentheils darauf angewieſen. Man mag ſich nun denken wie es ausſah, als zu dem Stocken von Handel und Gewerbe auch dieſe Verluſte kamen, täglich die Zahl der Brodloſen ſich mehrte, täglich das Mißvergnügen wuchs.

Man gab noch Geſellſchaften, aber ça ne battait que d'une aile. Das Bewußtſeyn der traurigen Zeitumſtände drang zu ſehr durch; die Straßenemeute verdrängte zu ſehr den Salon. Die Florentiner ſelbſt nahmen im Allgemeinen geringen Antheil an den Vergnügungen. Hofbälle gab es natürlich nicht; der glänzende Palaſt Pitti war verödet, die Großherzoginnen waren abweſend. Auch mit den Theatern wollte es nicht recht gehen. Zum Operntheater, der Pergola, hatte ſich ſchon ſeit längerer Zeit kein Impreſario gefunden, und die Herren Aktionäre, oder wie man ſie hier nennt, Akademiker, mußten auf eigene Koſten ſpielen laſſen, wobei ſie bedeutend zu kurz kamen. Eine Oper Mercadantes, Leonora, machte nur ſehr mäßiges Glück; Pacini's Saffo gefiel nur ſtellenweiſe, wie alle ſeine Werke. Auch mit den übrigen Bühnen war's ziemlich ſchwach beſtellt; offen aber waren ſie ſämmtlich und für zwei Groſchen konnte man die Montecchi und Capuletti hören. Das Wie laſſe ich dahingeſtellt ſeyn. Ein kleines Theater wollte — man denke — Radetzky auf die Bühne bringen und die öſterreichiſch-toscaniſchen Kämpfe bei Curtatone und Montanara, welche für die florentiniſchen Kammern und Zeitungen Jemmappes und Valmy geworden. Guerrazzi machte aber durch eine ſcharfe Benachrichtigung dem Ding ein Ende und die Florentiner mußten ſich mit der Abbildung des Gefechtes an der Ecke des Lung' Arno begnügen und ſich über die eilige Flucht des alten Feldmarſchalls vor den Piſaner Studenten freuen.

Mit der alten Heiterkeit war's zu Ende. Wie ſollte es auch anders ſeyn? Das Nordlicht, welches am 17. November, dem Tage, an welchem Roſſis Ermordung in Florenz bekannt ward, den Himmel mit dem blutigſten Roth überzog, war Allen eine ſchlimme Vorbedeutung erſchienen, und was konnte man auch von einer Zeit erwarten, in welcher der Meuchelmord als eine rühmliche That gepredigt und Treuloſigkeit der Truppen wie jede andere Felonie als Pflicht gegen das Vaterland gelehrt und geprieſen wurde? Was unter ſolchen Umſtänden von den Parlamentsſitzungen zu erwarten ſtand, die am 10. Januar begannen und bei deren Eröffnung man den Großherzog eine Rede im demokratiſchen Sinn halten ließ, konnte man um ſo leichter vorher ſagen, da die römiſchen Angelegenheiten mit jedem Tage das Queck-

Digitized by Google

ſilber im revolutionären Thermometer ſteigen machten, obgleich es im Reaumurſchen ſo tief unter Null ſank, daß der Arno innerhalb der Stadt völlig gefror, was ich in ſo vielen in Toscana verlebten Wintern nie geſehen. Und in dieſem Sinne ging's denn auch unaufhaltſam weiter, und durch Club- und Pöbeldemonſtrationen nöthigte das treffliche Miniſterium den Großherzog und die ängſtlichen Kammern zu Berufung der Conſtituante, welche des Erſtern Entfernung nach Siena und nachmalige Flucht, den vom Finanzminiſter mit ſechzig Thalern bezahlten Aufſtand in Florenz, den Umſturz der Conſtitution und des monarchiſchen Regiments und die Einſetzung eines revolutionären Triumvirats zur Folge hatte. Montanellis und Guerrazzis Abſicht war erreicht.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, Juni.

Nachwirkungen des Aufſtands.

Ungeachtet des allerdings ſehr mild gehandhabten Belagerungsſtandes hat unſere Stadt äußerlich ein ſehr heiteres Anſehen. Die ſchmucken Füſeliere des Berliner Alexanderregiments haben ſich bei uns ganz eingelebt und ſtehen mit den Einwohnern im beſten Vernehmen und die Wehrmänner der polniſchen Gardelandwehr, die ſeit vierzehn Tagen hier in Garniſon ſtehen, ſind gar luſtige Leute, auf deren manchmal etwas muthwilliges Treiben die ſteifen kaſernenartigen Häuſer der ſonſt ſo ſtillen Vorſtadt, in welcher ſie einquartiert ſind, ganz verwundert herabſehen. Daneben drängt ein Concert das andere, die Kunſtſammlungen und auch das Theater — freilich mit einem ſehr mittelmäßigen Repertoire — ſind wieder eröffnet. Bei ſchärferer Betrachtung wird man freilich bemerken, daß mancher dunkle Schlagſchatten auf dieſes heitere Gemälde fällt von den im Hintergrunde lauernden Dämonen der Anarchie und der Reaktion, die ſich gar gern wieder vordrängen möchten. Von der bis zur Kriſis ſo übermüthigen Partei, deren Führer zum größten Theile entweder flüchtig oder in Unterſuchungshaft ſind, wird im Stillen fortwährend gewühlt, verdächtigt und gelogen. Die Dresdener Zeitung, ſeither das Organ der „entſchieden freiſinnigen" Partei in Sachſen, muß ſich freilich während des Belagerungsſtandes zuſammennehmen, doch hilft ſie ſich mit Lügen, die wenigſtens etwas aufregen. Noch vor Kurzem wurde der Sieg des Berges in Paris und bald darauf ein monſtröſer Sieg der Ungarn mit 23,000 todten Oeſterreichern darin aufgetiſcht, und ſolche Nachrichten, ja noch ganz andere Dinge finden beim Volke Glauben. Noch jetzt laſſen ſich's Viele nicht nehmen, daß, wie die radikalen Blätter im Lande verbreitet haben, im Dresdener Kampfe über 1200 Soldaten gefallen ſeyen, obgleich die Regierung alle Gebliebenen (einige dreißig) namentlich bekannt gemacht hat, und allerhand alberne Gerüchte, wie einmal daß Tſchirner mit Franzoſen nahe bei Dresden ſtehe, oder ein anderesmal von der Vernichtung des preußiſchen rothen Huſarenregiments in Baden, das eben erſt Dresden verlaſſen hatte, verbreiteten ſich in den untern Volksſchichten. Daneben wurden Verſuche gemacht, die preußiſchen Soldaten zu gewinnen, die jedoch ganz vergeblich waren. — Auf der andern Seite ſucht aber auch die Reaktion Terrain zu gewinnen. Zwar haben wir hier keine mächtige reaktionäre Partei, wie die Kreuzpartei in Preußen, aber das Streben einzelner Ritter und ihrer literariſchen Söldlinge, auf die Regierung Einfluß zu gewinnen, iſt überall ſichtbar, beſonders in einigen reaktionären Journalen, in der Fackel und im konſtitutionellen Freiwilligen, wo auch das Denunciren in ſchönſter Blüthe ſteht. Das Dresdener Journal dagegen, das vom ehemaligen Landtagsabgeordneten Siegel ſehr umſichtig redigirt wird, vertritt die Partei der Centren. Auch die vielen Broſchüren über den Maiaufſtand tragen dieſen verſchiedenen Charakter und neigen bald mehr nach rechts, bald mehr nach links. — Das beſte Material geben die Schriften zweier Augenzeugen, eines Offiziers (Lieutenant von Abendroth) und des Stadraths Meiſel, die beide hier erſchienen ſind, ſo wie einzelne Mittheilungen im Dresdener Journal und in der Leipziger Zeitung. — Glücklicherweiſe läßt ſich die Regierung von keiner Seite her beirren. Ein volksthümlicher Name iſt freilich nicht im Miniſterium, denn die Volksmänner haben ſich theils im vorjährigen Kampfe mit den Radikalen abgenutzt, wie der biedere Braun, theils ihre Unfähigkeit ſo großartig documentirt, daß dem Könige nichts übrig blieb, als bewährte Beamte zu wählen. Rabenhorſt und von Beuſt blieben während und nach der Kriſis im Miniſterium, erſterer ein ehrenhafter Soldat und tüchtiger Kriegsminiſter, doch ohne politiſche Einſicht, aber auch ohne politiſche Anmaßung, daher ohne bedeutenden Einfluß auf die Maßregeln der Regierung, Beuſt dagegen, ein ſehr vielſeitig gebildeter und wohlgeſinnter Mann, der die Zeit begreift und ihren Forderungen mit aufrichtigem Herzen Rechnung trägt. Dazu traten noch als Juſtizminiſter der ſeitherige Appellationsgerichtspräſident Zſchinsky, ein beſonnener und ſtreng conſtitutionell geſinnter Mann, der trotz des Drängens der Reaktionäre den geſetzlichen Weg feſtgehalten hat und feſthalten wird, von Frieſen, ein liberaler und ſehr gewandter Verwaltungsbeamter als Miniſter des Innern, und als Finanzminiſter ein tüchtiger Finanzbeamter, Behr. Wenn das belebende freiere Prinzip, welches von Beuſt und von Frieſen vertreten, feſtgehalten wird, ſo wird das Vertrauen, welches die beſonnenen Vaterlandsfreunde zur liberalen und deutſchen Geſinnung der Regierung hegen, trotz aller Verdächtigungen allmälig mehr Raum gewinnen und auch das Volk mit dem König verſöhnen, der, wenn auch nicht im Sinne der öffentlichen Meinung, doch nach ſeiner Ueberzeugung gewiß das Beſte ſeines Volks gewollt und vielleicht recht gehandelt hat, was freilich erſt die Zukunft wird entſcheiden können. Von dem Uebermuthe der Radikalen hat er uns aber zunächſt befreit, die uns auch nach Anerkennung der Verfaſſung, wie in Baden, Verderben gebracht haben würden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 162. Sonnabend den 7. Juli 1849.

Omnes, quorum in alterius manu vita posita est, saepius illud cogitant, quid possit is, cujus in potestate ac ditione sunt, quam quid debeat facere.

Cicero.

Das Berliner Kriegsgericht.

Berlin, 20. Juni 1849.

Berlin hat am Sonnabend ein großes, eigenthümliches Schauſpiel erlebt, ein Kriegsgericht. Dreizehn bürgerliche Hochverräther wurden militäriſch gerichtet. Wen ſchauderte nicht bei dem Gedanken! Wenn man auch gerade keinen Alba erwartete, doch etwas Aehnliches wie einen Windiſchgrätz und Haynau, mit denen Wrangel in den radikalen Blättern oft verglichen ward. Wenn auch keine Galgen im voraus errichtet waren und man auch von keinen Beſtellungen wußte, daß ſie nachträglich aufgebaut werden ſollten, ja wenn man ſich auch überzeugt hielt, daß es hier keine Begnadigungen zu Pulver und Blei geben werde, ſo hat ein Kriegsgericht über Bürgerliche doch immer etwas Entſetzen erregendes, zumal man es noch nicht kannte. Theile der „verthierten Soldateska“ ſollten nach Willkürgeſetzen, ohne Formalien, über Bürger der Stadt richten!

Und das Gericht wird jedem Leſer dieſer Zeilen ſchreckhaft genug dünken, wenn ich ihm ſage, daß es ein nächtliches war; denn ob es gleich Sonnabend Morgens um acht Uhr anfing, dauerte es doch ohne Unterbrechung bis in die Nacht, ja die Nacht hindurch bis zum grauenden Morgen gegen drei Uhr. Alle, welche Geduld und Intereſſe genug hatten, die Strapazen der paſſiven Theilnahme beinahe neunzehn Stunden lang auszuhalten, verſichern, daß mit Einbruch der Nacht, mit dem Anzünden der Lichter, mit der Stille, die draußen herrſchte, in der That, wenn auch nicht Schrecken, doch etwas unheimlich Banges eintrat. Die Geſichter der Richter, der Vertheidiger, der Zeugen, der Ankläger und der Angeklagten wurden ſichtlich bläſſer von Spannung und Abſpannung. Es hatte etwas Beſonderes, zwiſchen den ſchwarzgekleideten Gerichtsperſonen die Militärs in den funkelnden Waffenröcken, die goldflimmernden Helme auf dem Kopf oder im Arme, zu erblicken, wie ſie den Reden der Inquiſiten, der Zeugen, der Vertheidiger lauſchten. Ihre Mienen waren ja die Symbole des erwarteten Urtelſpruchs; ſie waren nicht Richter nach vorgeſchriebenen Rechtsformeln, ſondern Geſchworene, die nach ihrer moraliſchen Ueberzeugung zu ſprechen hatten. Wie konnte man von erbitterten Offizieren der Armee gegen erbitterte Demokraten anderes erwarten als die Ueberzeugung, daß ſie ſchuldig ſeyen und den Tod verdienten, oder doch Aehnliches!

Aber wer auch nur eine Stunde dem Gerichtsverfahren beigewohnt, bekam ſehr bald eine ganz andere Anſchauung. Freier konnte nicht geredet werden, auch nicht vor einem engliſchen Geſchwornengerichte, wo Fälle vorgekommen ſind, daß der Lordoberrichter, namentlich in politiſchen Prozeſſen, den Vertheidigern das Wort entzog, weil ſie den Kronzeugen zu peinliche Fragen vorlegten, welche das Intereſſe der Krone beeinträchtigten, oder als Ankläger gegen die Polizei auftraten. Hier hörte man Reden, Entwicklungen politiſcher Anſichten, die unter andern Verhältniſſen neue Anklagen begründet haben würden. Die Angeklagten wieſen zuweilen die Richter zurück, denen man anmerkte, daß ſie in einem ſolchen Verfahren zum erſtenmal ſaßen. Man ſtritt ſich herum, ob dieſe oder jene Maßregel zuläſſig ſey, und es iſt vorgekommen, daß die Richter in favorem defensionis nachgaben. Die Zeugen wurden von den Angeklagten,

was man ſo nennt, ſcharf in's Gebet genommen, und auch die einſt ſo gefürchteten Polizeibeamten nicht geſchont. So hatte einer derſelben die Angeſchuldigten Perſonen genannt, die ſammt und ſonders der Umſturzpartei angehörten. Sie forderten vom Polizeiinſpektor Rechenſchaft und Beweiſe, jeder für ſich, was ihn zu einer ſolchen Annahme berechtige, ja im Uebermuth verlangten ſie eine Definition deſſen, was Umſturzpartei ſey. Niemand wird an und für ſich ein ſolches Benehmen vor Gericht billigen; es iſt aber ſchon für ſich ein Beleg dafür, daß dieſes Kriegsgericht nichts vom Terrorismus an ſich hatte, den ſein Name andeutet.

Im Anfang konnte man die Sitzung tumultuariſch nennen. Man denke ſich die Menge der Richter, Ankläger, Vertheidiger, Zeugen und dreizehn Angeklagte, zwiſchen denen der freieſte Verkehr herrſchte; denn es gab hier nichts Geheimes mehr. Die Angeklagten ſprachen und geberdeten ſich mit dem ſtolzen Gefühl ungerecht Verfolgter, die einer tyranniſchen Macht gegenüber ſich berufen fühlten ihr Recht zu wahren. Ein glänzendes Auditorium, welches zum Ueberfluß alles beengende Gefühl eines nicht von der öffentlichen Meinung controlirten Verfahrens entfernte, hob dieſen Muth noch mehr, bis die Angeklagten inne wurden, daß es dieſer Erhebung gar nicht bedürfe. Es war vielmehr hier vollkommen geſorgt, daß Jedem ſein Recht werde. Auf dieſe Weiſe gewann das Verfahren allmählig eine Art gemüthlichen Charakters, bis der eigentliche Ernſt der Sache denn doch die Oberhand gewann. Die eigentliche Nachtſitzung wird von denen, welche ihr noch beiwohnten, den berühmt gewordenen Nachtſitzungen der Nationalverſammlung verglichen, wo die Parteien unter der höchſten Erregung im parlamentariſchen Kampfe ſich maßen. Und im Grunde genommen, was iſt auch ein Kriminalprozeß im Anklageverfahren anders, als ein Krieg zwiſchen zwei Parteien? Der vielhundertjährige Zuſtand unſeres Rechtsverfahrens im Inquiſitionsprozeſſe hat uns nur dieſer natürlichen Auffaſſung entfremdet.

Der Inhalt des Prozeſſes iſt freilich von ſeiner Form ſehr verſchieden. Bald nach der Verhaftung der Maigefangenen, die ein ſo großes Aufſehen erregt, machte die Meinung ſich geltend, man habe eigentlich gar kein Verbrechen vorgefunden; die radikale Partei ſprengte gefliſſentlich die Nachricht aus, das Gouvernement befinde ſich in großer Verlegenheit, indem kein Richter ein Verbrechen in den vorgelegten Thatſachen, ja nicht einmal ein öffentlicher Ankläger ſich finde, der gegen die Verhafteten einſchreiten wolle. Dieß war eines der vielfachen Gerüchte, durch welche die Partei zu ihren Gunſten arbeitete. Je ſchwächer ſie ſich fühlt, um ſo eifriger kämpft ſie durch lügenhafte Gerüchte der Art. Sie waren ſchnell verſcheucht, als es bekannt wurde, daß das Militärgericht beſtellt ſey und öffentlich abgehalten werden ſolle. Jezt ſchnellte der Glaube zum andern Extrem über, daß eine Verſchwörung entdeckt ſey, die im innigen Zuſammenhange mit den famoſen Enthüllungen ſtehe. Die Wahrheit lag in der Mitte. Doch dieſe Wahrheit gehört der Politik an, mit welcher dieſe Blätter und mein Aufſatz eigentlich nichts zu thun haben ſollen.

In der Converſationshalle war eine Verſammlung ſehr bekannter Demokraten betroffen worden bei einem Actus, der an und für ſich freilich noch nichts mehr war als eine Vorbereitung zu einem Etwas, was unter andern Umſtänden als Staatsverbrechen gegolten hätte. Während des Belagerungszuſtandes war, nach den beſonders gegebenen Geſetzen, ſchon dieſe Vereinigung zu politiſchen Zwecken etwas Verbotenes und Strafſälliges. Der Doktor Gerke hatte Namens des Vorſtandes des Vereins der Volksſache einen Aufruf vorgeleſen, mit ſeinem Namen unterzeichnet, der entweder ſchon die Beiſtimmung der Anweſenden hatte, oder ſie erhalten ſollte, um durch denſelben auf das Volk zu wirken. Wozu? Zum offenen Aufſtand war freilich nicht geſagt, es war vielmehr nur geſagt, daß alle Gleichgeſinnten oder Verbündeten mit allen Kräften dahin wirken ſollten, Anhänger für — die Reichsverfaſſung und deren Aufrechthaltung und Durchſetzung zu gewinnen. Zwiſchen den Worten und Zeilen, denen einen harmloſeren Sinn zu geben vielleicht möglich geworden wäre, lag aber ein ganz anderer, der zum Theil auch ausgeſprochen war. Es war nämlich ein tiefer Stoßſeufzer über die Unempfänglichkeit des Berliner Volkes, von dem man wenig oder nichts erwarten dürfe, wenn es eine Erhebung für die Demokratie gelte. Ja, man dürfe es ſich nicht leugnen, daß es von Anfang an nicht einmal mit rechter Theilnahme der deutſchen Reichsverfaſſungsfrage ſich angenommen. Und doch ſey man genöthigt, wenn man es überhaupt anfaſſen wolle, es unter dem Namen des Aufrufs für die Reichsverfaſſung zu thun. — Alſo man rief, man bereitete eine Erhebung für ein Etwas vor, für das man geſtändlich ſelbſt nicht begeiſtert war; faute de mieux wollte man eine Verſchwörung für die Reichsverfaſſung. Das ſpricht deutlicher als vieles.

(Schluß folgt.)

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſetzung.)

VI.

In Rom war die Republik ſchon in raſchem Anmarſch, als ich gegen Mitte Januars dort

Digitized by Google

anlangte. — Nach Roſſi's Ermordung und des Papſtes Flucht und der Stellung, welche man in Gaeta dem gemäßigteren Theil der Kammern und der Bevölkerung, welcher die Ausſöhnung mit Pio Nono wünſchte, gegenüber annahm, war dieſes Reſultat unvermeidlich. Ob der Papſt wohlgethan oder nicht, Rom zu verlaſſen, wer entſcheidet's? Daß aber von ſeinem Exilorte aus, theils durch übelberathene Maßregeln, theils durch Unterlaſſung des einzig Erſprießlichen, Alles geſchah, der Umſturzpartei ihr Werk zu erleichtern, iſt nur zu begründet. Der Abſcheu, mit welchem ganz Europa eine Revolution betrachtete, welche mit Meuchelmord und ſchwärzeſtem Undank begonnen hatte, war eben ſo entſchieden wie das allgemeine Bewußtſeyn der Nothwendigkeit der Rückkehr des Papſtes nach Rom. Es war nicht die bloße That des Mordes, welche dieſen Abſcheu erregte und rechtfertigte; in allen Revolutionen ſind dergleichen Verbrechen, und blutigere und entſetzlichere, wenn auch nicht berechnetere und folgenreichere, vorgekommen. Die Geſinnung, welche dabei an den Tag gelegt wurde, war bei weitem der ſchlimmere Theil: einerſeits die gänzliche Gleichgültigkeit, wirkliche oder aus Feigheit angenommene, andererſeits die „unausſprechliche Freude," womit die radikalen Blätter dieſen Meuchelmord verkündeten, die ſcheußliche Frechheit, womit man denſelben zu einer glorreichen That ſtempelte, eine Frechheit, die bis zur Gotteslästerung ſich verſtieg. Und die Rebellion gegen den Papſt, kurz zuvor noch Italiens Retter und Engel, der Angriff auf einen wehrloſen Mann, welcher, abgeſehen ſelbſt von der Heiligkeit ſeiner Würde, durch die Wohlthaten, die er dieſem Volke erzeigt hatte, unverletzlich hätte ſeyn müſſen, wenn in dieſem Volke noch Loyalität und Pflichtgefühl lebten! Man hat mir hundertmal wiederholt, die Zahl der wirklich thätigen Theilnehmer an jenem Angriff auf den quirinaliſchen Palaſt am 16. November ſey verhältnißmäßig gar nicht ſo groß geweſen: um ſo größer die Schmach für alle Uebrigen, welche ihren Herrſcher und Pontifex den Kugeln und der moraliſchen Nöthigung eines Meutererhaufens preisgaben; um ſo verächtlicher der Kleinmuth des römiſchen Adels, der großen Majorität der Bürgergarden, des Militärs, ſofern es nicht zu ſeiner ewigen Schande am Verrath ſich betheiligte. Denn es iſt ein leider nicht zu leugnendes Faktum, daß nicht Einer Pius IX. beiſtand, daß nur Fremde ihn umgaben, mit der einzigen Ausnahme eines Mitgliedes des Roſſi'ſchen Miniſteriums, des Profeſſors Antonio Montanari aus Bologna. Zu ſeiner Ehre muß es gemeldet werden.

Diejenigen, welche es gutheißen, daß der Papſt die von den beiden Kammern an ihn geſandte Deputation, an deren Spitze der Senator Fürſt Corſini ſtand, nicht zu ſich ließ, pflegen die Frage aufzuwerfen: welche Garantien Pius IX. wohl gehabt haben würde, wenn er auf die an ihn gerichtete Bitte zurückzukehren eingegangen wäre? Darauf möge zur Antwort dienen, daß der Schrecken über des Papſtes Flucht im erſten Augenblick in Rom ſo groß war, daß die Einen ſich ſo ſehr ſchämten, die Andern ſich vor den möglichen Folgen ſo ſehr fürchteten, daß die deſtructive Partei ſo wenig einen vollſtändigen Plan entworfen hatte, die Moderirten, das heißt die bei weitem größere Mehrzahl, ſo ſehr die Legalität zu retten wünſchten und, als ihnen dieß nicht mehr gelang, in ihrer Verlegenheit noch nach dem Schein derſelben haſchten, daß überhaupt der revolutionäre Taumel ſo raſch gedämpft ward, daß man ſich damals jedwelche Bedingung hätte gefallen laſſen. Denn allmählig erſt entwickelten ſich die Zuſtände, welche man ſpäter zu beobachten Gelegenheit gehabt hat; ſie entwickelten ſich, weil man in Gaeta, ſtatt die Conſtituirung einer möglichen Regierung zu verſuchen, ſich bloß in der Negative verhielt und mit dem Proteſtiren begnügte, ohne die namentlich in der Romagna und den Marken ſehr günſtige Geſinnung zu benutzen, wodurch man das Nationalgefühl für ſich gewonnen hätte, ſtatt ſich, wie man es ſpäter that, an Fremde anlehnen zu müſſen; weil man das Volk nicht durch Erklärungen über die Bewahrung vernünftiger Freiheit beruhigte; weil man dem revolutionären Gouvernement Zeit ließ ſeine Kräfte zu ſammeln und zu verſtärken, von allen Seiten Gleichgeſinnte an ſich zu ziehen, die Schwankenden durch Reaktionsgerüchte zu berücken, die Abgeneigten durch Terrorismus einzuſchüchtern; weil man endlich über die große Maſſe eine Entmuthigung und ein Gefühl der Hülfloſigkeit kommen ließ, die der guten Sache um ſo mehr ſchadeten, da man in Rom und im ganzen Staate zu argwohnen begann, es geſchehe mit Abſicht, um eine ſolche Erniedrigung herbeizuführen, daß die Bevölkerung ſich ſpäter Alles gefallen laſſen würde. Die Zukunft wird lehren, ob man richtig manövrirt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Cholera.

Täglich verſichern die Zeitungen nach ärztlichen Berichten, die Verheerungen der Cholera ſeyen im Abnehmen und die Zahl der Sterbefälle werde immer geringer; es iſt aber leider nichts deſto weniger wahr, daß die furchtbare Seuche nunmehr bereits 12,000 Menſchen weggerafft hat und fortwüthet, wenn auch in geringerem Maße als in den Tagen der außerordentlichen Hitze, die nun vorüber iſt. Eine melancholiſche Stimmung muß auch den heiterſten Geiſt anwandeln bei'm Anblick der vielen vorüberziehenden Leichenbegängniſſe und der langen Todtenliſten in den Zeitungen. Die meiſten Opfer dieſer fürchterlichen Seuche gehören den untern Ständen an, und haben ihr Leben in den Hoſpitälern beſchloſſen; aber es ſind doch auch manche angeſehene Perſonen vom Schauplatze der Welt verſchwunden, unter andern der Marſchall Bugeaud, ein Mann über den die Meinungen ſehr getheilt waren, und deſſen Tod von den meiſten bedauert, von den Socialiſten aber beinahe als ein freudiges Ereigniß gefeiert wurde. Freilich haben dieſe nun einen tüchtigen Feind weniger, der ſtets bereit war ihnen entgegenzutreten und ihr wüſtes Treiben zu hindern, und der dieſe Abſicht bei allen Gelegenheiten ausſprach. Der Mann hatte einige Sonderbarkeiten, und nicht alle ſeine Meinungen und Vorſchläge mögen annehmbar geweſen ſeyn, aber er gehörte zu den achtbaren Männern, welche handeln wie ſie ſprechen, und ſich nicht ſcheuen ihre Geſinnung zu jeder Zeit zu äußern, und im Nothfall auf der Stelle eine entſcheidende Maßregel zu ergreifen wiſſen. Es iſt Schade, daß man ihn nicht in Algier gelaſſen hat, wo er als Gouverneur ganz an ſeiner Stelle war, und nach den von ihm errungenen Siegen forthin als Adminiſtrator noch wichtige Dienſte hätte leiſten können. Er beſchäftigte ſich auf ſeinen Gütern viel mit Ackerbau, und da er als ernannter Herzog von Iſly ein Wappen annehmen mußte, ſetzte er bekanntlich den Wahlſpruch hinein: aratro et ense. Man hat ſeine Leiche in den unterirdiſchen Gewölben der Invalidenkirche beigeſetzt, wo ſchon mehrere Feldherrn ruhen, anſtatt das ſogenannte nun leere Pantheon dazu zu wählen, das doch beſtimmt war die irdiſchen Hüllen berühmter Männer aufzunehmen. Es iſt zu bedauern, daß ein ſo prächtiges Gebäude, das ungeheure Summen gekoſtet hat und ein ſo ſtattliches Anſehen hat, jezt zu nichts dient, als etwa zu einer Zierde des Reviers, in dem es ſteht. Während der Reſtauration war es wenigſtens eine Kirche, wozu es auch bei ſeiner Erbauung im vorigen Jahrhundert beſtimmt worden war. Es ſteht aber neben einer alten Kirche, in der die Reliquien der heiligen Genovefa aufbewahrt und verehrt werden, und welche daher die Andächtigen anzieht, beſonders bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie eben jezt vom Erzbiſchofe von Paris eine neuntägige Andacht ausgeſchrieben worden iſt, um die Patronin von Paris um ihre Fürſprache zur Befreiung der Stadt von der Cholera anzuflehen. So hat ſich denn die neue Kirche, obgleich ſie ganz beſonders der Verehrung der heiligen Genovefa gewidmet war, doch niemals bei den Andächtigen den Ruf erwerben können, deſſen die alte Kirche St. Etienne du Mont genießt. — Die vielen durch die Cholera verurſachten Leichenbegängniſſe geben allen Pfarrkirchen in Paris volle Beſchäftigung; faſt täglich werden Seelenmeſſen für begüterte Verſtorbene geleſen, zum Theile mit feierlichem Geſange und im Beiſeyn eines zahlreichen Clerus. Prächtige Katafalke werden errichtet, und zuweilen noch die Kirche mit ſchwarzem Tuche behangen. Der Eingang beſonders wird mit ſolchem Tuche und ſilbernen Franſen verziert. Früher wurde das Familienwappen des Verſtorbenen ausgeſtellt; ſeitdem aber alle Adelstitel abgeſchafft ſind, begnügt man ſich damit, die Anfangsbuchſtaben deſſelben in Silber auf ſchwarz geſtickt über dem Eingang der Kirche aufzuhängen. Wahrſcheinlich beſizt man auf dieſe Weiſe das geſammte Alphabet, da man täglich dergleichen Buchſtaben braucht, zuweilen mehrere an einem Tage. Die Pächter der privilegirten Beerdigungsanſtalt müſſen in dieſem Jahre reich werden; ſie haben ſo viel zu thun, daß ſie kaum im Stande ſind allen Beſtellungen zu genügen, und eine Menge Leute als Gehülfen annehmen mußten, um alle Beſtattungen ohne Verzug vornehmen zu können. Freilich haben ſie nach ihrem Contrakte die Verpflichtung, die Armen unentgeldlich zu beſtatten, und die Erfüllung dieſer Pflicht iſt ihnen ſeit ſechs Wochen ſehr beſchwerlich; aber die ſtattlichen Leichenbegängniſſe der Reichen, deren Koſten ſich oft auf einige tauſend Francs belaufen, entſchädigen ſie reichlich dafür. Die Aerzte haben natürlich gleichfalls eine reichliche Ernte gehalten; da jedoch die Krankheit häufig ſehr kurz dauert, ſo fällt oft auch der Lohn des Arztes ſehr knapp aus. Die beſten Patienten waren für die Aerzte die, welche wieder genaſen; mit dem Geneſen ging es langſam, und hier war die ärztliche Leitung eben ſo wichtig als langwierig. An Vorſchlägen der Aerzte und der ſich für Aerzte ausgebenden zu Bekämpfung der Seuche hat es dießmal ſo wenig gefehlt als im Jahr 1832, und es kamen drolligte Gedanken zum Vorſchein. Einer ſchlug vor, man ſolle einen ganzen Tag lang auf den öffentlichen Plätzen und auf den Kays die Kanonen löſen, damit die böſe Luft, der man alles Unheil zuſchrieb, dadurch zerſtreuet werde; ein anderer war der Anſicht, man müſſe ſich tüchtig elektriſiren laſſen, indem Mangel an elektriſchem Stoffe in der Luft der wahre Grund des Uebels ſey; ein dritter rieth zum Verſchlucken einer tüchtigen Doſis Chinaextrakt; ein vierter empfahl das bei ihm feil ſtehende Racahout des Arabes als ein vortreffliches Heilmittel. In der ultrarepublikaniſchen Partei kam es zur Sprache, eine Bittſchrift an die Regierung zu richten, in der dieſelbe aufgefordert werden ſollte, den bekanntlich wegen revolutionärer Umtriebe zu mehrjähriger Haft verurtheilten Raſpail einſtweilen in Freiheit zu ſetzen, weil dieſer Raſpail im Beſiz einer unfehlbaren Heilmethode gegen die Cholera ſey; einige der Bittſteller waren ſogar erbötig ſtatt ſeiner ins Gefängniß zu gehen, bis er ſeine Kranken geheilt hätte. Die Heilmethode Raſpails beruht hauptſächlich auf der Anwendung des Kampfers; ſeine cigarettes de camphre haben viel Glück in der hieſigen ärztlichen Welt gemacht, und er mag damit nicht wenig Geld verdient haben, obgleich er mehrere Prozeſſe mit den Apothekern, denen er die Verfertigung ſeiner Kampfermittel anvertraut, zu führen hatte. Es ſind auch trotz ſeines Patents Nachahmungen und Verfälſchungen unter ſeinem Namen in's Publikum und in die Apotheken eingeſchmuggelt worden. Ob jene Bittſchrift wirklich unterſchrieben und eingereicht worden iſt, kann ich nicht ſagen; ſo viel iſt gewiß, daß Raſpail nicht aus der Haft gekommen iſt.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 163. Montag den 9. Juli 1849.

You have made fair hands, you, and your crafts!
You have crafted fair! You have brought
A trembling upon Rome, such as was never
So incapable of help.

Shakespeare.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſetzung.)

Wer da glaubt, daß man in den Straßen Roms bis über die Mitte Januars hinaus von der Revolution viel gemerkt habe, irrt ſehr. Die Stadt, ohne Souverän noch legitime Regierung, war viel ruhiger als Florenz, wo damals zum mindeſten noch der Schein der Legalität gerettet war, obgleich man ſich bereits auch ſchon in voller Revolution befand. Nie war die äußere Ordnung in Rom beſſer gehandhabt, nie war die Sicherheit bei Nacht wie bei Tage größer. Die päpſtliche Regierung hatte von jeher nur ſehr mittelmäßigen Gehorſam erzwingen können; das proviſoriſche Gouvernement erlangte ihn dem Anſchein nach ohne große Mühe. Manche Umſtände vereinigten ſich, dieß zu bewirken. Kräftiges Auftreten und ernſtes Durchgreifen, bedeutend geſteigerte Beſchäftigung der ärmeren Klaſſen durch öffentliche Arbeiten, großartiger Verbrauch aller patriotiſchen Stichwörter nebſt häufigem Appell an die Schauluſt der Menge durch patriotiſche Feſte (ſomit das alte panem et circenses), Abſchaffung verſchiedener Taxen und Reglements, welche namentlich dem niedern Volke drückend und verhaßt waren — alles dieß trug dazu bei, die Maſſen bei guter Laune zu erhalten und ihnen zu zeigen, daß man keinen Spaß zu verſtehen geneigt war. Die faktiſche Ordnung aber machte, wenn man etwas ſchärfer zuſah, eher den Eindruck einer negativen als einer poſitiven, gleichſam als entſpränge ſie mehr aus Entkräftung, oder höchſtens aus einem matten Inſtinkt der Selbſterhaltung, denn aus irgend einem höhern Moralprinzip. Das Volk ſchien von dem Bewußtſeyn der Nothwendigkeit irgend einer conſtituirten Regierung ſo durchdrungen, daß es lieber einem illegalen Gouvernement gehorchte, als daß es ſich der Gefahr der Anarchie auch nur einen Augenblick ausgeſezt hätte. Von dieſer Tendenz, welche, den Rechtszuſtand außer Augen laſſend, lediglich das nächſtliegende Thatſächliche beachtet, hat nur die revolutionäre Partei Vortheil zu ziehen verſtanden.

Der Unterſchied in der äußern Erſcheinung zwiſchen dem jetzigen und dem ehemaligen Rom beſtand weſentlich im Mangel an Leben. Von Fremden war gar nicht mehr die Rede. Im vorigen Winter war ihre Zahl ſchon auf ein Minimum zuſammengeſchmolzen; dießmal waren ſie, mit Ausnahme weniger engliſchen Familien, ganz ausgeblieben. Die Gaſthöfe erſten Ranges waren meiſt leer; Piazza di Spagna, einſt der Mittelpunkt der Bewegung, war verödet. Der Ruin aller, welche von der Fremdenwelt lebten, pochte laut an den Thüren; die meiſten Künſtler feierten; die Roſenkranzverkäufer, die Händler mit bronzenen Eidechſen und Diminutiv-Marc-Aurelen und Glaspaſten und all den Kleinigkeiten, für welche die neuen Ankömmlinge ihr Geld ausgeben, ſahen ihre Buden leer; zu Gunſten der brodloſen Lohndiener und Camerieri mußte man eine milde Stiftung machen. Daß die Campagna vor den Fuchsjägern Ruhe hatte, darüber tröſtete man ſich wohl am leichteſten. Wie war Alles ganz anders geworden, wenn man den Corſo entlang oder nach dem Pincio ging! Was war aus den blondlockigen Engländerinnen geworden, den eleganten Ruſſinnen? wo waren die Reihen von Equipagen hingerathen, wo die ſchönen Pferde der

Doria und Borghese? Daß die rothen und vergoldeten Cardinalscarossen bis auf ein paar verschwunden waren, mit ihnen die meisten Monsignori-Coupés, versteht sich von selbst. Der Großpönitentiar, der alte Cardinal Castracan, und einer oder zwei andere, die ausgehalten hatten, fuhren wohl noch zwischen Tag und Dunkel gen Porta Pia zu, vereinsamte Reste einstiger Herrlichkeit des heiligen Collegiums; dann sah man auch von ihnen keine Spur mehr. Und von dem Train römischer Großen war auch nicht viel mehr zu merken. Manche hatten Rom verlassen, Borghese, Aldobrandini, Salviati, Doria, Massimo-Rignano, Sforza, Serlupi, Odescalchi, Colonna-Paliano, Falconieri u. a. Die Zurückgebliebenen waren wenig sichtbar, wenn ich den Fürsten von Canino ausnehme, diesen Hauptanstifter vielen Unheils. Viele große Häuser waren ohne Bewohner, überall sah man geschlossene Fensterladen, denn von dem ganzen großen diplomatischen Corps war Niemand geblieben als wenige Sekretäre und Attachés; verödet standen der Palazzo di Venezia, der Palazzo Colonna, der Palazzo di Spagna da, traurige Pendants zu den päpstlichen Palästen.

Ging man über den Quirinal, wie ganz verändert war Alles! Von dem großen Thore der päpstlichen Residenz die buntgekleideten Schweizer mit ihren Hellebarden verschwunden, die man nur noch in Raffaels Fresco der Messe von Bolsena in den vaticanischen Stanzen sieht, von dem gegenüber liegenden Palast der Consulta die Nobelgarde; öde die päpstlichen Gemächer, wo nur der weltliche Chef der Hofhaltung, Marquis Sacchetti, und einige von der Dienerschaft zurückgelassen worden, die man dann auch austrieb, als der republikanische Adler über dem Thore aufgerichtet ward; öde die Gemächer des Cardinalstaatssekretärs und die des vormals allmächtigen Cardinals Lambruschini, der am Revolutionstage mit äußerster Lebensgefahr dem hereinstürmenden Pöbel, als Dragoner verkleidet, und nachdem er auf der Streu liegend beinahe erkannt worden wäre, entgangen war. Im März vorigen Jahres sah ich diesen Platz gefüllt von der Bürgergarde und dem Volke, die dem Papste für die Ertheilung der Constitution dankten; gerade acht Monate später richteten sie die Kanonen gegen dessen Wohnung. Ich mußte jedesmal daran denken, wenn gleich die Dioskuren in ihrer hellenischen Glorie vor mir standen und der große Springbrunnen lieblich plätscherte und die Wappenschilder mich in die Zeit Pauls V. und Clemens XII. und des sechsten und siebten Pius zurückversetzten. Rom ohne Papst! Hatte denn das Volk, welches theilnahmlos seiner Alltagsbeschäftigung nachging, sich dieß recht klar gemacht? Auch zur Napoleonischen Zeit war Rom Jahre lang ohne Papst gewesen; aber damals hatte fremde brutale Gewalt den milden Pius weggeführt, und das Volk hatte ihm nachgetrauert, und die Stadt hatte, ungeachtet vielseitiger Vorsorge und verständiger Maßregeln der kaiserlichen Verwaltung über ein Drittel ihrer Einwohner verloren und neue Ruinen drohten sich den alten beizugesellen. Jezt hatten einen andern Pius Schuld und Undank der eigenen Bürger vertrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Berliner Kriegsgericht.

(Schluß.)

Aber der Ernst der Sache — ich meine den zwischen den Zeilen — ward wieder ausgeglichen durch die ungemeine Unschuld, mit welcher die Verbündeten zu Werke gegangen waren. In einem öffentlichen Lokal, schon bei der Polizei verrufen als Versammlungsplatz der Mißvergnügten, also gewiß beobachtet, versammeln sie sich, und während des Belagerungsstandes, um sich diesen Aufruf vorzulesen. Der Aufruf ist von der eigenen Hand des Verfassers, deutlich mit seiner Namensunterschrift versehen. Und so wenig Vorsicht haben sie in ihrem guten Glauben an die eigene Unverletzlichkeit gebraucht, daß sie plötzlich von der Polizei überfallen werden können, ein Ereigniß, auf das sie jeden Augenblick gefaßt seyn mußten, und nun kein anderes Mittel wissen, als daß Gercke rasch die verfängliche Schrift in kleine Stücke zerreißt, was ihm aber nichts hilft, da der Polizeibeamte die Stücke sofort auflesen und so zusammensetzen kann, daß an dem verfänglichen Schreiben gar nichts fehlt. Gercke wird darauf verhaftet, in Gegenwart so vieler seiner Gesinnungsgenossen. Anstatt sich dieß eine Warnung seyn zu lassen und die Zeit ihrer Freiheit zu nützen, alles fortzuschaffen, was sie compromittiren könnte, scheinen die Andern in ihrem guten Glauben fortgeträumt zu haben. Als sie später, Einer nach dem Andern, aufgehoben wurden, findet man bei ihnen Briefe derselben verfänglichen Art, Waffen, Munition. — Alles das könnte für mehr gelten als für Milderungsgründe. Wer so naiv zu Werke geht, kann doch nicht gerade als ein gefährlicher Verschwörer angesehen werden. Im Verhör wird vieles von den Angeschuldigten abgeleugnet, wofür die Anklage die sprechendsten Beweise in der Hand hat.

Es ist außer Zweifel, daß anderwärts, wo Belagerungszustände einen tief faulen, angefressenen Boden verdecken und seine Risse künstlich zusammenhalten sollen, die gegen die hiesigen Maiangeklagten vorliegenden Thatsachen genügt hätten, um auf Pulver und Blei zu erkennen. So schlimm sieht es in Berlin und Preußen nicht aus; und man konnte gewiß seyn, daß, wie man über ein Verbrechen gelacht hätte, das in

Digitized by Google

nichts anderem beſtanden, als etwa daß ein Dilettant im Radikalismus einen Struve und Brentano, im Bilde nämlich, mit Lorbeeren umkränzt und Wrangel im Bilde am Galgen aufgehenkt hätte, das hier vorliegende Vergehen eben nicht ſtreng gerügt worden wäre, wäre nicht damit eine Umgehung der Vorſchriften des Belagerungszuſtandes verbunden geweſen.

Dieſe faßte man an, auf dieſes Vergehen lauteten die Strafanträge. Es iſt eben alte juriſtiſche Praxis in Preußen, aus dem Inquiſitionsprozeß ſtammend, daß, wenn eine Unterſuchung wegen eines angeſchuldigten Verbrechens eingeleitet iſt, auch im ſelben Prozeß etwa bei Gelegenheit deſſelben entdeckte anderweitige Vergehen zur Unterſuchung gezogen werden. Das Kriegsgericht ging auch auf die politiſchen Tendenzen der Gefangenen ein, aber nicht zu ihrem Schaden, ſondern zu ihrem Vortheil. Es gewährte jedem die vollkommenſte Freiheit in freier Vertheidigung ſeine Anſichten zu entwickeln, denn in dieſen Anſichten konnten ja Defenſionsmomente liegen. Ein anderes Gericht als ein Kriegsgericht würde die Zügel viel ſtraffer gezogen, die Schranken beengt haben. Aber es waren gerade die beiſitzenden Offiziere, welche den Juriſten gegenüber der freiſinnigſten Deutung der Verhaltungsregeln das Wort ſprachen. Man wollte wiſſen, daß Wrangel auch darin dem Vorurtheil zu begegnen geſucht habe, daß er wiſſenſchaftlich ſehr gebildete Offiziere zum Gericht ernannte.

Gegen zehn Uhr hatten ſich, nach dem Schluß der Reden zwiſchen Ankläger und Vertheidiger, die Richter zurückgezogen, und ihre Berathung dauerte fünf Stunden. Man war ſo geſpannt auf das Urtheil, daß auch die Mehrzahl der Zuhörer auf ihren Plätzen blieb, ja ſelbſt der freie Platz vor dem Gebäude wogte von Menſchen, welche der Entſcheidung harrten. Hinter den Vorhang, wo jene Berathungen ſtattfanden, hat natürlich kein Auge und kein Ohr aus dem Publikum dringen können; aus der Länge der Zeit erkennt man indeſſen ſchon, wie ernſt die Richter die Sache abwogen, aus dem Strafmaß, daß die mildere Anſicht den Sieg davon getragen hat. Indeſſen will man wiſſen, daß es auch hier die Militärſtimmen geweſen, welche den mildern Ausſchlag herbeigeführt. Man brachte nur das politiſche Vergehen gegen das Belagerungsgeſetz in Anſchlag, und ſtatt der angetragenen zwei Jahre Gefängniß für den Haupturheber ward derſelbe nur zu einem Jahr, die übrigen ſtatt zu neun oder ſechs Monaten, nur zu drei Monaten verurtheilt, und mit Anrechnung der ſchon erlittenen Unterſuchungshaft. Drei Theilnehmer ſind ganz freigeſprochen.

Ein Moment mag in der großen Wagſchale mitgewogen haben, die Anſicht, daß der Erfolg nicht auf die Rechtsanſicht drücken darf, und daß das vae victis, welches in der Geſchichte gilt, vor dem Kriminalgerichtshofe eines civiliſirten Staates keine Gültigkeit haben darf. War ihnen die Reichsverfaſſung auch nur ein Vorwand zu andern Zwecken, ſo blieben dieſe andern doch nur verſchwimmende Intentionen, und die Reichsverfaſſung iſt ein Etwas, was praktiſch freilich nicht zur Gültigkeit kommen darf, über deſſen zu Recht Beſtehen aber die höchſten und gelehrteſten Gerichte in große Zweifel gerathen könnten. Wo die Gelehrten zweifelhaft ſind, darf gegen einen Angeklagten daraus kein Grund zur Verdammung entnommen werden. Es iſt erfreulich, daß gerade unter preußiſchen Militärs, an deren royaliſtiſcher Geſinnung Niemand zweifeln wird, dieſe Anſicht obwaltete. Demnächſt ſprach auch wohl mildernd der Umſtand mit, daß die ſtreitige Frage hiſtoriſch einen Abſchluß gewonnen hat.

Der Eindruck des ganzen Actus auf verſchiedene Zuhörer war ein merkwürdiger. Demokratiſcherſeits ward das Kriegsgericht belobt als Folie zu unſerem Geſchwornengericht. Die Geſchwornen haben bisher nur das Verdict Schuldig gefunden, auch da wo man meinte, daß ſtudirte Richter, beſonders die jüngeren, aus Mangel an Beweis freigeſprochen haben würden. Da die Mehrzahl der bisher abgehandelten Prozeſſe politiſcher Natur war, hat dieß natürlich das Vorurtheil der Demokratie gegen ein Statut ſehr erhöht, welches ſie früher als ein Palladium des Rechts angeprieſen und herbeigewünſcht, natürlich nur deßhalb, weil die Geſchwornen von der Regierung und nur aus der Klaſſe der wohlhabenden Bürger ernannt werden. Alſo hört man das merkwürdige Wort: lieber vor ein Kriegsgericht geſtellt werden als vor Geſchworene! Aber auch dieſes lezte Loſungswort der Partei hat ſchon an Kraft verloren in der allgemeinen Apathie. In dieſer zerſetzenden Atmoſphäre erliſcht jedes Feuer, alle Fahnen verlieren ihre glänzende Farbe.

Die Verhafteten ſollen mit aller Rückſicht behandelt werden und General Wrangel ſelbſt iſt in das Gefängniß gegangen, um ihr Eſſen zu koſten. Dieß iſt bekanntlich der ſicherſte und ein wohlfeiler Weg zur Popularität.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Schlei, Juni.

Der däniſche Krieg.

Seit dem ſiebenten dieſes Monats tagt die Landesverſammlung wieder im Rathhauſe der Stadt Schleswig, ſpricht viel und intereſſant, berathet, beſchließt und interpellirt die Miniſter über die wichtigſten Gegenſtände; die Verhältniſſe des Landes wollen ſich aber trotz alledem nicht ändern. Wir haben Krieg mit Dänemark und wiſſen nicht, ob man ſich wirklich noch mit

dem Reichsfeinde ſchlägt; wir rüſten, machen Geſchütze in Maſſe mobil, ſorgen für Munition, als kämpften wir gegen Millionen, und ſchicken all dieſes Kriegsmaterial mit bedeutendem Koſtenaufwand nach Norden, und doch fällt kaum noch ein Schuß. Wir ſind verbündet mit 80,000 Mann Reichstruppen, haben einen Reichsgeneral nebſt glänzendem Generalſtabe, der General aber gibt keine Befehle, die Soldaten müſſen ſich langweilen, werden in dem ſäuiſchen Jütland krank vor Ekel und Ungeziefer, und dürfen den Feind nicht angreifen. Ich frage: iſt das ein Zuſtand, für ein ehrliebendes Volk auf die Dauer zu ertragen? Kann das Land, können deſſen Vertreter es länger geduldig mit anſehen, daß Schleswig-Holſtein ein Spielball fürſtlicher Willkür geworden iſt? Man ſpricht von Friedensunterhandlungen, die im Gange, ja ſogar ſchon ziemlich abgeſchloſſen ſind, und doch fragt man das Land und deſſen Regierung, die Statthalterſchaft, die doch wohl am meiſten dabei betheiligt ſind, nicht einmal, ob ſie die Bedingungen des Friedens eingehen werden, eingehen können. Da heißt es in einer Zeitung: Schleswigs legislative und adminiſtrative Selbſtſtändigkeit wird gewahrt, was mit der plumpen Volksredensart „waſch' mir den Pelz und mach' ihn nicht naß" ziemlich gleichbedeutend iſt. Andere ſagen: Schleswig wird getheilt, die ſüdliche Hälfte bleibt bei Holſtein und reſp. Deutſchland, die nördliche fällt Dänemark zu. Kein Menſch aber fragt die Bewohner Schleswigs, ob ſie mit ſolchen Vorſchlägen einverſtanden ſind. Und doch wäre der ganzen Geſchichte ein Ende zu machen, ſchlüge man die Dänen, wo man ſie fände, beſetzte und brandſchatzte Jütland, daß den Inſeldänen angſt und bange würde, forcirte ſelbſt Fünen, was am Ende nicht unter die Unmöglichkeiten gehörte. Raſche, energiſche Kriegführung würde Dänemark ſehr bald nachgiebig machen, und mit unſern Truppen, zumal mit den Schleswig-Holſteinern, von denen Bonin ſelbſt ſagt, daß er mit ihnen den Teufel aus der Hölle und die Dänen hineinjagen wolle, ließe ſich Alles ausführen. Leider wollen die Cabinette dem König von Dänemark ſo großes Herzeleid nicht zufügen und, ſagen wir es frei heraus, ein Volk, das in den Augen fürſtlicher Perſonen ein Volk von Inſurgenten iſt, nicht zu ſehr unterſtützen, um den Geiſt der Revolution nicht im Prinzip anerkennen zu müſſen. Kann man ſich unter ſolchen Verhältniſſen wundern, daß die Stimmung hier im Lande immer düſterer, dumpfer, erbitterter wird? Die Unruhigen gehen ſchon weiter, als die Regierung im Intereſſe des Landes es wünſcht, auch die Landesverſammlung, müde des Zögerns und Nichtsthuns, wird ungeduldig, und von den radikalſten ihrer Mitglieder wird die Regierung ſo hart angegriffen, daß ſelbſt hier ein Zerwürfniß zwiſchen Regierung und Volksvertretung kürzlich in Ausſicht ſtand. Was aber dann, wenn dieß geſchähe? Was würde aus Schleswig-Holſtein, im Fall die Statthalter abdicirten, das Miniſterium zurückträte? Das Land ſtünde dann am Anfang einer neuen Revolution, vor der ſein guter Genius es bewahren möge. Daß aber der Geiſt der Mäßigung das beſonnene Volk der Schleswig-Holſteiner nicht verlaſſe, dafür haben die Friedenmacher Sorge zu tragen. Auf ihre Häupter allein fallen alle Folgen zurück, die ein unwürdiger Frieden für die Herzogthümer, vielleicht für ganz Deutſchland haben würde.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Lady Bleſſington — Bauprojekte.

Auch die bekannte Lady Bleſſington iſt hier ein Opfer der Cholera geworden. Als dieſe ehemals ſo ſchöne und durch ihre ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen und ihre Verbindungen mit Schriftſtellern, Künſtlern und Staatsmännern berühmte Engländerin vor einiger Zeit nach Paris kam, um ſich hier niederzulaſſen und ihren Salon der faſhionablen Welt zu öffnen, äußerten die Pariſer Journale, die merkwürdige Frau ſey dazu berufen, die ſo eben verſtorbene Madame Récamier, deren Verluſt ſo ſehr zu bedauern ſey, in der gebildeten Welt zu erſetzen. Das Schickſal hat es anders gewollt; kaum hatte ſich Lady Bleſſington hier häuslich eingerichtet, als ſie die Zahl der vielen ſeit zwei Monaten Heimgegangenen vermehren mußte; ſie hat Madame Récamier, deren Nachfolgerin ſie werden ſollte, kaum einen Monat überlebt. Mehrere Tageblätter nehmen von der herrſchenden Seuche Anlaß, um der Regierung die Nothwendigkeit der Erweiterung und Verbeſſerung der alten dumpfen und engen Stadtreviere aufs dringendſte vorzuſtellen. Vor einigen Tagen hat die Regierung an die Nationalverſammlung einen Geſetzvorſchlag gebracht, nach welchem dreißig Millionen zum Ausbau des Louvre und zur Verſchönerung der umliegenden Straßen verwendet werden ſollen. Ihre Abſicht dabei iſt, einigen tauſend Arbeitern Jahre lang Arbeit zu verſchaffen, auch viele Künſtler zu beſchäftigen, alle dem Staate zugehörenden Kunſtſchätze, ſo wie die große Bibliothek und das Nationalinſtitut in einem einzigen, der Größe des Staats angemeſſenen Prachtgebäude zu vereinigen, und zu gleicher Zeit die Rivoliſtraße, eine der regelmäßigſten von Paris, durch einen großen Theil der Stadt zu verlängern. Die Journale fragen aber, ob der jetzige der rechte Zeitpunkt ſey, um ein ſo großes, längſt ſchon in Vorſchlag gebrachtes, aber ſtets liegen gebliebenes Projekt wieder aufzunehmen und mit ungeheuern Koſten in's Werk zu ſetzen; ob es nicht weit zweckmäßiger und humaner wäre, vor allem an das Nöthige zu denken, und dem Volke geſündere, bequemere und hellere Wohnungen zu verſchaffen, als die ihm in den alten Stadtrevieren zu Gebote ſtehen. Eines dieſer Tageblätter behauptet, für die dreißig Millionen, welche man zur Vollendung des Louvre und zur Verlängerung der Rivoliſtraße verlange, könnte man ein Drittheil von ganz Paris einreißen und ſchöner und geräumiger wieder aufbauen. Dieß iſt ein ſehr großer Irrthum; dreihundert Millionen würden dazu nicht hinreichen; allein das Einreißen der alten Straßen und das Wegräumen des Schuttes würde jene dreißig Millionen verſchlingen; denn der alten Gaſſen ſind beinahe noch hundert und die Häuſer ſehr hoch, wie ſie denn in Paris überhaupt ſtets ſehr hoch gebaut werden, damit der Miethzins aus den vielen Wohnungen die Koſten des theuern Grundes und Bodens wieder einbringe, nebſt einem ſchönen Profit für den Hausherrn, der von dieſem ſeinem Eigenthume lebt. Der Vorſchlag der Regierung hinſichtlich des Louvres wird in der Nationalverſammlung ſicher auf ſtarken Widerſpruch ſtoßen. In der That iſt der Zeitpunkt, wo das Gleichgewicht zwiſchen öffentlichen Einnahmen und Ausgaben ſo ſtark geſtört iſt, eben nicht geeignet zu einem ſo großartigen Unternehmen. Allein es wäre möglich, daß die Mehrzahl auf die Großartigkeit des Unternehmens und die Ausſicht, einer Menge von Familien Arbeit und Brod zu verſchaffen, das Hauptgewicht legte und die verlangten Gelder bewilligte. Gewiß wäre es aber ein eben ſo rühmliches Unternehmen, ernſtlich an den Bau von guten Wohnungen für unbemittelte Familien zu denken. Es würden dadurch gleichfalls tauſende von Arbeitern beſchäftigt werden, nur freilich keine Künſtler wie am Louvre.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 164. Dienſtag den 10. Juli 1849.

Justisne de causis eum tibi videor incolere, inhabitare, diligere secessum? — Placida omnia et quiescentia, quod ipsum salubritati regionis, ut purius coelum, ut aer liquidior, accedit.

Plinius sec.

Schloß Tegel.

Wilhelm von Humboldts Landſitz.

Die Verehrung des Ortes, an dem ein bedeutender Menſch ſein Leben zubrachte, entſteht großentheils aus unſerer eigenen Sehnſucht nach Fortdauer über die enge Grenze des Lebens hinaus und iſt ein durch alle Zeiten und durch alle Völker gehender, tief in unſerer Natur begründeter Zug. Liebende, die ihre verſchlungenen Namenszüge der Rinde eines jungen Baumes eingraben, werden dazu von derſelben Sehnſucht getrieben, welche die alten Indier und Egypter zum Erbauen ihrer rieſigen Grabmonumente veranlaßte. Und ſo mächtig iſt dieſe Sehnſucht, daß man behaupten könnte, die Natur habe dem Menſchen das Bewußtſeyn ſeiner Vergänglichkeit als eine Triebkraft gegeben, um ihn zu raſtloſem Schaffen für eine Zukunft nach ſeinem Tode anzuſpornen. Die Kunſt, welche das Bild des vergänglichen Menſchen in Farben, im Marmor oder in der Verklärung der Sprache feſtzuhalten beſtrebt iſt, die Kunſt möchte, wenn nicht ihre Entſtehung, ſo doch ihre Fortbildung zum großen Theil von unſerer Sehnſucht nach Unvergänglichkeit herzuleiten haben.

So ſehr wir uns zur Abſtraktion zu zwingen verſuchen oder vermögen, unſer Weſen verlangt unabweislich nach dem Sichtbaren. Wir wollen die Stelle durch ein Denkmal bezeichnet ſehen, wo ein wichtiges Ereigniß geſchehen, wir wollen die Handſchrift eines großen Menſchen betrachten, den Ort beſuchen, an dem er weilte. Dieſes Verlangen, das in ſeiner Uebertreibung zum Reliquien- und Wallfahrtsdienſt führte, hat eine wahre Berechtigung, ſo lange es in gewiſſen Schranken bleibt. Denn wie unſere äußere Umgebung unabläſſig auf uns einwirkt, ſo geſtalten wir ſie auch nach unſerem Bedürfen, nach unſerer Eigenthümlichkeit, und das Haus, in dem wir lange gewohnt, nimmt ſo ſicher das Gepräge unſeres Weſens an, als das Gewand die Form des Körpers, den es lang umhüllte.

In dieſem Sinne war in uns bei der Lektüre von Wilhelm v. Humboldts Briefen an ſeine Freundin Charlotte Hildebrandt der Wunſch rege geworden, ſeinen Landſitz, Schloß Tegel, zu beſuchen, auf dem der größte Theil jener Briefe geſchrieben worden iſt. Die weltabgeſchiedene Ruhe, die in denſelben herrſcht, mußte unwillkürlich die Frage hervorrufen, welche äußere Bedingungen haben hier mitgewirkt: welche Umgebungen können ſo umfrieden, daß Humboldt, zurückgezogen in ein Bereich ganz objektiver Betrachtung, durch keine äußern Eindrücke mehr in dem innern Gleichgewicht geſtört zu werden vermochte?

Er ſelbſt ſchrieb am 10. Juli 1822 an ſeine Freundin: „Ich liebe Tegel ſehr. Hier brachte ich meine Kindheit und einen Theil meiner Jugend zu. Die Gegend iſt wenigſtens die hübſcheſte um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die ſchön bepflanzt ſind, eine Ausſicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inſeln durchſchnittenen See. Um das Haus und faſt überall ſind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erſt in mäßiger Stärke ſah und die nun mit mir emporgewachſen ſind. Ich baue jezt ein neues Haus hier, das ſchon halb fertig iſt, und bringe auch hieher die Gemälde und Marmorſachen, die wir haben; ſo wird es ein

Digitized by Google

anmuthiger Wohnplatz, von dem ich ſelten in die Stadt kommen werde." — Und im Jahre 1825, am Weihnachtstage: „Es hat mich ſehr gefreut, daß die Kupferſtiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben; ich hatte das gewünſcht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein ſo ſtattliches Schloß ſcheint. Das alte Gebäude, kleiner als das jetzige, wie Sie ſehen, war ein Jagdſchloß des großen Kurfürſten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieſes Beſitzes, ſeiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel gibt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jezt fangen die Leute an es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schleſien habe ich ein mehr als noch einmal ſo großes altes Schloß mit Thurm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegelſche Haus aber iſt bequem und eigenthümlich. Das dankt es dem Baumeiſter, dem ich freie Hand gelaſſen. Mein größtes Verdienſt bei dem Hauſe iſt, daß ich nicht meine eigenen Ideen in den Bau gemiſcht habe."

Beide Schilderungen ſind vollkommen bezeichnend, denn in der ſandigen Ebene, welche Berlin von allen Seiten meilenweit umgibt, erſcheint die Humboldtſche Beſitzung ſo lieblich, daß man kaum glaubt ſich noch in der Mark zu befinden, und das Gebäude verdient den Namen eines Schloſſes nicht, wogegen es für das Muſter eines behaglichen Wohnhauſes gelten kann.

Zweiſtockig, ohne Auffahrt oder Rampe, an den Ecken mit vier thurmartig vorſpringenden Flügeln verſehen, liegt es an einem mit Fliederbüſchen und Blumen gezierten Raſenplatze, von großen Linden- und Kaſtanienbäumen beſchattet, friedlich und anmuthig da. Zur rechten Seite des Hauſes erhebt ſich der Hügelzug. Der Fuß deſſelben iſt zu Treibhausanlagen und Weinpflanzungen verwendet, der Gipfel bewaldet und mittelſt Durchhauungen zu angenehmen Spaziergängen und ſchönen Fernſichten benuzt. Links vom Hauſe führen lange ſchattige Alleen, an Kornfeldern und Wieſen vorüber, bis an das Ende der Hügelkette, und ſo weit man das Terrain von der Höhe zu überſehen vermag, wohl auch bis zu dem Geſtade des Sees, der hell und freundlich aus den grünen Ufern hervorſieht und in ſeinem klaren blauen Waſſer die ſchönen Baumgruppen der kleinen Inſeln wiederſpiegelt. So ſind durch glückliche Benutzung der gebotenen Verhältniſſe hier auf einem engen Raume alle jene Elemente vereinigt, die man ſonſt bei Parkanlagen künſtlich zuſammenzubringen ſtrebt; und bei aller Behaglichkeit eines Spazierganges in wohlgeordneten Gartenwegen iſt hier dem Beſitzer die Möglichkeit gegeben, die ganze Scala wohlthuender Empfindungen zu genießen, welche der Anblick des Landbaus, des Säens, Pflanzens, Keimens, Gedeihens und Erntens in der Seele des Menſchen hervorruft.

Die Hauptfronte des Hauſes liegt nach dem Garten hin, auf den ſich die Thüre zu ebener Erde öffnet. Zu beiden Seiten derſelben befinden ſich zwei Niſchen. Sie enthalten treffliche, in Marmor ausgeführte Kopien der Minerva Medica, des capitoliniſchen Fauns, der Amazone aus dem Braccio nuovo des Vatikans, und einer weiblichen antiken Gewandſtatue. — Das mäßig hohe Vorhaus, weiß getüncht, wird durch zwei gemauerte Säulen, in deren Mitte altarartig ein antiker, mit Basreliefs gezierter Brunnen aufgeſtellt iſt, gleichſam in ein Atrium verwandelt, wie ſie uns in den pompejaniſchen Gebäuden erhalten worden ſind.

(Fortſezung folgt.)

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſezung.)

VII.

Am 28. Januar wurden die Namen der Mitglieder der conſtituirenden Verſammlung für die römiſchen Staaten auf dem Capitol verkündigt; acht Tage darauf fand deren Eröffnung ſtatt. Wer aus Cola di Rienzo's Leben, wie es von einem Zeitgenoſſen lebendig und anſchaulich beſchrieben worden iſt, die Gaukeleien und Allegorien kennt, mit denen der „Lezte der Tribunen" die Römer des vierzehnten Jahrhunderts unterhielt und zur Thatkraft anzuregen ſuchte, kann ſich eine ungefähre Vorſtellung von den Feſtparaden machen, mit denen fünfhundert Jahre ſpäter die keimende republikaniſche Geſinnung als ächte Treibhauspflanze erwärmt und gefördert ward. Der Capitolsplaz iſt in architektoniſcher Hinſicht gerade kein Meiſterwerk, obgleich Michel Angelo Buonarroti die Hand im Spiele gehabt hat; heute war er ächt theatermäßig aufgeputzt mit einer unglaublichen Maſſe bunten Flitterſtaats. Auf dem Thurme des Palaſtes des Senators wehte eine koloſſale dreifarbige Fahne; die Banner der vierzehn Rione oder Bezirke Roms, die der Munizipalität, der bedeutenderen Städte des Kirchenſtaats u. ſ. w. waren auf der den Palaſt krönenden Galerie ausgeſteckt oder flatterten von den Dächern und Balkonen der beiden Seitenpaläſte, die man nach den Conſervatoren der Stadt und dem Muſeum benannt hat. Bis zur Spitze hinauf war die alte Senatorenburg, die ſchon auf ſo viele Stürme herabgeſchaut hat und auch dieſen Sturm vorübergehen ſehen wird, tricolor drapirt. Verdeckt waren die großen

Digitized by Google

Wappenſchilde des Papſtes und des Senats und an ihrer Stelle las man die Inſchriften: Costituente Romana und Costituente Italiana. In einer Ellipſe um die Marc-Aurelsſtatue herum waren die Namen ſämmtlicher zur Verſammlung Gewählten in einer Einfaſſung von Lorbeerkränzen, von hölzernen Pfoſten getragen und mit dreifarbigen Zwillingsfähnchen verbrämt, zu leſen; ehe noch die patriotiſchen Abſichten der meiſt obſcuren Deputirten Thaten oder mindeſtens Worte geworden waren, hatte man ſie ſchon des Kranzes würdig erklärt. In der ehrwürdigen Senatskirche von Sta Maria Araceli wurde die h. Geiſtmeſſe geleſen; die Franziskaner, welchen das Kloſter gehört, hatten ſich geweigert, an der Function Theil zu nehmen, und ſtanden da, mit verſchränkten Armen trübſelig zuſchauend, da ſie es nicht hindern konnten und ſchlimmerer Zeiten gewärtig ſeyn mochten. Nach der Meſſe zogen die Deputirten hinab, alle mit breiten tricoloren Schärpen geſchmückt, wie denn überhaupt die Verſchwendung von Grün Weiß Roth auf's Aeußerſte getrieben war. Natürlich waren die meiſten unbekannte Perſonen; wunderte man ſich doch ſelbſt in manchen Provinzialorten darüber, daß der nach dem allgemeinen Stimmrecht als Mann des allgemeinen Vertrauens Gewählte, in den meiſten Fällen natürlich der Kandidat eines radikalen Clubs, ein ſo gar unbekanntes Individuum war. Zur Geſchichte dieſes allgemeinen Stimmrechts haben Rom und Toscana überhaupt ſchöne Beiträge geliefert. Der Zug bewegte ſich vom Capitol nach dem Corſo und dieſen entlang und endlich auf weitem Umwege nach dem Palaſt der Cancelleria. Die Geſchichte der Gründung dieſes Meiſterbaues des Bramante erinnert an einen Meuchelmord: ſein Erbauer war der Cardinal Raffael Riario, welcher im Dome zu Florenz während der Kataſtrophe der Verſchwörung der Pazzi die Meſſe las; an einen Meuchelmord erinnert ſeine jüngſte Geſchichte, denn am Aufgange der Treppe, unter der Colonnade des weltberühmten Hofes, ward Roſſi vom Dolche getroffen. Ueber die blutige Schwelle mochten wohl die meiſten dieſer Deputirten ſchreiten, ohne auch nur daran zu denken, Alle gewiß nicht, mag es auch übertrieben ſeyn, was römiſche Zeitungen einem von ihnen, und zwar einem Mitgliede der damaligen Regierung ins Geſicht ſagten: nur durch Eine Handlung in ſeinem ganzen Leben habe Pietro Sterbini ſich Anſpruch auf die Dankbarkeit des römiſchen Volkes erworben — durch den Mord Pellegrino Roſſi's.

Kaum waren die Herren verſammelt, ſo wollten Garibaldi und Canino die Republik proklamiren. Naiv meinte der Erſtere, man ſolle doch nicht viel Federleſens machen; ſie ſeyen ja zu nichts anderem gekommen! Es ging nicht durch, und die Folge war heftiger Wortwechſel und Zank in den Zeitungen. Aber der Erfolg zeigte, daß die Beiden die Tendenz richtig beurtheilt hatten, mochten ſie auch die ſogenannten parlamentariſchen Formen verletzt haben. Ihre Uhr war nur etwas zu raſch gegangen, wie die eines bekannten franzöſiſchen Marſchalls. Zur Feier des großen Tages wurden dann das Capitol und die Hauptgebäude der Stadt und der Corſo glänzend beleuchtet und die Freiheitsfortſchritte wurden mit bengaliſchem Feuer bewillkommt; ſpät in die Nacht hinein währte der officielle Jubel, der ſich vom Morgen an in Glockengeläute und Freudenſchüſſen Luft gemacht hatte, während die Theilnahme des Publikums auf dem Gefrierpunkt ſtand wie die äußere Temperatur, was die Zeitungen, die das Factum nicht leugnen konnten, eine grave maestà nannten. Die italieniſche Phraſeologie iſt nie in Verlegenheit hinſichtlich des Ausdrucks, und wenn eine Stadt, in welcher man den wildeſten Lärm der Entrüſtung prophezeit hat, im entſcheidenden Augenblick ruhig geſchehen läßt, ſo heißt es, ſie habe ihre Meinung durch ein dignitoso silenzio ausgeſprochen. Es kommt nur darauf an, das rechte Wort zu finden.

Alles das geſchah am 5. Februar. In der Nacht vom 8. auf den 9. ward ich durch die nahe Capitolsglocke geweckt. Ein paar Minuten, und aus der ganzen Stadt ſtimmte das Geläute ein. Die armen Glocken! ſie ahnten nicht, welches Schickſal vieler von ihnen harrte. Verworrener Ruf erſcholl: Viva la Republica! Und den Reſt der ſchönſten mondhellen Nacht hindurch widerhallten Freudenſchüſſe zwiſchen Altroms verödeten Hügeln. Morgens früh ward das Dekret der conſtituirenden Verſammlung durch den Druck verkündet: es erklärte das rechtliche wie faktiſche Aufhören der weltlichen Herrſchaft des Papſtes, deſſen volle Freiheit als geiſtlicher Herrſcher, die Einſetzung einer demokratiſchen Regierung unter dem Namen der römiſchen Republik. Und um Mittag erklang es auf dem Capitolsplatze »Allons enfans de la patrie!« und der Fahne auf dem Senatorsthurme wurde eine große rothe Mütze aufgeſetzt. Alles das machte natürlich Anſpruch auf Originalität der Erfindung. Ein paar tauſend Menſchen mochten den Platz füllen. Die conſtituirende Verſammlung, das Miniſterium an der Spitze, proklamirte die Republik. Böllerſchüſſe und Muſik und Evvivas antworteten, und das Geſchütz der Engelsburg ſtimmte ein, und die Römer waren nun Republikaner. Die Leute ſahen einander an, und der Eine lachte, der Andere ſchüttelte den Kopf, der Dritte ging ſorgenvoll nach Hauſe. An beiden Enden des Platzes waren ſogenannte Improviſatoren auf erhöhte Plätze geſtiegen, und ſchrien ſich heiſer und recitirten unter wilden Geſticulationen auswendig

gelernte miſerable Verſe auf Freiheit und Gleichheit, auf Alt- und Neurom, den alten und jungen Brutus, und wer weiß was ſonſt noch. Dem Einen erſchien die Sache eine Komödie, eine Tragödie dem Andern, ein Schauſpiel war ſie für Alle. Die Zeitungen erzählten dann ſehr viel von dem ungeheuern Enthuſiasmus, welcher darin beſtand, daß einige Haufen von Perſonen der niedrigſten Klaſſen, angeführt oder gedungen von Mitgliedern des allmächtigen radikalen Clubs, des Circolo popolare, mit grünen Reiſern geſchmückt ſingend die Straßen durchzogen. Rothe Mützen wurden auf dem Corſo gratis vertheilt. Auf Piazza del Popolo coiffirte man den ſtaminiſchen Obelisk mit der republikaniſchen Deviſe. Abends natürlich nochmals Illumination; die Republik koſtete überhaupt viel Oel und Talg.

So ging der erſte Tag der jungen Freiheit zu Ende. Tags darauf begann der Faſching; manche äußerten, man habe ihn in der That um 36 Stunden anticipirt. Daß alles dieß an einem Freitag geſchehen war, mochte Manchem bedenklich erſcheinen. Denn tief wurzelt im Südländer das Dictum: »Giorno di Venere e di Marte nè si sposa nè si parte« — der Freitag iſt ein unheilbringender Tag. Das Omen iſt nur zu ſehr eingetroffen.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortſetzung.)

Cités ouvrières. — Bettelei. — Handwerkervereine.

Ein Herr Chabert hat einen Verein geſtiftet, der zum Zwecke hat, mit einem Capital von ſechs Millionen Francs, die vermittelſt Aktien zuſammenkommen ſollen, von denen aber nach der Verſicherung des Unternehmers im vorigen April bereits über ein Sechstel genommen war, ſogenannte cités ouvrières zu ſtiften. Dieſe ſollen aus drei Stockwerke hohen Gebäuden beſtehen, die durch Höfe und Gärten von einander getrennt ſind. Jedes Gebäude wird vierzig bis fünfzig Familien faſſen, deren jede eine geſunde Wohnung, beſtehend aus einem oder zwei Schlafzimmern und einer Küche, billiger erhält als in den alten Häuſern. Heizröhren laufen durch das ganze Gebäude. Das Erdgeſchoß ſoll zu Läden, Magazinen und Werkſtätten dienen. Jede Cité wird ein Waſchhaus, eine Badſtube, und eine Wartanſtalt für die kleinen Kinder der ihrer Arbeit in der Stadt nachgehenden Mütter enthalten, was alles im Miethzins mitbegriffen werden ſoll; dieſer aber darf niemals erhöht werden. In jeder Cité wird ein großer geheizter Saal ſeyn, wo ſich die Arbeiter verſammeln, und wo die Meiſter, wenn ſie Taglöhner ſuchen, dieſelben finden und ſich mit ihnen verſtändigen können. Wo dieſe cités ouvrières angelegt werden ſollen, und ob man bereits ein Terrain dazu erworben hat, wird nicht geſagt, obgleich dieß ein wichtiger Punkt iſt. Die Aktien ſollen nicht mehr als 25 Francs betragen, ſo daß auch die Arbeiter ſich an der Sache betheiligen können, und vier Procent tragen, nebſt einem Antheil am Eigenthum und am Gewinn der Unternehmung.

Leider iſt noch immer keine Ausſicht zur Verbeſſerung des traurigen Zuſtandes des Handels und der Gewerbe. Wie es damit ſteht, ſieht man am beſten an den vielen geſchloſſenen Kaufläden, deren Inhaber den Handel aufgeben mußten, weil ſie nicht mehr im Stande waren auch nur den Miethzins ihrer Boutiken aufzubringen, und unter dieſen Läden ſind manche, in welchen ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts, und vielleicht länger noch, eine und dieſelbe Familie, oder doch derſelbe Geſchäftszweig geblüht hatte. Der Bankerotte ſind unzählige; von Bettlern wird man beſonders in den etwas abgelegenen Revieren und Gaſſen, zuweilen aber auch mitten in den öffentlichen Luſtgärten angeſprochen. Früher war die Polizei ſehr ſtreng hinſichtlich der Bettelei, und die Polizeidiener ergriffen ohne Barmherzigkeit die von ihnen auf der That ertappten Bettler, und die Commiſſäre ſchickten ſie in die Haft, bis das Polizeigericht ein öffentliches Urtheil über ſie fällte. Jetzt aber iſt die Zahl der Bettler zu groß und das Elend des arbeitloſen Volkes zu augenſcheinlich, als daß die Polizei alle dieſe Unglücklichen vor Gericht ſtellen könnte. Von den Aſſociationen zwiſchen Geſellen oder Handwerkern haben ſich einige ſchon wieder aufgelöst, weil jedes Mitglied wohl einen Antheil am Gewinn haben, aber nichts thun wollte, um dieſen Gewinn herbeizuführen und zu vermehren, weil jeder ſeinem eigenen Kopf folgen wollte, ohne ſich um das allgemeine Beſte zu bekümmern, und weil es ihnen am nothwendigen Kapital fehlte. Dieß beweiſt nun freilich nichts gegen das Aſſociationsweſen überhaupt; man ſieht aber daraus, daß es nicht genug iſt, ſich mit einander zu verbinden und keinem Meiſter mehr gehorchen zu wollen, und daß in Vereinen Ordnung, Sparſamkeit und Gemeingeiſt unerläßliche Bedingungen des Erfolges ſind. Wo es aber großer Kapitalien bedarf, z. B. bei Bauunternehmungen, können Verbindungen von Arbeitern, welche bloß ihren guten Willen und ihre Handarbeit einzulegen haben, wenig gedeihen, und bei'm Zuſchlage von dergleichen Arbeiten an die wenigſt fordernden iſt es dem Staate nicht zu verdenken, wenn er Leute vorzieht, welche durch ihre bekannte Zahlungsfähigkeit für die Vollendung der Arbeiten bürgen. In einer der vielen kleinen Aſſociationen, welche ſeit einem Jahre entſtanden ſind, iſt ſogar eines der Mitglieder mit der Kaſſe durchgegangen und hat dadurch ſeine Kameraden in große Verlegenheit geſetzt; ſolche Fälle werden leider noch oft vorkommen, und die Vereine werden vorſichtiger in der Aufnahme der Mitglieder werden müſſen. — Immer lauter werden die Klagen der Theaterdirektionen, welche außer der Cholera und den Umtrieben der rothen Republik auch noch mit der ſtarken Hitze zu kämpfen haben. Dieſe tritt freilich alle Jahre ein; aber früher entſchädigte der Gewinn des Winters für den Verluſt im Sommer; dieß iſt jetzt nicht mehr der Fall, wenigſtens nicht ſeit der Februarrevolution; der Verluſt dauert das ganze Jahr hindurch.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 165. Mittwoch den 11. Juli 1849.

Die volle warme Menſchheit, welche in den Goethe'ſchen Dichtungen athmet, der Genius der Humanität, der darin ſeine Flügel über jeder Schwachheit ſchüttelt, und dabei doch die ſtrenge Rechtlichkeit, die natürliche Frömmigkeit in Bezug auf ein Höheres, welche aus ihnen ſpricht, alle dieſe Eigenſchaften machen ſeine Dichtungen ſo unwiderſtehlich und ſo einflußreich.

Immermann.

Goethe im Verhältniß zu unſerer Zeit.

Es iſt eines der bedeutendſten Worte des Unſterblichen, deſſen hundertjährigen Geburtstag Deutſchland im Laufe dieſes Jahres feiert, daß der Stoff, den der wahre Dichter in ſich aufzunehmen, zu bearbeiten und auszuſprechen berufen iſt, nichts weniger als die ganze Welt ſeyn ſoll. Im Dichter wie im Künſtler iſt immer der ganze Menſch zugleich wirkend, und darum offenbart ſich ſymboliſch in ihm die Göttlichkeit ſeines Berufs. Die Kenntniß der Welt iſt ihm angeboren; er beſitzt ſie ſchon in ſeinem Innern durch Anticipation. Soll ihm aber eine wahre Darſtellung derſelben gelingen, ſo muß allerdings die Erfahrung, die Erforſchung der Wirklichkeit hinzutreten. Sein Beſtreben muß dahin gehen, die Welt durch das Wort wiederzugeben, das ihm ſeyn ſoll, was dem Maler die Farbe. So lange der Dichter bloß ſeine eigenen Empfindungen offenbart, gebührt ihm dieſer Name nicht. Sobald er aber die objektive Welt in ihren verſchiedenartigſten Geſtaltungen ſich anzueignen weiß, iſt er ein Dichter im wahren Sinne des Worts, und zwar ein unerſchöpflicher, der immer neu ſeyn kann, während eine rein ſubjektive Natur die Gefühle ihres Innern bald erſchöpft, um zuletzt in Manier unterzugehen. Darum iſt auch die ächte Poeſie an keine Zeit, an kein Land gebunden. Sie iſt ein Gemeingut der Menſchheit, die Perle der Humanität, die Blüthe und Frucht des menſchlichen Geiſtes, beſtimmt alle Völker und alle Zeiten zu erquicken, zu erfriſchen. Lebendiges Gefühl der verſchiedenſten Zuſtände und die Fähigkeit es auszudrücken, das macht den Dichter. Er ſoll noch weiter gehen als der Geſchichtsforſcher und uns von der Bühne der Welt wo möglich etwas Beſſeres und Edleres bieten, an dem der Menſch ſich laben und erheben kann. Schon Ariſtoteles geſteht der Poeſie eine größere Wahrheit als der Geſchichte zu. Mehr als der Hiſtoriker vertieft ſich der Dichter in das innerſte Triebwerk der menſchlichen Seele. Die Begeiſterung des Dichters iſt die Offenbarung des Wahren, das Reinmenſchliche iſt der Höhepunkt der wahren Poeſie, daher die Wirkung eines wahrhaft großen Dichtergeiſtes durchaus unberechenbar für ſeine wie für alle folgenden Zeiten erſcheint.

Vielleicht ſtand Goethe, ſchon von ſeiner Mitwelt ſelten erkannt und noch häufiger unbegriffen, keiner Zeit entſchieden ferner, als gerade der unſrigen, die unter der Maske der Freiheit, des Allgemeinwohls und der Verbrüderung die kraſſeſte Selbſtſucht verbirgt. Man hat ſich längſt gewöhnt, ihn einen nichtnationalen Dichter zu nennen, ja ihn des ſchrankenloſeſten Egoismus zu bezüchtigen. Was Wunder! Er ſah die Sachen in ſich, und nicht, wie es der ſubjektive Deutſche zu thun pflegt, nur ſich in den Sachen. Ihn kümmerte keine Partei und kein politiſcher Meinungskampf; er war ein Kind des Friedens und haßte alles Polemiſche; nie ließ er ſich auf Widerſprüche ein; er wußte immer klar was er wollte. Seine Zweifel behielt er für ſich, ſuchte ſie im Innern auszugleichen, und nur die aufgefundenen Reſultate theilte er mit. Er arbeitete unausgeſezt an ſeiner eigenen Vervollkommnung und immer nur für ſich ſelbſt, nie für die Menge. Seine großen Maximen waren: „Der Zweck des Lebens iſt das Leben ſelbſt. Haben wir nach Innen das Unſrige

Digitized by Google

gethan, ſo wird ſich das nach Außen von ſelbſt geben.“ Und: „Wir müſſen nichts ſeyn, ſondern alles werden wollen und nur ſo lange ſtille ſtehen und ruhen, als es ein müder Geiſt und Körper erfordert.“ Auf keinen paßt beſſer als auf ihn das Wort aus ſeinem Divan:

„Daß du nicht enden kannſt, das macht dich groß!“

War alſo Goethe ein ſtets Werdender, ein ſtets Neuer aus innerer Kraft, ſo mußte ihn auch das im Stillen Schaffende und Werdende am meiſten anziehen. Daher ſeine Liebe zur Natur und ihren ewigen, unveränderlichen Geſetzen; daher ſein Studium der Thierform und der Pflanzenmetamorphoſe. In der Anſchauung der Natur fand er ſymboliſch auch den Entwicklungsgang der Menſchheit ausgedrückt; daher jener bedeutſame Ausſpruch: „In hundert Jahren werden wir erſt Menſchen ſeyn!“ Hundert Jahre ſind ſeit ſeiner Geburt verfloſſen. Wie ſteht es aber mit den Fortſchritten der Humanität in unſerer dem Fortſchritt ſo eifrig huldigenden Zeit? Ach, wie weit ſind wir noch von der Erfüllung des prophetiſchen Spruches des Dichters entfernt! Den Ernſt ſeines Strebens würdigt er ſelbſt am beſten, wenn er von ſich und ſeinen Schöpfungen ſagt, daß ſie nicht populär werden können, daß ſie nicht für die Maſſe geſchrieben, ſondern nur für einzelne Menſchen berechnet ſeyen, die etwas Aehnliches wollen und ſuchen und in ähnlichen Richtungen begriffen ſind. Wußte doch Niemand beſſer als er, daß die Menge den Schein für die Sache nimmt und ſich ſtatt des Weſens mit dem hohlen Worte begnügt.

Ich weiß nicht, welcher bedeutende franzöſiſche Schriftſteller irgendwo ſagt: »Il y a une fibre adorative dans le coeur humain.« Mit dieſem ſo wahren, in unſerer Zeit leider ganz verkannten Ausſpruch iſt ein Hauptzug in Goethes Charakter angegeben. Sein Gemüth war von Natur zur Ehrerbietung geneigt und es gehörte eine große Erſchütterung dazu, um ſeinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wankend zu machen. Goethe war kein Frömmler, aber wahrhaft fromm. Die Pietät ſeines Charakters, auf die ich ſchon früher (Morgenblatt Nr. 206, 28. Auguſt 1848) aufmerkſam gemacht habe, tritt in ſeinem Gemüthe überall und auf eine wahrhaft rührende Weiſe hervor. „Jede Verehrung eines würdigen Gegenſtandes iſt immer von einem religiöſen Gefühle begleitet.“ — „Alle Bildungsfähigkeit iſt auf Verehrung eines Höheren zu begründen.“ Das ſind ſeine goldenen und beſonders in unſerer Zeit nicht genug zu beherzigenden Worte. Dabei war er jeder myſtiſchen Richtung ſo entſchieden abhold, daß ihn Voſſens Streit mit Friedrich Leopold Stolberg wegen ſeines Glaubenswechſels höchſt unangenehm berührte. Der Dichter, der das Reinmenſchliche ſo hoch hielt, daß ihm Kopfhänger den Vorwurf machen, ſeine Schriften beleidigten die Moral, hat bei allem irdiſchen Sehnen und Treiben immer den Blick auf das Höchſte gerichtet, und er blieb, ſeines redlichen Strebens ſich bewußt, wegen der Zukunft völlig unbekümmert. Mußte er doch innerlich lächeln über die Aeſthetiker, die ſich abquälen, das Unausſprechliche, das wir ſchön nennen, durch einige abſtrakte Worte in einen Begriff zu verwandeln. Das Schöne blieb ihm ein Urphänomen, das zwar nie ſelber zur Erſcheinung gelangt, deſſen Abglanz aber in tauſend verſchiedenen Aeußerungen des ſchaffenden Geiſtes ſichtbar wird und überall als Aeußerung eines Göttlichen eben ſo ſymboliſch hervortritt als die Natur ſelbſt, die er als Symbol der Gottheit verehrte. Es lag in ſeiner Natur, dem Evangelium, als der göttlichen Offenbarung des höchſten Sittlichkeitsprincips, eine eben ſo anbetende Ehrfurcht zu erweiſen als der Sonne, die ebenfalls eine Offenbarung des Höchſten iſt, da wir in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes verehren.

(Fortſetzung folgt.)

Schloß Tegel.

(Fortſetzung.)

Ein paar hölzerne Bänke von antiker Form, ebenfalls weiß angeſtrichen, einige Gypsabgüſſe nach Marmorreliefs, deren Originale ſich in der Sammlung der obern Zimmer befinden, machen den ganzen Schmuck des Raumes aus und bilden doch in ihrer einfachen, aber richtigen Zuſammenſtellung ein vollkommen antikes Ganze. Alle unſere italieniſchen Erinnerungen, alle jene Stunden voll erhebender Andacht, die wir im Betrachten der Antike genoſſen, tauchten in unſern Seelen auf, und unwillkürlich mußte man an Goethes Worte denken: „Und es umfängt uns eine andre Welt.“ — Was der ſanfte Eindruck der lieblichen Gegend begonnen, den Sinn abzuziehen von dem Alltäglichen, von der Verwirrung des Kleinlichen und Gemeinen, das vollendete dieſe Vorhalle, um vorzubereiten für die Aufnahme und Betrachtung des Kunſtſchönen, welches dieſes Haus in ſeinen Mauern umſchließt.

Die Aufſeherin führte uns eine behagliche Treppe hinan, öffnete einen ziemlich großen länglichen Saal, und mit wahrer Ueberraſchung befanden wir uns den vorzüglichſten Kunſtſchätzen der Villa Ludoviſi gegenüber.

Die ſchöne Gruppe der Elektra und des Oreſt, in welcher Elektra den Oreſt wieder findet und in ſeinem Antlitz die Züge des Frühverlorenen zu entdecken ſtrebt; der ruhende Mars, mit dem Amor zu

Digitized by Google

ſeinen Füßen; der Gallier, welcher ſein in's Knie geſunkenes Weib erſticht, um es dem Feinde zu entziehen, und der unvergleichlich edle Kopf jenes, unter dem Namen der Juno Ludoviſi bekannten Junoideals, ſtehen in vollendeten Abgüſſen hier beiſammen. Der Kopf des Jupiter von Otricoli, dieſes würdige Seitenſtück der Juno Ludoviſi, der Kopf des Apoll von Belvedere und der Diana, nebſt einigen trefflichen Reliefs und Abgüſſen antiker Thierbildnerei, füllen den übrigen Raum an den Wänden. Dazwiſchen ſind zwei Säulen von Rosso antico, eine andere von Giallo antico und ein Meduſenhaupt aus Porphyr aufgeſtellt, welche das päpſtliche Wappen tragen und Geſchenke von Pius VII. ſind. — Bequeme, aber nichts weniger als prächtige Sophas und Seſſel laden zum Verweilen und gewähren, da obenein die größeren Statuen zum Drehen eingerichtet ſind, die Möglichkeit, ſie von verſchiedenen Standpunkten in angenehmer Ruhe betrachten zu können.

In einem kleinen Salon zunächſt dieſer Antikenſammlung zeigte man uns die Statue einer Waſſerſchöpferin und das liebliche Marmorſtandbild einer als Kind modellirten Humboldt'ſchen Tochter. Kleinere, weniger bedeutende Skulpturwerke finden ſich durch die ganze Reihe der gemächlichen Wohnzimmer vertheilt, in denen uns noch vorzugsweiſe zwei lebensgroße Bilder von Alexander v. Humboldt feſſelten. Sie ſind, mit Ausnahme einiger andern Porträts, die einzigen Gemälde in Tegel. — Beide Porträts A. v. Humboldts ſind ſehr ähnlich. Das eine mag vor etwa zwanzig Jahren gemalt worden ſeyn und iſt von Gerard. Das andere, von Steuben, ſtellt Humboldt in jugendlichem Mannesalter dar. In einer wilden Berggegend, deren Hintergrund von hohen, ſchneebedeckten Felswänden geſchloſſen iſt, ſizt er auf einem Steinblock, über den ſein Mantel gebreitet iſt. Er trägt die Kleidung jener Zeit, ein ſtahlfarbenes Beinkleid, Kappenſtiefeln, gelbe Weſte, braunen Rock mit gelben Knöpfen und ein ſtarkes weißes Halstuch, aus dem der hohe Hemdkragen hervorſteht. Das hellbraune, kurz geſchnittene Haar iſt reich gelockt, der runde Hut, in den helle Handſchuhe geworfen ſind, liegt neben dem Sitzenden, der mit der linken Hand ein rothes Porteſeuille auf den übereinander geſchlagenen Knien hält, während in der Rechten der Stift ruht, mit dem er eben geſchrieben hat. Ruhigen Blicks ſieht er betrachtend in die fremde, großartige Ferne hinaus, und das ernſte Auge ſcheint die Welt ſchon jezt als ein großes Ganze mit jener Klarheit zu erfaſſen, aus der ſpäter der gewaltige Gedanke des Kosmos hervorgehen ſollte.

Nachdem wir den erſten Stock durchwandert hatten, führte man uns in das Erdgeſchoß zurück, in ein unter dem Antikenſal gelegenes Gemach, das unter dem Namen der Bibliothek Humboldts eigentliches Arbeitszimmer war. Faſt noch einmal ſo lang als breit, hat es der Thüre gegenüber zwei Fenſter, und an der langen Wand zur rechten Seite der Thüre unten ebenfalls ein Fenſter, oben den Eingang in ein Schlafkabinet. Dieſe Vertheilung der Fenſter gibt gleichmäßiges Licht durch das ganze Zimmer, welches außerdem durch die langen Wände und durch eine glatte graue Tapete von ſehr milder Farbe einen ungemein ruhigen Charakter erhält. — Zwiſchen dem Seitenfenſter und der Thüre des Schlafkabinets ſtehen die Abgüſſe der capitoliniſchen Venus und der prächtigen Venus von Milos. Ein großes Sopha nimmt den Raum ein, der ſie trennt. Ihm gegenüber, mitten im Zimmer ſteht frei der große Schreibtiſch mit einem bequemen Seſſel davor. Ein paar kleine Marmorbüſten, nebſt einem kleinen, zierlichen weiblichen Torſo auf dem Schreibtiſch mögen als Schmuck oder als Papierhalter und Briefbeſchwerer gedient haben.

Ein Stehpult und eine Bibliothek füllen die Wände. Neben den Werken der beiden Brüder und einer Auswahl gelehrter Bücher aus lebenden und todten Sprachen, finden ſich hier alle bedeutenderen Erzeugniſſe der neueſten deutſchen Literatur in ihren verſchiedenſten Richtungen. Man konnte aus dieſer Sammlung auf die allumfaſſende Theilnahme, auf das allumfaſſende Wiſſen ihres Beſitzers ſchließen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Schlei, Juni.

(Fortſezung.)

Eine geiſtliche Conferenz. — Seekrieg.

Neben der Landesverſammlung hielten zwei oder drei Tage lang die Paſtoren des Landes in der Kirche des Schloſſes Gottorp eine Conferenz über Angelegenheiten der Kirche und Religion. Ob ganz Schleswig-Holſtein in dieſer Paſtorenconferenz vertreten war, weiß ich nicht, zweifle jedoch daran. Der „unwürdigen Diener des Herrn" mochten wohl über hundert anweſend ſeyn. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ſchien mir die

Digitized by Google

Mehrzahl etwas ſtark orthodox gefärbt. Der Präſident leitete die jedesmalige Sitzung durch ſalbungsvolles, überlanges Gebet ein. Was die Herren eigentlich beſchloſſen haben, läßt ſich mit Gewißheit wohl nicht angeben. Anfangs waren ſie nicht ſehr einig, ſpäter aber ward ihre Stimmung eine brüderlich einträchtigere. Im Allgemeinen ſchien man die Nothwendigkeit einer Reform der Kirche anzuerkennen; nur wie eine ſolche am beſten zu bewerkſtelligen ſey, darüber war ſchwer in's Reine zu kommen. Mancher der wackern Herren bekundete in ſeinen Worten, daß ihm gegenwärtig Zeit und Welt nicht mehr gefallen, was auch andern Leuten, wenn auch aus andern Gründen, häufig paſſirt. Einer meinte ſogar, Staaten und Völker wären nicht mehr chriſtlich zu nennen — ganz im Sinn des ruſſiſchen Memoire's — die Kirche und ihre Diener müßten deßhalb dahin ſtreben, die unchriſtlich gewordene Welt wieder chriſtlich zu machen, d. h. mit andern Worten, die Kirche muß den Staat in's Schlepptau nehmen, und das Dogma muß Steuermann werden. Möglich, daß der Mann ſich irren könnte, mir war es aber intereſſant zu bemerken, daß der geiſtliche Rock auf den Menſchen, der darin ſteckt, ganz eben ſo inſluirt, wie der Soldatenrock auf den Soldaten. Beide werden Krieger und bekommen Courage, ſich, wenn's ſeyn muß, für etwas zu ſchlagen, was ſie ſelbſt nicht faſſen. Ungeachtet des ſtark ausgeprägten prieſterlichen Charakters der Verſammlung entſagten die geiſtlichen Herren doch nicht allen Genüſſen der Welt. Bei einem gemeinſamen Gaſtmahle auf der Stampfmühle, einem angenehm gelegenen Vergnügungsorte nahe bei Schleswig, ließen ſie ſich's wohl ſeyn bei guter Speiſe und gutem Wein, gedachten der vergangenen Zeit, der Gegenwart und Zukunft in vielen Trinkſprüchen, und vergaßen dabei weder des engeren noch weiteren deutſchen Vaterlandes.

Obwohl die Herzogthümer gegenwärtig ein kriegführendes Land ſind, lebt man hier doch ungleich friedlicher, als in den meiſten Staaten des nichtkriegführenden Deutſchlands. Nur an den Truppendurchzügen, an den endloſen Reihen durch's Land rollender Lieferungswagen, an Geſchütz- und Munitionstransporten bemerkt man den Krieg. Von Zeit zu Zeit läßt ſich wohl auch dumpfer Kanonendonner aus der Ferne vernehmen, was immer dann zu geſchehen pflegt, wenn die Dänen auf Alſen und am Sundewitter Strande gar zu unverſchämt werden oder wenn ſich deutſche Kanonenboote in See blicken laſſen. Die däniſche Seemacht iſt ängſtlich geworden ſeit der Niederlage bei Eckernförde. Sie hütet ſich wohl unſern Küſten auf Schußweite nahe zu kommen, verſchießt aber nutzlos Pulver und Kugeln, ſobald ſich Schiffe mit der verhaßten „Inſurgentenflagge" zeigen. Vor Kurzem waren zwei unſerer Kanonenboote ſo keck, von Kiel aus in See zu gehen, ſich längs der Küſte bis an die Mündungen der Schlei mit den däniſchen Kreuzern zu ſchießen und glücklich in den Strom einzulaufen. Einige Tage ſpäter hatten die Bewohner der alten Schleiſtadt den überraſchenden Anblick, die beiden Kriegsfahrzeuge unfern der Schiffbrücke Anker werfen zu ſehen und den Sitz der Regierung mit ihren gewaltigen Vierundſechzigpfündern begrüßen zu hören. Bald wimmelte der breite Strom von einer Unzahl Kähnen, von Segel- und Ruderboten, die gefüllt mit Neugierigen die Kanonenboote umſchwärmten, deren Maſten mit einer Menge bunter Signalflaggen geſchmückt waren, über denen allen, ſchimmernd in hellem Sonnenlicht, der deutſche Kriegswimpel flatterte. Nachdem der Kriegsminiſter Jacobſen die Boote beſucht und deren Mannſchaften inſpicirt hatte, gingen ſie wieder ſchleiabwärts, um nach Kiel zurückzukehren. Sie ſcheinen den Seeweg glücklich zurückgelegt zu haben, da ſeitdem an der Schlei nichts von einer oſtwärts ſtattgehabten Kanonade verlautet hat.

(Schluß folgt.)

Paris, Juni.

(Schluß.)

Theater.

Die Gemüther ſind allzu bewegt, man hat nicht Geiſtesruhe genug, um ſich mit dem Theater zu beſchäftigen, wie früher; abgeſehen davon, daß viele Familien ſo herabgekommen ſind, daß ſie für ihr Vergnügen nicht mehr ſo viel ausgeben können als ſonſt, und daß viele Reiche ſich in die Provinz zurückgezogen haben, und alſo keine Logen mehr in den Theatern miethen, worin ein Hauptgewinn der Direktionen beſtand. Die politiſchen Clubs werden nun zwar den Theatern keinen Abbruch mehr thun, denn ein Dekret der Regierung hat ſie geſchloſſen; aber die öffentlichen Verſammlungen zur Beſprechung von Wahlangelegenheiten haben ihren Fortgang und ſchaden den Theatern ſehr. Dazu kommt, daß die Sitzungen der Nationalverſammlung oft ſpät aufhören und man neugierig iſt, die Verhandlungen und Tagesbegebenheiten in den Abendzeitungen zu leſen, was ebenfalls den Theatern manchen Kunden entzieht. Endlich hat die Zahl der fremden, zum Theile reichen Familien, welche ſonſt Paris beſuchten, ſehr bedeutend abgenommen, und auch aus den Provinzen macht man jetzt nicht ſo häufige Abſtecher nach der Hauptſtadt wie ſonſt. Die Lage der zwanzig Pariſer Theater kann alſo recht wohl ſo erbärmlich ſeyn, als ſie von den Direktoren geſchildert wird. Sie ſollen dem Dichter Victor Hugo, der bekanntlich auch Repräſentant iſt, dieſe ihre traurige Lage vorgeſtellt haben, mit der Bitte, ihnen Unterſtützung von der Regierung auszuwirken. Victor Hugo iſt ſelbſt dabei betheiligt; wenn ſeine Theaterſtücke wenig, oder gar nicht geſpielt werden, ſo entgeht ihm viel. Er iſt daher ſchon deßhalb ein ſehr eifriger Vertheidiger der Staatsausgaben zur Unterſtützung von Künſtlern, Gelehrten und Kunſtanſtalten. Das großartige Projekt der Vollendung des Louvre und die Vereinigung aller Kunſtſchätze in demſelben hat keinen hitzigeren Verfechter als ihn, und ſicher wird der Vorſchlag, den Theatern mit ein paar Millionen unter die Arme zu greifen, von ihm gemacht oder doch kräftig unterſtützt werden. Aber andere Staatsmänner werden hoffentlich ernſtlich die Frage erörtern, ob es nöthig und zuträglich ſey, zwanzig Theater zu unterſtützen, wenn es einmal ausgemacht iſt, daß die Hälfte jetzt hinreichen würde, um die Schauluſt der Pariſer zu befriedigen. Beſſer als die Schauſpiele ſtehen im Sommer die öffentlichen Luſtgärten, wo getanzt wird, wie Jardin Mabile, in welchem alle Loretten der Straße Breda in geſchmackvollem Putze und in der Polka ſich zeigen, und das Château-rouge. In einem Luſtgarten der Champs élysées, le Chalet oder die Sennhütte betitelt, obwohl hier nichts an die Schweiz erinnert und weder Kühe noch Hirten zu ſehen ſind, führen auf einer Bühne im Freien die Truppen einiger kleinen Theater Vaudevilles auf, und hier ſind die kleinen Stücke wirklich angenehmer zu ſehen und zu hören, als in dumpfigen Schauſpielſälen. Dieſe Gärten machen alſo keine übeln Geſchäfte, trotz der harten Zeit; denn es gibt noch immer Leute, welche Beluſtigung ſuchen und gern ihr Geld hergeben, wenn ſie eine finden, die ihnen anſteht. Wichtiger für Paris iſt die gegenwärtige Ausſtellung der Induſtrieprodukte, in einem eigens dazu errichteten Gebäude der Champs élysées, und die Ausſtellung der Kunſtprodukte in den Tuilerien. Beide will ich im folgenden Briefe beſprechen.

Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 166. Donnerſtag den 12. Juli 1849.

Zu euch, ihr althellenischen Gestalten,
Treibt meine Sehnsucht mich zurückzukehren.

Mein Glück mir still im tiefen Busen blühet,
Sorglos um leer verwirrtes Weltgetriebe.

Wilhelm v. Humboldt.

Schloß Tegel.

(Schluß.)

Kein moderner Zierrath, keine jener nutzloſen Spielereien, die der Luxus erfunden hat und die dem wahren Schönheitsſinn eben ſo entgegen ſind als der wirklichen Bequemlichkeit, ſtören die Harmonie dieſes Gemaches. Ruhte Humboldt von der Arbeit aus, ſah ſein Blick von den Büchern empor, ſo fiel er auf die beruhigende klaſſiſche Schönheit dieſer Venusgeſtalten, oder erquickte und erfriſchte ſich an der milden Landſchaft, die ſich nach beiden Seiten vor den Fenſtern ausbreitete.

Das Schlafzimmer iſt klein, Bett und Möbeln ſind ſehr einfach, aber es enthält das Schönſte der Humboldt'ſchen Antikenſammlung, einen weiblichen Torſo aus kariſchem Marmor, der an Zartheit und zugleich an jugendlicher Kraft in den Formen faſt alles übertrifft, was uns aus dem Alterthum erhalten worden iſt. Auch die Behandlung des Materials iſt meiſterhaft, und die Schönheit des Torſo wird noch erhöht durch die eigenthümliche bräunliche Farbe, welche der griechiſche Marmor, und nur er, durch die Länge der Zeit als neue Verſchönerung gewinnt.

Dieſen Torſo rühmt Humboldt ſelbſt in dem Brief vom 8. November 1825 als das Beſte ſeines derartigen Beſitzes. Er ſagt davon: „Ich beſitze ihn ſchon lange und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es iſt eine der vollendetſten antiken Figuren, die ſich erhalten haben, und es gibt nicht leicht eine andere Bildſäule einen ſo reinen Begriff ſtreng weiblicher Schönheit.“ — Bei dieſer Veranlaſſung heißt es: „An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptſächlichſte die Bildſäulen ſind, theils Antiken in Marmor, theils Gypſe von Antiken, die in den Zimmern ſtehen und die ich alſo immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildſäule hat, ſo gehört das zu den reinſten, edelſten und ſchönſten Genüſſen, und man entbehrt die Geſtalten ſehr ungern, an denen ſich das Vergnügen, wie unzähligemale man ſie ſieht, immer erneuert, ja ſteigert. So reizend auch Schönheit und Geſichtsausdruck an lebenden Menſchen ſind, ſo ſind beide doch an einer vollendeten Statue, wie die antiken ſind, ſo viel mehr und ſo viel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine beſonderen Kenntniſſe zu beſitzen, ſondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben und ſich dieſem Gefühl zu überlaſſen. Die Schönheit, welche ein Kunſtwerk beſitzt, iſt natürlich, weil es ein Kunſtwerk iſt, viel freier von Beſchränkung als die Natur; ſie entfernt alle Begierde, alle auch noch ſo leiſe und entfernterweiſe eigennützige oder ſinnliche Regung. Man will ſie nur anſehen, nur ſich mehr und mehr in ſie vertiefen, man macht keine Anſprüche an ſie; es gilt von dieſer Schönheit ganz, was Goethe ſo ſchön von den Sternen ſagt: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihres Lichts.“

Wir verweilten lange in dem Gemache und vermochten uns kaum davon zu trennen. So ſcheidet man ungern von einer Gegend, die in mildem Lichte uns unerwartet ihre ganze Schönheit enthüllte, ohne daß wir wiſſen, ob unſer Fuß ſie je wieder betreten, unſer Auge ſie jemals wieder erblicken werde, und

Digitized by Google

deren friedliches Bild wir feſtzuhalten wünſchen, weil es uns wohlthuend und ſüß berührte. — In Zeiten wie die unſere, in denen Bürgerkrieg das Vaterland zerreißt, in denen alle Leidenſchaften, nach langer Unterdrückung, plötzlich entfeſſelt, gewaltſam losbrechen, und wie das Meer, wenn es in wildem Sturm die ſchützenden Deiche durchbricht, verheerend toben, in ſolchen Zeiten hat ein Seelenzuſtand, wie er uns in Humboldts Briefen dargelegt wird, etwas Wunderbares. Wir ſtaunen die Ruhe an, welche heiter, mit dem unwandelbaren Lächeln der alten leichtlebenden Götter über der Erde ſchwebt; ſie rührt uns, flößt uns Achtung ein, und Alles dieſes um ſo mehr, wenn wir ſelbſt, von der Parteileidenſchaft unſerer Tage menſchlich tief ergriffen, nicht einmal den Willen haben können, dieſe leidenſchaftloſe Ruhe ſchon jezt für uns zu erſtreben.

Aber es iſt tröſtlich, daß ein ſolcher Seelenfrieden möglich iſt, man freut ſich, daß man ihn nach gethaner Lebensarbeit erreichen kann, daß ein Menſch, an die Bedingungen des irdiſchen Daſeyns gebunden, ſich über dieſe Bedingungen zu erheben und darauf hinabzuſehen vermag, wie Humboldt, in ſternenklarer, braminenhafter Ruhe. Man wird ſtill in den Räumen, welche dieſer hohe, friedensvolle Geiſt bewohnte, man wird erhoben durch den Gedanken an ihn.

Es war Pfingſten, als wir Tegel beſuchten. Der Tag war ſonnig und warm geweſen. Als wir aus Humboldts Arbeitszimmer in die Vorhalle traten, deren Thüre geöffnet war, ſtrömte der ſüße Duft des vollblühenden Flieders uns entgegen, der in den lezten warmen Strahlen der untergehenden Sonne in reichem violettem Roth erglänzte. Wir ſahen empor und unſer Auge fiel auf eine graue Marmorſäule, welche dem Hauſe gegenüber, am Ende des Gartens errichtet, ein Standbild der Hoffnung auf ihrer Spize trägt. — Dieſe Säule erhebt ſich über dem Grabe, in dem jezt auch Humboldt an der Seite ſeiner vor ihm geſtorbenen Gattin ruht. Ihr hatte er dieſes von blühenden Sträuchern umgebene Denkmal errichtet, um den Tod, dieſe Vollendung des Lebens, noch in demſelben Sinne zu verſchönen, in dem er das Leben zu verſchönen und zu genießen für eine Aufgabe und für die Pflicht des Menſchen hielt.

Das iſt Tegel. Und mit Goethe darf man an dieſer Stelle ſagen:

„Die Stätte, die ein edler Menſch betrat,
Iſt eingeweiht!“

Viele mögen, von gleichem Wunſche getrieben wie wir, dieſen ſchönen ſtillen Wohnort Humboldts beſucht haben; denen, welchen es nicht vergönnt iſt, möge die Schilderung eine willkommene ſeyn und ihnen einen milden Eindruck hinterlaſſen, wenn er auch nicht ſo tief zu ſeyn vermag, als wir ſelbſt ihn dort empfangen.

Fanny Lewald.

Goethe im Verhältniß zu unſerer Zeit.

(Fortſezung.)

Dieſe ſtete Entfaltung und Vervollkommnung ſeiner geiſtigen Kräfte, welcher er ſeine irdiſche Laufbahn gewidmet, blieb ihm auch die ſicherſte Bürgſchaft für die Fortdauer des menſchlichen Geiſtes. Ohne ſich auf das unnüze Für und Wider über die Unſterblichkeit der Seele einzulaſſen, ließ ihn der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn er hegte die feſte Ueberzeugung, daß der menſchliche Geiſt, als ein Weſen ganz unzerſtörbarer Natur, ein ewig fortſchreitender und der Sonne vergleichbar ſey, die zwar unſern irdiſchen Augen entſchwindet, aber dennoch ewig fortleuchtet. Des Dichters Glückſeligkeit beruhte ſchon hienieden auf der feſten Ueberzeugung, daß ſich alles der Vorſorge eines weiſen Gottes zu erfreuen habe. Daher jene bedeutungsvolle Strophe in ſeinem „Vermächtniß,“ die der Andacht wie des Gottvertrauens Höchſtes in ſich ſchließt:

„Kein Weſen kann in ſich verfallen,
Das Ew'ge regt ſich fort in allen,
Am Seyn erhalte dich beglückt!
Das Seyn iſt ewig, denn Geſetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen ſich das All geſchmückt!“

Als in Frankreich die Staatsumwälzung begann, welche auf die Umgeſtaltung Europas einen ſo entſcheidenden Einfluß äußern ſollte, war Goethe ſchon ein gereifter, mit ſich fertiger, in ſich abgeſchloſſener Charakter. Daß er die Wichtigkeit der Zeit erkannte, beweiſt ſein Ausſpruch bei Valmy: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus, und ihr könnt ſagen, ihr ſeyd dabei geweſen.“ Wie aber ſein prophetiſcher Sinn im glücklichen Widerſtand der Franzoſen und in Kellermanns und Dümouriez ſtrategiſchen Talenten eine Befeſtigung der republikaniſchen Zuſtände erblickte, ſo konnten ihn, der ein- für allemal am Beſtehenden feſthielt, die unaufhaltſamen Folgen ſolcher gewaltthätig aufgelöſten Zuſtände, die ſich ſchon damals dem Vaterlande mitzutheilen drohten, nur mit Angſt und Grauen vor der nächſten Zukunft erfüllen. Hatte er doch der Verfaſſung, der Belebung und Richtung des Beſtehenden zum Sinnigen und Verſtändigen das Streben eines Menſchenlebens gewidmet; und mit der Wahrheit, die ihm eigen, konnte und wollte er dieſe

Geſinnung nicht verhehlen. Seine Natur konnte die unausbleibliche Zerriſſenheit ſolcher in Gährung begriffenen Elemente nicht ertragen. Vor der Geſetzloſigkeit jener aufgewühlten Zuſtände flüchtete er ſich zu den ſtillen und ewigen Geſetzen der Natur. Hier beim Studium der menſchlichen Form, beim Auffinden eines Typus für das Thierreich, beim ſtillen Entwicklungsgange der Vegetation trifft ſeine ruhige, beobachtende Natur auf keinen ſtörenden Eindruck, auf keine ſinnverwirrende Widerſprüche. „Aus einem quäleriſchen, düſtern Seelenzuſtande rettet man ſich nur durch Naturbeſchauung. Die Richtung geiſtiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erſcheinungen verſchafft nach und nach die größte Klarheit und Belehrung."

Die Freiheit, wie er ſie von der jungen Zeit verſtanden ſah, war die ſeine nicht.

„Nur das Geſetz kann uns die wahre Freiheit geben!"

Das ſind ſeine Worte. Wenn Freiheit des Menſchen überhaupt nur das Vermögen iſt, ſich pſychiſch nach Vernunftgründen ſelbſt beſtimmen zu können, wie konnte er die lichte, ach, ſo oft erſtrebte und immer von Neuem verkannte Göttin da ſuchen, wo ihm in Folge wüſter Geſetzloſigkeit nur anarchiſche Zuſtände und Auflöſung aller ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände entgegenſtarrten? In dieſer Zeit entwickelt ſich in ſeinem Seelenleben jener rührende Zug von Entſagung, der bei ihm inſofern zur edlen und freiwilligen Selbſtbeſchränkung wird, als er alles, was auf ſeine innere Entwicklung ſtörend einwirken könnte, beharrlich von ſich ausſchließt. Am erſten, freieſten und liebſten geſtand er es, ein Menſch zu ſeyn. Wie die moraliſche, ſah er die politiſche Welt ſo untergraben, daß es ihn nicht wunderte, wenn hier einmal der Boden einſtürzte, dort einmal Rauch aufging und irgendwo in der Tiefe ſich ſeltſame Stimmen vernehmen ließen, die dem Ahnenden den Ausruf entlockten:

„Der Alte ſchlummert wie das Kind,
Und wie wir eben Menſchen ſind,
Wir ſchlafen ſämmtlich auf Vulkanen!"

Seine objektive, alles ſich aneignende, alles in ſich aufnehmende Tendenz ſtand mit der zunehmenden ſubjektiven Richtung unſerer Tage im grellſten Widerſpruche. Wie ſehr verſtand er ſeine Zeit und die unſere, wenn er ſchmerzlich ausruft: „Das Unglück im Staate iſt, daß Niemand gehorchen, leben, genießen, daß Jeder regieren will. Es iſt kein Ernſt für das Ganze da, kein Sinn, der dem Ganzen ſich opfern möchte. Jeder trachtet nur ſein eigenes Selbſt bemerklich zu machen und es vor der Welt zur möglichſten Anſchauung zu bringen. Ueberall iſt es nur das Individuum, das ſich zeigen will; von großartiger Entſagung, hingebender Selbſtverleugnung nirgends eine Spur." — Mit Rieſenſchritten iſt ſeit ſeinem Tode dieſe Subjektivität, die ſich damals noch nicht ſo offen zeigte wie jezt, auf der Weltbühne fortgegangen. Ihr ausſchließlicher Kultus droht alles Poſitive in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft zu vernichten und überall nur bodenloſe Negation zu ſetzen. An der Stelle von Sitte, Erkenntniß und feſter Form ſehen wir nur willkürliche Anſichten, Haſchen nach pikanter Originalität und form- und farbloſen Skepticismus. Auf der Rednerbühne ſucht Jeder nur ſeine individuelle Anſicht geltend zu machen. Maßloſe Leidenſchaft verbindet ſich hier mit kraſſem Egoismus, um das ſtrahlende Licht der Wahrheit in den trübſten Prismen der Sonderintereſſen zu entſtellen. Schon von der erſten franzöſiſchen Nationalverſammlung urtheilte Goethe mit faſt krankhaftem Widerwillen, es ſey unmöglich, daß von einer Geſellſchaft von ſechshundert Menſchen ein vernünftiges Reſultat erzielt werden könne. Und ruft nicht Schiller in ſeinem Demetrius in gleicher Anſicht aus:

„Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Der Wollmarkt.

In den Straßen Berlins zeigten ſich kürzlich wieder Geſtalten, die ihm nicht angehörten und doch keine Waſſermann'ſchen waren. Von Demokraten und Conſervativen wurden ſie gern geſehen, von den lezteren freudig begrüßt als Vorboten einer beſſeren Zeit. Und doch brachten dieſe Fremden treffliches Material zum Barrikadenbau; auf Wagen mit vier bis ſechs Pferden beſpannt, keuchend unter der Wucht der Ladung, brachten ſie — rieſige Wollſäcke. Aber daß ſie dieſe brachten, zeigt, daß ſie ziemlich ſicher waren, es würden keine Barrikaden gebaut von ihrem Eigenthum, es würde ihre Waare ihrer friedlichen Beſtimmung nicht

Digitized by Google

entzogen werden. Im vorigen Jahre kamen dieſe Fremden nicht, wie auch die Stadtbehörde ſie dazu aufforderte, ihnen Schutz und Sicherheit verſprach. Sie trauten dem Frieden nicht, der hier zuweilen auf Stunden, auch Tage herrſchte; ſie behielten ihre Waare auf ihrem Hofe, ſie ließen ſie von den wenigen, die ihrer begehrten, bei ſich aufſuchen und begnügten ſich mit dem geringen Preiſe, den dieſe bezahlen konnten. Deßwegen aber fand keiner der vielen Thaler, die ſonſt vom Erlöſe der Waaren dem Stapelplatz derſelben, der Reſidenz, zuflossen, hieher ſeinen Weg. Die Ladenhüter in Putz- und Modemagazinen blieben unverkauft, italieniſche Nächte, Maskenbälle und Illuminationen in den Vauxhalls blieben unveranſtaltet. Die ſie bezahlen, die das darauf verwendete Kapital verintereſſiren ſollten, waren ausgeblieben. Der Berliner aber hätte nicht daran gedacht, ſelbſt in Armidens Zaubergärten Nächte zu durchwachen, mußte er es doch oft genug, wenn der Generalmarſch durch die Straßen raſſelte oder das ſouveräne Volk ſie in tugendhafter Entrüſtung durchtobte. Dieſes Jahr aber, unter dem, wie behauptet wird, alles lähmenden Druck des Belagerungszuſtandes, iſt ein Wollmarkt hier abgehalten worden. Käufer und Verkäufer ſind gekommen; dieſe brachten Waare und jene haben ſie bezahlt, und gut bezahlt. Es hat ſchon etwas auf ſich, wenn nur in einem einzigen Zweige des Verkehrs acht bis zehn Millionen Thaler mehr oder weniger umgeſezt werden. So viel betrug nach amtlichen Ermittelungen das Weniger im vorigen Jahre gegen den Betrag im nächſtvorhergehenden, und auf ſo viel mag das Mehr in dieſem gegen das Weniger im vorigen ſich belaufen. Das Reſultat des Marktes iſt alſo ein erfreuliches, um ſo mehr als ſich der Verkehr wegen der Verſperrung des Seeweges faſt gänzlich auf das Inland beſchränken mußte. Es war der wirkliche Bedarf und der Wunſch das Geld wieder arbeiten zu laſſen, was die Kauflust anfachte und rege erhielt. — An ſolchen, wenn auch nur vereinzelten Zeichen des wieder auflebenden öffentlichen Vertrauens wird ſich jeder erfreuen, der es wirklich gut meint mit dem wahren Wohle des Volkes. Können alle die hohlen Deklamationen derjenigen, die dieſes Wohl allein im Auge zu haben vorgaben, dem Volke das erſetzen, was das öffentliche Vertrauen mit ſich nahm, als es vor dem Toben wahnwitziger Thoren ſich in die dunkelſten Winkel barg, aus denen es hervorzulocken ſo ſchwer gelingt, und denen, die es fliehen machten, am allerwenigſten? Das öffentliche Vertrauen, durch einen Hauch verſcheucht, läßt ſich doch nur durch ſchwere Mühen, durch jahrelanges Buhlen um ſeine Gunſt zur Wiederkehr bewegen. Und wenn es beginnt ſeine Schwingen zu regen, die erſten ſchwachen Flüge zu verſuchen, die es in die Heimath zurückführen ſollen, ſo dürfen wir auch dieſe ſchon mit Freuden begrüßen. Mit dem Vertrauen kehrt der alles belebende Handel wieder; das Geld, müſſig, vergraben liegend in Kellern, eingenäht in Gürtel und Kleidungsſtücke, wird wieder hervorgeholt; die in verborgener Heimlichkeit, vielleicht mit zitternder Hand gefertigten Näthe werden aufgetrennt, das Gold lacht wieder dem Tageslicht entgegen, es ſtrömt in die Adern des Verkehrs, und tauſende von fleißigen Händen, die müſſig waren oder ungewohnte und darum unlohnende Arbeit verrichten mußten, werden derjenigen zurückgegeben, in der ſie zu ſchaffen wiſſen. Darum haben wir Urſache zu wahrer, inniger Herzensfreude, ſelbſt wenn nur ſchwache Spuren ſich zeigen von dem, deſſen Wiedergeburt ſo ſegensreiche Folgen herbeiführt. Denn faſt alle andern Zweige des Verkehrs liegen noch ganz darnieder, und darunter ſolche, welche die meiſten Hände beſchäftigen. So ſämmtliche Baugewerke. Die Regierung thut das Mögliche, um Arbeit zu ſchaffen, aber ſie kann nicht alles thun; dazu müßten die Kriegsrüſtungen ſie nicht eines großen Theils der vorhandenen Mittel berauben. So lange der Privatmann nicht daran denkt zu bauen, ſo lange wird der Maurer, der Zimmermann noch immer zum Karren, zum Spaten greifen müſſen, ein kümmerliches Daſeyn zu friſten, und der Privatmann wird vor der Hand nicht an's Bauen denken, denn das Bedürfniß iſt nicht da. Berlins Einwohnerzahl hat ſich im vorigen Jahre vermindert, anſtatt vermehrt, worauf gerechnet und wofür geſorgt war. Deßwegen die Ruinen der unvollendeten Häuſer in den Umgebungen der Stadt, willkommene und geſuchte Herbergen für alles obdachloſe Geſindel, von dem ganze Neſter ausgenommen werden.

(Schluß folgt.)

Von der Schlei, Juni.

(Schluß.)

Naturſegen.

Ueber den heurigen Sommer klagen ſelbſt die Eingebornen des Landes und bezeichnen ihn als einen abnormen. Die Temperatur hat ſich während des ganzen Juni mit Ausnahme nur weniger Tage des Morgens ſelten über fünf bis ſechs Grad Reaumur, Mittags gewöhnlich nicht über zehn bis zwölf Grad erhoben, und ſank des Nachts mehrmals ſo tief unter Null, daß es wiederholt fror, und namentlich der Buchweizen auf frei gelegenen Koppeln durch ſo ungewöhnlich ſtarken Froſt beträchtlich litt. Selbſt der Roggenblüthe ſollen die kalten Nächte geſchadet haben. Von dieſer Unannehmlichkeit abgeſehen, gehört das gegenwärtige Jahe ſeiner Fruchtbarkeit wegen ſelbſt in hieſiger Gegend zu den ganz außerordentlichen. Die Erde bringt Alles in Ueberfluß hervor, und treten nicht außergewöhnliche Naturereigniſſe ein, ſo wird die Ernte in allen Produkten eine überaus geſegnete und reichhaltige werden. Das Gras ſteht ſo hoch und dicht, daß der Mäher kaum im Stande iſt es abzumähen. Nie in meinem Leben habe ich ſolche Maſſen Heu von einem einzigen Wieſenplane fortſchaffen ſehen. Mit dieſem enormen Graswuchſe ſteht denn auch der Milchertrag der Kühe, die Tag und Nacht in den umfriedeten Koppeln weiden, in entſprechendem Verhältniſſe. Hieſige Landleute, doch gewiß an reiche Ergiebigkeit gewöhnt, wundern ſich doch über die Erfahrungen, die ſie heuer machen; denn es kommt vor, daß eine einzige Kuh, die in andern Jahren um dieſe Zeit fünfzehn bis ſechzehn Kannen Milch täglich zu geben pflegte, deren heuer zwanzig bis dreiundzwanzig Kannen gibt. Bei ſolchem Naturſegen iſt es denn nicht zu verwundern, wenn auch die Butter auf einen unerhört niedrigen, im Innern Deutſchlands nicht gekannten Preis herabſinkt; ſie wird ſchon ſeit geraumer Zeit hier mit vier Schilling die Kanne bezahlt. Auch in den Gewächſen gibt ſich die ungewöhnliche Fruchtbarkeit dieſes Sommers zu erkennen. Des hohen und ſtarken Graswuchſes, den man Graswald nennen könnte, habe ich ſchon gedacht, aber auch andere Pflanzen gedeihen merkwürdig und erreichen bisweilen eine wunderbare, ja unglaubliche Größe. So fand man z. B. in voriger Woche dicht bei Schleswig (auf der Stampfmühle) einen Boviſt, der die enorme Größe eines umfangreichen Kürbis hatte und etwas über ſechs und ein halb Pfund wog. Ich würde an der Wahrheit zweifeln, hätte ich dieſes Rieſenſchwammgewächs nicht mit eigenen Augen geſehen. Schade, daß man das ſeltene, in ſolcher Größe vielleicht einzige Gewächs nicht einem Naturalienkabinet zur Aufbewahrung überliefert, ſondern es achtlos vernichtet hat, nachdem man ſich von deſſen Nichtgenießbarkeit überzeugt hatte.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 167. Freitag den 13. Juli 1849.

Er zeigt ſich am Tage als ein kleines altes Männchen mit verſchrumpftem Geſicht in altmodiſcher Tracht. Er beſchäftigt ſich mit der Verfertigung von Schuhen und pfeift ein Lied dazu. Wenn ihn der Menſch dabei überraſcht, ſo iſt er zwar voll Furcht vor deſſen überlegener Stärke, aber mit der Kraft begabt zu verſchwinden, wenn es ihm durch Liſt gelingt es dahin zu bringen, daß der Menſch auch nur auf einen Blick die Augen von ihm abwendet.

Die Brüder Grimm.
Nach dem Engliſchen.

Iriſche Mährchen. *

Das Wichtelmännlein.

Eine Stunde vom Städtchen Macroom in der ſüdiriſchen Grafſchaft Cork auf einem ſteilen Felſen im Fluſſe Lee ragen die Trümmer des Schloſſes Carrig-a-Drohid, über deſſen Erbauer die geſchichtlichen Kunden ſich widerſprechen, während die Volksſage der Gegend über die Entſtehung des Baus zu erzählen weiß, was folgt.

Es müſſen wunderliche Zeiten geweſen ſeyn, die alten Zeiten, wo Einer Nachts kaum zu ſeiner Hüttenthür hinausgehen konnte, ohne einem Elf oder Linanſhi in den Weg zu rennen; wo Keiner aus den uraltiriſchen Mileſiergeſchlechtern, in der Heimath oder Fremde, in wilder Schlacht oder im friedlichen Bett, aus dem Leben ſcheiden konnte, ohne daß das halbe Land von der Wehklage der Banſhi erſchreckt ward; wo Keiner ein altes Weib, ein fremdes zumal, ſchimpfen durfte, wenn er ſich nicht die giftige Rache einer Hexe auf den Hals ziehen wollte — denn dann war's vorbei mit Schlaf oder Eßluſt, gab die Kuh keine Milch, das Butterfaß keine Butter, ſtarb das junge Vieh an böſer Seuche; — wo Feenmuſik in jeder alten Hügelveſte zu hören, in jedem ſtillen Thälchen ein Leprohan oder Wichtelmännchen zu treffen war. So ging's zu in alten Zeiten, und wer möchte in ihnen gelebt haben? Und doch iſt eben in dieſen alten Zeiten das große ſchöne Schloß Carrik a Dhroid („Drudenfels," „Zauberſtein,") erbaut worden.

Donogh Cam O'Driscoll, zugenannt der Krumme, der arme Sohn einer verlaſſenen Wittib, lebte, abgeſchieden von der Welt, in einer geringen Hütte am Ufer des Lee, beſtellte da ſein Stück Acker und hütete ſein einziges Kühlein, und zu Zeiten fiſchte er im Fluſſe und brachte ſeinen Fang nach Macroom, einem der älteſten Orte im Reiche, zum Verkauf. Donogh war freilich arm und trug einen Höcker auf dem Rücken, war aber dabei ein warmherziges, gutmüthiges Menſchenkind. Und eines Tages, da er, ſeine Fiſche zu verkaufen, nach Macroom ging, trug er ſie, da ſie ſo gar ſchön waren, hinauf in's Schloß des großen Teig (Timotheus) Mac Carthy Mor, wegen des Glanzes, in dem er lebte, der Prächtige zugenannt. Seine Verſchwendung und ſein flottes Leben hatten ihn aber damals bereits auf's Lezte heruntergebracht, und nicht einen rothen Heller mehr konnte er kriegen um Geld und gute Worte, um's fortzutreiben, wie er's bisher getrieben.

Mac Carthy ſtand eben mit ſeinem ſchönen Töchterlein Maiga an einem Fenſter, als Donogh herbeikam und, die Mütze in der Hand und ſeinen kleinen Weidenkorb am Arm, nach dem Haushofmeiſter ſich erkundigte. In einer Anwandlung von Neugier, oder auch vielleicht verwundert über ſeine auffallende Geſtalt, fragte ihn der Fürſt, was er in ſeinem Korbe habe, worauf Donogh ſeinen Schatz vor den bewundernden Augen Mac Carthy's und ſeiner Tochter ausbreitete. Während die Beiden die ſchönen noch zappelnden Fiſche beſchauten, war Donogh in Betrachtung der überirdiſchen Schönheit der holdſeligen Maiga verloren und wußte ſelber nicht, was er Alles auf ihre Fragen antwortete. Der Haushofmeiſter kam,

* Aus dem nächſtens in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden VI. Bande des Erin, iriſche Erzählungen und Mährchen.

Digitized by Google

aber der Fürſt und ſeine Tochter, welche die Fiſche ſo gar ſchön fanden, hatten kein Geld, und Donogh war weit und breit als der genaueſte Mann bekannt. Indeſſen, der Böſe brach eine Rippe in ihm, wie man zu ſagen pflegt, und er ſagte dem Haushofmeiſter, er möge die Fiſche nur behalten, bis er wieder komme.

Der krumme Donogh wanderte heim mit einem neuen Herzen, oder vielmehr mit gar keinem. Er konnte an nichts denken als an die holdſelige Maiga und an ihre langen, vollen, wallenden Rabenlocken, ihre großen, ſtolzen ſchwarzen Augen, ihre anmuthige königliche Geſtalt und ihre ſo lieblich und herzinnig klingende Stimme, die ihm noch in der Seele nachhallte, wie ſie ihn in holden zarten Lauten „armer Mann“ und „ehrlicher Mann“ angeredet. Zweimal ging er fehl auf dem Heimwege, ſo verſunken war er in den Empfindungen, die zum erſtenmal in ſeinem Herzen rege geworden, und erſt als ihm ſeiner Mutter kreiſchende Stimme in's Ohr gellte, erwachte er zum traurigen Gefühl ſeines öden, niedrigen Daſeyns. Sein Abendeſſen blieb unberührt, die Nacht verging ihm ſchlaflos, und ſeiner Mutter war es ein rechtes Anliegen, wie ſie ihr einziges Kind ſo niedergeſchlagen ſah, denn trotz ſeiner Ungeſtalt liebte ſie ihn mit der vollſten Mutterzärtlichkeit.

Am andern Abend, als Donogh, beſchäftigt mit dem Bilde, das in ſeinem Innern lebte, die einſamen Ufer des Lee entlang wandelte, trug ihn ſein Fuß in ein kleines bewaldetes Thälchen, das zum Rande der klaren Fluth ſich herabſenkte. Es war ein ſtiller, abgeſchiedener Ort, wo die Haſel und der Weißdorn ſich miſchten und der niedere Schlehbuſch ſich um ihre Wurzeln zog. Die Sommerſonne ſank eben im Weſten hinab und warf ihre letzten Strahlen in den grünen Grund, indem ſie die Bäume und Sträucher und die kräuſelnden Wellen des klaren Gewäſſers mit Goldlichtern färbte. So ſchön hatte, ſo oft er auch ſchon ihre ſchattigen Irrgänge bewandelt hatte, die Waldeinſamkeit ihm noch nie gedäucht. Da, wie er eben ſtillſtand und ihr grün und goldenes Farben- und Lichterſpiel bewunderte, vernahm er mit einemmal in einiger Entfernung ein leiſes klopfendes Geräuſch und drehte den Kopf horchend dahin, von wo der Laut aus einem dichtverwachſenen Haſelbuſch herdrang, aus deſſen Mitte ein hoher weitäſtiger Eſchenbaum ſich erhob. Er ſchlich auf den Zehen um den Buſch herum und erblickte auf der ſonnenhellen Seite eine kleine Geſtalt, kaum halb ſo hoch wie ſein Bein, die auf einem kleinen Stuhl ſaß und an einem kleinen Schuh hämmerte, den ſie quer über die Knie liegen hatte. Donogh blieb einen Augenblick ſtehen, um ſich das unirdiſche Weſen zu betrachten, das ſo eifrig an ſeiner Arbeit ſchien, daß es gar kein Auge für den ſterblichen Eindringling hatte. Es trug einen alten, längſt aus der Mode gekommenen Anzug und ein wunderlich geformtes Hütchen auf dem Kopf, und ſein kleines Geſichtchen ſah gelb, runzelig und giftig aus, wie das eines grämlichen alten Mannes. Donogh hatte ſchon oft von den Leprohanen gehört; er erkannte gleich das winzige Ding vor ihm als einen ſolchen, nahm ſich alſo gehörig zuſammen und trat auf den Elfenſchuſter zu.

„Ein ſchöner Abend zur Arbeit, mein Männchen,“ ſagte Donogh und ſchaute den Leprohan unverwandten Blicks an, entſchloſſen, ihn feſtzuhalten, was auch daraus entſtehe. — „Ja wohl, Donogh Cam,“ verſetzte das Wichtelmännlein und ſah etwas erſchrocken aus, grinste aber dabei recht giftig und tückiſch. — „Ei, Ihr ſeyd mir ein recht artig Schuhmacherlein,“ ſagte Donogh.

„Oh, ich bin nichts gegen den Mann hinter Euch, Ihr krummer Dieb,“ ſagte der Leprohan. — Donogh hatte oft von den Streichen und Liſten gehört, mit denen ſich dieſe Weſen der Macht des Menſchen zu entziehen ſuchen; er wußte wohl, daß der Andere das nur ſagte, um ihn wegſehen zu machen, damit er entwiſchen könne, und er verſetzte daher: „Ich ſehe doch lieber Euch an, mein artig Männchen.“ — „Wer iſt denn der Mann, der dort über'n Fluß kommt?“ ſagte der Leprohan und deutete dabei mit dem Finger nach dem Waſſer hin. — „Ei ja, frag' und guck' du ſelber, du Pfiffikus!“ ſagte Donogh, bückte ſich und faßte den Kleinen um die Mitte des Leibs. „Jezt ſag mir, wo ein recht großer Schatz liegt, ſonſt ſtech' ich dir, ſo wahr ich daſtehe, meinen Knicker in das Gedärm;“ und damit zog er ein großes Einſchlagmeſſer aus der Taſche und machte es mit den Zähnen auf, ohne vom Leprohan auch nur einen Augenblick wegzuſehen.

(Fortſezung folgt.)

Goethe im Verhältniß zu unſerer Zeit.

(Fortſezung.)

Selbſt in ſeinen Begriffen von Freiheit tritt bei Goethe das Gefühl von Pietät hervor: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern daß wir eben etwas verehren, das über uns iſt. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm empor und legen durch unſere Anerkennung an Tag, daß wir ſelber das Höhere in uns tragen und werth ſind, ſeines Gleichen zu ſeyn.“ — Unſere Tage verſtehen aber unter Freiheit das Verfahren, alles zu

Digitized by Google

erniedrigen, in den Staub zu ziehen, um es ſich gleich zu machen. Als ob nicht unter einem würdigen, gerechten Oberhaupte das größte Maß der Freiheit beſtehen, bei völliger Gleichheit die unumſchränkteſte Tyrannei herrſchen könnte! Die ganze Geſchichte liefert den Beweis, daß die wahre Freiheit auch nothwendig zur rechten und einzig möglichen Gleichheit führt, nicht aber umgekehrt. Wo ſieht man mehr Tyrannei, als in kleinen republikaniſchen Städten, wo nicht nur ein Bürger ſich zum Herrn über ſeine Mitbürger aufwirft, ſondern auch der ganze Geſichtskreis dieſes beſchränkten Volksführers der Menge ſo imponirt, daß er das Muſter des ganzen Städtchens wird und Oberhaupt und Bürger ihren kleinen Staat für das Univerſum halten.

Wenn man das Erlöſchen aller Poeſie in den Dichtungen unſerer vorzüglichſten politiſchen Dichter nur allzudeutlich wahrnimmt, wie lebhaft wird man da an Goethes Warnung erinnert, die Politik nicht in die Poeſie überzutragen: „So wie ein Dichter politiſch wirken will, iſt er als Dichter verloren. Dem freien Menſchen in ſich muß er entſagen, um die Binde der Beſchränktheit und des blinden Parteihaſſes über ſeine Augen zu ziehen. Als Menſch wird der Dichter ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner geiſtigen Kräfte, ſeines poetiſchen Wirkens iſt an keine beſondere Partei, an keine abgeſonderte Provinz, an kein einzelnes Land gebunden. Mit freiem Blick ſchwebt er, dem Adler gleich, über alle Länder und ergreift das Gute, Edle, Schöne, wo er es immer findet.“ Sang doch ein neuerer Dichter, deſſen Muſe jezt leider ganz in Politik untergegangen, noch vor Kurzem: „Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte, als auf der Zinne der Partei,“ um ſich ſpäter von dieſem erhabenen Standpunkt aus in das niedere Gewühl der aufgeregteſten politiſchen Leidenſchaften zu verirren. Goethe aber warf ſich, ſo wie in der politiſchen Welt etwas Bedrohliches auftrat, mit entſchiedener Kraft, ja man möchte ſagen mit beharrlichem Eigenſinn, um jede Einſeitigkeit von ſich fern zu halten, auf das Entfernteſte, ſey es auf das Studium der vergleichenden Anatomie oder auf das des chineſiſchen Reichs, und dieß in reiferen Jahren um ſo mehr, als man dann nicht mehr ſo heftig wie ſonſt durch Zerſtreuung in das Weite getrieben noch durch Leidenſchaften in die Enge gezogen wird.

Dem Manne mit der freieſten poetiſchen Entfaltung und dem von keiner kleinlichen Rückſicht eingengten Blicke will man in unſern Zeiten den Vorwurf machen, er ſey kein nationaler Dichter geweſen. „Es gibt keine patriotiſche Kunſt und keine patriotiſche Wiſſenſchaft,“ ſagt Goethe mit tiefer Wahrheit, und es findet ſich auch weder bei ihm noch bei Schiller eine ausgeſprochene patriotiſche Tendenz. Ihre Dichtungen ſollten den Flug durch die geſammte Welt des Geiſtes nehmen und keineswegs auf die engen Grenzen des Vaterlands beſchränkt ſeyn. Beide wollten nicht Einer Zeit, ſondern allen Zeiten angehören. Für die meiſten deutſchen Jünglinge iſt Goethe ungenießbar; in ihrer Entwicklungsperiode ſcheint es ein nothwendiges Krankheitsſtadium zu geben, in dem ſie ſich mit der vollen Begeiſterung der Jugend an irgend eine Idee, oft nur an ein bloßes Wort hängen, das ſie weder prüfen noch verſtehen, für welches aber zu ſchwärmen und ſich hinzugeben ſie für eine heilige Pflicht halten. Kein Wunder, daß dieſer jugendlichen Beſchränktheit nichts mehr widerſteht, als gerade jener hohe dichteriſche Standpunkt, der alle engen Grenzen des Partikularismus verſchmähend, nach der größten menſchlichen Allſeitigkeit ſtrebt. Und dann, was war Deutſchland und das deutſche Volk zu Goethe's Zeiten? Ein Volk, das ſich ſelbſt aufgab und mißhandeln ließ. Konnte eine ſolche entwürdigte Nation Anſpruch auf eine großartige nationale Dichtung machen? Ihr größter Sänger ſtrebte nach dem Höchſten und ſah ſein Volk das Niedrigſte erdulden. Hätte es ihm eine Fähigkeit des Handelns gezeigt, er wäre vor Allen berufen geweſen, würdige Thaten auch würdig zu beſingen (Gervinus). Da ſich endlich die Nation aufraffte und die feindlichen Dränger beſiegte, war Goethe nicht mehr in dem Alter, um dem excluſiven Teutonismus zu huldigen, der als traurige Karrikatur bald jenen Zeiten der begeiſterten Erhebung folgte. Ja, hätte er das Gewirre unſerer jüngſten Zeit erlebt, es würde ihn noch mehr in der troſtloſen Anſicht beſtätigt haben, daß die Deutſchen lauter Particuliers ſind, die für alles Sinn haben, nur nicht für das gemeinſame Vaterland, die, wenn die äußere Gewalt entfernt wird, in ſich ſelbſt zerfallen, ihre Anſichten, ihre Grundſätze, ihre Meinungen, ihre Theorien und Hypotheſen hartnäckig verfechten und darüber das Ganze zu Grunde gehen laſſen. Großer, prophetiſcher Sänger, du würdeſt Oeſterreicher, Preußen, Bayern, Württemberger, nur keine Deutſche; du würdeſt Profeſſoren, Philoſophen und Advokaten, nur keine Patrioten gefunden haben!

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Die Wahlen. — Demonſtrationen.

Die bevorſtehenden Wahlen zur neu zu conſtituirenden zweiten Kammer fangen nunmehr an auch die conſervative Partei zu beſchäftigen. Man begreift endlich auf dieſer Seite, daß etwas geſchehen muß, ſoll man nicht wieder zum Hohngelächter der andern ſchmählich unterliegen in der Wahlſchlacht; denn wenn die andere Partei beſchloſſen hat, wie ſie gefliſſentlich bekannt werden läßt, nicht zu wählen, daher nicht zu erſcheinen am Wahltage, oder zu erſcheinen und Proteſte zu Protokoll zu geben anſtatt der Namen, ſo dürfte das noch nicht der lezte Entſchluß, vielmehr ein wohlberechneter, auf die genaue Kenntniß der Schwächen der conſervativen Partei berechnetes Manöver ſeyn. Die unglaubliche Trägheit der ſogenannten Gutgeſinnten iſt drüben wohl bekannt, und der Plan dieſe einzuſchläfern, dadurch die ſonſt überwiegende Kraft zu theilen und auf dieſe Weiſe den Sieg davon zu tragen, ein wohl erſonnener. Das ſehen manche, viele ein, aber es iſt die geringere Anzahl; die Trägen, die Gleichgültigen, die Furchtſamen endlich bilden die größere Hälfte. Dieſe Alle werden nicht wählen, oder ihre Stimmen werden der Gegenpartei zufallen. Die von der demokratiſchen Partei ſo heftig angefochtene öffentliche Abſtimmung, von der ſie behauptet, daß dadurch die Wahl keine freie werde, hat dieſelben Nachtheile für die conſervative Partei. Die Furchtſamen darunter, und deren iſt leider eine große Zahl, haben wohl den Muth im Stillen conſervativ zu ſeyn und demzufolge einen conſervativen Namen auf den Wahlzettel zu ſchreiben, aber ſie haben nicht den Muth öffentlich mit ihrer Ueberzeugung hervorzutreten, öffentlich vor aller Augen und Ohren an dem Tiſch, an dem der Protokollführer ſizt, einen Namen zu nennen, der jenen drüben ein Anſtoß iſt. Sie fürchten noch immer den Umſturz, ſie ſehen ſchon ihr Haus demolirt, ſich ſelbſt am Laternenpfahl, wenn ſie ſich die drüben zu erbitterten Feinden machen, und wenn ſie das alles nicht fürchten, ſo ſind es andere Rückſichten, Rückſichten, die aus ſo untergeordneten Beweggründen entſpringen, daß man ſich eigentlich ſchämt ſie zu denken, noch mehr ſie auszuſprechen; es ſind Rückſichten, die die Gevatterſchaft nimmt, wohl auch der jämmerlichſte Eigennutz. Wenn die drüben behaupten, der Arbeiter könne nicht nach ſeiner Ueberzeugung wählen aus Rückſicht auf ſeine Arbeitgeber, der Arbeitgeber auf ſeine Kunden, der Verwandte auf Verwandte, ſo können wir ihnen das alles zurückgeben. Es trifft uns wie ſie. — Darum iſt das Reſultat der bevorſtehenden Wahl noch immer ein ſehr zweifelhaftes. Wählen die andern nicht, ſo werden die Wahlen angefochten werden, weil ſie aus zu wenig Stimmen hervorgegangen ſind; wählen die drüben dennoch, wie vorauszuſehen, ſo dürften die Wahlen in einer Richtung ausfallen, die derjenigen, die allein im Stande iſt uns aus dem Chaos auf feſten Boden zu bringen, nicht entſpricht, und die Regierung hat ein neues Odium nuzlos auf ſich geladen. Ich glaube, ſie hätte es wagen können, noch einmal an den Verſtand des Volkes zu appelliren. Sollten den ſo arg Getäuſchten, welche die große Maſſe bilden, nicht endlich die Augen aufgegangen ſeyn, wie man ſie gemißbraucht hat, auch jezt nicht, wo ihren geprieſenſten Führern hier wie im Süden des deutſchen Vaterlandes die Maske abgeriſſen worden, oder ſie ſelbſt mit frecher Hand ſie von ſich geworfen haben? — Das alles aber konnte damals freilich nicht vorhergeſehen werden, als die Kammern aufgelöst werden mußten.

Neben den Wahlumtrieben demonſtrirt man ein wenig. Ein wenig ſage ich, denn hervortretende politiſche Demonſtrationen werden durch den Belagerungszuſtand, dieſes jezt ziemlich für den ganzen Continent erſprießlich gefundene Beſchwichtigungsmittel aufgeregter Gemüther, paralyſirt. Man demonſtrirt mit Cokarden. Vor der Märzrevolution trug hier kein Menſch eine Cokarde, mit Ausnahme derer, die mit irgend einer Uniform oder Livrée bekleidet waren. Nach der Märzrevolution durfte ſich Niemand ohne Cokarde ſehen laſſen, und zwar nicht ohne die deutſche; die preußiſche wurde nur geduldet, wenn ſie durch die Beimiſchung der andern Farben unſchädlich gemacht war. Später fingen rothe Abzeichen an hin und wieder aufzutauchen, ſie traten immer dreiſter hervor, bis der Belagerungszuſtand ihrem Leben ein Ende machte, oder vielmehr machen wollte. Auch ein drakoniſches Geſetz hat ſeine Grenzen, über die es nicht hinaus kann; der menſchliche Erfindungsgeiſt aber hat keine, und das ſtrengſte Geſetz kann umgangen werden. Man trägt demnach rothe Cokarden, blutrothe; aber wer ſie conſisciren wollte, der würde bei näherem Betrachten finden, daß die blutrothe Cokarde in der Mitte einen ſchwarzen Punkt hat und ihre Peripherie mit einem ſchmalen, kaum ſichtbaren goldenen Rändchen umgeben iſt; ſo iſt es die deutſche Cokarde. Kein Geſetz ſchreibt das Größenverhältniß der Farben zu einander vor, und auch das Kriegsgeſetz kann dem Träger nichts anhaben. — Die ächte deutſche Cokarde trägt eigentlich jezt nur noch das Militär, dem ſie durch Armeebefehl vorgeſchrieben iſt. Auch die oberſte Civilbehörde hat ihren Beamten, die Uniform tragen, die deutſche Cokarde neben der preußiſchen zur Pflicht gemacht. Am Civilhut aber ſieht man nur die carrikirte deutſche, oder jezt aus Oppoſition von der andern Seite die einfache ſchwarzweiße, die preußiſche Cokarde. Dieſen Sieg hat die Reaktion bereits errungen. Jezt darf der Preuße die Farben ſeines Landes in der Hauptſtadt tragen ohne Scheu und ohne daß er befürchten müßte, der Hut werde ihm vom Kopf geſchlagen. Indeß auch jezt noch iſt die preußiſche Cokarde den vorgenannten Cokardenträgern ein Dorn im Auge. Deßwegen haben ſie verſucht, ſie durch Uebertreibung in der Größe zu verſpotten. Straßenjungen wurden mit tellergroßen ſchwarzweißen Cokarden ausgeſtattet, die ſie nicht immer auf die rechte Stelle hefteten; alle ſolche Cokardenträger ſind jedoch bald genug ihres uſurpirten Schmuckes beraubt worden, diejenigen, bei denen es ſich verlohnte, wohl auch zeitweiſe ihrer Freiheit. Die ſogenannten vernünftigen Leute tragen wie früher gar keine Cokarden mehr; die Luſt an Cokarden war eben ein Spiel, das bei Seite geworfen wird, wenn das Spielzeug oder das Intereſſe daran abgenuzt iſt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 168. Sonnabend den 14. Juli 1849.

— Die politiſch kleinen Ungeheuer
Verzehrten ſich im gegenſeit'gen Haſſen;
Du aber ſtandeſt unbewegt am Steuer,
Sinnſchwere Worte werfend in die Winde,
Daß einſt der Sohn, der Enkel nicht ſie finde.

Platen
an Goethe.

Goethe im Verhältniß zu unſerer Zeit.

(Schluß.)

Meint man nicht, der Dichter hätte noch den Februar und März 1848 erlebt, wenn er die Regentin im Egmont ſagen läßt: „Ach, was ſind wir Großen auf der Woge der Menſchheit? — Wir glauben ſie zu beherrſchen und ſie treibt uns auf und nieder, hin und her!“ — Und die Folgen dieſer verhängnißvollen Monate? — Niemand ſpricht ſie bezeichnender, treffender aus als ebendaſelbſt der Zimmermeiſter: „Mir iſt bange, wenn's einmal unter dem Volke zu lärmen anfängt, das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns berufen müſſen, und bringen das Land in Unglück.“ — Welcher unſerer jetztlebenden politiſchen Dichter hat ſo für das Bedürfniß und Verſtändniß aller Zeiten geſchrieben, wie der, den man keinen nationalen Dichter nennen will und der vor politiſcher Poeſie gerade am meiſten warnt? Er, den man des Egoismus beſchuldigt, ſchreibt an Zelter: „Die Deutſchen ſchreien noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte ſeit langer Zeit für ſich und die Seinigen und dann für die Nächſten und immer wieder Nächſten redlich geſorgt, ſo ſähe vielleicht alles anders aus.“

So finden wir in Goethe zwei Tendenzen ausgeſprochen, die unſern Tagen völlig abgehen, was die Zerriſſenheit unſerer Zuſtände nur allzudeutlich bezeugt: eine heilige Ehrfurcht für alles würdig Beſtehende, für Ueberlieferung, Obere, Staat, Geſetz und Inſtitutionen, für jede menſchliche Größe und jedes Genie als Offenbarung des Göttlichen; ferner Pietät für alles, was durch Symbole überliefert, durch Symbole zu unſern Sinnen ſpricht und ſo durch Phantaſie geleitet in das Innere unſeres Seelenlebens bringt. Beide Arten von Kultus, welche den menſchlichen Geiſt zu den erhabenſten Empfindungen, zu den würdigſten Thaten anfeuern, hat unſere nivellirende Zeit vernichtet und dafür die Herrſchaft des Individuums auf den Thron geſetzt. Unſere Staaten erkennen weder geiſtige Größe noch ſinnliche Symbole mehr, und doch ſind es dieſe beiden, in denen ſich das Göttliche allein verkörpert, um ſich unſern irdiſchen Blicken zu offenbaren und von dem menſchlichen Geiſte erfaßt und begriffen zu werden.

So paradox die Behauptung jenes griechiſchen Weiſen beim erſten Anblick erſcheinen mag: „der Menſch allein iſt das Maaß aller Dinge,“ ſo viel Wahres liegt bei näherer Prüfung in demſelben. Wie, der Menſch, der ſterbliche Menſch, ſoll hienieden das Maaß der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des Schönen und Guten ſeyn? Nein, gewiß nicht! Dieſe Emanationen der Gottheit können auf Erden ihren himmliſchen Urſprung nicht verleugnen und werden immer Gottes ſeyn. Aber das kann man mit Recht behaupten: jede Idee, ſo gerecht und wahr, ſo ſchön und gut ſie immer ſeyn mag, wird, ausgeübt von der Mittelmäßigkeit, auch nur mittelmäßige Reſultate liefern. Und das iſt das große Gebrechen unſerer mechaniſchen Zeit, daß die erhabenſten Ideen, die ſie auf ihr Banner ſchreibt, nur der Mittelmäßigkeit anheimfallen, nur der Mittelmäßigkeit zum Vorwande dienen, eine Größe erheucheln zu wollen, die nicht von innen ſtammt und daher aller Lebensfähigkeit

Digitized by Google

entbehrt. Für wahre Begeiſterung und Erhebung iſt kein fruchtbarer Boden vorhanden. Dieſe erhabenen Gefühle gedeihen nur in Gemüthern, die mit der Kindlichkeit noch die Kraft des Glaubens ſich erhalten haben. In unſern morſchen Staaten herrſchen Logik, Formeln, Abſtraktionen, Theorien, Vernunftſchlüſſe, lauter todte, negative Potenzen. Gebt uns Religion, Gerechtigkeit, Treue, Entſagung und Heroismus, die poſitiven Kräfte der menſchlichen Seele wieder, und die menſchliche Geſellſchaft wird das Paradies ihrer verlornen Unſchuld wieder finden. Seelen- und weſenloſe, trügeriſche und lügenhafte Inſtitutionen, die nur der Skepticismus oder der Betrug erfunden, werden dann wieder jenen erhabenen, befruchtenden Gefühlen weichen, die im Laufe von Jahrhunderten die menſchliche Geſellſchaft zu einem lebenskräftigen Organismus geſtalteten. Die Rednerbühne, der Altar der Ichheit, das windige Symbol der neuen Zeit, die nichts ſo ſehr haßt als das Schweigen, das doch die Quelle alles Ewigen und Großen iſt, wird dann verlaſſen ſtehen und Thaten, in der Stille des Gedankens gereift, werden wieder die Herzen der Menſchen erfriſchen und beleben, indem ſie dem Volke ſymboliſch die Göttlichkeit und Größe des Menſchen offenbaren. Wenn dann die Welt, zurückgekehrt von dem Götzendienſte des Ich's, ſich freiwillig einer irdiſchen Macht unterordnet, die das Göttliche auf Erden ſymboliſch vorſtellt, die ſtatt zu trennen vereint, die ſtatt dem böſen Principe des Menſchen zu ſchmeicheln, die beſſeren und edleren Gefühle in ihm weckt und nährt, dann erſcheinen auch die Tage wieder, wo der Genius unſeres Dichters, als Offenbarung des Göttlichen, in ſeiner ganzen Fülle, Reinheit und Größe erkannt, gewürdigt werden wird.

A. Clemens.

Iriſche Mährchen.

(Fortſetzung.)

„Ihr werdet doch Meinesgleichen nicht umbringen wollen?“ ſagte der Halbgeiſt. — „Ich will mich nicht verſchwören oder verfluchen; aber wenn du mir das Gold nicht ſchaffſt ohne weiteres Gefaſel, ſo geb' ich dir augenblicklich deine Gedärme zu Strumpfbändern,“ ſagte Donogh und machte ein recht entſchloſſenes und ſchlimmes Geſicht. — „O, ſo ſeht nur nicht ſo gar böſe aus, und ich will Euch Alles ſagen; aber thut die Spitze des garſtigen Meſſers da von mir weg und quetſcht mich nicht ſo arg.“ Donogh ließ in ſeinem Griff nach und zog das Meſſer zurück.

„Wißt Ihr wo der Rieſendamm * iſt?“ fragte der Kleine. — „Ich hab' von ihm reden hören,“ ſagte Donogh. — „Nun denn, unten an einem großen Felſen, wo ein einſamer Strauch wächst, ganz zuoberſt auf dem Geklipp, iſt ein Topf voll Gold, womit man die ganze Grafſchaft Cork auskaufen könnte. Aber jezt laßt mich los.“ — „Ei, du fideler alter Spitzbube!“ rief Donogh; „meinſt du, ich ſey ſo dumm und laufe dir von einem Ende der Welt an's andere für nichts und wieder nichts! Nein, nein, du mußt mir ſagen, wo's näher was zu holen gibt, oder beim —“ — „So flucht doch nicht, Ihr armſeliger Wicht!“ ſagte der Leprohan; „kennt Ihr denn den Taraberg?“ ** — „Nur vom Hörenſagen,“ ſagte Donogh. — „Nun dort, in einem alten Ziehbrunnen auf der Morgenſeite, da liegt ſo viel Gold und Demanten, und Silbergeſchirr und Silbergeld, daß man damit die Landſchaft Munſter kaufen könnte. Hättet Ihr Luſt dazu?“ ſagte das runzelige Männchen mit einer höhniſchen Fratze. „Es hilft Euch nichts Euer Geſchwätz, das ſag' ich Euch,“ erwiederte O'Driscoll; „ſagt mir, wo das Geld liegt, daß ich die Tatze drauf legen kann. Vergeßt nicht — ich hab's Meſſer zu Euern Dienſten.“ — „O! Ihr redet da gar artig,“ ſagte der Leprohan und ſah ſich ängſtlich um, „und da kommt des Manus O'Mahony toller Stier herangerannt, um uns Beiden den Garaus zu machen, Ihr lahmer Simpel.“ — „Wo? wo?“ ſchrie Donogh, der lahm war und nicht gut laufen konnte, indem er dort hinaus ſah, wo das Wichtelmännchen hindeutete; im ſelben Augenblick aber ſchallte ihm ein wildes, übernatürliches Gelächter in's Ohr, und wie er wieder umblickte, war ſeine Hand leer und der Leprohan verſchwunden. „O! daß dich der Geier! — du Scheim, du Spitzbube!“ rief der gefoppte O'Driscoll; „ein Erzkobold biſt du, du winziger Halunke. Thut aber nichts, krieg' dich vielleicht doch noch!“

Donogh ging heim und erzählte ſeiner Mutter, was ihm mit dem Kleinen begegnet war. Die alte Hexe, die ſich aus dem Grunde auf all die alten Weiſungen in ſolchen Fällen verſtand, ſchüttelte den Kopf. — „Du wirſt entweder ein glückliches oder ein unglückliches Menſchenkind,“ ſagte ſie. „Wenn du ihn je wieder antriffſt, ſo frag' ihn nicht erſt, wo der Schatz iſt, ſondern laß' ihn dir von ihm auf der Stelle herſchaffen. Und leg' ihn mit dem Rücken an

* Die allbekannte großartige Naturmerkwürdigkeit im äußerſten Norden Irlands in der Landſchaft Ulſter, während die Handlung im tiefen Süden Irlands in der Munſterer Grafſchaft Cork vorgeht.

** Die berühmte altiriſche Königsburg in der oſtiriſchen Grafſchaft Meath in der Landſchaft Leinſter.

Digitized by Google

einen Stein und ſchwör' ihm, daß, wenn er dir ihn nicht gibt, bevor du zwanzig zählſt, du die Spitze deines Meſſers durch ihn durch an ſeinem Rücken auf dem Stein wetzen würdeſt, und laß' dich in gar kein Gerede mit ihm ein."

Unterdeſſen ging Donogh am andern Tag fiſchen, wie gewöhnlich, und da er einen gar reichlichen Fang gemacht hatte, ſo trabte er Tags darauf nach Macroom und hielt ſich unterwegs nicht einen Augenblick auf, bis er das Schloß Teig Mac-Carthy Mor's, des Prächtigen, erreichte, der aber jezt mit mehr Recht der Bettler genannt werden mochte, denn er ſammt ſeiner Tochter, der ſchönen Maiga, lebte, obwohl immer noch im Beſitz ſeines Ranges und Schloſſes, lediglich von den milden Gaben ſeiner Leibeigenen und Pächter. Donogh trat in's Schloß und ſah abermals ſeines Herzens Sonne mit ihrem Vater. Er trat, die Mütze in der Hand, auf ſie zu und legte den Inhalt ſeines Korbes vor ihnen aus. Der Haushofmeiſter kam und machte Entſchuldigungen wegen der Bezahlung; aber Donogh hatte weder Ohren noch Augen; alle ſeine Sinne waren verloren in der Betrachtung der unvergleichlichen Reize der Fürſtentochter, und wie ſie mit ihrem Vater ſich entfernte, wanderte auch der verliebte Krüppel fort, ohne daran zu denken, daß es noch ſolche Dinge wie ſeine Fiſche und ſeinen Korb in der Welt gebe. Seine Mutter verwunderte ſich über ſein verändertes Weſen nicht minder als über ſeine Heimkehr von Macroom ohne gewiſſe Sachen, die ſie ihn mitbringen geheißen hatte; als ſie ihn aber zur Rede ſtellte, gab er verkehrte Antworten, daß ſie nicht anders glaubte, als ihr einziges Kind ſey von den Elfen verzaubert und alſo keine menſchliche Hülfe bei ihm mehr möglich.

Carrickadhroid war dazumal ein wilder, unbewohnter Fleck; rauh und jäh, mit aus den Ritzen da und dort vorſchießendem Zwerggeſträuch ſtieg der Felſen mitten aus dem Fluſſe empor, der zwiſchen wilden, ſteilen, ſchroffen Ufern hinſtrömte. An dieſe Stelle des Fluſſes ging Donogh am liebſten; die Wildheit deſſelben paßte am beſten zum Sturm in ſeinem Herzen, und von Früh bis zum Abend pflegte er voll Unluſt auf dem grünen Raſen hingeſtreckt zu liegen und brütend über den Zug der Wellen hinzuſtarren und ſich Maiga's wunderholdes Bild vorzumalen oder das Loos, das ihm in Armuth und Elend gefallen, zu verwünſchen. Eines Abends, als er wieder ſo da lag und die Streiflichter der ſcheidenden Sonne über ihn ſpielten, hörte er abermals das hurtige, fortwährende, aber leiſe Klopfen, das ihn das erſtemal zum Aufenthaltsorte des Leprohan geführt hatte. Er horchte und ſtand leiſe auf.

(Schluß folgt.)

Deutſche Lieder.

Badiſche Klage.

Im Mai 1849.

O Baden, reiches Baden,
Mein armes Heimathland,
Du Füllhorn aller Gnaden,
Nun in Verrätherhand!

Du grüner Wundergarten,
Von Frühlingsluft durchweht,
Du aller Blumenarten
Erwähltes Muſterbeet;

Du heerdenreiche Weide,
Du blüthenſtolzer Wald,
Jezt eine düſtere Heide,
Des Raubthiers Aufenthalt;

O Land, durch Fürſtenmilde,
Durch Bürgertreu' berühmt,
Wie hat dir Haß, der wilde,
Den Ehrenkranz entblümt!

Weh! haſt du ganz vergeſſen
Die heilige Heldenſchaar,
Die einſt, du rühmſt dich deſſen,
Dein Pforzheim dir gebar?

So ganz vergeſſen heute
Die hehre Väterzeit,
Wo mehr als Land und Leute
Dir galten Ehr' und Eid?

Vergeſſen, ach ſo ſchnelle,
Karl Friedrichs Fürſtenbild,
Von reinſter Glorienhelle
Umſtrahlt ſo göttlich mild?

O Land, auf deſſen Throne
Sein würdiger Sprößling ſaß,
Ihm zollſt du nun zum Lohne
Des Undanks Uebermaß!

Mir geh'n die Augen über,
O Land, vor Scham und Pein!
Fließ' eilig hier vorüber,
Du treuer, deutſcher Rhein!

Eduard Brauer.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

Die neue Verfaſſung.

Während unſere Frankfurter conſtituirende Verſammlung auf dem offenen Strome des Radikalismus, wie er uns vor dem Zuge gegen Luzern in den radikalen Schweizerkantonen bemerkbar wurde, einhertreibt, iſt der politiſche Gegenſatz vom bisherigen Indifferentismus zum Fanatismus der Ruhe und Ordnung übergeſchritten. Wenn man verbreitet, es ſey eine preußiſche Note an den Senat gelangt, welche nachdrückliche Einſprache gegen das Treiben der Frankfurter conſtituirenden Verſammlung erhebe und nöthigenfalls mit preußiſchen Bajonetten drohe, ſo darf man in dieſem Vorſpuk den Wunſch und das Endziel der leztern Partei erblicken, die vor einigen Monaten im „Märzverein“ den vom Volke erwählten Erbkaiſer mit gemüthlichen Reden und Gedichten feierte, die aber jezt jeden Kaiſer, oder jedwede Ordnung der Dinge annehmen würde, die ihr Ruhe verſpräche. Der politiſche Geſichtspunkt und die politiſche Geſinnung unſerer ſogenannten gebildeten Klaſſen ſteht ſo tief, daß man ſich nicht wundern darf, wenn die entgegengeſezte Partei, die ſich der conſtituirenden Verſammlung bemächtigt hat, zu Extremen gelangt iſt, die einer vollſtändigen Negation unſeres engen, aber doch aus hiſtoriſcher Entwicklung hervorgegangenen Staatslebens wie ein Ei dem andern ähnlich ſehen. Es kann nicht fehlen, daß man ſolcherweiſe zu einem Standpunkt gelangt, auf dem neben der vollſtändigſten Freiheit die vollſtändigſte Auflöſung des Organismus unſeres Freiſtaats gegeben iſt. Zu dieſem Organismus gehören ganz weſentlich die Finanzen, die nun in eine Staats- und in eine Gemeindeverwaltung zerfallen werden. Die ausübende Behörde, auf die es in einer Handelsgemeinde, d. h. in einer Gemeinde, die ganz weſentlich auf die Baſis der Intereſſen des Handels geſtellt iſt — und etwas anderes war ſicherlich die Frankfurter Republik nie (??) — weſentlich ankommt, wird durch ihr nur zeitweiliges Amt ganz und gar zu einem Diener der demokratiſchen Ordnung der Dinge herabgeſezt. Und was dieſe Demokratie betrifft, ſo darf man ſicher ſeyn, daß ſie ſich wenig um den Hauptlebenspunkt unſeres Freiſtaats bekümmern wird, nämlich um die naturgemäße Entwicklung des Handels, ſondern einzig und allein um die Freiheit und Gleichheit. Woher die beiden leztern das tägliche Brod nehmen, gilt ihr gleich; der Staat iſt ihr kein auf die Intereſſen gerichtetes Inſtitut, ſondern nur eine Einrichtung, in welcher die Verwirklichung aller möglichen Phraſen den breiteſten Spielraum findet. Ich ſage ausdrücklich, Phraſen und überlaſſe es Jedem, mir nachzuweiſen, daß die Ideen in der conſtituirenden Verſammlung jene überwiegen. Wären unſere ſogenannten Conſervativen nur einigermaßen auf ihrer Hut geweſen, man würde all dieſen Lärm und all dieſe Verwirrung, die uns jezt umtoſen und bedrohen, durch einen geſchickten Handſtreich haben beſeitigen können. Die talentvollſte negative Capacität der hieſigen Conſtituante iſt unſtreitig Dr. Reinganum. Hätte man ihn in die Nationalverſammlung gewählt, ſo würde er dort nie und nimmer jenen äußerſten radikalen Standpunkt eingenommen haben, auf den ihn die Zurückſezung hinter einen Mann gleichen Urſprungs gedrängt hat, deſſen politiſche Stellung mehr auf einem Mißverſtändniß beruht. Dr. Jucho hat nämlich verſchiedene Jahre auf dem Harbenberg bei Mainz geſeſſen, weil er einem hieſigen Buchhändler mit ſeinem Namen über den Empfang verbotener, aber zur geheimen Verbreitung an Dr. Jucho überſandter Pamphlets quittirt hatte. Man fand den Namen des leztern bei einer Nachſuchung unter den Papieren jenes Buchhändlers. Die wirkliche Verbreitung aber iſt nur halb erwieſen worden, und was beweist eine Verbreitung revolutionärer Druckſchriften damaliger Zeit für das Talent und für die geiſtige Kraft desjenigen, der ſich damit befaßt hat? Man wählte Dr. Jucho, weil man Dr. Reinganum nicht wählen wollte. Der leztere ſtand aber durch vieljährige Praxis in allen adminiſtrativen und Juſtizzweigen, durch beſtändige Mitwirkung an den Geſchäften der bürgerlichen Collegien in den engſten Beziehungen zu unſerm Staatsleben, und ſeine liberalen Sympathien waren, wenn auch nicht der Art, daß er ſich, wie Decius, für die Freiheit Frankfurts geopfert hätte, doch jedenfalls ſo, daß er nicht zum Argwohn Anlaß gab, er werde der Catilina Frankfurts werden. Wenn man vollkommen berechtigt war, ihn nicht zu wählen, ſo that man unklug, es ihn merken und fühlen zu laſſen, weßhalb man ihn nicht wähle. Reinganum iſt einmal iſraelitiſchen Urſprungs; wenn wir Frankfurter nun auch, ſeitdem wir mit Rothſchild durch die Weltgeſchichte, die Geſchäfte und die Diners und Bälle ſehr eng verbunden worden ſind, den Juden faſt alle Berechtigungen längſt zugeſtanden hatten, auf die ſie Anſpruch machen mochten, ſo haſſen wir ſie im Stillen doch eben ſo ſehr, wie wir ſie fürchten. Dazu kam die wirkliche Superiorität und die politiſche Routine eines Mannes, den man durch eine nationale Stellung nicht noch bedeutungsvoller machen wollte. Genug man hintertrieb die Wahl des jetzigen Mirabeau der Frankfurter Conſtituante aus kleinlichen Vorurtheilen und einer Abneigung, die durch ſein neuerliches Wirken hinlänglich vergolten worden iſt. Reinganum macht nun eine Verfaſſung auf Verſuch; man kann ſie ja nach einigen Jahren wieder abändern. Der Mann iſt populär, weil er ſich ſtets mit eben ſo viel Hingebung wie Eitelkeit des gemeinen Mannes angenommen hat. Hätte man aber nur jezt, nachdem man Reinganum von der Frankfurter Nationalverſammlung abgehalten, verſucht ihn in der Frankfurter Lokalverſammlung unſchädlich zu machen, indem man bedacht geweſen wäre, Capacitäten in dieſelbe zu wählen, die neben der Geſinnung, die ihren Höhepunkt im Bürgerverein findet, oder neben einer conſervativeren, das Talent beſeſſen hätten zu überzeugen, ſtatt zu lamentiren oder zu ſchweigen. Aber nichts von dem Allen. Wenn unſere Patrioten einmal in ihrem Herzen verlezt worden ſind, ſo verlieren ſie den Kopf, und es iſt ſogar vorgekommen, daß Leute in unſerer Conſtituante, da wo ſie ſprechen oder wenigſtens bleiben ſollten, vor Empfindlichkeit den Hut genommen haben und davongelaufen ſind. Das einzige, womit man ſich hilft, iſt nunmehr die Erfindung preußiſcher Noten. Indeß wir zweifeln ſehr daran, daß Preußen ſich unſeres Gemeinweſens in ſeiner Noth annehmen wird, beſonders wenn dieſe Noth die Majorität für ſich hat; es wird uns überlaſſen, mit uns zu machen, was wir wollen, wenn wir nur nicht in eine Ausartung verfallen.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 169. Montag den 16. Juli 1849.

— Your affections are
A sick man's appetite, who desires most that,
Which would increase his evil. Hang ye! Trust ye?
With every minute you do change a mind!

Shakespeare.

Florenz und Rom in der Revolution.

(ſ. Nr. 157—164.)

VIII.

Wer glaubt, in Rom ſey nach Einführung der Republik irgend Freudigkeit zu bemerken geweſen, irrt ſich. Alles blieb theilnahmlos, wenn man etwa diejenigen ausnimmt, welchen das Gouvernement ihre Pfänder bis zum Betrage von fünf Paoli gratis durch die Leihhausverwaltung zurückſtellen ließ. Nur in den öffentlichen Blättern war der Enthuſiasmus zu entdecken, in dieſen freilich in koloſſalem Maßſtabe. Sie feuerten immer zum mindeſten mit Zwanzigpfündern. Der Carneval hatte ſeinen Fortgang; wo war aber die Menſchen- und Wagenmenge früherer Jahre hingerathen? Tödten konnte die Politik das Nationalfeſt nicht, aber ſie ſezte ihm hart genug zu. Schon am Abend des erſten Faſchingstages wurde mit dem Herabnehmen der päpſtlichen Wappen der Anfang gemacht; nach acht-und-vierzig Stunden waren ſämmtliche Wappen verſchwunden, jene an den Kirchen ausgenommen und den Geſandtſchaftshotels. Es war nicht ein Jahr her, ſeit man die kaiſerlichen Doppeladler zerſtört und auf Piazza del popolo verbrannt hatte.

Was war nun aber die wahre Geſinnung? Als die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung am 8. Februar in die Sitzung gingen, in welcher man einen Beſchluß über die künftige Staatsform gefaßt zu ſehen erwartete, hatten ſie Alle Reden gegen die Republik in der Taſche. In der Taſche aber behielten ſie dieſelben auch, weil ſie merkten, daß der Strom der Republik günſtig war und ſie ihre künftige Stellung nicht compromittiren wollten. Von 142 Anweſenden ſtimmten nur neun gegen das Dekret, wie es oben mitgetheilt iſt. Und achtet man auf die Worte des Führers dieſer Minderheit, des Grafen Mamiani, ſo wird man finden, daß das Papſtthum in der ganzen Verſammlung nicht Einen Vertheidiger hatte. Denn ſeine Rede drehte ſich bloß um das Dilemma: in Rom iſt keine Mittelſtraße — hier können nur die Päpſte herrſchen oder Cola Rienzi; es kommt im Grunde nur auf die Opportunität an. Die Abſetzung des Papſtes decretiren in der Bedeutung, daß einem Papſt auch von der Verſammlung, welche durch allgemeines Volksmandat in den Beſitz der ſouveränen Gewalt gelangt iſt, keine Autorität in weltlichen Dingen mehr übertragen werden dürfe, heiße nichts mehr noch minder, als die Republik ausrufen. Er, Mamiani, habe immer geglaubt, daß falls die weltliche Papſtgewalt ſich auf keine Weiſe mit der vollen Freiheit zu verſöhnen und zu verſtändigen im Stande ſey, falls die weltliche Papſtgewalt nicht zum größten Theil den Miniſterien und geſetzgebenden Verſammlungen delegirt und mit der öffentlichen Meinung in Einklang gebracht werden könne, dieſe weltliche Papſtgewalt heute noch ſeyn würde, was ſie nur zu oft geweſen ſey: eine Geißel für Italien, eine Geißel für die Religion. Das Wort Republik ſey dagegen, ſeinem Gefühl nach, das ſchönſte, welches von Menſchenlippen kommen könne. Hier handle es ſich lediglich darum, was das Heil Italiens am meiſten fördere. Den angeblichen Triumphzug des republikaniſchen Banners durch Italien könne er nicht erkennen. Deute man etwa auf Toscana? In Toscana werde es, inmitten der dortigen Confuſion und Zerfloſſenheit, eben ſo leicht ſeyn jede beliebige Regierungsform ein-

Digitized by Google

zuführen, als ſchwer irgend einer Dauer zu verſchaffen. Mit Toscana würde übrigens wenig gewonnen ſeyn: die Republik müſſe über die Magra und Seſia nach Piemont dringen, dort ſey Italiens wahre Kraft. In Piemont aber habe die Monarchie die tiefſten Wurzeln geſchlagen: ſeit Jahrhunderten ſey die Geſchichte Piemonts die Geſchichte des Hauſes Savoyen. Und ſelbſt in Bezug auf Genua und Ligurien dürfte man ſich hinſichtlich der republikaniſchen Neigungen täuſchen: die Leute ſeyen Kaufleute und in lezter Inſtanz würde auch dort dreißigjährige, zu Gunſten des Anſchluſſes an die ſavoyiſche Monarchie redende Erfahrung überwiegen. Von Neapel könne gar nicht die Rede ſeyn. Eine iſolirte Republik aber in Mittelitalien könne unmöglich gedeihen, ſie werde keine Sympathien wecken, denn die umgewandelten bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe dämpften heute republikaniſchen Enthuſiasmus in demſelben Maße, wie ſie ihn 1790 entflammt; ſie werde nur Verwirrung erregen und die öſterreichiſchen Interventionsabſichten begünſtigen. Man möge der künftigen italieniſchen Conſtituante die Entſcheidung überlaſſen; man möge in einem ſo kritiſchen Moment, wo Radetzky kampfgerüſtet am Po ſtehe, nicht durch übereiltes Abſtimmen über Regierungsformen den alten Schwierigkeiten neue hinzufügen.

In dieſem Sinne äußerte ſich einer der Wenigen, welche der Republik unter den gegebenen Verhältniſſen abgeneigt waren; hienach mag man Reden und Redensarten der Uebrigen beurtheilen. Von Geſinnungen kann ich nicht reden bei der Maſſe der traurigſten Beiſpiele von Geſinnungsloſigkeit. „Wir begehen ein wahres Parricidium," ſagte in der entſcheidenden Sitzung ein Deputirter zu ſeinem Nachbar; „wir thun Mutter Italia ſchmachvolle Gewalt an." In dieſem Moment traf ihn die Reihe in der Abſtimmung, und er unterbrach ſeine antirepublikaniſche Lucubration durch ein entſchloſſenes Ja! Ein Anderer ſtimmte mit Nein, und ein paar Tage darauf begann er eine Rede mit den Worten: „Wir ſind alle Republikaner!"

Es verlohnt wohl der Mühe, die Führer in dieſen Bewegungen etwas genauer in's Auge zu faſſen.

IX.

Zur Demoraliſirung Roms hat kaum irgend Einer ſo viel beigetragen, wie Carlo Bonaparte, Fürſt von Canino. Die Unverſchämtheit, womit er ſein Spiel treibt, hat etwas Großartiges. Es iſt Schade um die Geiſtesgaben und Kenntniſſe dieſes Mannes, denn von erſtern hat er nur ſchlechten Gebrauch gemacht, die leztern läßt er ſeit lange ungenuzt. Geſchworner Feind der Wahrheit wie der Reinlichkeit, frech und übermüthig, ein Muſter von Indiskretion, im höchſten Grade unzuverläſſig und prahleriſch, durchaus plebejiſch in ſeinem Weſen und ſeit einiger Zeit ſich dieß zur Ehre anrechnend, des Wortes mächtig, aber durch ewiges Dreinreden und Unterbrechen und durch abſichtliche Verletzung aller Form auch der Langmüthigſten Geduld erſchöpfend, völlig unſcrupulös in der Wahl der Mittel wie ohne Rückſicht auf Recht und Billigkeit: ſo iſt der Fürſt von Canino. Bei den Römern war er längſt ſo unvortheilhaft bekannt, daß er es in einer Zeit von Entmuthigung und Verderbniß, durch alle Machinationen und Geldvertheilungen, durch die ekelhafteſten Kniebeugungen vor dem goldenen Kalbe der Demokratie, durch Anſtrengungen bei Tag und Nacht, dennoch zu nichts anderem zu bringen vermocht hat als zur Vicepräſidentur der conſtituirenden Verſammlung, für ſeinen Ehrgeiz viel zu wenig, für das Beſte des Landes bei weitem zu viel.

(Fortſezung folgt.)

Iriſche Mährchen.

(Schluß.)

„Er iſt's richtig," ſagte Donogh zu ſich, „'s hat ihn Keiner einmal gehört oder geſehen, ohne ihn noch zweimal zu hören oder zu ſehen, wenn's ihm das erſtemal mit ſeinem Wunſche nicht geglückt iſt; das drittemal iſt das ſchlechteſte mal. Alſo, Glück, mein' es gut mit dem armen Krüppel!" Aengſtlich und behutſam ſchlich er ſich nach der Stelle, von wo die Töne herkamen, und vor ihm, unten am Stamm einer verkrüppelten Erle und eifrig an ſeiner alten Arbeit, ſaß das Wichtelmännlein. Donogh ſah ihn feſt an, zog ſein Meſſer aus der Taſche, machte es ſachte auf und trat dann mit einem raſchen großen Schritt auf den Alten zu. Das garſtige kleine Ding grinste ihm in's Geſicht, wie er mit ſeinem Schatten das Sonnenlicht verdunkelte.

„So, Ihr ſeyd's wieder, Donogh O'Driscoll? Und wie geht's Euch? und wie ſeyd Ihr lezthin von des Manus O'Mahony tollem Stier losgekommen?" ſagte der Leprohan. — „Hab' ich dich wieder, du hinterliſtiger alter Knicker?" ſagte Donogh und faßte ihn mit feſtem Griff; „und ſo wahr ich ehrlich bin, ſo leicht wie's vorigemal ſollſt du mir nicht davon kommen!" — „Sieh nur den Geſellen da," ſagte der Kleine, „wie der ſich über deinen Buckel und dein krummes Bein luſtig macht?" — „Ich will nichts mit dir zu fragen noch zu antworten haben," ſagte Donogh; „aber ſo wahr ich da ſtehe, krumm und ungeſtaltet wie ich bin, ſo ſollſt du mir den dürren Fleck da, auf dem wir ſind,

mit deinem Blut düngen, wenn du nicht in der Minute so viel ächte und rechte Goldgulden zur Stelle schaffſt, als ich heimzutragen vermag." — „Ei, Ihr ſeyd ja gar bös heut Abend," ſagte der Leprohan; „aber da kommt die ſchöne Maiga und ihr Vater, der Teig Mor, am Fluß dort her."

Donogh fuhr auf, das Wort riß ihm am Herzen, doch bezwang er ſich, merkte gleich wo das hinaus wollte, und beſchloß den Blick nicht zu verwenden, und wenn der Tod hinter ihm ſtände. — „Rede nichts weiter an mich hin," ſagte er zum Alten, „nicht ein einzig Wort mehr, ſondern ſchaff' das Gold da vor mich her in der Minute, und gib mir's heraus, gut und gültig, hier in meine Hand, ehe ich zwanzig zähle, oder 's iſt dein Leztes, und wenn's mein Leztes in der nächſten Minute wäre!" Und damit drückte er den Leprohan mit dem Rücken an einen Stein und ſezte ihm die Spize ſeines Meſſers auf die Bruſt und fing an zu zählen, ſo ſchnell er konnte: Eins, Zwei, Drei u. ſ. f., bis Fünfzehn, und da der Alte immer noch ſtumm blieb, ſo wurde er wüthend zornig und drückte ihm das Meſſer hart an den Leib.

„Halt, halt!" ſchrie der Leprohan; „du biſt ein Glückskind, Donogh O'Driscoll, du haſt's gewonnen. Ich will dir mehr geben, als du verlangſt, oder mehr als du brauchſt." Und er ſtampfte auf den Fleck, auf dem er ſtand, und der that ſich auf und ließ ein langes tiefes irdenes Gefäß bis über den Rand voll Gold- und Silbermünzen ſehen, darunter allerlei altmodiſches und ſeltſam gearbeitetes Geſchmeide, glizernd von Demanten und anderm Edelgeſtein. — „Iſt aber das alles wirkliches ächtes Gold? verwandelt ſich's nicht in Hahnenkoth? Und Alles wollt Ihr mir geben?" fragte Donogh zwiſchen Zweifel und Freude.

„Thor!" ſprach der Leprohan mit Unwillen; „habe ich nicht mein Wort gegeben? und bildeſt du dir ein, in deinem niedrigen irdiſchen Sinn, daß wir Kinder eines lichtern Kreiſes Trug und Wortbruch üben, wenn unſer Wort einmal gegeben iſt? Laß' mich!" Und mit einem ſchnellen Ruck ſchnellte er ſich aus Donogh's Griff und verwandelte ſich, geſchwind wie der Gedanke, aus einem verſchrumpften alten Männlein in ein junges ſchöngeſtaltetes, obwohl immer noch kleines und winziges Weſen; und mit der Hand winkend, ſprach er: „Donogh, du wirſt glücklich ſeyn, ich ſag' es dir." Dann brach er einen Zweig von dem Zwergerlenbaum, gab damit Donogh einen derben Schlag über das Geſicht, daß er ein paar Augenblicke wie blind war, und als er wieder auf und um ſich ſchaute, war der Leprohan verſchwunden.

Die kleine Höhle ſtand immer noch offen und von unten glänzte, des verduzten Donogh Augen blendend, der Schaz herauf. Er bückte ſich und holte eine Handvoll Gold- und Silberſtücke, mit denen er ſich die Taſchen füllte, legte dann den Deckel wieder auf das tiefe, unförmliche Gefäß, deckte es mit Erde und Moos zu und ging zu ſeiner Mutter heim. Die Alte fuhr auf, wie ſie ihn erblickte. „Ei, wer biſt denn du?" fragte ſie verwundert und erſchrocken. „Dein Geſicht iſt meines lieben Sohnes Geſicht, deine Stimme iſt die Stimme, die mein Herz zu erfreuen pflegte; aber er war buckelig und lahm, und du biſt gerade gewachſen und von ſchönen Gliedern."

Donogh hatte in der Freude ſeines Herzens über dem Schaz die Veränderung gar nicht bemerkt, welche der Elf an ſeinem äußern Menſchen vorgenommen, und ſeine Freude war nun doppelt groß. Sein Schaz war unerſchöpflich. Er kaufte alle dem großen Häuptling Teig Mac Carthy Mor zugehörigen Ländereien und freite um die ſchöne Maiga, welche ihn zu ehelichen verſprach, wenn er ihr ein Schloß zur Wohnung auf dem vom Fluß umſpülten Felſen Carrickadhroid erbaut haben würde. Geld thut Alles, und Donogh O'Driscoll hatte bald den Prachtbau am Lee fertig, an deſſen Trümmern noch jezt das Auge des Reiſenden ſich weidet. Er wurde kurz darauf mit der holden Tochter Mac Carthy's verbunden, und in jenem Schloß wohnten die Beiden ein langes beglücktes Leben durch; bei ſeinem Tode aber ſtarb das Geheimniß des Schazes mit ihm, indem der Leprohan, wie man vermuthet, das Heimfallsrecht geltend machte. — Das Schloß iſt darauf in den Beſiz des Mac Carthy'ſchen Geſchlechts übergegangen, und ein wichtiger feſter Punkt in den Bürgerkriegen im 1641r Jahre geweſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Der Beaumonde. — Eheſcheirung. — Fremde Künſtler

Man fühlt ſich jezt wahrlich in Verlegenheit, wenn man etwas aus England mittheilen will. Neben dem großen Drama, das uns der Continent in dieſem Augenblicke ſpielt, werden alle lokalen und ſocialen Intereſſen zu ſolchen Pygmäen, daß man ihnen kaum Worte zu leihen den Muth hat. Wie der Wächter auf ſeiner Thurmwarte, ſo fühlt man ſich hier auf

Digitized by Google

ruhiger Höhe und ſchaut mit bedachtſamem Blicke in das Chaos hinein, aus dem ſich zunächſt ein Reſultat ergeben ſoll, wie es ſich dieſes glückliche Inſelchen ſchon vor Jahrhunderten errungen. Aber freilich hatte es auch keine gleich großen Schwierigkeiten zu überwinden; vor allem ſtand den Königen keine ſtehende Armee zu Gebote, und als ſie dann ſpäter eine Reaktion verſuchten, brauchte es nur einen Cromwell und den Kopf eines Königs, um die Legitimität zum Schweigen zu bringen. — Aber laſſen wir die Politik! Sie redet ſich ſelbſt das Wort zur Genüge, und den Commentar zu ihren Texten zu liefern iſt jetzt eine Aufgabe, an der Weiſe und Narren verzweifeln können. — England aber, wie geſagt, läßt ſich keine grauen Haare darum wachſen. Alles geht hier ſeinen ruhigen Gang. Bälle, Theater, Concerte füllen ohne Unterlaß die Zeit der reichen Müſſiggänger aus, die ſich durchaus nicht in ihren Geſchäften ſtören laſſen. Ein Aufruhr in Canada, die Eroberung des Punjeab, die Gefangennehmung einer indiſchen Prinzeſſin und ihre Flucht aus einem eiſernen Käfig (menſchliche Chriſtenſitte des neunzehnten Jahrhunderts), die Cholera at home, Alles dieß und ſo viel mehr bringt ſie nicht aus ihrer Kreiſelbewegung. Alle dieſe Menſchen jagen, wie Schlemihl, ihrem Schatten nach, das heißt, einem idealen Selbſt, das ſie nicht in ſich tragen und daher in der Außenwelt zu erhaſchen hoffen. Glück auf die Reiſe! — Das Parlament hat ſich zuallererſt mit Eheſcheidungen abgequält. Sonderbarer Widerſpruch der legislativen und der ſocialen Welt! Gibt es wohl eine Mutter oder Tante im ganzen beau monde von Altengland, die ſich nicht während der drei Frühlingsmonate, die Saiſon genannt, den Kopf zerbräche und die Augen ermüdete, um den richtigen Weg zu erſpähen, der eine Tochter oder Nichte in beſagten Stand der Ehe führe, über deren rechtliche Trennung man im Ober- und Unterhauſe ſo eifrig debattirt? Die Mädchen kennen den Preis nicht, den ſie zahlen. Iſt er ihnen zu hoch für das Dach und Fach, das er ihnen erwirbt, nun ſo müſſen ſie ſehen wie ſie ſich unter dem Schutze dieſes Daches entſchädigen. Das geſchieht denn auch, und der Schein wird gerettet. — Willibald Alexis ſagt in ſeiner Vorrede zu den „Hoſen des Herrn von Bredow," es werde ihm bang, wenn er an die Pruderie Altenglands denke. Vortrefflich, daß es ihm ſchon aus der Ferne bang wurde; wie würde ihm erſt werden, wenn er ſich die Flügel daran verſengte! — Ein Engländer las den Satz und lachte laut. „Was meint er damit?" fragte er, und hätte lange fragen mögen, denn der Weltmann, der in dieſem ſocialen Zwinger aufgewachſen iſt, wird nimmer begreifen, was es heißt, aus Grundſatz über dem Hergebrachten zu ſtehen oder ſich zu erheben. Aber ich vergeſſe, daß auch ich mir die Flügel verbrenne. Man glaubt bei Ihnen ſchwerlich, daß man in England ſo ſorgfältig nach den Korreſpondenzen des Morgenblatts ſpäht, ſeit man herausgefunden, daß es manches wahre Wörtchen über engliſche Gebräuche und Mißbräuche enthält. — Gelobt will man hier immer ſeyn. Man kann John Bull ſeine Semmel nicht zu fett beſtreichen; ſagt man ihm aber, daß er ſie darum doch noch nicht mit ſchönem Anſtand eſſe, ſo wird er bitter böſe. — Warum ihn aber auch in ſeiner Selbſtzufriedenheit ſtören? Je mehr Behagen der Menſch an ſich ſelbſt findet, je freundlicher äußert er ſich gewöhnlich auch gegen Andere; und ſolcher Aeußerungen bedarf es beſonders in jetziger Zeit, wo der bedürftigen Fremden ſo unendlich viele ſind, die ſich auf Englands freien und reichen Boden flüchten, um daſelbſt Erwerb, Unterkommen und Beſchäftigung zu finden. — Es iſt eine traurige Idee dieß Alles gerade hier finden zu wollen, wo der Köpfe und Hände, die gebraucht ſeyn möchten, ſchon ſo viele vorhanden ſind. Aber dieſer Wahn iſt nicht auszurotten und führt unendliches Unheil herbei. Von den Künſtlern will ich heute nicht viel reden. Ihre Zahl iſt ſo angewachſen, daß man den Blick abwendet, wenn man in den Blättern immer neuen Concerten und neuen Namen begegnet. Unter einander leben ſie dabei wie Hund und Katze; ſie haſſen ſich, beneiden ſich. „Wahrlich," ſagte neulich ein junger deutſcher Edelmann, „wenn ich, wie bisher, fortfahre mit Künſtlern umzugehen, ſo muß ich moraliſch entwürdigt werden; wie die Spinnen bekämpfen ſie ſich."

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Juli.

(Fortſetzung.)

Das Städel'ſche Inſtitut.

Während es mit unſern politiſchen Zuſtänden ſo ſteht, iſt leicht einzuſehen, daß unſere wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Beweglichkeit ſeit den verhängnißvollen Märzerrungenſchaften nichts gewonnen haben wird. Wir ſind nie ſehr wiſſenſchaftlich und künſtleriſch geweſen, obwohl ſich bedeutende Namen an Frankfurt knüpfen; jetzt ſind wir es vollends gar nicht. In Bezug auf unſer Städel'ſches Kunſtinſtitut, war das Stabilitätsprinzip ſeit den Jahren 1836 und ff. ſo ganz und gar durchgedrungen, daß ſich der hieſige Buch- und Kunſthändler Karl Jügel, ein klarer, praktiſcher Kopf, veranlaßt fand, die Bewegung, die im übrigen ſich auf die Conſtituante beſchränkt, auf die Kunſt auszudehnen. Derſelbe hat in einer Brochüre: „Das Städel'ſche Inſtitut in ſeiner Begründung, Verwaltung und in ſeinen bisherigen Reſultaten," ſehr deutlich nachgewieſen, daß das Gehenlaſſen und Abwarten des alten politiſchen Syſtems auch in Betreff einer Stiftung Mode geworden war, die der Handelsmann Johann Friedrich Städel nicht allein an eine ſehr lebendige Entwicklung anlehnen, ſondern mit der er auch nach ſeinem Tode erſt recht lebendig entwickelnd auf ſeine Vaterſtadt einwirken wollte. Zu jeder andern Zeit hätte die Brochüre Jügels ſehr großes Aufſehen gemacht; jetzt wird ſie freilich nur dazu dienen können, denen die Augen zu öffnen, die ſich in der Zeit allgemeiner Verwirrung noch ernſtlich für Städels Abſicht intereſſiren und für den heilſamen Einfluß, den ſeine Stiftung auf die hieſige Bildung, was mehr ſagt, auf die deutſche Bildung ausüben könnte. Es iſt wirklich traurig, daß, nachdem Veit einer Stimmung weichen mußte, die wir nicht beurtheilen wollen, das Inſtitut ohne alle Leitung geblieben iſt und nach dilettantiſchem Maß unter techniſchem Beirath verwaltet wird. Der Verfaſſer jener Brochüre hat das in einer Weiſe auseinandergeſetzt, die, weil ſie begründet war, nicht mit Stillſchweigen übergangen werden konnte. Somit hat Inſpektor Paſſavant, der der Verwaltung mit künſtleriſchen Fingerzeigen an die Hand geht, ſich gegen die Anſichten Jügels ausgeſprochen, welche Einrede eine Replik des letztern veranlaßt hat, die, neben dem Verdienſt praktiſcher Erfahrung und der Aufzählung von Thatſachen, das einer luſtigen, man könnte ſagen witzigen Darſtellung aller Mißgriffe und Mißbräuche hat, die ſeit dem Tode des Stifters in immer breiterem Strome über das Städel'ſche Inſtitut eingebrochen ſind und es, trotz bedeutender Geldmittel, immer mehr und mehr zum Standpunkt der Unterhaltung herabgedrängt haben. Jügel weiſt mit ſchlagenden Beweiſen nach, daß die Jagd nach ältern Bildern, wenn ſie ohne Plan und ohne ſichere künſtleriſche Norm ſtattfinde, wenig gerechtfertigt erſcheine, weder der Kunſtgeſchichte gegenüber, noch der Kunſtbildung. Und in der That, was thun wir für unſere heutigen Künſtler, wenn wir Copien von Raffael und Andern für Originalgemälde kaufen?

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 170. Dienſtag den 17. Juli 1849.

Nicht Ilus nur hat thörichte Söhn' erzeugt,
Auch in Europa pranget ein Ilion.
Wie mancher Simois und Xanthus
Färbte von troiſch-germaniſchem Blut ſich!
An unſerm Buſen nähren die Feinde wir,
An unſerm Buſen locken wir Feind' hinan.
Ein glänzend Ende!

Herder
nach Jac. Balde.

Ungehörte Stimmen aus dem Jahre 1848.

1.

Californien.

Nun hat entdeckt das Land man der Schlaraffen,
Darin gehäuft viel goldne Schätze liegen,
In Strömen fließt das Gold, die nie verſiegen,
Man braucht es nur ſich bückend aufzuraffen.

Doch ſchlimm, daß unſrer Zeit, der loſen, ſchlaffen,
Nicht hilft in goldnen Träumen ſich zu wiegen;
Viel beſſer wär's, wenn man zu heil'gen Kriegen
Sich ſchmiedete aus Erz die blanken Waffen.

Zwar zähl' ich nicht mich zu den klugen Sehern,
Zu den Propheten nicht, den neunmalweiſen,
Die weithin ſchaun mit ihrem Blick, dem höhern;

Doch als Orakel wag' ich Eins zu preiſen:
„Es iſt die Zeit nicht golden, ſondern ehern,
Drum frommt kein Gold uns, ſondern Stahl und Eiſen.“

2.

Die deutſche Flotte.

Nun baut das liebe Deutſchland eine Flotte!
In Nord und Süd, vom Rheine bis zum Pregel,
Da ſammelt eifrig man für Maſt und Segel,
Und jeder ſteuert bei, ſelbſt Hans und Lotte.

Doch fürcht' ich ſehr, es werde noch zum Spotte,
Und höre kreiſchen ſchon das Sturmgevögel,
Denn nah dem Spotte iſt man in der Regel,
Wenn man ſich weit genug entfernt von Gotte.

Habt ihr von jener Flotte nichts vernommen,
Die eine unbeſiegbare Armade
Von Liſſabon nach England einſt geſchwommen?

Zögt ihr auch ſtolz wie ſie des Meeres Pfade,
Ich fürchte, zu nichts anderm würd' es frommen,
Als daß ſich Gottes Wetter neu entlade.

3.

Simſon.

Ein Simſon biſt du, dem das Haupt geſchoren,
Du deutſches Volk! Nun künden's Reden, Lieder:
Es wuchs das Haar dem deutſchen Rieſen wieder,
Es ward ein neues Deutſchland uns geboren.

Und Jeder ſpitzt verwundert ſeine Ohren
Und ſucht das Deutſchland, gläubig, treu und bieder,
Das plötzlich wie vom Himmel ſchneite nieder,
Und ſieht betrogen ſich von eitlen Thoren.

Philiſterſeelen wurdeſt du zum Raube,
Kein Zucken und kein Rütteln wird dir frommen,
Gefeſſelt liegſt du nach wie vor im Staube.

Soll dir die Kraft, die alte, wieder kommen,
Muß wieder wachſen erſt der alte Glaube,
Den buhlend dir Delila hat genommen.

4.

Delila.

Delila buhlte mit Manoahs Kinde,
Da kamen die Philiſter goldbeladen,
Begierig ſich in ſeinem Blut zu baden,
Sie überredend, daß den Feind ſie binde.

d by Google

Sie band mit Stricken ihn und frischer Rinde,
Die er zerriß, als wären's dünne Faden,
Und dennoch macht ihn klüger nicht der Schaden,
Den Starken bändigte die eigne Sünde.

Auch dich, mein Volk, hat eine fremde Buhle
Schon zweimal wie den Simson überlistet
In fremder Tracht, aus fremder Zucht und Schule.

Sie zeigt auf Markt und Gassen sich, sie brüstet
Sich frech auf Rednerbühn' und Richterstuhle:
Weh dir, bist du zum Dritten nicht gerüstet!

5.

Die Danaer.

Vor Troja's Thoren war umsonst das Schlagen,
Da ward gerathen von Ulyß, dem schlauen,
Ein mächtig Roß mit hohlem Bauch zu bauen,
Um in die Königsstadt den Kampf zu tragen.

Und es gelang sein listigkühnes Wagen.
Es strömten Männer, Greise, Kinder, Frauen
Heraus, das wunderbare Roß zu schauen,
Darin versteckt die Mordbegier'gen lagen.

Unsel'ger Glaube, der das Volk bethörte,
Wie mit dem Speer in des Kolosses Seiten
Laokoon auch stieß und warnt' und wehrte!

Es zog hinaus, mit Jubel zu geleiten
Das Roß zur Stadt, wo sich der Bauch entleerte
Und sich zum Untergang erhub ein Streiten.

6.

Der Troer.

So hast auch du, mein Vaterland, gezogen
Ein unheilschwanger Roß in deine Mauern,
Darin versteckt die Mörderhände lauern
Mit Brand und Dolch, mit gift'gem Pfeil und Bogen.

Noch ahnst du nicht, daß dich der Feind betrogen,
Es wird noch kurze Zeit dein Jubel dauern,
Doch wird ergreifen dich des Todes Schauern,
Wenn erst ringsum der Kampf beginnt zu wogen.

Wie Danaer und Troer sich entgegen
Gestanden in dem lezten, grimmen Streite,
So werden sich in dir die Kräfte regen.

Die Leichen häufen sich auf jeder Seite,
Bis über deiner Gauen blühnden Segen
Sich Todesnacht wie über Troja breite.

7.

Die Unverletzlichen.

Wer wagt es, die Allmächt'gen zu verletzen,
Die Simon, Schlöffel, Zimmermann und Zitze?
Sie schleudern zornig ihre Rednerblitze
Und üben sich die Wahrheit todtzuhetzen.

Doch werden sie verwundernd sich entsetzen,
Wenn mitten in des Kampfes größter Hitze
Der Herr für sie sein Racheschwert, das spitze,
Zornig beginnt zu fegen und zu wetzen.

Er kommt, er kommt, zu säubern seine Tenne,
Er hat gespannt den Bogen schon in Händen
Und hat den Pfeil gelegt schon auf die Senne,

Gegürtet hat er schon zum Kampf die Lenden.
Geduld, Geduld! bis daß sein Zorn entbrenne,
Und Pfeile wird er Schuß auf Schuß entsenden.

L. Grote.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Präsidentschaft war Giuseppe Galletti anheimgefallen, dessen Betragen eines der hervorragendsten Beispiele ist, in welchem Sinne die Amnestie Pius IX. benuzt wurde. Die Amnestie zog den bolognesischen Advokaten aus dem Kerker, die Haltungslosigkeit der Regierung des vorigen Jahres führte ihn zum Ministerium. Er ist noch einer der wenigst Schlimmen gewesen; aber die Zweideutigkeit, mit welcher er sich zwischen Papst und Revolution zu halten suchte, das Bestreben, sich bei Ersterem, seinem Wohlthäter, nicht geradezu unmöglich zu machen, und es mit der leztern, seiner alten Freundin, nicht zu verderben, das Kokettiren mit der Volksgunst als Polizeiminister, mußte ihn am Ende in den Abgrund ziehen, und nachdem er längere Zeit halbwahr und halbfalsch gewesen, sprach er das Dekret aus, durch welches der, dem er Leben, Luft, Licht, Freiheit und Stellung verdankte, seines Rechtes, seiner Würde, man kann sagen seines Landes verlustig erklärt ward. Und auf diesen Bänken der Constituante saßen so manche, die gleich Giuseppe Galletti durch jene Amnestie aus Kerkernacht gerettet, aus dem bittern Exil zurückgerufen worden waren, manche, die nun gleich ihm mit eherner Stirne ihr eigenes Verdammungsurtheil vor der ganzen Menschheit aussprachen, meineidige Richter über den, der sie von Elend und Tod gerettet

und dem ſie Treue und Gehorſam in ſeine Hand gelobt hatten. Und von den Leuten, welche gleich Galletti gegen Ende 1846 zurückkehrend der öffentlichen Meinung die falſche Richtung gaben und jene Ungenügſamkeit und jenen Unverſtand weckten und nährten, die bei dem Mangel jedes tieferliegenden Moralprinzips zur Entartung und damit zum Ruin der italieniſchen Bewegung am meiſten beigetragen, von den Leuten, welche, ungebeſſert durch die ihnen entgegenkommende Liebe, nichts als bittern Haß und Rachedurſt, nichts als gefahrvolle, mit den Radikalen und Socialiſten Frankreichs und Englands berathene Plane mit nach Hauſe brachten, von dieſen Leuten ſaßen auf den Bänken der Conſtituante manche neben Heuchlern, die zu Gregors Zeit Mitglieder von Spezialkommiſſionen geweſen und jedem Monſignore die Hand geküßt und auf des päpſtlichen Kammerdieners Gaetanino Dizionario d'erudizione ecclesiastica ſubſcribirt hatten, bloß um ſich bei dem Vielvermögenden in Gunſt zu ſetzen und für eine (ungern gezahlte) Monatsauslage von acht Paoli ſeine Protektion zu erlangen.

Ich habe eben den Monſignorentitel genannt und muß des Prälaten erwähnen, welcher proviſoriſcher Chef des revolutionären Miniſteriums und Mitglied der Verſammlung war. Auch Carlo Emanuelle Muzzarelli hat Pius IX. mit dem ſchnödeſten Undank vergolten. Unter der vorigen Regierung zurückgeſetzt, weil Gregor und Lambruſchini ihm wenig kirchlichen Sinn zutrauten und ſein Betragen allerdings weltlicher ſeyn mochte als mit ſeiner Würde vereinbar war, Dekan des oberſten Civilgerichtshofs der Rota, ohne Ausſicht den Purpur zu erlangen, welcher nach der Tradition der Curie dieſem posto cardinalizio in der Regel zuſtand, wurde Muzzarelli, einer adeligen Familie aus Ferrara angehörend, durch Papſt Pius hervorgezogen und unter andern mit der Präſidentſchaft der erſten Kammer betraut. Mitglied des nach Roſſi's Tode dem Papſte aufgedrungenen Miniſteriums, in welches er indeß auf des leztern Wunſch eintrat, blieb er im Amte, als Mamiani ſchon in beſſerem Gefühle die Partei aufgegeben hatte und das Gouvernement die entſchieden revolutionäre Bahn betrat, und dieſer faux-pas hat ihn in ſeine ganze nachmalige, bis zum Scandal unhaltbare und ſchiefe Stellung hineingezogen, ein warnendes Exempel für ſolche, die ſich einem Stande ohne Neigung widmen und dann den Verſuchungen ſchmählichen Ehrgeizes keine moraliſche Kraft entgegenzuſetzen haben. So hat Monſignor Muzzarelli, Prälat ohne Beruf, Verſemacher ohne Poeſie, Politiker ohne Staatsweisheit, eine miſerable Rolle an der Spitze einer ſubverſiven Adminiſtration geſpielt, die ihn bald von allen Seiten überflügelte und aus welcher er, nachdem er vorher die violetten Strümpfe ausgezogen und die Prälatenmantelletta abgelegt hatte, endlich voll Ueberdruß ausſchied, vor ganz Rom verurtheilt durch den Beifallruf der Galerien, der ihm entgegenſcholl, als er in der Sitzung vom 8. Februar für die Abſetzung des Papſtes als weltlicher Souverän ſtimmte.

Zu den Mitgliedern jener Adminiſtration gehörten, außer ein paar Nullen, die Herren Armellini, Sterbini, Campello. Erſterer, im Advokatenleben aufgewachſen und in vielfacher Verbindung mit der alten Curie, ein bis dahin verſtändiger und gemäßigter Mann, von welchem Niemand begreifen konnte, wie er in vorgerückten Jahren plötzlich von dem revolutionären Schwindel ergriffen worden ſey; Pietro Sterbini, Arzt aus Froſinone, im Exil in Frankreich, und unter ſeinen Exilgenoſſen zweideutigen Rufes, Redakteur eines radikalen Journals und einer der Hauptanſtifter der Unordnungen des vergangenen Jahres, nicht ohne Talent noch Thätigkeit, aber auch auf ſeinem Miniſterpoſten vom böſen Leumund verfolgt und am Ende durch denſelben geſtürzt, wie es auch Pompeo da Campello erging, welcher, einer vornehmen Familie Spoletos angehörend, ſeine Jugend mit dem Schreiben (ich kann nicht ſagen Dichten) mittelmäßiger Dramen verbracht hatte, bis plötzlich in ihm, der wohl kaum einen Küraſſier vom Dragoner unterſchied, die Revolution einen außerordentlichen Beruf zum Kriegsminiſter entdeckte. Eine der Stützen dieſer Revolution war noch der Advokat Sturbinetti, welchen ganz Rom einen Galant'uomo nannte, von dem aber ein vormaliger päpſtlicher Miniſter gegen mich äußerte, bloß Furcht habe ihn zum Revolutionär gemacht.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

(Schluß.)

Das Städel'ſche Inſtitut. — Theater.

Was thun wir für die Kunſt, wenn wir ſelbſt Originalgemälde von Meiſtern kaufen, die nur das Verdienſt des Namens haben, ohne den Werth deſſelben? Diejenigen Originalgemälde, die dieſen wirklich haben, ſind meiſtens in bleibendem Beſitz von Anſtalten, die ſie nicht veräußern, und der Kunſthandel wird nur dann für die Kunſt von Nutzen ſeyn, wenn er unter die Controle von Männern geſtellt wird, die,

ſelbſt Künſtler, gegen eine Dupirung eben ſo ſicher ſind, wie ſie jeden Einfluß abweiſen, der außerhalb der Kunſt liegt. Solche Männer können Vorurtheile haben und einſeitig ſeyn, aber dieſe Vorurtheile und Einſeitigkeiten werden ſich ſtets innerhalb eines künſtleriſchen Prinzips bewegen. Der dilettantiſche Eigenſinn iſt jedenfalls gefährlicher, als die Beharrlichkeit einer künſtleriſchen Anſchauung, wie ſie in Veit vorlag. Es kann nicht fehlen, daß dieſe kriegeriſche Epiſode, wenn ſie jezt auch nicht allgemeine Wirkung hervorbringen kann, über kurz oder lang in ſchärferen Umriſſen hervortreten und dann unfehlbar, wenn nicht zu einer Revolution, doch zu einer Umgeſtaltung des Inſtituts drängen wird.

Gutzkow befindet ſich ſeit ungefähr einem Monat hier. Er benüzt einen Urlaub von ſeiner dramaturgiſchen Beſchäftigung am Dresdener Hoftheater, um die lezte Hand an ein Drama zu legen, das uns Goethe's Jugendleben, oder eine Epiſode aus demſelben ſchildern wird. Das Stück ſoll auf der hieſigen Bühne zur hundertjährigen Feier des Goethe'ſchen Geburtsfeſtes gegeben werden. Der Uriel Acoſta dieſes Dichters iſt, wie wir aus Wien erfahren, auf dem dortigen Hoftheater, mit Erfolg gegeben werden. — Was die hieſige Bühne betrifft, ſo fährt ſie fort, der Erhaltung wegen, vorzugsweiſe auf die Kaſſe zu ſpeculiren, was, da ſie ſich keiner außerordentlichen Fonds erfreut, nur vom kritiſchen Rigorismus getadelt werden kann. Wenn Hoftheater, wie in dieſem Augenblick die Dresdener Bühne, zu Einſchränkungen und Gageabzügen ihre Zuflucht nehmen müſſen, um ihren Beſtand zu ſichern, ſo bleibt Bühnen, die lediglich auf ſich angewieſen ſind, kaum etwas anderes übrig, als ſich dem Geſchmack oder Ungeſchmack des Publikums zu fügen. Früher hatte ſich unſere Oeffentlichkeit in das Theater geflüchtet und Schiller, Goethe und das moderne Drama mußten das freie Wort erſetzen. Das iſt nun anders geworden. Die Kritik, die ſonſt lediglich auf die Schauſpieler angewieſen war, befaßt ſich jezt mit Miniſtern und Deputirten. Der Ernſt, der ſich an das Theater, weniger der Kunſt als des Stoffes wegen, noch knüpfte, iſt ganz und gar von demſelben gewichen, und die Theilnahme, die man der Perſönlichkeit der Schauſpieler bewies, hat der Theilnahme an andern öffentlichen Perſonen Platz gemacht. Sonſt laſen wir ellenlange Berichte über das Gaſtſpiel eines Mimen; jezt intereſſirt daſſelbe kaum noch ſeine Freunde. Wir haben unlängſt eine Schauſpielerin verloren, die ſich durch perſönliche Anmuth viele Freunde erworben hatte, ohne daß man ihr eigentlich künſtleriſche Bedeutung zugeſtehen konnte. Dieſelbe iſt durch ein Fräulein Hoffmann vom Braunſchweiger Hoftheater erſezt worden, die mit perſönlicher Anmuth effektvolle Mannigfaltigkeit zu vollkommener Genugthuung der Theaterfreunde, verbindet. Schade nur, daß bei den Verhältniſſen unſeres Repertoires eigentlichen Künſtlern keine Gelegenheit gegeben iſt, ihre Individualität zu entwickeln. Sie ſind genöthigt ſich für den Zweck der Erhaltung verwenden zu laſſen.

London, Juli.

(Fortſezung.)

Deutſche Muſiker. — Lola Montez. — Guizot. — Rothſchild.

Die deutſche Oper hat wenig Glück gemacht. Nach den erſten zwölf Vorſtellungen wurde ein zweites Dutzend angekündigt. Gleich darauf aber hieß es, der Direktor N. ſey krank geworden, d. h. er habe ſich für zahlungsunfähig erklärt. Dieß verſezte nun ſein Perſonal in die traurigſte Stimmung. Die erſte Sängerin, Fräulein W., bekam Nervenzufälle und ſah ſich außer Stand im Concerte der Frau von Lichtthal, wie ſie verſprochen, zu ſingen. Dieſe Dame hätte den Arzt machen können; da ſie aber als Mutter Pflichten hat, die ſie verhindern als Künſtlerin großmüthig zu ſeyn, ſo zog ſie es vor dem Krankheitszuſtand der Frl. W. weiter keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken und ſtatt deſſen die ſchwediſche Nachtigall, Frl. Henriette Riſſen, zu bitten, ihr mit ein paar Klängen gefällig zu ſeyn, wozu dieſe ſich auch ſehr freundlich verſtand. So gewannen wir ein herrliches Duett aus Fauſt, von ihr und Herrn Müller geſungen, und bedauerten, daſſelbe gleichſam als Schwanengeſang betrachten zu müſſen, indem die Riſſen ſehr bald nach dem Continent abgehen wird, um in Hamburg unter ſehr vortheilhaften Bedingungen Gaſtrollen zu geben. — Wie ſich aber die arme deutſche Oper und ihr Direktor aus dem Handel ziehen werden, das läßt ſich noch nicht beſtimmen. Sie konnte auch kaum Glück machen, ſo ſchwach nahm ſie ſich neben den Vorſtellungen der italieniſchen Oper aus, die die größten Talente beſizt und ein Enſemble gibt, das man nicht beſſer wünſchen kann. — Die deutſche Oper hat nur Piſchek, und nichts als Piſchek, denn was ſie erreicht, das verdankt ſie ihm. Dieſer Sänger eignet ſich aber auch mehr für das Concert als für das Theater, und ſein Don Juan, obwohl es ſeine beſte Rolle iſt, bleibt eine ſonderbare Erſcheinung, die man kaum mit dem zuſammenreimen kann, was man ſich gewöhnlich unter dieſer Rolle vorſtellt. Benedict, mit ſeinem blonden Schnurrbart, dirigirt und accompagnirt überall. Der ſteht feſt und mag ſein Schäfchen ins Trockene bringen. Er hat in dieſem Jahre überdem mit ſeinen Klavierklaſſen, die er mit dem ſehr ausgezeichneten jungen Künſtler Lindſay Sloper zuſammenhält, viel Glück gemacht, d. h. viele Schüler gehabt und viel Geld gewonnen. Auch ſein Concert fiel gut aus. Dagegen hat Madame Dulken bei dem ihrigen einige hundert Pfund zugeſezt. — Doch für dießmal genug von Concerten und Künſtlern. Iſt die Sonntag erſt hier, dann hat man etwas Neues zu erzählen. Das Alte neu zu machen iſt nicht immer eine erwünſchte Sache. — Das Ballet hat nichts Beſonderes geliefert. Lola Montez, als Gräfin Landsfeld, fühlte ſich nicht zum Tanz berufen, und zog es vor für ihr Töchterchen die allerniedlichſten Anzüge zu beſtellen, die die Modiſten ſogleich als vorzüglich geſchmackvoll empfahlen und ſo in die Mode brachten. Die übrigen Notabilitäten haben ſich ſtille gehalten — Guizot geht freilich in Geſellſchaft, und ſeine Töchter gleichfalls. Das iſt aber Alles, was man von ihnen ſagen kann. Hübſch ſind die Mädchen nicht, beſonders die älteſte gar nicht, aber höchſt angenehm und liebenswürdig. Rothſchild hat eine abermalige Niederlage erlitten, von der er ſich eben wieder aufzurichten ſucht. Ob es ihm endlich doch gelingen wird, einen Siz im Parlamente zu erhalten, wer kann es wiſſen? Mir dünkt aber, kein Jude ſollte darauf Anſpruch machen, ehe er nicht ſeine nationale Sympathie mit den Landesbewohnern erſt dadurch an den Tag gelegt, daß er ein paar Schweine mit ihnen verzehrt hat. Die Mauren blieben ſieben Jahrhunderte in Spanien und verließen das Land als Mauren. So wird auch ein Jude nie Engländer ſeyn, ſo lange er bei der Diät und den Sitten verharrt, die ihn als Juden bezeichnen und von jedem andern Volke abſondern. Wie es iſt, will er das Eine und kann das Andere nicht laſſen, und ſolche dubious animals, die nicht Fiſch nicht Fleiſch ſind, bleiben immer am beſten unter ſich, wenn ſie kein Leid erfahren und keines thun wollen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 171. Mittwoch den 18. Juli 1849.

In kalter Ebne innre Funken ſprühet
Die Liebe, die zum Vaterland mir glühet.
Sie ab vom blühend Prangenden ſich wendet
Und bleibt dem ſcheinbar Dürftigen verpfändet.
W. v. Humboldt.

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

Die uralte Sehnſucht der germaniſchen Völkerſtämme nach den blüthenreichen Fluren des Südens, die vor Zeiten Tauſende aus der ernſten nordiſchen Heimath fortzog, offenbart ſich noch heutigen Tages darin, daß die Bewohner der einzelnen deutſchen Länder ſich meiſtens mehr um ihre ſüdlichen als um ihre nördlichen Nachbarn kümmern und gegen die leztern ſo wie gegen deren Wohnſitze mancherlei Vorurtheile hegen. Kalte Schauer durchrieſeln den fröhlichen Rheinländer, wenn er den Namen „Lüneburger Heide" hört, und leiſe ſpricht er vor ſich hin: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht wohne in Sibirien oder auch in der Lüneburger Heide," und ſchaut mit zweifacher Wonne in den klaren Wein, welcher in dem vor ihm ſtehenden Römer funkelt. Nach ſüddeutſchen Begriffen ſind die Heidebewohner äußerſt arme, beklagenswerthe Leute; in Wahrheit aber führen ſie durchſchnittlich ein viel zufriedeneres und glücklicheres Leben als die Bewohner der meiſten mittel- und ſüddeutſchen Dörfer. Den beſten Beleg zu dieſer Behauptung liefern die Auswandererliſten. Im Fürſtenthum Lüneburg kommt es ſehr ſelten vor, daß mehrere Familien eines Dorfes zu gleicher Zeit nach Amerika auswandern, was doch in Mittel- und Süddeutſchland eine ganz gewöhnliche Erſcheinung iſt und jedenfalls der gedrückten Lage der dortigen Landleute zugeſchrieben werden muß.

Daß die ſo verrufenen Heide- und Moorflächen bei weitem nicht ſo öde und unfruchtbar ſind, als man gemeiniglich glaubt, beweiſen die vielen Kolonien, die jährlich daſelbſt angelegt werden. Manche Strecken, welche ein oberflächlicher Beobachter vor zehn oder zwanzig Jahren für eine unwirthbare Wüſte erklärt hätte, ſind jezt in blühende Fruchtfelder verwandelt, deren Ertrag vielen Hunderten hinreichende Mittel zu ihrem Unterhalt bietet. — Wer ſich freilich mit verdroſſener, vornehmer Miene in ein wohlgepolſtertes Coupé wirft und ſich von dem brauſenden Dampfroſſe gähnend von einer Station zur andern ſchaffen läßt, der wird am Ende der Fahrt von jedem Lande, das er durchflogen hat, nicht viel mehr wiſſen, als daß es dort ebenfalls Regen und Sonnenſchein, Menſchen und Thiere, Häuſer, Bäume und Kräuter wie in andern Gegenden gibt. Ein aufmerkſamer, vorurtheilsfreier Beobachter wird dagegen auf allen Wegen und an allen Orten, auch an den unſcheinbarſten, eine reiche Fülle von Schönheiten entdecken und mit ſtiller Freude den leiſen Lauten der wunderſchaffenden Natur lauſchen.

Der Süden gleicht einem glänzend gebundenen, goldgeſchmückten Buche mit ſcharfem, klarem Druck, deſſen Schönheiten Jedem ſofort in die Augen fallen; eine nordiſche Heide dagegen iſt wie ein uraltes Buch mit düſterem Einband und voll von ſeltſamen Charakteren, welches in ſeinem Innern Schätze birgt, die nicht Jeder zu heben verſteht. Daß auf den weiten, einſamen Heiden, mögen ſie nun im fernen Ungarlande oder im Lande der alten Sachſen zwiſchen Rhein und Elbe liegen, eine Fülle von Poeſie wohnt, wird Niemand leugnen, der einmal unter dem Geleit eines Lenauſchen Gedichts über eine ſtille nächtliche Heide gezogen iſt.

Es würde dem Verfaſſer der hier folgenden Skizzen zur größten Freude gereichen, wenn die naturgetreuen, ungeſchmückten Schilderungen der Städte und

Dörfer, der Föhrenwälder und Heiden, ſo wie die Mittheilungen über die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche im Fürſtenthum Lüneburg etwas dazu beitrügen, eine vortheilhaftere Meinung vom deutſchen Norden zu verbreiten.

1.

Die Phyſiognomie des etwa zweihundert Quadratmeilen umfaſſenden Fürſtenthums Lüneburg hat viel Auffallendes im Vergleich mit den ſüdlichen Provinzen des Königreichs Hannover und mit den benachbarten Ländern. Wenn man in Weſtphalen faſt durchgängig nur einzelne Gehöfte in der Mitte der dazu gehörigen Wieſen, Felder und Holzungen gewahrt, wenn die weite Ebene an der mittlern Elbe und untern Saale und Mulde wie ein endloſes Getreidefeld anzuſehen iſt, wenn in den Fürſtenthümern Calenberg, Hildesheim, Göttingen und Grubenhagen, ſo wie im Herzogthum Braunſchweig üppige Fruchtgefilde mit bewaldeten Bergen, blühenden Gärten und freundlichen Städten und Dörfern abwechſeln und nirgends eine wüſte Gegend zu finden iſt, ſo herrſchen dagegen im größten Theil des Fürſtenthums Lüneburg durchgehends plötzliche Uebergänge; urſprüngliche Wildniß und Kultur grenzen unmittelbar an einander. In einem einſamen Thal der Heide wandernd glaubt man meilenweit von den Wohnungen der Menſchen entfernt zu ſeyn; kaum aber hat man des Thales Ausgang erreicht, ſo ſteht man überraſcht vor einem traulichen Dorfe, ringsum von Wieſen, Gärten und Feldern umgeben. Hinter demſelben ſcheint ein undurchdringlicher Föhrenwald alle Hügel weithin zu bedecken; man wandert auf dem ſchmalen Pfade einige hundert Schritte durch das düſtere Holz bergan, und plötzlich ſchaut man in ein weites grünes Thal hinab, in deſſen Mitte ſich ein klarer Fluß durch lachende Wieſen, dichte Erlengebüſche und wogende Kornfelder ſchlängelt, aus dem mancher Kirchthurm mit ſeinem rothen Dache und manches Dorf mit ſeinen weißgetünchten Häuſern hervorſchimmert.

Dieſer plötzliche Wechſel findet ſich hauptſächlich im Theil des Fürſtenthums, der zwiſchen den Marſchgegenden und dem unfruchtbarſten und höchſten Landſtriche liegt. Obwohl das ganze Fürſtenthum zu dem großen norddeutſchen Tieflande gehört, ſo läßt ſich daſſelbe nach der relativ höhern oder tiefern Lage doch wieder in drei Theile zerlegen: in das Tiefland am Ufer der Elbe, Jertze und Aller, welches faſt durchgängig aus fruchtbarem Marſchboden beſteht, in das von mehreren Flüſſen durchſchnittene Mittelland, wo Heiden, Wälder und Moore mit bebauten Gegenden wechſeln, und in das Hochland, die eigentliche Lüneburger Heide, wo das Auge meilenweit oft nichts als düſtere Föhrenwälder, Wachholdergebüſche und fußhohes Heidekraut erblickt. Der höchſte Punkt dieſes Landſtriches, der ungefähr vierhundert Fuß über dem Meer gelegen iſt, heißt die „Oſter-Höhe“ und iſt von einem umfangreichen dichten Walde, der ſogenannten „Raubkammer“ bedeckt. Dieſes Hochland bildet zugleich die Waſſerſcheide zwiſchen der Niederelbe und Niederweſer; auf demſelben entſpringen faſt alle Flüſſe des Fürſtenthums, die ſich in einen der beiden Ströme ergießen. Der nordweſtliche Rand des Tieflandes an der Elbe iſt jedoch wieder von mehreren Hügelketten durchzogen, deren eine im „ſchwarzen Berge“ bei der Stadt Harburg ziemlich ſteil zur Elbe abfällt.

(Fortſetzung folgt.)

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſetzung.)

Apropos von Furcht, iſt die Anekdote charakteriſtiſch, die man von einem dieſer Herren erzählt. Als im vergangenen Frühling, im größten Feuer des ſogenannten Kreuzzugs, eine Clubdeputation das Miniſterium des Innern gewiſſermaßen ſtürmte und der Anführer derſelben, Sterbini, wegen der Unzulänglichkeit von Waffen und Mannſchaft gegen das arme, gedrängte Miniſterium laut tobte, ſagte der Bureauchef, er werde einen Theil der für die Bürgergarde beſtimmten Gewehre ſogleich verabfolgen laſſen, der Herr Wortführer möge dann nur immer mit ſeinen Freunden nach den lombardiſchen Ebenen marſchiren. „Nein,“ antwortete dieſer mit Rednerpathos, „ich ziehe nicht mit — ich muß in Rom bleiben, um die innern Feinde zu bekämpfen!“

Solcher Art waren die ältern römiſchen Elemente. Die conſtituirende Verſammlung führte dann aus den Provinzen manche Leute nach Rom, welche bald eine Rolle ſpielten. Zu ihnen gehört ein gegenwärtiges Mitglied des Triumvirats, Graf Aurelio Saffi aus der Romagna, ein junger Rechtsgelehrter von Talent und Mäßigung, von welchem wahrhaft zu bedauern iſt, daß er auf eine ſo falſche Bahn gerathen und in ſeinen Reden und Proklamationen in allen bombaſtiſchen Unſinn eingegangen, welcher die Mazziniſche Schule charakteriſirt, eine Schule, deren Jargon eben ſo lächerlich geſpreizt wie ihre Maximen verwerflich, und für welche ein Mann wie Saffi viel zu gut iſt. Noch andere aber ſind gleich ihm Opfer ſolcher Verblendung geworden, wahrſcheinlich durch falſchen Ehrgeiz irre geführt; ſo Ariodante Fabretti aus Perugia, Verfaſſer einer brauchbaren Geſchichte der Condottieren Umbriens im Mittelalter und Schüler des bekannten Alterthumsforſchers Vermiglioli; ſo der Romagnole

Digitized by Google

Manzoni (ein in dieſer Provinz nicht ſelten vorkommender Name), einer der wenigen, die von Finanzen etwas verſtanden; ſo der Graf Guiccioli aus Ravenna, Stiefſohn der berühmten Freundin Byrons und mit Roms erſten Familien verſchwägert. Aus der Zahl der Journaliſten waren viele in's öffentliche Leben getreten; als ihr Repräſentant kann der Bologneſe Carlo Rusconi, gegenwärtiger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, gelten, welcher erſt die langweiligſten und geiſtloſeſten hiſtoriſchen Romane nach allerordinärſter Schablone, hierauf eine Fluth wäſſeriger Artikel in bologneſiſchen Zeitungen geſchrieben hatte und in offiziellen Cirkulardepeſchen und unbeantwortet gebliebenen Proteſtationen an die Florentiner Diplomatie ähnliche Stylübungen anzuſtellen fortfuhr. Guerrazzis hochfliegende Phraſeologie war ein beneidetes Muſter für dieſe Publiziſten.

Ehe ich dieſe kleine Galerie der römiſchen Freiheitshelden ſchließe, muß ich zweier Männer gedenken, die auf verſchiedene Weiſe die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben. Der Eine iſt Giuſeppe Garibaldi. Als die Deputirten der Conſtituante durch Rom zogen, richteten ſich mehr als auf irgend Einen die Blicke auf dieſen Genueſen. Man wußte längſt, ehe er nach Europa heimkehrte, daß er in Montevideo, wohin das Schickſal ihn als Schiffsjungen geführt, ſich tapfer geſchlagen und in der Führung eines Freicorps große Gewandtheit und Kühnheit gezeigt hatte. Zu Ende vorigen Frühlings wurde in Florenz ein Ehrendegen, ein wahres Kunſtwerk, für ihn gearbeitet. Sein Verhalten im lombardiſchen Kriege ſtimmte zwar die Meinung, die man von ihm hatte, ſehr herab, als aber in Mittelitalien die ſogenannte Demokratie ſiegte, war ein ſolcher Mann für ſie ein gefunden Freſſen. Daß man ihn in die Conſtituante wählte, glich einem ſchlechten Spaß, denn einen elenderen Redner hat's wohl nie gegeben; er erkannte dieß auch bald und ging ſeinem wahren Beruf nach. Und im kleinen Krieg hat er der jungen Republik in dieſen lezten Tagen denn auch wirklich genüzt, und mehr als ſeine Heldenthaten, die ſich auf ein paar raſche Züge und Angriffe beſchränken, hat der Schrecken ſeines Namens den unter allen Verhältniſſen unverzeihlichen Rückzug der Neapolitaner aus dem Albanergebirge veranlaßt. Denn die Königlichen ſahen und rochen überall Garibaldi und hatten keine Luſt ihm zu begegnen, in ſeiner rothen Paletotuniform mit langem blondem Bart und nicht unedeln Zügen, länglichem Profil mit blauen Augen. Er iſt nicht groß, aber breitſchultrig und kräftig. Das Heerweſen der Republik, in welchem Garibaldi in der Volksmeinung, wenn gleich keineswegs dem Range nach, die erſte Stelle einnahm, machte ſchon vor den jüngſten Wochen, in denen Fremde aller Art herbeiſtrömten, einen ſeltſam buntſcheckigen Eindruck. Man wollte durchaus eine Militärmacht gründen, und der Kriegsminiſter begann mit den Offizieren. Auf die Befähigung wurde nicht geſehen: einer Menge junger Leute aus dem Mittelſtande machte es Spaß in Uniform zu erſcheinen und auf dem Corſo umherzuſchlendern, und ſo ward in der Creirung neuer Uniformen der Phantaſie ein weiter Spielraum gelaſſen. Die Cadres, meinte man, würden ſich ſchon von ſelber ausfüllen. Allmählig zogen dann immer mehr Freicorps in die Stadt; zum größten Theil zogen ſie nur durch, um ſich an die verſchiedenen für bedroht gehaltenen Punkte der neapolitaniſchen Grenze zu begeben, nach Terracina, die große Straße durch die pontiniſchen Sümpfe zu ſchützen, nach Ceprano zur Deckung der Heerſtraße, die durch das Thal des Sacco an Monte Caſſino vorüber nach Capua führt und bis zur Herſtellung der Via Appia durch Pius VI. die Hauptverbindung mit Neapel abgab, nach Rieti zur Sicherung des Abruzzenweges, den einſt Conradin von Schwaben einſchlug und der in der neuern neapolitaniſchen Kriegsgeſchichte nicht ohne Bedeutung geblieben iſt. Dieſe Corps hatten ſich geſchlagen in der Lombardei und im Venetianiſchen; über das Wie waren die Anſichten getheilt, aber für die demokratiſche Partei waren ſie natürlich Heroen. Die Mannigfaltigkeit der Uniformen war wirklich erſtaunlich: jeder Schnitt und jede Farbe durfte ſich produciren. Seit den Tagen der Civica waren Kuttenpaletots Mode geworden, und da ſah man ſie denn von aller Art, bis zu den effektvollen weißen mit rothem Unterfutter. Die Straßen waren mit ihnen gefüllt, wie einſt mit Zügen von Seminariſten und Mönchen. Ich kann nicht ſagen, daß die Haltung der meiſten beſonders gut war, namentlich machte es eine ſeltſame Wirkung, dieſe baumſtarken Kerle, ſobald nur ein wenig kühle Luft wehte, ſich dicke und meiſt ziemlich ſchmuzige Wollenſchärpen um Nacken und Kinn ſchlingen zu ſehen. Aber vielen, ſelbſt von der überaus zahmen Bürgergarde, fehlte es nicht an einem gewiſſen militäriſchen Ausſehen, und eben ſo wenig fehlte es einzelnen ſolchen Corps, ſo der ſpäter in Civitavecchia von den Franzoſen gefangen gehaltenen bologneſiſchen Freiſchaar Mellara, an paſſender Tracht und ſchönen Leuten. Die Meinung indeß, die man vom Kriegerſtand hatte, äußerte ſich höchſt naiv in der Antwort eines Römers auf die Frage eines Ausländers, ob er wohl glaube, daß die Soldaten der Republik ſich ſchlagen würden? „Ich fürchte, anfangs werden ſie's — es iſt gar ſo viel Geſindel darunter.“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Schluß.)

Die neue Synagoge. — Deutſche Lehrerinnen.

Die reformirte jüdiſche Gemeinde hat am 25. Juni eine neue Synagoge eingeweiht, von der aus ſie das Licht der Aufklärung über das Volk Gottes zu verbreiten gedenkt. Es iſt ein niedliches, geſchmackvolles Gebäude im Weſtende, unweit Cavendiſh Square. Der Geiſtliche derſelben — ob man hier noch Rabbiner ſagen darf, weiß ich wirklich nicht — Marks, hielt eine Antrittsrede, in der er äußerte, weder die alten Juden noch die Chriſten könnten etwas an dieſer Reform ausſetzen. Und doch können es vielleicht Beide. Und wie verſchieden iſt wieder das Ganze von Dr. Holdheims reformirter Kirche in Berlin! Alles Licht fällt in der neuen Synagoge von oben durch eine Kuppel ein; eine Kanzel iſt nicht da; der Thüre gegenüber befindet ſich das Allerheiligſte, in der Mitte ein Pult für den Prediger, rund umher Sitze für die Männer, und in einer darüber hinlaufenden Galerie ſind die Frauen. Der Prediger trägt einen breitrandigen ſchwarzen Filzhut und einen ſeidenen Shawl mit einer Franſe. Sein Gehülfe, ein Deutſcher, Löwe, der zu dieſem Amte gewählt wurde, weil man in England Niemand finden konnte, hat gleichfalls einen Hut auf, aber einen Chorrock an. Alle andern Männer tragen gleichfalls Hut und Shawl. Die Predigt iſt engliſch, die Gebete ſind hebräiſch; das Ganze dauert ziemlich lang. Man hat eine Orgel eingeführt und Chorknaben, welche die Pſalmen ſingen. Die Juden nennen dieß einen großen Fortſchritt. Und vielleicht iſt es ſo. Für ſie, die nur das Poſitive und Reale begreifen, denen ein idealer Standpunkt ein Abſtraktes iſt, das ſie nicht faſſen können, für ſie bleibt die Moral des Chriſtenthums ein ſo gänzlich unfaßliches Ding, daß ſie ſich demſelben nicht nähern können. Sie ſind daher noch immer eine andere Gattung Menſchen, und werden es hier noch lange bleiben, weil ſie unter einem Volke leben, das gleichfalls dem Poſitiven zugewendet iſt und eine Religion bekennt, die es nur in auswendig gelernten Formen begreift. — Der neue türkiſche Geſandte hier iſt ein ganzer Gentleman. Er trägt ſtrohfarbene Glacéhandſchuhe, lakirte Stiefelchen, dabei freilich einen langen Rock und eine rothe Mütze mit blauer Troddel und eine Brille. Doch macht er ſich ganz gut, tanzt auf allen Bällen, geht in alle Concerte, ſpaziert in Kenſington Garten und iſt ganz vergnügt. Ein ſolcher Türke iſt ein wahres Wunder. — Die neuerrichtete Mädchenſchule, Queen's College genannt, hat eben ihr erſtes Semeſter geſchloſſen, und das Reſultat ſtellt ſich befriedigend heraus. Dreihundert Mädchen haben am Unterricht Theil genommen und ungefähr tauſend Pfund eingebracht; damit kann die Anſtalt beſtehen. Die jungen Lehrerinnen werden in den Abendſtunden unentgeldlich von den Profeſſoren unterrichtet, ein Unternehmen, wofür dieſe Herren alles Lob verdienen. Die meiſten dieſer Mädchen ſind aus armen Familien der untern Stände und in gemeinen boarding schools aufgewachſen. Was wir Bildung nennen, geht ihnen daher ganz ab. Ueberhaupt aber fehlt dieſes Wort ja ganz der Sprache, wie dem Charakter der Engländer. Sie begreifen nicht einmal was es eigentlich beſagen will. — Unter der Fluth junger deutſcher Mädchen, die jetzt nach London ſtrömen — es ſollen augenblicklich 5000 in der Stadt ſeyn — findet ſich denn auch mitunter eine gebildete junge Dame, die da glaubt, ſie ſey wohl befähigt die Töchter einer Familie von Stand zu erziehen. Aber ach! da kommt die erſte Frage: „Was wiſſen Sie?“ und gleich bleibt ſie ſtecken. Poſitiv einen Zweig angeben, in welchem ſie zu Hauſe ſey, das kann ein junges Mädchen ſelten. Sie weiß ein bischen von Allem, ſie hat Alles wie im Traume, gleichſam wie mit den Fühlfäden der Sinne aufgenommen, und ſie war fertig. Das gilt hier aber nicht. Poſitiv will der Engländer ſehen, was er für ſein Geld hat. Geſtern kam mir eine Empfehlung zu Geſicht, die Graf Bernſtorf einem Fräulein gegeben, das vier Jahre in ſeinem Hauſe gelebt haben ſollte. Sie lautete: ein gutes, braves, ſanftes, vortreffliches Mädchen. „Was ſoll man damit machen?“ fragte Lord W.; „das ſind Eigenſchaften, die man an ſeiner Haushälterin ſucht.“ Dieſe Mädchen kommen hier an mit nur wenig Geld und ein paar Empfehlungen und denken, nun ſey es gethan. Aber ach! wie ſchmerzlich müſſen ſie oft dieſen Leichtſinn und den Rath von ſchlecht unterrichteten Freunden bereuen. — Sie geben ihre Empfehlungsbriefe ab, und nichts erfolgt darauf; die Zeugniſſe, die ſie mitgebracht, werden ihnen unangeſehen wieder zugeſtellt. Wer fragt darnach was ſie in Deutſchland geleiſtet? Wenn ſie hier ein Jahr die Tochter eines Leinwandhändlers unterrichtet haben, ſo wird ihnen das höher angerechnet, als wenn ſie deutſche Prinzeſſinnen erzogen hätten, und mit Mühe lernen ſie dieſe Wahrheit einſehen. Uebrigens kann man ein Volk ja nicht ändern. Seine nationalen Eigenthümlichkeiten muß der Fremde hinnehmen und tragen, und jeder, der bei den Menſchen etwas ſucht und von ihnen erwerben will, hat die Pflicht ſich in ſie und in die Dinge zu finden, ſo gut er kann. — Gar viele dieſer Mädchen können auch nichts weiter leiſten, als ihre Sprache ſprechen. Das iſt aber eben kein Verdienſt, ſagt der Engländer, denn was ſollten ſie denn ſonſt reden? — Es iſt aber doch eines; das heißt, wenn ſie die Sprache richtig ſprechen, denn unter zwanzig iſt oft kaum eine, die ſich grammatikaliſch auszudrücken vermag. — Sie ſollen daher jetzt ein Examen beſtehen und dann ein Zeugniß erhalten, daß ſie wirklich fähig ſind ihre Mutterſprache zu lehren. Dr. Bernays, der deutſche Lehrer an Queen's College, hat ſchon ein paar Dutzend dieſer Mädchen während dieſes Frühlings abſolvirt. Wie er aber mit dem Accent fertig wird, das weiß ich nicht. Dieſe Süddeutſchen, mit ihrer ſcharfen Betonung und ihrem grauſamen Verſchlucken der Sylben, ſcheinen mir unverbeſſerlich. Heidelberg ſpeit ſeine Töchter zu Dutzenden aus, die Pfalz ſpedirt deren gleichfalls und Stuttgart iſt ſeit lange ſehr ergiebig geweſen, nur daß leider überall die Beſten zu Hauſe bleiben und nur diejenigen die ferne Fremde ſuchen, die eigentlich zu gar nichts zu brauchen waren, und die daher für die Nothwendigkeit ſich in ihrer Mutterſprache ſchlecht auszudrücken ſich hier goldene Berge verſprechen, hier, wo nur Kenntniſſe und Talente gelten. Es wäre unendlich beſſer, wenn die Unwiſſenden, ſtatt hier umzukommen, ſich ſpärlich zu Hauſe nährten, und dafür talentvolle Mädchen ſich hierher wendeten, um das zu erhalten was ihren Verdienſten gebührt. Möchten Alle dieß beherzigen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

Nr. 12. Mittwoch den 18. Juli 1849.

An die Leser und Mitarbeiter des Kunstblattes und des Literaturblattes zum Morgenblatt.

Verhältnisse, welche ihre Ursache einzig in den auch auf dem literarischen Verkehr schwer lastenden Zeitumständen finden, veranlassen uns, vom 1. Juli ab

das Kunstblatt und das Literaturblatt

aufhören zu lassen.

Nähere Nachricht für Leser und Mitarbeiter dieser beiden Blätter, ob und wie mit dem kommenden Jahre 1850 das Morgenblatt Zweck und Aufgabe dieser seiner beiden Beiblätter in seinen Rahmen wieder aufnehmen werde, behalten wir uns für später vor.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Gesetze über die Schwurgerichte.

[75] In Unterzeichnetem wird sofort nach Verkündigung durch das württembergische Regierungsblatt erscheinen:

Die Gesetze

über das Verfahren in Straffachen, welche vor die Schwurgerichte gehören; so wie über **die Abänderung einiger Bestimmungen des Strafgesetzbuchs** und der **Straf-Prozeß-Ordnung** mit Erläuterungen, Formularen und ausführlichem Sach-Register

von dem Abgeordneten des Oberamtsbezirks Neresheim Holzinger, Oberamtsrichter in Ellwangen und Staatsanwalt bei dem dortigen Kreis-Gerichtshofe.

Vorläufige Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Der Preis wird möglichst niedrig angesetzt werden.

Stuttgart, den 22. Juni 1849. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[71] Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Karte

von Ungarn und Siebenbürgen

nebst Theilen der angränzenden Länder.

Preis color. 45 kr.

Verlag der Lit.-artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

---

[76] Neue Musikalien im Verlage von Fr. Hofmeister in Leipzig:

Battanchon, Op. 4. Etudes p. Violoncelle. Liv. 2. 6 Etudes avec le Pouce 15 Ngr.

Berger, Op. 22 Nr. 8, Giocoso (Etude) p. Pfte. 7½ Ngr.
— — Nr. 10, Gigue p. Pfte. 7½ Ngr.

Blanc, Op. 6. Fleur d'Orient. Etude facile p. Violon seul. 7½ Ngr.

Heller, Op. 65. Sonate für Pfte. (Nr. 2, in Hm.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Labitzky, Op. 161. Fliegende Blätter. Walzer f. Pfte., zweihändig 15 Ngr., vierhändig 20 Ngr., im leichten Arrang. 10 Ngr., für Orch. 1 Thlr. 20 Ngr.
— Op. 162. Die Schwestern. Quadrille f. Pfte., zweihändig 10 Ngr., vierhändig 12½ Ngr., für Orch. 1 Thlr.
— Carlsbad. Walzer. Op. 107. f. kl. Orch. 18 Ngr.
— Militär-Galopp. Op. 112. f. kl. Orch. 10 Ngr.

Marschner, Op. 144. 4 deutsche Lieder f. Sopran (oder Ten.) m. Pfte. Heft 1, Frühlingsnacht. Die Thräne quillt. Heft 2. Der Liebe Leiden. Lebewohl im Gesange. (à 10 Ngr.) 20 Ngr.

Moody (Marie) Op. 2. Andante f. Pfte. 10 Ngr.

Digitized by Google

[78] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Staatsweisheit, die, der Bibel. Uralte Stimmen an die neueste Zeit in Aussprüchen und Erzählungen der heiligen Schrift übersichtlich zusammengestellt von einem Bibelforscher. gr. 12. geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieser die Verhältnisse unserer Tage so nahe berührende Auszug aus der heiligen Schrift ist im ersten Buche zur dritten, im zweiten bis fünften Buche zur zweiten Auflage gelangt. Das eigene Schicksal dieses denkwürdigen Opfers des leidigen Censurzwanges wird nunmehr vollständig sich einen um so größern Kreis von Freunden erwerben und kann von Hoch und Niedrig als ein wahrer Balsam in der Gegenwart betrachtet werden, Lehrer der Religion aber werden in ihm die reichste Fundgrube für ihre Vorträge finden.

Johann Ambrosius Barth.

---

[80] Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hilario.

Dramatische Studie zu Goethe's Faust

von

Herman von Bequignolles.

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

---

[77] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Anton, Dr. K. C., die bewährtesten Heilformeln für die epidemische Cholera. Nebst einer ausführlichen pathologisch-therapeutischen Einleitung. Für practische Aerzte zunächst für die Besitzer des *„Taschenbuchs der bewährtesten Heilformeln für innere Krankheiten"* nach den besten Quellen bearbeitet. gr. 12. geh.

Rthlr. 1. 3 Ngr.

Je mehr zu fürchten ist, dass die so vielen Tod und Verderben bringende asiatische Gästin sich in unseren vaterländischen Gauen einzubürgern versucht, desto lieber wird man Belehrung und Sicherung in diesem Buche suchen, was die Kurmethoden aller der trefflichen Menschenfreunde in sich fasst, welche nichts unversucht liessen, diesem bösartigen Feinde auf das entschiedenste und gründlichste entgegen zu treten. Je schleuniger die kräftigste Hülfe bei Choleraanfällen nöthig ist, desto willkommener wird diese Sammlung der Heilformeln sein, daher insbesondere sie auch gebildeten Hausvätern, Landgeistlichen, Gemeindevorständen empfohlen werden kann.

Johann Ambrosius Barth.

---

[81] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Bisthums-Synode

und die

Erfordernisse und Bedingungen

einer heilsamen Herstellung derselben.

Von dem Verfasser des Werkes:

Die großen Kirchenversammlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts.

8. brochirt. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[74] In der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Erstes Juniheft.

Inhalt. Adams zusammengesetzter Locomotivwagen für Zweigbahnen. Mit Abbild. — Verbesserungen im Oberbau der Eisenbahnen, durch welche die ursprüngliche richtige Lage der Schienen bei dem Langschwellensystem gesichert wird. Mit Abbild. — Evans' verbessertes Sicherheitsventil. Mit Abbild. — Salters transportabler Bewässerungsapparat. Mit Abbild. — Reibungscurve für flache oder conische Drehventile zur Dampfregulirung, für conische Zapfen an Wasserbahnen, drehende Verbindungen von Röhren, Achsen für Meßinstrumente ꝛc.; von C. Schiele, Civilingenieur in Manchester. Mit Abbild. — Ueber Meßinstrumente mit constanten Winkeln (Linsen- und Prismenvorrhometer). Von Dr. Hermann Schlagintweit aus München. Mit Abbild. — Einige Thatsachen bezüglich des sphäroidischen Zustandes der Körper (Feuerprobe, Unverbrennlichkeit des menschlichen Körpers ꝛc.); von P. H. Boutigny. — Ueber das Brennen des Gypses mittelst erhitzten Wasserdampfes; von Violette. Mit Abbild. — Ueber die Bereitung des metaantimonsauren Kalis als Reagens auf Natronsalze; von Fremy. — Verfahren die Milch durch Bestimmung des Milchzuckers auf ihren Gehalt zu probiren; von Prof. Poggiale. — Neue Anwendung der Brodgährung zur vollkommenen Entwicklung der Ernährungsfähigkeit des Weizenmehls und zur Verminderung der Arbeit des Bäckers; vom ehemaligen Bäcker Boland zu Paris. (Brodgährung, wie sie in England und Deutschland eingeleitet und ganz neuerlich mit ihren Erfolg sichernden Abänderungen in Frankreich zur Brodbereitung eingeführt wurde. — Ueber die Nahrhaftigkeit des Brodes erster und zweiter Qualität im Vergleich mit dem verordnungsmäßigen Brod (Commißbrod) der französischen Militär-Proviantanstalten.) — Ueber die Keimkraft alter Samenkörner; von Prof. Girardin. — Ueber Regeneration der Kartoffel durch Wiedertertheilung ihrer ursprünglichen Kraft; von Lelieur. — Der Cichorienkaffee, seine Geschichte und Fabrication, die Verfälschungen desselben und ihre Entdeckung; von A. Chevallier. — Miscellen. Verzeichniß der vom 28. Febr. bis 28. März 1849 in England ertheilten Patente. — Verbesserungen an den Hochdruckdampfmaschinen und Locomotiven; von Remond, Ingenieur in Birmingham. — Pott's messingene oder bronzene Heizröhren, welche innen mit einer Legirung überzogen sind, zum Gebrauch für Locomotiven und andere Dampfmaschinen. — Instruction für die Behandlung und den Dienstgebrauch des elektromagnetischen Telegraphen (nach dem Fardely'schen System) auf der Taunusbahn. — Petits Maschine zur Fabrication von Buchdruckerlettern aus Kupfer. — Verfahren Abgüsse von zarten Gypsformen zu machen. — Künstlicher Gyps. — Verfahren gasförmigen Jodwasserstoff oder Bromwasserstoff zu bereiten; von Ch. Mène. — Leichname im Guano conservirt.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Vier und zwanzig Bücher

Allgemeiner Geschichten

besonders der

europäischen Menschheit

von

Johannes von Müller.

Taschen-Ausgabe. Vier Bände.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Diese billige Ausgabe eines unübertroffenen Geschichtswerkes ist aus dem Grunde veranstaltet worden, daß auch dem minder Bemittelten die Anschaffung eines Buches ermöglicht werde, welches allein schon dem Verfasser den Namen des „deutschen Tacitus" erworben haben würde, wären auch seine übrigen unsterblichen Werke nicht geschaffen worden.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, die Freunde der Werke Joh. von Müller's darauf aufmerksam zu machen, daß

die sämmtlichen Werke

von J. v. Müller

Taschen-Ausgabe in 40 Bänden

Preis 12 fl. oder 7 Rthlr.

fortwährend durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Anleitung

zum

praktischen Ackerbau

von

Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.

Dritte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Joh. Nep. von Schwerz's

landwirthschaftlicher Nachlaß.

Als Ergänzung des dritten Bandes seiner

Anleitung zum praktischen Ackerbau

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. H. W. von Pabst

Direktor des land- und forstwirthschaftlichen Instituts zu Hohenheim.

Mit 3 Lithographien.

8. brochirt. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Erste Abtheilung. Kultur der Handelsgewächse. Vorbemerkung. I. Lein- und Flachskultur. II. Hanfbau. III. Raps und Rübsen. IV. Mohn. V. Einige andere Oelgewächse. VI. Tabaksbau. VII. Farbepflanzen. Zweite Abtheilung. Sammlung zerstreuter Blätter ꝛc. I. Landwirthschaftliche Aehrenlese. II. Notizen über die Landwirthschaft in Westflandern. III. Auszüge ꝛc., betreffend die Verhältnisse eines Pachthofes in Westflandern.

Die vier Bände dieses vortrefflichen Werkes kosten nun zusammen 11 fl. 45 kr. oder 7 Rthlr., während der frühere Preis der ersten drei Bände für sich allein 14 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. gewesen ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

J. G. v. Herder's
ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Preis brochirt 14 fl. oder 8 Rthlr.

Hübsch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 10 Ngr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Herder's Leben. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden. — Dramatische Stücke und Dichtungen. — Stimmen der Völker in Liedern. — Geist der ebräischen Poesie. — Aelteste Urkunde des Menschengeschlechtes. — Ideen zur Geschichte der Menschheit. — Maranata. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron. — Christliche Reden und Homilien. — Homilien über das Leben Jesu.

Außerdem sind noch zu haben:

J. G. von Herder's sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Ebendieselben einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bändchen. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 7½ Ngr.
II. Literatur und Kunst. 20 Bändchen. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 22½ Ngr.
III. Philosophie und Geschichte. 22 Bändchen. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 7½ Ngr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 7½ Ngr. abgegeben.

——— **Cid** nach spanischen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe. 16. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 7½ Ngr.

——— ——— Neue Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

——— ——— Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten, nach Zeichnungen von E. Neureuther. Zweite Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

——— **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr 10 Ngr.

——— **Christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthr. 15 Ngr.

——— **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

——— **Stimmen der Völker in Liedern.** 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

M. Caroline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herder's. Herausgegeben v. J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Vierteljahrs-Schrift 1849.

Dritten Heftes erste Abtheilung.

[82] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die erste Abtheilung des dritten Heftes der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1849.

Juli — September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Die deutsche Kriegsflotte in ihrer Gegenwart und Zukunft. — Die Revolutionen und deren Einfluß auf Körper und Geist des Menschen. — Die Bisthums-Synode und die Erfordernisse und Bedingungen einer heilsamen Herstellung derselben. — Briefe an einen deutschen Staatsgefangenen. — Chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse von Eröffnung der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt bis zu ihrer Auflösung in Stuttgart. (18. Mai 1848 bis 18. Juni 1849.) Die verfassunggebende deutsche Reichsversammlung.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1849. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 172. Donnerſtag den 19. Juli 1849.

The gentleman is learn'd and a most rare speaker.
Yet see,
When these so noble benefits shall prove
Not well dispos'd, the mind growing once corrupt,
They turn to vicious forms, ten times more ugly,
Than ever they were fair.

Shakespeare.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſetzung.)

Nun bleibt mir, nach dieſer Abſchweifung über das Militärweſen, nur noch der lezte derer zu nennen, von welchen ich wenigſtens Schattenriſſe zu geben beabſichtige: Terenzi Mamiani della Rovere. Er gehört zu jenen, welche es mit beiden Partien, mit der päpſtlichen und der republikaniſchen, in gleichem Maße verdorben haben und im gegenwärtigen Moment ohne irgend einen Einfluß ſind. Ein Theilnehmer an der romagnoliſchen Revolution von 1831, lebte der Graf Mamiani ſechzehn Jahre in Frankreich; ſeine philoſophiſchen Werke haben ihm einen Namen gemacht, obwohl er mehr ein reproducirender als ein ſchaffender Geiſt iſt; ſeine Poeſien zeichnen ſich aus durch Gehalt und Formvollendung, obgleich ihm die wahrhaft dichteriſche Ader fehlt. Als er 1847 nach Italien zurückkehrte, ſuchte er, wie damals viele der bedeutendſten Männer der Bewegung, durch die periodiſche Preſſe zu wirken; es hat für ihn den Uebelſtand gehabt, daß man ihn zu ſcharf beim Wort nahm und dem Miniſter die Solidarität für die Erfüllung jedes von dem Journaliſten ausgeſprochenen Wortes aufbürden wollte. Er kam in einer äußerſt ſchwierigen Zeit an die Verwaltung, zu Anfang Mai vorigen Jahrs. Der Papſt hatte ſich gegen den lombardiſchen Krieg erklärt und die wirkliche Revolution hatte in Rom begonnen: welches ſollte nun die Aufgabe eines päpſtlichen Miniſters ſeyn, der mit Dante die Grenze Italiens bis an's Ende Iſtriens ausdehnte und ſich moraliſch für die Fortführung des Unabhängigkeitskampfes verpflichtet hatte, welche ſein Souverän desavouirte? Dieſer ſchiefen Stellung iſt das geringe Glück, welches Mamiani als praktiſcher Staatsmann machte, noch ungleich mehr beizumeſſen als ſeiner gänzlichen Unkenntniß der Geſchäfte. Er ſuchte die Trennung der geiſtlichen Gewalt von der weltlichen bis zur Spitze hinauf durchzuſetzen und machte ſich dadurch alle, die aus Ueberzeugung, oder Intereſſe, oder Angewöhnung an dem Princip der Vereinigung derſelben feſthielten, zu unverſöhnlichen Feinden. Er ſuchte den äußerſten Conſequenzen der Revolution entgegenzuwirken und hatte alle Radikalen wider ſich. Eine ſeltſamere Anomalie, denn Mamiani als päpſtlicher Miniſter beim Andringen der Republik, kann ich mir nicht vorſtellen: von verjährtem Haß gegen das Prieſterthum erfüllt, in religiöſen Dingen zum mindeſten ein entſchiedener Freidenker, in der Theorie Bewunderer der republikaniſchen Inſtitutionen, dem Papſte in gedrucktem Schreiben Ehrfurcht und Anhänglichkeit bezeigend, während er das Papſtthum für eine Geißel Italiens zu erklären ſich nicht ſcheut. So iſt die Stellung dieſes Mannes nie eine klare geworden und er hat ſich iſolirt in dem Augenblick, wo die moderirte Partei durch eigene Fehler wie durch Perfidie der Gegner völlig den Boden verlor. Zum zweitenmal in das päpſtliche Miniſterium berufen, als die römiſchen Dinge in den lezten Zügen lagen, zog er ſich zurück, als daſſelbe, nicht mehr päpſtlich, ſich entſchieden in die Revolution warf; in die Conſtituante gewählt, nahm er das Mandat nur an, um gegen die Republik zu reden, weil er deren Zeit nicht gekommen und den Verſuch, ſie zu begründen, verderblich glaubte. Dann ſchied er aus und hat ſeitdem den

Digitized by Google

politiſchen Dingen völlig ferne geſtanden. Für einen großen Staatsmann dürfte Mamiani gewiß nicht gelten; er gehört zu den Vielen der Reformer, welche die Erwartungen getäuſcht haben, ſobald ſie in's öffentliche Leben traten. Aber er iſt ein Mann von Geiſt und vielen Kenntniſſen, im Urtheil billig, redet nicht aus ihm jene eingewurzelte Abneigung, von welcher ſolche, die lange im Exil gelebt, ſich vielleicht nie ganz freizumachen vermögen. Seine ganze Geiſtes- und Gefühlsrichtung hätte ihn vor dem Irrthum bewahren ſollen, Miniſter im Kirchenſtaat zu werden, mochte derſelbe auch immer conſtitutionelle Formen angenommen haben.

X.

Als in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar die römiſche Republik verkündet ward, ſagte ſich Jeder: nun wird's in Florenz losgehen. Aber Florenz hatte ſchon das Prävenire geſpielt: am Morgen des 8. war dort das Aufhören des großherzoglichen Gouvernements erklärt und eine proviſoriſche Regierung eingeſezt worden, gebildet aus den bisherigen Miniſtern Sr. kaiſerl. königl. Hoheit und einigen ihrer gleichgeſinnten Freunde. Rom und Florenz gingen nun Arm in Arm, ſie ſandten einander Glückwünſche und Belobungsſchreiben zu, ſie verhandelten ihre beiderſeitigen Angelegenheiten durch pur demokratiſche Diplomaten, die weder Hugo Grotius, noch Charles de Martens ſtudirt hatten, ſie verliehen einander um die Wette die Prädikate Eroica und Italianissima, ſie ſprachen vom Zollverein und der Seligkeit künftiger gänzlicher Verſchmelzung. Der große Ciceruacchio, dieſer durch Lithographie und Gyps verewigte Popolan, welcher, wie die ganze italieniſche Bewegung, ſeinem Princip untreu geworden war, als Pio Nono in dem römiſchen Volksdrama nicht mehr mitſpielen wollte, wurde mit Conſtituante-Rednern nach Livorno geſandt, um durch die beliebten Gemeinplätze republikaniſch zu wirken. Die vielverheißene Costituante Italiana, welche ſchon den Großherzog Leopold außer Landes gejagt hatte, wurde betrieben: Rom, Toscana, Venedig und Sicilien ſollten Italien repräſentiren, da von den übrigen Theilen der Halbinſel nichts zu erwarten war. Wie es im Allgemeinen mit der vielgerühmten italieniſchen Einheit ſtand, zeigte ſich am beſten, als es ſich nun wirklich um Verſchmelzung Toscanas mit Rom handelte; in Toscana dachte Niemand daran, als einige ames damnées des Herrn Montanelli; deſſen College Guerrazzi aber, ſo ſehr der unterdeß in Florenz angelangte Hauptunitarier Mazzini ihn bearbeitete, bearbeitete ſelbſt die Gemüther in entgegengeſeztem Sinne, da er lieber Diktator ſeyn wollte als römiſcher Proconſul. Und was er wollte, ſezte er durch.

(Fortſezung folgt.)

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſezung.)

Eine eigenthümliche Erſcheinung in dieſem ganzen, verhältnißmäßig ebenen, meiſtens wellenförmig anſteigenden Landſtriche iſt der ſchroff aus der Ebene emporragende Kalkberg bei der Stadt Lüneburg, ein Gypsfelſen von 180 Fuß Höhe, auf deſſen kreisähnlichem Plateau ſich vor Zeiten eine umfangreiche Burg erhob, der aber in den lezten fünfzig Jahren durch die darin befindlichen Kalk- und Gypsbrüche ſo an Ausdehnung verloren hat, daß ſein Gipfel an manchen Stellen nur noch eine ſchmale Wand bildet. In mineralogiſcher Hinſicht hat dieſer Kalkberg einige Berühmtheit erlangt, weil ſich in ſeinem Gypſe die ſogenannten Boraziten finden, cubiſche, glasglänzende, durchſcheinende Kryſtalle von weißgrauer Farbe, die außerdem nur noch in kleinern Kryſtallen im Gypsſteinfelſen bei Segeberg im Holſteiniſchen und nicht kryſtalliſirt bei Lüneville angetroffen werden.

Einen ganz beſondern Charakter erhält das Land durch die zahlreichen Hünengräber oder Hünenbetten, die ſich an vielen Punkten der Heide erheben. In auffallender Menge trifft man dieſelben bei den Dörfern Alt-Ebſtorf und Wittenwarter unweit der Oſter-Höhe an, wo nach den alten Chroniſten die bekannte große Schlacht bei Ebbekeſtorp im Jahr 880 zwiſchen Sachſen und Normannen ſtattgefunden haben ſoll. Neuere Unterſuchungen ſprechen indeſſen dafür, daß dieſer für die Sachſen ſo unglückliche Kampf bei Eppendorf in der Nähe vom Hamburg vorgefallen iſt und jene Gräber einer frühern Zeit angehören. — Da jährlich große Strecken der Heide urbar gemacht werden, ſo ereignet es ſich oft, daß die jahrtauſend alten Hünengräber zerſtört und in das Bereich der Kultur gezogen werden. Wenn man dieſelben öffnet, findet man eine Art von Gewölbe, welches meiſtens länglich rund und von größern oder kleinern Granitblöcken roh zuſammengefügt oder vielmehr zuſammengelegt iſt. In der Mitte deſſelben ſtehen Urnen von gelblich grauer Farbe, die mit Aſche und Knochen angefüllt ſind; daneben liegen mancherlei Waffenſtücke aus Stein oder Metall, Schmuckſachen und anderes Geräthe. In den erſten Stunden nach der Oeffnung des Hügels ſind die Urnen ſo zerbrechlich, daß man äußerſt vorſichtig damit umgehen muß, an der Luft erhärten ſie indeſſen ſehr bald. Aermere Landleute

Digitized by Google

pflegen dieſelben mitunter als Koch- und Trinkgeſchirre zu benutzen. Häufig läßt der Landmann jedoch aus einer Art von Pietät dieſe ehrwürdigen Denkmäler der Vergangenheit unverſehrt und pflügt um dieſelben weg, ſo daß aus einer überall angebauten Dorfgemarkung manchmal zehn bis zwanzig Hünengräber mit ihrem braunen Heidegewande einſam hervorſchauen.

Der begeiſterte Wunſch einzelner Patrioten, die weiten Wildniſſe des deutſchen Nordens bis auf den lezten Morgen Landes angebaut zu ſehen, möchte an den hannoverſchen und oldenburgſchen Bauern, falls man Miene machte, denſelben zu verwirklichen, ungeahnte kräftige Gegner finden. Ein nordhannoverſcher Landmann würde ſich ohne Heide und Moor höchſt unglücklich fühlen, da man ihm mit dieſen ſeine wichtigſten Erwerbsquellen entzöge. Vor allen iſt der lüneburgiſche Bauer auf die Heide und deren Produkte hingewieſen. Unter dieſen ſtehen die Schafe, der Buchweizen und der Honig obenan.

Was dem Lappländer das Rennthier, dem Grönländer der Seehund, dem Marſchbewohner das Rind iſt, das ſind dem Landmann der Heidediſtrikte die ſogenannten Heidſchnucken, Schafe von kleiner dauerhafter Race. Das ſchmackhafte Fleiſch liefert ihm manchen Braten und aus der groben, meiſtens ſchwarzbraunen Wolle verfertigt er faſt alle ſeine Kleidungsſtücke. Dieſe Heidſchnucken ſind zwar um die Hälfte kleiner als die ſpaniſchen Schafe, erfordern dafür aber auch nur geringe Pflege. Sobald der Frühling in's Land gekommen iſt, zieht der Schäfer allmorgendlich mit ſeiner Heerde hinaus auf die Heide, deren junge Sproſſen den genügſamen Thieren reichliche Nahrung bieten. Erſt mit der einbrechenden Dunkelheit kehren Hirt und Heerde heim.

Der Buchweizen, in ſüdlichen Ländern eine ſeltene Erſcheinung, liefert dem Heidebewohner eine Hauptnahrung. Die Art, denſelben zu bauen, iſt eine höchſt einfache. Auf dem dazu beſtimmten Stück Heideland wird das hohe Heidekraut angezündet, die fruchtbare Aſche untergepflügt und die Saat ausgeſtreut. Der dürrſte Boden liefert bei dieſem Verfahren eine ergiebige Ernte. Der Buchweizen wird theils zu Mehl, theils zu Grütze verarbeitet. Leztere, mit Milch zu einer Suppe gekocht, wird meiſtentheils anſtatt des erſten Frühſtücks genoſſen, und erſteres zu Pfannkuchen und einer eigenthümlichen Art von Klößen benuzt, welche „Boukwäitenklüten“ heißen. Dieſe dürfen bei keinem Mittagsmahl fehlen und ſehr häufig erſcheinen ſie auch als Abendgericht. Als die Franzoſen zu Anfang dieſes Jahrhunderts nach Deutſchland kamen, konnten ſie ſich nicht genug über die ſeltſamen großen grauen Kugeln wundern, welche Alt und Jung mit immer neuem Appetit Tag für Tag in Rieſenportionen zu ſich nahmen. Ein franzöſiſcher General, der einſt beim Pfarrer eines kleinen Heidedorfes einquartirt war und von ſeinem Adjutanten von dieſer eigenthümlichen Speiſe gehört hatte, ſandte ſeinen Reitknecht zu dem nächſten Bauernhauſe und ließ ſich ein paar dieſer grauen Kugeln holen. Auf einem ſilbernen Teller wurden dieſelben dem Herrn General vorgeſezt, der ſich erwartungsvoll davon vorlegte. Ihre gewaltige Conſiſtenz und völlige Geſchmackloſigkeit verſezten aber den Sohn der ſchönen Provence in das höchſte Erſtaunen: es ſchien, als halte er die Identificirung von Menſchen und Schafen, wie ſie in der berühmten franzöſiſchen Reiſenotiz: »un peuple sauvage, nommé Heidschnuck,« vorkommt, für ganz natürlich.

Eine andere Quelle, aus der dem Landmann ein anſehnlicher Erwerb zufließt, ſind die Blüthen der Heide und des Buchweizens. In ihnen finden die Bienen einen äußerſt reichlichen Honigſtoff. Weil der aus der Heide gewonnene Honig doppelt geſchäzt wird, ſo beſchäftigen ſich die Bewohner der eigentlichen Lüneburger Heide hauptſächlich mit der Bienenzucht, vor allen die des Amtes Ebſtorf zwiſchen den Städten Lüneburg und Celle. Eine kluge Benutzung der Oertlichkeiten iſt dabei die Hauptſache. Da die Heide erſt im Juli zu blühen beginnt, ſo werden die Bienenſtöcke im Frühling wo möglich zuerſt in die Rübſamenfelder geſtellt. Sobald dieſe abgeblüht haben, ſucht der „Imker“ mit ſeinen Körben die Nachbarſchaft weiter Buchweizenfelder auf und bleibt dort bis zum Juli, wo er ſeinen „Immenzaun“ mitten in der blühenden Heide errichtet und ſich dann nicht eher wieder um die Bienen bekümmert, als bis die Stöcke mit Honig gefüllt ſind.

Viele gehen Jahr aus Jahr ein ausſchließlich dieſem Erwerbszweige nach, Andere treiben die Imkerei neben ihrer Ackerwirthſchaft und verkaufen ihre Ausbeute dann den erſteren, welche einen förmlichen Großhandel mit Honig und Wachs treiben. Beſonders iſt Hamburg der Ort, wo der Imker ſtarken Abſatz für ſeine Waare findet. Ganze Fuder bringt er zu Anfang des Herbſtes dorthin und kehrt mit gefülltem Beutel in ſein Heidedorf zurück.

(Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Der Treubund und die Bummler. — Bankerott der Demokratie.

Man ſagt, ein Theil vom Anhang der Demokratie ſey ſchon zum Treubund, das iſt zur Prätorianerſchaar des Abſolutismus, übergegangen. Ich wundere mich nicht darüber, ich würde mich im Gegentheil wundern, wenn es nicht ſo wäre. Man mußte dieſen Anhang in Berlins Septembertagen geſehen haben, um zu wiſſen, was man davon zu gewärtigen habe. Auf den Geſichtern dieſer eigentlichen Bummler war jede Spur vom rein Menſchlichen, alſo auch vom Freiheitsgefühl erloſchen; es waren zuſammengelaufene Maſſen herrenloſer Diener der Leidenſchaften, der Faulheit, und eines jeden, der ſie bezahlte. Man kann in mancherlei Münze bezahlen. Wenn die Demokratie auf dieſe Schaaren baute, ſo war ihr Fundament von Anfang an ſchwach, ein beweglicher Schlammgrund, der die Häuſer trägt, bis ſie ſinken. Nachdem die Demokratie hierorts bankerott gemacht, brauchte es kaum der Werbungen des Treubundes; dieſe Lagerknechte ſtrömen jedem Condottiere zu, der eine Fahne aufſteckt, welche Sieg verſpricht — nicht Sieg auf die Dauer, ſo weit geht ihr Sinnen nicht, nur Schlachten, allenfalls nur Razzias. — Man ſagt es, mehr ſage ich auch nicht; aber glaublich iſt's, wenn man die Proklamationen dieſes Treubundes lieſt. Das heißt wirklich Lucifer durch Beelzebub vertreiben. Auch iſt's kein unbewußtes Manöver. Denn die Kreuzzeitung, die unſtreitig die am beſten redigirte Zeitung iſt, übt das Böſes mit Böſem vergelten, trotz ihrer chriſtlichen Frömmigkeit, mit Syſtem und Bewußtſeyn aus. Hörte ich doch ſehr fromme und ſonſt rechtliche Anhänger derſelben dieſes Syſtem vertheidigen, da die Umſturzmänner kein Mittel geſcheut, durch Lüge und Gift aller Art alles Beſtehende in Sitte, Religion und Staat zu unterwühlen, und es kein ander Mittel mehr gegeben, ſie zu bekämpfen, ſo ſey es in der Ordnung und vor der Moral zu vertheidigen, wenn man ſie ſelbſt mit ihren eigenen Waffen ſchlage. Das hat denn auch die Kreuzzeitung redlich gethan. Sie hat auch ohne Zweifel gewirkt. In wie weit der Treubund, der unter ihren Fittichen ſteht, auch wirken wird, müſſen wir abwarten. Durch ein plumpes Dreinſchlagen läßt ſich zwar Mancher verblüffen, und der Maſſe iſt es ganz genehm; die böſen Nachwirkungen, die Nacken- und Rückſchläge bleiben aber nicht aus, und wenn für nichts anderes, ſo beſorge ich einen neuen Mißkredit für das ſchöne Wort und den ſchönen Begriff Treue; wenn nämlich das Gerede wahr iſt und die ſchlimme Sippſchaft, die ſich als Schweif jeder Macht anhängt, ſich dort bereits angeneſtelt hat. Es iſt, wie geſagt, nicht unwahrſcheinlich, aber eben ſo wenig darf man den Einflüſterungen und Bezüchtigungen der unterliegenden Partei glauben. Wie die Lüge der Alpenſtab war, mit dem ſie ſich emporgearbeitet, iſt ſie jezt die Klammer, an der ſie ſich feſt hält beim hinunterrollen. Uebrigens weiß man von der eigentlichen Entſtehungsgeſchichte des Treubundes ſehr wenig; das Miniſterium ſelbſt aber ſcheint vor dieſem Schweif, wenn nicht Beſorgniß zu hegen, doch nicht geneigt ihm mehr als höchſtens eine gnädige Verbeugung zu machen.

Daß die Demokratie am Bankerott iſt, ſpricht ſich übrigens auch in vielen äußern Erſcheinungen aus. Sie hat freilich niemals Geld gehabt, aber ſpeculative Köpfe, die ſich auf ſie warfen, als ſie in der Geltung war, haben damit Geld gemacht. Mehrere der größern Hôtels und Reſtaurants, die ſich glücklich ſchäzten, die Matadore derſelben in ihren hellen Räumen aufzunehmen, haben ihre Etabliſſements ſchließen müſſen. Man könnte ſagen, das ſey ein allgemeines Loos in dieſer Zeit, und habe viele andere und ſolide Unternehmungen betroffen, bei denen politiſche Meinungen nicht mitſprechen; aber in der allgemeinen Miſère, welche Handel und Induſtrie betroffen, ſind die Wirthe der Hôtels, Reſtaurationen, Kaffee- und Weinhäuſer in der Regel davon ausgenommen geweſen; das bewegte Leben, die Anhäufung von Fremden, der Drang ſich mitzutheilen und Neuigkeiten zu hören, hat die Einnahmen dieſer Etabliſſements ſogar erhöht. Aber nun der Rauſch vorüber iſt, ziehen ſich die Fremden, die ihn nicht getheilt, aus den Lokalen weg, welche von ihm gelebt hatten. Die viel beſprochene Converſationshalle, der Zuſammenkunftsort der Deputirten von der Linken, hat nicht allein ihre Säle ſchließen müſſen; daſſelbe Loos hat auch ältere Häuſer getroffen. Ich will den ſtillen Bann nicht gut heißen, mit dem viele Conſervative, beſonders die Anhänger des Hofes, auch die Gutsbeſitzer vom Lande (während der Wollmärkte eine mächtige Potenz für Handel und Gewerbe) ſolche öffentliche Lokale belegen, welche der Demokratie Vorſchub gethan und mit ihrem Beſuch ſich gebrüſtet; aber das traurige Loos der Vergeltung iſt eingetreten. Die öden Säle werden nicht mehr belebt durch die wenigen Nachzügler einer Partei, die ohne Mittel war, und nur Kredit hatte, ſo lange ſie Hoffnung hatte.

Aehnlich ſieht es mit dem Buch- und Kunſthandel, mit der Literatur aus, welche ein Jahr lang den Markt mit ihren pikanten, kurzen Produkten überſchwemmte und viel Verdienſt den Verlegern brachte. Die fliegenden Buchhändler ſind verſchwunden, und wenn auch hie und da noch einer umherſchleicht, auf die Gefahr hin von den Conſtablern ergriffen, eingeſteckt und vielleicht gar vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden (um vierzehn Tage eingeſperrt zu werden!), ſo hat doch auch das Verbotene ſchon ſeinen Reiz verloren. Was kann denn noch Kergereres, Lächerlicheres, Bittereres geſagt werden, über Perſonen und Dinge? Auch wenn der Belagerungszuſtand aufgehoben wird, was man in einigen Tagen erwartet, wird ſich das nicht ändern. Dieſer Witz, dieſes Gift hat abgeblüht. Der berühmte Kladderadatſch, der außerhalb Berlin gedruckt wird und auf Schleichwegen über unſere Stadtmauer geflogen kommt, hatte neulich das Glück in einem ganzen Ballen am Thor eingefangen zu werden. Auch das half ihm nicht zur Vertreibung. Die Bilder der großen Männer der Linken, ſowohl einzeln als in Collectivblättern — einſt gingen ſie reißend ab — bleiben unverkauft an den Schaufenſtern hängen, zur großen Verzweiflung der Lithographen und zur ſtillen Verwunderung der Demokraten. Sollte das eine Vorbedeutung ſeyn, daß ſie auch bei der Wahl hängen bleiben werden? Trotz unſeres Kriegszuſtandes hängt ein gut gefertigter Steindruck, Robert Blum in der Brigittenau knieend, an allen Läden aus. Er hebt den Arm und ruft zum deutſchen Vaterlande, daß er erwarte, es werde ſeinen Tod rächen. Die Vorübergehenden ſehen das Bild an, finden den Kopf auch wohl recht gut getroffen und — gehen weiter, um die Komödienzettel anzuſehen, die an der Ecke hängen.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 173. Freitag den 20. Juli 1849.

O fortunatos nimium, sua si bona norint,
Agricolas! quibus ipsa, procul discordibus armis,
Fundit humo facilem victum justissima tellus.
Virgil.

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſetzung.)

Als eine auffallende Erſcheinung in der Heide verdienen noch die Perlmuſcheln bemerkt zu werden, die ſich in den Quellflüſſen der Ilmenau, der Gerdau, Wipperau und Hartau, in der Eſte und einigen andern kleinen Heidebächen finden und oft ziemlich große Perlen enthalten. Da dieſe indeſſen meiſtens nicht ganz regelmäßig geformt ſind und ſelten eine ganz reine weiße Farbe haben, ſo werden ſie wenig geſucht. — Eigenthümlich ſind ferner die Erdölquellen bei den Dörfern Edemiſſen und Hänigſen im Amte Meinerſen. Hart am Ufer eines Nebenfluſſes der Aller, des Schwarzwaſſers, hat man mehrere lange, tiefe, trichterförmige Gruben gegraben, in denen zugleich mit dem Waſſer das Erdöl hervorquillt und ſich auf der Oberfläche ſammelt. Mehrmals am Tage wird daſſelbe mit breiten fächerartigen Beſen von Binſen abgeſchöpft und unter dem Namen Theer in den Handel gegeben. Durchſchnittlich liefern die Gruben, deren Zahl ſich ungefähr auf zwanzig belaufen mag, täglich etwa dreißig Pfund. — Die Niederungen an der Aller und an den Nebenflüſſen der Elbe enthalten unerſchöpfliche Torflager, und der dort geſtochene Torf wird in großen Maſſen ausgeführt, namentlich nach Hamburg und Hannover. Viele Tauſende leben ausſchließlich vom Torfſtechen, und manche der weſtlichen Bewohner wandern alljährlich beim Beginn des Frühlings nach den Niederlanden, wo ſie ſich erkleckliche Summen damit verdienen. Dieſe Leute — man nennt ſie die Hollandsgänger — bilden im Herzogthum Bremen und in Oſtfriesland eine eigene Klaſſe.

Die Marſchdiſtrikte bieten dagegen ganz andere Erwerbsquellen dar als die Heide. Hier herrſchen Viehzucht, Acker- und Gartenbau dergeſtalt vor, daß alle übrigen Induſtriezweige, inſofern ſie nicht unmittelbar zu den genannten Beſchäftigungen gehören, nur als Nebenſachen betrieben werden. Die Bewohner der nordweſtlichſten, an der Elbe gelegenen Landſtriche ſind darin beſonders begünſtigt, weil ſie die dem Boden abgewonnenen Früchte täglich und ſtündlich nach dem nahen Hamburg führen können, wo ſie ſchweres Geld dafür löſen. Allein der Verkauf der Erd- und Heidelbeeren, welch leztere ſich in den anſehnlichen Waldungen der dortigen Gegend in außerordentlicher Menge finden, bringt den Einwohnern des Amtes Harburg jährlich manche tauſend Thaler ein. Eine Angabe aus dem vorigen Jahrhundert beſagt, „daß das ganze Land (d. h. das Fürſtenthum Lüneburg) im Zeitraume von 1780 bis 1787 für den Verkauf genannter Beeren in der Stadt Hamburg nicht weniger als 67,032 Thaler löſte.“

In Hinſicht auf die übrigen Produkte zeichnet ſich das Fürſtenthum vor den andern Gebieten des norddeutſchen Tieflandes nicht aus, ſteht im Gegentheil einigen Nachbarſtaaten in manchen Erzeugniſſen nach. — Von großen Fabriken iſt nirgends die Rede, und wenn man die Verhältniſſe der Bewohner der Fabrikländer betrachtet, kann man ſich nur freuen, daß dieſe Vernichterinnen der Geſundheit und Kraft ſchwerlich Eingang in das Land finden werden.

2.

Wie der Boden des Fürſtenthums mit ſeinen Erzeugniſſen einen auffallenden Contraſt mit den

Digitized by Google

mittel- und ſüddeutſchen Ländern bildet, ſo unterſcheiden ſich auch die Städte und namentlich die Dörfer durch ihr Aeußeres weſentlich von denen im Süden. Während hier die Bauart einer Stadt, eines Fleckens und eines Dorfes faſt überall dieſelbe iſt und man in einiger Entfernung oft im Zweifel bleibt, ob man vor einer kleinen Stadt oder einem großen Dorfe ſteht, ſo genügt dagegen im ganzen nördlichen Theil des Königreichs Hannover ein Blick, um dem fraglichen Ort ſeine Klaſſe anzuweiſen. Alle Städte und Flecken des Fürſtenthums Lüneburg haben regelmäßige Straßen und Dächer von rothen Steinziegeln, während ſämmtliche Dörfer, mit Ausnahme der wendiſchen, unregelmäßig gebaut und mit Strohdächern verſehen ſind. Die verſchiedene Nationalität, welche ſich in der Bauart der germaniſchen und wendiſchen Dörfer offenbart, tritt in den Städten und Flecken durchaus nicht hervor; eine Stadt in den von Wenden bewohnten öſtlichen Diſtrikten an der Elbe gleicht einer andern im Süden, Norden oder Weſten des Fürſtenthums gelegenen vollkommen. — Da alle Städte ohne Ausnahme an einem Fluſſe erbaut ſind, ſo hat die nächſte Umgebung derſelben durchgängig ein freundliches Anſehen, was bei einigen, die mitten in der Einſamkeit weiter, düſterer, fichtenbewachſener Heiden liegen, doppelt überraſcht. Grüne Wieſen ziehen ſich an den Ufern des Fluſſes hin, die Hügel ringsum ſind mit wogenden Kornfeldern bedeckt, hie und da erhebt ſich ein kleines Eichen- oder Buchenwäldchen, und bei den größern Städten blicken freundliche Vorſtädte und Gartenhäuſer aus Blumenfeldern und Obſtbaumpflanzungen hervor. Die kleinern Orte dagegen beſtehen nur aus einer Hauptſtraße und einigen Nebengaſſen und haben weder Vorſtädte noch Thore, ſo daß Wieſe, Feld und Wald manchmal bis an die erſten Häuſer ſtoßen.

Das Innere der Städte gleicht im Ganzen dem der mittel- und ſüddeutſchen, nur daß ſich häufiger hohe, gerade geſchnittene Linden vor der Hausthür erheben, unter welchen man an ſchönen Frühlings- und Sommerabenden ſämmtliche Bewohner eines Hauſes vereinigt ſieht. Einige der ältern Städte des Fürſtenthums zeichnen ſich indeſſen durch eine Bauart aus, welche von der in Süddeutſchland üblichen bedeutend abweicht. So namentlich die Hauptſtadt der Provinz, Lüneburg, deren Urſprung in die Zeit der erſten ſächſiſchen Kaiſer fällt, da bereits im Jahr 957 der Name Lüneburg in einer Urkunde Otto des Großen vorkommt. Die Mehrzahl der Häuſer hat weit vorſpringende Erker und ſpitze, mit vielen Lucken verſehene, nach der Straße gerichtete Giebel von bedeutender Höhe. Das gewöhnliche Baumaterial ſind rothe Backſteine, deren Fugen ſorgfältig mit weißem Kalk ausgeſtrichen werden, was dem Ganzen ein eigenthümliches niederländiſches Anſehen gibt. Da die hohen Giebel hauptſächlich aus dem Bedürfniß entſtanden ſind, viele Bodenräume zu beſitzen, ſo iſt auch das ganze Haus demgemäß eingerichtet und enthält trotz ſeiner Größe und Höhe verhältnißmäßig wenig Zimmer; Speicher, Vorrathskammern, Keller und Waarengewölbe nehmen mindeſtens zwei Drittheile des Raumes ein. An der äußerſten Spitze des Giebels, hart unter dem Dache, befindet ſich eine Winde, um die Kaufmannsgüter, Früchte, Getreide-, Salz- und Mehlſäcke unmittelbar vom Wagen auf den Boden und vom Boden auf den Wagen ſchaffen zu können. In den Häuſern mancher Kaufleute, Kornhändler, Brauer und Bäcker ſieht man oft vier bis fünf Bodenräume übereinander.

(Fortſetzung folgt.)

Florenz und Rom in der Revolution.

(Fortſetzung.)

Die römiſche Regierung, bis zur Zeit, wo die Franzoſen die Leoniniſche Stadt angriffen und der wildeſte Terrorismus „die bedrohte Freiheit zu retten“ ſuchte, war ein Gemiſch von Gutem und Schlechtem. Das Gute lag, wie ſchon während des Proviſoriums, in der energiſchen Handhabung der Ordnung, in manchen materiellen Verbeſſerungen und Abſchaffung vieler verjährten Mißbräuche, in verſtändigen adminiſtrativen Anordnungen und Einrichtungen und raſcher Ausführung des Beſchloſſenen. Unendlich viel, es läßt ſich nicht leugnen, war und iſt im Kirchenſtaate zu thun, und die Regierung Pius IX. würde vielleicht eine minder ſchwierige Stellung gehabt haben, hätte ſie, ſtatt politiſch wie adminiſtrativ nur Hoffnungen zu erregen und factiſch namentlich während des erſten Jahres die Zeit zu verlieren, gleich von vornherein an die Umgeſtaltung der Verwaltung entſchieden Hand angelegt, wenn auch die äußere Form des alten Gebäudes noch ſtehen blieb. Von einem revolutionären Gouvernement kann man nicht erwarten, daß es bei ſolcher Umgeſtaltung das Gute ſchonen ſoll, wenn es nicht zu ſeinen Abſichten paßt. So gerieth die Regierung denn in den geſetzlichen Beſtimmungen über die Einziehung des unbeweglichen Kirchenguts als Nationaleigenthum, über die Zwangsanleihe, über die geiſtliche Jurisdiction, über das Penſionsweſen u. ſ. w. ſogleich in's Extrem, und häufte Unrecht auf Unrecht.

Am ſchlimmſten war die Finanzverwaltung beſtellt. Daß ſeit dem Regierungsantritt Gregors XVI.,

Digitized by Google

wo die romagnolische Rebellion und das Bedürfniß fremder Truppen das Mißverhältniß in Ausgabe und Einnahme brachte, in den Finanzen der Krebsschaden der päpstlichen Administration saß, weiß Jeder, der sich mit römischen Dingen beschäftigt hat. Unter dem regierenden Papste nahm das Uebel zu — und nun die schöne Zukunft eines constitutionellen Regimes, welches bekanntlich immer mehr Geld als ein anderes kostet! Im vorigen Frühling war die römische Bank ernstlich mit dem Falliment bedroht, weil man, „wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren," nicht „um ein Billet," sondern um Geld für's Billet sich fast die Hälse brach. Dann machte man Papiergeld, wofür ein Theil der vormaligen Leuchtenbergischen Dotation in der Mark Ancona als Hypothek angewiesen ward. Die provisorische Regierung kam und machte neues Papiergeld; die Republik kam und machte ihrerseits wieder Papiergeld. Nun wurden die Leute immer ängstlicher. Gold und Silber schwanden fast ganz aus dem Verkehr: brauchte man's, so verlor man bis dreißig Procent. Beim Einwechseln kleiner Scheine gegen große erlitt man sechs bis sieben Procent Einbuße. Die Republik machte alle möglichen Finanzplane: sie schuf Papiergeld von 24 Bajocci für den kleinen Verkehr, sie prägte für eine Million Scudi schlechtes Geld, dessen wirklicher Gehalt nur ein Drittel des Nennwerthes betrug; aber man wird sich leicht selber sagen, ob mit so verbrauchten und längst verurtheilten Mitteln dem Mangel abzuhelfen war. Ich habe nie einen Zustand erlebt, wie er in Rom seit dem April v. J. in immer steigender Proportion besteht; ein Zustand, der auf jeglichen Verkehr den nachtheiligsten und hinderndsten Einfluß hat, und dem erst dann abgeholfen werden kann, wenn eine anerkannte Regierung durch Verkauf eines Theils der Nationalgüter die alte und neue Schuld zu mindern im Stande seyn wird.

Die souveräne Versammlung freute sich unterdessen so recht ihrer Souveränetät. Die Deputirten zankten sich unter einander, sagten sich Grobheiten, prügelten sich beinahe; die Galerien schrien mit dreinklatschten, zischten, pochten, der Vicepräsident Bürger Bonaparte hatte seine geheime Schadenfreude an dem Scandal, bis er, ward's zu toll, mit seiner höhnisch gellenden Stimme dazwischenfuhr. So viel Unsinn wie in dieser Versammlung ist schwerlich in irgend einer, wenn ich die B..... Constituante ausnehme, zu Tage gefördert worden, von einer Menge Menschen, die größtentheils von Recht, Gesetz, Constitution, Finanzen kein Jota verstanden und doch Alles verstehen wollten. Hörte man die Leute, so gingen das Licht, das Glück, die Freiheit der Welt erst jetzt von Rom aus. Und dann die Masse conkurrirender Behörden neben diesem zweihundertköpfigen Souverän: Ministerium, Sicherheitsausschuß, Executivgewalt, Triumvirat u. s. w. bis zu Barrikadencommissionen und Aehnlichem. Seitdem die Clubs zum Ministerium gelangt, hätte man denken sollen, sie würden ihre Separatregierung aufgeben, in der sie seit der Mitte des Jahres 1847 sich gefielen, als noch Cardinalstaatssekretäre vor ihnen zitterten und ihr Placet einholten. Keineswegs, die Clubs bildeten noch immer Nebensonnen der großen Souveränetät; sie debattirten, sie proponirten, ihnen mußte sich empfehlen, wer ein großer Mann in der Republik werden wollte, sie hatten das ganze Land mit einem Netz überzogen, unendlich dichter als das Eisenbahnnetz Belgiens, denn es gab keinen so winzigen Ort, der nicht seinen Circolo gehabt hätte, welcher durch Adressen in die Leitung der vaterländischen Angelegenheiten eingriff, abgesehen davon, daß sein Candidat in der Constituante saß. Um die Wette gab man großartige Redensarten von sich, Alles im Namen von Dio e il popolo.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die Gewerbeausstellung.

Es war am 13. des vorigen Monats, einem ohnehin verdächtigen Tag im abergläubischen Kalender der Südvölker, als der furchtbare Berg sich in einen feuerspeienden zu verwandeln drohte. Glücklicherweise kam man mit der Furcht davon, und da die vulkanischen Elemente zerstreut sind und der Berg zum Theil eingestürzt ist, scheint er nicht mehr furchtbar zu seyn. Die Dinge können also wieder den gewöhnlichen Gang gehen und man kann sogar wieder lustig seyn, da man jetzt wenigstens die Aussicht hat, daß es nicht ärger, und sogar nicht einmal mehr so arg werden wird, als im vorigen Jahre, wo der Berg gewaltig brüllte und beständig mit einem Ausbruche drohte, auch hie und da mit Steinen und Lava um sich warf. Mitten in jener stürmischen Zeit hatte man nicht vergessen, daß

Digitized by Google

in dieſem Jahre ein Luſtrum abläuft ſeit der letzten Ausſtellung der Gewerbeprodukte, und obgleich es mit Gewerben und Handel in Folge der Revolution ſehr ſchlecht ſtand, wollte die Regierung doch nicht vom Gebrauche abgehen, nach dem bis jezt alle fünf Jahre eine Ausſtellung veranſtaltet worden war, und ließ ſich daher von der Nationalverſammlung eine bedeutende Geldſumme bewilligen, um wie die vorigen male ein eigenes Gebäude in den champs elysées errichten zu laſſen. Dieſe Ausſtellung mochte ihr willkommen ſeyn, als geeignet dem Kunſtfleiß wieder einiges Leben zuzuführen und die allgemeine Aufmerkſamkeit mit etwas anderm als mit Politik und mit Debatten über Geſetzgebung und Verfaſſung zu beſchäftigen. Ein ſehr großes Gebäude war mit der den Pariſer Bauunternehmern eigenen Schnelligkeit in wenigen Monaten errichtet, und die Ausſtellung hat trotz Revolution und allgemeinem Nothſtand zur feſtgeſezten Zeit begonnen. Was beim Eintritt in die geräumigen, mit eleganten Buden beſezten Gänge vor allem auffällt, iſt der Glanz und der Reichthum all dieſer Kunſtprodukte. Man ſollte meinen, wir leben noch in der Zeit, wo die Wohlhabenden in Kleidung, Putz, Möblirung, Bällen, Soireen, Luſtparthien und Aufwand aller Art mit einander wetteiferten. Seit ſechzehn Monaten hat ſich dieß traurig geändert, aber der jetzigen Ausſtellung ſieht man es nicht an; die Induſtrieprodukte ſind noch immer auf den außerordentlichen Aufwand berechnet, den die reiche und üppige Welt in großen Hauptſtädten zu machen pflegt. Hier ſieht man noch die koſtbaren Spitzen, welche tauſende von weiblichen Händen in Paris, zu Alençon und im nördlichen Frankreich beſchäftigten und wovon manche wahre Meiſterwerke von feiner Arbeit und Geduld ſind. Die Damen bleiben voll Bewunderung vor dem Kantenſchleier ſtehen, deſſen Preis zu 10,000 Francs angegeben iſt; denn nach einer lobenswerthen Verfügung der Regierung müſſen die ausſtellenden Kaufleute jeder ihrer Waaren den Preis anheften. Wahrſcheinlich war dieſer Schleier bereits vor der Revolution des vorigen Jahres beſtellt oder fertig; denn welche Dame, ſo reich ſie auch ſeyn mag, wird heutzutage ein Putzſtück zu 10,000 Francs, welches nur einen Theil des Anzugs ausmacht und alles übrige in gleich koſtbarer Art vorausſezt, beſtellen oder ſich anſchaffen? Der Luxus hat zwar nicht aufgehört, noch immer wird in Equipagen, Putz, Möbeln und andern Dingen viel Glanz entwickelt, man ſchafft ſich aber wenig Neues der Art an; im vorigen Jahre wenigſtens ſchränkte ſich Jedermann ein; man wußte ja nicht, ob man nicht alles verlor. Aber eben der Umſtand, daß im vorigen Jahre wenig gekauft wurde, erklärt die Pracht der jetzigen Ausſtellung. Die Waaren haben weder in noch außerhalb Frankreich den alten Abſatz gefunden und ſind im Waarenlager geblieben, was vor den gewaltigen Erſchütterungen, welche einen Theil Europas in Schrecken verſezten und ſo viele wohlhabenden Familien um ihre Güter brachten, nicht der Fall war. Man ſieht in der Ausſtellung ſo viele mit vergoldeter Bronze koſtbar verzierte Billards, daß man glauben ſollte, ſolche Billards gehören zu den gewöhnlichen Lebensbedürfniſſen in Pariſer Häuſern. Da iſt ein Fabrikant Namens Daud, der ſich rühmt, die Billards weſentlich verbeſſert zu haben, indem er die Banden aus ſpiralförmig gelegtem Eiſendraht verfertigt, was die Kraft des Stoßes auf wunderbare Art verſtärken ſoll. Viele der ausgeſtellten Möbeln ſind wahre Kunſtwerke. Zur Zeit Ludwigs XIV. that ſich zu Paris ein Möbelmacher Namens Boule unter allen ſeinen Kunſtgenoſſen hervor; er arbeitete für den Hof und den Adel, und noch jezt werden die Boule'ſchen Möbel geſucht und in den Verſteigerungen oft zu hohen Preiſen zugeſchlagen.

(Fortſezung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortſezung.)

Die Demokratie.

Die reiche Brochürenliteratur, mit allen ihren Anklagen auf Hochverrath, mit allen ihren Enthüllungen, mit allen ihren Darlegungen der Verfaſſungsverletzungen von A bis Z, iſt todt. Der Buchhändler Reutter, ein Hauptverleger demokratiſcher Schriften, iſt durchgegangen nach Amerika, und ſogar mit Zurücklaſſung einer beträchtlichen Anzahl Wechſel. Nur auf den Theatern ſchleppt ſich noch hie und da ein falber Wiederſchein des politiſchen Lebens hin. Mit Geſang und Tableaux vegetirt dort noch die Demokratie. Stimmen mögen Sie indeß genug hören, die ſagen, das Theater werde erſt wieder aufleben, wenn es das Politiſche ganz abwerfe und zum rein Menſchlichen zurückkehre. — Die Demokraten wollten uns auch zum rein Menſchlichen zurück führen!

Mit dem oben Angeführten will ich aber nicht behauptet haben, daß die Niederlage der Partei eine ſo totale ſey, daß ſie ganz verſchwunden wäre. Sie exiſtirt vielmehr noch, ſie blüht auch noch in ſtolzem Selbſtbewußtſeyn und wirft ſich eben mit ihrem ganzen Eifer auf das Nichtwählen. Ja ſie täuſcht ſich noch mit der großen Hoffnung, daß dieſer negative Akt̃us einen ungeheuern moraliſchen Eindruck hervorbringen müſſe. Man kann ihr dieſe Hoffnung laſſen. Ganz von dieſem großen Entſchluß erfüllt, etwas nicht zu thun, laſſen ſie ſich im Augenblick alles andere gefallen, ja ſie erheben nicht einmal ein Noth- und Wuthgeſchrei über die Reſtriktivgeſetze gegen die Preſſe und die Clubs. Nein, ſie finden ſie unter Umſtänden noch mäßig. Sie freuen ſich noch in der Stille, daß Mieroslawski ſich an der Murg und Kinzig ſo tüchtig ſchlägt, und verwinden ſo gut es geht ihr Leidweſen über die trüben Ausſichten der Ungarn, das übrigens auch Andere mit ihnen theilen.

In der Blüthezeit der Demokratie mochte man folgende Klaſſen oder Abſtufungen unter ihren Anhängern finden. Um von unten anzufangen: erſtens, der Giſcht und Schlamm, der vom Strom getrieben oben auf ſchwamm. Das waren die Vagabunden und Heimathloſen, confiscirte Geſichter, die vor jedem Schlage wie aus der Erde auftauchten, um nach demſelben wieder zu verſchwinden. Im Barrikadenkampf des März hat man, nach glaubhafter Verſicherung, noch wenige von ihnen geſehen. Sie ſtrömten erſt nach Berlin, oder tauchten aus den Kloaken auf, als die Demokratie ihrer im vorigen Jahre bedurfte, um das Publikum und die Nationalverſammlung zu erſchrecken. Die Tage ihrer Blüthe waren der 7. und 25. Septembe. Auch am 31. Oktober hat man ſie bei den Scenen um das Schauſpielhaus in Maſſen geſehen, wogegen man ſie, merkwürdigerweiſe, in den erſten Novembertagen, als der Ernſt eines wirklichen Kampfes drohend heranrückte, ganz vermißte. Man ſah bei Wrangels Einzug und den Auftritten um das Schauſpielhaus wenig Geſindel auf der Straße. Trauten die geheimen Demagogen dieſen heraufbeſchwornen Geiſtern nicht, wenn es wirkliche Thaten galt, und hielten ſie nur als Popanze und Vogelſcheuchen für gut? Seit Conſtabler und Militär unſere Straßen beleben, ſind ſie gänzlich verſchwunden. Die Stimmführer der Demokratie fangen ſelbſt an ſich officiös des Chorus zu ſchämen, welcher auf das Commando eines Vaters Kerke und Lindenmüllers hörte. Ob auch aus ihrer Zahl der Treubund ſich rekrutirt hat, will ich lieber bezweifeln als unentſchieden hingeſtellt ſeyn laſſen.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 174. Sonnabend den 21. Juli 1849.

Dieß iſt der Weg, der Rom in Trümmer legt,
Den Giebel niederbringt bis an den Grund,
Und was in ordentlichen Reihen ſteht,
In gleichem Schutt und Wuſt zuſammt begräbt
Shakeſpeare.
Coriolan.

Florenz und Rom in der Revolution.

(Schluß.)

Die Römer, es mit einem Berliner Ausdruck zu bezeichnen, „räſonnirten inwendig," außer wo ſie's ohne alle Gefahr auslaſſen konnten. Das Terroriſiren begann ſchon im Januar und ſchritt raſch vorwärts. Oeffentliche Anklagen, Angriffe der kleinen Blätter, Hausſuchungen und anderes wurde in's Werk geſetzt, Alles der Freiheit zu Ehren. Die Stimmung der Principi war jammervoll und die republikaniſche Conceſſion, in den Faſten Theater zu haben, ſchien ſie nicht zu tröſten, die melodiſche Auffriſchung der Geſchichte des Lombardenbundes in einer mittelmäßigen Oper Verdi's ſie nicht zu erheben. Die römiſche Ariſtokratie hatte ſo gar nichts gethan, ſich einen legitimen Einfluß zu verſchaffen und dadurch dem Papſte und ſeinem Gouvernement zu helfen. In den Tagen der Gefahr hatten ſie ſich verſteckt oder theilnahmlos zugeſehen, hatten Einzelne ſogar, als Commandeurs in der Bürgergarde, ihren Leuten gerathen, ſich auf die Seite der Mehrzahl zu ſtellen; Pius IX. ſah keinen an ſeiner Seite. Der proviſoriſche Kriegsminiſter, Duca di Rignano, ergriff bei Roſſi's Tode die Flucht und ließ das Amt im Stich, die Bürgergarde ohne Leitung. Dann ärgerten ſie ſich, weil ein Haufen von Abenteurern alle Gewalt an ſich riß, und endlich drohten ſie Widerſtand, als die Zwangsanleihe ihnen an's Leben oder an den Beutel ging und die Reichſten bis zu zwei Dritteln ihres Jahreseinkommens zahlen ſollten. Sie wollten ihren Vermögensetat nicht einreichen, aber die Gewalthaber machten kurzen Prozeß und verkündeten auf einen beſtimmten Tag Execution, und da fügte man ſich.

Im Mittelſtande war's nicht beſſer. Neunzehntel der Leute waren mit dem Stande der Dinge unzufrieden; neunzehntel der Bürgergarde waren zur Reaktion bereit; aber ſie ließen ſich von der Minorität terroriſiren. Als die Franzoſen an der römiſchen Küſte gelandet waren, als die Stadt mit Tauſenden von fremden Bewaffneten und Emeutenunternehmern gefüllt war, als die Chefs des Radikalismus, die Perſonifikationen der Revolution, Mazzini, Avezzana, Cernuſchi und Aehnliche, von Polen und Franzoſen unterſtützt, die Leitung an ſich geriſſen, als Rom der lezte Zufluchtsort der Umſturzmänner von ganz Italien geworden, die ſich ſehr wohl bewußt waren, daß ihnen kein Ausweg mehr blieb — da war an eine Reaktion zu Gunſten des Papſtthums in der Stadt nicht mehr zu denken. Wer ſie damals noch erwartete, machte ſich von dem Stande der Dinge und dem Charakter der Machthaber eine falſche Vorſtellung. Und viele der einſt Gemäßigteren waren damals ſchon ſo weit gegangen, daß ſie es auf's Aeußerſte ankommen laſſen mußten, hätte ſelbſt nicht ihre bête noire, das Prieſterregiment, im Hintergrunde geſtanden. Aber alle dieſe Zuſtände kamen erſt Ende Aprils zur Reife, und ſeitdem iſt freilich Rom ein ganz anderes geworden, als es in den vorhergehenden Monaten geweſen war. Florenz ſchüttelte nach zweimonatlicher Schmach das Joch des revolutionären Deſpotismus ab, und Franceſco Domenico Guerrazzi, vom Volke ſelbſt gefangen genommen, hatte ſeine Wohnung im Palazzo vecchio mit einer unfreiwilligen auf Volterra's hochragender Veſte vertauſchen müſſen. Rom

Digitized by Google

hat ſich nicht ermannt, als man ihm im Namen der Freiheit eiſerne Handſchellen anlegte, als man die Beamten zum Meineid nöthigte, wenn ſie nicht ohne Brod ſeyn wollten, als man ſeine Geiſtlichkeit auf's Blut verfolgte, ſeine Kirchen plünderte, ſeine Glocken zerſchlug und umſchmolz, als das Eigenthum vor keinem Eingriff mehr ſicher war. Alles was ſeit dem leichtſinnigen Angriff der Franzoſen geſchehen, iſt nur eine nothwendige Conſequenz jämmerlicher Charakterloſigkeit, blaſſer Feigheit.

»O Roma nobilis, orbis et domina!« Welche Menge trauriger Empfindungen für den, welcher die Stadt liebte, die Stadt, Castra doloris jezt, einſt glorreiche majeſtätiſche Herrſcherin! Ihre Villen verwüſtet, ihre hundertjährigen Baumgruppen gefällt, ihre Straßen verunſtaltet, ihre Kirchen und Gebäude mit dem Ruin bedroht, ihre ſchönſten Kunſtwerke gefährdet, ihr Reichthum auf Jahre vernichtet — und Alles warum? Die Schwäche der Einen, der Andern Wahnſinn oder Schlechtigkeit haben das Vernichtungswerk vollbracht, ſchlimmer als vor dreihundert Jahren die Plünderung durch die Horden des Connetable. Ihr Berge der Sabina, ihr Hügel Albanos, die ihr ſo friedlich dalaget, von neuem mußtet ihr Brüderblut fließen ſehen; das Ergebniß der vielgerühmten italiſchen Einheit iſt geweſen, daß Manzonis beredte Klage im Chor des Carmagnola ſich erneut, der Erfolg der Anſtrengungen, daß ein neuer Akt des Jahrhunderte alten Dramas vor unſern Augen ſich entwickelt, daß wiederum Franzoſen, Oeſterreicher, Spanier die Fluren Italiens zertreten.

Nicht das Prinzip klage ich an, welches vor zwei Jahren Italien in die Bewegung trieb. Das Prinzip war edel und ſchön; aber Unkraut überwucherte bald die noch zarte Pflanze und droht ſie ganz zu erſticken. Seit die Radikalen zur Herrſchaft gelangten, hat die italieniſche Nationalität wie die deutſche bloß als Mauerbrecher gegen die Monarchie gedient. Und das Prinzip der römiſchen Revolution ſpricht ſich am klarſten aus in den Worten, welche von zwei Seiten her in der ſouveränen Verſammlung vernommen wurden. Als ein Redner äußerte, man müſſe bei den Maßregeln wider das Schlechte doch auch an die Mittel zum Wiederaufbau denken, ward ihm geantwortet: „darauf kommt's uns nicht an, jezt handelt ſich's um's Einreißen!“ Als von der Vereinigung Roms mit Toscana die Rede war, ſagte Giuſeppe Mazzini: „Das Gouvernement würde dem allgemeinen Verlangen nachgegeben haben, hätte es nicht gefürchtet, das zu verletzen, was man Legalität nennt. Einerſeits ehre ich dieſen Skrupel, andererſeits verdamme ich ihn. Italien, meine Herren, iſt in Revolution. Die Männer, welche eine Revolution zu leiten unternehmen, haben keine andern Richter als Gott, das Volk und ihr eigen Gewiſſen. Mit der Legalität ſich befaſſen wollen, iſt ein Verkennen des revolutionären Elements.“

Geſchrieben Ende Mais 1849.

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſetzung.)

Herrſchte vor Zeiten ein reges Leben in den Städten, welche an den großen Landſtraßen liegen, die den Norden und Süden mit einander verbinden, ſo hat dieß ſeit der Eröffnung der Harburg-hannoverſchen Eiſenbahnlinie gänzlich aufgehört. Die Stadt Lüneburg, vormals ein anſehnliches Glied der Hanſe, die früher das Stapelrecht beſaß und in alten Zeiten unermeßlichen Gewinn davon gezogen hatte, ſah ſich gezwungen daſſelbe aufzugeben, wenn ſie von der Bahnlinie berührt ſeyn wollte. Damit war die wichtigſte der drei Hauptnahrungsquellen, welche der uralte Lüneburger Trinkſpruch: Mons, Pons, Fons, treffend bezeichnet, für immer dahin. Die Ilmenaubrücke neben dem Kaufhauſe, die einſt ein fröhliches Gewimmel belebte und von den kräftigen Stimmen der Schiffer und Packer widerhallte, welche vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend Waaren aus- und einluden, ſteht jezt verlaſſen. Im geräumigen Hafen liegen kaum ein paar Fahrzeuge mit Obſt oder Gemüſe befrachtet, und in den weiten Hallen des großen Kaufhauſes iſt Alles öde und leer. Das alte fröhliche Leben iſt dahin; ein neues erſcheint dann und wann für wenige Minuten auf dem Bahnhofe draußen vor der Stadt. Der Telegraph erhebt ſeinen Arm — in der Ferne ertönt ein gellender Pfiff — ein rieſiger Zug brauſt daher, und urplötzlich rennen Hunderte von Menſchen auf einem engen Raume in wilder Eile durcheinander. Wieder tönt ein gellender Pfiff — und ringsum iſt Alles ſtill und todt, nur daß manchmal der Ruf eines Bahnwärters oder eines verſpäteten Reiſenden aus der Ferne herüberſchallt.

Dieſes Geſchick theilen mehr oder weniger faſt alle übrigen Städte des Fürſtenthums, hauptſächlich diejenigen, welche an den das Land von Norden nach Süden durchſchneidenden Landſtraßen liegen. Waren dieſelben auch keine Haupterpeditionsplätze, beſaßen ſie auch nicht die großen Privilegien Lüneburgs, alle Waaren, die nach Süddeutſchland beſtimmt waren, alle Reiſenden, welche von Hamburg aus dem Süden zueilten, mußten doch ihre Straßen paſſiren. Das fröhliche Poſthorn ſchmetterte bei Tag und Nacht und brachte Kunde und Gruß von der Welt da draußen.

Digitized by Google

Jezt braust Alles mit Windeseile auf der eisernen Bahn dahin, und in den Straßen der kleinen freundlichen Städte und Flecken schallt nur dann und wann das Gerassel eines Ackerwagens oder das eintönige Hämmern und Klopfen der Handwerker, die sich seufzend die gute alte Zeit zurückwünschen.

Eine Stadt des Fürstenthums ist dagegen im raschen Aufblühen begriffen, Harburg. Alles was die übrigen Städte verlieren, kommt dieser zu gute, da ihre Lage am Nordendpunkt der großen hannoverschen Eisenbahn und an einem Arme der Elbe — der sogenannten Süderelbe — eine äußerst günstige ist. Der im Jahr 1848 vollendete Hafen, dem die Regierung die Rechte eines Freihafens verliehen hat, wird zwar den ausgebreiteten Handelsverkehr, den der Hamburgische besizt, nicht an sich zu reißen vermögen, dennoch aber für den überseeischen Gütertransport von großer Bedeutung werden, da die Waaren unmittelbar aus dem Schiff in den Güterwagen der Eisenbahn geladen werden können. Schon der starke Durchzug der Fremden bringt Harburg jährlich beträchtliche Summen ein, da Alle, welche direkt vom Süden und Westen in die nördlich von der Elbe gelegenen Länder reisen, Harburg berühren müssen. Unablässig brausen die kleinen, schnellfahrenden Dampfboote zwischen den drei Elbstädten Hamburg, Altona und Harburg hin und her und befördern täglich Hunderte und Tausende von Passagieren, die während ihrer kurzen Rast in Harburg manchen Thaler dort sitzen lassen.

Ein Seitenstück zu der aufblühenden Stadt Harburg ist das Dorf Lehrte, in der äußersten Südspitze des Fürstenthums und zwei Meilen von der Residenz Hannover gelegen. Unmittelbar neben demselben befindet sich der Kreuzpunkt der Hildesheim-Harburgischen und braunschweig-hannoverschen Eisenbahn, wodurch das kleine, ungefähr 600 Einwohner zählende Dorf seit einigen Jahren ein allbekannter Ort geworden ist, der mit der Verlängerung der Bahn gegen Süden noch um ein Bedeutendes wichtiger werden muß. Der dortige Bahnhof ist der sich täglich mehrmals kreuzenden Züge wegen sehr umfangreich und wird fortwährend durch neue Gebäude und Anlagen verschönert.

Aeußerst interessant ist es, dort einen Tag lang das plözlich daherstürmende und eben so plözlich wieder verschwindende Leben zu beobachten. Friedliche Stille waltet in den weiten, hie und da mit Blumen und Bäumen geschmückten Bahnhofsräumen, und die Kornfelder und die Heide ringsumher säuseln leise im hellen Sonnenschein. Da tönt vom Thürmchen des Stationshauses die Glocke. Bahnwärter schreiten über die sauber gehaltenen Kieswege und spähen in die Ferne. Ein Telegraphenarm nach dem andern erhebt sich — ein leiser Donner hallt durch die stille Luft — ein fernes, lang anhaltendes Pfeifen läßt sich vernehmen — dann ein Brausen und ein wachsendes Donnergeroll; noch wenige Minuten, und von Osten und Westen, von Süden und Norden sausen vier Riesenzüge daher. Die Thüren der Waggons fliegen auf und den Bahnhof überfluthet eine zahllose Menschenmenge. Ueberall tönen Kommandoworte, Begrüßungen, Signalpfiffe, Gelächter, Geschrei, Abschiedsworte und Flüche durcheinander. Die Gefahr, bei der Kreuzung der Bahnlinien in einen falschen Zug zu gerathen, treibt Alt und Jung, Reich und Arm, Vornehm und Gering zu fieberhafter Eile an. Ohne die mächtigen Schilder zu beachten, welche die Ortsbestimmung jedes Zugs auf das Deutlichste angeben, bestürmen tausend Frager die Condukteurs, ob dieß der „rechte Zug" sey, ob man die Wagen wechsle u. dgl., und manchmal ereignet es sich dennoch, daß ein unglücklicher Passagier im Augenblick, wo sein Zug sich in Bewegung sezt, zu seiner Verzweiflung entdeckt, daß er einer Weltgegend zueilt, welche dem Ziele seiner Reise durchaus fern liegt. Nach und nach verbraust das Getümmel; ein Zug nach dem andern fliegt davon, und für einige Stunden herrscht wieder die alte Ruhe in den sonnebeglänzten Bahnhofsräumen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsezung.)

Die demokratischen Arbeiter.

Die zweite Klasse der Demokraten sind die Arbeiter, eine furchtbare Macht ihrer Zeit, angewachsen durch die große Zahl brodlos gewordener Gewerbsleute und Künstler, die mit Spaten und Karren die Lebensnothdurft sich verdienten. Sie waren entschiedene Demokraten, Socialisten, allzeit bereitwillige Revolutionäre, weil es ihnen so vorgeredet war, weil sie durch die Phrasen und Verheißungen der Demagogen in ehrlichem Glauben eine goldene Zukunft vor sich sahen. Nur Republikaner wollten sie nicht werden, den König sollte man ihnen nicht nehmen. Sonst waren sie zu

Digitized by Google

allem bereit. Ihr großer Tag war der 16. Oktober, der blutige Aufstand auf dem Kopenikker Felde, die Barrikadenschlacht in Berlins Straßen, der Tag, der die Bürgerwehr zum ersten, aber auch zum einzigenmal in einiger Tüchtigkeit zeigte, aber auch das Leben einiger ehrenwerthen Bürger kostete. Was die Arbeiter damals gewollt, ist noch heute nicht klar. Wahrscheinlich war es ein zufälliger Aufstand, und gegen den Willen der Demokratie, die nur einen Augenblick geschwankt haben mag, ob sie davon Vortheil ziehen solle. Die Physiognomien dieser demokratischen Arbeiter waren sehr leicht von den Bummlergesichtern zu unterscheiden. Jene gestanden offen und ehrlich an den Tumulttagen ein: wir sind bestellt, wir wissen nur nicht wozu. Die Bummler waren gewitzigtere Werkzeuge; sie verriethen nicht ihre Mission, sie waren da um zu verschwinden, ohne die Urheber zu compromittiren. Es hat viele Mühe gekostet diese Macht zu bändigen, aber man hatte mit einem Körper zu thun, der nicht beim Anfassen in Luft und Nebel zerging, und es ist gelungen die Arbeiter von der Demokratie zu bekehren, wozu freilich der gesunde praktische Sinn dieser Leute das Seinige und vielleicht das Meiste beigetragen hat. Sie sind inne geworden, daß die Demagogen sie zum Narren gehabt und ihnen Dinge versprochen haben, die sie nie gewähren konnten. Einen Wendepunkt für diese Klasse bezeichnet der 25. September, wo sie nach der Stadt bestellt waren, zu den Unruhen, die da kommen würden. Mit welcher Gewißheit erwartete man sie, da Niemand der Pfuelschen Erklärung gewärtig war, welche die schwarzen Wolken auf einige Zeit wieder verscheuchte! Nun galt es, die bestellten Aufwiegler wieder zu entfernen, und die Demokraten wagten doch nicht offen mit der Sprache herauszurücken. Nachdem sich die armen Leute den ganzen Tag umher getrieben, schickte man sie endlich gegen Abend vor das Stadtgefängniß, die Stadtvogtei, um dort den fruchtlosen Versuch zu machen, die Gefangenen loszufordern. Es galt nur sie zu beschäftigen, ihre Wuth auf irgend ein Ziel zu lenken. Es ist selten ein so heilloses Spiel mit den bethörten Massen getrieben worden. Erinnere man sich, daß zum Ueberfluß an jenem Schreckensabend auch einige Reaktionäre es versuchten, die Arbeiter zum offenen Angriff zu reizen, um einen Aufstand zu provociren, der die Herbeiziehung der Militärmacht nothwendig mache. Darauf aber sank das Ansehen der Demagogen bei den Arbeiterdemokraten sichtlich mehr und mehr, während die Stadt und andere Behörden ernstlich bemüht waren, ihnen Beschäftigung zu verschaffen und ihre Angelegenheiten zu regeln. Es kam noch zu manchen ernsten Ausbrüchen aus eigner Kraft, aber nicht mehr im Auftrag der Demokratie. Die Namen der Rehberger, der Plötzensee, der Canalarbeiter werden einen historischen Platz behaupten. Eine Anzahl dieser Arbeiter mag jetzt allerdings von den Royalisten quand même geworben seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Gewerbeausstellung.

Man ist bekanntlich zum Rokokostyl zurückgekehrt, und es gibt jetzt mehrere Fabrikanten, welche die Boule'schen Möbeln vortrefflich nachahmen, und sogar übertreffen. Man sieht unter Anderm einen prächtigen Bücherschrank, welcher nach der angehefteten Anzeige von Herrn Fattet bestellt worden ist. Dieser Fattet ist ein Zahnarzt, der lange und gelehrte Abhandlungen über künstliche Zähne in die Zeitungen einrücken läßt, dafür bedeutende Summen jährlich ausgibt und sich professeur de prothèse dentaire betitelt. Er will, ich weiß nicht welche Vorrichtungen erfunden haben, um natürliche, aber schlechte Zähne durch künstliche, weit bessere zu ersetzen. Paris hat das Glück, mehrere dergleichen viel versprechende und gewaltig viel schreibende und ankündigende Zahnärzte zu besitzen; aber keiner schreibt und kündigt so viel an als Fattet. Wenn ihm jede Ankündigung auch nur Einen Zahnkranken mehr verschafft, so muß er vollauf zu thun haben. Keiner ist aber wohl auch im Stande, sich einen so kunstreich gearbeiteten Bücherschrank anzuschaffen; der Besitzer eines Palastes könnte sich mit einem solchen Schranke begnügen. In vergoldeten Gefäßen und andern Sachen aus Bronze hat der Pariser Kunstfleiß längst seine Virtuosität bewährt; eben so in bemaltem Porzellan und vergoldetem Krystallglas. Große bemalte Glasfenster fallen dem in das Gebäude Eintretenden sogleich in die Augen. Eine ganze Galerie ist den berühmten Lyoner Seidenstoffen und Brokaten gewidmet, eine andere den Mülhauser Kattunen, andere den Tüchern von Louviers, Elbeuf, Reims u. s. w. Die französische Eisengießerei war hinter den auswärtigen, besonders der deutschen zurückgeblieben; aber sie hat große Fortschritte gemacht, wie man an den aufgestellten Mustern, als Statuen, Säulen, Gefäßen, Springbrunnen u. s. w. sieht. Alle diese Kunstwerke zieren einen mit Rasen bedeckten Hofraum, wo man sich niedersetzen kann, aber nur auf Eisen; Stühle, Lehnsessel und Canapés, welche überall angebracht sind, bestehen alle aus diesem Metalle, das wie Holz bemalt ist und sich sehr elegant ausnimmt. Orgeln und Fortepianos sind in Menge ausgestellt, und damit das Publikum den Ton beurtheilen könne, wird fast beständig auf denselben gespielt, und die harmonischen Töne durchdringen einen großen Theil des geräumigen Gebäudes. Mit den Fortepianos wird schon lange großer Luxus getrieben, und viele sind auswendig mit großer Pracht ausgestattet. Paris hat wenigstens ein Dutzend großer Instrumentenfabriken, die zum Theil von Deutschen errichtet worden sind und geleitet werden; auch die Arbeiter in denselben, so wie in den Möbelfabriken der Vorstadt St. Antoine sind großentheils Deutsche. Einige dieser Instrumentenfabriken, wie die Erhardsche und die Pleyel'sche bestehen schon seit lange und die Erben der Stifter sind jetzt Franzosen. Mit Surrogaten macht sich die jetzige Zeit viel zu schaffen und die jetzige Ausstellung hat deren viele aufzuweisen. Dahin gehört die Ruolzsche Vergoldung. Der Erfinder hat sonderbare Schicksale gehabt. Er ist Vicomte, hielt sich in Italien auf, componirte Musik und ließ eine Oper zu Neapel aufführen; er kam darauf nach Frankreich zurück, componirte auch hier eine Oper, wurde dann aber ein Vergolder auf galvanischem Wege. Ohne Zweifel hat er damit mehr verdient als mit seinen Opernpartituren, denn die Ruolzschen Waaren hatten guten Absatz. Man läßt sich jedoch durch den Schein nicht täuschen, und wenn man in Paris etwas bezeichnen will, was aussieht wie Gold, aber nur schlechtes Metall ist, so sagt man: es ist Ruolzsche Vergoldung. Zu Verzierungen an Möbeln und Gefäßen nimmt man jetzt, statt der ziemlich theuern Bronze, Zinn oder Blei, die man vergoldet; dieß macht denselben Effekt wie Bronze, ist aber natürlich viel wohlfeiler. Wie geschickt man Edelsteine nachahmt, weiß jeder. Ferner behandelt man jetzt die gebrannte Erde sehr kunstreich und ahmt in derselben allerlei nach, was man sonst in Marmor oder Sandstein ausführte. Ein Fabrikant, Namens Garraud, macht sich anheischig, Säulen, Kapitäle, Giebel, Geländer in durchbrochener Arbeit, Statuen und andere plastische Gegenstände zu liefern.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 175. Montag den 23. Juli 1849.

Qui juris nodos et legum aenigmata solvunt.
Juvenal.

Die Gerichtsſitzungen in der Londoner Weſtminſter-Halle.

Viermal im Jahre melden die Londoner Zeitungen: „Morgen am erſten Tage der Gerichtsſitzung wird der Lord Kanzler in ſeiner Wohnung die Richter und Sachwalter empfangen und darauf die Eröffnung der Gerichtshöfe unter den üblichen Feierlichkeiten vornehmen.“ Der damit gemeinten Gerichtshöfe ſind fünf: Court of Chancery. Exchequer Chamber. Quen's Bench. Common Pleas und Exchequer. und ſie ſitzen in der ſtattlichen, von Wilhelm Rufus erbauten Weſtminſter Halle vom 11. bis 31. Januar (Hilary Term.), 15. April bis 8. Mai (Easter Term.), 22. Mai bis 12. Juni (Trinity Term.), 2. bis 25. November (Michaelmas Term.). Dieß ſind die vier Jahreszeiten der Londoner Sachwalter, von den Thomſonſchen auch inſofern unterſchieden, als jede derſelben einen Frühling und Herbſt, eine Säe- und eine Erntezeit hat — vier Ernten in Einem Jahre. Obwohl die Tage dieſer Gerichtsſitzungen ſich in London nicht ſo bemerkbar machen wie die Zeit der Aſſiſen in einer Provinzialſtadt, ſo bleiben ſie doch auch, namentlich in dem Theile Londons, wo Weſtminſter-Hall ſteht, keineswegs unbemerkt. Die zuführenden Straßen und Gaſſen erhalten eine lebendigere Phyſiognomie, die Cabführer auf Palace-Yard erſcheinen zahlreicher, werden öfter gerufen und ſchlummern weniger; durch alle vom Tempel in Whitehall ausmündenden Zugänge ergießt ſich ein Strom bleicher und rother Advokatengeſichter, eiliger Schreiber mit blauen bauſchigen Beuteln, meiſt wohlbeleibter Notare und untergeordneter Myrmidonen der Ausleger der Geſetze. Zwiſcheninne wandeln, was man hier ſonſt ſelten ſieht, von ihren Wohnungen nach der „Halle“ junge und alte unbeſchäftigte Juriſten, Arm in Arm, langſam, plaudernd und lachend, und kommen nach kurzer Friſt eben ſo zurück. Man nennt dieſe Peripatetiker oder ſpazirenden Rechtsgelehrten Straßenpraktikanten.

Am Tage der Eröffnung der Gerichtshöfe iſt die Bewegung am ſtärkſten. Es ſammeln ſich Haufen Neugieriger, die perſonifizirte Majeſtas des Rechts zu ſchauen. Im Innern der von keinem Pfeiler getragenen, 270 Fuß langen, 74 Fuß breiten und 90 Fuß hohen Halle fehlt es nicht an feinen weiblichen Toiletten, welche unter dem Schutze ſolcher ihrer männlichen Bekannten, denen die Befugniß zuſteht, hier zu ſeyn, und die heute dieſelben vorzugsweiſe geltend machen, den Saal auf und ab rauſchen. Vor der Halle raſſeln Wagen ab und zu und üben Polizeidiener das Amt der Ceremonienmeiſter, während andere die Beutelſchneider und Taſchendiebe beaufſichtigen, welche für ihre bei der Morgenmuſik der Militärbande an St. James' Palaſt vielleicht getäuſchten Hoffnungen hier im Gedränge, das ſie wo möglich ſelbſt verurſachen, ſich entſchädigen wollen. Plötzlich verſtummt das Getöſe auf der Straße, die Wandelnden in der Halle werden erſucht, ſich in Reihen zu ordnen, die Männer noch beſonders, ihre Hüte abzunehmen. In ſcharfem Trabe rollen Wagen heran und halten vor dem Hauptthor; der prächtigſte und reichſte derſelben iſt der Staatswagen des Lordkanzlers. Durch die Doppelflügel des Hauptthors tritt er in die Halle, ihm voran der Träger ſeines Amtszeichens, der goldenen Keule, er ſelbſt in großgelockter, weißgepuderter Allongeperrücke mit der ſchweren goldenen Bruſtkette über

Digitized by Google

dem weitfaltigen, ſchwarzſammtenen Talar, deſſen Rand gewaltige goldene Franſen ſäumen und deſſen Schleppe ein Page hält. Ihm folgt der Vicekanzler, ebenfalls in ſchwarzem, mit goldenen Franſen geſäumten Ornat und langer Perrücke; dann paarweiſe die Oberrichter in ſcharlachenen, mit Hermelin ausgeſchlagenen Roben; darauf ſtreng nach den Rangſtufen und jeder in ſeiner Amtstracht die Unterrichter, Generalfiskale und Generalprokuratoren, Kronanwälte, Rechtsſergeanten und all die Glücklichen, welche der Lord Kanzler zum grand déjeuner eingeladen.

Unter den in der Halle verſammelten Zuſchauern befinden ſich eine Menge Advokaten ohne Prozeſſe, die aber deßhalb ihren mit Praxis geſegneten Kollegen um nichts weniger freundlich die Hand ſchütteln und mit Schickſalsgenoſſen um nichts weniger herzlich lachen. Doch ſieht man auch hie und da einen Vereinzelten, in der linken Hand einige Bogen Papier, die er aufmerkſam lieſt, in der Rechten einen Stift, mit welchem er Randbemerkungen anſchreibt. Der äußern Form nach kann, was er lieſt, ein ſogenannter »brief« ſeyn, ein status causae, das Sachverhältniß eines Rechtsſtreites, welches der „Solicitor" zuſammenſtellt und zum Behuf der Verhandlung vor Gericht dem „Barriſter" übergibt. Die Papierbogen können einen ſolchen Auftrag enthalten; vielleicht ſind ſie aber bloß, was techniſch ein »fagot« heißt, die Unterlage eines abgethanen Rechtsſtreites, durch deren Vorzeigen der Inhaber glauben machen will, daß er Praxis habe. Zu demſelben Zwecke hat ein Anderer ein dickes Rechtsbuch unter dem Arm; er wünſcht die Vermuthung zu erregen, daß er beim Plaidiren ſich auf einen für ſeine Anſicht ſprechenden Rechtsfall berufen werde. Es ſoll noch viele Mittel geben, um den erſten Fuß auf eine Bahn zu bringen, nach welcher Viele ſtreben und deren Endpunkt Wenige erreichen. Selbſt ſo lange dieſe Mittel auf einen Verſuch zu täuſchen ſich beſchränken, wird Niemand ſie rechtfertigen mögen; aber eine kleine Entſchuldigung iſt für manchen, der Jahre lang geharrt, die Schraube der Noth und ein Blick auf das in der Halle hängende Namensverzeichniß derer, welche während der laufenden Gerichtsſitzung um Zulaſſung zur Barre angeſucht. In der erſten Sitzung dieſes Jahrs betrug ihre Zahl einhundert und achtzig.

Wer Luſt hat, ſchlägt einen Vorhang zurück, der von der Decke zur Flur reicht, und tritt aus der Vorhalle in den Court of Queen's Bench, wo die Richter auf einer mit carmoiſinrothen Kiſſen belegten Bank ſitzen. Hinter ihnen prangt an der eichenen Wandtäfelung das königliche Wappen, über ihnen ein Prachthimmel, vor jedem ſteht ein Schreibtiſch von blankem Mahagoni. Tiefer, in Perrücken und Talaren, ſitzen die dem Gerichtshofe zugetheilten Kronanwälte, noch tiefer, auf dem Parket, die Sachwalter, welche heute ſprechen werden, in ihrem Rücken, Bank an Bank, die »outer barristers,« die gleich der weiter rückwärts verſammelten Menge nur als Zuhörer anweſend ſind. Ein Anſchlag zu beiden Seiten des Eingangs nennt die zur Verhandlung kommenden Sachen und die Namen der Parteien.

Vor den beliebteſten Advokaten, welche heute zu plaidiren haben, liegen auf ſchmaler Tafel die »briefs« in hohen Haufen. Sie ſtrömen ihnen von allen Seiten zu, und wie die Arbeit, die ſie bringen, oft die Kräfte überſteigt, ſo hat ſie auch den meiſten für geernteten Reichthum die Geſundheit genommen. Kahle Scheitel, bleiche Wangen und trübe Augen geben davon Zeugniß, und mehr als einmal, wenn ein Sonnenblick in den Saal fiel, war es mir, als ob die Augen der Beneideten ihm ſehnſüchtig folgten und ſich hinaus wünſchten in Gottes freie Schöpfung. Dennoch ſind und bleiben ſie die Beneideten, und gegenüber dem unbeſchäftigten Advokaten allerdings beneidenswerth. Reich gelohnte Mühe und wohlverdiente Ehren ſchließen ihr Leben ab, und vorher hat die Mühſeligkeit der Arbeit ſie der größern Mühſeligkeit der Langeweile enthoben. Indem ſie auf den Brettern der Welt ihre Rolle gut und tüchtig zu Ende geſpielt, haben ſie ihr Geſchick erfüllt, über ihren Beruf ſich ſelbſt vergeſſen und das Maß ihrer Tage würdig abgemeſſen. Wie traurig im Vergleich mit ihrem iſt das Loos derer, die Jahr für Jahr und Tag für Tag auf Gelegenheit harren, ſich bekannt zu machen, die nicht nach Reichthum, bloß nach Lebensunterhalt ſtreben! Und ihrer ſind viel mehr als man glaubt.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſetzung.)

Wir haben oben den Unterſchied angedeutet, der zwiſchen den germaniſchen und wendiſchen Dörfern beſteht; zunächſt iſt nun Einiges vom Charakter der erſtern zu erwähnen. Ein lüneburgiſches, ſo wie überhaupt ein nordhannoverſches Dorf hat im Vergleich zu den ſüdlichern von weitem ein viel unſcheinbareres Anſehen. Durch die ſchwarzen Strohdächer und die mächtigen dunkeln Eichen und Buchen, welche hoch über alle Häuſer emporragen, erhält das Ganze ein eigenthümlich ernſtes Gepräge, während im Süden rothe Dächer, Reben und blühende Gärten ſelbſt dem kleinſten Ort aus einiger Entfernung einen heitern, lieblichen Anſtrich verleihen. Dieſer erſte Eindruck, den das Aeußere eines mittel- und ſüddeutſchen Dorfes

auf dem Beſchauer macht, pflegt jedoch nur zu häufig zu verſchwinden, ſobald man einen Blick auf das Innere wirft. Gar oft ſieht man hier eine Maſſe kleiner, niedriger, eng zuſammengedrängter Häuſer, deren regelloſe Bauart und ärmliche Einrichtung höchſt unangenehm überraſchen. Ganz anders verhält es ſich mit einem lüneburgiſchen Dorfe. Sey es mitten in der Heide oder in fruchtbarer Marſchgegend, überall herrſcht im Innern trauliche Behaglichkeit. Die Häuſer liegen weit auseinander; unter den hohen Eichen, welche ihre laubigen Zweige über das Strohdach breiten, zieht ſich ein kurz geſchorner, dunkelgrüner Raſengrund hin, der je nach der Lage des Hauſes ringsum frei oder von einem Zaun eingeſchloſſen iſt. Ein Theil dieſes Rains wird gewöhnlich als Hofraum benuzt und iſt mit Wagen, Ackergeräthſchaften, Heidehaufen und Holzvorräthen bedeckt. Hinter dem Hauſe liegt der kleine Garten, deſſen Hauptbeſtandtheil Gemüſepflanzungen bilden, aus denen ſich einzelne Obſtbäume erheben. Blumenfelder gibt es meiſt nur zwei bis drei, aber der Roſenſtrauch, der unter dem Fenſter grünt und blüht und duftet, erfreut den ſtillen Dörfler mehr, als es Hunderte der prächtigſten Wunderblumen zu thun vermöchten. Jenſeits des Gartens breitet ſich eine blumige Wieſe aus, an deren Rande Hagedorn- oder Heinbuchenhecken, halbhohe Weiden oder Erlen ſtehen, die zugleich die Grenze gegen das Gebiet des Nachbars bilden. Obgleich ſich ein Theil der Häuſer zu beiden Seiten der durch das Dorf führenden Hauptſtraße befindet, ſo iſt doch dabei niemals ein beſtimmter Plan zu bemerken. Jeder hat ſein Wohnhaus erbaut, wo es ihm gefiel, was in den rein wendiſchen Dörfern nicht der Fall iſt. Nur in Kirchdörfern pflegen Kirche, Pfarre und Schule, wie es die Natur der Sache mit ſich bringt, nahe bei einander zu liegen.

Die Dörfer der Marſchgegenden, namentlich die an der Elbe im nordweſtlichen Theile des Fürſtenthums, zeichnen ſich durch ihre eigenthümliche Lage und durch ihr ſtattliches Aeußere aus. Da die Ufer der Elbe ſehr flach ſind und der Strom im Frühjahr mächtig anzuſchwellen pflegt, ſo hat man mit ungeheuern Koſten längs des Ufers Sanddämme — die ſogenannten Deiche — aufgeführt, die fünfzehn bis fünfundzwanzig Fuß hoch ſind und das Land gegen verheerende Ueberſchwemmungen ſchützen. Hinter dieſen Deichen liegen nun die Dörfer mit ihren hübſchen Häuſern und üppigen Gärten und Feldern, deren Eigenthümer ſämmtlich ſehr wohlhabend ſind.

Entſcheidend für den Charakter eines Dorfes iſt es, ob ſich eine Kirche darin befindet oder nicht. Durch die Kirche wird es zu einem Centralpunkte für alle umliegenden eingepfarrten Orte und Höfe und übt eine Art von Oberhoheit über dieſelben aus, ſelbſt dann, wenn das Kirchdorf kleiner iſt als eines der eingepfarrten. Denn in dem leztern ſieht man in der Regel, das Schulgebäude abgerechnet, nur Bauernhäuſer, das erſtere dagegen pflegt meiſtens der Sitz mehrerer „Honoratioren“ zu ſeyn. Außer der Pfarrwohnung, welche durchgängig das anſehnlichſte Gebäude des Dorfes iſt, und dem Hauſe des Organiſten oder Küſters findet man ſtets einige Kaufläden und eine Amtsvogtei, oft auch eine Poſtſpedition und Poſthalterei. Einige Wirthshäuſer, Werkſtätten, Bäckerladen u. dgl. bilden dann den Uebergang zu den Bauernhäuſern.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſezung.)

Die Gewerbe- und die Kunſtausſtellung.

Ein Anderer verfertigt kleine Basreliefs und Medaillons vermittelſt des Niederſchlags einer ſogenannten verſteinernden Quelle, die aus einer Höhle in der gebirgigten Auvergne hervorſprudelt. Der kleinen, mehr oder weniger ſinnreichen, mehr oder weniger nüzlichen Erfindungen für den Haushalt ſind immer eine Menge auf den hieſigen Ausſtellungen. Sogar die Kliſtierſpritzen, deren Gebrauch bei den Franzoſen ſo häufig iſt, ſind zu allerlei niedlichen Maſchinen umgeſchaffen, welche dem Urtheile der Geſchwornen ſo gut unterlegen haben, als die großen Dampfmaſchinen, von denen man rühmt, daß ſie die engliſchen völlig erſezen und denſelben in keiner Hinſicht nachſtehen. Von den optiſchen, phyſiſchen und aſtronomiſchen Inſtrumenten, welche in allen Ländern, wo die Wiſſenſchaften blühen, geſucht ſind, ſo wie von der Juwelier- und Goldſchmiedearbeit brauche ich nicht

Digitized by Google

zu ſprechen; die Pariſer Arbeiten in dieſen Fächern ſind weltberühmt. Neu und intereſſant ſind die Sendungen aus Algerien. Es iſt dieß ein erſter Verſuch. Das Eingeſandte beſteht aus Produkten der dortigen Baumzucht, als Pomeranzen, Limonen, Granatäpfeln u. ſ. w., aus Muſtern von Baumwolle, Schafwolle, Seide, dann aus Muſtern geglätteter Holzarten, welche zur Verfertigung von Möbeln dienen können.

Man macht ſich hier wie immer über die ernſthafteſten Dinge luſtig und ſpottet über ſeine eigenen Ausſchweifungen. Von dem bekannten „Ideenmarkt“ iſt eine dritte Nummer auf die Bühne gekommen, welche zwar keine neuen Ideen zu Markte bringt, ſich aber über die Vorgänge des verhängnißvollen Jahres 1848 in demſelben Tone ausläßt, wie die beiden erſten Nummern. In dieſer dritten wird die Provinz perſonificirt und ſpricht zu der Hauptſtadt, welche immer bei den Revolutionen den Ton angibt:

Vous renversez, et quand l'affaire est faite,
Le télégraphe daigne nous en parler.
Ensemble ou moins pétrissons la boulette,
Si vous voulez nous la faire avaler.

In einem Vaudeville: „die Ausſtellung der Induſtrieprodukte,“ das eine ſatiriſche Ueberſicht der dort zur Schau geſtellten Erfindungen ſeyn ſoll, kommen auch allerlei politiſche Anſpielungen vor, unter andern eine über die Abſetzung der Beamten während der erſten proviſoriſchen Regierung, und über das Wiedereinſetzen derſelben während des jetzigen, zur Monarchie ſich neigenden Gouvernements:

En février, quand je récapitule,
Que de changemens arrivés!
On a déplacé sans scrupule
Les sous-préfets et les pavés.
Mais maintenant on cherche en vain la trace
De ces incroyables méfaits;
Les pavés et les sous-préfets
Ont été remis à leur place.

Neben der Gewerbeausſtellung hat Paris jetzt auch noch den ſogenannten Salon, die Ausſtellung der Produkte der Malerei und Sculptur, welche dießmal in den Tuilerien ſtattfindet, die nun ſeit länger als einem Jahre ganz leer ſtehen, und ſich mit ihren ſchönen Sälen und Galerien zu einer Kunſtausſtellung ſehr gut eignen, zumal keine ſehr großen Gemälde vorhanden ſind, welche man aus einiger Entfernung beſchauen muß. Große Gemälde werden nur auf Beſtellung verfertigt; ſeit ſechzehn Monaten iſt aber wahrſcheinlich gar nichts der Art beſtellt worden.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortſetzung.)

Die demokratiſchen Handwerker. — Die Führer der Demokratie.

Die dritte Abtheilung bilden die Gewerbtreibenden, darunter beſonders Schuhmacher und Schneider und eine Anzahl kleiner Kaufleute, Schenkwirthe u. ſ. w. mit einem Worte die niedere Schicht des ehemaligen tiers état. Entſtammt in den Tagen vor und nach der Barrikadennacht, waren ſie damals doch noch gute loyale Leute, und erſt die demokratiſchen Clubs und deren Redner, auf der andern Seite aber der Hunger rekrutirten unter dieſen Bürgern für die Demokratie. Da wuchs die Zahl der Demokraten Berlins in ſehr bedenklicher Art bis nach dem November. Der Moſt der Freiheit, die gewöhnlichſten Tiraden der literariſchen Demagogen waren ihnen zu Kopf geſtiegen, wie Schnaps in leerem Magen, und die Noth operirte mit. Obwohl nach der Verfaſſungsoctroyirung, vom December ab, vielen die Augen aufgingen, daß der conſequente Weg der Demokratie auch der zu ihrem unausbleiblichen Ruin ſey, iſt es doch jetzt gerade in dieſer Klaſſe kleiner Bürger, wo der demokratiſche, beſſer der Oppoſitionsgeiſt am hartnäckigſten wurzelt. Es iſt der ſtarre Trotz ſolcher, welche ihr Lebenlang ſich für betrogen haltend, nun auch abſolut alles Vertrauen von ſich weiſen, und der Freiheit nicht beſſer Rechnung zu tragen glauben, als indem ſie ein beſtändiges Mißtrauen gegen Alles zeigen, was von der Regierung ausgeht. Vielleicht hat auch von ihnen ein guter Theil ſich überzeugt, daß es mit einer Demokratie, d. h. mit einer Selbſtregierung, wie ſie im erſten Rauſch gepredigt ward in unſerer wirklichen Welt keinen beſondern Fortgang haben kann; dafür halten ſie aber deſto feſter am Recht, d. h. eben an dem, was jeder ſich darunter denkt, und eine ihrer Lieblingsphraſen iſt die „Rechtsverletzung.“ Allerdings iſt es ſchwer ihnen zu beweiſen, daß das neue Wahlgeſetz keine Verletzung eines beſtandenen Rechtes iſt, eben weil ſie in dieſem Punkte im Recht ſind; aber es iſt noch ſchwieriger ihnen klar zu machen, daß ein höchſtes Recht in der Geſchichte, das der Kraft und Nothwendigkeit, die Buchſtabenrechte nur zu oft zu brechen genöthigt iſt; daß um aus einer Revolution herauszukommen, aus einer Kette von Rechtsverletzungen, es kein anderes Mittel gibt, als eine letzte Rechtsverletzung. In dieſer Kleinbürgerwelt, die ſich zum Theil in unſerer Stadtverordnetenverſammlung vertreten ſieht, blüht jetzt der Entſchluß, nicht wählen zu wollen. Sie dünken ſich darin heroiſch, und dieſes Gefühl könnte man ihnen eigentlich laſſen. Vielen Einfluß auf ſie hat die hieſige Nationalzeitung, welche dem Bürgerthum recht bürgerlich hausbacken, wenn gerade nicht die Revolution predigt, doch die Halsſtarrigkeit und das Mißtrauen gegen die Regierung als eine Bürgertugend.

Das waren die geleiteten Klaſſen; brauche ich Ihnen die leitenden zu ſchildern, welche überall dieſelben ſeyn werden? hier wie anderwärts getheilt in Fanatiker aus Ueberzeugung und Schwärmerei für eine beſſere kommende Welt, in Commis Voyageurs, Fabrikunternehmer, Commiſſionsſpediteurs, die in der Demokratie „machen.“ Von dieſen beiden Klaſſen, unter denen unſere jüngeren Juriſten, namentlich die Aſſeſſoren, im Vordergrund rangiren, und zu denen die Schulmeiſter und Dandys gehören, werden wenige ſchon jetzt ſich haben bekehren laſſen, obwohl ich von manchen Fanatikern ſehr befürchte, daß der Umſchlag nicht ausbleibt, und wir aus den tobendſten Tribunen der Volksverſammlungen mit der Zeit enragirte Reaktionäre und Denuncianten gewinnen. Aber ſie ſind alle jetzt ſichtlich niedergedrückt. Sie hingen nicht an Frankfurt, und noch weniger an Gotha; Wien und Berlin ſind ihnen gleichbedeutende Objekte der Nichtachtung oder des Haſſes, wie es kommt. In Stuttgart ſchlug ihre letzte Hoffnungskarte um, die ſie noch quasi national an Deutſchland knüpfte; denn daß die Hoffnung auf Pfalz und Baden wie die auf Ungarn noch eine vaterländiſche geweſen ſey, geben ſie ſich kaum mehr die Mühe vorzuſchützen. Die Welt vor ihnen iſt düſter geworden, weil die Menſchen nur Menſchen ſind. Dieß wußten wir andern, welche wir die Geſchichte dabei zu Rathe zogen, ſchon ſeit längerer Zeit. Dennoch appelliren ſie an die Zukunft, an die Revolution, welche auf die Reaktion folgen muß, und vergnügen ſich einſtweilen, wie die andern, mit dem heldenmäßigen Entſchluſſe nicht wählen zu wollen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 176. Dienſtag den 24. Juli 1849.

O Tag Gottes, der Menſchheit Wiederbringer,
Erleucht' uns hell und warm!
Willkommen, o Tag, in dem Glanz!
Uns winkt zu Geſang und Tanz
Dein roſiger Kranz!

J. H. Voß.

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſetzung.)

In einem ſolchen Pfarrdorfe, und liegt es auch in der tiefſten Einſamkeit der Heide, herrſcht immer ein viel bewegteres Leben als in den eingepfarrten Orten. Beſonders iſt dieß an Sonntagen der Fall. Während in den kleinern Dörfern zu dieſer Zeit Alles leer und öde iſt, ſieht man am Centralpunkte derſelben ein buntes Gewimmel. Dieſes beginnt jedoch im Sommer erſt gegen neun oder zehn Uhr; während der erſten Stunden waltet tiefer Sonntagsfriede. Sobald die Morgenglocke den Tag des Herrn eingeläutet hat, erſcheinen einzelne Bewohner, die bereits ihren halben Feſtſtaat angelegt haben, in der Hausthür, wandeln durch den kleinen Garten oder über die weite blumige Wieſe und reden einige freundliche Worte mit den Nachbarn. In den hohen Bäumen aber jauchzen die Vögel, und von Wald und Heide weht würziger Duft herüber. Hoch oben glänzt der Sonntagsmorgenhimmel im prächtigſten tiefſten Blau und im milden Schein der Sonne tummeln ſich die Kinder auf dem grünen Rain und jubeln mit den Lerchen um die Wette, die aus Feldern und Wieſen in die klare Luft emporſteigen.

Gegen neun Uhr ſieht man den Küſter aus ſeinem Hauſe treten und langſam der Pfarre zuſchreiten, um die Nummern der Geſänge, die während des Gottesdienſtes geſungen werden ſollen, und das Abendmahlsgeräth zu holen, welches meiſtens der Prediger in Verwahrung hat. Einige Zeit darauf erſchallt der helle Ton eines Glöckleins, die ſogenannte Beichtglocke, welche diejenigen, die nach dem Schluſſe der Predigt das Abendmahl feiern wollen, zu einer kurzen Andacht zuſammenruft. — Allgemach erſcheint ein Kirchgänger nach dem andern. Bejahrte Männer und Frauen aus entfernten Dörfern, die den weiten „Kirchweg“ zu Fuß nicht würden zurücklegen können, kommen auf raſſelnden Wagen angefahren, während die jungen Männer, Frauen und Mädchen im ſchmückſten Sonntagsſtaat von allen Seiten dem Platze zuwandern, wo die Kirche liegt. In feierlicher Stille ſtehen nun Alle vor den Kirchthüren und erwarten das „Predigtgeläut“ und den Pfarrer. Auf allen Geſichtern liegt der Ausdruck des Friedens und der Ruhe. Sechs Tage hindurch hat Jeder unter Mühe und Arbeit den Sonntag erwartet, nun iſt er mit Sonnenſchein, Vogelſang und Glockenklang in's Land gekommen; ſollte da nicht jedes Herz freudiger ſchlagen? — Und wenn dann die klaren Orgeltöne aus dem Innern der Kirche hervordringen und weit über den Kirchhof, über Wieſe, Garten und Rain in's ſtille Dorf hineinſchallen, da eilt Alles von nah und fern in das Gotteshaus und ſtimmt mit andächtigem Sinn in das feierliche Sonntagslied ein. — Iſt der Morgen der Andacht und Erhebung gewidmet, ſo werden Nachmittag und Abend mit Geſang, Tanz und Spiel hingebracht. Manche Bewohner der eingepfarrten Orte bleiben im Kirchdorfe und theilen Luſt und Freude mit Verwandten und Freunden.

Obwohl ſämmtliche im Fürſtenthum Lüneburg wohnende Wenden ohne Ausnahme die Sprache ihrer Vorfahren aufgegeben haben, ſo ſind ſie doch unbe-

Digitized by Google

wußt manchen Stammeseigenthümlichkeiten treu geblieben. Dahin gehört die Regel, welche bei der Anlegung eines Dorfes beobachtet wird. Ein rein wendischer Ort im Fürstenthum Lüneburg ist auf dieselbe Weise gebaut wie ein Dorf in der Ober- und Niederlausitz, dem einzigen Lande, wo der Stamm der alten Wenden Sprache und Sitte bis zum heutigen Tage möglichst treu bewahrt hat. Alle Häuser liegen zu beiden Seiten des breiten Hauptfahrweges, der das Dorf in zwei gleiche Theile theilt und bald schmaler, bald breiter ist. Obgleich die so gebildete Gasse meistens in einer geraden Linie fortläuft, so sieht man doch auch häufig Dörfer, die in der Gestalt eines Hufeisens, eines Halbkreises oder eines flachen Bogens erbaut sind. Die einzelnen Häuser stehen ziemlich nahe aneinander, kehren stets die spitzen Giebel nach der Straße und haben von hier aus den Haupteingang, eine große hohe Bogenthür, über welcher allerlei fromme Sprüche geschrieben stehen. Zwei Nebenthüren befinden sich rechts und links an den langen Seiten des Hauses. Die Nebengebäude liegen theils hinter, theils neben oder vor dem Hauptgebäude. Der Garten, in welchem meistens auch der Backofen seine Stelle hat, liegt mit seltenen Ausnahmen stets hinter dem Hause.

Ein lüneburgisch-germanisches Bauerhaus zeigt in seinem Aeußern und Innern überall denselben Typus. Es ist ein langes, einstockiges Gebäude und stets mit einem Strohdache versehen, dessen höchster Rand mit einer fußhohen Schicht Heide, der sogenannten Dachheide, bedeckt ist und an beiden Enden eine hölzerne Giebelverzierung trägt. Ein Schornstein fehlt den ältern Häusern gänzlich; der Rauch findet durch die Bodenlücke, die Oeffnungen des Dachs und durch die drei Thüren seinen Abzug; bei den neuern Gebäuden begegnet man diesem Uebelstande nicht mehr. Die erwähnte Giebelverzierung findet sich an jedem Hause und bietet eine äußerst interessante Erscheinung dar. Die Gestalt der Giebelhölzer soll nämlich noch heutigen Tages andeuten, ob die Bewohner von den alten Sachsen oder von einem andern eingewanderten, oder nach Niedersachsen verpflanzten Volke abstammen. Im erstern Falle laufen die kreuzweise über einander genagelten Bretter oben in Pferdeköpfen aus, das uralte Symbol von Hengist und Horsa; im andern Falle sind dieselben entweder ganz einfach abgerundet oder mit beliebigem Schnitzwerk verziert. Daß diese Stammesunterscheidung jedenfalls den meisten Bewohnern und namentlich der jüngern Generation unbekannt ist, läßt sich mit Gewißheit annehmen; da den lüneburgischen Landmann indessen eine übergroße Anhänglichkeit am Althergebrachten auszeichnet, so ist leicht erklärlich, warum er bei einem Neubau seines Hauses, wobei die vorgefundenen Einrichtungen möglichst beibehalten werden, auch unbewußt das alte Stammzeichen wieder auffrischt.

Den Haupteingang bildet die schon erwähnte große Bogenthüre mit zwei Flügeln, von denen der eine wiederum aus zwei Theilen, der Ober- und der Unterthür, besteht, welche leztere gemeiniglich geschlossen wird, während die erstere den Tag über offen bleibt. Damit beladene Wagen ohne Schwierigkeit in's Haus fahren können, ist die Schwelle, so wie das in der Mitte derselben senkrecht eingefügte „Döffelt" beweglich. Lezteres ist ein sechs Zoll breites, drei Zoll dickes und zwölf bis sechzehn Fuß hohes Stück Holz, an welchem die beiden Flügel durch einen Riegel befestigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gerichtssitzungen in der Londoner Westminster-Halle.

(Schluß.)

Man liest und hört jenseits des Kanals mit Erstaunen von den kolossalen Honoraren, von der massiv goldenen Praxis der Londoner Sachwalter; aber man hat selten einen Begriff vom kolossaleren Abstande zwischen den Beglückten und den Unbeglückten, den Ueberbeschäftigten und den völlig Müssigen, und vom numerischen Verhältniß derselben. In keiner der drei Fakultäten ist der Unterschied gleich groß, das Mißverhältniß gleich grell. Der als Millionär gestorbene Lord Kanzler Eldon sagt in seinen hinterlassenen Memoiren, der Sprung seines advokatorischen Jahreserwerbs von vierzig Pfund auf viertausend sey ein sehr kurzer gewesen, und wenn dieß auch nicht die Regel seyn mag, so hat doch in diesem Fall der Ueberfluß eines einzigen neun- und -neunzig unter hundert in Dürftigkeit gelassen, und dieses Beispiel wunderbar schnellen Uebergangs von lezterer zu ersterem steht keineswegs vereinzelt da. Es hat an Lord Brougham vor längerer Zeit, an zwei oder drei andern vor Kurzem sich wiederholt. Vor wenigen Jahren nobodies. d. h. nichts, sind sie jezt sehr viel. Damals müssig, haben sie jezt Arbeit ohne Ende, damals arm, sind sie jezt sehr reich. Der Geistliche, so lange er keine Pfründe hat, kann einen andern vertreten. Der Sachwalter, der einmal zur Barre berufen ist, darf nur unter eigener Fahne kämpfen. Der Arzt kann hinter geschäftigem Wesen den Mangel an Patienten verbergen; der Sachwalter muß seinen Mangel an Clienten zur Schau tragen; keine Zeitung nennt in

Digitized by Google

den Gerichtsverhandlungen, worüber ſie berichtet, ſeinen Namen, und ſizt er in der Weſtminſter Halle auf der Bank müſſiger Kollegen, ſo iſt ſeine Geſchäftsloſigkeit augenſcheinlich. Das Glück der Wenigen bedingt das Unglück der Vielen. Tag für Tag nennen die Zeitungen in ihren law reports die Namen der Wenigen. Man möchte glauben, es gebe in London nicht über zehn oder zwölf Advokaten, und dieſe zehn oder zwölf halten prächtige Equipagen und zahlreiche Dienerſchaft, haben in London ihre Stadthäuſer und auf dem Lande ihre Villas, und ſind ſie endlich der Praxis müde, ſo werden ſie Richter und Oberrichter, erſteigen vielleicht die höchſte Staffel richterlicher Würde, den Armſtuhl des Lord Kanzlers, kaufen Güter und ſterben als Stammväter hochadeliger Familien. Dieß macht den Advokatenſtand zu einer Art Lotterie, weckt die Eitelkeit der Eltern, den Stolz der Talente, die Stimme des Ehrgeizes, und daraus erwächst die unzählbare Saat unbeſchäftigter Sachwalter, deren Fleiß unbelohnt verroſtet und deren Geiſt ſich in Reue verzehrt. Die Leute haben eben verſäumt zu bedenken, was Alles dazu gehört, um an der engliſchen Barre ſein Glück zu machen. Fleiß, Talent, Gelehrſamkeit ſind unentbehrlich, reichen aber lang nicht hin, einen günſtigen Erfolg zu verbürgen. Vor Allem braucht es die Geduld des Mannes von Uz, und weil Niemand warten kann, der nicht die Mittel hat, warten zu können, weil Niemand Jahr um Jahr in Weſtminſter Hall an den Nägeln kauen kann, der nichts Anderes zu beißen hat, weil man den Aſſiſen in der Provinz ohne Reiſeaufwand nicht beiwohnen kann, ſo muß man, um vorwärts zu kommen, Geld haben, und wieder Geld und abermals Geld. Außerdem muß aber auch der Himmel ſeine milde Hand aufthun und Gelegenheit ſpenden. Ohne Gelegenheit ſich auszuzeichnen ſind aller Fleiß, alles Talent, alle Gelehrſamkeit ſo nutzlos wie Goldklumpen im Mittelpunkte der Erde oder Perlen und Edelſteine auf Meeresgrund. Zum Erfolg bedarf es der Gelegenheit; das aber iſt nur zu gewiß, daß die Gelegenheit ſeltener vom Himmel unmittelbar, als durch die Vermittelung einflußreicher Freunde herbeigeführt und geboten wird.

Kehren wir zurück zu den Gerichtsſitzungen in der Weſtminſter Halle. Es kann leicht geſchehen, daß die eben gehaltenen Reden den auf Außerordentliches geſpannten Zuhörer nicht befriedigen, ihm in keinem Verhältniſſe erſcheinen mit dem europäiſchen Rufe der Redner. Dieß iſt aber nicht ihre Schuld, ſondern Schuld der Umſtände, welche in einem Handelsſtaate wie England in vieljährigem Frieden zu bedeutenden Reden vor den Civilgerichtshöfen in Weſtminſter-Hall wenig Stoff geben. Die Redner ſehen ſich meiſt auf techniſche Auslegung und ſcharfſinnige Deutung der einſchlagenden Geſetze beſchränkt. Was man daher jezt dort zu hören bekommt, bewegt ſich faſt nur in dieſem für den Laien im Allgemeinen und beſonders für den Ausländer unerquicklichen Kreiſe, für leztern um ſo mehr, weil er, wenn auch ziemlich gut Engliſch, doch das juriſtiſche Engliſch ſicher nicht beſſer als der eingeborene Engländer, d. h. ſehr mangelhaft verſteht. So dünkt ihm die Gelehrſamkeit des Sprechers ſehr langweilig, ſeine Genauigkeit leere Sylbenſtecherei, ſein mit Schwierigkeiten ringender Vortrag unnüzer Wortſchwall. Er vermißt den Witz, der hier am unrechten Orte, den Humor, der unverzeihlich wäre, und tadelt im Ganzen, daß der Redner nicht von einem Pfade abweicht, welcher zum Ziele führt. Er wird aber anerkennen, daß der Redner die ruhige Selbſtbeherrſchung eines Mannes beſizt, der ſeiner Aufgabe vollkommen gewachſen iſt, daß er wie ein Mann von Sitte nicht ſowohl laut als deutlich ſpricht, in einem Tone, der nicht überrumpelt, ſondern überzeugt, in milder, beſcheidener, achtungsvoller Weiſe, und daß er anſcheinend die ſchwere Kunſt verſteht zu ſchweigen, wenn er nichts zu ſagen hat, und hat er etwas zu ſagen, den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Wer alſo bei genügender Kenntniß der engliſchen Sprache und mit der Fähigkeit, ſich durch eine anfangs unangenehme Täuſchung nicht abſchrecken zu laſſen, vom Londoner Geſchäftstakte wie vom Charakter und Verhalten der Londoner Advokaten Einſicht zu erlangen wünſcht, der beſuche die Gerichtsſitzungen in Weſtminſter-Hall. Er ſieht hier jene feſte, ruhige, kalte, abgemeſſene Wohlanſtändigkeit, welche den wahrhaft gebildeten Engländer auszeichnet, das ſchicklichſte Benehmen, ein ernſtes, der Ortsgelegenheit entſprechendes Weſen und ein unverrückt im Auge behaltenes Ziel. Nirgends vielleicht, wo ſich ſo bedeutende Verſtandeskräfte beiſammen finden, offenbart ſich in Rede, Ausdruck und Bewegung ein gleich geringes Maß von Schwindelei, und werden, wo es ſo viel zu ſagen gibt, weniger Worte gemacht. Die Sachwalter der ſtreitenden Parteien greifen ſich an ohne Klopffechterei, triumphiren ohne Hohn und unterliegen ohne Murren. Die vorſizenden Richter, geduldig, würdevoll und höflich, hören aufmerkſam zu, fallen ein, ohne zu verletzen, und tadeln, ohne hart zu ſeyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Henriette Sonntag.

Womit ſich Berlin ſonſt vergnügt? — Ich weiß es nicht. Das Weißbier wird noch immer in großen hohen Gläſern geſchenkt, und an ſchönen Tagen und Sonntags ſind alle Vergnügungsorte um Berlin, alle Spaziergänge dicht gefüllt mit entweder frohen oder froh ſcheinen wollenden Menſchen, trotz der Brodloſigkeit und der Cholera. Auch zog einmal der Treubund auf's Land, und, damit die Treue nicht allein ſich vergnüge, wanderte am ſelben Tage auch eine demokratiſche Volksverſammlung vor's Thor. Es ging alles ſo anſtändig ab, als ob auch auf dem Lande der Belagerungszuſtand erklärt wäre. — Reiſen, ſelbſt Badereiſen werden in dieſem Jahre von hier aus wenige unternommen. Die Einnahmen der Eiſenbahnen geben dafür den beſten Beleg. Es fehlt das Mittel, das Geld, und das Ziel. Wohin kann man denn reiſen, ohne auf Blut, Barrikaden, wenigſtens auf die Trommel und marſchirende Colonnen zu ſtoßen! Freilich nach Schweden und Norwegen, dafür iſt aber der Sommer zu kalt.

Nachdem Henriette Sonntag vor zwanzig Jahren das Theater verlaſſen, nachdem ſie eine piemonteſiſche Gräfin, Geſandtin erſten Ranges an den erſten Höfen Europas geweſen und Mutter blühender, ſchön erwachſener Kinder geworden, betritt ſie wieder die Bühne. Sie hat ſich zu einem Cyclus Gaſtrollen in London engagirt. Das wäre ein Ereigniß, für das ſich Berlin, das unpolitiſche und das politiſche, mit Leib und Seele begeiſtern könnte. Henriette Sonntag, als Lieblingsſängerin, als Schooßkind des Glücks, war damals in der matten und ermattenden Friedenszeit „ein Ereigniß," wie der ſelige Gans ſagte. Was iſt ſie heute, die Gräfin, die aus den höchſten ariſtokratiſchen Kreiſen wieder auf die Bühne ſteigt? Sie thuts aus Mutterliebe, ihrer Kinder wegen, da ihr und ihres Gatten Vermögen bei den koſtbaren Repräſentationen an den verſchiedenen Höfen, dann in den Strudeln der Revolution verloren gegangen. Sie will mit ihrer geretteten Stimme, ihrer conſervirten Grazie noch einmal ihrer Familie ein Vermögen erwerben. Wohl ihr, daß ſie es kann! — Aber ein politiſches Ereigniß? Nun, iſt es nicht zum Staunen und Entſetzen — abgeſehen davon, daß ſie Frau und Mutter iſt und nach ſo vielen Jahren eines friedlich glücklichen, glänzenden Lebens wieder ihr Brod erwerben muß, — nein das iſt Nebenſache, daß aber eine Gräfin Roſſi, die Frau eines Geſandten, durch ſo hohe Huld von Europas erſten Monarchen gewürdigt, ſo ſich ſelbſt, ſo ihre hohe Stellung, ſo die Gönnerſchaft ihrer hohen Freunde vergeſſen kann, ſo mit Undank lohnen, daß man in dieſen Kreiſen in der Gräfin und Geſandtin die ehemalige Schauſpielerin ganz vergaß, iſt das nicht entſetzlich und haarſträubend? In vielen Kreiſen wird es gewiß ſo angeſehen. Das alte du pain bis et de l'honneur wird auch noch jetzt Gültigkeit haben; im Augenblick noch mehr, wo in ſo mancher Bruſt die ſtillen Seufzer ſehnſuchtsvoll ſich heben nach Herſtellung der ganzen alten Herrlichkeit! Sie hätte, arm, von der Ehre zehren müſſen, von der Ehre ihre Familie nähren. Irgendwo in den Alpenſchluchten Piemonts wird doch ein verfallenes altes Schloß, vielleicht ein Familiengut ſeyn, wo ſie ſich hätte zurückziehen können, in ſtiller Reſignation ihrem Schickſal lebend. — Nein, Henriette Sonntag, die Gräfin Roſſi, zog es vor, ihr Pfund, das noch nicht vergraben war, wuchern zu laſſen, ſo lange es Gültigkeit hatte, ſie hatte den Muth, den Verhältniſſen, dem Gerede zu trotzen, und auch ihr Gatte hatte den Muth, auch ein großer Theil der Ariſtokratie um ſie her fand ihren Entſchluß natürlich, zu billigen, hochherzig. Ich meine das ſey ein politiſches Ereigniß, und ein größeres als ihr fernhaftes Glück, als ſie jung war und angebetet, daß dieſe Rückwandlung einer gräflichen Ambaſſadrice in eine Schauſpielerin für Geld auf den Brettern möglich iſt, ohne daß die geſammte Ariſtokratie den Boden unter ihren Füßen zittern und berſten fühlt. Nein, wir merken nichts von dieſer Erſchütterung. Es iſt doch etwas darin vom Siege der Ideen, eine Probe vom Zeitumſchwung, gegen den die Reaktion umſonſt rüttelt.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Die Kunſtausſtellung.

Unter der Maſſe der Bilder überwiegen weit die niedlichen Gemälde, wie ſie die Reichen in ihren Zimmern lieben, und die Porträts. Die Revolution ſcheint den Leuten nicht die Luſt benommen zu haben, ſich conterfeien zu laſſen wie ſie leiden und leben, nur noch etwas ſchöner und edler als ſie ſind. Auch ſieht man wenig große Statuen, denn ſolche beſtellt nur die Regierung; dagegen gibt es viele kleine Büſten und Büſtchen, wie man ſie jetzt in Menge verfertigt, und Medaillons, meiſtens ebenfalls Porträts. Der Meiſterwerke ſind in dieſer großen Sammlung ſehr wenige; aber manches Stück möchte man beſitzen, um ſeine Wohnung damit zu zieren. Die Künſtler haben dießmal, wie im vorigen Jahre, die Jury ſelbſt gewählt, welche über die Aufnahme der Stücke zu entſcheiden hatte; dieß iſt ganz republikaniſch und es wurde damit einem ſchon lange geäußerten Wunſche entſprochen. Die Jury hat ſich gegen ihre Wähler nicht gar zu ſtrenge bewieſen und manches mittelmäßige Stück zugelaſſen, das man, als die Regierung noch die Jury ernannte, abgewieſen hätte. Der Uebelſtand iſt aber von wenig Belang; es fällt auf dieſe Weiſe nur ſchwerer, die guten Stücke herauszuſuchen; dagegen bekommt man einen richtigen Ueberblick über den jetzigen Zuſtand der Kunſt in Frankreich; nur muß man wiſſen, daß mehrere ausgezeichnete Künſtler, welche ſonſt hauptſächlich für den Hof und die Regierung arbeiteten, dießmal nichts geliefert haben, wahrſcheinlich weil ſie nicht auf Gerathewohl arbeiten wollen oder können. — Einige Tageblätter kommen immer auf den von der Regierung eingebrachten Geſetzvorſchlag wegen des Ausbaus des Louvres zurück und dringen auf Annahme deſſelben, weil dadurch Künſtlern und Handwerkern mehrere Jahre lang Arbeit verſchafft werde. Die Commiſſion der Nationalverſammlung ſoll aber, wie es heißt, nicht geneigt ſeyn, unter den jetzigen Zeitumſtänden ein Projekt gutzuheißen, welches der Nation über dreißig Millionen koſten würde; die dreißig Millionen können wahrlich zu dringendern Ausgaben verwendet werden. Etwas wird indeſſen geſchehen müſſen, um das Louvre wenigſtens ganz abzuſondern und nur durch eine Galerie mit den Tuilerien zu verbinden, wie es bereits an einer Seite geſchehen iſt. In der Nähe des Louvre gibt es manche enge und dunkle Gaſſen; der zweimalige Ausbruch der Cholera hat aber gelehrt, daß es vorzüglich die dunkeln und feuchten Wohnungen in den engen Gaſſen ſind, wo die Seuche am meiſten wüthet.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 177. Mittwoch den 25. Juli 1849.

— Coorta est
Seditio, saevitque animis ignobile volgus.
Virgil.

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

I.

Bald wird kaum ein Monat des Jahres mehr übrig seyn, den unsere jüngsten sechs Jahrzehnte nicht mit Tagen schwärzesten Andenkens gezeichnet hätten. Man braucht nicht erst aus der Verborgenheit der Geschichtskalender die vergessenen Daten hervorzusuchen; die Volkserinnerung selbst, der Zeitdialekt der Gegenwart predigt offen und laut genug davon. Allbekannt und allgeläufig sind die Benennungen der Aufstände nach den Namen der Mondumläufe; und wollte man künftig nach Greueln des Erdenlebens, welche die Sonne da und dort zu gewissen Zeitpunkten beschienen hat, derselben jährliche Himmelsbahn abtheilen, so wäre bald ein neuer Thierkreis mit monströsen Bildern gefüllt. Schon die Stammmutter unserer Revolutionen, die erste französische, hat ihre Septembrisaden, ihren Brümaire im Gedächtniß der Völker zurückgelassen; eine halbe Juliwoche stürzte die Bourbonen, ein Februartag die Orleans; im Juniblutbad erlag der Pariser Pöbel; die deutschen Hauptstädte sahen ihre Märzereignisse, ihre Aprilunruhen, ihre Oktoberaufstände, und zuletzt blieb es noch dem kleinen, sonst so frommen Sachsen, seinem schönen Dresden, vorbehalten, auch die Zier des Lenzes, den Mai, mit Scenen der Empörung und Verwüstung zu brandmarken. Gerade um dieselben Maitage, wo im Jahr 1794 beim Pariser Convent zuerst wieder die Vernunft bis zur Anerkennung des être suprême erwacht war, tobte im Jahr 1849 zu Dresden die gottvergessenste Unvernunft, vor deren Wuth sich Tausende der schuldlosen Einwohner flüchten oder, des Schlimmsten gewärtig, wochenlang eingekerkert in ihren Wohnungen bergen mußten.

Zu den leztern gehörte auch der Einsender dieser Blätter, der mit den Seinen zwar fern vom Anblick der Hauptkampfplätze, aber in einem der bedrohtesten mittlern Stadttheile, umgeben von Barrikadenwachmannschaft, wohnte. Es gab da manches Entsezliche aus erster Kunde zu vernehmen, doch auch manches Denkwürdige, selbst Ergözliche zu beobachten. Eine Freundin des Hauses theilte unsere Haft und nüzte die Gelegenheit für ihre gewohnten Tagebuchnotizen. Sie war Tags vor dem Ausbruch der Empörung aus Z. zu uns auf Besuch gekommen, sah sich nun hier eben so von der Rückkehr wie von jedem Ausgang zum Genuß der Stadt und Umgegend abgehalten, und vertrieb sich die Angst oder die Qual der Langeweile mit schriftlichen Aufzeichnungen und Herzensergüssen, die dießmal auch dem entfernten Bruder bestimmt waren. Aber die Absendung des Niedergeschriebenen ward erst am Tage nach der Befreiung möglich. Daher wurde es vorher zur Abendunterhaltung im Kreise der Familie und Hausgenossenschaft vorgelesen, und der schüzende Gastfreund erbat sich zur Belohnung, einige Auszüge davon veröffentlichen zu dürfen. Hier folgen nun diese Excerpte, die zu dem aus Zeitungen, Flugschriften und Steindrucken Bekannten manchen Nachtrag liefern, manchen Einzelzug der Beachtung empfehlen, und vor Allem ein treues Bild der häuslichen Zustände in jenen Schreckenstagen aufstellen.

Dresden, Donnerstag 3. Mai Nachm. 3 Uhr.

. . . . Das wird wohl auf längere Zeit unser lezter Ausgang gewesen seyn. Es gestaltet sich

Digitized by Google

Alles ſehr drohend, und ich weiß nicht, ob ich zurückeilen oder den Schutz im gaſtfreundlichen Hauſe der unſichern Flucht vorziehen ſoll. Eben habe ich mit R. noch einen Gang über den Altmarkt nach dem Poſtgebäude verſucht. Wir fanden es vor Aufregung und Getümmel überall nicht mehr geheuer. Schon als wir hingingen, noch mehr als wir zurückkamen, war der Marktplatz mit zahlreichen Gruppen aus allen Ständen beſäet; ein Trupp blauer Communalgarde ſtand in aufgelöster Haltung auf der rechten Seite nach der Schloß- und Schöſſergaſſe zu, und das Rathhaus hielt eine ſtarke Wache grüner Bürgerſchützen beſezt, wovon ſich aber viele, beſonders einzelne baumlange Kerle, zerſtreut umhertrieben. In den Volksgruppen hörte R's ſcharfes Ohr mitunter entſezliche Reden fallen. Des Königs abermalige Weigerung, die Frankfurter Reichsgeſetze anzuerkennen (die doch vor Kurzem noch die Wühler ſelbſt ſo heftig beſtritten haben), war eben bekannt geworden und wurde laut beſprochen, gehöhnt, geſchmäht. „Kerl, Halunke“ u. dgl. waren noch die glimpflichſten Titel, womit Einzelne den ſonſt ſo geliebten Landesvater beehrten, und aus bärtigen Republikanermäulern brummte ſo was hervor, wie „den Faulenzer noch länger füttern!“ Bekannte, die vom Neumarkt herkamen, erzählten, wie dort ein ſchwarzer Bergſtudent mit feuerfarbenem Haar, einem Höllendämon gleich, dem Schlund einer nahen Quergaſſe entſtiegen, ſich raſch auf einen Laternenſtein geſchwungen, und den Eiſenpfahl im Arm, von da herab mit fanatiſcher Rede und Geberde die umſtehenden Gaffer aufgehezt habe. Auch die Bürgerwehr auf dem Altmarkt erſchien nicht eben als Beſchützerin der Ordnung. Wir hörten auf einzelne uns unverſtändliche Worte eines Sprechers rohes Gebrüll oder Hohngelächter aus dem Haufen, ſahen drohend die Gewehre heben, die Mützen ſchwenken, die Fäuſte ballen.

Abends 6 Uhr.

Vor einer Stunde etwa fuhr ich nicht wenig erſchrocken vom ruhigen Nähſitz empor. Nach öfterem Alarmtrommeln und Blaſen, zulezt auch Stürmen, erſt mit der kleinen, dann mit der großen Kreuzglocke, waren ſchon, trotz des Geſummes oder Geſchreis auf den Straßen, einzelne Flintenſchüſſe wie von fernem Scheibenſchießen zu unſern Ohren gedrungen. Jezt plözlich hörte ich, zum erſtenmal im Leben, durch ſtädtiſche Häuſermaſſen einen Kanonenſchuß dröhnen, der unmöglich eine Freudenſalve ſeyn konnte. Es folgte Gewehrfeuer, und bald kam Nachricht, ein Haufen Turner und anderes Volk habe das Zeughaus angegriffen, ſey mit Kartätſchen beſchoſſen worden und fünfzehn Menſchen liegen ſchon blutend oder todt auf der Klinik. „Nun,“ ſagte R. trocken, „da hatten ſie doch vom Schlachtfeld gleich nicht weit zum Lazareth.“ Die Zeughof- und Akademiegebäude liegen nämlich dicht bei einander, hinter der vielbeſuchten Terraſſe . . . .

(Fortſezung folgt.)

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſezung.)

Das ganze Haus läßt ſich am natürlichſten in zwei große Theile zerlegen. Tritt man durch die Bogenthür in daſſelbe ein, ſo befindet man ſich auf einer geräumigen Tenne, der ſogenannten Lehmdiele, die auf beiden Seiten von Stallungen, Futter- und Vorrathskammern eingeſchloſſen iſt. Eine ſchmale Treppe oder Leiter ſeitwärts am äußerſten Ende dieſer Diele führt auf den weiten Boden, wo die unausgedroſchenen Garben, Stroh und Heu aufbewahrt werden. Von der Tenne gelangt man in das eigentliche Wohnhaus, deſſen eine Hälfte aus der mit Steinen gepflaſterten Flur, die andere aus mehreren Zimmern und Kammern beſteht. In dieſem Theile des Hauſes ſind auch die beiden kleinen Seiteneingänge, die in Hof und Garten führen, und in ältern Gebäuden ſtets in Ober- und Unterthür abgetheilt, in neuern dagegen meiſtens aus Einem Stück verfertigt ſind. Inmitten der Flur befindet ſich die Feuerſtelle, eine unmerkliche Erhöhung von Steinen, und über derſelben in ziemlicher Höhe ein Gerüſt von Balken, von welchem eine lange Eiſenkette herabhängt, deren lezles, in einen Haken auslaufendes Glied den Keſſel oder eiſernen „Grapen“ trägt, worin alle Hauptſpeiſen gekocht werden. Das Gerüſt dient zugleich als Räucherkammer. Jeder Hausbeſitzer ſchlachtet gegen den Winter, und ſämmtliche Schinken, Speckſeiten und Würſte werden dann an die hohen Balken über der Feuerſtelle gehängt, wo ſie dermaßen durchgeräuchert werden, daß auch die ſtärkſte Sommerhitze ihnen nichts anhaben kann.

Ein ſolches Dielfeuer gewährt einen gar freundlichen Anblick, wenn man durch die hohe Bogenthür in's Haus ſchaut und ſieht, wie die Flammen ſo ruhig emporlodern und die blanken Kupfer-, Meſſing-, Zinn- und Blechgeſchirre auf den Wandborden mit hellem Schein beglänzen. Steht zufällig eine der Thüren ganz offen, ſo gewahrt man dieſes trauliche Feuer oft aus weiter Ferne, und dem müden Wanderer, der am ſpäten Abend einſam über die dunkle Heide ſchreitet und daſſelbe plözlich zwiſchen den hohen Eichen erblickt, däucht beim freundlichen Schimmer der Stab

in ſeiner Hand nicht mehr ſo ſchwer. — In neuern Häuſern ſieht man dieſe Feuerſtellen nicht mehr. Da dieſelben einen Rauchfang haben, ſo wird in Kaminen gekocht, welche an der Stelle der Wand errichtet ſind, wo ſich die Mauerlöcher befinden, durch welche die Oefen in den Zimmern geheizt werden.

Da wo ſich Hausflur und Lehmdiele ſcheiden, ſind gewöhnlich einige Schlafſtellen, ſogenannte „Butzen," für die Knechte und Mägde angebracht: ſchrankähnliche Verſchläge von Brettern, die ein Schieber öffnet und verſchließt. Die Butzen für die Familienglieder ſieht man gleich beim Eintritt in das Wohnzimmer in einer der Wände; eigentliche Schlafzimmer gibt es in den ältern Häuſern nicht. — Das Innere der Wohnſtube, auf gut niederſächſiſch „Dönz" geheißen, iſt äußerſt gemüthlich. Unweit der Thür erhebt ſich der umfangreiche, aber niedrige Ofen, meiſtens aus kleinen, bunt bemalten Kacheln zuſammengeſezt, der einmal geheizt den ganzen Tag das Zimmer warm erhält. Daneben ſteht ein großer Armſtuhl, deſſen aus Rohr oder dünnen Holzſtreifen geflochtener Sitz mit einem weichen Kiſſen belegt iſt. Zwiſchen Fenſter und Thür hängt die hölzerne Uhr mit buntem Zifferblatt, die nebſt ihren Gewichten bei wohlhabenden Bauern ganz von einem Brettergehäuſe eingeſchloſſen iſt. Den Raum zwiſchen Ofen und Hinterwand nimmt eine kurze Bank ein, die im Sommer eine kühle Nachmittagsruheſtätte und im Winter einen warmen Faulenzerplatz abgibt. Ein Viertheil des Zimmers füllt der große ſchwere Tiſch, von Tannen- oder Lindenholz verfertigt, der entweder weiß geſcheuert oder roth angeſtrichen iſt. Denſelben umſtehen mehrere Holzſtühle und hinter ihm in der Ecke ſind unbewegliche Bänke angebracht, welche häufig ganz längs der beiden Wände hinlaufen. An der Decke über dem Tiſch iſt eine Art von Zeiger angebracht: eine lange Stange, deren Spitze ſich zur Rechten und Linken wenden läßt. Von derſelben hängt der beleuchtende „Krüſel" herab, der durch die angegebene Einrichtung bald dem Einen, bald dem Andern näher gerückt werden kann. Die Fenſterpfoſten zieren die runden hölzernen Eßlöffel, die reihenweiſe in kleinen ſchmalen Lederhülſen ſtecken. Unter dem Spiegel mit bunter Rahme hängt der Kalender und auf einem hohen Wandborte ſtehen Bibeln, Geſangbücher, Kinderfreunde, Catechismen, Poſtillen u. dgl. — Stößt an das Hauptzimmer ein kleineres, ſo befinden ſich in dieſem die ſogenannten Laden, kofferähnliche hölzerne Kiſten, in denen Geld, Kleider und Schmuckſachen aufbewahrt werden, ſo wie mancherlei werthvollere Vorräthe und eingekaufte Waaren.

Je nach der Lage des Dorfes oder der Wohlhabenheit des Beſitzers iſt eine ſolche Haus- und Zimmereinrichtung mehr oder weniger ſtattlich. In einigen abgelegenen Dörfern herrſcht mitunter in den kleinen Häuſern ein vollſtändiges Naturleben, welches indeſſen weniger die Armuth als den harmloſen Sinn der Bewohner beurkundet. Daß ein ſogenannter „Dälhamel" — ein zahmer großer Hammel, der von ſeinem ſteten Aufenthaltsorte, der Diele, ſo heißt, — ein jugendliches Ferkel oder ein rothkammiger bunter Hahn ſich mitunter die Zimmerräume betrachten, hat nichts Auffallendes für „die Herren der Schöpfung;" im Gegentheil freuen ſich dieſe über die Zutraulichkeit ihrer Unterthanen und laſſen ſie ruhig in den Regionen der Menſchen umherwandern, ſo lange Friede und Eintracht dadurch nicht geſtört werden. — Die Häuſer in den Marſchdiſtrikten ſind dagegen bedeutend zierlicher; dort würde die Erſcheinung eines Ferkels im Zimmer eine unerhörte Begebenheit ſeyn. Alles hat einen mehr ſtädtiſchen Anſtrich. Die Fenſter ſind mit Vorhängen verſehen, man ſchläft nicht in Butzen, ſondern in Kammern, man brennt keine Krüſel, ſondern Lichter u. ſ. f.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juli.

(ſ. 151—156.)

Val di Non.

Um von Verona in's Val di Non zu gelangen, konnte ich entweder über den Gardaſee zurück und von Riva durch das Sarkathal und Judicarien in's Val di Rendena nach Malé in Val di Sol gehen, oder ich mußte auf der großen Heerſtraße bis nach Trient zurückkehren, um dann bei St. Michele direkt in's Val di Non einzubiegen. Ich wählte das leztere, weil ich mich unmöglich entſchließen konnte, den Gardaſee zum viertenmal in

Digitized by Google

ſeiner ganzen Länge zu überfahren und Riva zum drittenmal zu ſehen. Die Fahrt von Verona nach Trient, obwohl im Stellwagen, ging ſehr raſch und glücklich von ſtatten. Wir legten die ſechs und dreiviertel Poſtſtationen, mindeſtens zwölf deutſche Meilen, in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von früh fünf bis Abends acht Uhr von Station zu Station mit untergelegten Pferden und für den höchſt billigen Preis von ſieben Zwanzigern zurück. Als intereſſante Punkte erwähne ich nur kurz: hinter Volargne, der erſten Station, die berühmte Veroneſer Klauſe, einen ſchauerlichen, nur ſelten von der Sonne beſchienenen Engpaß, aus welchem uns ein empfindlich kalter Morgenwind entgegenpfiff. Die unwirthlichen Kalkfelſen rücken hier ſo nahe zuſammen, daß nur noch Raum für die Etſch und die Straße iſt. Hier war es, wo einſt der tapfere Wittelsbacher den Kaiſer Barbaroſſa aus einem Hinterhalt heraus hieb, den ihm die tückiſchen Mailänder gelegt hatten. Er ſtürzte ſich von der Höhe des Berges mit ſeinem Haufen auf ſie herab. Auch jetzt noch iſt der Paß ein ſtrategiſch wichtiger, ſtark befeſtigter Punkt. Dann unweit Ala, dem erſten zu Tirol gehörigen Städtchen, für den nach Trient Fahrenden rechts, die ſogenannten Lavini di Marco, die Trümmer eines ungeheuern Bergſturzes, der ſich im Jahr 883 ereignet haben ſoll, und von Dante im zwölften Geſange ſeiner Hölle geſchildert wird. Etwas höher hinauf links, ohnweit des kleinen Ortes Lizzane, ein noch ziemlich wohlerhaltenes herrliches altes Schloß, das einſt im Beſitz des Grafen Caſtelbarco dem verbannten Dichter eine gaſtfreie Zufluchtsſtätte dargeboten haben ſoll. — In Roveredo ſtiegen zwei ſchöne Nonnen und ein Mönch mit ein. Letzterer, vielleicht ihr Bruder, jedenfalls ein Ordensbruder, hatte große Aehnlichkeit mit Pius IX., wie man ihn gewöhnlich abgebildet ſieht. Die Nonnen gehörten zum Orden der Saleſianerinnen, über deſſen Beſtimmung ich nichts näheres erfahren konnte; vielleicht eine Art barmherziger Schweſtern. Ein wackerer Trientiner, den ich am folgenden Tage nach dieſen ſchönen Saleſianerinnen fragte, ſagte grimmig: „Ja, ſie haben jetzt die Wuth (smania), Klöſter zu ſtiften. Die ſchönſte Nonne iſt die, che fa famiglia.“ — Am folgenden Morgen fuhren wir in einem furchtbar bepackten Wagen, zwölf Perſonen von zwei Pferden gezogen, immer noch raſch genug über Lavis mit ſeinen ſchwebenden Gärten nach St. Michele, einem artigen Flecken mit einem ehemaligen Auguſtinerkloſter, einem ſtattlichen Gebäude mit eben ſo ſtattlicher Kirche, welche auf einem Hügel über dem Oertchen thront. Die Kirche beſitzt ein ſehenswerthes, recht gutes Gemälde: die heilige Katharina mit dem Rade, Chriſtus und St. Georg. Es iſt vom Haupteingange das erſte rechts. Den Meiſter kannte ich nicht. — Eigentlich hatte ich einen unnöthigen Umweg gemacht. Von Trient, wie auch Reichl in ſeinem Reiſehandbuch ganz richtig bemerkt, darf man nur bis Lavis fahren, und muß dann über die Etſch auf einer Fähre ſetzend, nach Welſchmetz gehen, welches links am Eingange des Val di Non oder des Nonsberge liegt. Rechts gegenüber iſt Deutſchmetz, wohin ich nun meinen Lauf richtete. Mein Entrée war komiſch. Die Etſch war etwas ausgetreten und hatte das nach Deutſchmetz führende Sträßchen auf eine kleine Strecke überſchwemmt. Da hieß es nun: „Zeuch deine Schuhe aus, denn hier iſt heiliges Land.“ Ich mußte mich entſchließen, bis über die Kniee aufgeſchürzt, das übrigens recht klare Waſſer zu durchwaten. Deutſchmetz unterſcheidet ſich von Welſchmetz in Bauart und Bewohner gar nicht, wie einige Reiſebeſchreiber fabeln. Es ſind hüben wie drüben eben ſo viel freundliche als ſchmutzige Häuſer, und auch in Deutſchmetz ſchien es mir an italieniſchen Spitzbubengeſichtern nicht zu fehlen. Die Wirthin, bei welcher ich einkehrte, war ehrlich deutſch, aber ſtreng katholiſch. Nicht einmal ein Ei wollte ſie mir geben, weil eben Faſttag war. Ueber dem Oertchen hängen in einer Felſenhöhle die Ueberreſte des alten Schloſſes Kronmetz. Man begreift nicht, wie dahin ein Weg hat führen können. Von Deutſchmetz braucht man nicht erſt nach Welſchmetz zu gehen, wie Reichl irrig bemerkt, ſondern kann, es ziemlich weit links laſſend, von der Brücke weg, die über den Noce führt, in gerader Linie aufwärts dem Laufe des Flüßchens folgen.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Schluß.)

Die Cholera.

Die Regierung ſowohl als die Stadtbehörde ſollte daher vorzüglich darauf bedacht ſeyn, die von den Armen bewohnten Stadtreviere zu lichten. Leider iſt die ärmere Klaſſe in Frankreich an den Schmutz gewöhnt und fühlt nicht im mindeſten das Bedürfniß der Reinlichkeit an ſich und in den Wohnungen. In der Vorſtadt St. Marcel, wo ſo viele Arme wohnen, hat dießmal die Cholera furchtbar gewüthet. In einem einzigen Hauſe hat ſie eilf Menſchen weggerafft, und in fünf aneinanderſtoßenden dunkeln Buden iſt je einer geſtorben. Die Volksklaſſen pflegen ihre Hochzeiten in den Schenken und Kneipen außerhalb der Barrièren zu halten, weil dort der Wein wohlfeiler iſt als in der Stadt, und weil es dort große Tanzſäle gibt. In einer der größern Schenken wurden kürzlich zwei Hochzeiten gefeiert. Der eine Bräutigam wurde plötzlich von der Cholera befallen und mußte ins nächſte Hoſpital gebracht werden; der andere hatte gleiches Schickſal; der Anfall war aber ſo heftig, daß man ihn nicht fortbringen konnte, und er ſtarb im Wirthshauſe. Ueberhaupt hatte dießmal die Cholera das Eigene, daß ſie in manchen Fällen wie ein Schlagfluß wirkte und den Kranken in einer oder zwei Stunden wegraffte. Jetzt iſt ihre Wuth zum Glück gebrochen, und in dem an Begebenheiten ſo reichen Paris wird man bald die zweite Seuche wieder vergeſſen, wie man die erſte längſt vergeſſen hatte. Man ſchlägt die Anzahl der dießmaligen Schlachtopfer in und um Paris auf 15,000 an, und eben ſo viele ſind wieder geneſen. Viele begüterte Familien hatten Paris verlaſſen und ſich aufs Land geflüchtet. Manchen iſt die Cholera gefolgt, und es gibt Städte und Dörfer in der Provinz, wo ſie ſtark gehauſt hat. Da nun aber die Cholera aufhört, und die Bergpartei auch wohl vors erſte keine Ausſicht hat, die bürgerliche Geſellſchaft von Grund aus umzuwälzen, ſo dürfen die Pariſer hoffen, daß die Bevölkerung bald wieder auf den alten Stand kommt, daß die Fremden wieder herbeiſtrömen und Gewerbfleiß und Handel wieder aufblühen. — Zum Beſten hülfsbedürftiger Künſtler wird einmal in der Woche der Eintritt in die beiden Ausſtellungen mit einem Frank bezahlt. Einige Tageblätter haben bemerkt, daß es ſchöner wäre, Beſtellungen bei ihnen zu machen und die Arbeit mit jenem Eintrittspreis zu bezahlen, ſtatt ihnen ein Almoſen zukommen zu laſſen. Das wäre freilich beſſer; aber manche Künſtler, welche ſeit Anfang vorigen Jahres keine Beſchäftigung haben, bedürfen gerade jetzt ſchleuniger Hülfe. Hinſichtlich der Theater, welche ebenfalls nach Unterſtützung ſchreien, iſt noch nichts entſchieden. Ihre Wortführer in den Tageblättern behaupten, es ſey ſogar Pflicht den Theatern zu Hülfe zu kommen, damit die dramatiſche Kunſt nicht völlig untergehe. Warum aber haben ſich die Theater ſo thöricht vermehrt? warum haben ſie die Schauſpieler durch ungeheure Gehalte verwöhnt? Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 178. Donnerſtag den 26. Juli 1849.

Das iſt noch Altgermaniens Sitte:
Da, dort ein Hof in Waldesmitte,
Nach Luſt ein Dach
Am Tannenbach.

Carl Mayer.

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſetzung.)

Die Einrichtung der Häuſer in den wendiſchen Dörfern iſt der Hauptſache nach dieſelbe wie die oben beſchriebene. Liegt der Ort der Lüneburger Heide näher, ſo iſt Alles den dortigen Verhältniſſen ähnlicher; weiter nach der Elbe zu iſt das Innere jedoch eleganter und entſpricht mehr den germaniſchen Bauerwohnungen der Marſchgegenden. Es finden ſich mehr Zimmer und Kammern, die Tenne und die obere Flur zwiſchen den beiden Nebenthüren ſind ſeitwärts mit bequemen hölzernen Treppen und balkonähnlichen Gängen verſehen, die Wände der Zimmer ſind getäfelt und häufig mit hohen Holzſchränken beſetzt, wie denn überhaupt das Holz eine große Rolle bei den lüneburgiſchen Wenden ſpielt, welche Eigenthümlichkeit ſie mit ihren Stammgenoſſen in der Ober- und Niederlauſitz theilen, die ebenfalls große Vorliebe für Holzbauten hegen.

Außer den Dörfern verdienen noch die zerſtreut liegenden adeligen Höfe, Klöſter, Forſthäuſer und Mühlen einige Erwähnung. Die adeligen Güter, deren Zahl ziemlich bedeutend iſt, zeichnen ſich, was die Gebäulichkeiten und Gärten betrifft, durch eine gewiſſe Eleganz aus, welche der Größe und der Lage des Gutes und dem Range des Beſitzers angemeſſen iſt. Auch der zu einem ſolchen Hofe gehörige Ort, beſonders wenn die herrſchaftlichen Gebäude darin oder unmittelbar daneben liegen, zeigt in der Regel größere Wohlhabenheit als ein gewöhnliches Dorf, da die beſitzloſe Klaſſe, welche in andern Dörfern in ſchlechten Jahren vor allen Noth leidet und dann den Höflern zur Laſt fällt, für gute Bezahlung ſtets mannigfache Beſchäftigung auf dem Gute findet und daher bei einigem Fleiße leicht zu einem kleinen Beſitzthum gelangt. — In dem oben erwähnten Mittellande, wo Wildniß und Kultur mit einander wechſeln, wird man oft angenehm überraſcht, wenn man nach langer Wanderung in der einſamen Heide in einen dichten Eichen- oder Buchenwald tretend, in der Mitte deſſelben plötzlich ein ſtattliches Schlößchen erblickt, welches von blühenden Gärten und ſaubern Bauerhäuſern umgeben iſt. Mitunter aber verkünden lange Pappelalleen dem Wanderer ſchon von ferne die Nähe eines Gutes, wie denn überhaupt die Pappeln im Fürſtenthum Lüneburg einen vornehmen Schmuck abzugeben pflegen, namentlich für Amt- und Pfarrhäuſer, und ſich äußerſt ſelten in einem Dorfe finden, in welchem nur Bauern wohnen; dieſe lieben mehr die Eichen, Buchen und Tannen.

Da die Edelgüter im Mittellande mehrfach in einem der kleinen Flußthäler liegen, ſo iſt mit den meiſten derſelben eine Mühle verbunden, die auf Koſten des Gutsherrn gebaut, auf eine beſtimmte Anzahl Jahre oder auf „Erbzins“ an den Müller verpachtet iſt. Im leztern Falle, wo die Mühle nur dann von dem Gutsherrn an einen Andern verpachtet werden darf, wenn die Familie des erſten Pächters ausgeſtorben iſt, verwendet der jedesmalige Inhaber derſelben bedeutend mehr auf die Verbeſſerung und Verſchönerung ſeines Beſitzthums, da Kind und Kindeskinder die Früchte ſeiner Arbeit genießen werden. Die Spuren dieſer Beſtrebungen erblickt man überall.

Digitized by Google

Längs des Mühlbaches grünen üppige Wieſen, der große Mühlteich iſt von hohen Eichen, Pappeln, Linden, Erlen und Weiden eingefaßt und am Hauſe im traulichen Garten blühen die herrlichſten Bäume und Blumen. Da rauſchen und brauſen dann die Mühlräder luſtig vom Morgen bis zum Abend, und behaglich lehnt der Müller droben in der Thür, die zum Getriebe führt, und ſchaut fröhlich auf ſein kleines Reich hinab. — Windmühlen ſind im Ganzen eine ſeltene Erſcheinung; nur in den höher gelegenen oder waſſerarmen Gegenden ſieht man deren hie und da auf einem künſtlichen oder natürlichen Hügel.

Vor allen zeichnen ſich aber die Fräuleinklöſter des Fürſtenthums, deren Zahl ſich auf ſechs beläuft, durch höchſt anmuthige Lage aus. Da die Stiftung derſelben in eine ſehr frühe Periode des Mittelalters fällt, ſo iſt trotz der alles umgeſtaltenden Zeit den meiſten ein eigenthümliches Gepräge des Alterthums geblieben. Dieſer Reſt von mittelalterlicher Romantik, der in einer ſüddeutſchen Gegend kaum beachtet würde, macht in einem Lande, welches in dem lezten Jahrhundert faſt alle derartigen Denkmäler verloren hat, einen wunderſamen Eindruck. Das Aeußere dieſer Klöſter iſt freilich mannigfach moderniſirt, das Innere dagegen hat die Züge einer längſt entſchwundenen Zeit treu bewahrt. Die maleriſchen Umgebungen tragen nicht wenig dazu bei, dieſen Eindruck zu erhöhen. Ein dunkler Heideſluß ſchlängelt ſich durch ein grünes Wieſenthal; an dem einen Ufer breitet ſich ein hoher Eichwald aus, am andern ein freundliches Städtchen mit rothen Dächern und zierlichen Gärten. Eine Strecke von dieſem entfernt, in der ſtillen Waldeinſamkeit erheben ſich die Kloſtergebäude mit dem kleinen Glockenthurm. Den weiten Hof beſchatten uralte Linden oder Kaſtanien und im friedlichen Garten blüht es auf den langen, von Burbaum eingefaßten Beeten in immer gleicher Ordnung einen Frühling, Sommer und Herbſt wie den andern. Am Saum des Gartens aber rauſcht leiſe der Fluß unter tief herabhängenden Weidenzweigen vorbei, und aus der Ferne ſchallt manchmal das Getümmel vom Städtchen herüber.

(Schluß folgt.)

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(Fortſezung.)

Abends 9 Uhr.

Das erſte Schießen auf das Volk muß ſehr aufreizend gewirkt haben. Bald mehrte ſich der Lärm auf den Straßen. Seit dem Stürmen hielt man unſere Hausthüre verſchloſſen. Nur einzelne Männer wagten ſich noch hinaus. Kerle in Lumpen oder große Jungen zogen mit Picken, Senſen, alten Flinten, Degen und Säbeln über den Platz. Communalgardiſten kehrten mit geſenktem Gewehr truppen- oder paarweiſe heim und ſchlüpften murrend in ihre Häuſer. „Da mag ich nicht mit," — „da ſtell' ich mich nicht hin," hörten wir vernehmlich ausſprechen. „Verflucht," rief ein Anderer, „uns ſo ohne Schießbedarf hinzuſtellen!" Bald ſahen wir auch bereits Anſtalten zum Barrikadenbau. Einzelne Männer gingen mit Spitzhacken herum, ſchlugen in die Pflaſterfugen oder Schleußenbohlen, und Straßenbuben kamen herbeigeſprungen und halfen Steinpflaſter und Bohlenbedeckung aufreißen. Rings um uns tönten Hackenſchläge und Steinwürfe, und bald gähnten, ſo weit wir ſehen konnten, ſchwarze, ruthenlange Schleußenlöcher, Pflaſter- und Trottoirſteine thürmten ſich zu Haufen, und darum tummelte ſich eine wilde, hie und da auch weibliche Jugend. Einem der erſten an den Marktzugängen errichteten Bollwerke ſahen wir ſogar Schultafeln und Bänke aus dem nahen, gewaltſam eröffneten Gymnaſium zutragen. Die Schulen ſelbſt waren ſchon Nachmittags zwei Uhr geſchloſſen und die ankommenden Kleinen zu den Ihrigen heimgeſchickt worden. Zwiſchen das Getös des Barrikadenbaus fielen noch bis zum Abenddunkel einzelne Schüſſe aus der Zeughof- und Schloßgegend.

Dem Barrikadenbau, meinte N., hätte die Communalgarde, wenn ſie wollte, jezt noch ſehr leicht wehren können. Wirklich ſahen wir auch nirgends bewaffnete Mannſchaft, überall nur einzelne unbewehrte Erwachſene und ein kleines Rudel Jungen bei jenen Bauten beſchäftigt. Aber die papierne Reichsverfaſſung war nun einmal die den Empörern gerade handgerechte Fahne des Aufruhrs. Die Idee deutſcher Einheit iſt zu tief und allgemein in's Volk eingedrungen. Man glaubt dieſe Einheit mit der Frankfurter Charte aufgegeben, und ſelbſt die Beſſern grollen dem König, weil er ſie abgelehnt. Ueberdem iſt aber auch ſchon ein großer Theil der Bürgerwehr von fremden und einheimiſchen Wühlern demokratiſirt, und viele vom übrigen Volk nicht minder. Unſer Hausbeſitzer und andere Parterrebewohner reden von Verrath, den der Communalgardenkommandant Lenz an der Volksſache begangen haben ſoll.

Eben hat es zehn Uhr geſchlagen und wir wollten, da es etwas ruhiger geworden war, zu Bette gehen. Da rief uns N. noch einmal an's offene Fenſter der Wohnſtube, um beim hellen Gaslampenſchein unten etwas mit anzuſehen. Es war ſtill rundum; nur einzelnes Gepolter tönte herauf. Die Straße war auch

weithin leer, aber dicht unter unſern Fenſtern gewahrten wir einen wohlgekleideten jungen Mann mit etwas Rundem, dumpf Hallendem vor ſich, anzuſchauen wie der Tambaur mit der großen Trommel der Regimentsmuſik. Aber die Trommel war eine leere Kaufmannstonne, die der Herr, das Feuergewehr im Arm, mit Hand und Fuß fortzurollen ſich abmühte. Der Weg zur Marktbarrikade war noch weit und der Lärm dauerte ziemlich lange. Aber es war drollig zu ſehen, wie das polternde Ungethüm den eleganten Herrn narrte und auf dem höckerigen Straßenpflaſter den ungeſchickten Lenker im Zickzack umhertrieb. N. äußerte dabei, dieſes fortgewälzte Faß ſtelle ganz den Fortſchritt dar, wie ihn die Radikalen erſtreben: regellos mit Gewaltſtößen fortgetrieben, rennt es ſich zuletzt im wirren Gerümpel eines Pöbelwerks feſt, gerade wie jener Fortſchritt endlich in Anarchie und Deſpotie.

Freitag, 4. Mai früh 7 Uhr.

Die Nacht haben wir unter allerlei Unruhe und meiſt ſchlaflos hingebracht. Von den nächſten Gaſſen her hallte fortwährend das Gepolter des Barrikadenbaus; dazwiſchen knallten einzelne Schüſſe, nicht ſelten erſcholl auch Gebrüll oder Geſchrei in der Ferne, Freudengeſchrei über angekommenen Zuzug, wie man vermuthete; einmal ertönte auch hinter der Kirche her ſchauerlicher patriotiſcher Geſang einer wachenden Barrikadenmannſchaft. Wir entſchloſſen uns ſchon um zwei Uhr nach Mitternacht zum Wiederaufſtehen und gingen nach dem Ankleiden alleſammt zu den Hausgenoſſen hinauf, die auch ſchon lange wach waren. Beim erſten Dämmerlicht ward im behaglichen Hofſtübchen der Kaffee eingenommen; und eben plauderten wir (denn die Noth, wie die Freude, öffnet die Herzen) unter wechſelſeitiger Tröſtung recht traulich mit einander, als auf einmal über unſern Dächern nach der Marktſeite zu in kurzen Pauſen drei Signalraketen emporziſchten und verpufften. Wie freuten wir uns ſchon der nahen Preußenhülfe, von deren Ankunft bereits geſtern die Rede geweſen war! Die Blauröcke ſollten ſchon in Neuſtadt geſehen worden ſeyn, und natürlich gab das neuen Stoff auf die Regierung zu ſchimpfen. Ein ſtädtiſcher Sicherheitsausſchuß hatte ſich gebildet, zunächſt nur zum Schutze der Stadt, wie die erſten Anſchlagzettel verkündeten. Aber die unterſchriebenen Namen wollten N. nicht gefallen, und eben wird uns kund, die Herrn haben ſich als Landesausſchuß, als Sicherheitsbehörde gegen das Einrücken fremder Truppen erklärt. Die Preußen können alſo doch nicht herein oder in der Nähe ſeyn, und jene Raketen müſſen wohl fernen Helfershelfern des Aufruhrs gegolten haben. Von der Neuſtadt, wo Gewißheit zu erfahren wäre, ſind wir bereits abgeſperrt. N. kann nicht einmal zu ſeinen Angehörigen hinüber. Vom Schloſſe und Zeughaus an iſt Alles, die Brücke und das ganze rechte Elbufer mit Militär beſezt.

Nachmittags 4 Uhr.

Die Barrikade ſteht nun fertig, vier oder fünf Fuß hoch, vor unſern Augen. Schon geſtern Abend hatten ab- und zugehende Herrn von Dirigentenanſehen unſern Straßeneingang beſichtigt und mit Spazierſtöcken ausgemeſſen. Heute Vormittag aber kam ein etwas lappiger Elegant in weißgelbem Rock und ſchwarzgewichstem Schnurrbart, ein bleiches Geſicht mit widrig ſcharfen Zügen, begleitet von einigen Aufſlädern und Straßenbuben, denen ſich bald auch zwei Männer in Bürgerwehruniform anſchloſſen, gab mit Worten und Winken, einmal auch ſelbſt handanlegend, allerlei Weiſung, und nun ward zwei Schritte von unſerer Hausthüre der Bau mit größter Ruhe und Planmäßigkeit begonnen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

Der patriotiſche Verein.

Endlich hat ſich ein conſervativer Verband: „der patriotiſche Verein“ gegen die ſich und unſern Freiſtaat überſtürzende Conſtituante gebildet. Die leztere hat in der That die ganze Zukunft des Staats dem ſogenannten Volksrath überliefert, der auf die breiteſte demokratiſche Baſis geſtellt werden ſoll und mit den ausgedehnteſten demokratiſchen Attributen und Befugniſſen ausgeſtattet wird. Die Verwaltung, ja die Juſtiz iſt demſelben in die Hände gegeben; der Regierungsrath iſt nur ſeine Ziehpuppe. Und nun denke man ſich in dieſem Volksrath, wo die Intelligenz und der Patriotismus zum großen Theil zu Hauſe in Geſchäften ſind, die neuen Zukömmlinge unſeres Freiſtaats aus den Dorfſchaften, die bis dahin nicht einmal einen Begriff vom Staate hatten, und alle jene intelligenten und unintelligenten Müſſiggänger, die gerade Zeit genug haben, um ſich

Digitized by Google

im Volksrath eine Carrière zu machen. Und diesem Volksrath hat man, wie einst dem Dauphin des absoluten Frankreichs, im Regierungsrath einen Sündenbock zur Seite gegeben, der für jenen die Schläge bekommt. Frankfurts Zeit ist vorüber; das wissen Alle, die die frühere Bedeutung dieses Platzes als Vermittler für den süd- und norddeutschen Handel aus der Geschichte und zum Theil aus eigener Anschauung kennen und nicht geneigt sind, im Effektenhandel, der freilich hier einen Weltmarkt gefunden hat, vollen Ersatz für jenen Ausfall zu erblicken. Aber wenn auch Frankfurts Zeit vorüber ist, so ist doch die behäbige Existenz dieser Stadt noch auf viele Jahre durch die Kapitalien und den glücklichen Vermögenszuwachs aus jener Zeit gesichert. Mit der Verfassung der Constituante würde man gerade diese Existenz zu Grunde richten, da sich alle Kapitalisten und Begüterten aus Frankfurt wegbegeben würden. Wie einst der Adel der Städte dem arbeitsamen Bürger wich, so würde jetzt der arbeitsame Bürger dem bedürftigen Proletariat weichen müssen. Es war also Zeit, Widerspruch einzulegen, und zu dem Ende hat sich der patriotische Verein gebildet. Er ist aus allen Ständen zusammengesetzt, die noch etwas zu verlieren haben. In einer am verflossenen Samstag gehaltenen ersten Versammlung sind Dr. Souchay und Alexander Bernus zu Präsidenten und Vicepräsidenten dieses Vereins durch Zuruf erwählt worden. Der erstere war lange Zeit eines der erprobtesten Mitglieder unseres Senats (Schöffenbank); der zweite war Präsident der ständigen Bürgerrepräsentation und hat sich in den Handelsangelegenheiten und dem Verwaltungswesen unseres Freistaats durch Redlichkeit und Kenntnisse bedeutenden Ruf erworben. Dieser Verein will den Fortschritt, er will alle durch die Zeit und ihre Bedürfnisse gebotenen Reformen, aber er will sich einer Umwälzung widersetzen, die den Staat in der Luft bauen will, ohne alle Rücksicht auf das Vorhandene, ohne Rücksicht auf eine positive Basis, nur auf die bekannten volksfreiheitlichen Grundsätze hin. Daß man dieser Richtung mit den bekannten Gemeinplätzen von Philisterismus, Heuchelei, Jesuitismus u. s. w. entgegentreten wird, versteht sich von selbst; allein wenn der genannte Verein nur die Hälfte der Rührigkeit entwickelt, die man aller Orten bei den anarchischen Verbindungen gewahrt, so kann es nicht fehlen, daß er hier, wo die materiellen Interessen von jeher gewürdigt worden sind, und wo selbst jene, die mit Ideen großthun, nur an die erstern denken, einen Anhang gewinnt, der in den Verhältnissen begründet ist. Die letztern werden bedeutend nicht nur zu seiner Verbreitung, sondern auch zu seinem Erfolg mitwirken. Wenn die Opposition bis dahin durch das Schreckbild der Revolution wirkte und aus jedem Umsturz Muth und Kraft für ihre Thätigkeit gewann, so wird der patriotische Verein allerdings durch das Schreckbild der Erhaltung durch die Bajonette wirken und aus dem Nachdruck der preußischen Waffen in Baden jenen Muth und jene Kraft schöpfen, die in einer Zeit der Parteiung und der Lüge der Ueberzeugung und Wahrheit zur Seite stehen müssen. Vor einem Jahr genügten eine Katzenmusik und eine Demonstration gegen die Fenster, wenn nicht die Wahrheit zu unterdrücken, doch ihr jeden Erfolg zu rauben.

Aus Tirol, Juli.

(Fortsetzung.)

St. Romedio.

So gelangt man sehr bald an den romantischen Rochettapaß, über welchen auf einem hohen Felsen ein alter Thurm, der letzte Ueberrest des ehemaligen Schlosses, il visione (die Warte) hereinragt. Hinter diesem Paß, der noch kürzlich beinahe gegen die wälschen Freischaaren hätte vertheidigt werden müssen, kommt man nun allerdings in eine eigene kleine, idyllisch abgeschlossene Welt. Das Thal, welches der anmuthige hellgrüne Noce durchströmt, ist auf beiden Seiten von hohen und breiten, wellenförmigen, bis an die Spitze hinauf reich angebauten Hügeln eingeschlossen, welche mit anmuthigen Schlössern und freundlichen Dörfern wie übersäet sind; der eigentliche Gebirgscharakter aber ist hier völlig verschwunden, und man erblickt in der That keinen einzigen jene Hügelketten überragenden Berg; daher der Name Val di Non oder Nonsberg. Doch habe ich meine Erwartungen hinsichtlich der Vegetation und der pittoresken Ansichten nicht befriedigt gefunden. Das immer für rauher ausgegebene Val di Sol oder Sulzberg schien mir weit romantischer und wenigstens eben so gut angebaut. Von einer Vegetation wie in der Gegend von Botzen und im Ueberetsch bemerkte ich nichts, und mit der lombardischen war vollends gar kein Vergleich. Der erste Ort, den man links auf der Höhe bemerkt, heißt Dercolo, dann folgt Denno mit dem schönen Schlosse Corona. Hier hielt ich Mittagsmahl (dießmal bestehend aus einigen Eiern) und Siesta. Wirth und Wirthin, beide aus dem Pusterthal, freuten sich, „auch einmal einen Deutschen zu sehen." Ich hatte viel von der Einsiedelei des heiligen Romedius als einem interessanten Punkte gehört. Der Wirth rieth, da diese Einsiedelei auf dem rechten (vom Ursprung gerechnet, dem linken) Ufer des Noce liege, nicht erst nach Cles, dem Hauptorte des Thales, sondern wieder zurück über die letzte Brücke des Noce zu gehen, und mich dann immer rechts zu halten. Ich muß gestehen, daß ich den Weg dorthin ziemlich langweilig fand, wenigstens bis Coredo. Es war übrigens ein Wagstück, diesen Weg in einer mir gänzlich unbekannten Gegend so aufs Gerathewohl zu suchen. Ich kam zuerst nach Tajo, einem hübsch gelegenen Dorfe mit schöner Aussicht nach Tueno und Schloß Nano, von Palladio erbaut, dem ehemaligen Sommersitz der Bischöfe von Trient. Von hier verirrte ich mich nach dem links in der Tiefe gelegenen Schlosse des Grafen Arbogast Breghera, welches mich gar nicht wieder losließ, und mir mit seinem schattigen Tannenwald und murmelnden Bach zu einem wahrhaft verwünschten Zauberschloß wurde. Von hier gelangte ich endlich nach dem auf bedeutender Höhe gelegenen Dorfe Coredo. Hier traf ich unerwartet in dem Sohn des Wirthes einen studirten Mann, der mich lateinisch anredete, und nicht wenig verwundert war, einen Doktor der Philosophie aus L..... vor sich zu sehen. Er hatte früher in Trient Theologie studirt, aber, wie es schien, an der Zucht und Lehre der heiligen Väter wenig Geschmack gefunden. Unter einem herzlichen Vale faveque schieden wir. Er hatte mir den Weg nach St. Romedio ziemlich genau beschrieben. Ein freundlicher Bauer, der auf mein: Bona sera, dico (guten Abend, sage ich) sehr herzhaft: Padrone, dico (Ihr Diener, sage ich) antwortete, wies mich vollends zurecht. — St. Romedio überraschte mich sehr. Nachdem man eine Zeitlang über Wiesen und durch einen dichten Kieferwald gegangen ist, sieht man die Einsiedelei vor sich. Sie liegt, auf drei Seiten von Felsen umschlossen, und rings umströmt von einem muntern Bach, selbst auf einem hohen Felsen; ein wunderliches altes Gebäude in gar keinem Styl mit fünf über einander gethürmten Kapellen. Um zu ihr zu gelangen, muß man erst tief ins Thal hinab, und dann wieder hinauf durch eine in den Felsen gehauene Pforte steigen. Nur von dieser einen Seite ist die Einsiedelei zugänglich. Ich fand das Thor noch offen, aber ein großer schwarzer Hund, glücklicherweise an der Kette liegend, bellte furchtbar.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 179. Freitag den 27. Juli 1849.

God for his mercy! what a tide of woes
Comes rushing on this woeful land at once!
Shakespeare.

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(Fortsetzung.)

Nur ein Balken oder Steine herbeiführender Wagen, von Menschenhand gezogen, rasselte, wenn er geleert war, immer sehr rasch wieder von dannen, sonst beeilte man sich aber nicht im mindesten bei dem Bau, besserte noch spät vieles nach, und schon die erste Anlage machte dem Volksgenie, wenn es nicht auch hier, wie dem Vernehmen nach anderwärts, von Architekten geleitet wurde, in der That einige Ehre. Man legte als Grundlage Bohlen so in die Länge und Quere, daß sie leere Vierecke einschlossen. Diese wurden mit Pflastersteinen ausgefüllt, dann andere, allmählig etwas schmälere Lagen darauf geschichtet, an der Seite, die geschlossen bleiben sollte, mit Steinen gefüllte Fässer eingefügt, gegenüber hinter dem noch offen gelassenen Winkelpförtchen Holzstöße gethürmt, endlich quer oberhalb des Ganzen Budenbretter, Balken und Deichselstangen eingeklemmt, und vorn noch Wagenräder aufgerichtet, Schiebböcke und Trottoirsteine angelehnt. Je weiter das Werk vom Grund auf- und vorrückte, desto mehr bekam es das Gepräge des Wilden, Schonungslosen, ganz wie der Geist, der es diktirte; und dieser unheimliche Geist sollte sich bald näher offenbaren.

Beim Beginn des Baus und bis gegen zehn Uhr war noch reges friedliches Leben am Eingang unserer Straße. Vom Marktplatz weggescheucht oder abgesperrt, bildete sich ein Victualienmarkt unter unsern Fenstern. Die Hausthüren hatten sich wieder geöffnet, R. ließ auch zur Vorsorge trockene Gemüse und Brod holen, und ein buntes Gewühl von einkaufenden Frauen und Mägden strömte wohl eine Stunde lang ab und zu. Aber gegen Mittag trat wieder Todtenstille ein. Man sah nur noch bewaffnete Kerle und Buben, bald einzeln, bald truppweise über den Platz gehen, oder mit neugefertigten Stangen in den Händen Sensen oder Spitzen dazu aus den benachbarten Eisenhandlungen holen. Ueberall Rüstung zum ernsten Kampf, und doch gleichzeitig eine Bekanntmachung an den Straßenecken, wonach zwischen der Militärbehörde und dem neuen Bürgerwehrkommandanten ein Waffenstillstand mit gewissen Bestimmungen über neutral zu lassende Plätze abgeschlossen war. Dieser neue Kommandant, wahrscheinlich nun der Chef der Aufrührer, ist Oberstlieutenant Heinze, eine bis jezt hier unbekannt gebliebene Größe. Wenige wissen etwas von ihm; er soll sich gerade noch als Landstand hier aufgehalten, früher in Griechenland gedient und sich oft in phantastischer, neuhellenischer Uniform gezeigt haben. Desto bekannter klangen aber andere Namen, deren Meldung uns bei Tisch den Appetit verdarb. Eine „provisorische Regierung" war erwählt worden, von wem eigentlich, wußte und errieth Niemand. Aber als Unterzeichner ihrer ersten Bekanntmachung, die man eben unten anklebte, wurden „Tzschirner, Heubner, Tod" genannt. Das Schlußwort, sagte R. lachend, deutet schon auf eine todte Geburt. — Unser Tischgespräch unterbrach auf einmal vom nahen Kirchthurm her ein feierliches, Andacht gebietendes Festgeläute mit allen Glocken. Es galt in der That, wie man bald uns meldete, der Friedens- und Freudenbotschaft von der neueingesezten Regierung. Aerger konnte wirklich die geweihte Stimme von oben nach

Digitized by Google

Blums Todtenfeier und v. d. Pfordten's Kirchgang nicht entweiht werden, und es blieb nicht einmal bei dieſer Herabwürdigung; man wußte nicht, ob man lachen oder ſich entſetzen ſollte, als die Stundenfriſt des Geläutes noch nicht vorüber, ein Glockenſchlag noch nicht verhallt war, und plötzlich die große Seigerſchelle darein zu ſtürmen anfing. Beiderlei Getön ging noch ein Weilchen im Wettſtreit fort; aber das zweite ſiegte ob.

Nun zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt.

Die neue, eben eingeläutete Regierung ſizt noch ſehr locker auf ihrem Thron. Das Militär, hieß es bald nachher, habe ſie nicht anerkannt und drohe mit Angriff.

Abends 9 Uhr.

So kriegeriſch ſich nach dem Stürmen Alles anließ, ſo friedlich hat ſich's doch gewendet. Auch zu unſerer Barrikade iſt nun einige Wachmannſchaft angerückt. „Ich will euer Kommandeur ſeyn," rief wie beim Knabenſpiel ein ländlich Gekleideter den Uebrigen zu. Aber „nee, das geht nit ſo glei," wandte ein Anderer ein; „hier, der is Suldat geweſt, der geht vor." Zu einem geordneten Wachdienſt iſt's aber heute noch nicht gekommen. Es zogen Haufen ab und zu. Einmal ſtand auch ein einzelner Betrunkener Schildwach, lehnte dann auf einmal die Senſe hin, rief ſich ſelbſt „abgelöst" zu und ging von dannen. Gegen ſieben Uhr knallten wieder Schüſſe in der Ferne, die ſich dann einzeln noch oft wiederholten; aber bald kam Nachricht, es ſeyen Freudenſchüſſe: das ganze Regiment Albert ſey übergetreten, die angekommenen Schützen aus Leipzig wollen nicht angreifen, der Zeughof ſey von Bürgern und Soldaten zuſammen beſezt, die Unterhandlung erneuert. N. wurde über dieſe Botſchaften bedenklicher als über den geſtrigen Kanonendonner. Er entſchloß ſich, da die Straßen ſo friedlich belebt waren, auch auszugehen und ſich umzuſehen. Ich wollt' ich hätt' ihn begleitet, denn er hat überall auch viele anſtändige Damen, ſelbſt ohne männliches Geleit gehen ſehen. — Eben iſt er zurück und hat uns erzählt. Die Promenaden waren überall noch gangbar; auch an vielen Barrikaden, auf deren Wallkanten, wie hoch zu Roß, einzelne Pickenträger oder mit Flinten Bewaffnete ritten, waren enge Seitendurchgänge offen gelaſſen, wo ſich die Zuſtrömenden, wie in Paris vor den Theatern, à la queue reihen mußten. Unter den Spaziergängern in den Alleen ſprachen auch Gutgeſinnte mißbilligend von des Königs Ablehnung und Flucht. Mehrere Bekannte, die N. auf der Moritzſtraße antraf, gingen mit ihm unbehindert über den Neumarkt zur Brücke vor, ſahen auf dieſem Wege überall nur froh ſchwazende und lachende Gruppen, einzelne marſchirende Häuflein der Volksbewaffnung, auch Gymnaſiaſten darunter, hörten von Aufſtänden, die gleichzeitig ſiegreich zu Görlitz, Breslau, Leipzig, Magdeburg ausgebrochen ſeyen, und beſprachen ſich ſchon über die vermuthlichen neuen Miniſter und die Maßregeln der ſiegenden Partei.

(Fortſezung folgt.)

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Schluß.)

Man öffnet die Kloſterpforte und tritt in die Mauern ein, welche einſt ihre Bewohnerinnen auf ewig von der Welt trennten, jezt aber durch Geburt oder durch ſonſtige Verhältniſſe bevorzugten ältern und jüngern Damen einen freundlichen Aufenthaltsort gewähren. Ueber den kleinen Vorhof ſchreitend gelangt man durch eine Thür zur Kloſterkirche, während die andere zu den Zellen der Nonnen führt. Im Sommer pflegt die erſtere, zugleich der Eingang zum Kreuzgange, gewöhnlich offen zu ſtehen. Neben derſelben rauſcht ein immer quellender Brunnen und darüber ſäuſelt eine hohe Linde, deren Gipfel das Dach der kleinen Kirche überragt. Im Kreuzgang herrſcht tiefe Stille; die Fenſter ringsum ſind mit bunten Malereien, mit Wappen und Inſchriften geſchmückt, die von den Stiftern und erſten Bewohnerinnen des Kloſters Kunde geben, welche unter dem Raſen des kleinen Kirchhofs ſchlummern, den man mit ſeinen trauernden Cypreſſen und weißen Leichenſteinen vom Kreuzgange aus erblickt. Der Raum der Kirche, nur für die Nonnen und die Dienerſchaft des Kloſters beſtimmt, iſt beſchränkt, aber meiſt ſchön verziert. Dort kniet ein in Stein ausgehauener geharniſchter Ritter vor einem Chriſtusbilde, hier reicht ein anderer einem ſteinernen Frauenbilde in uralter Tracht die Hand; über dem Altare prangt eine Madonna mit wunderbar verklärtem Angeſicht, und die Wände bedecken Wappenſchilder, Grabſteine und Gedächtnißtafeln mit goldenen Buchſtaben. — Die Zellen der Nonnen ſind in neuern Zeiten durch Umbau der zum Wohnen beſtimmten Räume meiſtens vergrößert und moderniſirt worden, obgleich man in einigen Klöſtern noch deutlich die urſprüngliche Einrichtung gewahrt. Das Kloſter zu Lüne, in der Nähe der Stadt Lüneburg, ſo wie die zu Medingen und Walsrode zeichnen ſich vor allen durch ihre anmuthige Lage und ihr mitteralterliches Gepräge aus. Das leztere iſt bereits im Jahr 986 vom ſächſiſchen Grafen Walo geſtiftet worden und hat von dieſem

Digitized by Google

und dem damaligen Dorfe Rode ſeinen jetzigen Namen erhalten.

Was endlich die zahlreichen Forſt- und Jägerhäuſer betrifft, ſo ſind dieſelben von einem wahrhaft poetiſchen Hauche umweht. Fernab vom Leben und Treiben der Städte und Dörfer liegen ſie in der tiefſten Einſamkeit eines uralten Eichen- oder Tannenwaldes. Ueber dem niedern Dache rauſchen bei Tag und Nacht die dunkeln Bäume und reden den biedern Menſchen, die darunter wohnen, mit wunderbaren Stimmen zum Herzen; über der kleinen Thür aber erhebt ſich ein Hirſchgeweih und daran hinauf laufen die grünen Ranken des Weinſtocks, deſſen Früchte an der ſonnenbeſchienenen Wand des rings von Wald umhegten Hauſes herrlich gedeihen. Der kleine trauliche Garten, der das Gebäude umſchließt, blüht und duftet an ſtillen Frühlings- und Sommerabenden gar lieblich, und manchmal kommen die Rehe, die Nachts vom Wald zur Wieſe niederſteigen, und ſchauen mit den klaren Augen neugierig in's mondbeglänzte Blumenrevier herein. Drüben aber, am Ausgang des Forſtes, liegt die düſtere Heide mit ihren Hügeln und halbverſunkenen Hünengräbern wie ein ſagenhaftes Rieſenreich; kein Laut ſchallt durch die unermeßliche Stille, als der Schrei des Wildes im Walde oder das Gebell der Hunde fernab in den Dörfern.

Einen beſondern Ruf hatten vor Zeiten die Forſt- und Jägerhäuſer des oben erwähnten Göhrdewaldes im Amte Hitzacker. Am Oſtrande deſſelben ſtand nämlich einſt ein königliches Jagdſchloß, welches im achtzehnten Jahrhundert häufig von Gliedern des engliſch-hannoverſchen Königshauſes zur Jagdzeit beſucht wurde. Dann ging es dort gar laut und fröhlich zu. Pferde wieherten, Schüſſe knallten, Hörner jubelten, Rüden bellten und luſtige Lieder ertönten allüberall; jetzt iſt ſeit langen Jahren alles ſtill und einſam, das Schloß iſt abgebrochen und nur der Schall des Poſthorns klingt dann und wann durch die tiefe Waldesruhe und bringt den Bewohnern des traulichen Forſthauſes Grüße aus dem Lande weit hinter den blauen Bergen. Zwar ſind die halbverfallenen Nebengebäude des Schloſſes vor mehreren Jahren renovirt und in wohnlichen Stand geſetzt, zwar werden dann und wann im Herbſt im Beiſeyn des Königs einige große Jagden angeſtellt, allein das alte fröhliche Jägerleben iſt aus dem Göhrdewalde verſchwunden.

Wie viele wandern oder fahren an den kleinen einſamen Jägerhäuſern hin, ohne zu ahnen, welche lebenskräftige Geſtalten dort aus und ein gehen. Der alte Schlag von Förſtern ſtirbt leider von Jahr zu Jahr mehr aus; jene freundlich ernſten, narbigen Männer, die nach ſtürmiſcher Kriegszeit nun ein ſtilles Waldleben führen, ſieht man nur noch hie und da durch den abendlichen Forſt ſchreiten. Wandert man aber an der Seite eines ſolchen treuherzigen alten Kriegers, ſo fühlt man ſich unwiderſtehlich zu ihm hingezogen und wird nicht müde den Erzählungen aus ſeiner kampfreichen Jugendzeit zu lauſchen.

Drinnen im weinumrankten Forſthauſe iſt es gar friedevoll und heimlich. Die weißen Wände der Hausflur ſind mit rieſigen Hirſchgeweihen verziert, die Wohnſtube iſt mit bunten Jagdſtücken, Madonnenbildern und Kriegsſcenen geſchmückt und ringsumher hängen Büchſen, Flinten, Hörner, Hirſchfänger und Jagdtaſchen, vor den Fenſtern aber blühen die ſchönſten, duftendſten Blumen. Während des Tages herrſcht in den kleinen Räumen ein reges Leben, mit der einbrechenden Nacht aber verhallen die lauten fröhlichen Stimmen. Der Förſter wirft die Büchſe über die Schulter, pfeift ſeinem treuen Hunde und ſchreitet ſchweigend dem dunkeln Walde zu. Gattin und Kinder ſchlummern derweil beim Rauſchen der hohen Tannen getroſt ein, und Mond und Sterne halten getreulich über dem Hauſe Wacht, bis der erſte Morgenſtrahl im Oſten dämmert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Erinnerung an Mazzini.

Es war im Frühling 1840. Die Theemaſchine war aufgetragen und ſandte gaſtlich heiße Wolkendünſte in die Höhe. Um den runden Theetiſch nahmen vier Damen Platz und harrten erwartungsvoll einer reichen Spende des britiſchen Nectars. Aber die Wirthin mahnte zur Geduld, indem ſie noch einen Gaſt erwartete, der dießmal die Hauptperſon des kleinen Kreiſes ausmachen ſollte. — Endlich ließ ſich der eiſerne Ring an der Hausthüre mit den gewöhnlichen Viſitenſchlägen vernehmen, und gleich darauf wurde Mazzini, ſeitdem römiſcher Triumvir, angemeldet. Ein junger Mann von mittlerer Größe und ſchlanker Geſtalt, trat ein. Die Wirthin ſtellte ihn vor und erwähnte zugleich der Urſache ſeines Beſuches, einer Nach-

Digitized by Google

frage nach den zurückgelaſſenen Papieren des Ugo Foscolo, mit deren Ausgabe er beſchäftigt war. Während Beide ſich über dieſen Gegenſtand beſprachen, blieb uns nicht Betheiligten hinreichende Muße den intereſſanten Fremden in Augenſchein zu nehmen. Man konnte ihn gewiß ſchön nennen: edle regelmäßige Züge, eine hohe Stirne, von den ſchwärzeſten Locken beſchattet, ein paar große, tiefblickende, dabei ernſte, ausdrucksvolle ſchwarze Augen, die aus dem bleichen Antlitz wie Sterne hervorleuchteten, dazu ein großer Schnurrbart, und wir haben die äußere Geſtalt dieſes jungen Genueſen, der damals ungefähr 26 Jahre zählen mochte, und der zugleich mit ſo vielen andern politiſchen Flüchtlingen der damaligen Zeit auf engliſchem Boden eine Zuflucht geſucht und gefunden hatte. Mazzini ſprach viel und gerne; aber nur Vaterland, Freiheit, und die Stellung des Menſchen zum Menſchen waren die Themen, in denen er ſich willig verlor. Für Perſönliches hatte er keinen Sinn. Ihm war das Individuum nur als Theil des Ganzen wichtig, nur aus dieſem Geſichtspunkt betrachtete er es, und dabei machte ihm das Geſchlecht, dem es angehörte, auch nicht den mindeſten Unterſchied. So wandte er die Rede häufig an die jungen Mädchen, die gegenwärtig waren und die ſich nach und nach in die Unterhaltung gemiſcht hatten; aber augenſcheinlich war es, daß er nur hörte was ſie ſagten, und daß ihre Blicke von ihm gänzlich unbeachtet blieben. Jahre vergingen, und ich ſah ihn nicht wieder. Da wurde ich eines Tages von einer Dame aufgefordert, ſie zu einem kranken Freunde zu begleiten. Unſer Weg führte uns in eine der Vorſtädte Londons, wo ein kleines reinlich ausſehendes Häuschen das Ziel unſerer Wanderung war. Wir traten ein und wurden in einem Zimmer zur ebenen Erde vom Eigenthümer empfangen, in dem ich ſogleich Mazzini wiedererkannte. Nur war er noch bleicher als damals, ſchmächtiger, wenn das ſeyn konnte, und ſein Geſicht zeigte den Ausdruck tiefer ernſter Trauer, den ich früher nicht ſo wahrgenommen hatte. Wir ſetzten uns nicht. Ein paar Fragen reichten hin, die gewünſchte Auskunft über ſein Befinden zu erhalten, worauf wir uns empfahlen. Ich hörte, er habe ſich in dieſes abgelegene Häuschen zurückgezogen, um ganz ſich ſelbſt zu leben. Nur mit ein paar gleichgeſtimmten Seelen verkehrte er von hier aus; die Geſellſchaft hatte als ſolche keinen Reiz für ihn und war ihm zuwider. Auch wurde er als unbekannter Fremder von derſelben nicht eben geſucht, und er ſelbſt bemühte ſich nicht um das Aeußerliche und Vergängliche. Er war ein Mann der Idee, und konnte nur um dieſer willen ſich mit dem Realen befaſſen, ohne jedoch ſich in daſſelbe hineinzufinden, oder es auch nur zu begreifen. — Seine Diogeneseriſtenz hatte übrigens ſchon eine bedeutende Schattenſeite erhalten. Die Tonne, die er ſich ausgeſucht, war, obwohl klein, doch nicht zu klein, um nicht ein Obdach für mehrere zu bieten. Sie hatte, wie alle engliſchen Häuſer, ein Souterrain, das zugleich als Küche diente; darüber zur ebenen Erde war ein Eßzimmer, im erſten Stock das ſogenannte Drawing-room, im zweiten ſein Schlafgemach. Da ein Mann der Idee ſich aber ſelten auf die praktiſchen Dinge des Lebens verſteht, um, wie die alten Römer, ſeine eigenen Rüben ſchaben zu können, ſo mußte eine Frau gemiethet werden, die als Troglodytin die Oberwelt beſorgte.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Tirol, Juli.

(Fortſetzung.)

St. Romedio.

Ich trat in einen kleinen, ein längliches Viereck bildenden Hof. Die Vorderſeite deſſelben iſt das Thor, die rechte eine Art von kleinem Hoſpital mit der Inſchrift: Pace sia à questa casa. Ein altes Mütterchen, das dort hineinhuſchte, ſchien außer dem großen ſchwarzen Hunde das einzige lebende Weſen. Sie wies mich aber in das gegenüberliegende Gebäude, über deſſen Thüre die Inſchrift ſtand: Mangiare per vivere, non vivere per mangiare (eſſen, um zu leben, nicht leben um zu eſſen). Hier wohnt der Kaſtellan, der müden Wanderern ein hartes Bett und eine frugale Koſt anbieten darf. An der Rückſeite des Eingangsthors ſtand geſchrieben: Fate tutto al honore d'Iddio, 1 Cor. 10, und an dem Hauptgebäude, der Wohnung des Kaplans mit den fünf Kapellen: Preghate per noi (bittet für uns, nämlich die armen Seelen im Fegefeuer), ſowie die ernſte Frage an jeden Ankömmling: Dove vai? Alla morte, ovvero alla vita? (Wohin willſt du, zum Tode oder zum Leben?) Hier war alſo wahrhaftig nicht zu ſcherzen; Alles wies auf Nüchternheit, Enthaltſamkeit und ſtrenge Buße hin. Unter fortwährendem furchtbaren Bellen des großen Hundes quartierte ich mich ein. Der Wirth lag krank im Bett; ſeine Frau und Tochter waren ziemlich ſchweigſam, denn ſie verſtanden weder deutſch noch italieniſch, ſondern nur das dortige Kauderwälſch. So zog ich mich denn bald in das große, aber ärmliche, nur mit dem nothdürftigſten Geräthe und einem großen Crucifix verſehene Zimmer zurück. Es war ein eigenes Gefühl, in dieſer Felſeneinſamkeit zu übernachten, wo man durch die tiefe Stille nur das Rauſchen des Gebirgsbaches vernahm, und vor ſich nur ein winziges grünes Gärtchen, über ſich nur ein kleines, kleines Stückchen Himmel mit einigen blinkenden Sternen erblickte. Am folgenden Morgen beſuchte ich die fünf über einander gebauten Kapellen, zwiſchen welchen die Wohnung des Kaplans wie ein Schwalbenneſt hängt, jedoch hübſch weiß getüncht und mit einigen Blumentöpfen geziert. Die Bauart iſt, wie ſich ſchon aus der ſonderbaren Idee ergibt, fünf Kapellen über einander zu thürmen, geſchmacklos, aber merkwürdig. Die oberſte Kapelle iſt die prächtigſte und größte. An den verſchiedenen Treppen hängen eine Menge ſchlechte Gemälde und Votivtafeln, wunderbare Heilungen und ſonſtige Wunderthaten des heiligen Romedius darſtellend. * Der heilige Romedius iſt der größte Schutzheilige Tirols. Er war aus dem Geſchlechte der Grafen von Cauer, ohnweit Innsbruck, empfand ſchon in früheſter Jugend einen großen Trieb heilig zu werden, ſtudirte in Trient, ging dann nach Rom, und kehrte als heiliger Mann zurück. Er ſtarb der Welt fortan ganz ab und zog ſich, von einem einzigen Diener begleitet, nach dieſer Felſeninſel. Die Vögel ſchleppten für ihn das Material zu ſeiner Wohnung herbei und die Bären knieten vor ihm nieder. Später verrichtete er an Kranken viele Wunder. Der Urſprung der Einſiedelei ſoll in's zwölfte Jahrhundert zurückdatiren. Der heilige Graf aber gehört meines Wiſſens in eine jüngere Zeit. — Ueber Nacht war mein Wirth etwas beſſer geworden. Er ſagte, er ſey nun ſchon neunzehn Jahre hier und komme ſelten hinaus. Auf meine Frage, ob es hier nicht bisweilen ganz zuſchneie, meinte er gelaſſen: auch nicht mehr, als anderwärts. Ueber die Wanderung in die Ferner des Sulzberges, die ich noch vorhatte, ertheilte er genügende und tröſtliche Auskunft, und entließ mich mit einem recht herzlichen: „Gott ſegne Sie.“ Ich kann nicht leugnen, daß dieſe Einſiedelei tiefen Eindruck auf mich machte.

(Fortſetzung folgt.)

* Eine ſolche Tafel trägt die Inſchrift: Franciscus archidux Austriae nos visitavit XXV. Junii MDCCCXXVII religionis causa.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 180. Sonnabend den 28. Juli 1849.

— L'ange de la mort, effroyable Protée,
Courrant de mille aspects son visage odieux,
Toujours d'un nouveau masque épouvante les yeux.
Méry et Barthélemy.

Die Cholera in der Pariſer Vorſtadt St. Marceau.

Die Cholera hat den Pariſern tüchtig Angſt eingejagt. Noch in der Woche, ehe die Seuche ihre ganze Macht entfaltete, ſah es kriegeriſch aus und man erwartete neue Barrikaden; aber wie das aſiatiſche Ungeheuer einmal Ernſt machte, ſank den Unbändigſten der Muth und dem Volk verging die Luſt zum Revolutioniren. Die Reichen flohen, die Fremden kamen nicht, die Kaufläden blieben leer, und da man jeden Augenblick einem Todtenwagen begegnete, oft gar einem Sarg, der wie eine Sänfte von zwei Menſchen getragen ward, ſo hatten ſelbſt die beſſern Theile der Stadt ein etwas trauriges Ausſehen. Und doch war kein Vergnügungsort geſchloſſen, die Theater ſpielten weiter, wenn auch vor leeren Bänken, die Kinder tummelten ſich in den öffentlichen Gärten nach wie vor, Politik ward in den Kaffeehäuſern, wo nur ein bischen mehr Bordeaux als gewöhnlich aufging, mit derſelben Lebhaftigkeit getrieben wie ſeit achtzehn Monaten, der Journalverkauf auf der Straße, den damals die Polizei noch duldete, ging ſeinen regelmäßigen Gang, und nur ein geübtes Auge konnte Paris, wie es in dem höchſten Stadium der Cholera war, von dem Paris, wie es alle Tage iſt, unterſcheiden. Nur in dem ſchmutzigen Häuſergewirre, wo das untere Volk zuſammengedrängt iſt, in der Vorſtadt St. Marceau, wo Paris niemals ſchön iſt, hatte Alles ein anderes Geſicht, und während die Chauſſée d'Antin, die große Dame, höchſtens ein wenig Migräne zu haben ſchien, herrſchten in den ärmſten, verrufenſten der Vorſtädte Verzweiflung und Entſetzen unumſchränkt.

Dieſelben höckerigen, engen, lückenhaft gepflaſterſten, kothigen Straßen, die vor einem Jahre von dem empörten Volk ſo furchtbar verſchanzt waren, boten jezt einen noch betrübenderen Anblick dar. Bedeckte Tragbetten, in denen ein Kranker lag, und denen man ſonſt oft ganze Wochen nicht, höchſtens einmal des Tags und immer zufällig begegnet, erſchienen von Viertelſtunde zu Viertelſtunde. und oft in noch geringeren Zwiſchenräumen; ſie brachten von der Cholera befallene Perſonen nach dem nächſten Spital. Vor dieſem und jenem Hauſe ſtand eine Menſchengruppe und gaffte an ein Fenſter hinauf, das eben von einem Weibe mit verweinten Augen aufgemacht worden war. Neugierde und Angſt, bei einigen beides, war auf den Geſichtern zu leſen; manchmal war Einer dabei, der den Leuten vorſtellte, ſie ſollten doch weiter gehen, die böſe Luſt, die aus dem Zimmer des Geſtorbenen dringe, könne ſchlimme Folgen haben; drei oder vier befolgten gewöhnlich ſolchen Rath, aber bei den meiſten erwies ſich der Maulaffentrieb ſtärker als die Furcht.

Plötzlich ſchlägt Einer knall und fall auf das Pflaſter hin und zappelt und wimmert und greift convulſiviſch nach ſeinem Unterleib. Er gehörte nicht zur Gruppe; man hatte ihn aus einer benachbarten Gaſſe zum Doktor geſchickt, er war dreiviertel Stunden in der größten Hitze umhergerannt, ohne daß er einen Arzt hätte auftreiben können; endlich gelang es ihm einen zu treffen. Der will ſo bald als möglich zum Kranken kommen, der Bote galoppirt wieder nach Haus, um die gute Nachricht zu bringen, und wie er bei

Digitized by Google

der Gruppe, die am Todtenhauſe ſteht, vorbeijagt, ſtürzt er zuſammen. Die Gruppe zerſtiebt nicht, ſie verdoppelt, ſie verdreifacht ſich. Sechs junge Burſche, wovon drei ganz ſchmächtige Knaben, packen ihn und tragen ihn, da ſeine Zunge gelähmt iſt und er nur lallen kann, in's Spital. Da kommt er wieder etwas zu ſich, er kann ſeine Adreſſe angeben, allein bald ergreift ihn das Uebel mit neuer Gewalt, und in zwei Stunden iſt er dahin.

Ich verlaſſe die Gaſſe; ich biege in eine breitere Straße ein; die Häuſer ſind ſtattlicher, freundlicher und reiner; aber das Erſte, was ich ſehe, iſt ein Todtenwagen, ein einfacher Todtenwagen ohne allen Schmuck; ſechs oder ſieben ſauber, aber dürftig gekleidete Männer folgen ihm. Es ſind Arbeiter, die einen der Ihrigen begleiten; er war im Krankenhaus geſtorben und wäre, da er nicht einen Sou für ein Begräbniß, wohl aber eine arme Frau mit fünf Kindern hatte, bloßen Leibs in die gemeinſchaftliche Grube geworfen, mit Kalk überſchüttet und dann vielleicht zu anatomiſchen Zwecken hervorgeholt worden; aber ſeine Freunde, arm wie er, legten ihre paar Pfennige zuſammen und verſchafften ihm eine anſtändige Beſtattung. Solche Züge ſind unter dem Pariſer Volke ſehr häufig.

Ich ging in der Straße weiter, dem ſogenannten Pflanzengarten zu und ſah in Gedanken vor mich hin, als ich plötzlich durch den jämmerlichen Vortrag eines bekannten Liedes aus meiner Träumerei geweckt wurde. Die Sängerin hatte keine Stimme und war dazu heißer; ſie verſtand offenbar keine Muſik, denn keine Note gab ſie richtig und ihre Leiſtung war nichts weniger als ein Ohrenſchmaus. Nicht Beruf, nicht Müſſiggang, nicht Laſter hatte ſie zur Bänkelſängerin gemacht, ſondern das Elend, das zu Allem zwingt. Ihr Mann und ihr Bruder waren an der Cholera geſtorben, ihren älteſten Sohn, der ſchon etwas verdienen konnte, hatte die Seuche gleichfalls weggerafft, ſie hatte nicht ſo viel, um eine ordentliche Beerdigung zu beſtreiten, Arbeit hatte ſie auch nicht mehr, denn ihr bisheriges Geſchäft beſtand außer der Haushaltung darin, daß ſie ihrem Manne und Bruder im kleinen Gewerbe, das ſie betrieben, beiſtand; ſie waren Schuhmacher und arbeiteten ohne Geſellen auf ihre eigene Rechnung. Nun war ſie verlaſſen, ohne Schutz und Ausſicht mit zwei Kindern; die ſchlechten Zeiten ſeit der Revolution und zulezt die Krankheit hatten ihre Erſparniſſe aufgezehrt. Was ſollte ſie anders thun, als ſich an das öffentliche Mitleid wenden? Da ſie aber zugleich ſich fürchtet und ſich ſchämt, ohne Vorwand zu betteln, ſo ſingt ſie bekannte Lieder und volksthümliche Balladen, die Marſeillaiſe, den Geſang der Girondiſten, Verſe auf den großen Kaiſer u. ſ. w. Als ich ſie ſah, trug ſie keine Trauer; es fehlte ihr an Geld, um ſich ſchwarz zu kleiden; ſie hatte ein weißes, buntgeſticktes Nachtleibchen, einen gelben, abgebleichten Rock und zerriſſene Schuhe ohne Strümpfe an, aber um den Hals war ein ſchwarzer Fezen gewickelt, der von dem Tod des Mannes und des Bruders Zeugniß geben ſollte. Neben ihr ſtanden die zwei Kinder, ein Knabe von vier Jahren höchſtens und ein Mädchen, das zwei Jahre älter ſeyn mochte. Sie waren beide ganz in Lumpen; der Knabe, ein ſehr hübſches Kind, kam auf mich zu, hielt mich am Rockſchoß und ſtammelte ein paar Worte, die ich nicht verſtand; das Mädchen hielt mir ein kleines Körbchen entgegen, in dem etwa achtzehn Kupferſtücke liegen mochten. Ich that natürlich auch etwas hinein und fragte die arme Frau, warum ſie ſich nicht an dieſe und jene Anſtalt, an dieſe und jene Perſonen, die wegen ihrer Wohlthätigkeit bekannt und dabei ſehr verſchwiegen ſeyen, gewendet habe. Sie habe ſich nicht getraut, war die Antwort. Hülflos macht rathlos und muthlos. Ich theilte ihr die Adreſſe einer Dame mit, die alles Mögliche für die Armen thut, und verſprach ihr, mich ſonſt für ſie zu verwenden. Nachdem ſie mir ihre Wohnung angegeben, verließ ich ſie und ich glaube, daß ihr in dieſem Augenblick einige Unterſtützung zugefloſſen iſt; aber der Nothleidenden ſind jezt ſo viele und Beſchäftigung gibt es ſo wenig, daß man ſchwerlich viel für ſie thun konnte.

(Schluß folgt.)

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(Fortſetzung.)

An der Brücke lag noch das Strohlager für die Nachtwachen des Militärs; auf der ganzen Länge der Brücke ſelbſt ſtanden, unbeweglich feſt, Niemanden zulaſſend noch heranwinkend, in drohender Haltung die ſchwarzgrünen Schützen. Auf der Terraſſe war das allabendliche Gewühl, noch dichter die Menſchenhaufen um den Zeughof, aber vom Uebertritt eines ganzen Regiments war keine Rede, keine Spur. An der Klinik ſtack zwar als Schutzſignal eine weiße Fahne, und am Eingang des Zeughofs ſtand wirklich Bürgerwehr; doch nur einzelne ſoldatiſche Graumäntel, die Urlaub haben mochten, fraterniſirten mit dem Volke in den Schenken; von den Artilleriſten, die auch übergetreten ſeyn ſollten, war außen keiner ſichtbar. Man zeigte die mit einem Wagen eingerannte Zeughauspforte, aus welcher geſtern der Kartätſchenſchuß krachte. Die Spuren ſah man genügend am Akademiegebäude gegenüber.

Digitized by Google

Sonnabend 5. Mai Vormittags 11 Uhr.

Die Nacht war uns ungestört hingegangen; wir hatten die vorige mit Schlafen nachzuholen; aber früh um sieben Uhr begann es wieder zu stürmen. Die rasch einander folgenden, niemals aushaltenden Glockenschläge heulten fürchterlich. Man fühlte die Gewalt des Aufruhrs durch alle Nerven. Der Friedensschimmer von gestern Abend war erloschen; alles lief wieder scheu und flüchtig auf den Straßen, und bald ward es leerer und leerer. Trotz des wiederholten Ansetzens der Sturmglocke erschien von der aufgerufenen Bürgerwehr Niemand. An der Marktbarrikade predigte eine Stentorstimme eine Viertelstunde lang. Wir merkten nur, daß es eine bald bittende, bald scheltende Mahnung zum Kampfe war. Ein Tzschirnersches Plakat zu gleichem Zweck wurde ausgetragen und eilig angeklebt. Alles vergebens; nur sehr selten ließen sich einige Communalgarderöcke blicken. Aber in Schaaren, einmal in einem geordneten Zuge von einigen Hunderten, kamen Picken- und Sensenmänner, meist zerlumpte Kerle, über den Platz gezogen. Hie und da trug Einer einen Papierhut, wie die Buben im Soldatenspiel, ein Anderer einen Blechhelm, wie Theaterstatisten; viele sahen wir schon mit rothen Mützen und Schärpen; die leztern schienen aus Lenzens geplündertem Modewaarengewölbe erbeutet; denn dem Unglücklichen war es nach seinem Abfall von der Volkssache schlimm ergangen. Alles Hausgeräth hatte man ihm auf die Straße geworfen und mit zur Barrikade verbraucht. Jener Kreideschrift ist also nicht zu trauen, die gestern an vielen verschlossenen Kaufmannsläden zu sehen gewesen ist. „Heilig ist das Eigenthum," hatten die Volksführer angeschrieben. Aber wird man die Buchstaben respektiren? Schon den Farbenzeichen nach geht es jezt auf die rothe Republik los.

Nachmittags 3 Uhr.

Nach so viel Angst und Unruhe doch wieder einiges Labsal! Noch Vormittags verbreitete sich die Kunde, es sey eine Proklamation vom König angekommen. Zwar versicherten die Hausleute, es sey nichts damit, bei der Ablehnung sey es geblieben, das Volk also auch nicht umgestimmt. Aber wir freuten uns doch des Lebenszeichens der gesetzlichen Regierung; den Text der Worte des Königs zu erlangen (denn solche Ansprachen sind meist vom König selbst und sehr gut abgefaßt) bemühte sich R. vergeblich.

So eben hatten wir die bis jezt ärgste Angst zu überstehen. Wir hatten aus dem Wohnzimmer an der Straße schon Einiges geräumt und uns in die Schlafstube auf den Hof hinaus zurückgezogen. Die Vorsaalthüre wurde verschlossen und verriegelt gehalten. Da reißt es auf einmal wiederholt an der Klingel. Wir fahren erschrocken zusammen. R. eilt betroffen hinaus und fragt in freundlichem Tone, wer da sey. Mehrere Männerstimmen verlangen stürmisch Einlaß, Gewehrkolben stampfen und man droht, da R. Gegenvorstellungen macht, die Thüre zu erbrechen. Der Uebermacht muß er endlich nachgeben. Fünf Kerle von der nahen Barrikadenwache stürmen polternd herein und gebieten, eine Stube vorn hinaus zu räumen, damit sie gegen die etwa anrückenden Soldaten Steinhaufen an die ausgehobenen Fenster legen können. Noch versuchte R. Gegenrede, sprach vom Gemeindeeigenthum, das er bewohne, worüber nur der Stadtrath verfügen könne u. dgl. „Was Stadtrath!" brüllte der größte und gröbste unter den Gesellen, „was Stadt und Rath! hier herrschen wir jezt!" Ein Zahmerer fiel begütigend ein: „Wir brauchen nur Eine Stube." — „Es geschieht Ihren Sachen nichts," tröstete ein Anderer; „nur möchten Sie die Gardinen abnehmen, daß sie nicht zerschossen werden." Allerdings war das Schießen schon laut geworden und schien näher zu kommen. Wir sahen die Helden des Aufstands zum erstenmal in einiger Eile und Bedrängniß. Ein Faß, das sie zum Heraufschaffen der Pflastersteine verlangten, wurde verweigert. Sie suchten sich unten ein Behältniß, brachten dann etwa zwei Dutzend Stücke herauf, schütteten zwei Häuflein davon in dem schleunigst geräumten Zimmer nächst der Barrikade auf, sprangen die Treppe hinab und kamen nicht wieder.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juli.

(Fortsezung.)

Val di Sol. — Rabbithal.

Der Weg von St. Romedio nach Cles, welches mir jezt auf meiner Tour das nächste war, ist zum Theil höchst malerisch. Man geht, immer dem Laufe jenes Baches folgend, so lange zwischen hohen Felswänden hin, bis man am Ausgang dieses Seitenthals in das des Noce gelangt. Einige Stellen des Weges waren fast ganz vom Wasser überfluthet; doch wurde die Straße eben gebaut. Sie ist der Hauptcommunikationsweg für

Digitized by Google

die Wallfahrer, die oft aus sehr weiter Ferne herkommen, wie das oben angeführte Beispiel des frommen Erzherzogs zeigt. Hin und wieder erweitert sich auch das Thälchen, und man erblickt einzelne freundliche Häuser und Mühlen auf saftig grüner Rasenfläche und halb in Obstbäumen und Flieder versteckt. Dann zieht sich der Weg wieder mehr aufwärts, und man erblickt rechts auf der Höhe das freundliche Dörfchen St. Zeno mit stattlicher Kirche. Von hier wieder abwärts steigend gelangt man an den Noce, den man jezt abermals auf einem langen hölzernen Stege zu überschreiten hat. Dann windet sich der Weg wieder im Zickzack und ziemlich steil die Anhöhe hinan, auf welcher Cles mit einem großen alten Schlosse liegt. Cles ist ein ansehnlicher Ort von 2300 Einwohnern, mit bedeutenden Seiden- und Hanfspinnereien. Die meist wohlgebauten und massiven Häuser bezeugen die Wohlhabenheit des Ortes. Das Wirthshaus zur Krone ist sehr zu empfehlen. Von hier kann man mit der Diligence oder im Stellwagen sowohl abwärts nach Trient, als aufwärts nach Malé, dem Hauptort des Val di Sol, und nach dem berühmten Bad Rabbi fahren. Ich zog es vor meinen Weg zu Fuß fortzusetzen. Bis Cles hatten sich in dem jetzigen österreichisch-lombardischen Kriege einige freche, vom Oglio herkommende Freischaaren der Wälschen vorgewagt, wurden aber von den tapfern Tiroler Jägern mit blutigen Köpfen heimgeschickt. — Hinter Cles macht der Noce eine scharfe, beinahe spitzwinklige Biegung, und man gelangt, seinem Laufe aufwärts folgend, in das Val di Sol oder das Sulzberg. Der erste kleine Ort an der Straße heißt Dres. Rechts auf der Höhe liegt der ansehnliche Ort Névo, von wo aus man auf einem Saumwege über Fondo, Unsere liebe Frau im Walde und über die Mendola hinweg nach Meran gelangen kann. Ich aber folgte dem Laufe der Straße in's Sulzberg hinein. Eine höchst malerische Brücke, unter welcher in schwindelerregender Tiefe der Noce dahinschießt, führt uns von einem Thalgelände auf das andere. Die Sonnenseite des Val di Sol ist reich mit Wein angebaut, während gegenüber wieder hohe, herrlich bewaldete Bergwände, hin und wieder durch tiefe Rinnsale unterbrochen, das Auge erfreuen. Im Hintergrunde erblickt man auch wieder die lange vermißten Schneeberge und Gletscher, die zwischen Pejo, dem lezten Ort der Sulzbergs, mit einem berühmten Sauerbrunnen, und Bormio liegen. Bis dorthin wollte ich eigentlich vordringen, um über den berüchtigten corno dei tre Signori (eine von den vielen Dreiherrenspitzen Tirols) nach Bormio zu gelangen und über das Wormser Joch zurückzukehren. Allein die Beschränktheit der mir noch übrigen Muße, und ich gestehe es, auch einige Furcht vor jenem gefährlichen Paß änderten meinen Entschluß. Ich ging nur noch über die Oertchen Bozzana, Caldes, Perzola bis an den Punkt, wo kurz vor Malé, das man bereits im Auge hat, die Straße nach Rabbi einmündet. Der erste Ort im Rabbithal heißt Magras, eigentlich nur ein Gehöft, aber mit einem trefflich eingerichteten, wirklich eleganten Gasthofe, der wahrscheinlich den Malesern und den Badegästen von Rabbi als Gesellschaftsort dient. Ich genoß hier den besten und billigsten Kaffee, den ich auf der ganzen Reise getrunken, und sah in der Tochter des Wirthes, die ich ohne mein Wissen und Willen bei ihrer Toilette überraschte, eine wahre tizianische Schönheit. Sie erinnerte mich durch ihre herrlichen Formen und ihr reiches dunkelblondes Haar mit einem goldröthlichen Schimmer lebhaft an das bekannte Bild Tizians im Palast Barbarigo zu Venedig, das seine Tochter Lavinia als Nymphe darstellt. Auch der kleine Bruder dieser Schönheit war ein allerliebster aufgeweckter Bursche. Er figurirte als Kellner, weigerte sich aber standhaft ein Trinkgeld von mir anzunehmen.

(Fortsezung folgt.)

London, Juli.

(Fortsezung.)

Erinnerung an Mazzini.

Dieses weibliche Wesen zog ein und die Haushaltung kam in Gang. Nicht lange aber, und die Dulcinea erhielt tagtäglich einen männlichen Besuch, pour charmer ses ennuis. Die strenge Tugend des Hausherrn nahm doch einigen Anstoß hieran, und somit kam es denn zu dem Geständniß, daß nur der Gemahl empfangen werde, wogegen sich freilich nichts sagen ließ, nur daß derselbe, den Umgang zu erleichtern, jezt ganz einzog. Dieser Zustand währte eine Weile; da kamen ein paar liebenswürdige Kinder zum Besuch, und wer hätte so grausam seyn können, diese den liebenden Eltern zu entreißen? Nun war also eine ganze Familie beisammen. Der enge Raum im Souterrain bot aber so vielen Bewohnern nur schlechte Bequemlichkeit, und der Philanthrop im obern Stock entdeckte, daß er, wenn Fourrier's System eine praktische Anwendung bei ihm finden solle, sich entschießen müsse, die obern Räume nicht mehr allein zu bewohnen, daß es ihm nicht zukomme, als Einzelner so viele Zimmer zu bewohnen und eine ganze Familie auf eine heiße Küche zu beschränken. Es wurde demnach das Eßzimmer zu einer Art Phalanstère umgewandelt, und dort alle Mahlzeiten gemeinschaftlich eingenommen. Da saß nun unser fein gebildeter Idealist den gröbsten Materialisten gegenüber, die mit ungewaschenen Händen gar gerne die Finger statt der Gabeln brauchten, und deren Tischreden nicht eben zu den erbaulichsten gehörten. Täglich wurde ihm dieses Zusammenseyn peinlicher; täglich ward es ihm eine größere Last, sich mit Menschen zum Mahle niederzusetzen, die so wenig ihn verstanden als er sie, und denen er eigentlich eine lästige Zugabe war. Wäre es aber nicht Egoismus gewesen, Andere eines großen materiellen Comforts berauben zu wollen, um es seinem Ich ein wenig behaglicher zu machen? — So stritten sich Theorie und Grundsatz in ihm gegen die innerste rebellisch sich sträubende Neigung, bis endlich ein willkommenes Drittes hinzukam, das dem Kampfe bald ein Ende machte. Die Weltverbesserer standen in jenen Jahren in so übelm Geruch, daß sie sich von dem politischen Felde durchaus fern halten mußten, und so befaßten sie sich denn für's Erste mit kleineren Interessen. Für die Italiener bestand ein solches in einem Erziehungsplan für die armen Savoyarden, die hier in London in Massen umherziehen, ganz verwahrlost sind und weder lesen noch schreiben können. Da Mazzini einer begüterten Familie angehörte, die ihn auch hier in der Fremde mit hinreichenden Mitteln zu einer unabhängigen Existenz versorgte, so genoß er unter seinen Landsleuten eines großen Ansehens, welches ihm leicht die erste Stelle bei jedem wohlthätigen Unternehmen verschaffte. Seine ganze Zeit, seine ganzen Kräfte, und was wohl die Hauptsache war, seine ganze Börse gehörte demnach dieser neu errichteten Schule an, und da dieselbe im Herzen der City war, so fand er bald, daß die Entfernung zu groß sey, um täglich dahin gehen zu können, und daß es demnach Pflicht sey, seine jetzige Wohnung aufzugeben und eine zu suchen, die ihn seinem einstweiligen Lebenszwecke näher bringe. So wurde denn das Phalanstère aufgehoben, die glückliche Familie mußte sich ein anderes Unterkommen suchen, und unser Philanthrop mochte tief aufathmen, als er sich einmal wieder allein fand.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 181. Montag den 30. Juli 1849.

Diverso interea miscentur moenia luctu;
Clarescunt sonitus, armorumque ingruit horror.
Virgil.

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(Fortſetzung.)

Nun wurden eiligſt auch die andern vordern Räume, ſo weit es ging, ausgeleert, alles leicht Bewegliche in die Gemächer am Saal und Hof geſchafft, das Meiſte in die Hinterſtube an der Küche, wo nun die Wohnung aufzuſchlagen war, und binnen einer Viertelſtunde war der unruhvolle Auszug beendet. Während des Räumens zog es noch einmal, aber ſanfter an der Klingel. Ein ſchmucker, rothwangiger Bauernburſch trat ſchüchtern ein, unbewaffnet und mit friedlicher Miene. Wir hatten ihn vorher unter den Fünfen nicht beachtet. „Nehmen's nicht fer ungut," ſagte er, „ich muß nochmal in die Stube, wo de Steene liegen, hab' mei Schnupftichel da gelaſſen." Und nun erzählte er gutmüthig und Mitleid erweckend, wie er bloß der Neugierde halber aus Loſchwitz hereingekommen, ſofort aufgegriffen und zum „Mitſchießen" an die Barrikade geſchleppt worden ſey.

Es ſchlägt bald vier Uhr, aber unſere Briefe können noch nicht abgehen, der Weg zur Poſt iſt geſperrt oder lebensgefährlich . . . .

Abends halb 6 Uhr.

Das Schießen dauert fort, leider, wie N. ſagt, noch zu wenig mit Kanonen. Das Militär hat ganz Neuſtadt, Schloß, Schloßplatz, Terraſſe, Zeughof (aus dem die Bürger wieder haben weichen müſſen), und ſchon einzelne Theile der Vorſtadt. Die Schützen ſollen ſich ſehr brav ſchlagen: man fürchtet ſie beſonders, weil ſie noch vom Jahr dreißig her einen Zahn auf die Stadt haben. Auch ein paar Offiziere ſollen ſchon gefallen ſeyn. In Friedrichsſtadt, erzählt man uns eben, iſt eine Barrikade aus denſelben prachtvollen königlichen Wagen errichtet, die das Volk noch vor wenigen Jahren bei des Königs Heimkehr aus England jubelnd umdrängte und in knechtiſch übertriebener Huldigung ausſpannen und ſelbſt ziehen wollte.

Sonntag, 6. Mai, früh halb 5 Uhr.

Jezt, in der ſtillen Frühe will N. verſuchen die Briefe auf die Poſt zu ſchicken. Doch ich will meine Blätter erſt nachſenden, wenn ſein Paket angenommen und abgegangen iſt. Schon vor vier Uhr wurden wir vom Stürmen geweckt. Es wurde auch wieder ſtark gefeuert, aber nicht lange fortgeſezt. Das Militär ſoll vom Schloſſe aus ſchon bis zur Rosmaringaſſe vorgedrungen, auch Meiſter des Neumarkts ſeyn. An unſerer Barrikade (ſie hat Nr. 75, ſage fünf und ſiebzig) brannte dieſe Nacht ein Wachtfeuer. Seit dieſen Morgen ſteckt eine rothe Fahne darauf . . .

Im hintern Stübchen, Montag 7. Mai Morgens 6 Uhr.

Der geſtrige Tag des Herrn war ein ſo angſt- und qualvoller Tag, daß ich nicht einmal zu meiner gewohnten Tagebuchſchreiberei gelangen konnte. Statt gottesdienſtlichen Geläutes, das Stürmen des Aufruhrs, ſtatt geſchmückter Luſtwandler mit dem Spazierſtock, pulvergeſchwärzte Barrikadenhelden mit roſtigen Büchſen und Flinten, ſtatt luſtiger Staubwirbel von rollenden Caroſſen, ſchreckliche Rauchwolken von brennenden Häuſern! Das arme Dresden! Es wird lange an dieſen Maiſonntag denken!

Während des geſtrigen Vormittags liefen die ſchlimmſten Nachrichten in unſerem Familienkreis ein, der abwechſelnd mit den Hausgenoſſen oder Nachbarn gemiſcht war. Die Soldaten ſollten bei allen ihren Angriffen zurückgeſchlagen ſeyn, nach Andern überhaupt noch keinen Angriff gewagt, ſondern überall nur defenſiv agirt haben. Gegen neun Uhr hieß es, das alte Opernhaus brenne, bald darauf auch, Prinz Johanns Palais, der Zwinger mit ſeinem Muſeum u. a. m. Die Bildergalerie am Neumarkt, aus welcher das Militär geſchoſſen, ſollte noch in Brand geſteckt, das Schloß von den angekommenen Bergleuten unterminirt und in die Luft geſprengt werden. Wirklich waren aus Dörfern der Umgegend und außerdem von Tharand, Freiberg, Leipzig, Altenburg und andern Orten Zuzüge angekommen und auf dem nahen Altmarkt mit hörbarem Jubel empfangen worden. Ueber dem Dache unſerer nordweſtlichen Hofecke, nach der Zwingergegend zu, qualmte eine halbe Stunde lang dicker, erſt ſchwarzer, dann weißer Rauch, der aber doch nicht auf ſo bedeutende Brände deutete. Gleichzeitig ertönte aus derſelben Gegend eine ſtarke Kanonade. Das Haus mit dem achtſeitigen Thurm, dem Zwingerausgang ſchräg gegenüber, wurde, wie mehrere Beſucher der Kreuzthurmgalerie geſehen hatten, vom Zwingerwall aus beſchoſſen, weil Bürgerſchützen aus ſeinen Fenſtern viele Soldaten trafen. Wie Fliegen ſollen die Soldaten in der Oſtraallee todt umher liegen. Aber der Thurm muß doch bezwungen, ſeine Beſatzung ausgetrieben worden ſeyn; denn Nachmittags hieß es, Engels Wirthſchaft an der untern Wilsdruffer Gaſſenecke, ein Hauptneſt der Aufrührer, werde auch ſchon beſchoſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Cholera in der Pariſer Vorſtadt St. Marceau.

(Schluß.)

Noch ſchneidender weh that mir ein andermal eine unglückliche Frau, die auch in der Straße um Almoſen ſang. Es war gleichfalls eine Wittwe, die erſt vor Kurzem ihren Mann verloren zu haben ſchien. Sie war ganz ſchwarz gekleidet, und zwar wie die Frauen der höhern Stände; ein langer Schleier hing ihr über das Geſicht, das ſie den Vorübergehenden verbarg, indem ſie den Kopf ſo tief ſenkte als ſie konnte. Sie hatte eine ziemlich hübſche Stimme, ſie ſang nicht Gaſſenhauer, ſondern Opernſtücke, ihr Geſang verrieth Schule, ihre Haltung ließ auf Bildung ſchließen und ſie mochte früher im Wohlſtand gelebt haben. Zwei Mädchen, wovon das älteſte acht Jahre alt ſeyn mochte, ſtanden neben ihr; das eine hielt ein Schüſſelchen, in das die Spenden gelegt wurden. Ein Halbdutzend Perſonen, die vorbei kamen, lenkten von ihrem Weg ab und gingen auf das ſchüchterne Mädchen zu, das ihnen nicht entgegen zu kommen wagte. Fünf bis ſechs Sous flogen aus den benachbarten Fenſtern und wurden vom andern Mädchen aufgerafft. Nachdem die junge Frau etwa vier Stücke geſungen hatte, verbeugte ſie ſich mit großem Anſtand, nur etwas raſch, und entfernte ſich eilig. Die Umſtehenden empfanden alle eine Art Scheu vor ihrem Unglück und Niemand wagt, ſie anzureden. Wenn man Alles zuſammenhält, was an ihr auffiel, den gutgewählten Anzug, das Gefühl der Schande, von dem ſie ſichtlich gepeinigt wurde, ihren Vortrag, dann was ſie vortrug, ihr Benehmen und die Schüchternheit der Kinder, ſo thut ſich vor dem Geiſte eine weite Ausſicht vergangenen Glücks auf, aber auch welch unendliche Ausſicht von Schmerz und Jammer!

Nun wieder zurück in die Vorſtadt St. Marceau. Kaum hatte ich die arme Frau, die in ihren Lumpen volksthümliche Lieder ſang, verlaſſen, als ich einem Arzte begegnete, der den unbemittelten Kranken, da er ſelbſt vermögend iſt, unentgeltliche Hülfe bringt und eben in der Rue de l'Ourſine eine Familie beſuchte, in der, wie ihm gemeldet wurde, die Cholera ausgebrochen war. Er forderte mich auf mit ihm zu gehen. Ich fragte ihn, ob ich ihm bei ſeinem Beſuche etwas dienen könne. Er antwortete nein, allein ich ſolle ihn begleiten, um zu ſehen wie es bei den armen Leuten hergehe. Ich erwiederte, es widerſtehe mir, meine Neugierde durch den Anblick menſchlichen Elends zu befriedigen. „Nicht zu einer Unterhaltung," entgegnete er, „will ich Sie führen; Sie ſollen das Schickſal durch eigene Anſchauung in ſeiner ganzen Unerbittlichkeit kennen lernen, entkleidet alles theatraliſchen Prunkes, nicht großartig und erhaben, wie es die Herrn Dichter vorſtellen, ſondern nackt und abſcheulich, wie es wirklich iſt. Ich ſehe, Sie wollen mir eine äſthetiſche Einwendung machen, aber ich bitte Sie, laſſen Sie Ihre deutſche Philoſophie zu Haus; wenn Sie den Hunger, den Mangel an allem Nothwendigen, den Tod, wenn Sie alle Qualen und Gebrechen des Erdenlebens, auf den Raum einer engen Stube zuſammengedrängt, in der Nähe betrachtet und gleichſam betaſtet haben, dann werden vielleicht die Fibern des Mitleids empfindlicher bei Ihnen ſeyn, Sie werden öfter daran denken, daß es Geſchöpfe gibt mit einer Seele wie die Ihrige, mit der Fähigkeit ſich zu freuen und zu weinen, die ſich unendlich mehr plagen und die doch lange nicht ſo glücklich ſind als Sie, und denen man beiſtehen, die man tröſten muß, wenn ſie der Laſt des Daſeyns nicht erliegen ſollen."

Digitized by Google

Während er so immer pathetischer sprach, gingen wir weiter und standen bald vor dem Hause, das er zu besuchen hatte. „Halt," sprach er, „da sind wir. Nur mit herein, wenn Sie kein Hasenfuß sind!" Diese lezte Aufforderung entschied. Aus Neugierde wäre ich sicher nicht hineingegangen, allein die Furcht, furchtsam zu erscheinen, bewirkte, was die Neugierde nicht vermochte.

Wir hatten fünf schmale, steile, halsbrechende Stiegen zu erklettern, und je höher wir kamen, desto unreiner ward das bischen Luft, das wir athmeten. Am Ende der fünften Stiege angelangt, hatten wir über einen hölzernen Gang, dessen Dielen bei jedem Tritte knirschten, als wollten sie einbrechen, fünf bis sechs Schritte bis zu einer Thüre zu machen. Der Doktor klopfte, er erhielt keine Antwort, aber wir hörten stöhnen und wimmern. Der Doktor öffnete. Gott! welch ein Schauspiel! Die Mutter lag in einem halbverfaulten Bette; ihr Gesicht war beinahe schwarz und ganz verzerrt, der Körper unbeweglich, der Todeskampf zu Ende. Neben ihr auf dem nackten Boden des Zimmers röchelte ein Jüngling von fünfzehn Jahren. Hände und Füße waren starr und rührten sich nicht, nur Brust und Kopf zeigten noch in leisen Zuckungen den lezten Widerstand des besiegten Lebens an. In einem Bette, das auf dem Boden aus etwas Stroh und ein paar vermoderten Fezen bereitet war, winselte und krümmte sich der Vater. Jeden Augenblick sprang er auf, sezte sich auf das Bett und kroch eine Minute darauf wieder hinein. Noch sprach er nicht völlig irre, die einzelnen Sätze hatten noch einigen Sinn, aber sie waren untereinander ohne Zusammenhäng; an Rettung war auch bei ihm nicht zu denken. Was die Cholera nicht that, thaten die Folgen lang erlittenen Hungers, die von der Leiche der Mutter und dem früher schon aufgehäuften Unrath verpestete Luft der engen Stube und die zusammengedrängte Nachwirkung eines fortwährend gedrückten Lebens. Der Mann verschied in der That bei seiner Ankunft im Spital einige Stunden später.

Das jammervollste Bild von allen bot aber seine ältere Tochter dar, ein Mädchen von eilf bis zwölf Jahren. Sie war Morgens, als sich bei ihrem Bruder die ersten Zeichen der Cholera einstellten und die Eltern noch gar nicht ergriffen waren, nach einem Arzt geschickt worden und hatte nach langem, langem Suchen endlich den Doktor gefunden, welchen ich begleitete und der ihre Familie schon längst kannte. Als sie zurückkam, lag die Mutter in den lezten Zügen, der Bruder war von furchtbaren Krämpfen befallen und auch der Vater schwer erkrankt. Das Kind, das in der Zucht des Elends frühe gereift war, widerstand diesem Anblick nicht, und als zwei von den andern Hausbewohnern, die sich der armen Kranken angenommen, sie fragten, ob sie einen Arzt gefunden habe, stotterte sie unverständliche Worte, machte räthselhafte Geberden, sah die Fragenden mit wildem, starrem Blicke an. Sie hatte den Verstand verloren. Als wir in's Zimmer traten, saß sie auf dem Boden mit gekreuzten Füßen und den Kopf zwischen den Knien. Wir glaubten einen Augenblick, sie schlafe, und stießen sie an; da fuhr sie auf, fing an einen lüsternen Tanz zu tanzen, lachte gräßlich dazu, zeigte uns dann die geballte Faust, reckte die Zunge, riß sich die Haare aus und fiel endlich wieder in ihre vorige Stellung zusammen. Wie ich später vom Dokter, der genaue Erkundigung einzog, erfuhr, hatten die beiden Hausgenossen, wie sie die ersten Symptome des Irrsinns wahrgenommen, die Flucht ergriffen und das Mädchen mit den Sterbenden allein gelassen.

Der Doktor schickte mich zum Polizeicommissär des Viertels, um ihn von Allem was wir gesehen in Kenntniß zu sezen, damit die geeigneten Maßregeln so bald als möglich getroffen würden. Er selbst blieb im Zimmer zurück, um an dem Vater die Wirkung seiner homöopathischen Apotheke, die er bei sich trug, zu versuchen, obgleich er mir sagte, daß er so gut als keine Hoffnung habe. Als ich das Haus verließ, sah ich auf der Schwelle ein Mädchen im Hemd, das noch nicht gehen konnte und mit einem weißen Blümchen spielte. Es sah sehr frisch und munter aus und schlug, als ich ihm in's Gesicht sah, seine großen, verwunderten Augen muthig zu mir auf. Da ein Bäcker in der Nähe war, kaufte ich ihm einen kleinen Weck, und als ich damit zurückkehrte, streckte es schon von weitem das kleine, nicht sehr reine Händchen begierig darnach aus und freute sich unsäglich, als es die Beute im Besitze hatte. Es war das jüngste Glied der Familie, die ich eben verlassen hatte, und ist jezt durch die Fürsorge einer frommen Dame in einer Kleinkinderbewahranstalt untergebracht. Beim Polizeicommissär hatte ich entsezliche Mühe durchzudringen; er war fortwährend belagert und bestürmt; die verschiedensten Ansprachen, Gesuche, Klagen kamen ohne Unterlaß an ihn, er wußte nicht mehr wo ihm der Kopf stand, und wenn er sich in einem solchen Zustande nicht sehr höflich, nicht sehr geduldig bewies, so konnte ich ihm das nicht übel nehmen. Ich war schon zufrieden, daß ich meinen Auftrag ausrichten konnte und das bestimmte Versprechen erhielt, das Nöthige werde geschehen. Ich hatte keine Lust und auch keine Zeit dem Doktor selbst über meine Sendung Bericht zu erstatten; ich schrieb daher in der nächsten Weinschenke einen Zettel an ihn und übergab denselben einem Boten, der ihn auch ordentlich besorgte. Dann machte ich mich aber so schnell als möglich aus der Vorstadt St. Marceau und habe sie seit dieser Zeit nicht wieder betreten.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Schluß.)

Erinnerung an Mazzini.

Zur Erhaltung dieſer Schule bedurfte es indeſſen größerer Mittel, als Mazzini aufbringen konnte, und er beſchloß daher alljährlich ein Concert zu Gunſten derſelben zu geben, und ſpäter auch noch einen Bazar zu halten. Dieß Alles koſtete ihn viel Zeit und Mühe. Außerdem beſchäftigte er ſich auch noch mit literariſchen Arbeiten. So erſchien zum Beiſpiel im Quarterly ein Aufſatz über Carlyle, deſſen Werke er ſehr bewunderte und der ihm perſönlich bekannt und lieb war. — Von jezt an ſah ich ihn öfter. Nun kam endlich die Geſchichte mit dem Oeffnen ſeiner Briefe, und von dieſem Augenblicke an war Mazzini nicht mehr der unbekannte Ausländer, nicht mehr der arme Verbannte; nun war er ein Held geworden, war das Geſpräch des Tages und der beſondere Schüzling der ganzen ſchönen Damenwelt. Es erſchienen Büſten und Bilder von ihm, man ſchrieb über und an ihn, man wußte kaum was man alles thun ſollte, um hinreichend zu beweiſen, wie ſehr man den Mann bewundere, durch deſſen Briefe zwei unſchuldige Menſchen ihr Leben verloren hatten. — Aber auch Politiker und Staatsmänner beſchäftigten ſich jezt mit Mazzini, wünſchten ihn zu kennen, mit ihm zu ſprechen. Somit hatte er keine Ruhe mehr, um ſeine Zurückgezogenheit war es geſchehen. Er mochte ſich anſtellen wie er wollte, er konnte den Eremiten nicht mehr ſpielen; er war jezt was man na public character« nennt, und er mußte es ſich gefallen laſſen der Oeffentlichkeit anzugehören. — Ich reiste um dieſe Zeit nach Italien und erbot mich ſeiner Familie Briefe zu überbringen. Alle Welt warnte mich, drohte mir mit Gefängniß und tauſend Unannehmlichkeiten; aber nichts konnte mich ſchrecken, und auf das „Weiberliſt ꝛc.“ vertrauend blieb ich eigenſinnig bei meinem Vorhaben. Ein Bruſtbild von Gyps, wie ſolches eben erſchienen war, wurde in einen Koffer gepackt und ein Brief, in Leinwand genäht, ruhte gleich einem Talisman auf meiner Bruſt. Und glücklich kam ich mit beidem in Italien an und glücklich wurde es den Verwandten auf mancherlei Umwegen zugeſtellt. Wer war froher als ich? Es iſt doch ein köſtliches Vergnügen die Polizei zu betrügen, wenn dieſelbe auf unrechten Wegen wacht. Bei meiner Rückkehr fand ich Mazzini nach wie vor mit ſeiner Schule beſchäftigt und fortwährend von ſeinem Utopien träumend. Je weniger Ausſicht, deſto mehr Hoffnung. Um dieß recht einleuchtend zu machen, wählte er die Mittel auch ganz in dieſem Sinne und begann eine Pfennigſubſcription für die Befreiung Italiens, an der er ein Jahrhundert hätte ſammeln mögen, wäre ihm nicht inmitten dieſer verzweiflungsvollen Bemühungen das Schickſal zu Hülfe gekommen, indem es Louis Philipp in eine blaue Blouſe ſteckte. Von dem Augenblick an hieß es: Adieu Schule und Concert und Bazar und Pfennigſubſcription! und unſer Philanthrop eilte nach Paris, ſich an dem Anblick der Barrikaden zu erheben und mit George Sand und Ledru Rollin eine Freudencigarre zu rauchen, d. h. wenn er materiell genug geſinnt iſt, ſich mit einer ſo handgreiflichen Sache zu divertiren. — Immer ſchöner ging von da an die Sonne an ſeinem Horizonte auf, immer leuchtender winkte ihm die Aurora, bis endlich ſein theures Vaterland zu einer Tageshelle erwachte, wie ſeine ſchönſten Träume ſie kaum erſehnt hatten, und Mazzini als Diktator Roms auf ein vereinigtes Italien hinblicken mochte. — Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Philoſophen und Narren ſich träumen laſſen.

Aus Tirol, Juli.

(Fortſezung.)

Das Rabbithal.

Das Rabbithal iſt ein reizendes Thälchen, recht, was man ſagt, nach dem Herzen Gottes, und dem Gaumen eines Wanderers, der vor allem das Romantiſch-idylliſche liebt, ſo gerade mundrecht. Die trefflich gebahnte Straße führt immer ſanft aufwärts an einem prächtig geſchwäzigen ſilberklaren Bach, zwiſchen mäßigen herrlich bewaldeten Bergen, an deren grünen Abhängen eine Menge luſtig klappernder Mühlen und reinlicher, oft bunt bemalter Häuſer und Gehöfte liegen. Im Hintergrunde wieder ein ſtattlicher Schneeberg, der durch den Gedanken, ihn paſſiren zu müſſen, ein angenehmes Grauen erregt. Denn hier gibt es keinen Ausweg; Bad Rabbi liegt am Ende der Welt, alſo entweder da droben hinüber oder zurück. Weiter hinauf im Thale erblickt man den ſtattlichen Flecken St. Bernardo, ganz oben in ziemlicher Höhe auf der rechten Thalwand ſchwebend das Dörfchen Piazzola (Plätzchen) und unmittelbar darunter das berühmte Bad. Selbiges Bad erfreut ſich der größten und natürlichſten Einfachheit. Das eigentliche Badehaus iſt hölzern und ſieht ganz aus wie ein Schuppen, die beiden Behälter, in welchen der kräftige ſtark eiſenhaltige Sauerbrunnen gefaßt iſt, entbehren jeglichen Zierraths und gleichen auf's Haar gewöhnlichen viereckigen Waſſerſtändern. Die zwei oder drei allerdings maſſiven Wohnhäuſer für die Badegäſte, deren eines den ſtolzen Namen il Palazzo führt, ſind von innen und außen äußerſt einfach; aber dieſe ganze Einrichtung paßt ſehr gut zu der großartigen wilden Natur und zu der Treuherzigkeit ihrer Bewohner. Das Bad iſt ſehr beſucht und hat ſchon einmal 3000 Badgäſte gezählt. Mit mir zugleich waren in einem Wagen vier luſtige Bozener angekommen. Ich hatte ſie ſchon in Cles geſehen und auf dem Wege nach Rabbi verſchiedene male überholt. Wir gingen jezt ſogleich nach dem erſt kürzlich aufgefundenen obern Brunnen, und ließen uns von dem wackern Brunnenmeiſter zu wiederholtenmalen das treffliche Waſſer ſchöpfen. Die Art des Schöpfens iſt eigenthümlich, und auch patriarchaliſch einfach. Der Schöpfende wartet, bis einmal recht viele Gasblaſen aufſteigen, dann fährt er ſchnell mit dem Glaſe hinein, muß es aber geſchickt anfangen, damit nicht von den vielen frei herumſchwimmenden Ockertheilchen etwas in's Glas hineinkommt. Wenn wir es verſuchten, bekamen wir immer nur gelblich trübes Waſſer. Das Waſſer im obern Brunnen iſt das ſtärkere, ſchmeckt angenehm ſäuerlich und wirkt namentlich magenſtärkend. Der zweite Brunnen befindet ſich unten dicht am Badhauſe. In beiden friert das Waſſer auch im ſtrengen Winter, der hier in der Nähe der Gletſcher ſehr hart auftritt, niemals zu. Es enthält kohlenſaures Eiſen, Magneſia, ſchwefelſauren Kalk und viel freie Kohlenſäure. Das Bad wäre mit ſeinen einfachen Einrichtungen und ſeiner wilden Umgebung vielleicht noch am erſten mit Gaſtein zu vergleichen, die Quelle iſt jedoch kalt.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 182. Dienſtag den 31. Juli 1849.

Die Freiheit, nach deren goldenen Früchten tauſend lüſterne Hände greifen, ſo oft nur ein neckender Wind einige Zweige niederbeugt, iſt kein Zuſtand des Genuſſes. Sie iſt ein Werk der Arbeit, die, mit der Sonne jedes Tages neu geweckt, ſich in der Richtung klar erkannter Zwecke bewegt. Von dem guten oder edeln Inhalt dieſer Zwecke hängt dann ihr Werth und größtentheils auch ihre Dauer ab.

Dahlmann.

Einiges über Freiheit.

Ein deutſcher Schriftſteller — ich glaube es war Immermann — hat ein nicht genug zu beherzigendes Wort geſprochen: „Freiheit und Beſchränkung im rechten Gleichmaß iſt die höchſte Beſtimmung des Menſchen. Zu jener führt das Wiſſen, zu dieſer die Religion.“ Von allen Weſen, die wir kennen, beſizt der Menſch allein Freiheit des Willens, d. h. das Vermögen, ſich pſychiſch nach Grundſätzen ſelbſt beſtimmen zu können, eine innere unbegreifliche Eigenſchaft ſeines Geiſtes, die ihn mit einer andern und höhern Weltordnung in Verbindung ſezt. Aber läßt ſich hienieden eine abſolute Freiheit denken und ſtoßen wir bei der Unterſuchung über die Natur der menſchlichen Freiheit nicht ſtets auf Grenzen, Bedingungen und Widerſprüche? Der Verſtand, die Quelle unſerer Grundſätze, iſt nicht frei. Er hängt theils von den Gegenſtänden ab, über die er urtheilt, theils von den phyſiſchen Geſetzen des eigenen Körpers, ſo daß ſein Wirken nicht immer dieſelbe Kraft und Klarheit zeigt. Erziehung, Gewohnheit, Herkommen, Sitten, Vorurtheile wirken mächtig auf ihn ein, und wir finden Spuren ſolcher Einflüſſe ſelbſt da, wo wir die höchſte Stufe der Freiheit zu vermuthen Urſache hätten. Auch der ſo ſehr gerühmte menſchliche Wille iſt nicht frei; bald regiert ihn der Verſtand, der ſelbſt nicht vollkommen frei genannt werden kann, bald die der menſchlichen Natur angeborene Nothwendigkeit, das Unangenehme zu meiden und das Angenehme zu wählen, und in dieſem Sinne hat Leſſing, der ein ganzes reiches Menſchenleben dem Ringen nach Freiheit und Wahrheit gewidmet, vollkommen Recht, auszurufen:

Umſonſt erhebt ihr mir des Willens freie Kraft —
Ich will, ich will — und doch bin ich nicht tugendhaft!

Die menſchliche Freiheit iſt daher ein relativer, oder wenn man will eigentlich ein negativer Begriff, und muß es auch ſeyn, denn ohne Beſtimmung, folglich ohne Zwang, iſt nichts möglich, nichts auf Erden denkbar. Nur Entbehrung macht ein Gut wünſchenswerth; der Mangel iſt Poeſie, der Beſitz Proſa.

Ich muß immer lächeln, wenn ich unſere modernen Freiheitsapoſtel eine abſolute Freiheit theils verkünden, theils verlangen höre, und mir die Motive vergegenwärtige, welche ſie zu dieſer Lehre beſtimmen und denen ſie bewußt wie unbewußt gehorchen. Iſt es nicht das Loos der Menſchheit, abhängig zu ſeyn ſowohl von der Natur als von andern Menſchen? Die innere wie die äußere Freiheit des Individuums, die ſittliche des Menſchen wie die politiſche der Völker, hat nach innen und nach außen mit ſo vielen und ſo großen Hinderniſſen zu kämpfen, daß man klar einſieht, vollkommene Freiheit gehöre nicht zu den Bedingungen endlicher Naturen.

Es iſt nach Kant eines der größten Probleme in der Erziehung, wie man den geſetzlichen Zwang mit der Fähigkeit, ſich ſeiner Freiheit zu bedienen, vereinigen könne. Es dürften nach ihm dabei folgende Punkte beſondere Berückſichtigung verdienen: Frei ſey das Kind in Allem, außer in Dingen, wo es Anderer Freiheit beſchränken oder ſich ſelbſt ſchaden würde. Ferner zeige man ihm, daß es, um ſeine Zwecke zu erreichen, Andern die ihrigen laſſen müſſe, und endlich lerne es einſehen, daß man es deßhalb erzieht,

damit es einſt frei leben und durch Entbehren und Erwerben von Andern unabhängig ſich erhalten könne. — Wie das Kind ſtufenweiſe zur Selbſtſtändigkeit und Freiheit erzogen werden muß, ſo iſt auch die Freiheit des Volks in der allmähligen und fortſchreitenden Entwicklung ſeiner Kultur begründet.

Worin beſteht die Freiheit eines Volks? — Vor allen Dingen in dem Rechte nach ſeinen Sitten, ſeiner Ueberzeugung, ſeinen Geſetzen, ſeiner Weiſe zu leben. Mit dem Bewußtſeyn dieſes Rechts iſt ſchon eine hohe Stufe der Civiliſation gegeben, vorausgeſezt, daß ſich dieſes Bewußtſeyn in dem Volke ſelbſt entwickelt und gebildet hat und nicht von außen ihm aufgenöthigt und eingeredet wird. Freiheit kann nur dann gedeihliche Früchte bringen, wenn ſie aus ſtufenweiſe fortſchreitender Entwicklung, nicht aber aus einer zufälligen oder willkürlichen Anregung von Außen herrührt. Das Volk muß der Freiheit werth ſeyn, ſonſt kann es dieſes unſchäzbare Gut nicht dauernd behaupten. Die Freiheit des Menſchen aber iſt kein blindes, von ſeinen Vorſtellungen unabhängiges Vermögen; ſie wird vielmehr lediglich durch Vorſtellungen gelenkt und beſtimmt, und Vorſtellungen, die dieſen Einfluß auf den menſchlichen Willen haben, heißen daher Beweggründe. Beweggründe, das edelſte Geſchenk, das dem Sterblichen hienieden werden kann, die Freiheit ſich zu verſchaffen und zu erhalten, müſſen daher auch die lezten und edelſten ſeyn. Sie gehören zu den vorzüglichſten Hülfsmitteln zur Ausbildung der menſchlichen Würde im Allgemeinen, wie zur Emancipation eines Volkes insbeſondere.

Wäre Börne ſtatt in der finſtern, dumpfen Judengaſſe auf dem hellen, heitern Hirſchgraben in Frankfurt geboren, hätte Freiheit und behagliches Patricierthum ſtatt Unterdrückung, Zurückſezung und Verkennung ſeine Wiege umſtanden, nie wäre der Durſt nach Freiheit und Recht ſo heiß bei ihm geworden, die Anſprüche auf dieſe unveräußerlichen Güter der Menſchheit hätten ſich nicht in ſo ſchmerzlich bittere Ironie bei ihm gekleidet, ja die Freiheit ſelbſt wäre ihm in einem andern, ich möchte ſagen in einem mildern Lichte erſchienen. Der große Menſchenkenner Shakeſpeare läßt den Caſſius ſagen: „Wie, dieſer Cäſar ſoll uns beherrſchen, ein Menſch, der nicht einmal ſo gut ſchwimmen kann als ich, den ich deßhalb vordem aus der Tiber gerettet! ein Menſch, den ich in Gallien von Fieber gepeinigt ſah, der mich wimmernd bat: gib mir zu trinken, Caſſius!“ — Geſezt, Kosciuszko hätte die Hand der reichen Tochter des Landmarſchalls Sosnowky von Litthauen erhalten, ſtatt daß er, mit ſeiner Geliebten auf der Flucht eingeholt, auf immer von ihr getrennt, mißhandelt, verwundet, mit einem tödtlichen Haſſe gegen alles Beſtehende erfüllt, in Waſhingtons Gefolge zum glühenden Republikaner wurde: — hätte ſich ſeine Geſinnung nicht anders geſtaltet und würde er nicht ganz behaglich, angeſehen und reich, unter dem reichen polniſchen Adel gelebt haben? So beſtimmen Verhältniſſe und Beweggründe den Charakter, die Geſinnung, die Laufbahn des Menſchen, des niedrigſten wie des erhabenſten, ſo ſeinen Verſtand, ſeine Grundſätze, ſeinen Willen.

Die wahre öffentliche Freiheit, das höchſte äußere Gut eines Volks iſt an keine beſondere Form geknüpft. Sie kann in Monarchien beſtehen und in Republiken zu Grunde gehen. „Der irrt,“ ſagt Claudian, „der da meint, unter einem Könige müſſe immer Knechtſchaft herrſchen. Vielleicht zeigt ſich nirgends die Freiheit beſſer als unter einem gerechten Fürſten. Die Freiheit kann nicht gegeben werden, ſie will erworben, ſie will verdient ſeyn.“

(Fortſezung folgt.)

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(Fortſezung.)

In unſerer nächſten Nähe ſahen wir Andere zu der Flucht gezwungen, die uns nach den Fortſchritten der Militärmacht nun doch erſpart zu werden ſcheint. Schon am Sonnabend Nachmittag kamen uns Unbekannte, Männer und Frauen mit Kindern, die ihre Bettballen über die Barrikade ſich zulangten und auf angelegten Leitern hinausklettetten. Es war ein wehmüthiger Anblick. Aber geſtern Morgen erſchienen auch Bekannte, Bewohner eines Hauſes am Neumarkt und andere, ſämmtlich im trübſeligſten Aufzug. Sie hatten ſich in ihrem von Turnern beſezten, von den Soldaten beſchoſſenen Hauſe nicht mehr bergen können, waren von unſern Nachbarn, als ſie flüchtend vorüberzogen, hereingerufen, zur Flucht noch ein wenig geſtärkt und ausgeſtattet worden, und erzählten vom Zuſtand ihrer Stadtgegend furchtbare Dinge. Einen Zuzüger aus Chemnitz, der oft unter den Hauptwühlern der Provinz genannt wurde, hatte in der Kinderſchlafkammer eine Kugel, zwei zufällig offene Thüren durchfahrend, in den Hinterkopf getroffen. Man hatte ihn ſterbend, im Krampfe in der leeren Wohnung zurücklaſſen müſſen; denn die Turner hatten ſchon von nothgedrungenem Anzünden des Hauſes geſprochen, und der Hausvater mußte zulezt, zum Schuze vor den Kugeln, auf Händen und Füßen kriechend das Nöthigſte zuſammenraffen. In die

Gardinen, Wandbilder, Ofenaufsätze des vordern Zimmers hatte das zerstörende Blei vielfach eingeschlagen; das Porträt des Leipzigers Gottfried Hermann wurde gerade in die Brust getroffen, der Büste Goethes ihr Postament weggeschossen; in ein Ofengesims wurden drei Löcher, regelmäßig gereiht, wie am Flötenrohr, eingebohrt; ein Meister im Schießen mochte wiederholt dasselbe Ziel in's Auge gefaßt haben. Ueberhaupt hatten unter der Turnerjugend am Neumarkt die Kugeln der Schützen furchtbar aufgeräumt. Zulezt hatten diese die ganze Frauenkirche bis zur Laterne hinauf besezt und trafen von da sicher ihren Mann. Nachmittags waren endlich die Schützen den Turnern im Landhause von hinten her über den Hals gekommen. Viele dieser jungen Helden lagen blutig hingestreckt, andere sind gefangen oder durch gefährliche Sprünge entkommen. Bis Mittag hatten noch die dem Volke zugeführten vier Kanonen der Burgschen Metallgießerei vom Markte aus gegen das Schloß gedonnert; Nachmittags verstummten sie, wie es hieß, aus Mangel an Schießbedarf. Die in der Kreuzkirche niedergelegten Pulverfässer (noch stärkere Vorräthe sollen im Rathhause liegen) waren bald, wahrscheinlich meist unnütz, verschossen, nachdem im Chaisenhause ausgediente Kanoniere viele Stunden lang Patronen gefertigt hatten. Eine andere Fabrik sollte im Rathhause, dicht bei dem Kabinet der neuen Regierung seyn. Wie oft die Kämpfer derselben bedrängt waren, zeigte schon das im Laufe des Tages viermal wiederholte Stürmen. Nachmittags wurden die Siegesbotschaften bei unserer Wachmannschaft immer mäßiger und seltener, das Stürmen immer dringlicher, das Knallen und Donnern immer näher hörbar.

Gegen vier Uhr wagte R. mit dem Nachbar einen Ausgang zum Luftschöpfen, so weit sie gehen konnten, auf und ab an der Sonnenseite der Kirche. Hier wurde ihnen von allen Seiten sichtbar, wie es mit der Rebellenherrlichkeit immer mehr zur Neige ging. Unter den ab- und zuziehenden, sehr gemischten Haufen war alle Ordnung aufgehoben; viele gehorchten den Befehlen nicht mehr. Viele schlichen zweck- und haltlos, gesenkten Hauptes, umher. Auch einige Studenten und sogar ein Gymnasiast waren darunter, lächerlich ausstaffirt, zu erblicken. Von den Studenten, heißt es, war sogar am Sonnabend Morgen der erste Impuls zum Angriff auf die Truppen ausgegangen. Sie hatten erklärt, sogleich wieder abziehen zu wollen, wenn man nicht sofort angreife. Mancher wird für seinen Wahn, für deutsche Einheit zu fechten, hart gebüßt haben. Dieser schlau verbreitete Wahn hat allein unsere saubern „drei Könige zu Heimsen" auf den Thron gebracht. Sie ließen sich bis Sonnabend Nachmittag in gar vielen maulaufreißenden gedruckten Aufrufen und Bekanntmachungen vernehmen; seitdem sind sie aber fast ganz verstummt, und seit heute Morgen scheint sogar ihre bisher ununterbrochene Korrespondenz vom Kreuzthurm zum Rathhaus zu ruhen.* Spähende Männerfiguren zeigten sich beständig auf der Thurmgalerie. Alle viertel- Stunden etwa ertönte ein scharfer, mehr oder minder dringlicher Pfiff, und darauf ward ein zusammengefaltetes beschwertes Blatt mit Nachrichten heruntergeworfen. Bis jezt (sieben Uhr) ist Niemand mehr oben zu sehen, und sogar zum lezten Nothschrei des gewohnten, meist auf ein Klingel- oder Fahnenzeichen begonnenen Stürmens scheint den Herrn nun die Kehle bereits zugeschnürt. Nur ferne Trommel- und Hörnersignale lassen sich zwischen dem Geknatter und Gedonner noch vernehmen. Gestern Abend soll das schon früher aus Chemnitz herbeigekommene Leibregiment mehrere Barrikaden erstürmt haben, eine Abtheilung Schützen aber, innerhalb der Häuser durch die Scheidewände durchbrechend, bis in die Nähe des Altmarkts vorgedrungen seyn. Es ist offenbar, daß sich das Militär nicht viel auf Straßenkampf einlassen will, der unnütz Leute opfert. Auch die Barrikaden weiß man schon durch Umgehung zu bewältigen. Sie gehören in der Revolutionsschule schon zu den überwundenen Standpunkten, wie sonst die Jungdeutschen sagten.

Morgens 8 Uhr.

Es stürmt seit Mitternacht, wir haben es aber, des Lärms schon gewohnt, verschlafen. Der kleine R. trat ein und meldete, unserer Barrikadenwache sey angekündigt, sie möchte sich schlagfertig halten; die Schützen rücken immer näher, es drohe Gefahr. Heute Morgen haben wir, wenn auch noch nicht sehr nahe, schon von halb vier Uhr an Kleingewehrfeuer und Kanonendonner gehört. Wir sitzen aber in unserem Hinterstübchen geborgen; R. eilt vor, um nachzusehen.

9 Uhr.

Nach einem furchtbaren Kampfgetöse ist wieder ein ruhiges Viertelstündchen eingetreten, und R. begann schon einige drollige Züge aus seinem Verkehr mit unserer bewaffneten Umgebung zu erzählen; da stürzt der kleine R. wieder mit der Nachricht herein, die Soldaten kämen mit Gewalt die nahe Kreuzgasse her. Wirklich ertönt auch Geknatter aus der Gegend.

(Fortsetzung folgt.)

* Sie begann später von Neuem, hörte aber am Montag Abend für immer auf. A. d. Eins.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juli.

(Fortſetzung.)

Der Sallentferner.

In den kleinen, weißangetünchten Kämmerchen und in dem neuen großen Speiſeſaal war es empfindlich kühl. Wir erwärmten uns ſo gut wir konnten, theils an dem flackernden Feuer des mächtigen Herdes, wo uns ſchon die trefflichen Backhähndeln am Spieße gedreht wurden, theils durch reichlichen Genuß eines recht wackern weißen Weins. Die uns bedienenden Kellnerinnen waren robuſte Perſonen, und ließen ſich auch einen derben Spaß wohl gefallen. Ueberhaupt hatte Alles in dieſer Bergeinſamkeit einen urkräftigen, derben Anſtrich; die Leute, obwohl italieniſcher Zunge, ſchienen doch ganz treuer deutſcher Art. Ich beredete mich mit dem Brunnenmeiſter, der zugleich eine Art Geſchäftsführer vorſtellte, über den von hier in's obere Vintſchgau einzuſchlagenden Weg. „Sie haben," ſagte er, „zwei Wege; der eine führt über zwei mäßig hohe Berge in's Altener Thal und von da nach Meran, der andere über einen einzigen, aber ſehr hohen (altissimo) in's Martellthal und von da nach Schlanders im Vintſchgau, fünf Stunden über Meran." Natürlich wählte ich den letztern; aber ein Führer, meinte er, werde morgen, als am Sonntag, ſchwer zu finden ſeyn. Doch wolle er früh während der Meſſe ſein Heil verſuchen. — Ein wunderſchöner Morgen brach an und ſtählte meinen Muth. Nach ſieben Uhr kam mein Brunnenmeiſter mit dem Führer. Es war ein ſchlanker junger Burſch aus dem Dörfchen Piazzola. Er kam in ſeinem beſten Sonntagsſtaat und ſah gar nicht aus wie ein Bergſteiger: kurzer runder Hut, blaue Tuchjacke und dergleichen Hoſen, leichte zierliche Schuhe ohne die gehörigen Nägel, und nicht einmal ein Alpenſtock. Wir wurden um einen ziemlich theuern Preis (neun Zwanziger) einig, daß er mich bis auf den Gipfel des Berges, und zwar ſo weit bringen ſolle, bis ich das Martellthal allein ohne Gefahr erreichen könnte. Wir brachen auf, mit einem halben Huhn und einer tüchtigen Portion Brod verſehen. Unverzeihlicherweiſe hatte ich vergeſſen, für Getränke zu ſorgen. Wir mußten dafür ſpäter viel Schneewaſſer trinken. Zuerſt ſtiegen wir denn ſehr ſteil und raſch auf nach dem Dörfchen Piazzola, wo ſich mein Führer mit dem erſten beſten Knüppel, ſtatt eines Alpenſtocks, bewaffnete. Den mächtigen Schneeberg, der gerade über Rabbi am Ausgang des Rabbithals hängt, ließen wir links. Er heißt Monte Maleda, und eine dort einmündende tiefe Schlucht, die Gott weiß wohin führt, la valle di Premenesca. Der Punkt hat viel Aehnlichkeit mit dem des Oetzthals bei Zwieſelſtein, wo man auch den Gurgelferner links laſſend rechts in das Schnalſer Thal einbiegt. Ebenſo folgten wir hier dem Laufe des Rabbibaches, deſſen italieniſcher Name Torrente Rabbiese ſich im Munde meines Führers ſehr ſtolz und muſikaliſch ausnahm. — Wir ſtiegen nun eine Zeitlang über eine wilde felſige Hochebene nur mäßig aufwärts, und kamen zur letzten dieſſeitigen Hütte, der Wohnung des Ziegenhirten, wo wir uns zur weitern Wanderung mit der trefflichſten Alpenmilch erquickten. Unmittelbar hinter dieſer Hütte ſteigen die Felſen terraſſenförmig in die Höhe, und der Weg windet ſich im Zickzack hinauf. Dieſe Paſſage heißt le scale di Saënte, die Treppen des Sallentferners, und das ganze Thal nennt ſich nun ebenſo Val di Saënte. Es wird oben durch eine Felſenwand geſchloſſen, über deren Mitte der ſchäumende Rabbibach in wildem Sprunge hinabſchießt und einen herrlichen Fall bildet. Weiter oben führt ein Steg über den Bach, den wir paſſiren mußten. Wir befanden uns jetzt abermals auf einer gras- und waſſerreichen Hochebene. Sie iſt auf beiden Seiten von ziemlich kahlen, himmelhohen Bergwänden eingeſchloſſen und wird im Hintergrunde von einem mächtigen, ſchneebedeckten Gletſcher überragt. Dieß iſt der Saënte ſelbſt, deſſen höchſtes Joch wieder den Namen il Dernai führt. Auf der Hochebene, welche viel Aehnlichkeit mit dem Naßfelde hinter Gaſtein hat, ſah ich zu meinem Erſtaunen noch Pferde im Freien graſen. Mein Führer ſagte mir, ſie würden jenen Treppenweg hinaufgebracht. Ihre Tritte müſſen wahrlich ſehr ſicher ſeyn. Einige Schuppen, wahrſcheinlich nur zum Unterkommen für dieſe Thiere, ſah man zerſtreut auf der Alm liegen. Wir ſtiegen nun die rechte der beiden erwähnten Bergwände hinan, im Zickzack und gleichſam pendelartig hin und her ſchwebend, bis wir zuletzt jene Hürden nur noch in ungeheurer Tiefe unter uns erblickten. Wir waren jetzt abermals auf einem Abhange der großen Felſenterraſſe. Hier hatte ſich ſchon einiges Gletſcherwaſſer in einem kleinen See geſammelt. Von dieſer Terraſſe gelangten wir auf eine zweite ähnliche, ebenfalls wieder mit einem See, endlich auf die dritte und letzte, auf welcher der Gletſcher unmittelbar aufliegt. Bisher hatte mein Führer den Schnee, den er als Italiener ſehr haßte, immer möglichſt umgangen; jetzt war er nicht mehr zu vermeiden. Am Ufer des dritten Sees, der uns mit ſeinem gelbgrünlichen Gletſcherwaſſer tückiſch anblickte, ſetzten wir uns erſchöpft auf einer noch ſchneefreien Klippe nieder und verzehrten unſer einfaches Mittagbrod. Kaum aber konnten wir es genießen, denn die Luft war hier oben ſchon ſo dünn und trocken, daß uns das Maisbrod völlig im Munde klebte und die Speichelbrüſen ihren Dienſt verſagten. Dazu mußten wir Schneewaſſer trinken, welches bekanntlich nur immer durſtiger macht. Und doch hatten wir das ſchwerſte Stück Arbeit noch vor uns. Wir gingen jetzt rechts um den See herum, wateten eine Zeitlang durch tiefen Schnee, und kamen endlich an den Punkt, wo das Eis des Gletſchers in die Felsregion übergeht. Hier war aber, wie gewöhnlich, durch das ſtets hervordringende Gletſcherwaſſer der Fels zu einer Art mulmiger Maſſe aufgelöst, in welcher der Fuß entweder ausglitt oder verſank. Dazu war der Anſtieg außerordentlich ſteil. Ich geſtehe, daß mich, als wir hier immer wieder hinabrutſchten, einen Augenblick Muth und Kräfte verließen. Coraggio! rief der Führer; ihm war aber ſelbſt nicht recht wohl zu Muth. Zu Zweien dort neben einander zu gehen, war unmöglich; einer hätte den andern nur mit hinabgeriſſen. Endlich gelang es mir, einen Felſenvorſprung zu erreichen, der noch aus dem Schnee gleichſam herausſprießte. Der Führer folgte mir, und nach einigem ſehr kühnen Klettern zwiſchen und an mächtigen Felsblöcken hinauf erreichten wir endlich die feſte, freilich auch anderthalb Fuß hoch mit Schnee bedeckte Eiskruſte des Gletſchers. Nun war es denn auch Zeit, ſich einmal umzuſehen. Wir befanden uns, nach einer mäßigen Schätzung, wenigſtens 10,000 Fuß über Meer, und ſtanden auf einer ſchiefen Schneefläche, die ſich ausdehnte, ſo weit das Auge reichte.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Monatsregiſter Juli.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Deutsche Lieder. Von E. Brauer. 168.
Ungehörte Stimmen aus dem Jahre 1848. 170.

Erzählungen.

Irische Märchen. 167—169.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Café d'Orsay. 155. 158.
Fiorenz und Rom in der Revolution. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. — 169. 170. 171. 172. 173. 174.
Jenny Lind und der Maler. 159—161.
Das Berliner Kriegsgericht. 162. 163.
Schloß Tegel. 164—166.
Goethe im Verhältniß zu unserer Zeit. 165—168.
Skizzen aus dem Fürstenthum Lüneburg. 171—179.
Die Gerichtssitzungen in der Londoner Westminster-Halle. 175. 176.
Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche. 177—182.
Die Cholera in der Pariser Vorstadt St. Marceau. 180. 181.
Einiges über Freiheit. 182.

Korrespondenz.

Aus Tirol. 157. 158. 159. 160. — 177. 178. 179. 180. 181. 182. — Aus Baden. 157. 158. 159. — Dresden. 161. — Paris. 162. 163. 164. 165. — 173. 174. 175. 176. — Von der Schlei. 163. 164. 165. 166. — Berlin. 166. 167. — 172. 173. 174. 175. 176. — Frankfurt a. M. 168. 169. 170. — 178. — London. 169. 170. 171. — 179. 180. 181.

[68] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Mai 1849.

Größere Aufsätze.

Minieh und seine Ueberbleibsel. 1) Das Entdecken und Reisen von Unseren Unternehmen, der Unterschied zwischen den Unsern westlich und östlich vom Euphrat; die Anlage in Minieh; die ersten Anfangungen der Ausgrabungen, Ruinen und Thälen einer Pascha. — Der Büffel auf Java. — Geschriebene Steuern im Innern Westafrikas. — Schanghai im Jahre 1849. — Briefe über Frieden. IX. — Das Wasserleitungsgas. — Briefe aus und über Rußland. I. — Die Schiffahrtsgesetze im Ober- und Unterlande. — Traditionen der Gerichte. — Das Alter der Dunkelheit Indiens. — Die Kaffern. — Die Polemische. — Beitrag zur physikalischen Geographie und zur Geologie der ibrischen Halbinsel. II. — Das unterirdische Gebirgssystem. — Der Schachtbau. — Englische Ansichten von Deutschland. — Afrikanische Schmeichelei in der Nähe des Aequators. — Der Kaffer-bund in Java. — Ernst und heiter aus Catholischen Herr. — Der östliche Altai und die Grenze von China. — Nachricht über Land und Volk der Mbundu. V. Von den Mangelkaffern und Eltern der Bewohner. V. Von der Religion der Mbundu und der bei ihnen wohnenden Mauren. — Etwas über russische Ethnographie. — Sanitäts Lage und Beschaffenheit afrikanischer Schiffe. — Der Diamantreiter in Rußland. — Die Fehden von Timoan in Indonesien. — Der Tempel der Jupiter Ammon in der Simah-Oase. — Die Zimmtregion in Ostafrika. — Die Ringkämpfen der Sakalaba. — Die Wachen in den europäischen Türkei. — Das Inquisitionsgebäude in Rom.

Chronik der Reisen.

Briefe eines russischen Arztes aus der Türkei. 14) Reise von Cairo nach Alexandrien durch die innern Provinzen des Delta.

Kleinere Mittheilungen.

Die Wollausfuhr aus Australien. — Russlands Ausfuhr. — Der Schreckberg in Afrika. — Handel im jetzigen Jahr in Rußland genommene Gelt. — Nachricht von dem Reisenden Bleekbodyn. — Handel in Neu-York. — Die Hauptbahn der großen Simah-Oase. — Mittheilungen von den Bergen der Bergleute von Oberlausitz. — Amerikanische Mineralien in London. — Schiffahrt in den artischen Meeren. — Der Handel der Cyrenaika emporte. — Einführung der alten Handwerksmale Indiens. — Der Verkauf von Frauen in England. — Einführung der Alpaca in Frankreich. — Trockung des Whisk. — Die Silberbahn des Whisk von Panama. — Briefbeförderung durch Eisenbahnen. — Der Gelegerhain in Californien. — Arbeiterstadt in Frankreich. — Die Ungerkrankheit von Hongkong. — Die Religion und Christenheit in China für England. — Die Gräber der Amalekiten. — Ueber das Wallachen. — Ueber die Bergwerksbe in Nimrud. — Die Gurnier Wollfabrik über Negapoten. — Neue Einfuhrgrenze im Gouvernement Saratow. — Ueber die Gasbeleuchtung in London. — Der Nachbrenk englischer Werke in Nordamerika. — Die Terrassen in Sierra Leone. — Großartige künstliche Höhlen im südlichen Frankreich. — Nachricht von Kowlosken. — Ausfuhrung des californischen Goldes. — Mineralogische Beobachtungen in Cumberland und Westmoreland. — Schwarzer Regen in Island. — Jomards Ansicht über das amerikanische Alterthum. — Meteorologische Beobachtungen in Aden. — Die Heere in Anatolien — Geologische Karte des türkischen Reichs — Gewitter in Guadeloupe. — Steinregen in Schottland.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

[74] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Erstes Junihest.

Inhalt. Adams zusammengesetzter locomotivmagen für Zweigbahnen. Mit Abbild. — Verdeckvorrichtungen an Cabroleten der Pferdebahnen, durch welche die verschiedenen schädlichen Folgen der Schienen bei den langschwellenfahrten geschaffen wird. Mit Abbild. — Evans verbesserter Siederöhrenbrenner. Mit Abbild. — Salters transportabler Destillirapparat. Mit Abbild. — Reinigungsmethode für Asche oder concrete Steinkohle zur Dampferzeugung, für ernstes Zwecken an Wasserbahnen, drehende Verbindungen von Röhren, Ruhen für Metallstromente u. von C. Schiele, Civilingenieur in Mannheim. Mit Abbild. — Ueber Metallmuster mit combinirten Mustern. (Linien- und Punktirmaschinen.) Von Dr. Hermann Schlagintweit aus München. Mit Abbild. — Einige Thatsachen betreffend den schädlichen Einfluss der Klöster (Kamenzeder, Knorrbernhardiner) auf das natürliche Klima u. s. w. von P. v. Bruntraut. — Ueber das Brennen des Porzellans mittelst reinigen Wasserdampfes, von Gentele. Mit Abbild. — Ueber die Verwirrung der metamorphischen Gesteine und Ruppen und Metamorphie, von Bronn. — Verfahren der Alkali durch Verbrennung des Alkalmetalles auf ihren Gehalt zu prüfen, von Prof. Leggelin. — Neue Anwendung des Verdichtungsgrades zur vollkommenen Darstellung der Ernährungsfähigkeit des Mehlarten-Mehls und zur Verminderung der Arbeit des Bäckers, von chemaligen Bäcker Boland zu Paris. (Uebersetzung, mit Zusätzen und Berichtigungen und Erläuterungen und ganz neuerlich mit ihren Erfolg Ehrenamt Abhandlungen in Frankreich zur Standerung eingeführt wurde.) — Ueber die Nachahmung des Leders und Bereitung einer Dauklist im Vergleich mit dem verwandtschaftigen Stoff (Kammgitzen) der französischen Militairbekleidungsanstalten) — Ueber die Krankheit alter Tannenbäume, von Prof. Gerstner. — Ueber Verbesserung der Kartoffel durch Wiederverpflanzung ihrer unfruchtbaren Kraft, von Oberst. — Der Stickereiverkäufer, seine Geschichte und Fabrication, die Stickmaschinen, ihre Erfindung und ihre Entwicklung von A. Urquhart. — Mineralien, Verzeichniß der von Dr. Rohr, bis 20. März 1849 in England verfertigten Patente. — Verzeichniß der in England ertheilten Patente. — Verbesserungen an den Dampfwagenmaschinen und Locomotiven; von Newton, Jagenieur in Birmingham — Petre's mittingen über bewegten Heizeiden, welche man mit einer Legirung, übergossen hat, zum Behufe der Locomotiven und andere Dampfmaschinen — Instruction für die Behandlung und den Dienstbereich der elektromagnetischen Telegraphen (nach den Bestrebungen System) auf der Taunusbahn. — Petits Maschine zur Fabrication von Buchdruckerletters aus Kupfer. — Verfahren Abgüsse von ganzen Opferformen zu machen. — Einfacher Apparat, um Gasröhren gasdichtzuprüfen. — Verbesserte Art Brennessel zu bereiten; von Gh. Mene. — Leichname im Guano conferviet.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. Zu den Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

* * *

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar ister die 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 130 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

1849.

August.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 183. Mittwoch den 1. Auguſt 1849.

— They lin'd themselves with hope,
Eating the air on promise of supply,
Flattering themselves with project of a power
Much smaller than the smallest of their thoughts.
Shakespeare.

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(Fortſetzung.)

10 Uhr.

Bisweilen pfeifen ſchon Kugeln über unſere Dächer, wie die Magd, wenn ſie die Naſe zum Hofe hinausſtreckte, vernommen haben will. Es iſt merkwürdig, wie gleichgültig gegen ſolche Bedrohungen durch die fünftägige Gewöhnung Alles ſchon geworden iſt. Sogar die kleine Amalie ſchreibt ruhig an einer Schulaufgabe, muß alſo den baldigen Wiederbeginn der Lectionen erwarten, da ſie ſich ſonſt ſchwerlich zur Arbeit bequemt hätte. Die nahe Kreuzſchule ſteht verlaſſen und verſchloſſen; ſeit geſtern Vormittag ſind auch die darin wohnenden Chorſchüler in ihre meiſt ländliche Heimath fortgeſchickt. — Zur Unterhaltung wurden Abends Auerbachs Dorfgeſchichten hervorgeſucht. Beiträge dazu, meinte N., könnten wir von unſerer Barrikadenwache ſammeln. Denn man lebt hier im Hauſe, ſchon aus Vorſicht, im beſten Vernehmen mit den Leuten und erquickt ſie auch wohl mit Kaffee und Bier. Sie ſind ganz manierlich, und die ſächſiſche Gutmüthigkeit iſt in der republikaniſchen Heldentugend noch nicht untergegangen. Manche von der Beſatzung ſcheinen wieder abgezogen. Die heutige iſt, außer zwei Schleſiern, aus allen Gegenden Sachſens zuſammengewürfelt und größtentheils ſehr naiv, bis zur Bloßſtellung ihrer Zaghaftigkeit. Einem geiſtlichen Hausgenoſſen, der ein paar Kreiſchaer ausfragte und gelegentlich belehrte, hatte der ältere derſelben zuletzt in reuigem Tone bekannt, ſie hätten beſſer gethan, daheim zu bleiben. Den größten Haſen lernte aber N. in einem langen Schneider aus unſerem Stadtviertel kennen. Dieſer erbat ſich hinten im Parterre eine Schlafſtube zur Nachtwache und nahm N. auf der Treppe bei Seite: „Hören Sie, wenn's ſchlecht geht, darf ich wohl zu Sie kommen?“ Die rothe Fahne an der Barrikade hatte der Schneider geſtern Nachmittag ganz bedächtig und ohne Widerſpruch heruntergenommen. Abends erſchien an den Quaſten einer angelehnten Hellebarde ſogar Weiß und Grün. An andern Barrikaden dagegen ſoll es tapfer hergehen, auf der Wilsdruffer Gaſſe ſogar ein Mädchen in Turnertracht mitfechten, weil ihr der Geliebte vor dem Zeughauſe erſchoſſen worden iſt.

Ergötzlich iſt es, wie man den Muth unſerer Leute aufrecht zu erhalten ſucht. Falſche Nachrichten von errungenen Vortheilen werden fortwährend zugetragen, oder Hiobsboten mit einem tröſtlich erlogenen Nachſatz begleitet. Geſtern Nachmittag glaubten die Kerle allen Ernſtes, was ihnen ein lappiger Bote vorpredigte: der franzöſiſche und engliſche Geſandte ſeyen gegen die thätige Hülfe der angekommenen Preußen entſchieden zu Gunſten der proviſoriſchen Regierung eingeſchritten; der franzöſiſche habe gedroht, binnen zweimal vier-und-zwanzig Stunden ſollen 30,000 Mann Franzoſen da ſeyn. Aber merkwürdig, über das Eintreffen und Mitkämpfen der Preußen hat bei uns noch Niemand zur Klarheit kommen können. Bald ſollen ſie noch in der Kaſerne liegen, bald drohen ſie da oder dort hereinzubrechen, wie Geſpenſter aller Orten ſpuckend, vielleicht, wie N. meint, nur im altſächſiſchen Gehirn, das noch vom ſiebenjährigen Kriege her fortbebt. Thurmſpäher, wie unſer Hausmann,

wollen keine Preußen geſehen haben; aber Herrn vom Stadtrath (der übrigens entſchloſſen ſeyn ſoll, einer ſiegenden Fremdmacht ſogleich die Schlüſſel der Stadt zu übergeben) verſichern gleichwohl ihre Ankunft. Bei den erzählten Einzelheiten des Kampfes iſt immer nur von Schützen und andern ſächſiſchen Truppen die Rede. Und doch wollte wieder ein ehrlicher Kreiſchaer von unſerer Wache preußiſche Pickelhauben wahrgenommen haben; ihm ſelbſt hatte eine ſolche „aus dem Kellerloche * nach den Beenen geſchoſſen.“ Einige wußten ſogar, die Preußen ſeyen verkleidet den Sachſen untergeſteckt.

Mittags halb 12 Uhr.

Mit den Fortſchritten des Militärs ſcheint es doch ziemlich langſam zu gehen. „Ja,“ ſagt ein Hausgenoſſe, „die Säuberung von Ungeziefer iſt eine langweilige Sache.“ Daß es einer Rotte von wenigen tauſend Zuſammengelaufenen gelingen muß, eine Stadt von 80,000 Einwohnern nun ſchon fünf Tage in einem Zuſtand zu halten, wie ihn nicht das elendeſte Dorf im Umkreis der Leipziger Völkerſchlacht erlitten hat, das, meint R., iſt nur durch die Schwäche unſerer nachmärzlichen Regierung möglich geworden. Man hat dem endloſen Wühlen, dem entſittlichenden Treiben im Volke ſo lange zugeſehen, bis das großgezogene Ungeheuer nun den Rachen aufreißt und beinahe die Hauptſtadt ſelbſt verſchlingt. Jener vom Katheder an's Staatsruder Berufene rühmte ſich einmal vor den Landſtänden dieſes gefahrloſen Zulaſſens und beſpöttelte andere Regierungen, die nicht bei aller Vereinsfreiheit zu regieren wüßten. Der Segen iſt nachgekommen; aber vor dem Einbruch der Fluth iſt der Befreier abgezogen. Sein ungelehrter College unterhandelte ſehr herablaſſend mit republikaniſchen Geſellſchaften im monarchiſchen Staate. Jezt haben die Republikaner, die Waffen in der Hand, mit der als flüchtig proklamirten Regierung unterhandelt.

Mittags 12 Uhr.

So eben ertönen furchtbar praſſelnde Kanonenſchüſſe in nächſter Nähe. Das Militär muß bis in die Gewandhausgegend und Kreuzgaſſe vorgedrungen ſeyn. Einzelne verzweifelte Blauröcke unſerer Wache ſchreiten zu ohnmächtigen Flintenſchüſſen auf den Platz vor.

* Später erzählte man: Auf der Schloßgaſſe that von einem Erker aus ein geübter Tharander Schütze den Soldaten im Schloßthore viel Schaden. Da trat endlich ein Preuße heran. „Der oder ich!“ rief er, ſteckte ſeine abgenommene Pickelhaube auf einem Ladſtocke vor, ließ den Schützen darauf ſchießen, ſprang dann aber gleich ſelbſt vor und erlegte jenen, ehe er ſich zurückgezogen hatte. A. d. Einſ.

Nachmittags halb 2 Uhr.

Wir haben unter furchtbarem Gekrach und Geknatter zu Mittag geſpeiſt, aber R. ganz behaglich und, wie er ſagt, zum erſtenmal wieder mit Appetit. Er eilte vom Tiſch weg ſogleich in's Vorderzimmer, fand den ganzen Platz leer, an unſerer Barrikade nur noch fünf Mann, mit ihren Gewehren beſchäftigt. Die Kanonenſchußlinie ſchien ihm ſchon hinter der Kirche zu ſeyn, Kleingewehrfeuer knallte aber von allen Seiten, aus den obern Kirchenfenſtern und den Häuſern umher. Schon werden bei uns Weinflaſchen bereit geſtellt, um die braven Soldaten, ſobald ſie den Platz errungen und beſezt haben, mit einer Herzſtärkung zu bedenken.

Dreiviertel auf 2 Uhr.

Ich bin jezt auch mit vorne geweſen. Die Richtung des Schießens ging noch nicht nach unſerem Hauſe und der Fenſterſchaft ſchüzte uns. Aber die Büchſen- und Flintenſchüſſe knallen zwiſchen den hohen Steinwänden in der ſonſt lautloſen Oede fürchterlich. Kein Menſchenantlitz iſt weit umher ſichtbar. Man glaubt gar nicht mehr in einer Stadt, in civiliſirter Umgebung zu ſeyn; es iſt als ob in menſchenleerer Felſenwüſte wilde Beſtien, in Höhlen verſteckt, einander zubrüllten, oder elementariſche Mächte aus unſichtbaren Kratern hervorkrachten.

(Schluß des erſten Abſchnitts.)

Einiges über Freiheit.

(Fortſetzung.)

Das Glück der Freiheit beſteht nicht darin, daß man alles thun darf, wozu Neigung, Hang, Trieb, Bedürfniß, Umſtände uns einladen, ſondern daß man ohne Hinderniß und Hemmung auf dem geraden Wege das zu thun im Stande iſt, was man für recht und zweckmäßig hält. Wenn Paulus ſagt: „gehorchet der Obrigkeit, denn ſie iſt Gottes Ordnung,“ ſo ſezt dieß eine Höhe der Kultur voraus, die wohl auf keinem früheren Wege als dem chriſtlichen erreicht werden konnte. „Nicht das macht frei,“ ſagt Goethe, „daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern eben daß wir etwas verehren, was über uns iſt. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm empor und legen durch unſere Anerkennung an den Tag, wie wir ſelbſt das Höhere in uns tragen und werth ſind, ſeines Gleichen zu ſeyn.“ Sagt der Dichter an einem andern Orte, daß ſich der Meiſter erſt in der Beſchränkung zeigt, und daß nur das Geſetz uns Freiheit geben kann, ſo zeigt er durch dieſe Sprüche, daß nur der Geiſt, der die Macht des

Geſetzes zu würdigen weiß, im Stande iſt, Geſetze zu geben, und daß nur der wirklich zu herrſchen verſteht, der das Gehorchen recht begriffen hat.

Vielleicht hat zu der Verwirrung der Begriffe über die Freiheit die Lehre Hegels in der neueſten Zeit das ihrige beigetragen. Sie ſchreibt dem Menſchen eine Freiheit zu, die ihn, ohne ihn einer Verantwortung zu unterwerfen, zu allem was er will befähigt. Sie identificirt den menſchlichen Geiſt mit dem göttlichen und hebt den Gegenſatz des Guten und Böſen gänzlich auf, als einer tiefern Stufe der Vorſtellungsweiſe angehörend. Es geht mit dieſer unbedingten Freiheit Hegels wie mit ſeiner Lehre von der Gottheit. Wenn ſich die Weiſen vieler Jahrhunderte die Gottheit als ein vom Menſchen ganz verſchiedenes, über demſelben weit erhabenes, hinter den unwandelbaren Geſetzen ſeiner Herrſchaft vor den menſchlichen Augen verborgenes Weſen dachten, ſo huldigt die Hegel'ſche Philoſophie gleich der der Naturphiloſophen der pantheiſtiſchen Anſicht, wonach Gott als eine unendliche Welt von Kraft und Leben die ganze ſichtbare Welt durchdringt. Je mehr man ſich aber gewöhnte, Gott überall zu ſuchen, deſto mehr wurden Viele verleitet, ihn nirgends als wirklich vorhanden anzunehmen, ihn mit der ſichtbaren Welt zu verwechſeln und ſein Daſeyn außerhalb derſelben in Abrede zu ſtellen. — Eine Freiheit, die ohne Verantwortung zu allem befähigt, und ein Gott, der überall iſt und ſich mit dem menſchlichen Geiſt identificirt, führen nothwendig zu dem Schluſſe, den Menſchen ſelbſt als das unbeſchränkteſte Weſen, ja als Gott ſelbſt zu betrachten.

So hat unſere Zeit, die das Wort Humanität ſtets im Munde führt, den Individualismus, den Egoismus im eigentlichſten Sinne des Worts, auf den Thron geſetzt. Hinter dem Worte Freiheit, das jetzt auf allen Panieren ſteht, verbirgt ſich die anſpruchsvollſte Selbſtſucht, die Begierde, ſich in den Vordergrund zu ſtellen, die Sucht, ſelbſt zu herrſchen. — Offenherzig geſteht Mignet in ſeinem Werke über die franzöſiſche Revolution von ſeinen Landsleuten: »l'amour de la liberté chez nous tient un peu à l'amour de gouverner.« So waren auch die Griechen Freunde der Freiheit, aber ein Jeder nur ſeiner eigenen. Daher verbarg ſich in jedem Griechen ein Tyrann, dem es, um ſich zu zeigen, nur an Gelegenheit fehlte.

Die wahre Freiheit erfordert das größte Maaß der Entſagung, der Selbſtverleugnung. Der Einzelne muß verſchwinden und ſich dem Ganzen zum Opfer bringen. Wo iſt aber dieſe Tugend der Reſignation noch zu finden? Sie iſt mit allen übrigen erhebenden Gefühlen der Verehrung, der Achtung, der Pietät in die Rumpelkammer des verbrauchten Hausraths alter Empfindungen und beſchränkter Anſichten geworfen worden. Ja, unſere modernen Freiheitshelden geſellen noch die Vaterlandsliebe dazu. Sie zerfließen ſo in überſchwänglicher Humanität und Freiheitsliebe, daß ſie frohlocken, wenn ihre deutſchen Waffenbrüder im Kampfe gegen andere Völker unterliegen. Die Freiheit in alten verdorbenen Staatsgeſellſchaften beſteht vielmehr in einem Haſſe gegen allen Gehorſam und alle Autorität als in freier Selbſtbeſchränkung. So droht uns der ewige, durch die Geſchichte beſtätigte Kreislauf. Die Freiheitsſucht führt zur Anarchie, die Anarchie zum Deſpotismus, der Deſpotismus wieder zur Freiheit zurück.

In des Herzens heilig ſtille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.
Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne lebt nur im Geſang!

So ſang am Anfang dieſes Jahrhunderts der edle Sänger unſeres Vaterlandes, deſſen Name lebt, ſo lange noch ein Jünglingsherz bei dem Namen Freiheit höher ſchlagen wird.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Juli.

Eintritt in die Schweiz. — St. Gallen.

„Es iſt immer eine Reſolution, als wie wenn man in's kalte Waſſer ſoll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu ſchreiben." Das ſind Worte Goethe's, die er auf einer Reiſe in demſelben Lande ſchrieb, das ich ſeit zweimal vierundzwanzig Stunden betreten habe. Es iſt keine Anmaßung, wenn ich in dieſem Punkte mich dem großen Meiſter kühn an die Seite ſtelle. Dennoch, um mein Verſprechen zu erfüllen, nehme ich einen Anlauf und ſpringe in die kalte Fluth hinunter; vielleicht, wenn ich erſt einmal darin bin, fühle ich mich behaglicher, als ich es erwartet habe. Alſo zur Sache, die Augen zugedrückt und hinabgeſprungen! — Um den Kriegsſchauplatz und damit jede Plackerei der Grenzwächter zu vermeiden, ſchiffte ich von Friedrichshafen nicht nach dem von Exekutionstruppen beſetzten Conſtanz, ſondern nach Rorſchach hinüber, wo ich ſogleich frei und unge-

Digitized by Google

hindert den freien Boden der freien Schweiz betreten zu können hoffte. Ich hatte mich aber getäuscht. Ich war einer der ersten, die vom Dampfer an's Land sprangen, um sogleich davon zu eilen, als ein St. Gallenscher Landjäger mit einem barschen „Schriften, Schriften!“ mich höchst unsanft in den engen Hafenraum, der ganz mit Menschen angefüllt war, zurückstieß. Dasselbe Schicksal mit mir theilten mehrere Handwerksburschen, während andere Reisende, deren Bekanntschaft ich auf dem Dampfschiffe gemacht, unangefochten davon gingen, weil nicht die Eindrücke einer vierzehntägigen Fußreise auf ihren Kleidern und Schuhen, wie auf den meinigen, zu sehen waren. Dazu kam, daß ich einen kleinen Tornister auf dem Rücken trug und in Wahrheit sagen konnte: omnia mea mecum porto. Ich versuchte zwar dem eidgenössischen Landjäger zu bedeuten, daß ich doch hier im Gedränge mein Felleisen nicht öffnen könne und mich auch ungern von meinen Reisegefährten trenne, die er unangefochten habe gehen lassen; allein seine Antwort lautete: „Schriften führt man nicht im Felleisen.“ Ich mußte mich also bequemen, ihm das Gegentheil seiner Behauptung zu beweisen, indem ich unter Stößen und Püffen von allen Seiten meinen königl. hannoverschen Reisepaß hervorsuchte und ihn etwas unwillig mit dem Verlangen überreichte, ihn einzusehen und mich meines Wegs ziehen zu lassen. Doch nein! Ich habe, hieß es, „aufbegehrt,“ nun komme ich erst nicht fort. Ich mußte, wollend oder nicht wollend, nach langem Warten dem gestrengen Republikaner in sein Bureau folgen, allwo er nach der sorgfältigsten Prüfung meine „Schriften“ stempelte und sich dann bemüssigt fand, mich wieder mir selbst zu überlassen. Meine Reisegefährten waren inzwischen mit der Post davon gefahren und ich zog nun, ohne mich von ihnen verabschiedet zu haben, allein zu Fuße weiter. Es ist seiner Zeit und mit Recht viel über das Paßunwesen in Deutschland gescholten und auch in diesem Punkte die freie Schweiz als Muster aufgestellt worden. Jetzt scheint sich die Sache umgekehrt zu haben. Nirgends in Deutschland, weder in Thüringen und Franken, noch in Bayern und Schwaben hat man mich auf meinen einsamen Spaziergängen nach einem Paß gefragt, weßhalb er auch auf dem untersten Grunde meines Felleisens lag. Das Benehmen des republikanischen Landjägers dagegen war eines russischen Grenzwächters nicht unwürdig. Man sieht, daß auch die Republik, sobald es ihr Interesse verlangt, die Polizei zu handhaben versteht. Noch einmal wurde ich nachher auf offener Straße genöthigt, meine „Schriften“ aus dem Felleisen hervorzuholen, weßhalb sie nun für alle kommenden Fälle umquartirt, d. h. in die Brusttasche gesteckt wurden.

Ich zog nun einsam meine Straße weiter nach dem zwei Stunden von Rorschach entfernten St. Gallen und fand mich für diesen mir gewaltsam abgedrungenen Aufenthalt reichlich entschädigt durch die Rückblicke auf den weithin schimmernden Bodensee. St. Gallen, das mir bis dahin nur durch seinen berühmten Abt bekannt war, ist ein freundliches Städtchen mit saubern Straßen und Häusern, rings umgeben von schönen, wenn auch nicht hohen Bergzügen. Was hier sogleich meine Aufmerksamkeit auf sich zog, waren die badischen Flüchtlinge, die hier und da auftauchten und beim ersten Blick an den blauen Blousen, den rothen Halstüchern und den Hahnenfedern am Hute zu erkennen waren, bald allein promenirend, bald in Gesellschaft schweizerischer „Maitschis,“ denen dieser Besuch am wenigsten unwillkommen zu seyn schien. Ja sogar einen Federkrieg hatten diese Ritter ohne Furcht und Tadel schon unter den St. Gallen'schen Schönen hervorgerufen, indem einige von diesen in öffentlichen Blättern die Beschuldigung zurückwiesen, daß sie es gewesen, die Nachts mit den Flüchtlingen „trinkten“ und sich dann von ihnen auf dem Heimweg das Geleit geben ließen. Man sieht auch aus dieser Ablehnung, auf welch vertraulichem Fuße bereits die schönen Republikanerinnen mit ihren republikanischen Gästen leben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Tirol, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Gallenferner.

Der Himmel über uns erschien wegen des Contrastes mit dem blendend weißen Schnee fast schwarzblau. Die Aussicht war, ungeachtet der bedeutenden Höhe, doch einigermaßen beschränkt. Nur das ringförmige Kesselgebirge, das wir so eben erstiegen, überschauten wir vollkommen. Die drei kleinen Seen lagen unter uns, wie drei offene Augen des Berggeistes. In weiter Ferne blauten die Trientiner Berge. Aber wenn wir uns wieder nach vorn kehrten, hatten wir zur Linken im reinsten Weiß die ungeheure Spitze des Zufallferners und anderer mir unbekannter schneebedeckter italienischer Ferner, welche jede Aussicht versperrten, und rechts das sich immer noch höher hinaufziehende Schneefeld, dessen felsige Gipfel zu erklimmen unsere Kräfte nicht mehr erlaubten. Nachdem wir nun noch einige hundert Schritte auf der schiefen Schneebene vorwärts gewandert waren, zeigten sich endlich, freilich noch in weiter Ferne, die Bergreihen des Martellthales. Jetzt erklärte mein Führer plötzlich, nicht weiter mitgehen zu wollen. Der Tag sey hell, dort liege das Martellthal, wir seyen freilich etwas zu weit links gegangen, doch werde ich mich nun schon hinabfinden; er selbst sey sehr müde und müsse jetzt umkehren, wenn er Rabbi noch erreichen wolle. (Es war allerdings schon Nachmittags drei Uhr.) Ich beschwor ihn nun mit dem stärksten Schwur, den ein Italiener hören kann, bei dem Körper der heiligsten Jungfrau, mich wenigstens noch so weit zu bringen, bis ich die Richtung in's Martellthal deutlich vor mir sehe. Endlich willigte er ein, und ging mit bis an den jenseitigen Rand des Gletschers. Hier, sagte er, steigen Sie gerade hinab, und sollten Sie in Gefahr kommen, fügte er naiv hinzu, so befehlen Sie sich nur dem Schutze des Allerhöchsten. Ich entgegnete ihm, es wäre seine Pflicht gewesen, mich außer aller Gefahr zu bringen, und ich werde ihn noch dafür am jüngsten Tage verantwortlich machen. Er war aber nicht zu bewegen, noch weiter mitzugehen, nahm seine neun Zwanziger, wünschte mir glückliche Reise und ging. Ein deutscher Tiroler hätte das nicht gethan. Ich mußte mich nun allerdings auf Gottes Schutz, mein gutes Glück und meine tüchtigen Beine verlassen. Zuerst glitt ich in der bekannten Weise die anderthalb, vielleicht zweitausend Fuß lange Schneewand hinunter, indem ich vorsichtig die Klüfte, welche der Gletscher in seinem rechten und linken Sattelbogen haben konnte, vermied. Mitunter stürzte ich dabei freilich mit der Nase in den Schnee, und fühlte wohl auch, wie ich mit meinen Füßen zwischen mächtige Felsblöcke unter dem Schnee gerieth. Zuletzt folgte ich den Fußstapfen eines großen Thieres, vielleicht eines Bären, deren es im Martellthal noch mehrere geben soll. So kam ich glücklich in die eigentliche Felsregion, umkletterte diese und gelangte an das Bett des Gletscherbaches, der sich in's Martellthal hinab ergießt. Immer noch sah ich die Sohle des Thals in schwindelnder Tiefe unter mir, doch konnte ich schon einige Gruppen von Hütten erkennen. Noch einmal mußte ich eine schroff in's Thal hinabhängende Felswand umgehen, dann kam ich in die Waldregion, und endlich, mit innigem Dank gegen Gott, gesund und ganzbeinig auf dem Grunde des Thals an.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 184. Donnerſtag den 2. Auguſt 1849.

— Dicam — sub arma coactam
Hesperiam.

Virgil.

Vom ſüddeutſchen Kriegsſchauplatz.

Wir beſteigen das Dampfſchiff bei Heilbronn. Die Stadt läßt ſich in ihrer Gemüthlichkeit gar nichts merken von Aufruhrakte und Belagerungszuſtand, die kaum vor vier Wochen hier verkündet worden. Hier zu Lande fand das heftige Treiben ein ſehr raſches Ende. Hitzig waren die hellen Haufen ausgezogen und bis zum nächſten Orte gelangt. Als aber plötzlich daheim Fußvolk einrückte, da bekam der Dorfbarbier einen guten Tag; die Helden ſchleuderten die Waffen weg, ließen ſich flugs ihre Schreckensbärte abſcheeren und ſchlichen auf Nebenpfaden zum eben verlaſſenen Herde zurück. Glücklich wer eine Gießkanne oder ſonſt ein Garten- oder Feldgeräthe aufraffen konnte, um mit dieſem Friedensſinnbild vor die Einquartierung zu treten, welche die Häuſer füllte und in den Höfen bivouakirte. Auf einem Flur, wo Mannſchaft mehrere Tage lagerte, hat ſich ein Bild an der Mauer erhalten: ſauber mit Bleiſtift gezeichnet Hecker in ſeiner herkömmlichen Abällinotracht (zum Ueberfluß ſteht noch darunter: „Friedrich Hecker“); in einiger Entfernung, ganz frei und keck, und trotz der Unerfahrenheit mit einer gewiſſen Genialität ausgeführt, ein Hund, der einem fliehenden Hirſch nachſetzt. Dieſe kleine Thiergruppe iſt ſo merkwürdig gelungen, daß man ſagen möchte, die Hand, welche kindiſch ſpielend das hinwarf, wäre bei gehörigem Unterricht die eines großen Meiſters geworden. Darunter lieſt man in unmündiger, ungeübter Schrift: „Die Freiheit iſt zu nichte, mein Waldmann, werd' nicht müd!“ Dieſe Worte ſpricht Hecker zu ſeinem Hunde in den Urwäldern Amerikas. Dieſe Illuſtration von einem armen, durch die Hitze und Laſt des Tages erſchöpften Soldaten, der den Beſchwerden ſeines Berufs in das Reich der Phantaſie entflieht, iſt da nicht etwas von Volkspoeſie? und dann noch etwas mehr?

Aber ſchon trägt uns die ſilberne Neckarwelle Scenen entgegen, welche uns lehren, wie nahe jenem Freiſchaarenſpiel der ſchwere Ernſt gerückt war. Auf dem ſonnigen Waldgrunde erhob ſich Hirſchhorn, ſtets ein romantiſches Gemälde, jezt wahrhaft dramatiſch. Hier die durchlöcherten Schloßmauern, welche die verwegenen Turner vertheidigt, dort die Straße, auf der die Bayern heranzogen zum Kampfe. Unſer Dampfſchiff ſelbſt glich einer Kinderſtube, voll wie es war von Familien, die von der Flucht heimkehrten und freudig die enger und höher emporſteigenden Ufer und die in den Fluthen wie Vorpoſten auftauchenden Granitſteine begrüßten, als Zeichen der Nachbarſchaft Heidelbergs, durch deſſen gaſtliche Brückenbogen wir bald ſchwammen. Die Sonnenſtrahlen und die Preußen lagen auf der dumpf athmenden Bergſtadt. Nichts als Soldaten und wieder Soldaten. Von allen Seiten ſchallen ihre Lieder; in allen Gärten am Berg und Wald hinauf ſchimmert wie ein „Bluttröpfchen“ im Grünen ein Rothkragen mit einer langen Pfeife, oft im freundlichen Geſpräche mit den Hausgenoſſen. Das muß wahr ſeyn, dieſe Preußen ſind meiſt ſchmucke, wacker ausſehende Leute, ſehr gemeſſen, ſehr ernſt und doch freundlich. Mitten in der Stadt vor dem Muſeum brannten die Wachtfeuer und bis in die ſpäte Nacht hinein tönte der Lärm des Bivouaks, wildes Schreien, das ſich zu einem bangen Wiegenlied in das Brauſen des Neckars miſchte.

Digitized by Google

Im Silberduft des Morgens ſchwebte hoch wie eine Zauberkrone die Schloßruine über dem Thal. Schon wimmelte es wieder von Preußen am Karlsthor mit ſeinen gekrönten Löwen, ſeinen Hermelinen, den Kronen auf Kiſſen von Stein, den fürſtlichen Medaillons, auf welche die Granitfelſen von den Waldgipfeln ſo ernſt und übermächtig niederſchauen, die große Natur auf den kleinen Menſchenſtolz. Nur eine Strecke wollten wir hinausgehen am Ufer, um unſern Blick zu ſtärken an jenen überhängenden Klippen, dem Knochenbau der Erde. Es währte kaum fünf Minuten, und doch ſollte man bei der Rückkehr den Vorweis zeigen, um wieder eingelaſſen zu werden. „Der Herr Profeſſor ſo und ſo iſt unverdächtig," muß dem gelehrteſten Menſchenkind ich weiß nicht von wie viel Behörden unterſchrieben ſeyn, wenn es zum Thor ſeiner Heimathſtadt heraus oder hinein kommen will.

Eben habe ich gehört, wie meine Hausfrau einem Soldaten eine Predigt hielt. „Ihr ſeyd an Allem Schuld," ſprach ſie; „wenn ihr nicht angefangen hättet, ſo wäre es uns auch nicht eingefallen — und jezt kommt ihr zu uns!" Es ſind unter den preußiſchen Landwehrmännern manche, welche äußerten, daß ſie ſich alles ganz anders gedacht, daß man ihnen alles ganz anders vorgeſtellt; auf ſolche Begeiſterung, ſolche muthige Hingebung ſeyen ſie nicht gefaßt geweſen. „Hättet ihr nur gewartet, bis wir es gethan hätten," ſagten einige. Dagegen können viele unter ihnen nicht begreifen, wie Leute, die in einem ſo wunderſchönen Lande wohnen, nicht ruhig bleiben und Frieden halten mögen. — Die Mecklenburger hat man hier ſehr gern gehabt. Man wußte, die Braven ſchoßen nicht mit Freuden, ſondern bloß weil es die Pflicht forderte. Es waren ſehr ſchöne, wackere Leute, und ſie ſchienen vergnügt, wenn ſie genug Schinken und Eier hatten.

Die Nachricht erſchreckte uns, daß in den Lazarethen der kalte Brand ausgebrochen ſey und auch der Typhus ſich bereits zeige. Es werden in den Spitälern keine Frauen mehr zur Pflege zugelaſſen, nachdem man ſie kurz vorher dringend zum Dienſt der barmherzigen Schweſtern aufgefordert. Sie brachten Weiberkleider hinein, in welchen die verwundeten Freiſchärler entflohen. Die Frauen haben ſich überhaupt nach ihrer Weiſe in ſtillem Heroismus hervorgethan, beſonders die niedern Klaſſen, die Arbeiterinnen, die Mägde. Sie kannten bei ihrer Aufopferung nur Ein Argument: „es ſind ja unſere Brüder," ſagten ſie, „die kämpfen." Auf dem Wege zum Schloſſe in der langen Straße begegneten wir der Tante Sigels, des Kriegsminiſters, die leidend und ſchwächlich ausſieht. In der Nacht nach dem Treffen bei Waghäuſel hat ſie allein ſechs-und-dreißig Verwundete verbunden. Dieſer Rückzug von Waghäuſel wird von Augenzeugen als das Aergſte geſchildert. — Und dann welcher Contraſt zwiſchen jener furchtbaren Unordnung und dem Morgen, wo plözlich die Preußen einrückten, ſo ganz ruhig, ganz ſchweigſam Maſſen auf Maſſen ſich vorſchoben, feſtgedrängte Reihen, ein Wald von Bajonneten! Man hielt ſich die Augen zu, es war wie ein Traum: auf die fieberhafte entſezliche Spannung unmittelbar Grabesſtille. Gleich am Tage des Einmarſches der Preußen hieß es in allen Lokalblättern: „Dieſen Abend preußiſche Regimentsmuſik auf dem Schloß, Entree ſo und ſo viel."

Auch ich habe dieſe preußiſche Regimentsmuſik gehört auf dem Schloß. Sie ſpielte trefflich und viele Damen ſpazierten umher, wie mir ſchien feſtlicher gepuzt als ſonſt. Als ich im Hofe an der Stelle vorüber kam, wo ich gerade vor einem Jahr Robert Blum zum erſtenmal zu den herbeigeſtrömten Tauſenden ſprechen hörte, ergriff mich der Abſtand zwiſchen jenem Geſtern und dem Heute, ergriff mich der Gedanke, daß die Saat, deren Keime damals gelegt waren, jezt bereits gemäht iſt. Wie Viele von denen, welche dort die Hände zur Sonne, zum blauen Himmel hoben, haben in Nacht verblutet und geendet! Und eben ſo üppig wie damals grünen heute die dunkeln Kaſtanienwälder, eben ſo glühend badet ſich die Sonne im Rheinſpiegel. Die Natur bleibt neutral. Aber auch von der Verwüſtung an den Reben und Bäumen, wovon man ſo viel berichtet, iſt nicht das Geringſte merklich. Keine Spur vom grauſamen Drama, als wie ſie ein ſehr ſchwerer Traum zurückläßt.

(Fortſezung folgt.)

Einiges über Freiheit.

(Schluß.)

Den Werth der Freiheit erkennen nur freie Seelen. Wer lange in der Welt gelebt und da zur Genüge erfahren hat, wie es um Welt und Menſchen eigentlich beſtellt iſt, und endlich ſein Glück nur in ſich ſelbſt und in dem Heiligthum ſeines Herzens findet, der iſt frei. Und wenn er ſich nicht ſelbſt und abſichtlich täuſchen will, ſo wird, ſo muß er ſich eingeſtehen, daß es Lehren gibt, deren Wahrheit nur ein kleiner Kreis von Erwählten begreifen und verehren kann, die aber, den Maſſen mitgetheilt, unſägliches Unglück ſchon veranlaßt haben und noch verurſachen können.

Digitized by Google

Alle Freiheiten ſind Schweſtern. Wo die eine weilt, da kommt die andere bald nach und die ideelle bahnt der politiſchen den Weg. Die deutſche Freiheit iſt noch nicht lange in den eigentlichen Bereich des Lebens getreten. Der ächte Ausdruck des deutſchen Charakters, der edelſte Repräſentant der ideellen Freiheit, war der deutſche Gelehrte. Seine Einbildungskraft wirkte um ſo lebendiger, je tiefer ſie nach Innen zurückgedrängt war, je weniger Spielraum ihr das öffentliche Leben in ſeinem Vaterlande geſtattete. Er unterſchied ſich von ſeinem lebhaften weſtlichen Nachbar dadurch, daß alle von ſinnlichen Eindrücken abgeleiteten Theorien kein Glück bei ihm machten. Seine größte Freude beſtand darin, den Blick theils in das Unendliche ſchweifen zu laſſen, theils in die geheimſten Falten des menſchlichen Geiſtes zu ſenken. Unbekümmert um Staatshändel und Politik, nicht gehemmt von den Feſſeln der Parteien, verfolgte er in dem engen Raume ſeiner Studirſtube mit geiſtigen Augen den Lichtſtrahl der Wahrheit, und in der unbeſchränkten Freiheit der ſpekulativen Forſchung lachte er der ängſtlichen Schranken, die ſchnöde Willkür um ihn zog. Gern hätten ihm die Machthaber dieſe ideelle Freiheit gegönnt, hätten nicht die Zeitumſtände es gebieteriſch erheiſcht, dieſe Ideen aus den Pflanzſtätten des menſchlichen Geiſtes in die Wirklichkeit zu leiten. Die Ideen beherrſchen die Maſſen, aber die Maſſen verkörpern die Ideen. Die franzöſiſche Revolution, den Köpfen der bedeutendſten Männer des achtzehnten Jahrhunderts entſprungen, wurde von den Armen und Fäuſten des Volks verwirklicht. Je weniger ein Volk die innere Freiheit verſteht, deſto mehr ſtrebt es nach jener äußern, die aller Schranken ſpottet, und die wilde Freiheitsluſt, die ſich ſeiner bemächtigt, findet nur ihren Grund in ſeiner vorhergegangenen Beſchränkung.

Die ganze Geſchichte liefert den Beweis, daß die wahre Freiheit auch nothwendig zur rechten und einzig möglichen Gleichheit führt, aber nicht umgekehrt. Sie beweiſt ferner, daß ſogar ein minderer Grad von Gleichheit neben größerer Freiheit der wahren Kultur förderlicher iſt, als vollkommene Gleichheit bei mangelnder Freiheit. Die Freiheit ſelbſt bedarf eines ſtarken Schutzes, eines Kopfes, um zu wollen, und der Glieder, um auszuführen.

Iſt alſo in Staat und Kirche, die es beide mit Erhaltung der Ordnung in der widerſpenſtigen Maſſe zu thun haben, eine abſolute Freiheit nicht denkbar, ſo iſt es anders mit der Wiſſenſchaft. Hier gelten keine Schranken, hier iſt die abſolute Freiheit nöthig; denn da wirkt der Menſch nicht für eine Spanne Zeit, nicht für heute und morgen, ſondern für eine undenkliche Zeitreihe. Die wahre Pflanzſtätte für die Freiheit bleibt daher immer das unendliche Gebiet der Wiſſenſchaft. Ja, die Erfahrung hat gelehrt, daß bei äußern beengenden und drückenden Verhältniſſen der menſchliche Geiſt an innerer Stärke zugenommen hat. Wie nun alles Geiſtige im Menſchen auf eine göttliche Natur in und außer ihm hindeutet, ſo geht der Glaube, der ſich auf die Idee des Unbedingten in der Vernunft gründet, noch weiter als das Wiſſen, das ſich nur auf die Welt der Erſcheinungen bezieht. Der Menſch, der über ſich und Gott denkt, iſt die freieſte Erſcheinung in der Natur, denn inmitten der Schranken, die ſeine irdiſche Natur ihm ſezt, iſt er die wahre Offenbarung Gottes.

A. Clemens.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juli.

(Schluß.)

Das Martellithal.

Zwar meine Hoffnung, in den unten liegenden Hütten Menſchen zu finden und mich ſtärken zu können, war eitel; es waren nur verlaſſene Viehhürden, die ich vorher erblickt hatte, und noch zweimal wurde dieſe Hoffnung auf dieſelbe Weiſe getäuſcht. Ich mußte noch anderthalb Stunden marſchiren, ehe ich das erſte bewohnte Häuschen fand. Aber ich war doch jezt wenigſtens zu ebener Erde und auf einem gebahnten Wege. Die erſten Menſchen, die mir begegneten, waren drei Gemſenjäger. Wie wohl that mir ihr deutſcher Gruß: guten Abend! Dann kam ein Hirt mit einer faſt unzählbaren Heerde herrlicher Ziegen, deren

Digitized by Google

melodiſches Geläute weit durch das Thal erſcholl. Endlich noch an einer einſamen kleinen Kapelle vorüberwandernd traf ich ein hübſches, aber noch immer unbewohntes Haus, und eine halbe Stunde darauf das erſte Dörfchen. Eine Bäurin im erſten Hauſe labte mich mit einem Napfe trefflicher Ziegenmilch, und wollte ſich halb todt verwundern über den Zwölfer, den ich ihr dafür in die Hand drückte. So wanderte ich denn neugeſtärkt wieder weiter nach dem nächſten wenig einladenden Dörfchen Gond und ſezte endlich im reinlichen und netten „Thalwirthshaus“ meiner beſchwerlichen, gefährlichen, aber darum auch höchſt genußreichen Fahrt ein Ziel.

Hier ſollte und könnte ich eigentlich ſchließen, mit dem beſten Danke gegen die freundlichen Leſer, die mir bis jezt geduldig und mit Theilnahme gefolgt ſind. Doch kann ich nicht umhin, noch einige Worte über das noch wenig gekannte und beſuchte Martellthal, eines der originellſten Tirols, zu ſagen. Die Wanderung durch daſſelbe iſt höchſt genußreich und allen Freunden wildromantiſcher Naturſchönheiten zu empfehlen. Das Thal wird geſchloſſen oder beginnt mit dem furchtbar ſchönen mit ewigem Schnee und Eis bis tief herab bedeckten Zufallferner, deſſen Spize noch kein menſchlicher Fuß betreten hat, und der dem Ortles an Höhe wenig nachgibt, wo nicht ihm gleichkommt. Die Felſen, welche das Thal zu beiden Seiten einſchließen, ſind von ganz eigenthümlicher Form. Sie beſtehen aus Glimmerſchiefer und erſcheinen als eine Reihe ſtumpfer Kegel. Man ſieht es ihnen auf den erſten Blick an, daß dort gern Gemſen wohnen. Der Wildbach, welcher vom Sallentferner kommt, durchſtrömt das Thal in ſeiner ganzen Länge und iſt ein prächtiger, geſprächiger Geſell, den man immer und gern zur Seite hat. Die Vegetation beſteht meiſt nur aus Lerchenbäumen und ſaftig grünen Almen. Der Hauptort des Thals, Morters, liegt erſt an deſſen Ausgang. Hier finden wir ſchon wieder Nußbäume und edles Obſt. Dieſer Ausgang wird, aber nur ſcheinbar, geſchloſſen durch die herrliche Perſpektive auf die gegenüberliegenden höchſten Berge des obern Vintſchgaus, den coloſſalen, auf ſeinem Gipfel auch mit Schnee bedeckten St. Martinsberg, die Miniger Spize links und das Vermaijoch rechts. So wie man bei Morters heraustritt, hat man den ſchönſten Blick auf das reiche Etſchland, und man ſieht zwiſchen den Burgruinen von Ober- und Untermontan auf das ſehr freundliche am Fuße des Martinsbergs liegende Schloß Goldrain. Von Morters aus führt ein bequemer Fußpfad über eine herrliche Wieſe nach Schlanders. Von hier fuhr ich mit zwei galiziſchen Damen, die mir merkwürdige Aufſchlüſſe über die lezte polniſche Revolution gaben, nach Eyrs, machte dann noch einen Abſtecher nach Trafoi, um den majeſtätiſchen Ortles im Sonnenaufgang zu bewundern, ging dann auf dem überaus reizenden Fußpfade über Agums, Lichtenberg und Glurns nach dem freundlichen Mals, wanderte mit vier ſehr liebenswürdigen Tiroler Herrn nach Burgeis, wo ich mit ihnen wacker zechen mußte, und kehrte endlich über Finſtermünz, Landeck, den Arlberg, Bregenz, den Bodenſee, Conſtanz, Schaffhauſen, Freiburg, Karlsruhe, Frankfurt in meine nordiſche Heimath zurück. Die ganze Reiſe koſtete mich, ein Beweis für das ungemein wohlfeile Leben in jenen Gegenden, nicht mehr als Alles in Allem 80 Thlr. Vivat sequens.

Zürich, Juli.

(Fortſezung.)

Die badiſchen Flüchtlinge. — Preußenhaß.

In Herisau, im Kanton Appenzell, wo ich gegen Abend in einem Bierhaus einkehrte, hatte ich Gelegenheit, in nächſter Nähe dieſe deutſchen Freiheitsmänner zu ſehen und zu hören. Ein Haufen derſelben ſaß um den langen Biertiſch, darunter viele Soldaten in den verſchiedenſten Uniformen und von allen Waffengattungen, lauter junge, hübſche und kräftige Leute, die weder durch ihren Anzug noch durch ihre Mienen verriethen, daß ſie die an ein fremdes Ufer geworfenen Trümmer einer ſchmachvoll geſtrandeten Revolution ſeyen. Deſto mehr verriethen ſie durch ihre Geſpräche, durch welche Schule ſie gegangen. Es war gerade der Windmühlenflügel des „von Gottes Gnaden,“ an dem ſie ihre ritterlichen Künſte übten. Natürlich war es darauf angelegt, den ſchweizeriſchen Bierhelden, die unter ihnen ſaßen, den Beweis zu liefern, daß ſie es im Tyrannenhaß und in der Fürſtenfreſſerei mit der ganzen Schweiz aufnehmen. Dieſer Beweis ſcheint ihnen denn auch vollſtändig zu gelingen, denn die Schweizer Zeitungen ziehen aus dieſer „trefflichen Haltung“ der Flüchtlinge den Schluß, daß ſie nicht „Verführte,“ ſondern „Ueberzeugte“ ſind.

Ein ſtarkes Regenwetter, das endlich die ſchon lange dürſtende Natur zu tränken und die Häuſer und Hecken und Blumen, die an allen Straßen mit einer dicken Staubdecke überzogen waren, abzuwaſchen beſtimmt war, nöthigte mich am andern Morgen, in Schöngrund Halt zu machen und Zuflucht im Poſtwagen zu ſuchen. Die Schweizer Poſten machen ſeit einigen Wochen gute Geſchäfte. Auch dießmal beſtand die Poſt aus einem ganzen Wagenzuge. Ich wurde in eine zweiſizige Beichaiſe geſteckt ſammt einem jungen Herrlein, in welchem ich nach wenigen Minuten den echten Republikaner ſollte kennen lernen. Als er nach den erſten Fragen woher? und wohin? hörte, daß ich aus Preußen komme, waren ſeine erſten Worte „preußiſche Knute“ und „Knechtſchaft.“ Von früher her bekannt mit dem Dünkel dieſer Maulhelden in der Schweiz, denen noch dazu Deutſchland und beſonders Preußen völlig eine terra incognita iſt, erwiderte ich, es komme darauf an, was man unter Freiheit verſtehe; man ſey in Preußen eben ſo frei, vielleicht freier, als in der Schweiz, und wollte noch hinzuſetzen, daß Republik und Freiheit — wie durchweg im ſchweizeriſchen Glaubensbekenntniſſe angenommen wird — *nicht* ein und daſſelbe ſey; allein der republikaniſche Jüngling ließ mich nicht weiter reden. „Was? Sie unterſtehen ſich die Schweiz zu beſchimpfen und ſie mit Preußen zuſammenzuſtellen?“ Und nun folgte eine ganze Sündfluth von Schimpfworten, unter denen Lümmel, Holzhacker, Geſindel, preußiſcher Spizel die liebenswürdigſten waren. Die Schweizer haben bekanntlich eine beſondere Virtuoſität im Fluchen und Schimpfen. Wer ſich davon überzeugen will, leſe die Schriften von Jeremias Gotthelf, z. B. Uli den Knecht. Aus dieſem Arſenale ſchien denn auch mein feiner Republikaner ſeine Waffen genommen zu haben, denn die Ergüſſe ſeines Freiheitsgefühls nahmen noch lange kein Ende. Dabei verzog ſich ſein gelbes Pergamentgeſicht aus Wuth und Aerger zu einer wahren Fratze und ſeine geballten Fäuſte bewegten ſich mehreremal ſo nahe unter meine Naſe, daß ich nur auf den erſten Schlag wartete, um ſtatt mit Worten mit den Fäuſten zu antworten; denn jede Gegenrede wäre fruchtlos, jede Verſtändigung unmöglich geweſen. Ich theile dieſe Begegnung mit, weil ſie am beſten dazu dient, den blinden, fanatiſchen Haß zu charakteriſiren, der jezt in der ganzen Schweiz gegen die „Preußen“ zu herrſchen ſcheint. Freilich iſt auch nur in der Schweiz ein ſolcher Fanatismus der Freiheit und eine ſolche Freiheit des Fanatismus möglich; in Deutſchland, England und Frankreich würde man einem politiſch anders Geſinnten nicht mit ſolchen Waffen begegnen.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 185. Freitag den 3. Auguſt 1849.

Wer noch Sinn hat für ſchuldloſe und einfache Poeſie, wird ſich von den Sagen der Iren angezogen fühlen, ſie haben einen eigenthümlichen Beigeſchmack, der nicht ohne Reiz iſt, und kommen aus einem Lande, an das wir gewöhnlich nur in wenigen und gerade nicht erfreulichen Beziehungen erinnert werden. Gleichwohl wird es von einem Volke bewohnt, das, wie es zum Theil noch in der eigenen Sprache redet, auch lebendige Spuren ſeiner Vorzeit wird aufzuweiſen haben, wovon der hier dargeſtellte Glaube an überirdiſche Weſen vielleicht eines der beſten Beiſpiele abgibt.

J. Grimm.

Zur Kenntniß des iriſchen Volkscharakters. *

Aberglaube.

Wie vielhundertjährige Kunden und die Erzählungen alter Leute berichten — denn die neue Zeit und die Mehrzahl des jüngern Volks ſehen darin klarer oder weniger — wimmelte einſt Irland von Heren, Zauberern, Elfen, weiſen Frauen, Wichtelmännlein u. ſ. f., war die Erde im Innern und auf der Oberfläche und die Luft von ihnen bevölkert, hauste in jeder verfallenden öden Hütte auf kahlem Moor ein Zauberweib, wohnten an den Rändern der ſpiegelnden Seen, im ſtillen Buſen der abgeſchiedenen Bergthäler, in den wiederhallenden Mauern jedes verwitternden Gebäudes und im geheimnißvollen Rund jeder rohen Hügelveſte unirdiſche Weſen. Dieſen Glauben hatten aber nicht bloß die Geringen und Ungebildeten, ihn theilten auch Viele, die in angeſehenen Lebensſtellungen ſich bewegten, und ſonſt ſachverſtändige und wohlunterrichte Leute waren hierin taub gegen die Stimme der Vernunft und die Geſetze des Menſchenverſtandes; ja ſie würden eben ſo leicht an der Wahrheit der heiligen Schrift als an dem Daſeyn übernatürlich wirkender Kräfte gezweifelt haben. So verwoben war der Aberglaube mit dem ganzen Leben und allen Vorkommniſſen der Familie und des Hauſes, daß kein Ereigniß dem armen Sterblichen von der Wiege bis zum Grabe begegnen konnte, in dem nicht das ſtille Volk zum Guten oder Schlimmen thätig war. Starb das Haupt eines alten angeſehenen Geſchlechts, ſo ließ ſich ſicher die Wehklage der Banſchi im Zwielicht hören; traf Siechthum oder Verunſtaltung ein geliebtes ſchönes Kind, ſo war es ausgetauſcht worden gegen einen ſchreienden, freßgierigen, garſtigen Balg; ſtand das Vieh ab, ſo hatte es der „Elfenkeil" getroffen, fiel's vom Fleiſche oder gab die Melkerei nicht aus, ſo kam das von böſem Bann und Hexerei; raffte der Tod ein geliebtes Weib in der Jugendblüthe oder im Kindbett weg — wer anders als die Elfen hatten ſie geholt und für ſie eine hölzerne Stellvertreterin hingelegt?

Wider ſo vielerlei böſe Einflüſſe und Uebel hat oder hatte aber auch jeder Bezirk, ja in manchen Gegenden faſt jedes Dorf ſeinen „weiſen Mann" oder ſeine „weiſe Frau," zu denen ſelbſt jezt noch oft gläubig das Landvolk ſeine Zuflucht nimmt, um mit dem Rath und der Hülfe dieſer ebenfalls unwiſſenden, aber pfiffigen Menſchen durch Gegenzaubereien und Beſchwörungen die Hexentücke und Zauberkünſte ſeiner unſichtbaren Feinde zu überliſten.

Von jenen Elfen- und Zauberweſen ſind die namhafteſten: die Banſchi, der Leprohan, der Lianhanſchi, die Collochnaluha, der Fetch.

Die Banſchi iſt ein gewiſſen altiriſchen Geſchlechtern anhängender Geiſt, der ſich nur vor dem Ableben eines oder des andern ihrer Sproſſen hören oder ſehen läßt. Er wird meiſt als eine kleine, aber zarte, in Gewändern vergangener Tage gekleidete Frau dargeſtellt, die mit einem ganz eigenen Wehruf das der Familie, der ſie zugethan iſt, bevorſtehende Unglück

* Aus dem nächſtens in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden VI. Bande des „Erin, iriſche Erzählungen und Mährchen."

verkündet. Die Behauptung mancher Schriftſteller, daß dieſes weibliche Geſpenſt nicht immer aus Leid um ein ſolches Familienglied, ſondern auch zuweilen aus Feindſchaft gegen ein Geſchlecht ihr unheimliches Klagegeſchrei erſchallen laſſe, iſt irrig und im Volksglauben nicht begründet, der im Gegentheil die Banſchi immer für ein der Familie, in der ſie einen Sterbfall verkündigt, freundliches Weſen hält, das einſt ebenfalls gelebt habe und auf der Erde im Licht und Schatten der Sterblichkeit gewandelt ſey. Die Banſchi ſoll ſehr ſcheu vor der Begegnung eines ſterblichen Auges ſeyn, und der leiſeſte auf dem Abendwind hingetragene Ton ſie dem Menſchenblick wie ein Nebelgebild entrücken.

Der Leprohan, auch Clurican, gilt für den Handwerker des Elfenreichs. Die Leprohane ſind Schneider, Schuſter, Schmiede, Wagenbauer u. ſ. f., aber mit allen verborgenen Schätzen der Erde bekannt, übrigens untergeordneten Ranges und ſtofflicher, ſo zu ſagen, als alle andern Elfen. Gewöhnlich ſieht man ſie in ſcharlachrothem Röcklein und ſcharlachener Schlafmütze an ſchönen Abenden an buſchigen Orten ihr Geſchäft treiben, und überraſcht man ſie dabei und behält ſie unverwandt im Auge, ſo nimmt man ihnen das Vermögen zu entfliehen und kann von ihnen Schätze nach Herzenswunſch fordern und erlangen.* Wohl wird dann das Wichtelmännlein alles aufbieten, ſich dem Griff und bannenden Blick des Sterblichen zu entziehen, und da es wunderbar liſtig und klug und verſchlagen iſt, ſo wird es in den allermeiſten Fällen entwiſchen, ohne ſeine Fänger um einen Heller reicher gemacht zu haben. Ob es ihnen für eine Schande gilt, von den ſtumpfen Kindern der Sterblichkeit ſich erwiſchen und überliſten zu laſſen, oder ob ſie, außer in dem alleräußerſten Nothfalle, die Schätze, zu denen ſie den Schlüſſel haben, nicht hergeben mögen, iſt nicht recht bekannt; ſo viel aber glaubt man allgemein, daß ſie, ehe ſie den Wünſchen und Befehlen des Menſchen nachgeben, nichts, was nur Liſt und Schlauheit zu erſinnen vermögen, unverſucht laſſen, um ſeine Aufmerkſamkeit oder Augenrichtung abzulenken, wo ſie dann wie ein Sonnenſtrahl ſeinem Griff entſchlüpfen und in ein luftiges Nichts verſchwinden.

Der Lianhanſchi, eine Art Galgenmännlein, iſt ein boshafter Elf, der durch einen Pakt, zu deſſen Eingehung er oft durch die ſcheinbar ehrlichſten Verſprechungen zu verleiten weiß, ſich einem Menſchen verbindlich macht, ihm in Allem als gehorſamer und williger Sklave zu dienen und insbeſondere Reichthümer ohne Ende zu verſchaffen, dagegen aber ſich ausbedingt, daß der Andere, wenn er ſeinen vertragsmäßigen Verpflichtungen nicht nachkomme, ſeinerſeits ihm als leibeigener Knecht verfallen und dienſtbar ſey. Zu einem ſolchen Vertragsbruch weiß aber der Lianhanſchi, der voller Liſt und erfinderiſcher Künſte iſt, ſein Opfer in der Regel, ja wohl immer, zu bringen, wo dann dieſes den Kobold als Bürde und allen Menſchen zum Abſcheu allezeit und allenthalben mit ſich herumtragen muß. Dieſer Aberglaube, der übrigens nie ein vielverbreiteter in Irland war und vorzugsweiſe in einigen der nördlichen Bezirke vorgekommen zu ſeyn ſcheint, verliert ſich immer mehr. Carleton, der beliebte iriſche Schriftſteller, hat ihn im zweiten Bande ſeiner „Züge und Geſchichten vom iriſchen Landvolk“ zum Gegenſtand einer erſchütternden Erzählung gemacht.

(Fortſetzung folgt.)

* Wir haben in Nr. 167—169 eine auf den Leprohan ſich beziehende Sage mitgetheilt.

Vom ſüddeutſchen Kriegsſchauplatz.

(Fortſetzung.)

Im Vorbeigehen auf der Poſt ſtreifte mein Blick über die Schränke voll armer unbeſtellbarer Soldatenbriefe aus Nord und Süd, oft mit ungelenker oder zitternder Hand geſchrieben. Wie viele Seufzer und Thränen! wie viele Liebeswechſel, die nicht mehr eingelöst werden können! wie viel grobes Papier und blaſſe Dinte! wie viel vergebliche Hoffnung! Tauſende von Blättchen, und jedes ein Schickſal! — Auch der Bahnhof lag voll Preußen. Es ſtanden wieder gegen fünfzig Munitionswagen bereit, um mit einem Extrazug nach Raſtadt zu gehen, von einer Abtheilung des preußiſchen achten Regiments geleitet. Die Soldatenköpfe drängten ſich jezt in den Wagen, die ich im vorjährigen Juli beim bekannten Auszug von der Hochſchule nach der jezt auch unglücklichen Pfalz voll trotzig heiterer Studentengeſichter geſehen hatte. Wohin führen die ſchönſten Illuſionen der Völker wie der Individuen? wie wenige dürfen rein hervorgehen aus dem Kampfe um das Ideal! Da lagen neben uns die Haubitzen, all der drohend gehäufte Mord, all das Verderben, wie man ſonſt Wagen voll Kartoffeln oder Gartengewächſen zu ſehen gewohnt war.

Unſer Zug kroch ſchneckenartig, weil überall Güter geladen wurden, die man noch nicht abgeſondert transportirt. In Wisloch klang ein Adieu! an mein Ohr. Es galt einem Trupp badiſcher Soldaten, die jezt nach Auflöſung des ganzen Corps in ihre Heimath mit ihren Bündeln zurückgehen. Das Adieu klang ſo trüb, gleichſam dem ganzen badiſchen Soldatenthum.

Digitized by Google

In Langenbrücken befanden wir uns kaum zwei Stunden von Waghäusel. Um mich zu zerſtreuen, betrachtete ich meine Reiſegeſellſchaft. Da gab es breite glänzende „Sommerweſten," die ſich im erſten hervorbrechenden Strahl gleich wieder ſonnen, die nichts Höheres kennen als gemächlichen Beſitz, die nur von „koſten" und „rentiren" ſprechen. Daneben tiefgebeugte Greiſe, Männer, Jünglinge, mit Augen, die wie auf ein graues, unermeßliches Meer hinausſchauen, ein Meer von Leid, ein Meer ohne Ufer; manche ſtarke Bruſt von einem tiefen Seufzer erſchüttert, der ſich ihr heimlich entringt. Stummer Schmerz iſt der beredteſte von allen.

Es machte ſich faſt humoriſtiſch, daß auf den Feldern bei Bruchſal eine ganze Abtheilung Störche ſtand, auch in Reih und Glied, auch mit ihren Vorpoſten. „Hecker iſt in Straßburg!" lief es durch alle Wagen. „Er ſoll nur kommen, er wird ausruhen können," meinte ein fremder Offizier. — Wir gewahren die Warte bei Durlach, welche die Freiſchärler im Gefecht vor drei Wochen beſetzt hatten. Am Wege Naſſauer Militär und ſchweres Geſchütz. In Carlsruhe warten ſchon wieder wanderfertige Dragoner. Einer ſtand trauernd in einem Wagen, ſein Pferd haltend — es war ein Genrebild für ſich. Man erwartet heute noch 5000 Preußen, Linie, um die Landwehr vor Raſtadt abzulöſen, welche zu murren beginnt. Es ſind ja lauter Männer, welche daheim Weib und Kinder haben, und es fiel hier Mancher, der in der Heimath ein ſtarkes Häuflein unerzogener Kleinen zurückließ.

Bei Muggenſturm ſchimmern uns die weißen Reihen der preußiſchen Zelte entgegen. Mit dem erſten Schritt von der Eiſenbahn, welche hier nicht weiter befördern kann, aus Reſpekt vor den Kanonen der Feſtung, ſieht man ſich mitten im Gewühl des Lagers. Nichts als Krieger aller Waffen; der ganze Boden mit Streu bedeckt, Buden, Marketenter, Wagen voll Vieh, Omnibuſſe, Gefangene, Eskorte, ganze Wagen mit Beute und auf den Schlachtfeldern gefundenen Montirungsſtücken der Aufſtändiſchen, badiſche Soldaten, welche mit Zwangspäſſen in ihre Bezirke geleitet werden. Ehmals rollten die Omnibuſſe auch ſo lebhaft von und nach Oos, aber welch ein Unterſchied zwiſchen ihrer heutigen Bevölkerung und dem eleganten Troß von einſt, mit dem London und Paris und alle Hauptſtädte die Saiſon von Baden überſchwemmten! Hinter meinem Omnibus ging wie ein Leichenzug eine lange Reihe von Dragonern, einer hinter dem andern, und endlos, durch die Verdopplung in der Spiegelwand unſeres Fuhrwerks, ſchien eine gleiche Reihe uns entgegenzukommen. — Raſtadt in ſeiner ganzen Länge breitet ſich vor uns hin. Wir haben jezt die Leopoldskaſerne uns gerade gegenüber. Dort ragt der Kirchthurm, das Schloß. Wie ſchauerlich mögen jezt ſeine ſtummen Bilder mit den grellen Farben ſich den lebendigen bleichen entgegenſtellen? Die ſchönen Türkinnen des Markgrafen, ſeine osmaniſchen Trophäen, jener diplomatiſche Dintenfleck im Kabinet unfern dem Congreßſaal — wie gemahnt mich das alles ſo maskenhaft in der blutigen Gegenwart! Was wohl aus den Nonnen geworden iſt, die ich unter Statuen im ſtillen grünen Kloſtergarten ſah? Der Kirchthurm ſtreckt ſich wie ein warnender Finger zum Himmel empor. Hinter Raſtadt ballen ſich weiße dichte Wolken. — Gerade über unſern Weg geht eine badiſche Schanze, noch vom Gefecht bei Gernsbach her, ſehr gut gebaut, unmittelbar an der Brücke von Kuppenheim. Dort an der Stätte der Zerſtörung, wo Brüder einander mordeten, breitet ein Kruzifix, zu dem ſeit geraumer Zeit der Landmann betet, wehmüthig die zerſtochenen Arme aus. Es iſt nicht zum erſtenmal, daß das Zeichen der Liebe zwiſchen Himmel und Erde mit Blut beſprengt ward.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Cholera und Aufruhr. — Das magiſche Fernrohr.

Cholera und Empörung, unſere zwei Plagen, haben einſtweilen ſo nachgelaſſen daß man beſtimmt auf ihr baldiges Ende rechnet; ſie haben viele Familien unglücklich gemacht und auf Handel und Gewerbe den nachtheiligſten Einfluß geübt, und man wünſcht ſehnlich der beiden Seuchen auf immer los zu werden; aber ein untrügliches Mittel hat man noch gegen keine von beiden gefunden. Zwar lieſt man überall Ankündigungen von Schutzmitteln wider die Cholera; man hat aber bisher nicht vernommen, daß irgend eines wirkſam geweſen wäre, und was die Aufſtände betrifft, ſo kann dem Ausbruche neuer nur große Klugheit der Regierung vorbeugen. Gewaltſame Mittel taugen nichts, ſteigern ſogar das Uebel, und der alte Deſpotismus wäre das ſchlechteſte Gegenmittel. Vielleicht haben die Leute, welche wieder auf eine Abänderung der jezt beſtehenden Regierungsform

hinarbeiten, gute Absichten; sie schaden aber, ohne es zu wissen, außerordentlich, indem sie die Unsicherheit unterhalten, welche schon Unheil genug gestiftet hat. Da ist ein Herr, oder wie er sich nennt, Bürger Leon, ein Ergraf (wie er sich ebenfalls nennt), ein Bastard Napoleons (auch dessen rühmt er sich), der ein Projekt einer neuen Staatsverfassung im Drucke herausgegeben hat. Dieser Mann, der als Halb-Napoleonide mit diesem Geschlecht wieder emporkommen möchte, hat den drolligen Einfall, Monarchie und Republik mit einander verschmelzen zu wollen. Somit lautet sein erster Paragraph ganz ernsthaft: „Die Regierungsform ist eine republikanische Monarchie. Das Oberhaupt oder der Inhaber der exekutiven Gewalt nimmt den Kaisertitel an und hat einen ersten und einen zweiten kaiserlichen Prinzen unter sich," u. s. w. Vielleicht hofft der Ergraf der erste oder wenigstens der zweite kaiserliche Prinz in seiner republikanischen Monarchie zu werden. Ein Projekt der Art mag auch der Einbildungskraft der Dichter vorgeschwebt haben, welche auf einem der kleinen Theater gegenwärtig ein Vaudeville spielen lassen, das eine witzige und ironische Uebersicht der jetzigen Industrieausstellung seyn soll. Es werden da allerlei Dinge vorgeführt, welche bei der Ausstellung wirklich zu sehen sind, oder von denen man vorausetzt, daß sie vorhanden seyen, wenn sie auch Niemand gesehen hat. Zu den letztern gehört ein Fernrohr, mit dem man in die Zukunft schauen kann. Eine der Personen im Stücke versucht die magische Kraft dieses Telescops und ist entzückt über die Aussicht auf die künftige Lage Frankreichs. Ein Nebenstehender will wissen, was ihn denn so sehr entzückt, der erste will es aber nicht sagen. Genug, er sieht allgemeinen Jubel, man illuminirt, man umarmt sich u. s. w. Der andere will nochmals wissen, was denn eigentlich vorgeht; aber der Mann mit dem Fernrohre will es nicht sagen, aus Furcht, man möchte ihn vor Gericht ziehen.

Ciel! quel tableau! suis-je en délire?
Ah quel bonheur! — Que voyez-vous?
Parlez. — Je n'ose pas le dire...
Les bons Français s'embrassent tous.
— Mais pourquoi donc? — On illumine
Dans les cabans, les maisons, les palais. —
Mais dites nous — Que votre esprit devine,
Je ne veux pas qu'on me fasse un procès.

Diese Wendung ist gut; sie läßt etwas vermuthen, was frei herausgesagt von der Polizei nicht geduldet würde, und dann kann ja jede Partei die dunkle Prophezeihung nach ihren Wünschen auslegen. Die Legitimisten und die Orleanisten können glauben, die Dichter spielen auf eine baldige Wiederkehr des ältern oder des jüngern Zweiges des Bourbon'schen Stammes an, während die Bonapartisten meinen können, die Verfasser werden bloß durch die bestehenden republikanischen Gesetze abgehalten, rund heraus zu sagen, daß sich Frankreich wieder zu einem Kaiserthum gestalten werde. Wir, die kein solches Fernrohr besitzen und nicht wissen, wo es zu haben ist, müssen ruhig abwarten, was die Zeit uns bringt. Jedenfalls würden wohl bei keiner der obigen Voraussetzungen die Parteien sich umarmen und zusammen illuminiren.

(Fortsetzung folgt.)

Zürich, Juli.

(Fortsetzung.)

Schweizerische Freiheit.

In der Schweiz trifft man solche Bursche zu Dutzenden an, sobald man nur im Geringsten mit seinen Ansichten sich hervorwagt. Nirgends kann der Terrorismus der öffentlichen Meinung größer seyn, als hier. Bei allem äußern Anschein von Freiheit, behaupte ich kühn, sind die Schweizer innerlich das unfreiste Volk, dasjenige, das am meisten von Vorurtheilen gefesselt und am wenigsten im Stande ist, an fremde Zustände einen andern Maßstab als den der eignen Subjektivität anzulegen. Schon Goethe hat dieß empfunden und seine Worte scheinen mir heute noch mehr Geltung zu haben, wie damals: „Frei wären die Schweizer? Was man dem Menschen nicht alles weiß machen kann! besonders wenn man so ein altes Mährchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblicke frei denken; nun erzählen sie das alte Mährchen immer fort, man hört es bis zum Ueberdruß: sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei **geblieben**." — Was übrigens den Preußenhaß betrifft, so ist derselbe in diesem Augenblicke, wo Preußens Heer bewaffnet an den Grenzen der Schweiz steht, und wo die vor demselben geflüchteten Revolutionäre überall diesen Haß anschüren, sehr erklärlich. Die Flüchtlinge werden überall als Opfer der Fürstentyrannei und besonders preußischer Knechtschaft angesehen, weßhalb sie sich meistens der besten Aufnahme zu erfreuen haben. Ueberall hörte ich auch von Landleuten Aeußerungen in diesem Sinne: „es sind bedurliche Lüt." Freilich suchen die Kantone, wo sie sich zu sehr gehäuft haben, einen Theil derselben loszuwerden, so z. B. Zürich, wo sich gegenwärtig 2350 Mann befinden, von denen eine Anzahl nach Bern, Waadt, Solothurn, Neuenburg transportirt werden soll; ja einige Kantone, wie Schwyz, haben sogar ganz die fremden Gäste zurückgewiesen und müssen erst durch den Bundesrath gezwungen werden, diese Last, die der Schweiz auf den Hals gekommen, mit tragen zu helfen. Die meisten Kantone dagegen wetteifern in der Aufnahme und Unterstützung der Unglücklichen. Ueberall haben sich Unterstützungscomités gebildet, überall liest man öffentliche Aufrufe, in denen diese deutschen Republikaner, die für „Begründung besserer Zustände und für Völkerfreiheit gekämpft," dem Mitleiden ihrer schweizerischen Brüder empfohlen werden. Wie gesagt, scheinen diese Aufrufe überall großen Erfolg zu haben, da man in diesen Söhnen der Revolution nichts als unschuldige Opfer des Despotismus erblickt. Wahrlich, bei mir überwiegt der Abscheu und Ekel gegen diese allerdings unglücklichen Menschen dennoch das Mitleiden und Bedauern, wenigstens so lange, als sie die Schmach der Treulosigkeit und Verrätherei sich zur Ehre anrechnen und selbst den Folgen ihrer Verschuldung Trotz bieten. Manche mögen indessen auch anfangen ihre Schritte zu bereuen und das Unglück zu beklagen, das sie über sich und ihr Land gebracht haben. Doch scheint die Anzahl dieser nicht groß zu seyn.

Doch kehre ich zu meiner Reiseroute zurück. Auf der nächsten Poststation hatte ich das Glück von meinem liebenswürdigen Reisegefährten durch einen Wechsel des Reisepersonals getrennt zu werden, nachdem derselbe noch eine ganze Weile sich gegen den Kutscher recht innerlich ausräsonnirt hatte, besonders in dem Sinne, daß man ja aus den Zeitungen wisse, wie man in der Schweiz gegen die „Prüßen" gesinnt sey; das wäre eine schöne Sache, wenn man nun „hercho wollte und die Prüßen lobe," ein neuer Beweis dessen, was ich so eben über den Meinungsterrorismus gesagt. Durch diese allgemein herrschende Stimmung wird es allerdings demjenigen, der nicht mit in das allgemeine Horn stoßen mag, in diesem Augenblicke etwas verleidet, die Schweiz zu durchwandern; denn Aehnliches wie das Erzählte, wird ihm überall begegnen, wenn er nicht die Politik der Engländer beobachtet, sich in gänzliches Schweigen zu hüllen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 186. Sonnabend den 4. Auguſt 1849.

Rapidi vestigia fati.
Lucan.

Vom ſüddeutſchen Kriegsſchauplatz.

(Fortſetzung.)

Wir mußten die Straße verlaſſen, um der erwähnten Schanze auszuweichen. Wieder preußiſche Zelte; auf einen Umkreis von drei bis vier Stunden mögen an 20,000 Mann zuſammengedrängt ſeyn. Gleich am Eingang von Kuppenheim ein halb niedergebranntes Haus. Ueberall Soldatengruppen, hier Küraſſiere hoch auf dunkeln Roſſen, dort Füſiliere, die unſerer Arche zurufen: „Badiſche Soldaten herunter!“ Die Ausgeſtoßenen mußten von der Imperiale herabſteigen und wurden weiter ſpedirt. Eine vierſpännige Extrapoſt, wie ſie eben an uns vorüber durch das Dorf fährt, ein Reiſewagen aus dem high life. wird jezt in dieſer Gegend wie ein Mirakel angeſtaunt. Jenſeits von Kuppenheim liegt des Dorfes wunderſchöner Friedhof, wie ein Wald, ein Trauerwald, mitten darin die alte braune Kirche. Das offene Kirchhofthor war wie der Eingang zu einem Park, und um die Täuſchung voll zu machen, ſtanden zufällig zwei ausruhende Soldaten wie Schildwachen davor, ſo daß wir das Hauptquartier (allerdings Hauptquartier!) zu erblicken glaubten, die Favorite, die Reſidenz des Prinzen von Preußen.

Von weitem gewahrten wir wieder Zelte, Schanzen, eine Nothbrücke. Immer noch Raſtadt! Es liegt jezt ſo ruhig da, und vielleicht in zweimal 24 Stunden brennt alles. Dort taucht nun wirklich die Favorite aus ihren dichten Schatten auf, mit ihren ſpiegelnden Scheiben, ihren eigenthümlich mit Flußkies beworfenen Mauern, ein Werk, womit einſt in Zeiten der Hungersnoth Markgräfin Sibylle des armen Landvolks Hände beſchäftigte. Was ſagen wohl die Schloßgeſpenſter zu dem fremden Feldherrn? Kommt vielleicht Sibylle ſelbſt als weiße Frau, ſich auf das Bett des preußiſchen Thronerben zu ſetzen, wie jene zu Baireuth einen Marſchall Bonapartes vertrieb?

Wir fanden bisher die Fluren wenig verheert. Erſt nahe vor Haueneberſtein ſind die Saaten ſehr verdorben, hier vom Lagern, dort in langen Reihen niedergetreten von den marſchirenden Kolonnen. Von allen Seiten kehrten Erntewagen heim. Der reiche Gottesſegen iſt faſt ſchmerzlich anzuſchauen beim Gedanken, daß der deutſche Mann jezt das mit Bürgerblut getränkte Brod eſſen muß. Wieder ein ſteinernes Heilandbild mitten in zerſtampften Feldern. Hinter Kuppenheim geht es in das Gebirg hinein; wir blieben am Fuß deſſelben auf der Straße nach Oos. Gewitterhimmel lag über dem Ganzen. Auch hier verrieth überall das niederliegende Getreide die Wahlſtätte. Man zeigte uns die Stellen, wo Opfer gefallen. Drei Mädchen von Baden waren trotz aller Bitten von Verwandten und Freundinnen, als Turner gekleidet, mit den Freiſchaaren ausgezogen. Die Eine von ihnen wurde bei Oos in den Arm geſchoſſen, die beiden andern marſchirten mit gegen das Jägerhaus hinauf. Seitdem hat man nichts mehr von ihnen vernommen und hält ſie für todt. Vor Alters hat die Kapelle zu Scheuern mit ihrem wunderthätigen Madonnenbild am Baumesſtamm der böſen Peſtilenz Stillſtand geboten, daß ſie der holden Bäderſtadt Aurelia nicht zu nahen wagte. Auch jezt hat ſich ihr Schutz gegen den Bürgerkrieg bewährt; dieſſeits von Baden iſt kein Schuß gefallen.

Digitized by Google

Noch am Abend meiner Ankunft in Baden klang bis zum blumengeschmückten Balkon der Kanonendonner von Rastadt. Jeden Morgen reiten sechs Küraſſiere, welche recognosciren, bis an die ersten Häuser von Baden. Das Militärspital beim Nonnenkloster ist voll Verwundeter, und täglich werden noch mehr hereingeführt. Zuweilen hört man einzelne Schüsse, mit denen sich die Genesenden die Zeit zu vertreiben scheinen. Die Einwohner und die wenigen hier anwesenden englischen Familien sah man fleißig, mit Fernröhren bewaffnet, zum alten Schlosse steigen, von wo man das ganze Lager der Preußen und das Geschützfeuer von Rastadt beobachten konnte. Von dort soll sich auch der Brand von Niederbühl schrecklich schön ausgenommen haben. Eben so wurde das Treffen bei Kuppenheim von der Ruine aus vollkommen überschaut, und als die Leute von der Burg herunter kamen, waren sie nicht wenig erstaunt, die Stadt voll Württembergern, Mecklenburgern, Preußen zu finden, welche die Berge umgangen hatten und inzwischen von hinten in das Thal hereingedrungen waren. — Alles was die Zeitungen vorbrachten von Plünderung und Verwüstung des hiesigen Schlosses durch die Freischaaren, ist gänzlich aus der Luft gegriffen; sie haben gar nichts berührt. Nur an einer Stelle scheint nach einem verborgenen Schatze gegraben worden zu seyn. Man ist den Heimathlosen, den Todten, den Geächteten diese Wahrheit schuldig. Sie sollen nicht noch andere Verbrechen tragen als die, zu denen ein geschichtlicher Fluch sie hinriß. Ueberhaupt — ich hörte das von den glaubwürdigsten Zeugen versichern, die eben so gerecht als aristokratisch waren — ist Niemand gefährdet worden, nirgends konnte man klagen, daß die Freischaaren geraubt oder sonst Grausames oder Schmähliches verübt hätten, ganz vereinzelte Fälle ausgenommen, wie etwa der Diebstahl jenes Weibes auf Schloß Eberstein, der sich vollkommen bestätigt. Ich kenne Damen, welche genöthigt waren, in den bewegtesten Tagen auf der Eisenbahn zu fahren, die von Freischaaren überschwemmt war, und den Reisenden widerfuhr im ärgsten Gewühl auch nicht die leiseste Kränkung. So hat man auch die Fresken in der hiesigen Trinkhalle beschädigt, theilweise zerstört seyn lassen; auch nicht Ein Pinselstrich ist verletzt. Die Freischaaren gingen hin und sahen sich die Gemälde an wie jeder andere Besucher. Nur die schwäbische Legion scheint etwas schlimmer berüchtigt.

Natürlich blickten jezt Aller Augen mit Spannung nach Rastadt. Niemand, der nicht Angehörige, Freunde dort hat. Der Neffe meines Hausherrn, ein schöner Junge von achtzehn Jahren, ist auch drüben in der Festung. Er wurde unter der provisorischen Regierung ausgehoben und sein Vater, der ihn nicht mit den Freischaaren umherziehen lassen wollte, bat selbst, man möchte den jungen Rekruten nach Rastadt thun, dessen Katastrophe jezt unvermeidlich naht. Da liegt es wie ein drohender Krater, des vernichtenden Ausbruchs gewärtig. Hinter Scheuern ist eine Höhe, auf der man die Fenster in Rastadt zählen kann. Dahin pilgerten fleißig die badischen Stabsoffiziere, die ihren Haushalt noch dort haben und stündlich erwarten mußten, ihre Habe in Flammen aufgehen zu sehen.

(Schluß folgt.)

Zur Kenntniß des irischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

Die Colloghnaluha ist eine alte Elfin, berüchtigt wegen ihres diebischen Wesens. Sie hält sich im Aschenwinkel in alten Wohnhäusern auf, und nichts soll dieser „Aschenbrödel“ zu heiß oder zu schwer seyn, das sie nicht mauste. — Der Fetch, und in Nordirland (schottisch) der Wraith, ist an Gestalt, Zügen, Art und Kleidung genau das Ebenbild eines Menschen, der bald aus der Welt scheiden soll. Aber nicht bloß dem Todeskandidaten selbst, sondern wohl auch seinem nächsten Angehörigen oder vertrautesten Freunde erscheint er und huscht ihm vor den Augen vorbei, ohne einen Warnlaut oder eine andere Andeutung, als eben durch seine Erscheinung zu einer Zeit und an einem Orte, wo die wirkliche Person nicht zugegen und sichtbar seyn kann. Am häufigsten zeigt sich der Fetch, wenn Jemand eines jähen Todes sterben soll, und er ist dann ganz besonders unruhig und heftig in seinen Bewegungen. Weder das Warum, wie etwa bei der Familien-Banshi, noch das Woher dieses Todesvorboten weiß man zu erklären; er kommt eben und kommt oft, wie der Ire glaubt und durch Erzählung zahlreicher Beispiele zu belegen sucht. Uebrigens soll ein solcher gespenstischer Doppelgänger nicht jederzeit den Tod bedeuten; erscheine er nämlich seinem Urbilde am Morgen, so bedeute es diesem ein langes Leben, am Abend dagegen alsbaldiges Sterben; oder nach einem andern Glauben Morgens langes Leben, Abends nahen Tod, Nachts aber augenblicklichen Tod.

Von einer Menge abergläubischer Meinungen, Gebräuche und Sprüche, die im Volke zum Theil noch gang und gäbe, zum Theil vor dem Zeitgeist im Verschwinden begriffen sind, mögen im Folgenden einige verzeichnet werden.

Stehe ja nie an einer Hausthür, wenn ein Leichenzug vorüber geht. — Vergiß nicht, wenn Jemand von deinen Angehörigen oder Freunden verreist, ihm einen Pantoffel oder getragenen Schuh (nach Andern

Digitized by Google

den Schuh vom rechten Fuß) nachzuwerfen, denn dann hat er Glück. — Wenn das Feuer im Roſt auf der einen Seite brennt, auf der andern nicht, ſo verläßt bald Jemand das Haus. — Fliegt ein Stückchen Kohle aus dem Feuer nach Jemand hin, ſo bekommt dieſer bald eine Börſe, wenn es rund und hohl, und einen Sarg, wenn es lang und hohl iſt. — Erzähle nie eine (Geiſter-) Geſchichte bei Tage, noch pfeife bei Nacht. — Buttere nie Milch, ohne drei Priſen Salz in das Butterfaß zu thun und dabei zugleich den Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes auszuſprechen. — Will es dir mit dem Buttern nicht recht gelingen, ſo gehe an einen Markungsbach (d. h. einen Fluß oder Bach, der ein Kirchſpiel vom andern ſcheidet) und hole einen Mundvoll von dem Waſſer und ſpeie es auf den Boden unter dem Butterfaß und die Butter kommt ſicher; oder ſtelle das Butterfaß hinter die Thür, oder ſtecke das Schüreiſen in's Feuer, oder mache das Kreuz mit der Spindel.

Wenn du Jemand im Schlaf reden hörſt, ſo ſtecke ihm die Hand in eine Schüſſel warm Waſſer und er ſagt dir alle ſeine Heimlichkeiten. — Gehe neun Morgen nüchtern an einen Baum voll Laub und ſag' ihm einen Traum, und nach Verfluß der Zeit wird nicht ein Blättchen mehr am Baum, wird er ganz trocken und verwelkt ſeyn. — Erzähle nie einem Menſchen nüchtern einen Traum.

Wenn du eine Erbſenſchale mit neun Erbſen darin findeſt und ſie hinter die Thür legſt, ſo erfährſt du von der erſten Perſon, die hereintritt, den Namen deines oder deiner Zukünftigen. — Wenn man in einem Hauſe Waſſer behält, in dem man ſich die Füße gewaſchen hat, ſo waſchen darin die Elfen die ganze Nacht. — Wenn man in ein neues Haus zieht, ſo ſoll man zuallererſt ein bischen Kohle und Salz hinein nehmen.

Wenn ein Bauer heirathen will und Unheil von Neidern oder Nebenbuhlern fürchtet, ſo geht er zur „weiſen Frau" des Orts oder Bezirks, die ihm, unter allerlei Sprüchen und Geberden, gegen ein oder mehrere größere Silberſtücke eine kleine Münze, ein Halbpfennigſtück oder dergleichen in Tauſch gibt, was er dann von der Hochzeit an neun Tage immer bei ſich haben muß. Zugleich muß er bei der Trauung, bis der Geiſtliche den Segen geſprochen hat, drei Knöpfe am rechten Knie ſeiner Hoſe aufgeknüpft und das Kniebband gelockert tragen. — Behält eine Leiche länger als gewöhnlich eine natürliche Wärme, ſo gilt das als eine Vorbedeutung, daß Jemand aus der Familie des Todten binnen Jahresfriſt ihm nachſtirbt. — Wer am Pfingſtſonntag oder den Tag darnach geboren iſt, meint man, ſey keines natürlichen Todes zu ſterben beſtimmt. Das Kind wird deßhalb irgend einem beſondern Heiligen nachgenannt und geweiht, damit derſelbe jenes ſonſt unausbleibliche Verhängniß abwende.

Mit einem Caul oder „Weſterhäubchen" geboren zu werden, gilt als ein Zeichen großen Glücks für das Kind und die Eltern. Darum ſagt man auch allgemein von einem, der unerwartet in den Beſitz von Vermögen und ſonſtigem zeitlichen Gut kommt, „der iſt mit einem Häubchen auf die Welt gekommen." Die Wehmutter verheimlicht übrigens nicht ſelten das Vorhandenſeyn eines ſolchen Glückshäubchens, um es in der Stille mit Vortheil zu verkaufen; denn dieſe Cauls oder Blaſen um den Kopf eines Neugeborenen ſind ſehr geſucht und werden gut bezahlt, da ſie dem, der eines ſich verſchaffen kann, Glück bringen ſollen. Der Aberglaube iſt nicht nur in Irland, ſondern auch in England ſehr verbreitet, und nicht bloß auf dem Lande, ſondern ſelbſt in der Weltſtadt London zu finden, wo die Wuth mit ſolchen Weſterhäubchen ſchon ſo weit getrieben wurde, daß man ſie in öffentlichen Anzeigen, z. B. der Times, förmlich zum Kaufe ausgeboten oder geſucht ſah.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Die Aſſociationen. — Der Buchhandel.

Die Aſſociationen der Handwerker, deren Wirkung man anfangs freilich ſehr übertrieben hatte, ſind doch nicht ohne guten Erfolg geblieben. Der Schneiderverein, der einer der erſten war, und bei welchem die Regierung, um ihn aufzumuntern, bedeutende Beſtellungen gemacht, hat ſich trotz des Umſtands, daß er jetzt keine Unterſtützung mehr bekommt, gehalten, und er verſichert in einem neulich in die Zeitungen eingerückten Schreiben, daß es mit ſeinen Finanzen ganz gut ſtehe. Eine Aſſociation der Köche, das heißt der außerhalb der Barrièren

Digitized by Google

wohnenden Schenkwirthe machte im vorigen Jahre, als das Bankettiren an der Tagesordnung war, vielen Lärm, da die sogenannten socialistischen Bankette, bei denen es wenig zu essen, aber viele politische Reden und Toaste zu hören gab, dort gehalten wurden. Die Polizei hat mehrere dieser Bankette verboten, da sie einen gar zu demagogischen Anstrich hatten; mehreren derselben wohnte officiell ein Polizeikommissär bei, und diesem wurde zuweilen Widerstand geleistet, was dann zu Klagen und Prozessen Anlaß gab. Auch wurden Unterschleife mit den während solcher Bankette veranstalteten Kollekten zu wohlthätigen und politischen Zwecken getrieben, und auch daraus entstanden Prozesse. Seit dem vorigen Jahre ist von solchen Banketten keine Rede mehr; die Hauptredner gehörten zu den entschiedensten Demagogen des sogenannten Berges, und diese Herren sind auf der Flucht oder in der Haft. Dennoch scheinen die verbündeten Köche die Hoffnung nicht aufzugeben, die politischen Schmausereien wieder aufleben zu sehen; sie haben in diesen Tagen einen neuen Bund, und zwar einen demokratischen unter dem Titel association démocratique des cuisiniers réunis geschlossen. Was die Demokratie mit den Garköchen zu thun hat, ergibt sich aus dem eben Gesagten. Es scheint aber, daß einige Garköche des alten Bundes dem neuen nicht beigetreten sind, sondern einen andern geschlossen haben, der als Nebenbuhler desselben auftritt. — Louis Blanc mag die besten Absichten gehabt haben, als er im ersten republikanischen Eifer des vorigen Jahres die Arbeiter im Luxenburg versammelte und ihnen die heilsamen Folgen der Association vordemonstrirte; er hat aber leider dadurch den Samen zu einer Verbindungssucht ausgestreut, welche den Arbeitern große Verluste an Zeit und an Gelegenheit zum Erwerb verursacht hat. Viele der damals gestifteten Vereine sind daher längst wieder eingegangen, und die Klasse der Mittelmänner oder Unternehmer von Arbeiten, welche man hatte verdrängen wollen, kommt wieder empor, da man eingesehen hat, daß man sie nicht entbehren kann. — Der Buchhandel kann sich noch immer nicht von dem schrecklichen Schlage erholen, den ihm die Revolution im vorigen Jahre versetzt hat. Bekanntlich konnten die Pariser Buchhändler die Erlaubniß zu einer Lotterie, welche sie veranstalten wollten, nicht erhalten. Es waren darin außer den aus Büchern bestehenden Preisen auch starke Geldgewinnste versprochen. Da nun aber das Lotteriewesen als unmoralische Spekulation von der Regierung durchaus verboten worden ist, so glaubte sie nicht zu Gunsten der Buchhändler vom Gesetz abweichen zu können. Aus welchem Gesichtspunkte überhaupt in Frankreich das Spiel um Geld angesehen wird, sieht man aus einem kürzlich gefällten Urtheile des hiesigen Appellationshofs in Sachen eines französischen Spielunternehmers in einem deutschen Baderie gegen einen Landsmann und Associé. Dieses merkwürdige Urtheil hebt folgendermaßen an: „In Betracht, daß die Spielsucht in allen Ländern als ein Laster und als die Ursache von Unglücksfällen und Verbrechen betrachtet wird, daß das Spekuliren auf anderer Laster noch unmoralischer als das Laster selbst und den guten Sitten völlig zuwider ist; daß daraus folgt, daß eine zur Errichtung eines Spielhauses gebildete Gesellschaft nach französischem Gesetz nichtig, und der öffentlichen Moral gegenüber noch nichtiger ist, und daß diese Nichtigkeit in Frankreich auch bei gesellschaftlichen Contrakten, welche zwischen Franzosen im Auslande geschlossen werden, ihre Anwendung finden muß, weist das Gericht somit den Kläger ab.“ Aus den Akten dieses Prozesses ergab sich, daß ein deutscher Fürst sich jährlich tausend Friedrichsd'or zahlen ließ, damit er diese Spielgesellschaft duldete und privilegirte. — Da es also mit der beabsichtigten Lotterie nicht gehen wollte, halfen sich die Buchhändler so gut sie konnten. Bei großen und guten Verlagswerken pflegen die Minister, besonders der Minister des öffentlichen Unterrichts, für mehr oder weniger Exemplare zu pränumeriren; denn im Budget der öffentlichen Ausgaben sind eigene Gelder dazu bestimmt. Politische Schriften von berühmten Staatsmännern und Rednern werden in den Zeitungen hinreichend besprochen, so daß die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieselben gelenkt, und der Absatz gesichert wird. Eben so verhält es sich mit den Schriften über die jüngsten Welt- und Landesbegebenheiten.

(Fortsetzung folgt.)

Zürich, Juli.

(Schluß.)

Die Schweiz und Preußen.

Auf dem Dampfschiffe, mit dem ich nun über den Zürcher See fuhr, wurde beim Billetlösen wieder eine allgemeine Paßrevision vorgenommen, wobei man zu verschiedenen malen die Antwort hörte: „Flüchtling, brauche nicht zu bezahlen.“ In Zürich war mein erster Gang in eine Barbierstube, um meinen Bart scheeren zu lassen. Ein Herr, der nach mir eintrat, trug dasselbe Anliegen mit den Worten vor: „Wollen Sie die Güte haben, mir den Hals abzuschneiden?“ „O ja,“ antwortete der Barbier, „wenn Ihr en Tuffchin bringt, daß Ihr ein Prüße sit.“ So wiederholten sich überall die Aeußerungen des Hasses gegen die Preußen, meistens untermischt mit den größten Prahlereien, so z. B. daß die Schweizer Schützen mit ihren Stutzen wenigstens dreimal so weit schössen, als die Preußen mit ihren Zündnadelgewehren, oder mit Spöttereien, z. B. daß die Preußen nur drei Glas Wein vertragen könnten. Gegen Abend spazierte ich an den Ufern des Sees. Ueberall hatten sich Gruppen gebildet um Freischaaren oder Soldaten, die ihre Heldenthaten und die Grausamkeiten der Preußen schilderten. Sodann besuchte ich ein sogenanntes café littéraire und fand hier alle schweizerischen Blätter voll von der Frage nach der Möglichkeit einer preußischen Invasion. Die einen erklären ein solches Beginnen für eine reine Unmöglichkeit, weil es Preußen sogleich den Hals brechen würde; die andern rufen, die Schweiz sitze auf einem Pulverfasse und rauche ruhig eine Cigarre dabei. Selbst die Neue Zürcher Zeitung, das einflußreichste Blatt, warnt in der heutigen Nummer davor, „gegen die Preußen aufzubegehren, sie heraus zu fordern und zu verschlucken, als ob es Lebkuchen wären.“ Dagegen dringt sie vor Allem auf Wahrung des Asylrechts und meint, daß man glücklicherweise ein Pfand von einigen fünfzig Kanonen sammt einer hübschen Anzahl von Pferden in Händen habe. Auch das Gespenst des Sonderbunds und die Furcht vor dem Patrizat taucht hier und da wieder auf; man zählt sogar die Päße der Patrizier, die in einem Monat nach Oesterreich verreist sind. Alles dieses läßt die Schweizer Zustände in der Nähe durchaus nicht in dem glänzenden Lichte erscheinen, in dem sie sich aus der Ferne zeigen.

Nachschrift. Den 22. Juli. Die heutige Zeitung bringt den, wie man sagt, einstimmig gefaßten Bundesrathsbeschluß, daß die Häupter der badischen Revolution sofort auszuweisen seyen. Es scheint doch ein Unterschied zu seyn, ob die Noten bloß von Berlin oder Frankfurt aus gewechselt werden, oder ob ein siegreiches Heer an den Grenzen steht. Nichtsdestoweniger wird der Beschluß überall mit Unwillen aufgenommen. Man nennt ihn eine Schmach für das Schweizer Volk und mehrere Regierungen sollen bereits dagegen protestirt haben. Nächstens darüber ein Mehreres.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 187. Montag den 6. Auguſt 1849.

Sprüchwort bezeichnet Nationen;
Du mußt aber erſt unter ihnen wohnen.
Goethe.

Zur Kenntniß des iriſchen Volkscharakters.

(Schluß.)

Die Hausgrillen oder Heimchen ſollen voraus wiſſen, was ſich Gutes oder Schlimmes in einer Familie des Hauſes, in dem ſie ſich aufhalten, begeben wird, und deßhalb z. B. das Haus verlaſſen, wenn darin ein Todesfall bevorſteht. Eben ſo ſollen ſie Alles, was vor ihnen geſprochen wird, verſtehen. Sie gelten für rachſüchtig, aber doch auch wieder durch gute Worte und Freundlichkeit verſöhnbar. Daß ſie, wie ſie häufig thun, Löcher in die Kleider u. ſ. w. nagen, geſchieht aus Rachſucht, entweder weil man unehrerbietige Reden gegen ſie geführt oder weil man für ihre kleinen Bedürfniſſe zu ſorgen verabſäumt hat.

Geht ein iriſcher Bauer von Hauſe fort, auf eine Reiſe oder in Geſchäften, zum Wochenmarkt oder Jahrmarkt, ſo kehrt er, wenn irgend möglich, nicht wieder um; denn das gilt für unglückbringend, und eben ſo, wenn Einem ein Haſe über den Weg läuft oder eine Rothhaarige begegnet.

Die Seelen der Kinder, die ohne Taufe geſtorben ſind, kommen an einen Zwiſchenort, der weder Hölle noch Himmel iſt, ein weites von ſtetem Nebel tief überhangenes Feld mit einem Brunnen in der Mitte, wo ſie ſpielend und aus kleinen Krügen einander ſprützend ihre Zeit ohne Schmerzempfindung wie ohne Freudegefühl zubringen. In Verbindung vielleicht mit dieſem Glauben ſteht der Umſtand, daß in manchen Gegenden Irlands die Landleute ein kleines Gefäß zur Leiche eines Unmündigen in den Sarg legen. — Geld von einem Prieſter — glaubt man in verſchiedenen Gegenden Irlands — bringt Unglück, „weil," ſagen die Leute, „es der Sünden Lohn iſt," nämlich als Beichtpfennig von der Abſolution. Uebrigens weiß ſich der ächte Ire zu helfen, wenn er ſolches Geld als Almoſen oder als Zahlung bekommt, denn er ſucht's an Andere, z. B. an die engliſchen oder ſchottiſchen Ketzer wieder loszuwerden, denen es dann Unglück bringen mag. — Kleine, vom Prieſter am Aſchermittwoch geweihte Wachslichter trägt häufig der gemeine Ire von jenem Tag an bis zu Aſchermittwoch über's Jahr beſtändig bei ſich als Schutz gegen gewiſſe Todesarten und Unglücksfälle.

Ein ſeltſamer Glaube unter dem iriſchen Landvolk iſt (oder vielmehr war), daß es Hochverrath ſey, wenn Jemand ſo viele Fenſter am Hauſe habe, als der König, deſſen Schloß dreihundert-und-fünf-und-ſechzig, alſo ſo viele als Tage im Jahre, zähle; bis zu 364 möge ſich der üppigſte Bauluſtige verſteigen, nur ſich nicht 365 erdreiſten.

2. Sprüchwörter.

Von keinem Volksgeſchlecht ſind wohl bis jezt ſo wenige ſeiner Sprüchwörter außerhalb Irlands bekannt geworden, als vom iriſchen. Die ächten mileſiſchen Iren halten noch heute den hohen Verſtand und die große Weisheit ihrer alten Könige, Richter und Barden, die Sprüche Ollam Fodhla's, Fithil des Weiſen, Moran's, Cormac Mac Art's, als eben ſo viele Lehren menſchlicher Weisheit, die ehrwürdigen Reden Finghia's, Tierans, Columbkille's u. A. als eben ſo viele Grundſätze heiliger Wahrheit, und ihre Handlungen als eben ſo viele Beiſpiele der Tugend in gerechter Werthſchätzung, gedenken noch mit zäher Erinnerung des Witzes des Goban Saer, dieſes Dädalus Irlands, und drücken die treu-

bewahrte Verehrung für ihre altüberkommenen Sprüchwörter in der ſelbſt ſprüchwörtlich gewordenen und oft zu hörenden Rede aus: „Es iſt unmöglich dem alten Wort (Sprüchwort) zu widerſprechen.“

Dieſe Sprüche der Weisheit, der Erfahrung, des Witzes oder Humors ſind in den alten erſiſchen Schriften niedergelegt und in der erſiſchen Sprache des Volks großentheils noch lebendig und im Umlauf; aber noch immer harren ſie der prüfenden Sichtung und Veröffentlichung, wozu allerdings in den lezten Jahrzehnten ein höchſt dankenswerther Anfang vom fleißigen Hardiman und dem größten jezt lebenden Kenner der iriſchen Sprache, O'Donovan, gemacht worden iſt. — Die nachfolgende Auswahl iſt aus dem von dieſen Männern gegebenen Material, die deutſche Ueberſetzung, natürlich unmittelbar aus dem Iriſchen, möglichſt treu, und ſelbſt da, wo das iriſche Sprüchwort faſt ganz mit einem deutſchen zuſammenfällt, zur richtigern Beurtheilung der iriſchen Ausdrucksweiſe die wörtliche Uebertragung vorgezogen worden. Die oft lapidariſche Kürze mancher alten Sprüche hat ſich freilich in der Verdeutſchung ohne Undeutlichkeit nicht immer beibehalten laſſen.

Ein Mund von Eppich und ein Herz von Stecheiche (die Epheublätter ſind glatt und weich, die Stechpalmenblätter rauh und ſtachelig). — Des Geſchichtſchreibers Nahrung iſt Wahrheit. — Grimmer Sinn birgt ſich oft unter Schönheit. — Zorn iſt oft im hellen Lachen. — Die Natur bricht durch die Augen der Katze. — Die Satten verſtehen die Magern (Hungrigen) nicht. — Hoffnung iſt der Arzt für jedes Elend. — Müſſiggang iſt der Wunſch eines Thoren. — Beſſer iſt das Ende eines Feſtes, als der Anfang eines Streits. — Die Katze darf den König anſehen. — Ohne gefüllte Truhe iſt der Ruhm kalt. — Ein Hungriger iſt leicht zornig. — Stärker iſt Klugheit als Stärke. — Süß iſt der Wein, das Zahlen iſt herb. — Beſſer iſt das gute Iſt, als das gute War. — Der Arzt jedes Armen iſt der Tod. — Wehe ihr, deren Mann ein grober (in der urſprünglichen Bedeutung des iriſchen Wortes unwiſſender) Thor iſt. — Niemand iſt mit einem Manne ohne Glücksſtand verwandt. — Kein Adel ohne Tugend. — Schlimm iſt das Wetter, das nicht für irgend Jemand gut iſt. — Ein unwiſſender König iſt ein gekrönter Eſel. — Ein leeres Gefäß macht den größten Lärm (von Geſchwäzigen). — Der Anfang des Waldes iſt des Moores Ende. — Wein heute, Waſſer morgen. — Der Schwan beſchwert nicht den See; der Zügel beſchwert nicht das Roß; die Wolle beſchwert nicht das Schaf; der Verſtand beſchwert nicht den Körper. — Süß iſt die Stimme jedes Mannes, der gute Tafel und Vieh hat, aber harſch iſt die Stimme des Magern (Dürftigen). — Halte keine Brüderſchaft mit Königen. — Thue ſiebenerlei Leuten kein Leid, wenn ſie im Zorn ſind: einem Barden, einem Kriegsbefehlshaber, einem Weibe, einem Gefangenen, einem Betrunkenen, einem Druiden, einem König in ſeinem Gebiet. — Keiner kann die See bewältigen. — Treibe keine Kurzweil beim Gericht. — Bringe kein Klaggeſicht zum Feſt. — Vergiß nichts in Verordnungen und Geſetzen. — Streite nicht in Rechten mit einem Gerechten. — Nicht für Jeden iſt ein Löwe ein ſicherer Begleiter. — Um drei Tode ſoll man nicht klagen: eines fetten Schweins, eines Diebs und eines hochmüthigen Fürſten.

Vom ſüddeutſchen Kriegsſchauplatz.

(Schluß.)

Auch in das Lager wurden häufig von Baden Ausflüge gemacht. Cavalcaden umgaben die Caroſſen der Damen, und manche ſchöne junge Brittin wollte, zum Entſetzen der Pariſerin, ein Stück deutſches Soldatenleben in ihre Mappe ſkizziren. Erſt vor wenigen Tagen waren wir dort. Auf ſumpfigem Boden breiten ſich die Zelte hin; dort der Hintergrund der lichten Vogeſen, hier die ſchwarze Bergwand vom Murg- und Oosthal. Wüſt ſchaut die ausgebrannte Ruine des Kirchthurms von Niederbühl in das preußiſche Lager herüber. Schon auf der Straße von Oos war ein ſtetes Kommen und Gehen, Reiten und Fahren, meiſt auf Bauerwagen. Mit verbundenen Augen — es war am Nachmittag des 21. Juli — begegneten uns die Parlamentäre von Raſtadt, jene vom Seekreis heimkehrenden Abgeſandten, die ſich ſelbſt vom Stand der Sachen im Lande überzeugen wollten und denen jezt die endliche Entſcheidung auf dem Fuße folgen mußte.

Gleich hinter der Favorite, durch welche die Schildwachen nur gegen einen Vorweis paſſiren laſſen, beginnen die Buden, die Zelte. Wir fingen unſere Rundreiſe beim achten Landwehrregiment an, das von Frankfurt an der Oder kommt. „So lange werden wir wohl nicht mehr da ſeyn, als es ſchon gedauert hat,“ ſagten die Leute. Sie haben es hier recht ſatt. Einer, den ich fragte, ob es denn nach Neuenburg gehe, antwortete nur mit einem ſehr ſchlauen Lächeln und einem Achſelzucken. Dieſe Mannſchaft ſtellt ſich höchſt anſtändig und gebildet dar und es läßt ſich ganz artig mit ihnen ſchwatzen. Da iſt kein rohes Weſen, kein Gelage, nicht das unvermeidliche Bier. Viele ſaßen und tranken Milch. „Wir könnten nicht exiſtiren,“ ſagten ſie, „wenn die Mutter nicht aushülfe. Vier Kreuzer haben wir nur, und das wollten ſie anfangs hier für einen Schoppen Milch. Die Menſchen nehmen uns hier das Geld mit Sünden ab. Zwei Kreuzer für ein Ei! Es gab einen förmlichen

Digitized by Google

Tauſchhandel, der ſich in ganz maleriſchen Gruppen entwickelte. Die Bauern brachten Butter, Eier u. dgl. herbei, die Soldaten Reis und Brod. „Wir bekommen ſo viel Reis und Brod, daß wir es gar nicht vertilgen können," verſicherten ſie. Hin und wieder wurde, vielleicht nicht ganz ohne Nebengedanken, hinzugeſezt: „An Tabak fehlt es am meiſten."

Während dieſer Unterhaltung hallten in Zwiſchenräumen Schüſſe aus der Feſtung an unſer Ohr. Wir ſelbſt befanden uns hier nicht außer Schußweite und konnten vom groben Geſchüz wohl erreicht werden. Die Mannſchaft, mit der wir ſprachen, erzählte uns, wie ſie erſt vorgeſtern durch das Feuern genöthigt worden, mit ihren Zelten etwas weiter abwärts zu rücken. Gar luſtig ging es her an einem langen ſchmalen Graben beim Kochen. Eine ganze Pfanne voll Zwiebeln ſchmorte über den brodelnden Töpfen. „Wenn auch hie und da ein Stücklein Erde hineinfällt, ſo wird's doch gut," lachte ein Burſche mit dicken rothen Wangen. Vor jedem Zelte eine andere Gruppe, ein anderes militäriſches Stillleben. An einigen Stellen hatten ſie Gärtchen angelegt, etwas Raſen, ſaubere Wege, und ringsum Blumenſtöcke eingeſezt, ſchöne Hortenſien u. dgl. in Porzellannäpfen, und mitten darin ein kleines, ſeltſames und doch ſehr ſprechendes Denkmal: einige Zwölfpfünderkugeln, Kartätſchen, und oben darauf Trümmer einer zerſprungenen Granate, alles zu einer kindiſchen, aber zugleich verhängnißvollen Pyramide gethürmt. „Warum ſteht denn keine Schildwache vor dem Ungethüm, dem rieſenhaften Mörſer bei Muggenſturm?" fragte ich. „Wer uns den wegtrüge, der würde ein gutes Frühſtück verdienen," erwiderte mir ein Soldat lachend.

Am längſten verweilten wir bei den hellblauen Huſaren. Es ſind lauter ſchmucke, manierliche Leute. Mit jedem Mann ward geſprochen, jedes Pferd geſtreichelt. In langen Reihen ſtehen die Thiere vor den Strohhütten, denn die Kavallerie hat keine Zelte. Hie und da ſteht eine Marketenderbude aus grünem Tannenreis. An einer Stange hoch auf einer der Strohhütten flatterte ein friſcher Kranz. Sie ſind dauerhaft gebaut, aber an manchen zittert noch im Abendwinde als ſchmerzlich bedeutſamer Schmuck, wie eine Anklage, die ausgerauſte Aehre. Zwei Bewohner umſchließt das enge Dach und außen über dem Eingange hängt ein kleiner Feldſpiegel von Blech. Trotz dem Mißvergnügen ſprachen die Leute doch mit Freuden von der herrlichen Gegend; nur klagten ſie über die kalten Nächte nach ſo heißen Tagen, ein greller Abſtand, wie er in ihrer Heimath nicht vorkomme und ihnen daher doppelt ſchade. Unter den Roſſen begegnet man mitunter ſehr edeln Pferden.

Wir kehrten durch den Park der Favorite zurück. An allen Fenſtern blizten Helme. Jezt können die Preußen in den berühmten feinen Rococotöpfen in der Puppenküche der verwöhnten Markgräfin ihre Suppe kochen, wenn ſie nicht fürchten, daß etwas von dem Gifte darin zurückgeblieben, an welchem ihre Schweſter, die ſchöne Prinzeſſin, ſo ſchnell geſtorben ſeyn ſoll. Das reizende Bildniß derſelben hängt in der Bußkapelle der Sibylle, in jener Magdalenenſiedelei, die ſich in den üppigſten Schatten der ſonſt ſo einſamen geheimnißvollen Laubgänge birgt, wo jezt militäriſche Rufe das Echo wecken und der ſchimmernde Generalſtab des Prinzen an die ritterlichen Fürſtenſpiele von ehmals erinnern mag.

„Raſtadt hat ſich ergeben!" riefen an einem der folgenden Nachmittage vorüberfahrende preußiſche Soldaten zu unſerm Balkon herauf, „Raſtadt hat ſich ergeben; ſagen Sie es überall!" — Die Kunde flog durch die Stadt. Der Himmel ſchien ſich in Weſten in immer grauere Nebelflöre einwickeln zu wollen, es war eine dumpfe Trauer in der Natur. Die Sonne, die Berge, alles hatte ſich verhüllt, die einzelnen einſamen Schnitter bei der goldenen reichen Frucht ließen ihre Sicheln ſinken. Viele Herzen mochten bange klopfen, viele andere aufathmen, wie von einem ſchweren Alp befreit. Alles ſtrömte hinaus, Raſtadt zu. Wir haben den Feldherrn an uns vorbeireiten ſehen, wie er ſich mit ſtolzem, prächtigem Gefolge von der Favorite auf das Glacis der Feſtung begab. Geſtern fuhr wieder Wagen an Wagen hinüber. Auch zarte Frauen verſchmähten es nicht, die gefangenen Freiſchärler zu ſehen, die nach Karlsruhe gebracht werden ſollen. Darf man ſo das Unglück zum Schauſpiel ausbeuten? Nur der verdient den Sieg, der ſich nicht über den Sieg freut.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Drei weibliche Größen.

Drei bedeutende Frauen ſind durch die Stürme des Jahres Neun und Vierzig bewogen worden, auf britiſchem Boden ein Aſyl zu ſuchen; ſie heißen Lola Montez, die Herzogin von Orleans und Henriette Sontag. Die Zuſammenſtellung dieſer Namen mag im erſten Augenblicke barock erſcheinen, und was die äußern Verhältniſſe betrifft, iſt ſie es allerdings; intereſſen treffen alle

drei in Einem Punkte zuſammen, und da dieſer Punkt alles Uebrige in ihrem Seyn und Erſcheinen beherrſcht, ſo können wir immer behaupten, daß ſie zuſammen gehören. Und was iſt dieſer Punkt? Sie haben Charakter. So wäre dieß denn wirklich etwas ſo Außerordentliches an einer Frau? Gewiß, und wenn man der Frage nachdenkt, begreift es ſich leicht, warum dieſes Außerordentliche für das ſchöne Geſchlecht eine ſo ſchwierige Tugend iſt; ſie wird bei den Weibern gewiſſermaßen zum Laſter. Eine geiſtreiche Engländerin ſchrieb mir neulich, a bull in a China-shop, ein Stier in einem Porcellanladen, ſey minder gefährlich als eine Frau, die Charakter habe. Man fürchtet ſie wenigſtens nicht minder. Möge Jeder ſich umſchauen in ſeinem unmittelbaren Kreiſe und ſehen, in wie weit ſich darin unſere Behauptung beſtätigt findet oder nicht. Doch zu unſern drei Größen zurück! — Helene, Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin, Herzogin von Orleans, die liebenswürdigſte, geiſtreichſte Fürſtin ihrer Zeit, hat den engliſchen Boden betreten — with martial step, ſagten die Journale, und nur der dunkle Rand unter dem Auge zeuge von dem, was ſie als Frau und Mutter gelitten, ſonſt nichts. — Das läßt ſich glauben. Eine Frau, wie ſie, kann das Unglück nicht beugen; es kann ſie nur erheben und der Würde ihres Weſens einen neuen Zuſatz leihen. — Als ihr beau-père in ſeiner blauen Blouſe bartlos dieſes Ufer betrat, da fühlte er ſich freilich klein und ſeine Miene mußte es bezeugen. Mit ihm war es anders; er führte die Schuld im Singular und Plural mit ſich, Helene nur ihre Söhne. Mit ihnen erſchien ſie in der Nationalverſammlung, in dem Moment, wo alle Orleans feige ihres Namens vergeſſen; mit ihnen wanderte ſie dann einſam auf den Höhen Thüringens und ſammelte Kräuter für ihr Herbarium, während Fürſten und Völker den grauſamen Wettkampf begonnen; und mit ihnen tritt ſie jezt wieder unter die freien Britten und führt die Knaben einem Großvater zu, der ſich ſchwerlich dereinſt in ſolchen Enkeln erkennen möchte, wie dieſe Frau ſie heranbilden wird. — Sie befindet ſich jezt mit der ganzen Exkönigsfamilie in Haſtings im Seebade, und könnte eben ſo gut ſonſt wo ſeyn; denn Niemand erwähnt ihrer und ſie verſteht es auch, nicht von ſich reden zu machen, nach Goethe eine große Frauentugend. — Und was thun unſere andern Heldinnen? Frau Lola feiert ihre Flitterwochen. Sie kam hierher, verrufen und geächtet, dazu verblüht, vielleicht der größte ihrer Schmerzen! Aber ihr Wille blieb ihr, und mit dieſem kann ſie noch viel erobern. Ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren, reich, jung, angeſehen, kam ihr zu Geſicht und ſchnell entſchloß ſie ſich mit ihm das Glück der Ehe zu verſuchen. Ein großer Schritt für ſie. Wie nun die Welt denſelben nehmen wird, das fragt ſich noch. Doch galt von je der Spruch: „dem Muthigen gehört die Welt," und ſo muß es wohl richtig damit ſeyn, und ſchwerlich würde Jemand es wagen, ihr irgendwo durch Wort und Mienen anzudeuten, daß man ihre Gegenwart nicht ganz paſſend finde. Dazu hat die berühmte Peitſche, die ſie im Ernſt wie im Scherze ſchwang, ihr hier zu bedeutendem Ruf verholfen, und Jeder würde ſie damit bewaffnet glauben, auch wenn die Waffe dem Auge nicht ſichtbar wäre. Den jungen Gatten beneidet Niemand; ſie aber wußte was ſie wollte, und wußte dieß zu erlangen. — Und Henriette Sontag? Sie ſingt als Gräfin Roſſi jezt nicht minder ſchön, als ſie vor zwanzig Jahren hier geſungen, ja beſſer. Allüberall hört man ihr Lob, Jeder iſt entzückt, und zwar zweifach. Denn iſt die Stimme herrlicher, als je, vortrefflich der Geſang, ihr Spiel ganz lady-like, die Hände göttlich ſchön, ihre ganze Erſcheinung die lieblichſte, ſo gilt dieß Alles nur der Künſtlerin, nur der Henriette Sontag, die ſie war, als ſie der Kunſt allein angehörte. Nun aber kommt die Gattin des Geſandten dazu, die ſeit Jahren an aller Fürſten Höfen parabirte und überall die Gräfin Roſſi ſpielte, und als ſolche wird ſie auch hier empfangen. Doch kaum zu unterſcheiden ſoll die eine von der andern ſeyn, ſo lieblich, freundlich, gütig ſind beide, und wiederum ſind beide auch ſo ſtolz auf einander, daß der Dritte nie zum Gefühle kommt, mit welcher von beiden er es zu thun hat, und daher meint, es ſey eben nur eine hübſche, liebenswürdige Dame, mit der es ſich leicht und angenehm ſpricht. Gewiß, es muß den Deutſchen recht zum Stolz gereichen, daß ſie aus ihren Wäldern eine ſolche Nachtigall entſendet haben, und England kann dabei lernen, die Kunſt als ebenbürtig hochzuachten, und ſie mit anderm Ehrentitel als mit dem Ausdruck »profeſſionale« bei ſich zu Gaſt zu laden.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Lamartine. — V. Hugo.

Von Lamartines Schriften erſcheinen faſt täglich lange lobende Ankündigungen in den Hauptblättern. Würden dieſe nach dem gewöhnlichen Tarif bezahlt, ſo müßte der Verfaſſer ein bedeutendes Kapital auslegen; aber wahrſcheinlich rücken die Journale dieſe langen Anzeigen aus Achtung für den Dichter ein, der die Kunſt verſtanden hat, mit keiner der Hauptparteien zu zerfallen und es den meiſten recht zu machen, und zwar den Revolutionsmännern, weil er gemeinſchaftliche Sache mit ihnen gemacht und ſich dazu hergegeben eine proviſoriſche Regierung zu bilden, und den Gegnern der Revolution, weil er in der Regierung humane Geſinnungen geäußert und nicht alle tollen Streiche ſeiner Kollegen mitgemacht hat. Da man nun weiß, daß Lamartine ein ſchlechter Haushälter iſt und weniger hat als vor der Revolution, ſo haben die Unternehmer der Tageblätter die Gefälligkeit, ſeine Werke, deren Selbſtverlag er betreibt, faſt täglich herauszuſtreichen, damit der Dichter wieder auf einen grünen Zweig komme. Uebrigens iſt er jezt wieder Volksrepräſentant und bezieht ſeine 25 Francs täglich wie Victor Hugo, der ſeinerſeits in einem von ſeinen Söhnen und Verwandten herausgegebenen Blatte faſt täglich bis in die Wolken erhoben wird. Da er der wärmſte Vertheidiger des Vorſchlages iſt, den Theatern in ihrer jetzigen Noth eine außerordentliche Zulage zu bewilligen, ſo laſſen die Theaterdirektoren als Gegengefälligkeit ſeine Stücke häufiger geben als bisher, obgleich ſie ſchwerlich viel auf den Erfolg rechnen. Wenn die Victor Hugo'ſchen Theaterſtücke auch noch weit größern poetiſchen Werth hätten, würden ſie den armen Theatern in dieſem Cholera- und Aufſtandjahre ſchwerlich aufhelfen; ein Sophokles oder ein Euripides ſelbſt wäre nicht im Stande das Wunder zu wirken. Eugène Sue und Alexander Dumas ſchreiben nach wie vor der Revolution Romane für die Feuilletons der Hauptblätter und werden dafür ſehr reichlich honorirt. Sie oder die Unternehmer der Tageblätter geben ſodann dieſe Romane in Bänden oder Heften heraus, wodurch eine zweite Erwerbsquelle eröffnet wird; zulezt richtet der Verfaſſer mit irgend einem Gehülfen ſeinen Roman zu einem Theaterſtücke zu, und dadurch entſteht die dritte Nutzung. Kürzlich war ein Roman der Madame Dudevant Gegenſtand eines Prozeſſes. Der Roman war im Feuilleton eines Journals erſchienen und ſpäter eigens abgedruckt worden. Die Verfaſſerin hatte ſich deßhalb mit zwei verſchiedenen Buchhandlungen eingelaſſen, einer von beiden dadurch geſchadet, und wurde daher nebſt der einen Buchhandlung verurtheilt die andere ſchadlos zu halten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 188. Dienſtag den 7. Auguſt 1849.

The Niobe of nations! there she stands,
Childless and crownless, in her voiceless woe!
Byron.

Bilder aus Rom.

Von W. Alexis.

Die neueſte Belagerung.

Heiliges Rom, wenn ich an den ſtillen Frieden denke in deinen Mauern, an das Läuten deiner Glocken zur Weihnachtsfeier, an das Spielen der Pifferari in der heiligen Nacht, an deine ſchönen Männer und Frauen, an den Mond, wenn er mit ſeinem Silberſchein das Pantheon übergoß und es aus ſeiner Verſenkung empor zu heben ſchien zur Größe und Klarheit des Alterthums; wenn ich denke an das Friede und Wohlwollen ſtrahlende Geſicht des edelſten Menſchen unter deinen Steinmaſſen, unter deinen Reliquien und deinen ewig blühenden Kunſtſchätzen, wie er Segen ſpendete von der Sänfte herab unter den barocken Pfauenwedeln, daß die andächtige Menge das Spielwerk aus der Götzenzeit vergaß, oder wenn er vom Balkone des Quirinals ſeine Arme ausbreitete und ſeine Stimme erhob, beſchwörend ſeine Römer, die er ſo heiß geliebt, vom höchſten Gott den Segen herab flehend für ſein Italien, und die Tauſende und aber Tauſende erſchüttert von der Macht, der tiefen Innigkeit ſeiner klangvollen Stimme, auf das Knie fielen — ſie wollten nicht, aber ſie konnten nicht anders! — o ihr tauſend und aber tauſend Bilder, die an meiner Seele vorüber rollen, und nun rollt der Donner der Kanonen, der deine Mauern zerſchmettert, die gewaltigen Steinpaläſte ſind Burgen geworden, die Bomben platzen krachend nächtlich auf deinen Märkten, wo nur das Plätſchern der Fontänen die feierliche Stille unterbrach!

Wie oft ſtand ich auf der freien Platte über der Villa Doria Pamphili, und mein Blick flog über das abendliche Bild der Weltſtadt zu meinen Füßen nach den blauen Sabiner Bergen, nach den maleriſch gruppirten Albanos. Wie ſchön, wenn dort ein Gewitter aufzog über dem Monte Cavo, wenn der Sonnenſtrahl Caſtell Gandolfo anleuchtete, wenn um mich her die majeſtätiſchen Pinien der Villa rauſchten, an die Fichten meiner Heimath mahnend, wenn dicht zu meinen Füßen die alten, jüngſt entdeckten Gräber ſich öffneten, die Columbarien mit ihren rohen, aber lebensfriſchen Wandgemälden, mit den frommen Wünſchen betrübter Eltern, ſchmerzerfüllter Kinder, verzweifelnder Gatten. Tauſend, auch zweitauſend Jahr hatte ſie Niemand geleſen, und nachdem ſie geſtern der Karſt des Arbeiters von Schutt und Erde befreit, klagten ſie ſo laut, verſtändlich, friſch, als wären es Klagen von ehegeſtern. Nur die kunſtvollen Urnen zerbröckelten, Gebeine und Aſche waren Staub geworden, aber der Athem des Wortes, der Schnitt in den Stein, war friſch. Nicht allein der Geiſt überlebt Moder und Zerſtörung; auch in ſeinem Symbol, der Schrift, ſcheint er ihnen zu trotzen. Wie körnig, kräftig, markig geſchnitten fallen die Buchſtaben an den Denkmälern des alten Roms in's Auge, nicht allein die in den erſt kürzlich aufgegrabenen Grüften, auch die an den längſt frei ſtehenden Monumenten. Glaubt man doch an den Triumphbogen, an den Tempelfrontiſpicen die Leiter erſt abgenommen, auf welcher der Steinmetz ſtand, um die großen Frakturbuchſtaben in den harten Stein einzugraben. Man ſieht, wo der Meißel ausglitt. Die Kunſt daneben, die Basreliefs ſind ausgewaſchen und verwittert.

Digitized by Google

Dort in der Villa Doria Pamphili mit ihren plätſchernden Waſſerkünſten, ihren majeſtätiſchen Pinien, ihren Bildwerken und ihren Grabſtätten lagert General Oudinot. Ihre hohen, dicken Mauern ſind von Kugeln durchbrochen — daran iſt nicht viel verloren — in ihren dicht verwachſenen Buſchgehegen war blutiger Angriff und Vertheidigung, ihre Spielereien ſind zertreten, ihre hohen Pinien gefällt, und von der Plattform aus blickt der Franzoſe mit dem Fernrohr links auf Sanct Peters Dom, rechts über die Höhen des Janiculus, und dazwiſchen mißt er an den Tiberkrümmungen das ewige Rom und ſeine Monumente. Jenes ſoll er erobern, dieſe ſoll er ſchonen. Zu ſeinen Füßen ſtehen die Kanonen, welche vernichten und ſchonen ſollen.

Von allen Feinden, die Rom bedroht, ſtand, ſo viel mir erinnerlich, keiner auf den Höhen des Janiculus, nicht der Bourbon, nicht Attila, Alarich und Genſerich; auch Hannibal nahte nicht von dieſer Höhe und der Meeresſeite. Wenn in uralter Zeit ein italiſcher König und Feldherr hier oben ſeine Zelte aufgeſchlagen hat, ſo war er von dem alten Rom noch weit entfernt. Es ſind die Hügel, auf die der Fremde ſtieg, um das Auge ſatt zu trinken im Meere der Erinnerungen. Zu ſeinen Betrachtungen rauſchten die Pinienwipfel einen ernſten Chorgeſang. Es iſt alles heilig und ſtill auf dieſer Höhenkette. Da, am See Onofrio, zu deinen Füßen, wurzelt noch der zerſplitterte Stamm der Taſſoeiche, unfern davon ruhen in der Kirche des Dichters Gebeine unter dem unſcheinbaren Stein. Weiter abwärts, an St. Pietro in Montorio, wälzt die Aqua Paula majeſtätiſch ihre Waſſermaſſen in ſteinerne Becken, um das dürſtende Rom zu tränken.

Und von dieſer friedlichen Hügelkette, von dieſen reizenden Villen aus ſollten die Batterien gegen die Stadt ſpielen und von den ſteilen Tiberufern des Aventinus aus die Geſchütze der Römer, die Republikaner den Republikanern antworten. Auch damals, im Frühjahr 1848, gährte in mächtigen Lebenspulſen in der ewigen Stadt zu unſern Füßen eine Revolution; wie aber hätte man den Propheten verlacht, der das nur als möglich vorausgeſagt! Freilich, das Wandelſpiel der Verhältniſſe ward vollſtändig. Sonſt rückten Kriegsfürſten der Barbaren und Abenteurer vor die Weltſtadt; heute wird ſie von einem Abenteurer und einem Phantaſten gegen die Kriegsheere Frankreichs, Neapels, bald auch Oeſterreichs und Spaniens vertheidigt.

(Fortſetzung folgt.)

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(ſ. Nr. 177—182.)

II.

Den 7. Mai Nachmittags nach 4 Uhr.

Die Häuſer der Kreuzgaſſe ſoll das Militär nun ganz genommen, den Altenburger Zuzug die Cavallerie abgewehrt haben. In der Stadt ward viel mehr aus den Häuſern gekämpft als auf den Straßen; vor den Thoren tobt vielleicht die offene Feldſchlacht; es iſt, als ſollte der Principienkampf unſerer Zeit in und um Dresden ausgefochten werden. So viel iſt erkennbar: vom Volke ziehen ſich immer mehr Kämpfer zurück; viele Gewehre ſind, ohne ihre Herrn wieder zu finden, liegen geblieben. Vor einer Stunde haben zwei von unſerer Mannſchaft ausreißen wollen, ſind aber unter furchtbarem Gezänk feſtgehalten worden. Unten geht es oft ſehr laut und wild her. Hier oben nickt mein Herr Wirth ſo eben ganz ruhig im Lehnſtuhl, ungeſtört von dem bald hellen, bald dumpfen Geknall umher, das man wie Mühlengeklapper oder nahes Waſſergeräuſch in einem Sommeraufenthalt bereits gewohnt iſt. Wir gaben uns dieſen Morgen bereits der Hoffnung hin, noch heute das Ende der Kriegsnoth und Gefangenſchaft zu erleben. Eitler Traum! Der Waffenkampf iſt dieſen Menſchen ſchon wie zum gewohnten Tagewerk geworden. Noch kracht und plazt und pufft und praſſelt es nah und fern. Die Glockenſchläge der Thurmuhr tönen dazwiſchen wie vereinſamte Ueberreſte ehemaliger Menſchenbildung, und zu ſchauen gibt's von deren Werken auch nichts als die großen Steinkoloſſe, aus deren Löchern ſich die verthierten Menſchen mörderiſch anſchnauben. Hab' ich dir's doch immer geſagt, daß mich ſchon die äußere ſtruppige Erſcheinung unſeres nachwachſenden Geſchlechts nicht wie Erziehungsfrucht unſerer höchſt geſtiegenen Humanität, ſondern wie ein Umſchlag zum Wiederanfang thieriſcher Verwilderung gemahnt. — Warum ſchickt nur der mächtige Nachbarſtaat nicht ſtärkere Hülfe? Unſere ſchwer geplagten ſächſiſchen Krieger haben ja nicht bloß verirrte Landesbrüder, nein, aus ganz Deutſchland und Europa fahrende Schüler oder Ritter zu bekämpfen. Nur dieſe und die bethörte Jugend ſind die Hartnäckigen, die wie Tiger aus der Höhle gegen andringende Gewalt ſich wehren. Die Freiheit des Thiers im Walde möchten ſie zur allgemein menſchlichen, zunächſt wenigſtens zur ihrigen machen; ja ſie üben dieſe Freiheit ſchon jezt, müſſen darum aber auch wie die Beſtien Jagd

auf ſich machen laſſen. Schade nur um das edle Blut, das dieſe grauſamſte aller Jagden koſtet.

Halb 6 Uhr.

Jezt ſtürmt es wieder und Geſchützdonner aus nördlicher Richtung hallt dazwiſchen. Das widrige Geheul dieſer Glockentöne iſt uns dennoch ſchon zum Labſal geworden, da es ſich als Nothzeichen der Aufrührer bewährt hat. Vor wenigen Minuten hat eine Büchſenkugel in eine der nachbarlichen Hausthüren geſchlagen, und in unſerm Hofe an der grauen Feuermauer über meinem Schreibfenſter bröckelte der Kalk ab von einem angeprallten Schuſſe. Unſer Kerker verengt ſich immer mehr. Mein ſanfter Gefangenwärter N. ſchreitet voll Ungeduld den Küchengang auf und ab. „Warum ſich nur," fragt er, „unſer beſſere Bürgerwehr nicht ermannt, das fremde rebelliſche Geſindel mit hinausſchlagen zu helfen? Aber freilich, manche Dresdner fochten ja auch auf der Rebellen Seite. Die allgemeine Sperrung, die ſelbſt den Aerzten ihre Krankenbeſuche wehrt oder erſchwert, hindert ſchon jeden Anfang eines Zuſammentritts. Es iſt zum Verzweifeln, zum Zähneknirſchen gegen dieſe Rotte unſerer Peiniger! Und doch läßt ſie ſich nicht auf kurzem Wege ausfegen, wenn man nicht die ganze innere Stadt zum Aſchenhaufen zuſammenſchießen will. Dieſe Schonung eben verdammt uns zu langſamer Qual. Aber wenigſtens die noch wohl geborgenen Neuſtädter, deren Plünderung den Volkskämpfern als Siegespreis verſprochen ſeyn ſoll, könnten ſich aufraffen, herüberkommen, das vom Militär Errungene beſezt halten und ſo deſſen Vordringen fördern."

Abends Dreiviertel auf 7 Uhr.

Das Stürmen hat wieder aufgehört. Es ſchreckte uns auch einmal durch wiederholte Sechsſchläge, wie zum Feuerſignal. Doch der Thürmer ſchien nur aus früherer Gewohnheit in jenen Sechsachteltakt verfallen; er variirte nachher wieder. Uebrigens keine Veränderung um uns her. Immer noch das alte Lied der alten „Sängerinnen," wie ſchon im Religionskriege jener Feldhauptmann ſeine Kanonen und Donnerbüchſen nannte. „Wenn ich doch ſelbſt die Büchſe mit anlegen könnte!" rief der Hausherr im Schlafrock uns zu, griff ſich dabei an die Wange und merkte jezt erſt, daß er ſeit ſechs Tagen nicht raſirt war. Lange Entwöhnung hatte ihn nicht eigene Hand anlegen laſſen; die Zuſtände ſtimmten zum ungeſchornen Büßerantlitz, und die Stubenluft, ſey's von der Maiwärme oder vom „Völkerfrühlingsfieber" der Revolution erhizt, hat treibhausartig ein verhaßtes demokratiſches Zeitgewächs an ſeinem ſonſt glatten Kinn hervorgetrieben, bloß weil kein Bartſcheerer durch Straßenſperre und Kugelſaat herumtrotten kann.

Halb 8 Uhr.

Das Feuerſignal war nicht ohne Grund geweſen. In der Gegend der geſtrigen Feuersbrunſt ſoll es wieder brennen. Doch es wird wenig beachtet. Aber eben kommt N. mit Alles aufregender Botſchaft von den Hausleuten herunter. Ein Regiment Verſtärkung ſoll angerückt ſeyn; vom Markte her erhebt ſich ein hageldichtes Geknatter; man ſoll ſchon das Rathhaus beſchießen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Die Wahlen.

Berlin hat gewählt. Ob es conſervativ, ob es deſtruktiv wählen würde, ſtond noch immer in Frage, noch in den lezten Tagen vor dem entſcheidenden. Man war des erſteren gewiß, inſofern die Demokraten an dem kundgegebenen Entſchluſſe „nicht zu wählen" feſthielten. Daß ſie es thaten, erſparte ihnen die Niederlage, die die Führer vorausgeſehen zu haben ſcheinen, und die ſie nicht zulaſſen durften, ſollte der mit Aufbietung jedes Mittels in den Maſſen genährte Wahn von ihrer auch numeriſchen Ueberlegenheit nicht wie ein Schattenbild zerfließen. Das iſt ihnen gelungen durch ihr Zurückbleiben von den Wahlen, und auch der Plan, dieſe ſelbſt zu Minoritätswahlen zu machen. Aber auch die Conſequenzen, die ſie aus dem lezteren Reſultate ziehen? Darüber dürften ſie ſich täuſchen. Nur ihre blinden Anhänger können ſich durch das Geſchrei, daß die Wahlen in der Minorität nicht der Ausdruck des Volkswillens ſeyen, blenden laſſen, darin einen Grund finden, ihre Gültigkeit anzufechten. War es je erhört, daß diejenigen, denen ein Recht verliehen iſt, die geſonnen ſind es auszuüben und die demge-

Digitized by Google

mäß verfahren, dieſes Rechtes verluſtig gehen, wenn es einer Anzahl Gleichberechtigter einfällt ſich dieſes Rechtes zu begeben, es ſey aus welchem Grunde es wolle? Unter allen Verhältniſſen werden die Stimmen der Abweſenden denen der Anweſenden hinzugerechnet. Sie ſelbſt alſo, die weggeblieben ſind, haben der Partei, die ſie bekämpfen, in die Hände gearbeitet. Sie haben durch ihre Abweſenheit deren Stimmen verſtärkt, ſie ſelbſt haben die ſtattgefundenen Wahlen zu conſervativen gemacht. Daß Berlin conſervativ gewählt hat, haben wir ihnen zu danken. Wir wollen es ihnen danken, ſelbſt wenn die Idee die leitende geweſen ſeyn ſollte, die neue Kammer nicht nur conſervativ, ſondern vollſtändig reaktionär zu machen, dadurch hirnloſe Maßregeln, durch dieſe die neue Revolution herbeizuführen. Dieſe Hoffnung jener Seite, dieſe Befürchtung der Aengſtlichen unter den Conſervativen, möchte eine grundloſe ſeyn. Die erſte Kammer iſt noch da, und dieſe erſte Kammer iſt eine ſolche, die wie ſie den Extravaganzen der aufgelöſten zweiten Kammer die Wage gehalten hatte, daſſelbe thun wird, wollte die jetzige zweite Kammer extravagiren im entgegengeſetzten Sinne. Aber ſie wird in dieſe im conſtitutionellen Leben unerhörte Lage nicht kommen. Was verlautet von den Männern, die als Kandidaten in den verſchiedenen Wahlkreiſen aufgeſtellt ſind und von denen bereits mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen iſt, daß die Wahl zu Abgeordneten auf ſie fallen wird, ſo ſind keine darunter, die vollſtändig rückwärts wollen. Es werden theilweiſe andere Intereſſen vertreten werden als die rein politiſchen, man iſt von allen Seiten bemüht Männer aus dem gewerbtreibenden Bürgerſtande, oder ſolche, die durch ihre Verhältniſſe dieſem nahe ſtehen, ſeine Bedürfniſſe und die der untern Klaſſen kennen, in die Kammer zu bringen, und das iſt nicht mehr als billig; aber dieſe Männer und die andern, die genannt werden und die einen weitern Horizont überſchauen, alle dieſe ſind ſolche, die ihre Zeit verſtanden haben, die treu zum Volke halten und ſo viel geſunden Menſchenverſtand beſitzen, daß ſie den nach langen Kämpfen, nach ſchweren Leiden errungenen Sieg nicht zu einem illuſoriſchen machen werden. — Der Entſchluß nicht zu wählen war alſo doch ein Fehler, er war es, wenn die Partei, die ihn begangen, auch vorgibt, Urſache zum Frohlocken zu haben, wenn ſie die Zahlen der vorhandenen Urwähler nennt und die, welche erſchienen ſind am Wahltage, und die Erſchienenen die Minderzahl bilden. Dieſe Alle, die ausgeblieben ſind, gehören uns zu! rufen ſie. Alſo die Alten, die ſich nicht mehr vom Seſſel zu erheben vermögen, die Kranken, die Unzahl der unverbeſſerlich Trägen, der Gleichgültigen und der Furchtſamen, die Reiſenden, die Arbeiter, die den Verdienſt eines Tages nicht opfern können ohne in Noth zu gerathen, die Todten endlich, und es waren nicht wenige, die noch in den Wahllisten figurirten, dieſes ganze Heer der eben Genannten, dieſe alle ſind der Demokratie zuzurechnen? Es iſt kaum begreiflich, wie man die Stirn haben kann ſolche Behauptungen aufzuſtellen, noch weniger, daß man glauben kann damit Eingang zu finden.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Schluß.)

B. Conſtants Briefe — Theater.

Ein anderer Prozeß, wobei eine Schriftſtellerin betheiligt iſt, hat ziemlich viel Aufſehen in der eleganten Welt gemacht. Eine Dichterin Namens Colet, die Tochter eines Lyoner Malers, war mit der ebenfalls aus Lyon gebürtigen Madame Recamier vertraut geweſen, und hatte von dieſer die Briefe, welche Benjamin Conſtant, der bekannte Staatsredner und politiſche Schriftſteller ihr zur Zeit ihrer Blüthe geſchrieben hatte, zum Geſchenk erhalten. Benjamin Conſtant verliebte ſich leicht in ſchöne und berühmte Frauen, wie Frau von Staël, Madame Recamier und Madame Charrière, und ſchrieb ihnen ſehr zärtliche Briefe; nach ſeinen Korreſpondenzen zu urtheilen, muß der Mann wenigſtens zehnmal bis über die Ohren verliebt geweſen ſeyn. Dieß iſt eben nicht die beſte Seite ſeines Charakters, zumal er, wenn ſeine Leidenſchaft verraucht war, ſich auf Unkoſten ſeiner Geliebten luſtig machte. Die an Madame Recamier geſchriebenen Briefe hätten im Familienarchiv verſchloſſen bleiben ſollen, wenn Madame Recamier es nicht für gut fand ſie zu vernichten. Nach dem Tode derſelben hatte nun Madame Colet nichts eiligeres zu thun, als dieſe Briefe an Girardin, den Herausgeber der „Preſſe", zu verkaufen, und dieſer benachrichtigte das Publikum ſogleich von ſeinem Kauf und ſeiner Abſicht, die Benjamin Conſtant'ſche Korreſpondenz in das Feuilleton ſeines Blattes einzurücken, worauf die Erben der Madame Recamier, und andererſeits auch die Benjamin Conſtant'ſche Familie Einſpruch thaten und ſich an die Juſtiz wandten, um durch dieſe ein Verbot der Veröffentlichung zu bewirken. Der Prozeß iſt nun eingeleitet und bis zur Entſcheidung darf Girardin nichts einrücken. Schwerlich wird aber der Handel zwiſchen der Preſſe und Madame Colet rückgängig gemacht werden können. Wenn ſie die verliebte Korreſpondenz zum Geſchenk erhalten hat, ſo kann ſie natürlich damit machen was ſie will; ſchöner wäre es freilich geweſen, aus Achtung für das Angedenken Benjamin Conſtants und ihrer Freundin dieſe Briefe nicht zu Geld zu machen; aber vor Gericht kommt es nicht auf das Zartgefühl, ſondern auf das Recht an, und dieſes ſcheint Madame Colet auf ihrer Seite zu haben. Zwar ſoll im letzten Willen der Madame Recamier eine Klauſel ſtehen, welche verbietet etwas aus ihren nachgelaſſenen Papieren bekannt zu machen. Da aber die B. Conſtant'ſchen Briefe während ihrer Lebzeit von ihr an Madame Colet verſchenkt wurden, ſo kann jenes Verbot Madame Colet nicht binden, außer moraliſch, was hier aber nicht in Betracht kommt. Uebrigens bedurfte es jener Briefe nicht, um zu beweiſen, daß Benjamin Conſtant mit ſchönen Geiſtesgaben große Schwächen verband. Er war ein tüchtiger Oppoſitionsmann und Vertheidiger der conſtitutionellen Freiheit, aber auch ein leichtſinniger Schuldenmacher, der ſich fortwährend in Verlegenheit befand, und er lief den Weibern mehr nach, als es einem mit ſo ernſten Angelegenheiten beſchäftigten Manne ziemt. — In der neueſten Zeit hat man ſo viele Beiſpiele von plötzlichem Glückswechſel erlebt, daß hier die Nachricht vom Wiederauftreten der ehemaligen Demoiſelle Sonntag auf der Bühne der italieniſchen Oper zu London nicht ſehr aufgefallen iſt. Man hofft, daß ſie im künftigen Herbſt auch in Paris wieder auftreten werde; nur zweifle ich, ob ein Pariſer Operndirektor im Stande iſt, ihr einen Gehalt anzubieten, wie ſie ihn jetzt in London bezieht. Die franzöſiſche Oper hat ihre Vorſtellungen unter dem Vorwande unvermeidlicher Reparaturen eingeſtellt, und von den andern Theatern würden mehrere ein gleiches thun, wenn ſie nicht hofften, daß ihnen der Staat unter die Arme greifen werde. Vergebens wetteifern dieſe Theater im Aufführen neuer Stücke und thun alles Mögliche, um das Publikum anzuziehen; man iſt nicht aufgelegt zum Beſuche des Schauſpiels, und kann es nicht ſeyn. Dagegen iſt es ziemlich voll in den Luſtgärten, und die champs élysées ſind Abends ſehr belebt. Der Hippodrom hat wieder eine auserleſene Truppe junger kühner Bereiterinnen, und wie es ſcheint, hat er endlich Erlaubniß erhalten, Stierkämpfe, oder wie man es in milderem Ausdruck ankündigt, Stierrennen nach ſpaniſcher Art zu geben.

Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 189. Mittwoch den 8. Auguſt 1849.

— That word, rebellion, did divide
The action of their bodies from their souls;
And they did fight with queasiness, constrain'd,
As men drink potions.

Shakespeare.

— Adest finis civilibus armis.

Lucan.

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(Fortſetzung.)

Dienſtag, 8. Mai früh 8 Uhr.

Heute ſcheint es noch langweiliger werden zu wollen als geſtern. Es hat die halbe Nacht durch geregnet und regnet noch jezt. Schüſſe ſind bis jezt nur vereinzelt und planlos gefallen. Von unſerer Wache, die, obgleich ſchon geſtern einige von Abzug in dieſer Nacht ſprachen, vielleicht des Regens wegen noch da geblieben iſt, erfahren wir ſo eben, daß die Militärſchützen geſtern bereits bis zu einer nahen Straßenecke vorgedrungen waren und von da aus die Fenſter unſerer Häuſerſeite beſchoſſen, aber in der Meinung, die Kirche ſey zu ſtark beſezt, ſich nicht weiter gewagt hatten. Daß auch die Häuſer an andern Marktzugängen ſchon von Soldaten beſezt ſind, geſtehen die Leute von der Wache ebenfalls. Dieſe ſind nur zum geringern Theil noch die frühern; einige ſind davongegangen, worunter auch der Commandant, andere auf andere Poſten verſezt. Von den Neuangetretenen ſind etliche aus der Gegend von Chemnitz, und dieſe waren ſchon am Freitag früh, nach Abends zuvor eingegangener Berufung aufgebrochen. Man ſieht alſo, das Ganze war ſchon vor jenem Tage des erſten Ausbruchs veranſtaltet. So eben führte unſer Hausmann ſechs bis ſieben Büchſenſchützen in allerlei Tracht über unſern Hof in's Nachbarhaus hinauf. Seitdem knallt es aus deſſen Vorderfenſtern. Einzelne Nachzügler folgen, am ergözlichſten darunter ein Dorfbarbier in graugelbem Rock und ſandalenähnlichem Schuhwerk. Freudig muthige Haltung war an keinem mehr zu bemerken. Die Blauröcke der Bürgerwehr haben ſich ſchon geſtern verloren; die Senſenträger ſind ganz verſchwunden.

Vormittags halb 10 Uhr.

Eben lieſen wichtige Nachrichten ein. D's Köchin hatte ſich mit anerkennenswerthem Muth zum Victualienkauf durch mehrere Straßen der öſtlichen und ſüdlichen Vorſtädte gewagt. Dieſe ſind ſchon ganz von Preußen beſezt (endlich iſt alſo ihr Daſeyn gewiß); eben ſo das Gewandhaus und das Geſandtſchaftshotel bei den Fleiſchhallen. Auf jede ab- und zugehende Mannsperſon wird geſchoſſen. Ein Polizeidiener in Uniform, damit unbekannt und den fremden Kriegern unkenntlich, war dicht neben der Erzählerin von einer Kugel getroffen blutend niedergeſunken. Die Barrikaden in den Vorſtädten ſind alle ſchon weggeräumt. Man ſcheint alſo die Aufrührer immer enger in das Innere der Stadt einſchließen und nicht einmal Einzelne entſchlüpfen laſſen zu wollen. Unter unſerer Wehrmannſchaft, der ſich wieder einige Kreiſchaer zugeſellt haben, herrſcht troſtloſe Niedergeſchlagenheit. Sie reden immer vom Fortgehen und zweifeln nur am Fortkommen. Kanonendonner iſt heute faſt noch gar nicht laut geworden. Man ſcheint den Truppen eine Raſt zu gönnen und auf Einſperrung ohne nuzloſes Schießen zu denken. Aber freilich bleiben wir da noch lange mit eingeſperrt.

Nachmittags 3 Uhr.

Die Zeit ſchleicht ſchneckenhaft mit ihren Sekunden- oder Minuten meſſenden Schießpauſen. Ein Pfeifen

Digitized by Google

oder Geſchwirr, wenn eine Kugel über unſern Köpfen fliegt, ein leiſes Metallgetön, eine Duodezedition von Glockengeläut, wenn die Seigerſchelle oder Kirchenglocke von einem Schuſſe getroffen wird, das ſind für uns noch die einzigen Merkwürdigkeiten in dieſer nun ſchon ſechstägigen, bei aller Neuheit einförmigen Geſchichte. Ihre eigentliche Denkwürdigkeit muß erſt die Zukunft enthüllen. Dafür ſcheinen auch ſchon die Helden der Geſchichte ſelbſt zu ſorgen. Kurz vor Tiſche erſchien Einer bei unſerer Wehrmannſchaft, der alle Vor- und Zunamen nebſt Heimathsort der Anweſenden aufzeichnete, und deßhalb auch zu den Fenſterſchützen des Nachbarhauſes hinüberging. Will man die ſtandhaft Gebliebenen für künftige hoffnungsvollere Unternehmungen notiren? oder will man nur Gewißheit über die noch übrigen Streitkräfte? oder gilt es ſchon einer Vorwahl der auszuliefernden *? Man ſpricht für Aug' und Ohr vernehmlich genug mit uns, aber meiſt in unlösbaren Räthſeln. Das Getön der Schüſſe iſt ſo wirr und wandelbar, daß unſere Herrn im Hauſe das Wie und Wo des Kampfes nicht errathen können.

Abends 9 Uhr.

Vor dem Abendeſſen ging R. noch einmal zu den Leuten an der Barrikade hinunter. Sie hatten zu R's großem Schreck für's Nachtlager in der Kirche und der Hausflur Betten verlangt und den Hausmann es ihnen nur mit Mühe ausgeredet. „Hochmuth kommt vor dem Falle," tröſtete der Vater ſeine zagenden Töchter, rieth aber doch, was etwa von Reſten verbrauchter Stubenteppiche da wäre, zuſammenzuſuchen, und trug mit dieſen Schlafdecken ſelbſt noch „zur Henkers Mahlzeit," wie er ſagte, ein paar Flaſchen Deputatlandwein hinunter. Die Gaben wurden mit Dank angenommen, Geſpräche angeknüpft, Heldenthaten erzählt, von erſtürmten Häuſern, erlegten Soldaten geſprochen, und die verzagteren, die gern anders darein geredet hätten, mußten ſchweigen. Der ausgedehnte oder übergetretene Soldat, der ſich früher immer unter der Mannſchaft gezeigt, ihr Ungeſchick beklagt oder verſpottet, ihre baldige Flucht vorausgeſagt hatte, war an dieſem Abend bereits verſchwunden.

Mittwoch, 9. Mai früh 7 Uhr.

Ob ich zur Rettungsbotſchaft die Feder anſetze — ich weiß es noch nicht. Aber möglich wäre es, und traurig, wenn's nicht ſo käme. Der geſtrige Abend verſtrich uns noch ohne alle Wendung der Ereigniſſe, obgleich das Feuern mit Pauſen bis gegen Mitternacht dauerte. Beim Schlafengehen hörten wir noch unten in der Hausflur eine, wie es ſchien, erſt handſchriftliche Proklamation vorleſen, zu deren Abdruck im Texte ſelbſt aufgefordert wurde. Es war ein hochtrabendes Mutheinſprechen, Schmähen der Gegner und ſchließliches Ermahnen, jeden noch irgend Waffenfähigen zum mitkämpfen für die Volksſache zu zwingen. — Den Lärm der Nacht haben wir meiſt verſchlafen. Geſtürmt hat es aber nicht mehr, ſo wie geſtern den ganzen Tag nicht. Nach unſerem Erwachen vor ſechs Uhr hörten wir nur ſelten noch ſchießen, eilten aber doch aus der Schlafſtube zu kommen, weil zwar unſere Betten alle geſchüzt hinter Pfeilern ſtanden, die Waſchtiſche aber durch die bloße Vorderthüre nicht gedeckt genug ſchienen. Gegen halb ſieben Uhr erhob ſich auf einmal allgemeine Bewegung. Unſere Wache verließ ihr Strohlager; die Fenſterſchützen im Nachbarhauſe eilten über den Hof davon. Aus Kirche und Schule ſtrömten gegen ſechzig Bewaffnete im bunteſten Zuge, überkletterten in wilder Haſt unſere Barrikade, ſo daß Mancher dabei auf die Naſe fiel, und Alles eilte der Gartenmauer und Seethorgegend zu. Einzelne ſahen ſich auch am Ausgang der Straße ſcheu um und ſchlugen im Sonderintereſſe die dem Zug entgegengeſezte Richtung zur Flucht ein. Jezt iſt ſeit ſieben Uhr unſer Haus und Platz ganz verlaſſen. Die Soldaten ſollen von der Wilsdruffer Vorſtadt her eindringen. Man hört auch in dieſer Richtung heftig und häufig ſchießen, und ſo eben (halb zwei Uhr) ſchlug der Thürmer dreimal (nach jezt angeordneter Beſchränkung) das Feuerzeichen im Dreiachteltakt, das dem Kalender zufolge der genannten Vorſtadt gilt.

(Fortſezung folgt.)

* Allabendliche Namenaufzeichnung ſchrieb eine ſpäter bekanntgewordene „Barrikadenordnung" vor. Die obige mußte eine außerordentliche ſeyn.

A. d. Einſ.

Bilder aus Rom.

(Fortſezung.)

Ueber den Flug der Kugeln, die man mit Rückſicht ladet und mit Schonung abſchießt, wiſſen wir noch wenig. Selbſt der Monitore Romano muß viele der Nachrichten, die er von der Zerſtörung gibt, wieder zurücknehmen. Wenn aber wirklich eine franzöſiſche Bombe Guido Reni's Aurora zerſtört hätte, ſo müßte der Zufall ſeltſam gewaltet haben. Denn am großen Höhenplatze des Monte Cavallo, wo hier der Quirinal in ſeiner ganzen Ausdehnung ſich hinſtreckt, dort ein Garten und ein Palaſt der Colonna, hier der Palaſt

Digitized by Google

Rospigliosi, liegt in einem Hofwinkel des leztern das bescheidene Gartenhäuschen, an dessen Decke Guido, wenn sein bestes nicht, doch sein lebensfrischestes Bild hinwarf. Und die Bombe, welche den unermeßlichen Quirinal verschont, den ungeheuern Platz und seine Rossebändiger, die den Namen Phidias und Prariteles mit Recht oder Unrecht führen, die Riesenbäume des Gartens Colonna, hätte sich gerade diesen Winkel des Palastes Rospigliosi ausgesucht, dieses Häuschen, dieses schwache Gewölbe, um Guidos Ruhm zu vernichten, der so außerordentlich viel geschaffen, was zerstört werden mochte, ohne seinem Ruhme zu schaden! Verloren geht wenigstens die Aurora nicht, denn kaum ein Gemälde in Rom ist so oft copirt worden. Ich zählte eines Tags gegen zehn Maler, welche zu gleicher Zeit die Freske kopirten.

Aber mit mehr Gewißheit klagt man über eine andere Zerstörung, die der Villa Borgheſe. Davon schweigt der Monitore; sie ging nicht von den Feinden aus, sondern von Garibaldis wilden Heerschaaren, denen die Vertheidigung der Villa oder ihre Verwüstung aufgegeben war. Wer, der hier Genuß suchte und Erholung fand, möchte nicht blutige Thränen weinen, wenn das Bild wahr ist, das uns Privatbriefe entwerfen? Dicht an der Porta del Popolo, auf den Höhen, welche sich an den Monte Pincio und die alten Stadtmauern lehnen, haben die reichen Borgheſe ihre Villa erbaut. Doch die Villa ist Nebensache im Vergleich zu dem weitausgedehnten mannigfaltigen Garten, mit seinen uralten Pinien-, Taxus- und Cypressenalleen, seinen Volkstheatern, Landhäusern, mit seinen Anlagen, die Wildniß und spielerische Kunst verbinden. Recht symbolisch steht die Villa am Thore jenes Namens, denn ihre Besitzer haben sie dem Volke gewidmet. Sie stand jedem Besucher offen, mit einer bei römischen Großen seltenen Liberalität. Sie war das wahre Eigenthum des Volks. Nichts von Anschlagtafeln, Warnungen, ängstlichen Hütern. Man mochte den Rasen betreten, auf die Bäume klettern, die Villa stand unter der Obhut der Bildung des römischen Volks. Mehrmals im Jahre gab der Fürst hier große Volksfeste, Theater, Spiele aller Art mit großen Kosten, die Circenses der Alten in kleinerem Maßstabe; und zum Dank haben sie ihm die Gärten zertreten, die uralten Pinien und Cypressen gefällt, zu Wachtfeuern verbrannt, zu Kohlenhaufen aus Muthwillen eingeäschert! Aus Muthwillen, zur Vertheidigung der Wälle war das nicht nöthig. Werfen wir keinen Stein auf das römische Volk. Garibaldis Bande war dieses noch viel weniger, als die Freischärler in Baden das badische Volk sind.

Daß die Bäume umgehauen, in Kohlenhaufen verwandelt, die Gehege und Bosquets zertreten sind, melden alle Nachrichten übereinstimmend; sollen wir aber auch die Sammlungen der herrlichsten Sculpturen des Alterthums wirklich verloren geben, welche Fürst Borgheſe hier erst in jüngster Zeit wieder angesammelt, mit großen Kosten, mit dem feurigsten Eifer des Liebhabers? Es war eine Sammlung von hohem Werth und mit Geschmack und Luxus aufgestellt, nicht für die Familie Borgheſe, für Europa, für die ganze gebildete Welt. Diese hat Trauer anzulegen, wenn der neue Vandalismus im Gewande der Freiheit das Schönste zerstört, was der griechische und römische Meißel gefertigt.

(Fortsetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

Schleswig-Holstein. — Die neue Verfassung.

Man kann sich in Süddeutschland ohne Zweifel sehr gut denken, welche Wirkung die Kunde von den Vorfällen bei Friedericia auf die Gemüther der norddeutschen Bevölkerung hervorbrachte. Ein Schrei des Entsetzens war das erste, was man aus Aller Munde vernahm, und heiße Thränen flossen dem unverdienten Loose unserer Brüder, die, wie gar viele überzeugt sind, durch den schändlichsten Verrath dem Schwerte des Feindes überliefert wurden, um à tout prix einen Frieden mit Dänemark schließen zu können. Gewiß ist, daß sich die schwersten Folgen an dieses Ereigniß knüpfen können. — Wie die Sympathien für das wackere schleswig-holsteinische Heer, das, kaum organisirt und in den Waffen geübt, Heldenthaten verrichtete, so ist jezt auch die Trauer groß und allgemein. Kaum ein anderes Gespräch taucht im gegenwärtigen Augenblick in allen Kreisen und Schichten der Bevölkerung auf, als das über die Niederlage vor Friedericia. Geht man am frühen Morgen durch die Gassen, so sieht man Gruppen von Arbeitern an den Ecken stehen oder auf den Beischlägen vor den Thüren sitzen und einem die Zeitung laut Vorlesenden mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhören; ja, unserer eigenen Noth und Bedrängniß vergessen wir für den Augenblick und beschäftigen uns mehr mit

der unſerer Brüder in den Herzogthümern, als mit der, von welcher wir gegenwärtig ſelbſt bedroht ſind. — Denn auch in Hamburg ſteht es jezt mißlich aus. Unſere Conſtituante, welche ihr Werk auf die würdigſte Weiſe vollendet und eine allen Anſprüchen der Zeit und dem allgemeinen Bedürfniſſe genügende Verfaſſung in's Leben gerufen hat, ſieht ſich von Seiten unſeres Senats und der ſeitherigen bürgerlichen Collegien, als der Oberalten, Sechziger und der Erbgeſeſſenheit, in einen Competenzſtreit verwickelt, der wahrſcheinlich nur deßhalb in's Leben gerufen worden iſt, um Zeit und damit die Ausſicht zu gewinnen, das ganze Werk zu nichte zu machen. Es iſt begreiflich, daß diejenigen, welche bisher alle Macht und alles Anſehen im Staate ausſchließlich beſaßen und mit dem Staatsvermögen nach Belieben ſchalteten und walteten, die alle ihre Verwandten und Befreundeten mit einträglichen Stellen zu verſehen vermochten, daß alle dieſe der neuen Verfaſſung abgeneigt und ſie auf Leben und Tod zu bekämpfen entſchloſſen ſind, da ſie durch dieſelbe aller ſeitherigen Vortheile beraubt und ihren andern Mitbürgern gleichgeſtellt werden ſollen. — Dieſe Partei, die nicht eben ſehr zahlreich, aber durch ihr Geld ſehr mächtig iſt, ſtellte ſich von vorn herein, gleich der Ariſtokratie in monarchiſchen Staaten, den Beſtrebungen der Demokraten feindlich entgegen und fand begreiflicherweiſe eine Stütze an allen ſeither Bevorrechteten und Angeſtellten, die, gleich ihnen, beim Wechſel der Verfaſſung nur verlieren konnten. Indeß fehlte dieſer Geld- und Beamtenariſtokratie in unſerer Republik der Boden unter den Füßen, den man der Geburtsariſtokratie nicht abſprechen kann, und noch verhaßter wurden die Beſtrebungen dieſer Männer durch den Namen, den ſie ſich beilegten: ſie nannten ſich „Patrioten.“ Die Geſammtbevölkerung unſeres kleinen Staates läßt ſich durch dieſen ſchön klingenden Namen keinen Augenblick täuſchen, und bei den Wahlen für die Conſtituante fielen jene ſo völlig durch, daß ſie ſich ſagen mußten, ihre Herrſchaft habe ihr Ende erreicht. Mehreremal ſahen wir ſie gänzlich entmuthigt. Ein von ihnen geſtiftetes, ihre Intereſſen vertheidigendes öffentliches Organ, von ihnen „der Patriot“ genannt, fand ſo wenig Anklang im Publikum, daß ſie es nur mittelſt bedeutender Geldopfer bis jezt aufrecht zu erhalten vermochten. Auch wird das Blatt nicht gut redigirt, denn es iſt nicht zu leugnen, daß ſich die Intelligenz in überwiegendem Maße auf Seiten der Demokratie findet. Als aber im Geſammtvaterlande die Reaktion wieder das Haupt erheben konnte, als von Seiten der Fortſchrittspartei durch übertriebene Forderungen, die man an die Regierungen ſtellte, große Fehler begangen worden waren, die alle ſeitherigen Errungenſchaften wieder in Frage ſtellten, als ſich unſer Volk offenbar noch nicht reif für das von den Volksfreunden für daſſelbe gewünſchte und erſtrebte Maß der Freiheit zeigte, als, mit Einem Worte, die Eiche der Freiheit nicht, den Naturgeſetzen zum Trotze, in wenigen Monden zum kräftigen Baume heranwachſen wollte — da regten ſich im Herzen jener Patrioten neue Hoffnungen und man ſah ſie ſich noch einmal zu Kraftanſtrengungen aufraffen. Dabei ließen ſie aber außer Acht, daß ſie ſich auf ſeit faſt tauſendjährigem republikaniſchem Boden befanden, und daß bei uns die Republik nicht erſt begründet, ſondern durch die Beſtrebungen der Volksfreunde nur zur Wahrheit werden ſollte, nachdem wir ſie ſcheinbar ſchon ſo lange gehabt. Auf welchen Wegen, mit welchen Gründen und Scheingründen der Senat von nun an das Verfaſſungswerk zu hintertreiben ſuchte, iſt den Leſern wenigſtens im Allgemeinen durch die tägliche Lektüre politiſcher Blätter bekannt, und es iſt hier nicht der Ort die Geſchichte unſerer Verfaſſungskämpfe zu ſchreiben.

(Fortſezung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortſezung.)

Die Wahlen.

Der Entſchluß nicht zu wählen war alſo ein Fehler trotz der Gründe, die ihn beſchönigen ſollten; er war es, weil derjenige ſeine Sache aufgibt, der das Feld räumt, der den Kampfplatz verläßt. Deßwegen hat man dieſſeits bis zum lezten Augenblick nicht daran glauben wollen; man war berechtigt den offenkundig gemachten Plan, wegzubleiben, für ein Scheinmanöver zu halten. Daß es kein ſolches war, liefert den Beweis, daß man ſeine Kräfte überſchäzt hatte. Daraus aber folgt noch nicht, daß man ſie für gering achten müſſe. Die Demokratie bildet noch eine furchtbare Macht im Staate, auch jezt noch, wo ſie gefeſſelt am Boden liegt. Ihr Verhalten bei den Wahlen lehrt, daß Disciplin in ihren Reihen herrſcht, jezt noch wie früher. Daß ihr auch ſolche ſich beugen, willenlos, die bereits anfangen einer beſſeren Ueberzeugung Raum zu geben, darüber konnte, wer als Vertrauensmann, als Familienmitglied u. ſ. w. in ſeinem Bezirke von Haus zu Haus ging, um die Bewohner zum Wählen aufzufordern, manche wunderbare Erfahrung machen. Sie ſchwankten, ſie waren unſicher, ſie ſtreckten die Hand aus nach der Einladungskarte zur Vorwahl, ſie wären gern gekommen, es ſcheint ihnen nachgerade unheimlich zu werden unter den Bummlern, die die Räume anfüllen, wohin ſie gerufen werden — und dennoch ſtießen ſie die Hand zurück, die ſich wohlwollend ihnen entgegenſtreckte; die Disciplin oder wenn man lieber will die Furcht vor den Obern und deren Satelliten machte, daß ſie gegen ihre Neigung der wohlgemeinten Aufforderung nicht Gehör gaben. Iſt eine Macht, die ſo eiſerne Disciplin zu handhaben weiß, nicht zu beachten? Sie iſt es, rufe ich denen zu, die ſchon am Ende der Dinge zu ſeyn meinen und ſich für berechtigt halten, die Hände in den Schooß zu legen. Noch iſt die Zeit zum Ruhen nicht gekommen. Es iſt noch viel zu ſchaffen, und wenn ihr vermeint die Zuſtände werden wiederkehren, die euch verſtatteten nur immer zuzuwarten, alles denen zu überlaſſen, die oben auf dem Verdeck das Steuer führen, während ihr in bequemer Koje vor Sturm und Regen geſichert dahin brütet, ſo irrt ihr euch. Dieſe Zeit iſt vorüber! Ihr Alle müßt mit anfaſſen von nun an, jeder an ſeiner Stelle, hier einen Leck verſtopfen, dort an den Pumpen arbeiten, oder das Segel einreffen; ihr dürft fortan nicht ruhen, wollt ihr nicht zu Grunde gehen mit dem Fahrzeuge, dem ihr euch anvertraut habet, dem ihr zugehöret, auf dem ihr geboren ſeyd!

Die Abſicht endlich, den Wahlhandlungen mit ihren verhältnißmäßig wenigen Theilnehmern die eigentliche Bedeutung zu rauben, ihnen wohl gar den Stempel des Lächerlichen aufzudrücken, iſt am allerwenigſten gelungen. Der Wahlakt verlief ernſt und würdig; die gekommen waren denſelben auszuüben, waren ſich des Ernſtes dieſer Stunden bewußt, und dieſes Bewußtſeyn drückte ſich in der Haltung eines Jeden aus, der dem Tiſche des Wahlvorſtehers nahte. Keiner der oft faden Späße, wie ſie der Berliner auch bei den ernſteſten Veranlaſſungen auf der Zunge hat und ſie losläßt ſeine Seele zu erleichtern, auch wenn er keine Hoffnung hat, daß ſie irgend wer belacht, wurde vernommen. Es kamen Intermezzos vor, aber dieſe waren nicht lächerlicher Natur. Es kamen Kranke, eben vom Lager aufgeſtanden und im Begriff dahin zurückzukehren, und gaben ihre Stimme ab, es kamen ſolche, die es möglich gemacht hatten hindernden Verhältniſſen einige Minuten abzugewinnen, und baten, daß ihnen außer der Reihe verſtattet werde ihre Stimme zu Protokoll zu geben.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 190. Donnerſtag den 9. Auguſt 1849.

— There is a power
And magic in the ruin'd battlement,
For which the palace of the present hour
Must yield its pomp.

Byron.

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Die ſchöne Pauline Borgheſe, Napoleons Schweſter, von Canovas Meißel, in ruhender Venusgeſtalt, ein Kunſtwerk, deſſen Entſtehungsgeſchichte zur chronique scandaleuse der Kaiſerzeit gehört, möchte ich hingeben, auch die Bildergalerie, obgleich für die deutſche Kunſtgeſchichte von Intereſſe, da hier die beſten Philipp Hackerts, die ich geſehen, aufbewahrt waren; aber die Antiken in den untern Räumen waren unerſetzliche Schätze. Und haben ihre Schleppſäbel, ihre Kolben und Stiefeln auch das koſtbare Moſaikgemälde zerſtampft, das freilich keinen hohen Kunſt-, aber einen deſto größern hiſtoriſchen Werth hatte, die lebensgroßen Abbildungen in ganzen Figuren der berühmteſten Gladiatoren ihrer Zeit? Man ſieht ſie in ihrem ſchwerfälligen ausgeſtopften Lederharniſch, dem Paukapparat unſerer Studenten ähnlich, in ihren Fechterſtellungen, mit ihren Namen darunter. Ein griechiſches Theta dabei bedeutet ihren Tod (θανατος); ſie fielen als Opfer ihres Berufes. Die Kunſt hielt es noch der Mühe werth, ihr Andenken zu verewigen, wenigſtens auf dem Fußboden, wie man aus den Abbildungen erſieht, daß man auch ihr Leben ſchützte; man gab es nicht nackt, weder den Beſtien, noch dem mörderiſchen Eiſen ihrer Mitſklaven preis, freilich nicht aus Sentimentalität, ſondern weil dieſes Leben etwas koſtete. Der römiſche Hoplit, der für die Ehre, für's Vaterland, wenigſtens für ſeinen Kaiſer focht, ging nackter in den Kampf als der Gladiator. Den barbariſchen Urſprung bekunden nicht allein ihre dicken, den Körperbau umhüllenden Kleider, die Hoſen, die umgürteten Beine und Füße, auch die Namen haben keinen römiſchen und helleniſchen Klang.

In einem Winkel liegt ein einſames Gartenhaus, Unkraut und Bauſteine umher. Es iſt nicht gerade ſchön, auch nicht eigenthümlicher als andere ähnliche Baulichkeiten in Italien. Dennoch führt dich jeder Deutſche dahin und die deutſchen Künſtler haben ihm einen eigenen Namen gegeben, den ich Anſtand nehme hier zu nennen. Jeder deutſche Maler, der nach Rom kommt, nimmt eine Anſicht von dem Hauſe, und das iſt es, was ihm ſeinen Ruf gemacht. Haben ſie es auch zerſtört? Und die kleine, am Wege gelegene maleriſche Villa, mit dem weit überragenden Vordach, mit den mit vielen Namen beſchriebenen Mauern (es ſind Votivtafeln), mit dem abgebrochenen Stuck, von dem jeder Künſtler ein Stückchen in der Taſche entführt — hier hat Rafael gewohnt! Die Sage erzählt es wenigſtens. Haben ſie das Dach abgeriſſen, die Mauern zu Schanzen abgebrochen, das Häuschen vernichtet, welches die Borgheſe wie ein Heiligthum pflegten? Was kümmert die Republik Mazzini's und Garibaldis ein Rafael! Rafaels können wieder kommen, ob ſobald auch ein Mazzini und Garibaldi? Es iſt nur das umgekehrte Raiſonnement, mit welchem der neue Mummius, Graf Thurn, die venetianiſchen Abgeſandten von ſich wies. Titiane können wieder geboren werden, ihre Monumente mögen untergehen; aber das Haus Habsburg darf nicht untergehen, denn das iſt ein Monument, welches, einmal zerſtört, zerſtört bliebe.

Aber franzöſiſche Kugeln waren es, welche auch Roms alte Mauern durchbrochen haben. Das iſt

Digitized by Google

nun etwas, was man im Kriege ſehr natürlich findet; wird einmal eine Stadt belagert, ſo iſt das Nächſte und Unvermeidliche, daß man in ihre Mauern und Wälle Breſche ſchießt. Dieſe haben doch keinen Kunſt- und monumentalen Werth, ſie ſind vielmehr dazu erbaut, die Kugeln, Geſchoſſe und Mauerbrecher auszuhalten, ſo lange es eben geht, und ihre Stierhaut preiszugeben, damit die edleren Theile der Stadt vor jenen geſchützt werden. Auch glaube ich kaum, daß ein für Rom exaltirter Archäolog dem General Oudinot es zum Verbrechen machen wird, daß er die Mauer des Beliſar oder des Honorius an einzelnen Stellen in Grund und Boden geſchoſſen hat. Und doch wird es jeden, der Rom geſehen und für ſeine Monumente geſchwärmt hat, ſchmerzlich durchzucken, daß auch dieſe Mauer einſtürzen mußte, während doch der Gedanke überraſcht, daß dieſe Bollwerke, aufgethürmt vor anderthalb tauſend Jahren um eine beinahe ebene Stadt, noch heute ſtark genug waren, um ſie vor dem neuen Belagerungsgeſchütz ſo lange Zeit zu ſchützen. Sie waren zwölf Fuß dick und fünfzig und darüber hoch.

Nein, Kunſtwerke ſind die Mauern nicht, auch ſind ſie erſt ſpäter, zur Zeit der Barbareneinfälle, neu auferbaut; der anſehnliche Scherbenberg, der Monte testaccio iſt entſtanden aus dem zuſammengekehrten Schutt der frühern Mauern, welche zum Theil eingeſtürzt waren oder nicht mehr ausreichten zu einer genügenden Vertheidigung. Auch rühren ſie aus verſchiedenen Zeiten her. Hier, die älteſten Theile, ſteigen ſie ſenkrecht, ohne Abſätze, Neigung, Zierrath, in die Luft, von einem tiefern Punkte aus geſehen, ein ſchwindelnder Anblick. Sie ſind ſo gerade in die Luft gerichtet, daß ſie ſich an einzelnen Stellen ſchon überſenken; einige Kanonenkugeln könnten dieſe Theile leicht in ſich ſelbſt zuſammenbrechen machen. Anderswo werden ſie von Strebepfeilern geſtützt, Thürme flankiren die Ecken, man findet ſchon Verzierungen, und die Thurmbauten an den Thoren gewähren einen maleriſchen Anblick. An langen Strecken iſt ſchon vor Jahrhunderten die altrömiſche Mauer gefallen, und faſt ohne Uebergang ſchließt ſich an die ſenkrechte Wand eine Mauer mit bedeutender Neigung, eine Fortifikation des Mittelalters an, deren Mauern und wulſtartige Rundung der Zinnen der genueſiſchen Befeſtigungskunſt angehört. Im Innern, nach der Stadt zu, tritt mehr ein architektoniſcher Charakter hervor; aber die römiſchen Gewölbe, die Arkadengänge, hie und da eingeſtürzt, dort mit Oleander und Myrthe überwuchert, können den Vertheidigern weder als Communikationsgänge dienen, noch den Tirailleurs oben einen feſten Standpunkt gewähren. Aber wie viel Hiſtorie, wie viel Leben knüpft ſich an dieſe Mauern! Die Lager, die Kaſernen der Prätorianer waren mit ihnen verbunden. Der Antiquar zeigt und der Laie ſieht die abgeſteckten Räume, in denen dieſe trotzigen Diener und Herren der Unterdrücker römiſcher Freiheit hausten, die wahren Gebieter und Schutzherrn der ewigen Stadt; ſie hausten als disciplinirte Horden, die ihrer Macht ſich bewußt ſind, übermüthig, luxuriös. Dort, in der Nähe der Gräberſtraße, mußte die Stadtmauer im Halbkreis hinausgerückt werden: die Soldaten der Rione forderten ein Theater, einen Circus für ſich. Hätte die neue Freiheit den Sieg davon getragen, würde die Republik neue Prätorianer erhalten haben. Dieß ward das Schickſal Roms. Seit es verlernt, die Welt zu beherrſchen, hat es verlernt, auch ſich ſelbſt zu beherrſchen. Die Schweizer ſchickte es fort, dafür wurden Garibaldis Horden ſeine Trabanten. Die Civica hat ſich bekanntlich an dem Kampfe nicht betheiligt, an dem Kampfe für die Freiheit ihrer Stadt.

Ich ging gern Stunden lang an den Mauern einſame Wege; die Modegäſte haben hier nichts zu ſuchen, höchſtens daß ein Engländer oder eine Engländerin ihre Pferde im weichen Boden traben laſſen. Das Maſſenhafte dieſer Mauern, nur darin uniform, daß ſie alle aus feſtem gebranntem römiſchen Ziegelſtein gefugt ſind, erfüllt das Gemüth mit dem Schauer eines mächtigen Alterthums.

(Fortſetzung folgt.)

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(Fortſetzung.)

Morgens 8 Uhr.

Vor wenigen Minuten brachte der junge T. die Hauptbotſchaft herunter, am Rathhauſe ſtecke die weiße Fahne, das Proviſorium ſey auf und davon; Leute von deſſen Partei geſtänden es ſelbſt. Und zur Beſtätigung dient allerdings, daß für die Bedrängniß der Aufrührer nicht mehr Sturm geläutet wird, daß Anhänger des Volks, wie unſer ſonſt brave Hausmann, ihre Angſt nicht verhehlen. Dieſer wollte ſo eben, damit man die Reſte des Inſurgentenlagers bei uns nicht vorfinde, alles zurückgelaſſene Stroh in R's Parterre ſchaffen oder in die Grube werfen. Aber R. ließ keines von beiden zu. Er will unſern Befreiern mit beredtem Mund und noch beredteren Weinflaſchen entgegentreten und die Noth, aus der ſie uns gerettet, augenſcheinlich darthun.

Nach 8 Uhr.

Der alte T. kommt mit der Botſchaft, der ganze Rebellenhaufe flüchte durch die Annenſtadt nach

Digitized by Google

dem Feldſchlößchen und Plauenſchen Grunde zu; auf den Straßen ſehe man ſchon Soldaten und Bürger Arm in Arm. Wir eilten vor. Platz und Straße waren bereits voll friedlicher, lachender Bewohner; aus mehreren Fenſtern wehten weiße Fahnen. Jubelnd ſuchten auch wir Stöcke und Rouleauſtangen und R. ſeine Pfeifenröhren zuſammen, um ſie mit Servietten hinauszuſtecken. Auch die Steine in der guten Stube, die zum Andenken liegen bleiben ſollten, warfen die Kinder dennoch ſorglich oder muthwillig über Bord. Aus manchen Richtungen hört man noch ſchießen. Der junge T. läuft mit einem Betttuch davon, um es als Ergebungsfahne auf der Thurmgalerie aufzuſtecken.

Vormittags vor 9 Uhr.

So eben kam R. von der erkletterten Barrikade an der Marktecke zurück. Der ganze Marktplatz, ſagt er, iſt leer; nur Stroh liegt hin und wieder herum. Rings wehen die weißen Fahnen aus den bevölkerten Fenſtern; am Balkon des Rathhauſes ſteckt die größte. Hinter deſſen Dache aber qualmt der Rauch der Feuersbrunſt. Aus einzelnen Gaſſen knallten noch Schüſſe, das „lezte Geknicke nach der großen Säuberung," wie ſcherzend ein Anweſender ſagte. Aus mehreren Marktfenſtern fielen noch Steine herab, aber nicht gegen Feinde geſchleudert, nur um vor dem Soldatenbeſuch aufzuräumen. — Unſer ganzer Platz iſt voll weiblicher Bevölkerung. Frauen, Töchter, Mägde der Nachbarſchaft begrüßen ſich nach langer Trennung zum frohen Wiederſehen. Die Straße bietet oben einen Feſtanblick mit ihren wehenden Fahnen, unten noch Greuel der Verwüſtung, aufgeriſſenes Pflaſter, aufgedeckte Schleußen, umhergeſtreute Steine. Man ſieht es den Umhergehenden an, wie ſie bei jedem Schritt ſich vorſehen; aber dennoch ſtrömt Alles auf die Gaſſen. Auch die Vögel des Himmels, die bis jezt ſcheu über unſern Dächern umhergeflogen waren, deren Gezwitſcher und Getriller in der durchdröhnten Luft faſt ganz verſtummt war, kehren luſtig piepend und ſingend wieder.

Halb 10 Uhr.

Der Jubel iſt unendlich bei uns. So eben haben wir, die geſammte Nachbarſchaft, Hohe und Niedere, Geiſtliche und Weltleute, Alt und Jung, Väter und Mütter, Söhne und Töchter, auf der Straße zuſammen pokulirt; R. trug den Wein hinunter. Unſer Hausmann, der ſich um uns ſehr verdient gemacht hat, bekam das erſte Glas.

. 10 Uhr.

Der alte T. zeigte uns ein merkwürdiges Brieffragment, das er in der Hausflur unter dem Stroh gefunden, datirt Wilsdruff den 8. Mai 1849, und jedenfalls an einen von unſerer entflohenen Wachmannſchaft gerichtet und vom Abmarſch aus Leipzig erzählend. Die Orthographie war natürlich ärger als in meinen Schulheften, am drolligſten die Lügen am Schluß: „So viel kann ich euch ſchreiben, das fünf bis ſechsmal mehr Müliedär geblieben ſein als Bürger .... Es werden im ganzen noch drei Companien Schützen am Leben ſeyn; am Mondage kamen die Aldenburger mit viel Kanon, nun haben wir neun Kanon, wir denken, daß wir das ganze Müliedär zuſammenſchießen werden."

Halb 11 Uhr.

Jezt kommt R. mit den Seinen vom Weineinſchenken bei den Schützen und Preußen zurück, die ſich nun ſchon an drei Stellen unſeres Platzes in kleinern oder größern Trupps aufgeſtellt hatten. Die Offiziere und Sergeanten zeigten ſich noch etwas argwöhniſch, aber die Leute waren ſehr dankbar und zutraulich. Die Schützen erzählten, wie ſie ſeit vier Tagen und Nächten nicht aus den Kleidern gekommen. Die Preußen winkten, als ſie in ein zuvor ſorgfältig ausgeforſchtes Durchhaus nach dem Markt zu einmarſchirten, dankbar ſcheidend mit den Händen. A. hatte manches freundliche „Mamſellchen" vernommen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Der Nachmittag nach den Wahlen.

Der greiſe Dichter Ludwig Tieck, von der Gicht gelähmt und zuſammengekrümmt, ließ ſich auf ſeinem Stuhl in das Wahllokal bringen, um ſeine Stimme abzugeben, und der ehrwürdige Alexander von Humboldt verſäumte es nicht, dem wichtigen Akte in ſeinem Bezirke beizuwohnen. Die Wahlmänner, die aus den Reihen der Verſammlung hervorgingen, wurden freudig begrüßt, aber mit keinem der rohen Ausbrüche vollſtändiger Befriedigung, die ſonſt erſchallten, wenn wieder ein demokratiſcher Name aus der Wahlurne hervorgezogen worden war. Der Eindruck, den die jetzigen Wahlen auf manches noch gleichgültige oder rohe Gemüth machten, wird hoffentlich ein bleibender ſeyn, und wenn er nachhaltig iſt, dieſen Sieg wollen wir als den folgereichſten anerkennen. — Der Wahltag verfloß

Digitized by Google

trotz aller Befürchtungen ruhig, innerhalb der Mauern. Außerhalb ging es stürmischer zu. Die Massen der Nichtwählenden waren hinausgelockt worden vor die Thore, größtentheils durch die ihnen eröffnete Aussicht auf kostenfreies Schwelgen in Bier und Branntwein. Da die Festlichkeiten am frühen Morgen beginnen sollten, so waren die Aussichten wahrhaft erhebend, und jeder, den sie blendeten, beeilte sich ihnen entgegenzugehen. In der Hoffnung auf freien Trunk hatte man sich freilich getäuscht. Indeß wer einmal draußen war, wollte sich den geträumten Genuß nicht rauben lassen, und so ergab er sich ihm in vollem Maße, mußte dieß auch auf Kosten des eigenen Beutels geschehen. Die Hiergebliebenen begaben sich größtentheils in ihre Wahllokale; auf den Straßen lagerte sich sonntägliche Stille, und sie belebten sich erst wieder gegen Mittag, wo sämmtliche Wahlen beendet waren. Jetzt aber fühlten die, die ihre Pflicht gethan, sich ebenfalls berechtigt ihrem Vergnügen nachzugehen; der Sonntagsstaat war einmal angelegt, man war nicht gemeint ihn wieder abzulegen, das Schurzfell wieder vorzubinden, das Handwerkszeug zur Hand zu nehmen. Der Wähler nahm jetzt lieber die Frau unter den einen, den Regenschirm, der den rangirten Mann bezeichnet, unter den andern Arm, die Cigarre in den Mund, die Muthigsten hatten wohl auch die preußische Kokarde an den Hut gesteckt, und fort ging's, den Feiertag im Grünen zu genießen. Unterdeß hatten die vom frühen Morgen an Thätigen bereits das Ihre gethan; die Köpfe rauchten; es bedurfte nur eines Funkens, um sie zum Lodern zu bringen. Der Funke fand sich, wenn sich einer der eben genannten Kokardenträger in ihrem Rayon sehen ließ; an den Trauerfarben entzündete sich der Hader; Prügel wurden ausgetheilt, aber auch zurückgegeben, und die sie zurückgaben, waren solche, deren Blick noch nicht umflort war von den Dünsten des bayerischen Biers, deren Hand noch sicher war, und wenn sie sich aufhob Vergeltung zu üben, die Stelle traf wohin sie zielte. — Am Abend war noch der Anblick der Zurückkehrenden zu genießen. Es war eine wahre descente de la courtille, und die eleganten Spaziergänger unter den Linden sahen halb furchtsam, halb ergötzt die Schaaren an sich vorüberziehen, die mit Aufopferung aller ihrer Kräfte vor den Thoren getagt hatten. So fürchterlich sie aussahen, zu fürchten waren sie nicht: sie waren müde. Es will etwas sagen, einen ganzen langen Tag hindurch zu trinken, zu brüllen, zu raufen, und dieß nachdem man bereits einen langen Weg zurückgelegt hat. Nach des Tages Last aber galt es denselben Weg noch einmal zu machen, und zu Fuß, denn zum Fahren reichten wohl bei dem größten Theil der Ausgewanderten die Mittel nicht mehr hin, und auch demokratische Fuhrleute wollen Bezahlung und nehmen ohne weiteres die Hülfe reaktionärer Schutzmänner in Anspruch, wenn sie verweigert wird. Kein Wunder, daß die Rückkehrenden erschöpft waren, die Gesichter erschlafft, die Kleidung bestaubt und in Unordnung. Zeigten sich auch hier und da blutrothe Nelken, auch Büschel rother Beeren an Hüten und Röcken, man ließ die gewähren, die sich damit geschmückt hatten, die sich damit brüsteten. Je weiter sie in die Stadt hineinkamen, je mehr verloren sich diese Embleme der rothen Republik, und man hat nicht gehört, daß Schutzmannschaften oder Militärpatrouillen dagegen aufgeboten worden wären.

Hamburg, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Senat und die neue Verfassung. — Aufhebung der Zeitungsprivilegien.

Wenn es gleich sehr begreiflich ist, daß diejenigen, welche seither unsern Staat regierten, und auch die andern Familien, welche bis dahin alle Vortheile ihrer besondern Stellung für sich und die Ihrigen ausbeuteten, die neue Ordnung mit Widerwillen ansehen, so ist es mir doch unbegreiflich, wie sie sich der Hoffnung hingeben können, daß ihnen das noch ferner möglich seyn würde, selbst wenn es ihnen gelänge, die alte Verfassung aufrecht zu erhalten. Hatte sich doch lange vor dem März 1848 im Schooße der erbgesessenen Bürgerschaft selbst eine so mächtige Opposition gegen den Senat und die andern bürgerlichen Collegien gebildet, daß ersterem fast bei jedem Convente unsägliche Verdrießlichkeiten und Hindernisse bereitet wurden, und zwar in dem Maße, daß er mehreremal auf dem Punkte gestanden haben soll, in corpore abzudanken. Seitdem hat die Opposition nun durch die freie Presse so an Stärke und Ausdehnung gewonnen, sind durch letztere so viele schmutzige Winkel beleuchtet worden, daß an ein Fortregieren nach altem Zuschnitt durchaus nicht mehr zu denken ist. Das in sich morsche und durch und durch verfaulte Gebäude müßte also, allen Anstrengungen zum Trotze, doch sehr bald zusammensinken, und so kann man im Angesichte dieser Bestrebungen unserer Regenten nur voraussetzen, sie denken mit Ludwig XV: »après-nous le déluge!« Aber auch in Hinsicht des »après« dürften sie sich täuschen. Sollte es wirklich — was Gott verhüten wolle! — zu einem Aeußersten, zu einer Octroyirung mit Hülfe fremder Gewalt oder dergleichen kommen, sollte den seitherigen besonnenen Führern der demokratischen Partei durch offenen Verrath der Zügel aus der Hand gerissen und die aufgeregte Masse sich selbst überlassen werden, dann Wehe allen, die sich den gerechten Wünschen der großen Mehrheit der Bevölkerung in unseliger Verblendung entgegengestemmt! Zwar würde in diesem Falle die endliche Niederlage der Demokraten nicht zweifelhaft seyn, allein sie würden in ihre Gruft ihre Feinde mit hinabreißen.

Obgleich die hamburgische Handelswelt mit Sehnsucht dem Frieden entgegen sieht, der die sehr gesunkenen und ins Stocken gerathenen Geschäfte wieder beleben würde, so schadet dieß doch den Sympathien für die Herzogthümer nicht, und es denken wohl nur wenige so klein, daß sie den Abschluß eines Friedens um jeden Preis wünschen sollten. Daß man aber, wenn Preußen für sich allein einen solchen abschlösse, nicht willig beitreten würde, vielleicht beitreten müßte, will ich nicht bestreiten. Die Zeit, wo die Hansa so mächtig war, daß ihr Bündniß mit den Nachbarländern den Ausschlag in den Kriegen mit den nordischen Königen gab, liegt seit Jahrhunderten hinter uns, und somit könnte es den Herzogthümern nur geringen oder gar keinen Nutzen bringen, wenn die drei nordischen freien Städte sich ruinirten, bloß um ein Prinzip aufrecht zu erhalten.

Seit dem ersten Juli sind endlich die alten, so lästigen Zeitungsprivilegien gefallen und ist das Annoncenrecht allen Zeitschriften gegen eine mäßige Abgabe von etwa einem halben Groschen für die Zeile zugestanden. Staatskasse und Publikum gewinnen offenbar dabei, erstere durch größere Einnahme, da jetzt, der billiger gestellten Preise wegen, weit mehr als früher angezeigt werden wird; das andere, weil selbst unser Hauptintelligenzblatt, die „Nachrichten," die Preise um fünf und zwanzig Procent hat herabsetzen müssen, um mit andern Anzeigeblättern die Konkurrenz aushalten zu können. Das von vielen mit so scheelen Augen angesehene Wort: „Privilegirt," ist von unsern Zeitungen verschwunden und die Entstehung mehrerer neuen Blätter beweist, wie sehnsüchtig man dieser zeitgemäßen Veränderung entgegensah.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 191. Freitag den 10. Auguſt 1849.

Inter ruinas urbis ac populi strues
Incolumis adsto.

Seneca.

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(Fortſetzung.)

Mittag halb 1 Uhr.

Gern wäre ich auch ſchon ausgegangen, aber R. wollte der Sicherheit wegen doch erſt allein recognosciren. Jezt iſt er von ſeiner Runde durch die innere Stadt heimgekehrt. Er wollte vor Allem die Möglichkeit erſpähen, Nachrichten an den Sohn in Leipzig und die Mutter in Neuſtadt zu bringen. Was hat er da allenthalben für Zerſtörung und Verwüſtung geſehen! Auf dem Markt ſah es noch erträglich aus. In die Badergaſſe, wo noch ein Dutzend aus den Fenſtern heruntergeſtürzter Leichen liegen ſollten, mochte er gar nicht eintreten. Ein dort ihm begegnender wohlhabender Freund aus der Landhausgegend erzählte ihm, wie er in ſeinem Hauſe einen durch den Kopf geſchoſſenen Kutſcher, deſſen Gehirn noch an der Hausthüre klebe, bis zur Verweſung liegen gehabt, und endlich um den Preis von zwanzig Groſchen durch einen Kärrner fortgeſchafft habe .... Ein ihm bekannter Artillerieoffizier, den er flüchtig ſprach, erwähnte, wie er ſelbſt ſeiner Schwiegermutter einige Kugeln habe in's Haus jagen müſſen. Ein gelehrter Freund, der von der Flucht nach Neuſtadt heimkehrte, fragte ängſtlich, wie es wohl um die Gegend ſeiner Wohnung in der Plauiſchen Vorſtadt ſtehe. Dort habe man ihm ſchon am Sonnabend zum Merkzeichen für mordluſtige Geſellen Thür- und Klingelgriff mit rothen Fäden umwickelt. Der Arme galt als Reaktionär.

Die ganze Schloßgaſſe lag noch voll Barrikadentrümmern, war am Boden mit Ziegelbrocken und Glasſplittern beſäet, daß es ſich im Sonnenſchein ſtellenweiſe wie flimmernde Schmelzſtickerei ausnahm. Aus einer der aufgeriſſenen Schleußen blickten noch, kreuzweis in den ſchwarzen Tümpel verſenkt, lange gelbe Pechfackeln hervor, wie ſie nach der Verſicherung eines dabeiſtehenden Soldaten wirklich in die zerſchoſſenen Schloßfenſter geſchleudert worden waren. Eine der Quergaſſen der Schloßgaſſe wurde noch geſperrt gehalten, weil drei angezündete Häuſer in der Nähe des Prinzenpalais zur Zeit nicht ausgebrannt waren. Auf der Schloßgaſſe ſelbſt, bis zum Markt vor, klafften an allen Erkern und Ecken ausgezahnte Stellen, oder hingen durchlöcherte Schilder, Denkmale der Tauſende von Schüſſen. Die innere Schloßſeite ſah furchtbar aus, über und über beſchoſſen, alle Fenſter ausgehoben oder in Trümmern. Auf dem Schloßplatz, den bunte Soldatengruppen beſezt hielten, war von Anfang an Alles unverſehrt geblieben. — Verhörſcenen gefangener Verdächtiger hatte R. ſchon beim Weggehen von uns mit angeſehen. Thurmwächter, die nach der Verſicherung des unten befehligenden Schützenlieutenants noch den abziehenden Inſurgenten nachtelegraphirt hatten, wurden heruntergeholt und abgeführt. Ein bärtiger Werkführer aus der nahen Buchdruckerei, im Thurme verſteckt gefunden, ward nach einigem Zittern und Zagen erſt auf das Zeugniß der Angehörigen entlaſſen. Dem Küſter, der mit in der Nähe ſtand, ward bei ſolchen Inquiſitionen ſelbſt darum bange, daß er auf dem Thurme — die weiße Fahne mit ausgeſteckt hatte .... Ich werde zum Mittageſſen abgerufen. Wir ſpeiſen Rudeln

in Waſſer gekocht; Fleiſch und Brühe erſezt der Jubel der Rettung, der auch in N's Tiſchgebet wiedertönt. Es war gerade Zeit, daß die Rettung kam, denn die Vorräthe gingen ſchon zur Neige. Aber N's und ihr ſchreibluſtiger Gaſt ſind vor Tauſenden glücklich davongekommen.

Nachmittags 2 Uhr.

Eigentliche Angſt wegen Lebensgefahr haben wir während der furchtbaren ſieben Tage nicht empfunden, am wenigſten unſer Hausvater, der nur in der erſten Zeit immer Ekel und Abſcheu vor dem drohenden Demokratenregiment ausſprach. Die Kinder waren, zumal in den lezten drei Tagen, meiſt ſehr luſtig und guter Dinge. A. hatte mehr dem Muthwillen zu wehren als den Muth aufzurichten. Es war ein Leben wie in einer um leichten Vergehens willen mit Hausarreſt belegten Familie. — Die Zahl der jezt in Dresden zuſammengezogenen Truppen beträgt nach Ausſage eines Offiziers 6 bis 7000 Mann. Das Säbelregiment droht nun freilich, aber jeder iſt doch wieder ſeines Lebens und Eigenthums ſicher. Der Belagerungszuſtand iſt bereits angekündigt und wird die Giftlachen der Vereine nicht gleich wieder zuſammenrinnen laſſen. Auch ein Damenclub der Art, von den Gegnerinnen „Gänſeverein" genannt, ſoll ſich ſchon gebildet gehabt haben, aber außer den Gänschen manches andere Sumpfgeflügel dazugeflattert ſeyn.

Abends 7 Uhr.

Nun ſind wir vom weiteſten Spaziergang zurück. Das Wohlthuende des erſten freien Luftſchöpfens nach langer Haft verſüßte einigermaßen ſo manchen ſchauerlichen Anblick. Gleich vom Eckhauſe des Marktes ſtarrten uns in unheimlicher Röthe und Schwärze die Schießſcharten entgegen, die ſich die Bürgerſchützen durch die blinden Fenſter gerade in der Richtung auf unſere harmloſe Gaſſe gemacht hatten. Am Eingang zum Neumarkt war Alles furchtbar zerlöchert, am ärgſten einige von Schüſſen zerfezte Läden der Kaufmannsgewölbe und der halb eingeſchoſſene Erker der „Stadt Rom." Die goldenen Rieſenlettern ihrer Firma prangten in wunderlichem Contraſt und leuchteten wie aus zerriſſenen grauen Lappen hervor. In der Bildergalerie hatten ſich, wie aus der Linie der eingeſchlagenen Oeffnungen zu ſehen war, die Soldaten eiligſt Schießlöcher gemacht. Die ganze Façade links der Frauengaſſe war wie von einer Gigantenfauſt beſprizt mit Kugelſpuren. Dem ſteinernen König Salomo an der Apothekenecke — ein ſchlimmes Omen für den Royalismus — war ſein Haupt heruntergeſchoſſen, aber wahrſcheinlich von den Verfechtern des Königthums ſelbſt, und die ſtattlichen preußiſchen Kriegergeſtalten vom jüngſt angekommenen „Alexanderregiment" (ein prächtiger Trupp derſelben ſtand am Moritzdenkmal) beruhigten uns wieder über das Omen. Auf der Schloßgaſſe zog unter andern eine blecherne Traufenröhre unſere Blicke auf ſich, die von oben bis unten zerlöchert und verbogen war. An jenem achteckigen Thurm vor dem Zwinger klaffte im fünften Stock eine Breſche von wohl fünf Ellen Länge. Um die noch dampfenden, innerlich hie und da noch roth flammenden drei Häuſer dahinter, welche die fliehenden Aufrührer zwecklos angezündet hatten, kümmerte ſich außer einiger Löſchmannſchaft Niemand. Alles gaffte die in ihrer Art neuen und ungewohnten Zerſtörungen an. Die ſauerſüßen, meiſt aber Erleichterung ausdrückenden Geſichter der umherſtrömenden Menge ließen gleich den Fahnen an den obern Fenſtern Alles wie im Feſtglanz erſcheinen. Aber einzelnen bitter weinenden Frauen begegnete man doch auch, und die rauhe Unterlage der Feſtfreude, den aufgewühlten Boden durfte man nicht anſehen, und am wenigſten die umgehauenen abgeäſteten Kaſtanien am Eingang der Annenvorſtadt.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Rom.

(Fortſezung.)

Das Volksfeſt und der Volksmann in Rom.

Der Waſſerfall von Terni war zu ſchön und der Weg zu ſchlecht geweſen — wer hätte in Italien auf tiefen Schnee gerechnet! — wir fuhren erſt am heiligen Abend des Weihnachtfeſtes in die ewige Stadt ein; aber blühende Roſen hingen über die Gartenmauern.

Was ſoll ich's wiederholen, daß der Eintritt in Rom der Erwartung, die der Nordländer mitbringt, nicht entſpricht? Die Campagna hier iſt öde, ohne die Ruinen, ohne die Monumente, welche ihr an andern Orten einen Reiz verleihen. Unter den Büſchen und braunen Hügeln rechts liegen die Ruinen des uralten Veji, ſagt man dir, aber du ſtrengſt dein Auge umſonſt an. Zum Troſt ſagt man dir, du würdeſt auch nicht viel ſehen, wenn du dich an Ort und Stelle begäbeſt; es iſt Alles überwachſen, überſchüttet, man überläßt es den Ziegenheerden, die Schätze aufzuſcharren. Nur ein ziemlich erhaltenes Monument liegt dicht an der Straße rechts. Aecht römiſch iſt es, aber Rom fängt hier mit einer großen Lüge an. Die Sage nennt den Stein Neros Grabmal. Wer noch keine Kaiſergrabmäler ſah, denkt: das Kaiſergrabmäler! Ein Oberküchenmeiſter und Theaterintendant wie Ceſtius hätte ſich in der Seele geſchämt, unter einem ſo beſcheidenen Sarkophag zu ruhen, ſonſt ein Sarkophag, der unſern Fürſtengrüften noch zur Ehre gereichen

Digitized by Google

würde. Dießmal iſt die Kritik ſofort zur Hand, um die Sage zu widerlegen. Man braucht kein Geſtrüpp vom Stein herabzureißen, um die noch ziemlich deutliche Inſchrift zu leſen, nach welcher hier ein Paphnutius oder Panphilius ruht. Symboliſch iſt aber die Sage und die Kritik; eine Warnung für die Fremden, nicht allzuviel Glauben mitzubringen, weder für die Vorträge der gelehrten, noch der ungelehrten Antiquare Roms. Jene betrügen andere und ſich um ihrer Syſteme willen, dieſe, um ihre Waare an den Mann zu bringen.

Aus dem ſonnenſchillernden Staubmeer zu unſern Füßen tritt nur die Kuppel der Peterskirche hervor. Ich war nicht ſo katholiſch geſtimmt, um auf die Knie zu ſinken, und das pflegt auch guten Katholiken ſo zu gehen. Die Einfahrt in Rom, ja die erſten Tage des Aufenthalts daſelbſt üben durchaus nicht den Sinnenzauber auf den Fremden, den er ſich verſpricht.

Was iſt die gelbe Tiber, was der berühmte Ponte Molle mit ſeinen karrikirten Heiligenſtatuen, die nicht in das ewige Kunſtrom einzuladen ſcheinen, ſelbſt nicht in das katholiſche Heiligthum, ſondern in eine Stadt der Verrenkungen! Und wenn die Sonne den Staub aufwirbelt über den ausgetrockneten Flußufern, erſteht dir auch nicht in dieſem Dunſt das Bild der Marentiusſchlacht, welche die Geſchichte an dieſer Stelle ſpielen läßt. Dann das monotone Gehege der nackten Kalkmauern, ein enger Weg in das große Rom, und endlich die Porta del Populo.

Bis hier und nicht weiter! Als der Obelisk ſchon aufſchimmerte, jene heiligen Räume der weltberühmten Piazza, die jeder doch einmal auf einem Bilde wird geſehen haben, als das Herz uns bang ſchlug, fiel mir eine Anekdote ein aus der Heimath. Sie iſt wohl ſchon anderwärts erzählt. Ein Sonderling der ſonderlichſten Art im fernen Königsberg war, ein zweiter Seume, zu Fuß von der Bernſteinküſte bis an die gelbe Tiber gepilgert. Es hatte große Anſtrengungen ihn gekoſtet, dieß möglich zu machen. Ueber Ponte Molle war ſein Fuß getreten, auch den langen ſtaubigen Weg bis zur Porta del Populo hatte er zurückgelegt. Hier ſtand er, auf ſeinen Reiſeſtab geſtützt, vor ihm das ein langes Leben durch erſehnte Ziel ſeiner Pilgerſchaft. Er blickte ſehnſüchtig durch die Wölbung, er zog das Tuch aus der Taſche; man meinte er wolle den Staub von den Schuhen klopfen, um rein in die heilige Stadt zu treten. Nein, er trocknete nur den Schweiß von der Stirn und den Wimpern; er ſah nun klar; dann rief er: „Poſewalk! (ſo hieß er) der Menſch muß ſich ſelbſt überwinden können.“ Er ſeufzte noch einmal tief auf, machte dann kehrt und ging gerades Wegs wieder zu Fuß nach der Bernſteinküſte zurück. Er hat ſich überwunden, er hat Rom nicht geſehen und wird es nicht mehr ſehen; denn Poſewalk iſt vor einigen Jahren in Königsberg geſtorben.

Während der Verdrießlichkeiten der Paß- und Gepäckreviſionen und der Verhandlungen über das Trinkgeld für die päpſtlichen Beamten — auch darin wird Rom ewig bleiben, ob Republik oder Papſtthum — fiel mein Auge links auf ein unſcheinbares Gebäude, wenigſtens iſt es ſeine Fronte, auf die Auguſtinerkirche, der ſich das Kloſter der Auguſtiner anſchließt. Im Innern hat es einiges Merkwürdige, einige Kunſtwerke; was iſt in Rom nicht merkwürdig, welche Kirche beſitzt nicht Kunſtwerke! Ich ſah mich um, wie Martin Luther über dieſen Platz gegangen, über dieſe Marmorſtufen getreten ſeyn, wie er aus dieſen Fenſtern ſich umgeſchaut haben mochte. War Luther in Rom, was Niemand bezweifelt, ſo muß er im Kloſter ſeines Ordens gewohnt haben, das folgt wie das B auf das A. Für ſeine Sandalen, oder ſeine eisfeldiſchen Rindslederſchuhe fand ich auf dieſen Marmorſchwellen gar keinen Platz. Einen Eindruck haben ſie gewiß nicht hinterlaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Frankfurt** a. M., Juli.

Der letzte Tag des Parlaments. — Das heutige Frankfurt.

Ich habe lange nichts von mir hören laſſen. In dem traurigen politiſchen Drama, das dreizehn Monate in unſerer alten Kaiſerſtadt geſpielt wurde, ohne zu Ende gebracht zu werden, hatte auch ich eine Rolle zu übernehmen, und ſo beſcheiden ſie auch an ſich geweſen ſeyn mag, ſo ließ ſie mich doch nicht von den Brettern und nicht zu Athem kommen. — Der traurige Beſchluß der auf dem Schlachtfelde allein ſtehen gebliebenen Linken, den Sitz der Nationalverſammlung von hier nach Stuttgart zu verlegen, trieb auch mich von hier weg, aber nicht nach dem ephemeren Sitz der Nationalverſammlung am Neckar, ſondern an die Ufer eines geräuſchloſen Flüßchens der Wetterau,

um mich von der Erschöpfung des Geistes und Körpers einigermaßen zu erholen. — Merkwürdig war die lezte Sitzung in der Paulskirche; ihr Eindruck bleibt mir unverwischt. Die standhaft gebliebenen Mitglieder hatten sich fast vollzählig eingefunden, und es gewährte einen seltsamen Anblick, die Linke weit zerstreut die rechte Seite, die Centren und die Linke einnehmen zu sehen. Die Galerien und der für das diplomatische Corps und sonst Begünstigte reservirte Raum waren stark besezt. In lezterem sah man manches Mitglied des ausgetretenen Centrums. Alles war in größter Spannung. Man wußte, daß selbst im Schooße des Klubs der Linken, im „deutschen Hof," eine heftige Opposition gegen die Verlegung des Sizes der Nationalversammlung erwacht war, und namentlich war es Löwe aus Calbe, der vierte und lezte Präsident der Nationalversammlung, welcher unter Thränen seine Parteigenossen beschwor, von ihrem Vorhaben abzustehen. Umsonst! Vergebens war es, daß mehrere meiner Freunde und ich vor der Abstimmung in der verhängnißvollen lezten Sitzung noch einmal den Urhebern des Verlegungsplans alle Gefahren lebhaft vor Augen stellten, welche mit der Ausführung ihrer Absicht für das deutsche Vaterland und den Rest des Parlaments selbst unabweisbar verknüpft seyen. Die „Revolution" war die Sirene, deren Gesang einen Louis Simon, Vogt, Raveaux und Andere, welche damals im Dreißigerausschuß dominirten, verlockte und in den Abgrund zog. Einer ihrer schwäbischen Kollegen hatte die Verblendeten durch die auf seiner lezten Rundreise in Schwaben vermeintlich gewonnene Kenntniß von der Stimmung des schwäbischen Volks vollends in ihrem Wahne bestärkt und unsern Vorstellungen wurde die Antwort: „Haben wir erst die Exekutive, dann haben wir die Revolution und der Sieg ist unser." Und dennoch wäre der entscheidende, in Berlin mit so großer Befriedigung aufgenommene lezte Beschluß der Paulskirche nicht zu Stande gekommen, wenn nicht vorher achtzig Mitglieder durch ihre Namensunterschrift sich dazu verpflichtet hätten. Und als das mit wenigen Stimmen Majorität gewonnene Resultat von dem Präsidenten verkündigt war, rief der vor Alter ergraute, aber noch so jugendlich leidenschaftliche Republikaner Mohr von Oberingelheim aus: „O weh, wir haben gewonnen!" und viele mit ihm, die mit Ja gestimmt, hatten pochenden Herzens gehofft, der Antrag werde durchfallen. — Das war die lezte That der Nationalversammlung in der Paulskirche. Manches Auge füllte sich mit Thränen und in düsterem Schweigen verließen die meisten das Haus. Auf den Straßen hatten sich überall Gruppen gebildet; tiefe Bekümmerniß sprach sich in den Mienen der meisten aus und nur das Frankfurter Spießbürgerthum war froh, eine Versammlung scheiden zu sehen, welche der Stadt neben dem Ruhm und der Ehre auch viel Unruhe und Ungemach bereitet und den Barrikadenkampf vom 18. September, der Frankfurt in übeln Geruch gebracht, wenn auch nur mittelbar hervorgerufen hatte. — Mit dem Rumpfparlament verließ auch ich Frankfurt. Ich fand es nach acht Wochen in seiner Physiognomie durchaus verändert. Es war, im Vergleich zu der vorjährigen großartigen Beweglichkeit des öffentlichen Lebens, still und öde geworden. Selbst der im lezten Jahre durch die starke Besazung gegebene militärische Glanz war erloschen. Von dem im Sommer gewöhnlichen starken Fremdendurchzug ist keine Spur vorhanden, die Gasthöfe und hunderte von Wohnungen stehen leer. Ja es sind selbst die, in der Angst vor einem Freischaarenüberfall zu Ende Mais von hier mit einem großen Theil ihres Vermögens weggeflüchteten vielen reichen Frankfurter Familien noch nicht zurückgekehrt, obgleich die Revolution in der Pfalz und Baden geschlagen ist und die Ruhe unter den Bajonetten sich überall wieder geltend macht. Handel und Wandel stocken und nur die Börsenwelt ist wieder regsamer geworden, seitdem die Hoffnung aufgetaucht, daß mit der zurückeroberten Ruhe die Course der Staatseffekten ihre vormärzliche Höhe wieder erreichen werden.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Juli.

(Schluß.)

Journale. — Theater.

Vor mir liegen zwei der neuen Zeitungen: die „Abendpost," ein liberales Blatt, das dazu bestimmt scheint, mit der täglich sich mehr in Gunst sezenden „freien norddeutschen Presse," von Olshausen redigirt, zu concurriren, und ein „Hamburg-Altonaer Telegraph und tägliche gemeinnüzige Nachrichten von und für Hamburg, Altona, Bremen, Stade, Cuxhaven, Brake, Otterndorf, Vegesack, Blankenese (ein Fischerdorf!), Wedel, deutschen Olymp" u. s. w. Wenn ich den ganzen Titel dieser Zeitung hersetze, so geschieht es, weil er — mildestens gesagt — sehr auffallend ist; namentlich nimmt sich der „deutscher Olymp" wunderbar aus. Auch dieser „Telegraph" hat ganz liberale Tendenz, gleich seinem Herausgeber Schmidt, der der Begründer unseres optischen Telegraphen ist. Diesem Manne möchte man schon aus dem Grunde einen guten Erfolg seines Unternehmens wünschen, weil er einen großen Theil seines nicht unbedeutenden Vermögens daran gesezt hat, den Norden mit einer Telegraphenlinie zu beschenken, und durch die Errichtung eines elektromagnetischen Telegraphen in der neuesten Zeit der Gefahr ausgesezt ist, sein Vermögen zugleich mit den Früchten seiner Intelligenz, Mühe und Arbeit zu verlieren, da er die Concurrenz mit dem gefährlichen Nebenbuhler nicht lange mehr wird aushalten können. — Ueber eine in der lezten Zeit erschienene kleine Broschüre von dem würdigen Veteran unseres Senats, dem achtundachtzigjährigen Bürgermeister Bartels, die durchaus im reaktionären Sinne gehalten ist, schwiege ich aus Pietät lieber, wenn sie nicht allzugroßes Aufsehen gemacht hätte. Es ist anzunehmen, daß sich andere Leute hinter den Greis gestellt und seine Feder geleitet haben, um durch das Gewicht seines Namens zu imponiren. Der Versuch ist indeß so unglücklich ausgefallen, daß man den angeblichen Verfasser wegen des Mißbrauchs, den man mit seiner Schwäche getrieben, bedauern muß.

Unser Bühnenwesen liegt durchaus im Argen, obgleich es in neuerer Zeit „auf die Beine gekommen ist," nämlich auf die der Tänzerinnen Fanny Elsler und Lucile Grahn, die das Haus aber auch nur nothdürftig füllen. Es ist nicht zu läugnen, daß von der jezigen Direktion der beiden vereinten Theater, den Herrn Maurice und Wurda, Alles aufgeboten wird, ein zahlreiches Publikum in die Tempel der Kunst zu locken; allein alle diese Bemühungen scheitern am Ernste der Zeit, der den Sinn für Vergnügungen der Art durchaus ertödtet. Kaum hört man mehr in den geselligen Kreisen über das Theater reden, kaum werden neue Stücke beachtet; ja, man schämt sich in der guten Gesellschaft fast, auch nur ein paar Worte über das Bühnenwesen zu verlieren, da es so unendlich viel Wichtigeres zu besprechen gibt. Unter solchen Umständen müssen Kunst und Kunstinstitute nothwendig zu Grunde gehen. Ob man hier mit dem neuen Hebbel'schen Drama: „Julia," einen Versuch machen wird, weiß ich nicht zu sagen. Nach den Proben, die in der „Europa" davon mitgetheilt wurden, wäre das jedenfalls zu wünschen, obgleich die Hebbel'schen Dramen auf der hiesigen Bühne bisher sich nur geringen Erfolgs zu erfreuen hatten. Einem so bedeutenden Talente ist man es schuldig, den Versuch bei jeder neuen Produktion zu wiederholen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 192. Sonnabend den 11. Auguſt 1849.

Then turn we to her latest tribune's name,
The forums champion, and the people's chief.
Byron.

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Schade, daß man ſo wenig davon weiß, welchen Eindruck Rom auf Luther hinterließ. Freilich ſah er nur mit den Augen des künftigen Reformators die geiſtigen Dinge an; aber auch die Erſcheinungen der realen Welt müſſen auf den Mann, der die Tiſchgeſpräche führte, der den Spruch von Weib, Wein und Geſang der Welt hinterlaſſen, irgendwie eingewirkt haben. Und Rom hat ſich in ſeinem Aeußern, was Paläſte, Kirchen, Monumente anlangt, ſeit Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts wenig verändert.

Freilich, die glänzende Auffahrt links auf den Monte Pincio ſah Luther noch nicht; ſie iſt ein Werk der neueſten Zeit, gleichwie der herrliche Spaziergang auf ſeiner Höhe mit der gepuzten Modewelt, die nur hinauffährt, um ſich ſelbſt zu ſehen, ſelten, um ſich umſchauend einen Blick zu werfen hinab auf das Häuſermeer der Weltſtadt, die hier im Abendlicht einen mächtigen und ſchönen architektoniſchen Anblick gewährt. Es iſt kein Ueberblick wie drüben vom See Onofrio, von der Peterskirche und den Höhen des Janiculus, das Auge ſchaut mitten hinein in's volle Leben der lebendigen Stadt.

Auch ſah Luthers Prophetenblick noch nicht, wovon auch wir nur den Anfang ſahen, hier auf der Piazza del Populo um den Obelisk verſammelt das neue römiſche Volk. Hierhin, an den Ausgang und Anfang des neuen Roms, wo es gen Norden ſchaut, woher die neuen Ideen von Freiheit kamen, hatten die Römer ihre erſten Volks- und Revolutionsverſammlungen verlegt. Ich glaube nicht deßhalb, weil ſie beim Capitol und Forum Romanum den Vorwurf der Nachäfferei vermeiden wollten, ſondern weil der Platz dort zu eng und unbequem geworden iſt. Mag es doch auch einen noch lokalern Grund haben. Rechts an dieſem Platze, unfern in einer Nebenſtraße hatte der Volksliebling, der neue Volkstribun, der Volksredner und Beſänftiger Ciceruacchio ſeinen Holzladen, früher ſein Fuhrgeſchäft. Ciceruacchio durfte bei keiner Volksverſammlung, bei keinem Aufzuge fehlen, leider hat er auch nie gefehlt bei einer Revolution.

In jenen ſtürmiſchen Tagen des Jahresanfangs 1848 war Carlo Brunetti immer eine wohlthuende Erſcheinung. Er beſchwor die wildaufſchäumenden Wogen, er lenkte den Strom in ſein Bette. Er war der Mann des Vertrauens unten, und wenn man oben zu fürchten anfing, berief man ihn und verhandelte mit ihm. Auch in den Paläſten und Conventen ſprach er offen, kühn, aber verſöhnlich; auch dort traute man ihm. Selbſt die Jeſuiten, als der Boden immer mehr unter ihnen aufgewühlt wurde, als ihre Exiſtenz nur noch an einem Haare hing, auch ſie wandten ſich in ihrer äußerſten Noth an ihn. Ein Oberer fragte ihn vertraulich, ob die Civica vom Orden der Väter Jeſu das Geſchenk einer halben Batterie entgegen nehmen würde? Nach Kanonen ſtand damals die Sehnſucht der Römer. Sie glaubten Alles zu beſitzen, was zur Freiheit nöthig, Muth, Uniformen, Musketen; nur zu Kanonen war gar kein Stoff im Kirchenſtaate, und an den Glocken ſich zu vergreifen durfte Niemand wagen, ſo lange der Papſt ihr weltlicher Oberherr war. Wie eine geliebte Braut erwartete Rom damals zwei Geſchütze, welche Genueſer

Digitized by Google

Damen dem Kirchenſtaat geſchenkt. Die Kränze waren ſchon gewunden, ſie zu ſchmücken, die weißgekleideten Jungfrauen ſtanden des Rufs gewärtig, ſie zu empfangen; aber ſie zauderten ſo lange. Und jezt boten ihre Erbfeinde, die Jeſuiten, ihnen die Waffen, um gegen ſie zu kämpfen! — Ciceruacchio antwortete lächelnd dem Pater: er zweifle nicht, daß die Civica das Geſchenk der Kanonen gern annehmen werde, denn für das Vaterland müſſe man alles nehmen, von wem es ſey; er zweifle aber, ob das den Sturm gegen den Orden beſchwichtigen könne, den dieſer ja ſelbſt durch ſeine Machinationen ſeit der Reſtauration heraufbeſchworen. Der Sturm kam heran, ehe der Guß fertig geworden.

Ciceruacchios markige Geſtalt, ein ächter vollſaftiger Bürger, hätte ſich auch ganz gut in Luthers Auguſtiner Kutte ausgenommen, nur war er etwas größer. Aber beſſer ſtand ihm die kurze anſchmiegende Mancheſterjacke, die den Römer von ächtem Schrot und Korn charakteriſirt. Zwar trug er darunter ſtatt der kurzen Hoſen mit Schuhen und Strümpfen, auf die das ächteſte römiſche Vollblut, der Traſteveriner, noch hält, lange Pantalons, und der moderne ſchwarze Hut verſezte ihn in die Reihen des faſhionablen jungen Italiens. Der Hut war durchaus nothwendig, um ihn trozig in die Stirn zu drücken, um ihn zu ſchwenken, zum Bitten, zum Beſchwören, zu den Evvivas, oder zu einer Sturmpetition ihn hoch in die Luft zu ſchleudern. Aber troz dieſes modernen Anflugs des wohlhabenden Bürgers blieb der Bürger in ihm ausgeprägt mit ſeinem vollgültigſten Stempel. So modellirten und goſſen ihn die Künſtler in Gyps und Thon, nur mit outrirteren Bewegungen, als ich im Leben an ihm ſah. Carlo Brunetti wußte Maaß zu halten.

In ſo fern die Zeitungen Geſchichtsquellen ſind, hat er nicht immer Maaß gehalten. Nach dem, wie er bis zum März 1848 in Rom aufgetreten war, hatte ich nicht erwartet, daß er nach Roſſi's Ermordung noch weiter gehen würde. Ich hatte gefürchtet, der Strom werde ihn überholen, an's Ufer auswerfen, der erſte Bürger und Freiheitsheld Roms werde als Reaktionär enden. Nach den Zeitungsberichten iſt auch Carlo Brunetti ein thätiges Mitglied der Mazziniſchen Republik geworden. Ich hatte das Geſicht lieb, mich erfreute ſeine Stimme; es thut mir um ihn leid. In dieſer neuen Republik, ſo viel ſcheint gewiß, iſt er kein Agitator, nur ein Agitirter. War er es damals auch nur? nur ein vorgeſchobenes Werkzeug? Einige vermutheten es, andere beſtritten es. Die Mehrzahl hielt ihn für einen durchaus rechtlichen Mann, den wahrhafte Liebe für das Volk, ächte Begeiſterung für die Freiheit über ſeine Sphäre erhoben. Er wollte nicht mehr ſeyn als er ſeyn konnte; nur fürchteten einige ſeiner Freunde und Bewunderer, daß ihn die allgemeine Liebe und Bewunderung über ſich ſelbſt erheben möchte, bis er aus Erſchöpfung ſeiner gemeſſenen Kräfte fallen müſſe. Es iſt anders gekommen.

(Fortſezung folgt.)

Tagebuchblätter aus der Dresdner Maiwoche.

(Schluß.)

Vom Opernhaus ſtanden noch in ganzer Höhe die dicken vier Wände; das Innere war ein kaum mehr dampfender Aſchen- und Trümmerhaufen, grau und braun und wirr, daß man nicht gern durch die Fenſterlöcher hineinſchaute, öd und ſtumm, daß man ſelbſt kaum ein lautes Wort dabei ſprechen mochte. Welch ein Contraſt mit der Pracht der Farben und Töne, die einſt in dieſen Räumen ſich entfaltete! Der Schauer des Anblicks oder die allgemeine Aufregung der Zeit muß auch auf die Nervenſtimmung gewirkt haben, daß ſie Beiträge zu Kerners Magikon oder Schuberts Ahnungen liefert. Eine Bekannte, die wir bei der Brandſtätte antrafen, warnte uns, nahe zu treten. Vor wenigen Minuten, ſagte ſie, war Fräulein .... hier und ſah wie Sie in das Fenſter; auf einmal däucht ihr, ſie werde von einer bekannten Stimme mit ihrem Namen gerufen, geht in der Richtung weg, woher der Ruf kam, und — hinter ihr ſtürzt ein Mauerſtück herunter, das ſie unfehlbar erſchlagen hätte. Die aufgeſuchte Bekannte war nicht zu finden. So ſcheinen ſchon Geiſter um die friſche Ruine zu ſchweben. N. theilte die Geſchichte einem Leipziger Freund mit, den wir bald darauf, eben angekommen, trafen und um Nachrichten von dort anſprachen. In Leipzig war etwas Aehnliches vorgekommen. Nach dem Heldentod des Kaufmanns G. erinnerte man ſich, daß derſelbe, obwohl erſt ein Vierziger, ſeit mehreren Monaten von Todesahnungen verfolgt worden war. Er hatte noch vor Kurzem ohne beſondern Anlaß ſein Teſtament gemacht, und als ihn Maler Bendemann in der neugebauten Sommerwohnung beſuchte, um ein dort aufgehängtes, ihm intereſſantes Porträt zu ſehen, dabei aber gelegentlich auch Zimmerdekorationen beſprach, die noch angebracht werden könnten, warf G. ſeltſam bewegt hin: „Malen Sie mir doch Scenen zu den Soldatenverſen:

Heute noch auf ſtolzen Roſſen,
Morgen durch die Bruſt geſchoſſen."

Wir ſollten nicht aus der Romantik herauskommen. Wir betrachteten jezt die höchſt maleriſche Ruine des Zwingerpavillons. Ich habe ſelten etwas ſo Schönes nach ſo vielem Abſcheulichen geſehen. Das gelbe Schild

Digitized by Google

des Theaterſchneiders, das noch unverſehrt am zerſtörten Seiteneingang des Opernhauſes hing, hatte uns zulezt wieder heiter geſtimmt; aber den ernſteſten, wehmüthigſten und doch mit dem Zauber der Schönheit feſſelnden Eindruck machten dieſe Mauern und Schwibbögen mit ihren Säulen und Ornamenten, dieſe bei ſchonender Beleuchtung wohlgebildeten Steinfiguren in mannigfaltiger Bewegung, faſt alle über dem innern Schutt noch wohl erhalten, und oben auf den Gemäuerkanten die rothen Kupferdachſtücke, gleich farbigen Shawls maleriſch übergehängt. Schade nur, daß die herrliche Ruine, die man faſt nicht wieder hergeſtellt wünſchen möchte, an einen der traurigſten Verluſte erinnert. In den Pavillon hatte der berühmte Naturforſcher Reichenbach aus der benachbarten Wohnung ſeine wiſſenſchaftlichen Schätze geflüchtet. Die Arbeiten von dreißig Jahren ſind ihm verloren; N. hält ihn für einen der Unglücklichſten in Dresden; kein Hülfsverein kann *ihm* Erſatz bieten.

Der launige Chordirektor F. vom Theater gab uns eine ergözlichere Rettungsgeſchichte zum Beſten. Er hatte ſich auf dem Rathhaus einen Paſſierzettel zur Auswanderung nach Plauen erbeten. Man gewährte die Flucht nicht ohne einen bewaffneten Begleiter. Dieſer folgt ihm immer weiter und weiter bis in befremdliche Entfernung. Endlich, Dreiviertelſtunden von der Stadt ruft der Wächter, nachdem er ſich umgeſehen, in frohem Ton: „Na, nun können Sie gehen, wohin Sie wollen, aber — ich gehe auch,“ wirft die Waffe weg und läuft davon. So treue Diener hatte die proviſoriſche Regierung.

Auf der nun freigewordenen Brücke war es ſehr lebhaft. Truppen aller Gattungen kreuzten ſich im Hin- und Herziehen, grüne und blaue Röcke, Käppis, Pickelhauben und Reiterhelme, die leztern auch einmal mit grünen Reiſern geſchmückt. Wir genoſſen freudig des wiedergegebenen Anblicks der Landſchaft, athmeten behaglich die milde, reine Mailuft, blickten hinab in den blauen Stromſpiegel, und lenkten nach langſamem Hinüberſchlendern zulezt in den Weg zu N's Mutter, um das Blockhaus herum, den Sitz der ſiegreichen Kriegsmacht. Da hält uns an der Ecke der ſpähende Führer plözlich an. Er bleibt vor dem Theaterzettel ſtehen, der noch vom Donnerſtag den 3. Mai her dort angeklebt geblieben. Und denke dir, wie es uns frappirt, als wir bedeutungsvoll angekündigt leſen: „Nehmt ein *Exempel* dran!“ Der ernſte Witz des Schickſals war auch von Andern bemerkt worden, und der kleine N. deutete noch weiter: „Luſtſpiel in Alexandrinern“ erinnerte ja an das eben zur Kataſtrophe eingerückte Alexanderregiment.

N's Mutter hatte ſchon ſeit mehreren Tagen neun Mann preußiſche Einquartierung, aber immer nur gute Erfahrungen an ihnen gemacht. Wir wurden bei ihnen eingeführt. Es waren ſehr gutmüthige, zum Theil recht gebildete Leute. Die ihren Kameraden nachgeſagten Eingriffe in Privateigenthum wurden beſprochen, aber ſie glaubten dergleichen nicht, oder wußten Entſchuldigungen. „Drüben an einer langen Allee,“ erzählte Einer (der Beſchreibung nach die Oſtraallee) „drangen Leute von uns in die Wohnung einer vornehmen Familie. Alles war geflüchtet, Schränke und Kommoden in der Eile unverſchloſſen zurückgelaſſen. Da haben unſere Leute nur friſche Hemden für ſich herausgenommen, ihre alten dafür hingelegt, ſonſt nichts angerührt.“ Ein wachſamer preußiſcher Sergeant auf der Thorwache hatte kürzlich einem hereinſpazierenden, verdächtig vornehmen Herrn trotz alles Sträubens die Stiefeln ausgezogen und — Briefſchaften an Tſchirner darin gefunden. — Nach der preußiſchen Heereseinrichtung dienen auch viele Wohlhabende. Ein ſolcher ward bei einem armen Schuhmacher einquartiert. Als es zum Abmarſch kommt, fragt er ſeinen Wirth, deſſen Dürftigkeit er kennen gelernt, was er ihm wohl zum Erſatz der verurſachten Koſten bieten könne? Den Schuſter faßt auch das Ehrgefühl, er lehnt ſtandhaft Alles ab. Aber die Kinder, die ſich dem Scheidenden zutraulich angeſchmiegt, begleiten ihn; und unterwegs erſieht ſich der edle Gaſt die Gelegenheit, in einem nahen Laden dem Knaben wie dem Mädchen einige Kleidungsſtücke zu kaufen. — Solche Wahrnehmungen thun wohl nach Erfahrungen wie die in dieſen Schreckenstagen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Auguſt.

Schweizeriſche Eiſenbahnen und Poſten.

Alſo auch ein Stück Eiſenbahn hat die Schweiz aufzuweiſen, mit Bahnhöfen, Brücken, Viadukten und ſelbſt mit einem kleinen Tunnel, ganz wie in andern Ländern. Auf meiner Reiſe von Zürich nach Bern fuhr ich bis Baden, einem Städtchen im Aargau an der Limmat, ein Stündchen auf dieſer Eiſenbahn, der einzigen, deren die geſammte Eidgenoſſenſchaft ſich rühmen kann. Um aber gerecht zu ſeyn, muß man einen Vorzug anerkennen, den dieſes Stück ſchweizeriſcher Eiſenbahn ſchon jezt vor den meiſten deutſchen Eiſenbahnen voraus hat. In Württemberg, ich glaube auch in Oeſterreich und in der Schweiz iſt die

Einrichtung der Wagen eine ganz andere, als in Norddeutschland, wo dieſelben der Breite nach in eine Anzahl von Gefängnißzellen eingetheilt ſind, zu denen auf jeder Seite eine eben ſo große Anzahl von Thüren führt. In dieſe Zellen muß man ſich wie todte Waare verpacken, wie eingepöckelte Heringe dutzendweiſe neben einander ſchichten laſſen; d. h. jedem Reiſenden wird ſein beſtimmter Platz angewieſen, bis das Coupé vollgepfropft iſt, gleichviel, ob andere Bänke noch ganz leer ſind oder ob man von Reiſegefährten getrennt wird. Mir iſt mehr als einmal der Fall vorgekommen, daß ich, nicht nur wenn ich ſo frei geweſen, mir ſelbſt einen Platz zu wählen, ſondern ſogar wenn er mir von einem Beamten angewieſen war, von einem andern gleich darauf genöthigt wurde wieder auszuſteigen und in einen andern Kaſten hineinzukriechen, der eben noch für zwei Beine Raum hatte. Und das Alles der Controle wegen, wobei vorausgeſetzt zu werden ſcheint, daß das reiſende Publikum aus lauter Gaunern beſtehe. Ich weiß nicht, ob die Leute in Schwaben und in der Schweiz ſo viel ehrlicher ſind; aber ich habe mich überzeugt, daß hier jeder Reiſende ſich nicht nur ſelbſt nach Belieben ſeinen Platz wählen, ſondern ihn auch während der Fahrt nach Belieben mit jedem andern, noch unbeſetzten vertauſchen darf. Jeder Wagen iſt hier in der Mitte von einem Gange durchſchnitten und hat nur an den beiden Enden einen Zugang. Keiner braucht zu warten, bis es einem ſchnurrbärtigen Beamten gefällig iſt, ihm die Thür zu ſeinem Gefängniß zu öffnen. — Von Baden nach Bern fuhr ich mit der Poſt, die dießmal faſt mit lauter Perſonen aus dem niedern Stande angefüllt war. Es iſt mir überhaupt aufgefallen, daß die Poſt in der Schweiz ſo viel von der ärmeren Klaſſe der Bevölkerung benutzt wird, obgleich die Fahrten theurer ſind, als z. B. in Preußen. Es ſcheint mir das zuſammenzuhängen mit der größern Bequemlichkeit und Behäbigkeit des Schweizer Volks, das von Anſtrengungen, ſeyen es körperliche oder geiſtige, eben kein großer Freund iſt. Man gibt daher lieber eine bedeutende Summe aus, als daß man ſich einer anſtrengenden Fußreiſe unterzieht, ſelbſt wenn man dadurch nichts an Zeit gewinnt, wie auf den Eiſenbahnen; denn die vielen Anhöhen, welche die Schweizer Poſtwägen meiſt im Zickzack zu erklimmen haben, verurſachen oft ein ſo langſames Fahren, daß ein guter Fußgänger es auf den meiſten Straßen mit dem Poſtwagen aufnimmt. Ich ſelbſt habe ihn auf Fußreiſen mehr als einmal wieder eingeholt, wenn er auch vor einer Viertelſtunde an mir vorübergeeilt war und mich ganz hinter ſich zurücklaſſen zu wollen ſchien. — Die Unterhaltung meiner Reiſegenoſſen, in die ich mich ſchon der Sprache wegen nur wenig miſchen konnte, drehte ſich hauptſächlich um zwei Punkte, um das eidgenöſſiſche Freiſchießen, das kurz vorher zu Aarau ſtattgefunden, und um die badiſchen Flüchtlinge, die fortwährend alle Zungen und Zeitungen in Bewegung ſetzen. Auch in Aarau, das wir eben paſſirten, hatte man es an „welthändelanbindungsluſtigen" Reden und Toaſten nicht fehlen laſſen. Man phantaſirte ſich ſchon in die Zeiten hinein, wo die aufgehäuften Gebeine der erſchlagenen Preußen mit Gras überwachſen ſind, und der Gaisbub, der auf ihnen ſeine Heerde weidet, dem fremden Reiſenden auf ſeine Frage: was iſt das für ein Hügel? die Antwort gibt: der „Preußenhubel." Man benutzte die Gelegenheit, um den Preußen einmal recht grimmig die Zähne zu weiſen, wohlgemerkt, aus der Ferne. Denn im Ganzen ſteckt hinter dieſen freiheitlichen Renommiſtereien eben ſo viel Furcht als Heldenmuth. Auch meine bäuriſchen Reiſegefährten ſprachen ganz offen und ehrlich ihre Furcht vor den Preußen aus: „wenn nur kein fremdes Volk in's Land komme." Das, welches ſchon da ſey (die badiſchen Flüchtlinge), ſchade nichts und man hätte es nicht auszuweiſen brauchen; aber das „fremd Volk" an der Grenze ſey zu fürchten. Es ſey nun Alles im Land wieder ſo ſchön in Ordnung geweſen und das Korn, das man eben einheimſe, ſey ſo ſchön gerathen, und nun kommen die Preußen und wollen Ruhe und Ordnung ſtören und die Früchte des Feldes verzehren helfen. So äußerte ſich ein alter Bauer und ſchüttelte ganz bedenklich den Kopf dabei, während ein anderer meinte, man müſſe ſich auf alle Fälle des fremden Volks erwehren. Doch hörte ich von dieſen ſchlichten Landleuten nicht ſolche Prahlereien, wie anderswo, in Wirthshäuſern und in radikalen Blättern, daß wenn die Preußen den Rhein überſchritten, ſie kein Bein wieder nach Deutſchland zurückbringen ſollten. Was von ſolchen Redensarten zu halten ſey, darüber hat mich der Sonderbundskrieg belehrt, vor deſſen Ausbruch ich in der Urſchweiz noch viel erſchrecklichere Schlachten gegen die Angreifenden ſchlagen hörte, als jetzt gegen die Preußen. Dennoch bin ich überzeugt, daß eine preußiſche Invaſion, an die aber bereits kein Nüchterner mehr glaubt, hartnäckigeren Widerſtand finden würde, als die eidgenöſſiſche Exekutionsarmee bei ihren eigenen Brüdern am Vierwaldſtätter See gefunden hat.

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Juli.

(Schluß.)

Die fahrende Habe des Parlaments.

Und wie fand ich die Paulskirche wieder! Ihr Inneres muß demjenigen, der das ganze Leben der Nationalverſammlung darin mitgeathmet und mit durchgekämpft, die wehmüthigſten Gefühle erwecken. Die ganze fahrende Habe der Nationalverſammlung, welche das Bureau nicht mit nach Stuttgart und Gott weiß wohin noch verſchleppt hat, iſt bunt durcheinander darin aufgethürmt und gibt ein leibhaftiges Bild der jetzigen Zuſtände Deutſchlands. Außer der Paulskirche hat die am fünfzehnten Auguſt ſich auflöſende Kanzlei der Nationalverſammlung noch vier Zimmer im Weydtſchen Hauſe inne. Was aus dem beweglichen Vermögen der Nationalverſammlung werden ſoll, iſt noch unbekannt und es wird der Uebernahme von Seiten des einzuberufenden Reichstags, des zwar ſchon getauften, aber noch ungebornen Sohnes des Parlaments, lange vergeblich harren müſſen. Nicht unmöglich iſt es aber, daß das jetzige Reichsminiſterium, von dem auch wir hier nur wiſſen, daß es noch dem Namen nach beſteht, in ſeiner fortwährenden Finanznoth zur Veräußerung der fahrenden Habe der Nationalverſammlung ſchreitet. Der ſarkaſtiſche Reichsminiſter Detmold vertröſtete wenigſtens die Diener der Paulskirche, als ſie vergeblich einen rückſtändigen vierzehntägigen Sold in Anſpruch nahmen, mit dieſer Ausſicht. Es wäre eine merkwürdige Verſteigerung! Von den Mitgliedern der Nationalverſammlung halten wenige, wie auf einem verlorenen Poſten noch Wache. Wir begegnen mitunter dem bedächtigen Dahlmann, dem behaglichen Soiron, dem kalkulirenden Mathy u. A. und auch H. v. Gagern erſcheint noch öfter aus dem nahen Hornau, um mit dem einen oder andern Freunde ſich zu beſprechen. Seine Erſcheinung iſt im Aeußern die alte ungebeugte und auf ſeinem ausdrucksvollen ernſten Geſichte möchten wir die Worte leſen: „Gerechtigkeit muß mir werden." — Der von Preußen und Hannover desavouirte v. Reden hat auf längere Zeit ſeinen Aufenthalt hier genommen und iſt unermüdlich in der Pflege der volkswirthſchaftlichen Intereſſen Deutſchlands. — Ein gemeines Schickſal harrt der ſtenographiſchen Protokolle der Nationalverſammlung: dreitauſend Exemplare ſollen hier und in Leipzig liegen bleiben, der ungeheure Reſt aber als Makulatur verſteigert werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 193. Montag den 13. Auguſt 1849.

— Sacri celebri certamine ludi.
Ovid.

Der ſchweizeriſche Feſtmonat.

Was wir dieſen Sommer in unſerer „Räuberhöhle“ (wie die Berliner Kreuzzeitung unſer Schweizer Ländchen zu betiteln für gut findet) treiben? Als Antwort könnte ich eine Nummer des Intelligenzblattes unſerer Bundesſtadt Bern beilegen. Da ſteht zu leſen: „Sonntags bei ganz guter Muſik Tanz in Weyermanns Haus.“ „Künftigen Sonntag wird die Muſikgeſellſchaft Bukenmeyer in Reichenbach Tanzmuſik ſpielen.“ „Auf dem Brükfeld Tanz bei guter Muſik.“ „Tanz bei ſehr guter Muſik Sonntag Nachmittag im Weißenſteinhölzlein.“ „Sonntag Tanz beyr Linde.“ Und ſo geht's halbe Spalten lang fort. Dennoch glaube ich nicht, daß das berühmte Wort: nous dansons sur un volcan, auf uns anzuwenden ſey. Die Schweizer, vor allen die Berner, ſind viel zu wenig vulkaniſche Naturen. Eher ließe ſich ſagen: wir tanzen mit leeren Taſchen auf leeren Geldkiſten, was beſonders klar würde, wenn man in Deutſchland mit dem Intelligenzblatt, in dem ſich die Lichtſeite des Lebens ſpiegelt, auch die Nachtſeite deſſelben zu ſehen bekäme, nämlich das Amtsblatt, worin die Nemeſis in Amtsſchreibergeſtalt dutzend- und ſchockweiſe die Gante und Geldstage (vom berniſchen Geſetzgeber euphemiſtiſch „freiwillige Güterabtretungen“ genannt) mit unerbittlichem Griffel verzeichnet. Mit dem Geld iſt's eben wie mit dem Waſſer; wird irgendwo ſtark ausgepumpt, ſo ſinkt das Niveau auf der ganzen Fläche. Und wie viel wurde nicht in den lezten Jahren von demokratiſch-ſocialen und monarchiſch-conſervativen Staatspumpern gepumpt in Paris, Wien und anderswo! Wir Schweizer ſind zudem in der Lage der nordamerikaniſchen Indianer, wenn ihnen die Büffelheerden zu fehlen beginnen. Es fehlen uns die Engländer. Im Berner Oberland ſpielen Lawinen, Gletſcher, Waſſerfälle und der Alphornbläſer beim Gießbach vor leeren Bänken. Auf dem Rigi, Weißenſtein und Faulhorn wird nächſtens der Sonnenaufgang eingeſtellt werden müſſen, da er kaum mehr die Koſten einbringt.

Um ſo höher iſt unſern braven Oberländern die Standhaftigkeit anzurechnen, welche ſie bewieſen, als im lezten Frühjahr der Verſucher in Geſtalt eines Spielpächters vor ſie trat, und unter der Bedingung, daß ihm erlaubt würde, in Interlaken eine Spielbank zu eröffnen, das verarmte Land in ein Kleinkalifornien zu verwandeln verſprach. Dorf um Dorf in den Thälern des Oberlandes ſtimmte über die Frage ab. Die Helfershelfer des Spielteufels ſezten alle möglichen Hebel in Bewegung. Da und dort, wo Roulette und trente et quarante den guten Leuten noch böhmiſche Dörfer ſind, verſuchte man ſogar vorzuſpiegeln, es handle ſich bloß um die Erlaubniß, ein Haus zu bauen, wo die „fremden Engländer bei Regenwetter Komödie oder Muſik ſpielen könnten.“ Aber Dorf um Dorf wies, ſobald ihnen des Verſuchers Pferdefuß ſichtbar wurde, die ſchnöde Zumuthung von ſich. Auch in Luzern, in Brunnen, auf dem Rigi, im Bade Nuolen, in Freiburg und an manchen andern Orten verſuchte der Spielteufel ſeine Schlingen zu legen. So ſehr der Schweizer das Geld liebt, überall galt die Ehre höher. Der Frankfurter Parlamentsbeſchluß hatte den Teufel damals verblüfft, überall mußte er mit Geſtank abfahren. Jezt wird er ſich ſchnell von ſeinem damaligen blinden Schreck erholt und

Digitized by Google

über das Mißlingen ſeiner Anſchläge auf unſere Thäler und Berge getröſtet haben, da ſeine Höllen in Homburg, Kiſſingen, Wiesbaden u. ſ. w. wieder luſtiger als je fortzulodern ſcheinen.

Der Juli iſt für uns Schweizer der eigentliche Feſtmonat. In denſelben fällt vorab in der Regel unſer größtes Nationalfeſt, das „eidgenöſſiſche Freiſchießen.“ Das dießjährige Schützenfeſt fing mit Sonntag dem 1. an und ging mit Sonntag dem 8. zu Ende. Aarau war „Schützenvorort“ und that ſein Möglichſtes, während der Feſtwoche die gebührende Gaſtfreundſchaft gegen ſeine eidgenöſſiſchen Gäſte auszuüben. Vor fünf-und-zwanzig Jahren war in demſelben Aarau das erſte eidgenöſſiſche Schützenfeſt abgehalten worden, ein kleiner beſcheidener Anfang der ſpäter für die Schweiz zu ſo großer Bedeutung herangewachſenen Feſte. Das heurige war demnach ſowohl der Zeit als dem Ort nach eine Jubelfeier. — Ich lade Sie ein, mir auf eine Viertelſtunde auf den Schießplan zu folgen.

Das Treiben daſelbſt läßt ſich in zwei Hauptkategorien theilen, in Schießen und Reden. Es ergibt ſich daraus auch eine zweifache Bevölkerung des Schützenplatzes; denn gewöhnlich ſind die beſten Schützen keine guten Redner und die gefeiertſten Redner nicht gerade ausgezeichnete Schützen. Ich möchte nicht entſcheiden, welchen von beiden beim Feſte der Vorrang gebührt. Nicht zu leugnen iſt jedoch, daß die Redner den meiſten Lärm machen; auch iſt es Thatſache, daß die Schützenzeitung, welche während der Feſtzeit in zehn bis zwölf Nummern herauskommt, größtentheils mit den Worten der Redner gefüllt iſt und nur im hinterſten Winkel der Thaten der Schützen Erwähnung geſchieht. Nichts deſtoweniger führe ich Sie zuerſt zu den Schützen, und zwar vor Allem auf das Belvedere, welches in der Mitte des Schießſtandes das Dach deſſelben überragt.

Von dieſem Standpunkt überſehen wir mit Einem Blicke ſämmtliche 59 Scheiben, die in langer Reihe in einer Entfernung von 540 Fuß vor uns ſtehen. Sieben derſelben ſind Stichſcheiben, 48 Kehrſcheiben und vier Punktſcheiben. Von den Stichſcheiben führt jede ihren eigenen Namen. Bei früheren Schützenfeſten hatten ſie dieſelben von unſern Bergen, oder Flüſſen, oder von den berühmteſten Schlachtfeldern oder den Helden unſerer Geſchichte entlehnt. Die erſte der ſieben hat den ſtehenden Namen „Vaterland,“ die übrigen hießen dießmal: „Jubelweihe,“ „Neuer Schweizerbund,“ „Freiheit,“ „Heldenkraft,“ „Verſöhnung,“ „Kunſt und Fleiß.“ Die ſchönſten und beträchtlichſten Ehrengaben ſind auf dieſe Stichſcheiben vertheilt. Wer auf denſelben ſein Glück verſuchen will, muß Mitglied der ſchweizeriſchen Schützengeſellſchaft ſeyn und vier-und-zwanzig Schweizerfranken erlegen, wofür er das Recht erhält, in jede der ſieben Scheiben einen Schuß zu thun, was mit dem techniſchen Ausdruck „ein Stichdoppel löſen“ bezeichnet wird. Solcher Stichdoppel, deren jeder Schütze nur *eines* löſen darf, wurden während der Feſttage 2647 ausgegeben. — In die Kehrſcheiben kann jeder ſo viel Schüſſe thun als er Marken löst; eine Marke koſtet nur zwei Batzen. Solcher Marken wurden während der Schießwoche 225,000 verkauft. Jeder Schütze, der in den Kehrſcheiben zwanzig Nummern ſchießt, d. h. zwanzig Schüſſe in einen Kreis bringt, der ungefähr ſo groß iſt als der Boden eines Trinkglaſes, erhält einen ſilbernen Becher. Solcher ſilbernen Becher wurden beim Aarauer Schießen 123 herausgeſchoſſen, eine unerhört große Anzahl, da an früheren Schützenfeſten kaum die Hälfte davon ausgegeben wurde. Sachkenner ſchreiben dieſen Umſtand der allgemeinen Einführung der Stutzer von amerikaniſcher Conſtruktion und der Spitzkugeln zu. Waffen nach dem früher gebräuchlichen Syſtem und runde Kugeln (die Welt geht aus den Angeln — jezt ſind die Kugeln ſogar nicht mehr rund!) ſieht man kaum mehr hie und da in den Händen eines Veteranen, der ſich aus Pietät von ſeiner alten Büchſe nicht trennen mag. — Ein Nummernbecher iſt ungefähr fünfzig bis ſechzig Franken werth. Es muß Einer ſchon ein geübter Schütze ſeyn, der nicht mehr als dieſe Summe für Schießmarken auslegt, bis er ſeine zwanzig Nummern beiſammen hat.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Drei Männer ſtanden damals an der Spitze des bewegten Roms: Pius, Fürſt Corſini und Ciceruacchio; ſichtbar nämlich; wer hinter den Couliſſen agirte, war ſchwer zu beſtimmen. Gährten doch die bewegenden Kräfte noch bunt untereinander, ariſtokratiſche und demokratiſche. Der ariſtokratiſche Circolo Romano leitete und moderirte die Bewegungen, welche immer noch die nationale Farbe voran trugen. Unter die Optimaten und Fürſten hatte man nur einen finanziellen Publiciſten aus dem Ghetto aufgenommen, ihn ſogar in den Vorſtand gewählt, um den Zeitforderungen ein Zugeſtändniß zu machen. Wie aber dieſer Circolo Romano, der ſpäter in den Circolo Populare überging, ſchon damals von andern geheimen Clubs gelenkt ward, welche nicht wie dieſer in einem prachtvollen Hotel des Corſo reſidirten, ſondern in dem berühmten, aber etwas ſchmutzigen Caſe delle bello arti ihren Hauptſammelplatz hatten, noch geheimerer

Digitized by Google

Zuſammenkünfte an geheimen Orten nicht zu gedenken, das wird erſt die Geſchichte entweder einſt enthüllen, oder wie ſo vieles im unaufgeklärten Dunkel laſſen. Aber der Circolo Romano war der offizielle Vertreter der öffentlichen Meinung, er trug den Stolz Roms, die Freiheit Italiens, den Haß gegen alle fremde Unterdrücker auf ſeiner Fahne. Seine offiziellen Sitzungen, zu denen auch Fremde Zutritt erhalten konnten, waren ſelten; zu ſeinen geheimeren wurden wohl nicht alle Mitglieder zugezogen. Er dekretirte, er arrangirte die großen Feſtlichkeiten und Demonſtrationen; inwiefern er auch die in's eigentliche Revolutionäre überſtreifenden veranſtaltet, bleibe auf ſich beruhen. Er nahm noch eine vermittelnde Stellung ein, und die Männer, welche das Vermittlungswerk ausführten, waren der Principe Corſini und Ciceruacchio.

Eine glückliche Wahl zur Ausgleichung der Gegenſätze, der hocharistokratiſche reiche Fürſt, ein Greis, der beinahe drei Menſchenalter zählte und mit der Erfahrung ſeine Freiſinnigkeit und die Luſt ſich gerettet, noch den jungen Mann zu ſpielen — man ſagte, auch eine ungemeine Eitelkeit — und neben ihm der ſchlichte, behagliche, ehrliche, wohlgenährte, kräftige Bürgersmann. Als man das erſtemal den Fürſten und den Bürger Arm in Arm auf dem Balkone ſtehen ſah und einträchtig reden, war große Verwunderung in Rom. Dieſe innige Ehe zwiſchen einem ſtolzen Ariſtokraten und einem Manne aus dem Volke war unerhört. Zu meiner Zeit waren ſie in öffentlichen Akten des Lebens unzertrennliche Gefährten. Beide waren angebetet vom Volke, beide von Pius geachtet, Beide hatten Zutritt zu ihm, Beide traten für das Volk und ſeine Forderungen auf, wenn Pius im Gewähren ſchwankte, wenn die Diplomatie, die Cardinalscamarilla ſeiner politiſchen Freigebigkeit Schranken zu ſetzen ſchienen; Beide kehrten eben ſo zum Volk zurück und ſuchten es zu beſchwichtigen, wenn ſein Sturm zu laut ward, ſein Argwohn ungerecht, ſeine Forderungen über Gebühr ſtiegen. Nur mit dem Unterſchiede: Ciceruacchio war immer zur Hand, Corſini ließ ſich bitten. Dieſer diplomatiſche Unterſchied lag in der Natur der Verhältniſſe. Wenn es gährte und ſtürmte, wenn das Volk ſich gekränkt hielt durch eine Maßregel, für betrogen durch Diplomatie und Camarilla, ſo ſtürzte es damals noch nicht zum Quirinal, um ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, ſondern hinaus über die Tiber zu ſeinem Vater Corſini. Er war ja ſein legaler Tribun, der erwählte Senator Roms. Dort ward verhandelt, länger oder kürzer, Ciceruacchio natürlich der Mittelsmann. Die Gärten des Palaſtes Corſini ſind groß, ſie ziehen ſich bis hinauf auf die Höhen des Janiculus. Hier lagerte ſich das Volk erwartungsvoll, einmal vom Morgen bis zum Abend. Der großmüthige Fürſt ließ es auch wohl ſpeiſen und tränken, als wäre die alte Zeit wieder da. Dann am Abend oder am Morgen hieß es: er wird ſelbſt zum Papſte fahren, er ſelbſt die dringende Bitte der guten Römer dem heiligen Vater vorlegen. Und er ſezte ſich in ſeinen Wagen und fuhr auf dem längſten Wege über die Ripetta und den Corſo nach dem Quirinal; hinter ihm her die zahlloſen Hülfeflehenden oder Rechtverlangenden, aber damals noch, um ſich auf dem Wege zu zerſtreuen; Sturmpetitionen waren noch nicht beliebt.

Aber in welchen Wagen ſezte ſich der Fürſt Corſini! Eine Caroſſe zwiſchen Renaiſſance und Rococoſtyl, von Gold und Bronze und Wappen ſtrotzend, vorne der Mohr, hinten die zwei Pagen, allerliebſte Knaben, wahre Bilder aus der venetianiſchen oder niederländiſchen Schule. Die vollſtändigſte Pracht, der Comfort des Mittelalters legte ſich um ihre zierlichen Glieder. Ein feines Tuchwamms, deßgleichen geſchlizte Pluderhoſen bis an's Knie, knapp anſchließende Strümpfe und Schnallenſchuhe, alles in koſtbarem Geld, wie es nur die Venetianer Palette auf die Leinwand brachte, natürlich mit Streifen und Schattirungen anderer Farben; dazu eine Halskrauſe, ein ſpaniſches Mäntelchen und ein Barret, alles ſolid, nichts theatraliſch.

(Fortſezung folgt.)

Heidelberg im Juli 1849.

Wenn auch des Krieges wild Getümmel
Durchtobte Badens ſchöne Flur,
Verblieb ihr doch der alte Himmel,
Die alte herrliche Natur.

Die Sonne ſtrahlt, die Lerche ſinget,
Und ſorglos über's Roſenhag
Der bunte Falter leicht ſich ſchwinget,
Tobt drüben auch der Trommeln Schlag.

Und wo die Menſchen ſelbſt ſich fangen,
Die Büchſe knallt in blut'ger Schlacht,
Da ruht das Reh mit minderm Bangen
In ſeines Waldes grüner Nacht.

Natur, Natur läßt ſich nicht beugen
Und der Kanone tollſter Schall
Bringt, kam die Sangzeit, nicht zum Schweigen
Im Mondenſchein die Nachtigall.

Es führet Krieg kein Baum mit Bäumen,
Der Menſch im Wahn mit Menſchen nur,
Und raſt er in den tollſten Träumen,
Schafft um ihn ruhig die Natur.

Juſtinus Kerner.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Denkmäler auf der Plattform. — Der Berner Bär.

Als ich über die hohe Brücke, unter deren weitgeſpanntem Bogen tief unten die blaugefärbte Aar hinſchießt, in die nunmehrige Bundesſtadt der Schweizer Eidgenoſſenſchaft einfuhr, ſuchte ich vergebens nach den neuen Bundespaläſten und Regierungsgebäuden, von deren Erbauung ich in den Zeitungen geleſen. In dem äußern Anſehen der Stadt hatte ſich nichts geändert ſeit meiner lezten Anweſenheit. Dagegen fiel mir dießmal recht lebhaft der Kontraſt zwiſchen Zürich und Bern auf, der ſich bei einem Vergleiche der Lage und Bauart beider Städte herausſtellt. Während Zürich viel ausgedehnter, viel beweglicher an den Ufern des Sees ſich ausbreitet, hie und da unterbrochen von Gärten und grünen Baumgruppen, liegt Bern als eine einzige ſtarre Häuſermaſſe da, von drei Seiten von der Aar eingeengt, gleich den Zinnen einer hohen, von einem Feſtungsgraben umfloſſenen Burg. Die großen, maſſiven, aus Sandſtein erbauten Häuſer ſchließen ſich eng und einförmig an einander, die Hauptſtraße, welche ſich von der offenen Weſtſeite durch die ganze Stadt bis zur Aarbrücke herunterzieht und durch zwei Thürme, die ſich mitten auf ihr erheben, in drei Theile getheilt wird, iſt auf beiden Seiten mit breiten, gewölbten Arkaden beſezt, deren Einförmigkeit nur durch die verſchiedenen hier ausgeſtellten Waaren gemildert wird. Der einzige Platz der ganzen Stadt, der zu einem Beſuche einladet, iſt der Münſterplatz oder die ſogenannte Plattform. Dort trifft man zuweilen die ſchöne Welt, aber noch öfter die Kinderwelt Berns verſammelt. Man ſchaut dort von einer hohen Terraſſe auf die rauſchende Aar hinunter und über grüne Matten und gelbe Felder und Baumgruppen und Waldungen hinüber zu den Firnen des Oberlandes, die in weiter Ferne ihre weißen Scheitel in den blauen Himmel heben. Der Platz iſt mit Kaſtanien und Linden dicht beſezt und mit zahlreichen Bänken ausgerüſtet. In den beiden Ecken der den Platz nach außen umgebenden Mauer erheben ſich zwei kleine Pavillons, in denen man den ganzen Sommer hindurch ein gutes und billiges Glas Eis genießt. Die andere Seite des Platzes wird von dem hohen Münſter begrenzt, der ihn von der Stadt ſcheidet und über die Kaſtanien und Linden hinweg in die Tiefe der Aar hinunterſchaut. — Was mir bei einem Beſuche des Münſterplatzes ſogleich in die Augen fiel, waren die beiden Statuen, durch deren Vollendung Bern in den beiden lezten Jahren eine weſentliche Verſchönerung erhalten hat. Beide verdanken ihre Entſtehung dem unermüdlichen Eifer eines Berner Patriciers aus altem, angeſehenen Geſchlechte, Theodors von Hallwyl, der ſich ſelbſt durch dieſe Bildſäulen ein bleibendes Denkmal geſezt hat, während das übrige Patriciat von Bern ſich fortwährend in grellender Unzufriedenheit von aller Theilnahme am öffentlichen Leben fern hält. Die eine Statue ſtellt den Herzog von Zähringen dar, den Gründer der Stadt Bern. Er ſteht auf der Plattform ſelbſt, der Aar zugekehrt, mit entblößtem Haupt, die Stiftungsurkunde in der Hand. Ein junger Bär ſpielt hinter ſeinem Rücken aufwärts ſtehend mit ſeinem Helme. Die andere Statue, die Rudolph von Erlach, den Sieger von Laupen, darſtellt, ſteht vor dem Eingange der Plattform, gegenüber dem Portale des Münſters. Sie wurde erſt vor zwei Monaten mit großer Feierlichkeit aufgeſtellt und glänzt noch ſehr hell im goldenen Schimmer der Neuheit. Der Held ſizt auf einem jungen, ſtarken Streithengſte, und iſt in dem Augenblicke dargeſtellt, wo er zum Auszuge gerüſtet das Schlachtbanner aus der Hand des Trägers nimmt und ſeine Kampfgenoſſen mit den Worten anredete: „Wo ſind die fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern geſchmückt mit Blumen und Federbüſchen die Erſten ſind an jedem Tanz? Heute ſteht bei euch die Ehre der Stadt. Hier Banner, hier Erlach!“ Seine Hand hält das Banner, das auf dem rechten Fuße im Steigbügel ruht, umfaßt, während unter demſelben an dem ſchön gearbeiteten Piedeſtal jene Worte eingegraben ſind. Von dieſer Seite macht wirklich die Bildſäule den Eindruck eines vollendeten Kunſtwerks, namentlich aus einiger Entfernung angeſehen, während in der Nähe das Pferd für den in natürlicher Größe dargeſtellten Ritter zu koloſſal zu ſeyn ſcheint. Der geniale Künſtler wurde am Tage der Enthüllung für ſein, allen Zweifeln und Anfechtungen zum Trotz wohlgelungenes Bild von der philoſophiſchen Fakultät der Berner Hochſchule mit dem Doktordiplom belohnt. Das Ganze wird von einem Gitter eingeſchloſſen, an deſſen vier Ecken in verſchiedenen Stellungen vier große Bärenmutzen ſitzen, die Sinnbilder der im Jahr 1339 bereits herangewachſenen berneriſchen Civitas. Dieſe eben nicht liebenswürdigen Thiere könnte man ſich ſchon gefallen laſſen, wenn ſie ſich nur nicht zu oft in verſchiedenſter Geſtalt und Farbe wiederholten. Dort im Rücken des Herzogs von Zähringen ſteht ein kleiner Mutz von der röthlichen Farbe des Erzes in aufrechter Stellung; hier ſitzen vier ſchwarz angeſtrichene Exemplare mit grinſendem halbaufgeſperrtem Rachen; vor dem obern Thor ſchauen zwei graue in Stein gehauene liegend auf den Vorübergehenden herunter, und vor dem Aarberger Thor erblickt man im Stadtgraben ſogar zwei lebendige Individuen dieſes uncivilifirten Geſchlechts, die in plumpem, ſchwerfälligem Gange und mit beſtändig wackelndem Kopfe brummend an den hohen Mauern ihres Gefängniſſes umherkreiſen oder dann und wann einen der Tannenbäume erklettern, die jährlich für ſie erneuert werden und ihr einziges Vergnügen ausmachen. Eine Menge von Zuſchauern, meiſt Kinder, pflegt die Brüſtung dieſes Stadtgrabens beſezt zu halten, um ſeine unfreiwilligen Bewohner mit Aepfeln, Backwerk oder nach Umſtänden auch wohl mit Steinen zu traktiren. Außer dieſen lebendigen Exemplaren erblickt man in der ganzen Stadt, ja im ganzen Kanton noch tauſend und abertauſend bildliche Darſtellungen dieſer plumpen Geſellen, auf Münzen, an Gebäuden, an Poſtwagen, an den verſchiedenartigſten Fabrikaten, ſo daß man denken ſollte, die Berner könnten nachgerade an den vorhandenen ſich genügen laſſen und brauchten nicht noch neue in Erz zu gießen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 194. Dienstag den 14. August 1849.

— You are plebejans,
If they be senators.

Shakespeare.

Bilder aus Rom.

(Fortsetzung.)

Wie stolz lächelten diese kleinen Schelme, wenn sie im Quirinal zu Füßen des Cardinalkollegiums standen, sie, der geistlichen Pracht des Mittelalters gegenüber die Vertreter der weltlichen! So kann ein Senator Roms zu den Zeiten der Anjou, als die Colonna in voller Macht blühten, im Capitol aufgefahren seyn. Und waren nicht auch jezt die Schweizer Hellebardiere da, auch sie eine vergangene Zeit repräsentirend, als wäre sie noch lebensfrisch? Ich habe nicht bemerkt, daß die Römer an dieser Ostentation ihres Senators ein Aergerniß nahmen. Sie lieben das Schaugepränge, keine politische Demonstration darf ohne dasselbe seyn, alles Oeffentliche muß sich in dem lebenvollen Volke theatralisch gestalten. Dann nahmen sie es wohl auch als einen Trotz ihrer weltlichen Macht gegenüber dem Schaugepränge der geistlichen.

Corsini selbst, der Mann des Fortschritts und des Volkes, hütete sich, den Pomp, den er seinen Dienern umhing, selbst zu tragen. Wie ein großer Feldherr unter seinen Generalen im schlichtesten Rocke geht und ein Vornehmer unscheinbar ist unter der Livreenpracht seiner Diener, trug der Fürst den einfachen französischen Frack, etwas jugendlich zugeschnitten für seine Jahre, aber auch die schwarze Perrücke verdeckte ja die Runzeln. Man konnte ihn, von der Ferne aus gesehen, wirklich für einen jungen Mann halten. Und wie leutselig er winkte, wie er hinhorchte auf alle Stimmen! Die Thüren schlossen sich freilich, wenn er zum Papste trat, aber er kehrte nie unerhört zurück. Wie drängte sich dann das Volk um seinen Wagen! Man riß den Schlag auf, man befragte ihn und er gab Antwort, man drückte, küßte ihm die Hand, den Rock.

Sein Ruhm ist hin! Wo ist Corsinis Popularität! An eine Republik dachte man wohl schon damals, aber an eine Republik in dem Sinne, wie Rom eigentlich durch das ganze Mittelalter eine gewesen, wie Bologna es eigentlich immer blieb, eine Municipalitätsrepublik, wo die Primaten, die großen Familien über die städtischen Angelegenheiten walten, eine Republik, mit der sich die Existenz eines Papstes, auch scheinbar als weltlicher Oberherr, immer vertrug. Wie die ganze Revolution in Italien vom Adel, wenn nicht ausging, doch getragen wurde, so hing auch jezt die Mehrzahl der reichen fürstlichen Familien in Rom der Bewegung an. Ihre Namen fingen an in allen Ausschüssen zu glänzen, voran bei allen Unternehmungen zu stehen. Auch traten einzelne schon in den Volksversammlungen als Redner auf. Sie fühlten, daß sie nach so langer Absonderung, so langer Zurücksezung und Entfernung von öffentlichen Angelegenheiten sich wieder dem Volke, als Theile desselben und theilnehmend an seinen Empfindungen und Wünschen zeigen müßten. Das Volk war auch geneigt ihnen zu trauen, es freute sich ihrer Gesellschaft. Es wurzelte kein alter Haß, wo ein Feudalnerus und Druck entweder nie dagewesen oder längst verschwunden war. Man war sich nur fremd geworden und gerne näherte man sich einander wieder. Die Presse, welche das Volk leitete und ihre Bildung und Ideen ganz anderswo, auswärts geschöpft hatte, dachte zwar anders, aber es lag damals noch nicht in ihrem System, die mächtigen, oder wenigstens reichen Familien stutzig und abwendig zu machen einer Sache,

Digitized by Google

der ſie ſich zuzuwenden, die mit Opfern zu unterſtützen ſie ſo bereitwillig ſchienen. Nur erinnere ich mich eines Artikels des vielbeſprochenen Sterbini in ſeinem Contemporaneo, in dem er die Anſprüche des Adels auf einen beſondern Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten beſtritt. Er durfte noch nicht gegen den Adel als ſolchen kämpfen, aber er ſezte hiſtoriſch auseinander, weßhalb er, in ſeinen jezt lebenden Mitgliedern, wenig dazu befähigt oder berufen ſey. So lange Jahre und Jahrhunderte durch Aengſtlichkeit und Argwohn der Päpſte und ihrer Curien vom Staatsleben fern gehalten, wo hätten ſie lernen ſollen, was dem Volke noth thue, wie man regieren müſſe? Ohne Zuſammenhang, ohne Brücken, die zum Volk hinunter führten, haben ſie iſolirt geſtanden, und finden ſich kaum in die neue Zeit, die das Volk plözlich erweckt und ſo weit hinausgeſchritten gefunden in Erkenntniß und Freiheitsliebe. Ueberdem ſeyen ſie in ihrer Einſamkeit und Thatenloſigkeit wie von ſelbſt darauf angewieſen geweſen, in leeren Zerſtreuungen, Spielereien und Sinnengenuß ſich und ihres Geiſtes Spannkraft zu verlieren. Deßhalb habe der Adel an und für ſich keine Anwartſchaft auf Vertretung und Anführung des Volks. — Ueber Sterbinis politiſchen Charakter war man damals zweifelhaft. Seine Feder war in Mäßigung und Beſonnenheit getaucht; man konnte ihn für einen gemäßigten Reformer halten. Andere ſpürten in ihm einen noch verkappten Umſturzmann, der nur ſeine Zeit abwarte. Seine Zeit kam mit Mazinis Regiment; der Advokat warf die Larve der Mäßigung ab, er iſt aber doch kein Danton geworden.

Wie die adeligen Familien über Bord geworfen wurden, oder vielmehr vor den Stürmen, die mit allem demokratiſchen Ungeſtüm über Roms Mauern einbrachen, untertauchen oder verſchwinden mußten, iſt eine bekannte Sache. Man hat wenigſtens nicht blutig gegen ſie gewüthet. Auch Fürſt Corſini, welcher die erſte prachtvolle Brücke gebaut zwiſchen der Ariſtokratie und dem Volke, mußte weichen. Man weiß nicht, daß eine Partie Getreuer ſich um den einſtigen Volksliebling ſchaarte, auch nicht, daß der Sturz von ſeiner Höhe beſonderes Mitleid erregt hätte. Nachdem Roſſi ermordet war und Pius entflohen, floh auch der greiſe Corſini, auf den man ein beſonders wachſames Auge gehabt zu haben ſcheint. Er warf ſeine Perrücke ab, und ſo erkannte ihn Niemand, er entkam unbehindert aus der Stadt. Die Zeitungen erzählen es, ich weiß nicht, ob ironiſch. Seitdem iſt nirgends eine Notiz über den römiſchen Senator zu Tage gekommen.

Ciceruacchio fuhr nicht in einem ſeiner Wagen nach dem Quirinal, wenn Pius angegangen werden ſollte, etwas zu gewähren; er war kein Diplomat. Galt es, ſo ging er zu Fuß, oft auf Nebenwegen; aber war es erreicht, ſo war er der Erſte, der die frohe Botſchaft dem Volke brachte. Und mehr! Wenn der Papſt nach der Gewährung ſelbſt das Bedürfniß fühlte oder die Nothwendigkeit erkannte, ſich dem verſöhnten Volke zu zeigen, und durch die Straßen fuhr, ſo war es Ciceruacchio, der, hinten auf ſeinem Wagen ſtehend, die Fahne der Verſöhnung ſchwenkte. Dieß war für das Volk das Zeichen: die Ausgleichung iſt erfolgt, wir dürfen unſerem heiligen Vater trauen, unſer Ciceruacchio traut ihm. Nun hörte die Kritik, das Mißtrauen auf, die Tücher flatterten, die Evvivas wollten nicht enden, die Freudenthränen traten in's Auge, Rührung, Entzücken, und es war Alles Wahrheit — in dem Augenblick. Ein Bürgersmann, ein Holzhändler — und kein großartiger, der etwa Wälder niederſchlagen läßt, die es in Italien nicht gibt, nein, der die Knüppel, welche auf den Rücken der Eſe von den Bergen und aus den Gärten in die Stadt getragen werden, haufenweiſe, Bündel um Bündel aushöckert, übrigens kein uneinträgliches Geſchäft, wo das Holz mit Silber aufgewogen wird — ein ſolcher ſchlichter Mann aus dem Volke mußte dem heiligen Vater das Atteſt geben, daß er es ehrlich mit dem Volk meine, daß es ihm glauben könne. Man meint, ſchon darin habe eine Entwürdigung des Pontificats gelegen. In den Augen aus der Fremde vielleicht; in der Nähe ſah es anders aus. Auch Pius war Italiener; wenn er zugeſtimmt den Forderungen, wenn er ſich hingab dem Volkswillen, that er es ohne Rückhalt; er ſchwamm in dem allgemeinen Jubel mit, er theilte ihn, er fühlte ſich von ihm gehoben, und daſſelbe Volk, das eben noch gemurrt und geſchmäht, fühlte ſich zur Bewunderung und Liebe hingeriſſen. Auf wie lange, iſt eine andere Frage; in dem Moment war es Wahrheit. Schon war Pius Anſehen vor den Märztagen tief untergraben und der Reſpekt war doch geblieben. Wenn ſein Wagen auf einſamen Straßen vorüberrollte, machte der Spaziergänger Front, er ſank auf die Knie, als wäre es die alte Zeit. Niemand befahl es ihm, Niemand hätte es gerügt, wenn er es nicht gethan, und der Spaziergänger war Fron, deur, Liberaler, Mitglied der geheimen Clubs, vielleicht ein Carbonaro. Es lag im Blut.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Der ſchweizeriſche Feſtmonat.

(Fortſezung.)

Als erſter der Schützen wird in der Regel nicht der betrachtet, der den erſten Preis bekommt, d. h. den beſten Schuß in der Scheibe „Vaterland" hat. Da hier jeder nur mit einem einzigen Schuß

Digitized by Google

concurriren kann, so spielt dabei der Zufall häufig eine größere Rolle als die Geschicklichkeit. Jener trägt die Ehre des Festes davon, der die meisten Nummern in den Kehrscheiben hat. Dießmal errang Bänziger-Trümpi den Sieg mit 337 Nummern. Ich werde Sie sogleich in den Schießstand hinunter führen und Ihnen zeigen, welche Anstrengungen ein solcher Sieg erfordert. — Am besten kann der Schütze seine Geschicklichkeit an den „Punktscheiben" zeigen. Dieselben haben um den Mittelpunkt herum eng aneinander gezogene concentrische Kreise, die, je kleiner ihr Durchmesser, mit um so höhern Zahlen bezeichnet (punktirt) sind. Jedem Schützen, der sich hier betheiligen will, sind vier Schüsse gestattet, und wer in diesen vier Schüssen die meisten Punkte herausgeschossen, d. h. in die engsten Kreise getroffen hat, ist Meister.

Unter uns knattert es wie ein ordentlich genährtes Rottenfeuer. Oft können wir Minute für Minute hundert Schüsse zählen. Während des ganzen Festes fiel, den Tag zu zehn Schießstunden gerechnet, durchschnittlich in jeder Sekunde ein Schuß. — Steigen wir nun hinunter und sehen wir uns das Treiben im Innern des Schützenstandes an. Da ist ein buntes Gewühl von Deutschen und Wälschen, von Städtern und Bauern, von Halbleinkitteln und schwarzen Fräcken; doch herrscht der grüne Schützenrock vor, und wer nicht bloß Dilettant ist, der hat das grüne Schürzchen vorgebunden. Jede Scheibe hat ihren eigenen Stand; neben dem Schützen, der eben schießt, stehen schon vier bis fünf andere mit aufgelegten Stutzern, die ungeduldig warten, bis die Reihe an sie kommt. Drei oder vier Stände machen jedoch eine Ausnahme. Jeder derselben ist von seinem Schützen ausschließlich in Beschlag genommen. Da sind die Hauptkämpfer zu finden: Bänziger von Wald, der Appenzeller, bei den bisherigen Schützenfesten fast beständig der Sieger, Bänziger-Trümpi, ein Namensvetter von St. Gallen, der dem erstern dießmal den Rang ablief, Egger, ein Berner, dann einige wackere Montagnards aus den Bergen von Neuchatel, endlich Lord Vernon, von vielen Schützenfesten her wohl bekannt und nun eben von einem Ausflug nach Indien zurückgekehrt. Jeder derselben hat seine vier bis fünf Lader und eben so viele Stutzer. Unbeweglich steht er vor der Scheibe, ergreift die ihm dargereichte Waffe, zielt, drückt ab und legt das Gewehr hin, um ein frisch geladenes zu ergreifen. So nicht nur Stunden, sondern Tage lang. Aufmerksame Gruppen umstehen den Stand. Die Zahl der von den verschiedenen Wettkämpfern geschossenen Nummern bildet das Gespräch des Tages: jezt ist Egger vor, dann Lord Vernon, nun einer der Bänziger; wer bleibt Sieger? Für den, für jenen wird gewettet. — Da erhebt sich bei einem andern Stand plötzlich ein gewaltiger Jubel. Ein glücklicher Schütze hat seine zwanzigste Nummer herausgeschossen. Es ist ein Waadtländer. Seine Landsmannschaft führt ihn im Triumph zum Gabentempel, den gewonnenen Becher abzuholen, und von dort in die Speisehalle, wo der Becher, mit edlem Waadtländer gefüllt und wieder gefüllt, die Runde macht.

Folgen wir ihnen dahin, um zur zweiten Kategorie der Festbesucher, den Rednern, zu gelangen, deren Tummelplatz die Speisehalle ist, in deren Mitte die bekränzte Rednerbühne prangt. Wie im Schützenstand von früh bis spät das wohlgenährte Rottenfeuer gutgezielter Schüsse knattert, so rauscht hier der Redestrom von der Mittagsstunde an, wo sich die Schleußen öffnen, unaufhaltsam und ununterbrochen bis tief in die Nacht. Und wie mit den Schützen, deren Hauptähne wir auf jedem bedeutenden Schießstande treffen, welche bei jedem eidgenössischen Schützenfeste sich den Sieg streitig machen, so ist's auch mit den Rednern. Es sind dieselben Koryphäen, die wir die Rednerbühne besteigen sehen, mögen in Osten die Sänger, oder in Westen die Schützen ihre Feste feiern. Da ist der St. Galler Curti, aus dessen dunkelrollendem Auge noch das südliche Feuer seiner transalpinen Vorfahren zu blitzen scheint; da ist Augustin Keller, der aargauische Seminardirektor und Klosterstürmer; da ist der Rechtsgelehrte Dr. Casimir Pfyffer, der radikale Wahrer des Rechtsbodens; da ist Dr. Brenner aus Basel, an dem wir den gesammten stadtbaselschen Radikalismus als Consommé eingekocht genießen können; da ist Professor Henne aus Bern, der phantasievolle Erfinder der unendlichen Pharaonendynastien. Ich könnte noch viele nennen, merkwürdigerweise noch mehr als berühmte Schützen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Witterung. — Sonntag.

Die Saison hat mit Regen und Ungewitter Abschied genommen. Kein Tag des Juli ist vergangen, ohne uns ein himmlisches Trankopfer zu gönnen, das den Hüten und Kleidern der Damen eine höchst gefährliche Spende wurde. Aber Felder und Wälder jauchzen dafür einen um so fröhlicheren Lobgesang, und fühlen sich behaglich wie Fische im Wasser. — Es steht zu hoffen,

Digitized by Google

daß eine gute Ernte heranreifen werde, das beſte Surrogat, um Liebe und Einigkeit unter den Kindern der Menſchen zu erhalten, die doch allzumal von Adams Zeiten her einen gewaltigen Hunger verſpüren. Jezt hat ſich auch noch die Cholera an die Pforten des Lebens geſtellt, und macht mit mahnender Stimme auf das Ende aller Dinge aufmerkſam; das erweckt denn, wie natürlich, Gefühle chriſtlicher Liebe und Geduld, für eine Spanne Zeit. — Die Parks ſind leer, der Wagen und der Reiter werden täglich weniger. In Kenſingtongarten wandeln noch einige Kinder mit ihren Wärterinnen vereinſamt umher, aber auch ihre Zahl nimmt ab. Das von der Juniſonne längſt verbrannte Gras müht ſich unter dem feuchten Einfluß der Atmoſphäre ein bischen Frühlingsgrün aufzubringen, und die ſchwarzbeſtaubten Bäume gewinnen unter den reichen Tropfbädern ein wenig von ihrer angeſtammten Grundfarbe, in welche ſie der Mai zur Ehre Gottes und zur Freude der Menſchen ſo ſchön gekleidet. Der Himmel aber hängt düſter und trübe über London, und läßt tagtäglich ſeine dumpfrollende Stimme vernehmen, das Echo eines Gährungsprozeſſes, vor dem der ſchwache Menſch erzittert, weil er ihn nicht begreift.

Es iſt Sonntag, der Tag der Ruhe und der Erholung für den Müden, deſſen Wochentage ein ununterbrochenes Feſt der Arbeit geweſen, für den Reichen ein Tag der Pflicht, wo er dem Himmel in der Kirche ſeine Schuld zu bezahlen meint, dafür, daß er ihn mit einem ſilbernen Löffel im Munde geboren werden laſſen. Trüge er doch ſeinen Mitmenſchen dieſe Schuld ab! Aber wo ſind dieſe? Leider erkennt er nur ſolche dafür, die, gleich ihm, auf Eiderdunen ruhen. Ruht es ſich aber auch immer ſanft auf denſelben? Wer jezt in den ſchönen mondhellen Nächten durch Londons Straßen wandert, der kann ſehen, wie es ſich auch auf dem harten Pflaſter ſo unſanft nicht ruht. Beſonders längs der Geländer der Parks, die um zehn Uhr geſchloſſen werden, reihen ſich ſolche obdachloſe Gotteskinder; ſie liegen dort einzeln oder in Gruppen umher; Alt und Jung, Kinder und Mütter, Blinde und Lahme; kein Alter und kein Stand iſt ausgenommen von dieſem Fluch der Uebervölkerung großer Städte, in denen immer eine Anzahl à la belle étoile die Nacht zubringen muß. Die Geſchichte der Menſchheit wird da zum grauſigen Drama. Die Höhe der Civiliſation und der Gipfel des menſchlichen Elends ſcheinen an einander gebunden. — Es iſt Sonntag. Die Bettler ſind heute zu Hauſe geblieben. Am Sonntag bettelt man nicht, die Sonntage ſind Gottes; da darf man an die Börſen keine Anſprüche machen. Blinde, Lahme, Taube, ſie ſind von den Thürſchwellen weggebannt, ihre gewohnten Stätten in den Mauerniſchen ſind leer, die Querwege für die Fußgänger über die Straßen ſind nicht gereinigt, die Pächter derſelben halten den Feiertag. — Es iſt Sonntag. Die Läden ſind geſchloſſen, feierliche Stille herrſcht überall. Schön gepuzte Menſchen aus allen Klaſſen ziehen langſam ihres Weges; heute hat Niemand Eile. Auf den freien Plätzen in den Vorſtädten ſtehen Gruppen verſammelt und hören einem Methodiſten oder andern Sektenprediger zu, der ſie mit entblößtem Haupte zur Beſſerung ermahnt; andere gehen vorüber und gönnen ihm und ſeinen Zuhörern nichts mehr als einen neugierigen Blick.

(Fortſezung folgt.)

Bern, Auguſt.

(Fortſezung.)

Fremdenbeſuch. — Flüchtlinge.

Das Leben in Bern iſt meiſt ziemlich einförmig und langweilig, namentlich im Sommer, wo die reiche und vornehme Welt ſich auf ihre Landſize zurückzieht oder auf Reiſen begibt. Auch Fremde berühren ſelten Bern ſelbſt oder verweilen dort wenigſtens nur kurze Zeit. Sie ziehen das nahe Thun oder das berühmte Interlaken vor, dem es auch dieſes Jahr an zahlreichen Beſuchern nicht fehlen ſoll, während ich mehrere deutſche Bäder nur ſpärlich beſucht oder ganz leer fand; ſo das durch ſeine Lage ſo anziehende Alexanderbad bei Wunſiedel im Fichtelgebirge, das bei meiner Durchreiſe nur vier Badegäſte aufzuweiſen hatte. Vielleicht daß gerade die Bewegungen in Deutſchland Manchen bewogen haben, in der vor Kurzem noch ſo ruhigen Schweiz ſich ein Plätzchen zu ſuchen, wo er vor den Verfolgungen des Dämons der Politik geſchüzt ſey. Doch wird er in dieſem Falle ſich einigermaßen getäuſcht ſehen. Während in Deutſchland in dieſem Augenblicke eine politiſche Erſchlaffung, ein vollſtändiger Ueberdruß an der politiſchen Entwicklung eingetreten zu ſeyn ſcheint, iſt das Politiſiren in der Schweiz im vollſten Gange. Auch in der Bundesſtadt bemerkt man auf den erſten Blick ein buntes und reges Leben. Die vielen Flüchtlinge, die ſich hier geſammelt haben, erſezen in reichem Maaße den Theil der Bevölkerung, den der Sommer hinweggeführt. Man erblickt da wildfremde Geſichter, wie ſie gewiß nur ſelten von den Einheimiſchen geſehen werden. Die verſchiedenſten Geſtalten und Koſtüme wogen bunt durcheinander; man möchte den vielen Malern, die ſich im Sommer im Oberlande aufzuhalten pflegen, den Rath geben, nach der Stadt zurückzukehren und ſtatt an der Natur, Studien zu machen an den Trägern der europäiſchen Revolution, die hier zuſammengeſtrömt. Beſonders vervollkommnen könnten ſie ſich in der Kenntniß eines urwaldigen Haarwuchſes und einer kühnen Haltung von Hut und Federbuſch. Die meiſten dieſer Heiden gehen in demſelben Anzuge einher, in welchem ſie den Kriegsſchauplatz verlaſſen haben. Auch die Soldaten tragen in ihren Uniformen beſtändig die Schande eines unerhörten Abfalls zur Schau, ſo daß mir ſelbſt ein Berner ſeine Verwunderung darüber ausdrückte. Doch ſind ſolche Stimmen höchſt ſelten. Man ſieht wie in einem Kriegslager oder wie in einer Feſtung in dieſem Augenblicke in der Bundesſtadt Uniformen aller Art: ungariſche Huſaren mit rothen Hoſen und goldbeträßten Röcken, die in Italien deſertirt ſind und vergebens einen Weg nach ihrem hartbedrängten Vaterlande ſuchen, hellblaue Bayern, die in der Pfalz zu den Aufrührern übergetreten, dunkelblaue Badner von verſchiedenen Waffengattungen, und zu allen dieſen fremden Geſichtern und Uniformen kommen noch die einheimiſchen Soldaten und die zu eidgenöſſiſchen Dienſten aufgebotenen Truppen, die täglich maſſenweiſe die Stadt durchziehen und ſich von den andern durch die eidgenöſſiſche Feldbinde am Arm, einen rothen Streifen mit weißem Kreuze, unterſcheiden. Es iſt den ganzen Tag ein Trommeln und Trompeten und ein Zuſammenlaufen von Menſchen auf den Straßen, gerade als ob die Zeiten des Sonderbundkrieges und des Angriffs auf Freiburg, die ich hier erlebte, zurückgekehrt wären. Bald iſt es das zu kriegeriſchen Uebungen ausziehende Studentenkorps, das die Stadt durchtrommelt, bald eine Batterie, bald eine Abtheilung Cavallerie oder Infanterie, die mit klingendem Spiel zur Beſezung der Grenze ausrücken. Dabei iſt mir aufgefallen, daß ſich das flüchtige Militär durch Haltung und Anzug ſehr zu ſeinem Vortheile von den einheimiſchen Milizen unterſcheidet, was die Schweizer ſelbſt bei einem unabweislichen Vergleiche eingeſtehen müſſen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 195. Mittwoch den 15. Auguſt 1849.

Observatum est, a meridianis partibus ad occasum solis pestilentiam semper ire.
Plinius.

Vom Zug der Seuchen von Oſten nach Weſten.

Der Planet, den wir bewohnen, hat bekanntlich eine doppelte Bewegung: eine von Weſten gegen Oſten um ſich ſelbſt, und eine andere von Oſten gegen Weſten um die Sonne. Die erſtere Bewegung unſerer Erde iſt die ihr eigenthümliche und die hier minder in Betracht kommende. Die zweite aber, die von Oſten gegen Weſten, iſt die bedeutungsvollere, da ſie dem Erdkörper ſeine Rolle im Univerſum anweiſt. Und wie die Erde, durch die Herrſchaft der Sonne beſtimmt, von Oſten nach Weſten eilt, ſo ſcheinen auch die Hauptbewegungen des Erdenlebens, treu ihrer Mutter, derſelben Richtung zu folgen. Die Weltgeſchichte ſtellt uns den nicht zu leugnenden Erfahrungsſatz auf: der Bildungsgang des Menſchengeſchlechts bewegt ſich von Oſten nach Weſten. Von den vielen Schriftſtellern über die Geſchichte der Menſchheit, welche dieſen Gegenſtand bald mehr, bald minder ausführlich behandelten, will ich nur den geiſtreichen Aufſatz meines Freundes Friedreich, „der Gang des Lebens von Oſten nach Weſten“ in ſeinen „Analekten zur Natur- und Heilkunde“ als vorzüglich dieſes Thema behandelnd hier anführen.

Nach aller Geſchichtsforſchung war Aſien die Wiege des Menſchengeſchlechts. In Aſien entſprang zuerſt die Quelle jeglicher Bildung, um ſich dann in mächtigen Strömen nach dem Weſten hinüberzuziehen. Die Poeſie, die Urſprache der reinen, wie der Ausdruck der veredelten Menſchheit, ſtieg in Aſien ſchnell zu einer bewunderungswürdigen Höhe empor. So iſt auch Aſien das eigentliche Vaterland des Mährchens und der Erzählung. Wo die Nachrichten von der arabiſchen Literatur beginnen, da finden wir auch ſchon Zeugniſſe von der Liebe der Araber zu Mährchen. Gewiß iſt es, daß manche Erzählungen im Arioſt einen orientaliſchen Urſprung haben, vermuthlich durch die Kreuzzüge oder durch die Einwanderung der Araber in Spanien nach Italien gebracht. Die meiſten der noch vorhandenen altfranzöſiſchen Fabliaux und Contes tragen das Gepräge arabiſcher Abkunft. Wie ſich die Mährchen von Arabien aus in das weſtliche Europa und namentlich nach Frankreich verpflanzten, erzählt uns namentlich Eichhorn in ſeiner „allgemeinen Geſchichte der Kultur und Literatur“ eben ſo ausführlich als überzeugend.

Die Zeitrechnung, die Aſtronomie, die Arzneikunde, alle herrſchenden Religionen entſtanden in Aſien; die jüdiſche, chriſtliche und muhamedaniſche in einem kleinen Erdſtriche des vordern Aſiens, die Lehre der Braminen, des Fo und Lama in Oſt- und Mittelaſien. In Aſien finden wir die älteſte kultivirte Sprache und Schrift. Aſiens Handel brachte zuerſt den Weſten mit dem Oſten in Verbindung. In Indien und China ſind Bildung und Kultur uralt, während im Weſten Amerika und Auſtralien erſt auf der Stufe ſchnell emporkeimender Bildung ſtehen.

Ruht jezt auch der ungeheure Oſten im Greiſenalter, während im Weſten, durch Europa vermittelt, das Leben mit Jünglingskraft emporblüht, ſo zeigen höchſt merkwürdige Erſcheinungen, daß Aſien, wie von jeher, ſo noch jezt die Bildungsſtätte jener dunkeln und räthſelhaften Krankheitsformen iſt, die wir mit dem Namen Seuchen, Epidemien belegen, die wunderbar an dem allgemeinen Geſetze des Lebensganges

Digitized by Google

theilnehmend, ſich in der Richtung von Oſten nach Weſten verbreiten und bald in längeren, bald in kürzeren Zwiſchenräumen die Bewohner unſerer Erde heimſuchen.

Schon der Gang der Cholera, die im Jahr 1817 an den Ufern des Ganges entſtand und von da unaufhaltſam nach Weſten vordrang, beſtätigte noch in der neueſten Zeit den Satz des ältern Plinius, daß die Peſt immer von Mittag gegen Abend wandere.— Blattern und Maſern, den Griechen und Römern gänzlich unbekannt, traten zuerſt 550 nach Chriſti Geburt unter Juſtinians Regierung in Arabien auf, kamen in der erſten Hälfte des ſiebten Jahrhunderts nach Egypten, und erſt im dreizehnten, vermuthlich durch die Kreuzzüge, nach Europa, wie man denn von der leztern Ausſchlagskrankheit eine ziemlich genaue Beſchreibung beim arabiſchen Arzte Rhazes findet. — Die Richtung der Peſt geht immer von Oſten nach Weſten. Von keiner einzigen Peſtſeuche läßt es ſich beweiſen, daß ſie in Europa urſprünglich und von ſelbſt entſtanden ſey. Im Gegentheil konnte man ihren Urſprung immer auf die Levante zurückführen.

Die ſchaudervolle Peſt in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, welcher der Decameron des Boccaz ſeine Entſtehung verdankt, entſtand im Jahre 1333 in China. Außerordentliche und höchſt verderbliche Naturerſcheinungen gingen ihrem Ausbruche vorher. Weite Länderſtriche, ſonſt fruchtbar und von bedeutenden Flüſſen durchſtrömt, wurden plözlich von einer verſengenden Dürre heimgeſucht, der eine gräßliche Hungersnoth folgte. Dann ſtürzten wieder ſo anhaltende und gewaltige Regengüſſe herab, daß über 400,000 Menſchen in den überfluthenden Gewäſſern umkamen. Ganze Berge verſanken und ungeheure Sümpfe traten an ihre Stelle. Heuſchreckenſchwärme entſtanden in ſo unglaublicher Menge, daß von ihrem Fluge der Himmel Tage lang bedeckt war. Fünf Millionen Menſchen wurden in China binnen kurzer Zeit die Beute der entfeſſelten Elemente. Unter dieſen fürchterlichen Vorzeichen brach in jenem Lande die furchtbare Peſt aus, die, unter dem Namen „der ſchwarze Tod“ bekannt, erſt im Jahr 1348 nach Europa kam, nachdem ſie China, Indien, Egypten, die aſiatiſche Türkei durchwandert hatte. Zuerſt ſezte ſie ihren zermalmenden Fuß auf die herrliche Inſel Cypern; von hier überzog ſie Sicilien, Italien, Spanien, Frankreich, Deutſchland, Flandern, England, Schottland, Irland, Ungarn und Dänemark, und raffte an vielen Orten vier Fünftheile der Bevölkerung hin.

(Fortſezung folgt.)

Der ſchweizeriſche Feſtmonat.

(Fortſezung.)

Nebſt dieſen Löwen eröffnen dann noch viele Dutzend obſkure Demoſthene die Batterien ihrer Beredtſamkeit, ſo glücklich, wenn es ihnen gelungen, einen Toaſt abzubrennen, als der Schützendilettant, der einen Nummernbecher herausgeſchoſſen hat. — Bei frühern Schützenfeſten hatten die Redner ihre beſtimmten Zielſcheiben gehabt, nach welchen ſie ihre rhetoriſchen Spizkugeln ſandten. Einmal war es die Bundesreviſion, ein andermal der Jeſuitenlärm geweſen, in Solothurn die Verſöhnung mit der Stadt Baſel, in Baſel das Säkularfeſt der Schlacht bei St. Jakob. Wie ſollte die heurige, Aaraus Rednerſcheibe heißen? Der neue Bund war da, die Jeſuiten fort, weder Verſöhnung noch Säkularfeier bei der Hand, und die Viertelsſäkularfeier des Feſtes ſelbſt, die ſogenannte „Jubelweihe,“ doch ein gar zu magerer Biſſen, um volle acht Tage davon zu zehren. Bei einem Haar wäre man gezwungen worden, die beſten Phraſen in's Blaue der Völkerſolidarität zu verpuffen. Da tauchte unverſehens ein wahrer Retter in der Noth, die „Preußengefahr,“ aus ein paar Zeitungen hervor. Das war ein gefundener Biſſen, und man muß geſtehen, unſere Redner benuzten ihn mit Geſchick. Ein preußiſcher Lieutenant hatte irgendwo in der Pfalz oder in Baden bei einer Flaſche Rheinwein (bekanntlich trinkt man ihn in Berlin bloß gläſchenweiſe) geäußert, in Baſel wolle die preußiſche Armee frühſtücken, in Neuchatel zu Mittag ſpeiſen. „Laden ſich die Preußen bei uns zu Gaſt,“ rief Auguſtin Keller von der Rednerbühne, „ſo iſt es auch an uns, als ſorgliche Wirthe ſie ſchlafen zu legen. Ja, wir werden ſie ſchlafen legen, wie wir die Oeſterreicher ſchlafen legten bei Sempach, wie wir die ungezählten Franzoſen ſchlafen legten bei St. Jakob und die ſtolzen Burgunder bei Murten und Granſon.“ — Der phantaſtiſche Henne ſah bereits einen noch ungebornen Geißbuben auf einem Hügel ſitzen. „Wie heißt der Hügel?“ fragt der vorbeiziehende Wanderer. „Das iſt der Preußenhügel,“ antwortet der Bube, „errichtet aus den Gebeinen des Preußenheeres, welches im Jahr 1849 auszog, die Schweiz zu bekriegen.“ — Geſtehen Sie, daß wir das Renommiren wenigſtens eben ſo gut verſtehen wie ein Berliner Lieutenant, der Rheinwein getrunken hat. Ein anderer Redner wählte zum Thema ſeines Trinkſpruchs die langen Geſichter der Habsburger. Wir Schweizer, meinte er, tragen auch einige Schuld an dieſen langen Geſichtern. Schon in der Schlacht bei Morgarten haben ſie ſich zu verlängern begonnen,

Digitized by Google

noch mehr bei Sempach u. ſ. w. — Das waren Schüſſe in's Schwarze.

Komiſch nahm ſich die Verlegenheit der Schützenzeitung aus, des Organs, durch welches die gehaltenen Reden auf Maſchinenpapier der Nachwelt überliefert werden, als ihr dieſelben über den Kopf zu wachſen begannen und ſie, Goethes Zauberlehrling ähnlich, im heraufbeſchworenen Bade zu ertrinken Gefahr lief. „Von nun an," ruft ſie in ihrer eilften oder zwölften Nummer aus, „iſt es uns phyſiſch unmöglich die zahlloſen Reden wiederzugeben. Schade, jammerſchade iſt es, daß nun all die herrlichen vaterländiſchen Worte der Vergeſſenheit anheimfallen müſſen, aber nicht die verſprochenen fünfzehn Bogen, ſondern fünfzehn Bände müßten wir unſern Leſern liefern, und ſelbſt dieſe würden ſie nicht alle faſſen." — Sollte man mich auf's Gewiſſen fragen, wie ich an General Düfours Stelle dieſe Schützen der Speiſehalle zu verwenden gedächte, ſo würde ich Ihnen mit einer Reminiscenz aus einem gewiſſen Tagsbefehl Napoleons in Aegypten antworten. In die Schlachtlinie paſſen die Schützen des Schießſtandes beſſer.

Kaum ſind nun in Aarau die lezten Reden verklungen, kaum iſt der Kanonendonner verhallt, der den ſcheidenden Gäſten den Abſchied nachgerufen, ſo knallt im benachbarten Solothurn ſchon wieder Schuß auf Schuß, den Beginn eines neuen Feſtes zu verkünden, des ſchweizeriſchen Muſikfeſtes, das nach ſechsjähriger Pauſe heuer in dieſer alten Stadt gefeiert wird. — Dieſes Feſt iſt in unſern Tagen eine Anomalie; nicht als ob ich mit dieſem Ausſpruch auf die Harmonie ſticheln wollte, welche bei uns herrſcht, im Gegentheil: wie mir ſcheint, iſt unſer Staatsorcheſter ſchon ſeit lange nicht mehr ſo richtig geſtimmt geweſen, trotz einiger ſonderbündleriſchen und rothrepublikaniſchen Gire, ob denen wir hie und da mit den Händen nach den Ohren fahren. Ich nenne das Feſt eine Anomalie, weil es im Gegenſatz zur demokratiſchen Zeittendenz und unſerem bereits ganz demokratiſirten öffentlichen Volksleben eine ſtark ausgeſprochene ariſtokratiſche Phyſiognomie trägt. Es iſt ein Feſt der Reſtaurationsepoche, ein Feſt aus der Zeit, wo der behäbige Städter durch's Land weg den Ton angab, der Zeit, wo zwiſchen dem Frack und dem Halbleinkittel, dem rothen oder blauen Jüpplein und dem rauſchenden Seidenkleid ein Wall und Graben gezogen war. Mit Verwunderung ſahen wir deßhalb dieſes Feſt der ſich fühlenden Bourgeoiſie wieder zu neuem Leben erwachen, da wir geglaubt hatten, es habe ſeinen demokratiſchen Zwillingsgeſchwiſtern, den Sängerfeſten, für immer den Schauplatz geräumt.

Den Kern des Feſtes bildet die ſchweizeriſche Muſikgeſellſchaft, welche ihren Präſidenten, ihr leitendes Comité, ihre Fahne und ihre faſt freimaureriſch graduirten Mitglieder, Candidaten und Aſpiranten hat. Das Feſt ſelbſt beſteht, abgeſehen von den Verhandlungen der Geſellſchaft über ihre innern Angelegenheiten, aus zwei muſikaliſchen Produktionen, dem ſogenannten großen und kleinen Concert. Zur Aufführung beim großen Concert wird gewöhnlich eine größere ernſthafte Compoſition von einem ältern Meiſter gewählt, dießmal ſinnig genug das Oratorium Judas Makkabäus von Händel, der ſiegreiche Freiheitskampf eines Volkes gegen fremde Unterdrückung. Im kleinen Concert führten Beethoven, Mozart, Bellini u. ſ. w. das große Wort, und ſo herrſchte denn auch hier das ariſtokratiſche Element vor. Alles nur gelehrte, keine Volksmuſik, keine Volksmelodie, kein einziges der einfachen, aber an's Herz gehenden Lieder unſeres Vaters Nägeli.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Auguſt.

(Schluß.)

Die Flüchtlingsangelegenheit.

Man braucht nur zuzuſehen, ob ein Soldat ſauber ausſieht und wie ſeine Uniform ihm ſizt, ſo kann man auch wiſſen, ohne auf die Farbe dieſer zu ſehen, ob er ein fremder, flüchtiger, oder ein einheimiſcher iſt. Die ſchweizeriſchen Milizen ſind faſt durchgehends förmlich mit Schmuz überzogen, auch wenn ſie ſich nicht auf dem Marſche befinden; nichts iſt an ihnen geputzt und die Uniform hängt ihnen mehr am Leibe, als daß ſie ſäße. Am meiſten fällt aber dem, der aus Deutſchland kommt, die vernachläſſigte Haltung der hieſigen Artillerie und Cavallerie auf. Doch bin ich weit entfernt, aus dem Unterſchied in der äußern Erſcheinung

einen voreiligen, ja einfältigen Schluß auf die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit der beiderſeitigen Truppen ziehen zu wollen; ich referire nur das Thatſächliche, in die Auge Fallende. — Die Theilnahme an der Flüchtlingsangelegenheit iſt eine große und allgemeine. Sie iſt, wie vorher die Kapitulationsfrage, das Hauptthema aller redenden und ſchreibenden Politiker, das jede Partei für ſich auszubeuten ſucht. Die Schweiz hat bekanntlich eine Unmaſſe von Zeitungsblättern und Blättchen aufzuweiſen, die aber in einem wahrhaft ungenießbaren Deutſch — ich ſpreche hier natürlich nur von der deutſchen Schweiz — und meiſt in einem von radikaler Grobheit zeugenden Tone redigirt werden. Auf dem Muſeum zu Bern füllen die Schweizer Zeitungen, die „Wächter“ und „Erzähler“ und „Alpenboten“ und „Echos,“ die „Eidgenöſſiſchen“ und „Nationalen,“ die „Unabhängigen“ und „freien Schweizer,“ die „Freunde der Wahrheit, Freiheit, Verfaſſung“ u. ſ. w. eine ganze Seitenwand des Leſezimmers, obgleich ſie ſich gewiß noch um das doppelte vermehren ließen. Wirklich großartig iſt die cyniſche Rohheit, mit der ſich auch jezt die Schweizer Blätter, und namentlich die Berneriſchen, der Flüchtlinge wegen in den Haaren liegen. Man glaubt beſtändig ein paar Bären vor Augen zu haben, die ſich auf alle mögliche Weiſe den Pelz zerzauſen und ſich an den Ohren zwacken. Ausweiſen oder Nichtausweiſen, das iſt in dieſem Augenblicke das Schibeloth oder Sibeloth aller Blätter. Die Partei derer, welche in der Ausweiſung eine Gefährdung der ſchweizeriſchen Freiheit und Ehre erblickt, ſcheint nicht unbedeutend zu ſeyn; gering jedoch die Anzahl derer, welche eine Verletzung der Neutralität nicht nur nicht fürchten, ſondern wünſchen und herbeizuführen ſuchen. Zu dieſer gehören einige exaltirte Studenten, die in einer Eingabe an die Regierung die Erwartung ausſprechen, daß ſie nicht um den Preis der Ehre einen faulen Frieden werde erkaufen wollen; ferner einige propagandiſtiſche Blätter, welche fortwährend das Volk mit der Verſicherung zu ſchrecken und aufzuſtacheln ſuchen, daß es des Berliner Tyrannen heißeſter Wunſch ſey, auf die Alpen hinaufſteigen zu können und auszurufen: dieß Alles iſt mein! Daher müſſe man eine falſche Neutralität aufgeben, um bei Zeiten der Gefahr vorzubeugen.

Charakteriſtiſch iſt es, daß ſelbſt Druey, dieſer fanatiſche Republikaner, dieſer Anhänger der permanenten Revolution, von dieſer propagandiſtiſchen Partei ein „geweſener Volksmann“ genannt wird, weil er als Mitglied des Bundesraths den Beſchluß der Flüchtlingsausweiſung mit unterzeichnet hat. — Am meiſten haben bei den Debatten über die Flüchtlingsangelegenheit die Flüchtlinge ſelbſt zu leiden; es fehlt nicht, daß ſie von den einen eben ſo hart getadelt und angegriffen, als von den andern gelobt und gefeiert werden. Bald werden ſie Helden der Freiheit, bald feige Mäſonneurs, bald Deutſchlands edelſte Charaktere, bald Deutſchlands Auswurf genannt, bald rühmt man ihre Beſcheidenheit und ihren Fleiß, bald wirft man ihnen Zudringlichkeit und Ungenügſamkeit vor. Wer von ihnen noch einen Reſt von Ehrgefühl gerettet hat, dem muß der Gedanke, ein öffentlicher Zankapfel fremder Parteileidenſchaften geworden zu ſeyn, die bitterſte Strafe ſeyn; einer hat bereits ſeinem Leben durch einen Sturz in die Aar ein Ende gemacht. Die Führer ſollen mit einer Maſſenauswanderung nach Amerika umgehen und dabei ſelbſt auf die Unterſtützung der deutſchen Regierungen rechnen. In Zürich ſoll zu dieſem Zwecke nächſtens eine Verſammlung ſtattfinden. Die Unterſtützung der Flüchtlinge durch einzelne Perſonen und ganze Vereine dauert fort. Heute lieſt man an den Straßenecken eine Ankündigung, daß gegen Abend zum Beſten der Flüchtlinge auf der großen Schanze einige Luftballons aufſteigen werden. Muß man da nicht auf den Gedanken gerathen, daß die ganze unglückſelige Erhebung Badens und der Pfalz für die Reichsverfaſſung nichts anderes geweſen ſey, als ein mit Lüge und Verrath gefüllter Luftballon, deſſen traurige Ruderer, von einem ſcharfen Nordwinde getrieben, endlich zwiſchen den Bergen der Schweiz aus ſchwindelnder Höhe niedergefallen?

London, Auguſt.

(Fortſezung.)

Miß Mitford.

Die Glocken ertönen, die Kirchen öffnen ſich, zum erſten, zweiten und dritten male wird der Gottesdienſt eingeläutet. Andere Glocken ertönen; heller, kürzer, freudiger iſt ihr Ruf. Es ſind die Dampfboote und die Eiſenbahnen, die zur Abfahrt mahnen und Manchem den Genuß einer reinen Luft und kühlen Schatten verſprechen, wornach er ſich die lange Woche hindurch vergebens geſehnt. Die Ariſtokratie und die hohe Kirche gehen an dieſem Tage nur zu Fuß; ſchon der Abwechslung halber iſt dieß ganz heilſam, und da ſie es ſo empfinden, ſo darf es kaum Wunder nehmen, daß ſie es häufig im Parlament als eine Art Gottesdienſt vorſchlagen, am Sonntage nicht mit fremden Füßen zu gehen. — Wir gehen zu einem Piknik nach Whitenight hinaus, trotz des Sonntags. Wir ſind unſer dreißig; aber kein Tory hat ſich unter uns verloren, dafür aber ein Cobden. Wie ſeltſam frappirt die Aehnlichkeit dieſes Mannes mit Robert Owen! Auf den erſten Blick, wenn man ſie des Alters wegen nicht identificiren kann, hält man ſie zum mindeſten für Vater und Sohn. Das wäre eine Aufgabe für den Phrenologen, beider Köpfe zuſammen zu ſtellen. Wollen ſie gleich nicht auf denſelben Zweck hinwirken, ſo haben doch Beide immer ein großes Ganze im Auge, und das Organ dieſes Wollens könnte daſſelbe ſeyn. — Auch Miß Mitford iſt von der Partie, eine Zeitgenoſſin von Miß Edgeworth. Ob man ihr Werk, „our village,“ und ſonſtige kleine poetiſche Sachen je in Deutſchland geleſen, fragt ſich; auch von uns mochten die wenigſtens damit vertraut ſeyn, und nur der Gedanke, daß wir in Miß Mitford eine Reminiscenz vergangener literariſcher Berühmtheit beſitzen, machte alle auf ſie aufmerkſam. So geht es ja überall. Es iſt der Schein und nicht das Weſen der Dinge, was die Menſchen anzieht. Uebrigens kann man Miß Mitford für eine Schriftſtellerin höchſt anſpruchslos und liebenswürdig nennen. Sie verlebt den Herbſt, oder wenn man will den Winter ihres Lebens in ſtiller Zurückgezogenheit in der Nachbarſchaft Londons in einem Dorfe, wo ſie, außer zuweilen Miß Jameſon und dann und wann Charley, den ſtrengen Kritiker im Athenäum, ſelten eine literariſche Berühmtheit zu Geſichte bekommt. Da gilt es denn, die Welt, die ſie vergißt, zu vergeſſen, und dieſe Aufgabe iſt unendlich leichter geſtellt, als gelöst. Doch ſcheint ſie dieſelbe zu eigener Zufriedenheit zu löſen, und damit iſt immer viel gewonnen. — Wir wandelten unter blühenden Büſchen, bis die Nacht uns in die ſtill gewordenen Straßen Londons zurückführte, auf die des Mondes Strahlen ſo ſilbern herableuchteten, als hätten ſie nur Glück hier zu beſcheinen. Wie dick und ſtaubig ſchmeckte die Luft hier im Vergleich mit der friſchen Atmoſphäre des Landes! — Das Parlament wird uns nun nächſtens im Stiche laſſen. Die Königin iſt bereits auf der Inſel Wight und wird nächſtens nach Irland aufbrechen. Die ganze bunte Welt iſt auseinander geſtoben, und die Muſenſöhne eilen ihr ſo ſchnell wie möglich zu folgen. Zufall und Glück müſſen dabei ihre Leitſterne ſeyn, wie das ihr Metier mit ſich bringt.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 196. Donnerſtag den 16. Auguſt 1849.

Percy. — Gott ſegn' euch ſeine Gitten!
Shakeſpeare.

Der ſchweizeriſche Feſtmonat.

(Schluß.)

Aber auch in der äußern Erſcheinung zeigte ſich der ariſtokratiſche Charakter des Feſtes. Da herrſchte der ſchwarze Frack und im Chor der Sängerinnen vermißten wir die ſo kleidſame Berner und Solothurner Volkstracht. Selbſt die paar höchſt eleganten Jüpplein, die ich bemerkt hatte, als ſich die Sängerchöre gemeinſchaftlich zur Hauptprobe begaben, waren bei der Aufführung verſchwunden und hatten dem weißen Kleide nach franzöſiſchem Schnitt weichen müſſen. Die Sitze der Zuhörer waren ebenfalls ausſchließlich von „eleganter Welt" beſetzt. Gelehrte Muſik zu hören gegen ein Eintrittsgeld von fünf Schweizerfranken, iſt kein Vergnügen für unſer „Volk."

Den Schluß des Feſtes bildete nach alt hergebrachter Uebung ein Ball — ein Ball, zu dem man zwar auch ohne Ahnen und Adelstitel, aber nicht ohne Bezahlung eines Fünffrankenſtücks für die Perſon zugelaſſen wurde, an dem alſo, wie ſich von ſelbſt verſteht, weder „Durs li" noch „Babeli" Theil nahmen. Die Räume des ſogenannten „Ambaſſadorenhofes," der ehemaligen Reſidenz des vorrevolutionären franzöſiſchen Geſandten, waren hiefür eingerichtet worden. Und wirklich konnte man ſich mit einiger Anſtrengung der Einbildungskraft beim Anblick der gepuzten Damen, der rauſchenden Seidenkleider und des im Glanze der Kronleuchter glitzernden Geſchmeides die Illuſion machen, als würden nun im nächſten Augenblick der Herr Geſandte und die Frau Geſandtin, Lächeln, Penſionen und Offiziersbrevets ſpendend, durch das feſtliche Gewühl ſchreiten. Freilich hätte man dabei von einigen häßlichen Anachronismen abſehen müſſen, z. B. von dem Schrecken, der einen ſehr adelsſtolzen und vornehm betitelten Herrn befiel, als er ſich plözlich Naſe an Naſe mit ſeinem Dienſtmädchen ſah, das ſich mit ihrem Liebhaber ebenfalls einmal vornehm luſtig machen wollte. — Noch ein anderes Memento der Zeit. An den Fenſtern unter den Feſträumen ſtarren blaſſe, trübe Geſichter in die Nacht hinaus. Im röthlichen Scheine der Pechpfannen, die den Hofraum erleuchten, erſcheint von Zeit zu Zeit eine bärtige Geſtalt in Blouſe und Schlapphut. Was wollen ſo nah beim Feſte die finſtern Männer? Es ſind deutſche Flüchtlinge, in jenem Theil des weitläufigen Gebäudes einquartiert. Unſtete! heimathloſe! wie lange werdet ihr noch auf euern Meſſias, das einige, freie Deutſchland, warten müſſen?

An die Stelle dieſer Flüchtlinge hätte ich mir lieber den Schreiber der Berliner Kreuzzeitung hergewünſcht. Es hätte ſich derſelbe oculis propriis überzeugen können, daß die Schweiz eigentlich doch noch nicht ganz ausſchließlich von rothrepublikaniſch-communiſtiſchen, die ganze Welt und ſich ſelbſt untereinander auffreſſenden Ungeheuern bewohnt iſt. Es ging auf dieſem Ball auf's wenigſte eben ſo ordentlich her, als wären lauter preußiſche Gardelieutenants und Mitglieder des roſenroth-himmelblau-hellgrünſchneeweißen Treubundes dabei und würde nichts als mit ächtem Spreewaſſer angebrühter Thee getrunken. — Weil ich vom Trinken ſpreche, muß ich noch bemerken, daß das Feſt ſich auch hierin als kein ächt eidgenöſſiſches Volksfeſt erwies. Es floß nur ſpärlich der edle Trank von den Ufern des Leman oder

Digitized by Google

Neuenburgerſees, oder von andern mehr oder minder geſegneten Geländen des Schweizer Landes, der, je volksthümlicher es bei uns zugeht, ſich in um ſo breiteren Strömen ergießen muß.

Sollte ich aufgefordert werden, den Totaleindruck, den das Feſt auf mich machte, in ganz kurzen Worten auszuſprechen, ſo würde ich mich folgendermaßen faſſen: es war ein Familienfeſt, an welchem eine große, zerſtreut wohnende Familie (unſere Bourgeoiſie) ſich zuſammenfand und ſich während einiger, durch keinen widrigen Zufall unterbrochener Tage entre soi auf eine äußerſt anſtändige Weiſe äußerſt angenehm unterhielt. — Ich fürchte, die Familie wird ſich nicht mehr oft ſo vergnügt zuſammenfinden; es wird Mesalliancen geben. Schon hörte ich, daß künftig im „kleinen Concert“ die Solopartien in den Hintergrund und Chöre an deren Stelle treten ſollen; das riecht ſchon ſtark nach demokratiſchem Volksgeſangfeſt. Wie geſagt, ich fürchte! Es iſt eine Zeit, wo man kaum auf den folgenden Tag zählen kann. — Da werde ich eben unterbrochen vom Raſſeln der Kanonen, die über das Pflaſter rollen, vom Trommelſchlag und Hörnerklang der Bataillone, die vorbeimarſchiren. — Haben wir Krieg? Will uns Oeſterreich für unſere lombardiſchen Sympathien beſtrafen? will Preußen ſich ſein Fürſtenthum Neuchatel wieder holen? hat ſich der ruſſiſche Koloß vorgenommen, die revolutionäre Weſpe, die Schweiz, unter den Fuß zu nehmen? oder will uns Louis Napoleon Vorleſungen über die Unzuläſſigkeit des Aſylrechts halten? — Bange machen gilt nicht. — Bin ich nur halbwegs ein guter Wetterprophet, ſo kann man vor der Hand noch ganz getroſt ohne Schirm ſpazieren gehen.

Vom Zug der Seuchen von Oſten nach Weſten.

(Fortſetzung.)

Von 1348 bis 1350 wüthete die Seuche in Europa. Nach Matteo Villani hatte die Welt noch keine ähnliche Verheerung durch eine Seuche geſehen. Sie begann mit Blutſpeien. Oft ſtarben die Kranken an demſelben, oft in zwei bis drei Tagen; ſelten dauerte es länger. Da auch die Krankenwärter meiſt dahingerafft wurden, ſo wollte Niemand mehr die Erkrankten pflegen und Tauſende ſtarben aus Mangel an Hülfe. Nirgends konnten die Aerzte ein Mittel dagegen finden und eben ſo wenig half die pſychiſche Einwirkung des päpſtlichen Ablaſſes. Bei Allen zeigten ſich die der Peſt eigenthümlichen Drüſengeſchwülſte.

Sogar der Weichſelzopf, den man als eine in Polen endemiſche Krankheit zu betrachten pflegt, ſoll nach Aliberts Forſchungen aſiatiſchen Urſprungs und im dreizehnten Jahrhundert zuerſt in Polen aufgetreten ſeyn. — Gewiſſer iſt es, daß der Ausſatz, eine der älteſten und ſchaudervollſten Krankheiten des Menſchengeſchlechts, Aſien zum urſprünglichen Vaterlande hat. Durch Vorderaſien und Egypten pflanzte er ſich in andere Welttheile fort und nahm durch die Länge der Zeit und die Verſchiedenheit der Klimate mannigfache Modifikationen und Ausartungen an, ja verſchmolz häufig mit andern Krankheiten. Im zwölften und den folgenden Jahrhunderten ward er durch die Kreuzfahrer aus ſeinem urſprünglichen Vaterlande nach dem abendländiſchen Europa gebracht, wo er bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in ſchreckenerregendſter Heftigkeit wüthete. Zeugniß davon geben die unzähligen Leproſenhäuſer, die man damals in den verſchiedenen Ländern Europas ſtiften mußte, um die Unzahl dieſer Unglücklichen zu iſoliren und ſie dem Verkehr mit ihren Mitbürgern zu entziehen. Die Elephantiaſis, der knollige Ausſatz des Alterthums, ſoll Egypten zum Mutterlande haben und über Kleinaſien nach Rom gekommen ſeyn. Auch dieſe fürchterliche Hautkrankheit ward durch die Kreuzzüge aus dem Morgenland in's Abendland verpflanzt, hauste dort vom eilften bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und ward durch den Sklavenhandel, ſo weit die Europäer die unglücklichen Neger verkaufen, über Afrika, in die weſtindiſchen Inſeln und auf das feſte Land von Amerika gebracht.

Selbſt das Contagium der Syphilis, das nach der frühern gemeinen Meinung uns aus Amerika zugekommen ſeyn und im fünfzehnten Jahrhundert die Elephantiaſis abgelöst haben ſoll, iſt nach neuern Forſchungen ſchon ſeit undenklichen Zeiten im Orient bekannt. Schon Gebräuche der Braminen, wie der, nie das Glas eines Andern an die Lippen zu bringen, ſcheinen darauf hinzudeuten. Schwediauer erfuhr von einem in Indien eingebürgerten Franzoſen, die Syphilis ſey dort ſchon ſeit langer Zeit bekannt und die Braminen wenden nicht allein das Queckſilber, ſondern auch andere, den Europäern noch fremde Mittel dagegen an. Die zu Calcutta erſcheinenden Asiatic Researches belehren uns gleichfalls, daß dieſe Krankheit in Indien ſeit undenklichen Zeiten unter dem Namen des „perſiſchen Feuers“ bekannt und das Queckſilber dagegen im Gebrauch ſey.

Gleich dem ſchwarzen Tod zog das engliſche Schweißfieber (sudor anglicus) im Jahr 1485 aus dem Orient über die Inſel Rhodus durch Frankreich nach England. Eine allgemeine Entkräftung bemäch-

Digitized by Google

tigte ſich der Kranken, die wahrhaft in Schweiß zerfloſſen und oft ſchon in wenigen Stunden eine Beute des Todes wurden. Auch Anna Boleyn ſoll davon befallen, jedoch gerettet worden ſeyn. — Das im Jahr 1490 in Spanien herrſchende Petechialfieber kam von Cypern nach Italien; auf gleiche Weiſe die tödtlichen Fleckfieber der Jahre 1505 und 1528, die von Cypern aus Italien verwüſteten und die Fracaſtorius beſchreibt. Selbſt der Keuchhuſten gehört nach Markus keineswegs zu den neuern, ſondern zu den ältern, aber verkannten epidemiſchen Krankheiten. Deutliche Spuren von ihm findet man bei den arabiſchen Aerzten. Unter der Regierung Carls IV. in Frankreich wurde er zuerſt als ein epidemiſcher Huſten eigener Art beobachtet.

Den Urſprung der Influenzaepidemie des Jahres 1782 hat man bis Kiachta an der chineſiſchen Grenze verfolgt. Ihren Namen Grippe leitet man aus dem ſlaviſchen chripanj. Heiſerkeit, als einem ihrer auffallendſten Symptome, her. Nach Gray ſtammt ſie vielleicht urſprünglich aus Oſtindien, wo wenigſtens im Oktober und November 1781 eine ähnliche Epidemie geherrſcht hatte. Von da kam ſie vermuthlich nach China, weßhalb ſie die Ruſſen nur die chineſiſche Krankheit nennen. Von Kiachta wanderte ſie nach Irkutzk und Tobolsk. Gegen das Ende des Jahrs 1781 graſſirte ſie zu Moskau, und mit dem Anfang des Jahrs 1782 zu Petersburg. — Den Urſprung der Influenza des Jahrs 1800 ſetzen Nachrichten in die Nähe des kaſpiſchen Meers, in eine Gegend, wo ſich durch Ueberſchwemmung ein Sumpf gebildet haben ſoll. Die der Jahre 1832 und 1833 nahm ebenfalls ihren Weg von Oſten durch den Norden von Europa nach Weſten. Offenbar war auch dieſe Epidemie gleich der Cholera zuerſt miasmatiſchen Urſprungs und verbreitete ſich ſpäter auf dem Wege der Anſteckung. Wenn es überhaupt noch in Frage ſteht, ob eine ſich ſehr weit verbreitende Epidemie ihren urſprünglichen Charakter durch klimatiſche Einflüſſe verändern kann, ſo beweiſen einige Epidemien, wie die der Influenza und Cholera, das Gegentheil. Was namentlich die erſtere betrifft, ſo behielt die des Jahres 1782 von Kiachta in Sibirien bis Liſſabon im Ganzen ihren weſentlichen Charakter bei. Auch die der Jahre 1800 und 1832 äußerten ſich in Rußland, Polen, Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. mit übereinſtimmenden Symptomen und erforderten überall eine ähnliche Behandlung.

Die egyptiſche Augenentzündung kam von Egypten nach Malta durch das engliſche Heer. Soldaten, die in Egypten ſelbſt trotz der brennenden Hitze und des hellen feinen Sandes von der Krankheit verſchont geblieben, wurden auf offener See während der Heimkehr davon ergriffen. Man glaubt, das engliſche Klima begünſtige unter den Soldaten die Verbreitung dieſer Krankheit. Ich bin dieſer Meinung nicht, ſondern halte dafür, daß die übertrieben kräftige und erhitzende Lebensweiſe des engliſchen Soldaten, die ich als Oberwundarzt in hannöverſchen Dienſten hinlänglich kennen gelernt, ein bedeutendes Moment zur Entwicklung dieſes Uebels iſt.

(Schluß folgt.)

Trauriger Wechſel.

(Thun den 12. Juli 1849.)

Oben nichts als Aetherbläue,
Unten Alles grün und golden.
Freudig ſah ich, daß des holden
Anblicks alle Welt ſich freue.
Und wir hofften ſchöne Tage,
Frei von Aengſten, frei von Klage.
Plötzlich aber welche ſchwüle,
Dumpfe Luft, kein Laubgeknitter;
Bang ein ſchweres Ungewitter
Ich in allen Nerven fühle.
Schnell jetzt berſtet Wolk' an Wolke,
Wild vom Donnerſtrahl zerriſſen.
Vor der Sturmſchlacht Wuthergüſſen
Bebt das Herz dem Erdenvolke.

Ach! in dieſem Wechſel ſeh' ich
Einen andern abgeſpiegelt,
Den des Wahnſinns Hauch beflügelt:
Vor dem Wirrſal Deutſchlands ſteh' ich.

Welchem biedern Deutſchen ſchwellte
Nicht die Bruſt ein Strom von Wonne,
Als des neuen Tages Sonne
Berg und Thal ſo ſchön erhellte!
Alle hofften das Erſtehen
Vom Verfall in manche Wehen.
Doch wie ſchnell hat ſich's gewendet!
In den Brand die Windsbraut ſtürmet;
Der die Ordnung noch geſchirmet
Wird verhöhnt, ſein Amt geſchändet.
Zwietracht unten, Zwietracht oben;
Alle Hoffnung wie zerſtoben!

J. H. v. Weſſenberg.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Malerei.

Die Theater liegen eben in den lezten Zügen. Viermal erſcheint die Sontag noch, dann iſt es damit vorbei. Die königliche Akademie der Malerei wurde ſchon am Sonnabend geſchloſſen. Zum leztenmal füllten ſich ihre Säle, und mit ſolchen Menſchenmaſſen, daß man glauben ſollte ein Jeder habe ſich den Genuß bis zur lezten Minute aufgeſpart, wie es die Kinder mit dem fetteſten Biſſen machen. Es iſt aber auch ein wirklicher Verluſt. Die Ausſtellung enthält viele, ſehr viele ſchöne Sachen, die man wieder und wieder ſehen möchte. Das Juwel der Sammlung aber beſteht in einer Landſchaft von F. Danby, die eine Scene am Züricher See darſtellt, von der aufgehenden Sonne mit Purpurſtrahlen beleuchtet. Der Effekt dieſes Bildes iſt unendlich ſchön; der Künſtler, möchte man ſagen, hat ſich dießmal ſelbſt übertroffen, ſo herrlich hat er ſeinen Pinſel in die rechten Farben getaucht, um eine Beleuchtung hervorzubringen, die ſo lebendig und doch ſo ſanft, ſo feurig und doch ſo früh-kalt iſt. — Landſeer hat, wie immer, Meiſterſtücke geliefert; doch keines der fünf Stücke iſt ſeinen Werken des lezten Jahres zu vergleichen, auch iſt keines von derſelben Größe. Wir haben von ihm erſtlich ein kleines Stück, „die Wüſte" betitelt. Hier iſt eine grauſig öde Natur; im fernen Hintergrund ſehen wir einen matten Lichtſtreifen, der an die Sonne mahnt, im Vordergrund ein dunkles Felsſtück, auf dem ein verſchmachteter Löwe ausgeſtreckt liegt. Lebloſe und organiſche Natur fallen hier in eine Empfindung der grenzenloſen Einſamkeit und des Verlaſſenſeyns zuſammen; ein grauſig anziehendes Bild. — Ein zweites, „die Förſterfamilie" betitelt, iſt ein höchſt liebliches Stück. Zwei Figuren, ein junges Mädchen und ein kleiner Knabe bilden den Mittelpunkt; um beide drängt ſich ein kleiner Trupp junger Rehe, die mit menſchlich verſtändigem Blick ſich zärtlich an ſie ſchmiegen und ſie ſo zutraulich koſend anblicken, als habe wirklich die Neigung hier ein Band geknüpft, das jeden Klaſſenunterſchied aufgehoben. Es liegt viel Poeſie und Idee in der Auffaſſung und man hat Freude an dem Bilde. — Dann kommt ein kleineres, „die Freikirche," ein ſeltſames Stück. Menſchen und Thiere beten hier zuſammen, und das auf eine Weiſe, die rührend und keineswegs lächerlich iſt. Im Hintergrunde ſteht ein altes Paar, eine Greiſin, gebeugt durch die Jahre, mit einer enormen Haube, aus der aber ihr runzeliges Angeſicht ſo lebendig klug hervorſchaut, daß man immer wieder zu ihr zurückkehren möchte, um die Gedanken, die aus dieſen Zügen ſprechen, herauszuleſen. Wahrlich, die Engländer haben alle Urſachen auf Landſeer ſtolz zu ſeyn. Er beſizt ein ſeltenes Talent, und ſeine Eigenthümlichkeit iſt ſo einzig, daß er auch nicht einmal einen leidlichen Nachahmer gefunden hat. Es befinden ſich übrigens zwei ſeiner Namensvettern auf der Liſte, die man aber ja nicht mit Edwin Landſeer verwechſeln darf. — Turner hat ſich auch wieder blicken laſſen, aber nur drei Arbeiten ſind von ihm da, deren Gegenſtand man über der Farbenpracht ganz überſieht. Wunderbar aber iſt es, welch vortreffliche Kupferſtiche aus dieſen Bildern entſtehen. Der Grund davon iſt die Perſpektive, in der er Meiſter iſt, und die erſt dann, wenn die Farben fehlen, ſich ganz geltend macht. Auch andern Malern geht dieß mitunter ſo mit ihren Arbeiten. Da iſt zum Beiſpiel Martin; ſeine Bilder dürfen nie den Kupferſtichen derſelben zur Seite hängen; jeder gibt den leztern den Vorzug. — Martin hat nur Ein Bild in der Ausſtellung: „das glückliche Thal," deſſen Gegenſtand dem Gedichte Lytton Bulwers „König Arthur" entnommen iſt. Die beiden Figuren, die in dem glücklichen Thale wandeln, Arthur und Eagle, ſind nur ein paar Zoll hoch, während das ganze Bild vielleicht fünf Fuß im Durchmeſſer hat; ſie verlieren ſich alſo faſt darauf. Sonne, Mond und Sterne ſcheinen hell über dem glücklichen Thale, das ganz und gar in Indigofarbe gehüllt iſt. Ob ſich die Seligen immer in's Blaue verlieren? Vielleicht. Martin hat noch einige ſehr ſchöne Stücke in ſeiner eigenen Wohnung aufgeſtellt (ein reizendes Landhaus an den Ufern der Themſe, wo er mit ſeiner Tochter lebt). Unter dieſen iſt zu bemerken: »the last man«, nach dem Gedichte von Campbell, ein großes, ſchauerlich ergreifendes Bild. Die Erde in all ihrer Pracht wird uns vorgeführt, aber das Räderwerk derſelben ſteht ſtill; Sonne, Mond und Sterne ſind zugleich am Himmel ſichtbar, Blize fahren dazwiſchen, und alles beleuchtet eine Natur, in der keine Vegetation mehr deuteht, in der Alles, Bäume, Pflanzen, Thiere zu erſterben begonnen, die nichts mehr iſt als eine große Ruine ohne Lebensathem. Und im Vordergrunde dieſer ſchauerlichen Scene ſteht der lezte Menſch, ſchaut bleich und ernſt in dieſe Wüſte hinaus, und von da auf Weib und Kind, die geſtorben zu ſeinen Füßen ruhen, und fühlt mit Verzweiflung, daß bei dem allgemeinen Tode um ihn das Leben in ihm immer noch nicht erloſchen iſt. Ein ſolches Bild auszuführen, fordert Geiſt und ideale Anſchauung, und Beides lieſt man in den ſchönen, edeln Zügen des Künſtlers, der mit jugendlichem Feuer gerne ſelbſt ſeine Darſtellungen erklärt. Er hat ſich kürzlich viel damit beſchäftigt, ein Material zu Freskomalereien zu entdecken, das dem feuchten Klima Englands trozen kann, und er glaubt ein ſolches gefunden zu haben. An einer Mauer ſeines Gartens hat er zu dem Zwecke ein großes Bild ausgeführt und erwartet jezt, daß es dem Regen Troz biete, der täglich die Probe daran macht. — C. Stanfield, der Große, der auch einen kleinern Namensvetter mit einem C. beſizt, hat ſechs Seeſtücke geliefert, die alle mehr oder minder ſein überlegenes Talent im Wellenmalen bethätigen. Man möchte ſich nur gleich hineinſtürzen in ſeine Fluthen, ſo friſch, klar und ſalzgetränkt ſehen ſie aus, denn ſüßes Waſſer malt er gar nicht, das überläßt er andern, wie Chreswik, Chalons und Etty. — Roberts hat uns nur ein großes Bild geliefert, die Zerſtörung von Jeruſalem durch Titus, ein vortrefflich ausgeführtes Stück. Man muß die Anordnung des Ganzen, die Gruppirung bewundern, ſonſt aber hat die Idee ſo wenig Anſprechendes, daß weder Chriſt noch Jude heutigen Tages Freude daran haben kann. Es iſt ein Bild für den Kunſtkenner, aber nicht für den Menſchen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 197. Freitag den 17. Auguſt 1849.

— Allgemeines Jauchzen,
So daß die Tiber bebt' in ihrem Bett,
Wenn ſie des Lärmes Wiederhall vernahm.
Shakeſpeare.

Im Flammenblick nur, oder im edeln Bau
Des ſchönen, freiheitfügenden Angeſichts
Zeigt Rom ſich noch, am Scheidemeg noch.
Platen.

Bilder aus Rom.

Die Vorſpiele der Revolution.

Auf der Piazza del Popolo erhebt ſich der Obelisk mit ſeinen unverſtändlichen Hieroglyphen; eine verſtändlichere hat man nach der vollendeten Revolution auf ſeine Spitze gepflanzt, die rothe phrygiſche Mütze. Zufolge der jüngſten Briefe aus Rom, die ich eben leſe, nachdem die Nachricht von der Kapitulation mit den Franzoſen eingelaufen, hat man dieſes Symbol noch auf dem alten Egypter gelaſſen. Auf wie lange?

Man hatte die Mütze ihm mit Recht aufgeſezt, denn auf dieſem Platze war der Anfangspunkt jeder Revolution. Hier verſammelte ſich das Volk zu ſeinen Aufzügen, hier von den Marmorſtufen des Obelisken, von den Löwen und andern waſſerſpeienden Thieren herab ſprachen die Redner zur Volksmaſſe. Der Obelisk war zu den neuen Roſtra, die Piazza zum forum populi romani geworden.

Die Redner ſprachen nicht in Hieroglyphen, wobei ich nur beiläufig erwähnen will, daß auch nicht mehr alle Obelisken in Rom dieſe Sprache reden. Weil die Hieroglyphen natürlich Zauberzeichen ſind, die Sprache eines unreinen heidniſchen Gottes, hat die Pietät früherer Päpſte ſie abſchleifen laſſen, ſo daß an den Seitenwänden nichts blieb als polirter Granit. An andern ließ man ſie, aber eine lateiniſche Inſchrift darunter verſichert die Chriſtenwelt, daß ſie ganz ohne Gefahr für ihre Seele ſich der Betrachtung dieſer Monumente überlaſſen könne, indem man vorher durch den Exorcismus alles Zauberartige ausgetrieben, die an ſich unſchuldigen Steine von den Sünden der alten Egypter puriſicirt und geweiht habe. Dieſe Atteſte, nicht die einzigen ihrer Art, machen einen eigenthümlichen Eindruck auf den Beſchauer. Für wen gab man ſie? Nicht für die kunſt- und prachtliebenden Päpſte und das Cardinalscollegium; es waren nur Conceſſionen an die öffentliche Meinung. Sie bleibt überall dieſelbe, ſtürmiſch, argwöhniſch; ſie will etwas wittern, davon lebt ſie. Iſt es nicht Zauberei, Ketzerei, Freimaurerei, ſo iſt es Abſolutismus, Jeſuiterei und Reaktion.

Kann der ſtrengſte Moraliſt und Legitimiſt, der auf dem Rechtsboden wurzelt, außer ihm keinen andern kennend, kann er es einem Römer verdenken, wenn das Gefühl ihn berauſchte, wieder auf dem Forum zu ſtehen, ein Glied, ein gleichberechtigtes, des freien, geſetzgebenden Volkes, welches zweimal die Welt beherrſchte? Man ſage nicht, daß die Römer von heut keine ächten Abkömmlinge des Geſchlechts der Scipionen und Gracchen ſind. Republikaner waren ſie durch das Mittelalter hindurch, freilich eine mittelalterlich gefärbte Republik, aber das ſtolze Selbſtbewußtſeyn blieb ihnen. Wie oft kochte und ſprudelte es auf! und der Traſteveriner rühmt ſich nebenher des ächten Vollbluts. Wenn zuerſt nur Demagogen auf dieſe Roſtra traten, ſah man doch auch Fürſten dieſe Stufen erſteigen. Es galt ja das eine, Alle gleich berauſchende Gefühl, die Freiheit, die Unabhängigkeit Italiens. Und Alles geſtaltet ſich hier ſchön; die Sprache iſt ſchön und die Menſchen ſind es. Wenn dann die Fahne geſchwungen ward, die dreifarbige, und hundert Tücher und Fahnen antworteten, das Evviva l'Italia, l'independenza, la liberta! in die Lüfte ſchallte und der lezte Redner herabſprang, wer fühlte ſich nicht fortgeriſſen, ihm zu folgen?

Digitized by Google

Ich war nur Zeuge der friedlichen Revolutionen in Rom, da noch kein Blut floß, kein Stein flog, keine Fensterscheibe klirrte. Es galt nur noch Demonstrationen und Bitten, und der Strom wogte in schönen Wellen hin. Aber bei allen diesen Demonstrationen oder Volksbewegungen war der Anfangspunkt die Piazza del Popolo, der Obelisk; dieß war so sicher wie das Einmaleins. Hier stellten sich die Agitatoren ein, hierhin liefen die Besänftiger, hieher verfügten sich die Boten, die unterhandeln wollten. Zum Theil ist das freilich durch die Oertlichkeit der Stadt geboten; es gibt keinen Platz, so geräumig und zugleich so gelegen, die Ankommenden zu empfangen und für die Forteilenden Schleußen zu öffnen. Hierhin münden in schiefen Winkeln Roms drei Hauptstraßen, der lange Corso in der Mitte, rechts die Ripetta, links die Babuina. Die Tumultlustigen strömten aus allen dreien herbei, auch wohl vom Monte Pincio herab, der Abzug oder der Aufzug der Revolution erfolgte aber jedesmal durch den langen Corso. Die Römer dachten nicht an das böse Omen, daß dieß ja auch die Straße für die Schellenkappen des Faschings ist. Wie das alte Rom jedem Mythus zugänglich war, wie es neben den Monumenten des Heidenthums die der Märtyrer adorirte, macht es auch keinen puritanischen Unterschied zwischen dem Heiligen und dem Profanen, dem unendlich Ernsten und dem unendlich Heitern. Waren denn das nicht schon Gegensätze, vor denen der protestantische Sinn erschrecken mußte, daß in der Stadt des Pontifex Maximus, des Hauptes der katholischen Christenheit, der höchsten Entfaltung clericalen Pompes, der heiligsten Reliquien, auch das höchste, berühmteste, tollste Narrenfest der Welt gefeiert ward? Und kein Italiener nahm daran Anstoß.

Darin machten die improvisirten Revolutionen keinen Unterschied vor den vorbereiteten: es schien ganz unmöglich, daß im ungeheuern Umfange Roms eine Bewegung irgendwo anders hervorbrechen könne als gerade dort. Wohl strömte sie nach dem Capitol und seiner gewaltigen Treppe, wohl entlud sie sich oft auf dem Monte Cavallo vor dem Quirinal, auch jenseits der Tiber am Palazzo Corsini, aber anfangen mußte sie auf dem Corso oder um den Obelisk der Porta del Popolo. Es war Ordnung in der Revolution. Auf dem Corso erfährt, sieht man Alles, ein Fremder, der in der Bewegung Roms leben will, muß hier sein Quartier aufschlagen; da ist das Cafe delle belle arti, da war das Hotel des Circolo Romano, da sind die berühmtesten Paläste, die der Doria, Spada, Chigi, unfern auf Piazza Colonna ist die Post, die ersten Restaurationen, das Casino der deutschen Künstler. Jedes Haus hat seine Fahnen, Teppiche, Bänder, seine gefüllten Laternen bereit, um sie bei nächster Feierlichkeit hinauszuhängen. An den Ecken stehen die Fiaker, die Blumenverkäufer, Plakate über Plakate, fliegende und sitzende Buchhändler, und wenn du dich nur geneigt zeigst Neuigkeiten zu hören, sie werden dir hier zu Dutzenden zugetragen.

Morgens, wenn du den Kopf aus dem Fenster streckteſt — was nur ein deutscher Ausdruck ist, in Italien muß es heißen, wenn du auf den Balkon hinaustratest — konntest du schon an der Physiognomie der Straße, an der Bewegung unter den Gruppen sehen, ob der Tag ruhig vorübergehen, ob es einen Sturm geben werde. Die Bummler und die Müßigen sind früh auf den Beinen; nur mache dir von den erstern keine Vorstellung nach dem Musterbilde der unsern. Da ist Feuer, Lebendigkeit des Physiognomiespiels, edle Haltung, edler Ausdruck des Gesichts; die Augen haben ein Etwas, was freilich auch der Bandit hat, aber alles zusammen ist der gerade Gegensatz zum Ausdruck von Erschlaffung und Druck, von Gemeinheit und lauerndem Ingrimm, von Durst nach Vergeltung, der die Gesichter charakterisirt, die uns diesseits der Alpen bei Straßenaufläufen erschreckt haben. Die Spürhunde haben hier bessere Witterung. Im Blick, im Wort des Sohns des Süden verräth sich der Gedanke. Man konnte also bald wissen, was es geben werde. Nur gab es damals keine Regierung, welche ihre Spürer ausschickte. Die Gesandten oder die Jesuiten thaten es für sich, und durch ihre Vermittlung erst kam es, oft sehr gefärbt, bis zu den Ohren des Papstes. — Wenn Ciceruacchio sich zwischen den Gruppen hin und her bewegte, konnte man gewiß seyn, daß etwas sich vorbereitete. Er wollte es fördern oder hindern.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Zug der Seuchen von Osten nach Westen.

(Schluß.)

In Frankreich, wo die aus Egypten zurückkehrenden Truppen doch ebenfalls an der Augenentzündung litten, hatte sich die Krankheit lange nicht so heftig gezeigt, als in England. Der französische Soldat ist viel genügsamer, lebt mäßiger als der englische und spricht dem Grog und der Rumflasche bei weitem nicht so zu als der letztere. In der niederländischen und preußischen Armee beförderte offenbar die knapp anliegende Kleidung, die den Hals zusammenschnürende Cravatte und der steife, dicke, auf dem Kopfe balancirende Tschako die Ausbildung dieser schrecklichen Krankheit, deren heftige Schmerzen den Kranken selbst nach Verlust des Augapfels noch quälen. Seit Einführung des leichteren Waffenrocks und des die Ausdünstung des Kopfes hindurchlassenden bequemen Helms verschwindet dieses Uebel unter den preußischen Truppen immer mehr,

Digitized by Google

obgleich es nach Müllers gediegenen Beobachtungen in den Rheinprovinzen einheimisch geworden zu seyn scheint und sich leider unter dem Landvolke schleichend verbreitet.

Die Umstände, die in Ostindien im Jahr 1817 die asiatische Brechruhr zuerst erzeugten, waren aller Wahrscheinlichkeit nach miasmatischer Natur. Es entwickelte sich eine Luftvergiftung durch die Ueberschwemmungen des Ganges und durch Fäulniß der in jenen Gegenden so reichlich aufgehäuften organischen Ueberreste, befördert durch die bedeutende dort herrschende Hitze. So war das Entstehen der Krankheit allerdings durch ein bestimmtes, an den Ufern des Ganges erzeugtes Miasma begründet, während ihre Fortpflanzung nach den übrigen Theilen Asiens, nach Europa, Afrika und Amerika sicher der Ansteckung zuzuschreiben ist. Die Contagion erfolgte stets in den Richtungen, wo am meisten Menschenverkehr durch Handel, Krieg und Reisen stattfand. Durch Handel gelangte die Cholera nach Persien und Moskau. Hier blieb sie isolirt, so lange Moskau von einem strengen Cordon umgeben war. Als aber die polnische Insurrektion dessen Aufhebung nöthig machte, verbreitete sich die Epidemie über Rußland, Polen und Galizien. Holzflößer brachten sie von da nach Ungarn, und der nicht streng genug gehandhabte Cordon ließ sie nach Oesterreich gelangen. Auch Preußens Cordon schüzte nur für kurze Zeit. Von Westpreußen brachte die Schifffahrt auf der Warte, Oder, der Havel, Spree und Elbe die Krankheit nach Stettin, Berlin, Magdeburg, Hamburg. Daher der Glaube der Nichtcontagionisten, die Cholera folge besonders dem Laufe der Ströme. Hamburgische Schiffer, die in Sunderland Steinkohlen holten, ließen dafür die Cholera zurück, die sich bald über Großbritannien und Irland verbreitete, während sie gleichfalls durch Schifffahrt nach Paris, Lissabon, Norwegen und durch irische Auswanderer nach Canada verpflanzt wurde. Im Sommer 1837 wird die Cholera von Neapel durch Schiffer nach Sicilien und Malta gebracht, während der abgesperrte Kirchenstaat keine Spur davon zeigt.

Da es nur unsere Absicht ist, den Osten und besonders Asien als das Vaterland der merkwürdigsten Epidemien zu bezeichnen, dringen wir in diesen Gegenstand nicht tiefer ein. Um die Natur der Epidemien näher zu beleuchten, fügen wir nur noch hinzu, daß man in der Arzneikunde fixe und flüchtige Ansteckungsstoffe unterscheidet. Erstere, wie die der Pest und der Blattern, haften an dem Kranken und den von ihm berührten Körpern, ohne sich der Luft mitzutheilen, und stecken daher bloß durch unmittelbare Berührung an. Die flüchtigen Contagien, wie die der Masern und des Typhus, sind dagegen fähig sich in Dunstgestalt der Atmosphäre mitzutheilen, weßhalb schon durch die Hautaushauchung der daran Erkrankten, so wie durch das Einathmen der Krankenatmosphäre die Ansteckung weiter verbreitet werden kann. Während die fixen Contagien an irgend einem Gegenstande Jahre lang haften und ihre Kraft behalten können, wie das der Pest an der Baumwolle, theilen sich die flüchtigen in Dunstgestalt der Luft mit und werden endlich durch diese so verdünnt, daß ihre Wirksamkeit erlischt. Sie sind also viel vergänglicher als die fixen. Nach allen bisherigen Beobachtungen gehört nun der in Asien erzeugte Ansteckungsstoff der Cholera zu der Klasse der flüchtigen Contagien.

Kein anderer Erdtheil hat eine so mächtige Kraft der Produktion wie Asien, kein anderer eine solche Fülle von Naturgaben aufzuweisen. Aber neben der Masse des Guten und Schönen wuchert auch der Samen des Bösen auf. Neben all den Früchten, Getreidearten, Hausthieren, die wir dem Orient verdanken, sind uns von dort auch jene räthselhaften bösartigen Stoffe zugekommen, die wir mit dem Namen Miasmen und Contagien belegen und nur aus ihren zerstörenden Wirkungen erkennen. Wenn Asien die Wiege aller Kultur war, die von dort aus belebend wie die Sonne nach Westen zog, so drohte später in derselben Richtung Barbarei und Rohheit das geängstete Europa zu unterjochen und seine gesegneten Fluren in Wüsteneien zu verwandeln. Gleich einer verheerenden Seuche wälzte sich aus den mongolischen Steppen jene hunnische Kriegerschaar, alles auf ihrem Wege zermalmend, alle Blüthen der Kultur zertretend und nur das Gesetz des Stärkern anerkennend. So sehen wir mit Erstaunen in der geistigen wie in der körperlichen Welt den Einfluß des Ostens auf das Abendland. Der Durst nach Reichthümern und Eroberung wandelt die entgegengesezte Bahn. Zwei der mächtigsten Nationen scheinen vom Schicksal ausersehen, sich auf diesem Wege zu begegnen. Es gilt die Herrschaft über Asien und damit über Europa.

C. Clemens.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, August.

Preußische Garnison.

Einen seltsamen Eindruck machte es mir, als ich nach einer Reise mitten durch das preußische Lager im Angesicht Rastatts, wo gerade der lezte Akt der Tragödie abgespielt ward, kaum in Baden angelangt und noch ganz erfüllt von Bildern des Bürgerkriegs, unter den ersten Individuen, die mir auf der verödeten Promenade entgegen traten, dem Bruder Marats begegnete. Der kleine Mann mit weißen Haaren, der deutsch spricht, markios und gebeugt in ganz sauberer bürgerlicher Kleidung einhergeht, wollte mich, trotz dem philisterhaft ruhigen Ansehen, oder

vielleicht eben darum, wie das knöcherne Gespenst der Revolution, wie die Satire derselben gemahnen. Ein Frauenzimmer, das einer Bonne glich, führte ihn längs der Budenreihe. Die meisten waren geschlossen, wie die Jalousien der schläfrigen Häuser, welche nicht aus hellen Fensteraugen in das immer lachende grüne Thal, auf die ewig schönen Berge hinausschauten, auf die bemoosten Trümmer und Felsen, die das blutige Leid des Tages nicht erschüttert hat. Statt dem sonstigen kosmopolitischen Saisonleben zeigten sich höchstens unter den Hausthüren die kleinen Genrestücke von Krähwinkel, gegen welche die allgemeine Spannung und das dumpfe Echo der Kanonenschüsse grell abstachen. Mit der Uebergabe der Festung, wie beim Aufziehen oder vielmehr beim Fallen des Vorhangs, ändert sich alles. Eines Mittags wirbeln plötzlich Trommeln durch die Matten. Ich eile an das Fenster, und unten, von Dos herein, schiebt sich ein ganzer Wall von Bajonetten, wie eine stahlblaue Wand. Helle Musik erklingt, alle Balkons sind voll Damen, das zwei- und-dreißigste preußische Regiment zieht in die Stadt. Wenige Minuten später füllt sich der ganze Schloßberg mit muntern Soldaten. Auch wir haben zwei im Hause; der eine war in Rastatt gefangen, nachdem er in Heidelberg beim Patrouilliren festgenommen worden. Jezt schmaucht er seine Pfeife und besieht sich die alten Bildnisse im klosterartigen Corridor, die je höher das Steckwerk, desto vornehmer werden; im Erdgeschoß bürgerliche, im ersten Stock fürstliche Männer und Frauen. Wenige Tage später schmettern Fanfaren, wieder sieht man alle Balkons voll Damen, die rothen Husaren schwenken in blinkenden Zügen gegen den Berg. Gleich nachher sah man sie schon überall an sich und den Pferden putzen und striegeln. „Was ist das für ein Regiment, bei dem Sie stehen?“ frage ich den ersten, an dem wir vorbeikamen. „Das ist das Regiment, das früher der berühmte Ziethen kommandirte,“ erwiderte er Nun kamen die Paraden; der ganze Sonntag erklang von Preußenmusik; da und dort schallten die Instrumente aus dem Grün und Tannenschwarz, die Berge selbst muncirten gleichsam. Morgens blitzen die Helme schon früh im Walde, auf jeder Krümmung des Pfads kommt uns eine Schaar entgegen. Von allen Seiten winden sie sich herauf, den Berg umschlängelnd, der zum kriegerischen tableau mouvant wird. Hier marschirt ein Haufen, mit den verwunderten Vögeln um die Wette pfeifend; dort kommt ein langer Zug mit dem Gewehr auf der Schulter am Schlosse vorbei, schöne, theils wehmüthige, theils lustige Soldatenlieder singend, auch eines vom fernen — freilich sehr fernen Lieb. — Es scheint überhaupt auf starke Einquartierung für die Stadt abgesehen zu seyn, wegen ihrer republikanischen Sympathien. Die hiesigen Bürger machten, wie man erzählt, dem kommandirenden General Vorstellungen wegen der zu schwer drückenden Last, um so mehr da die große Anhäufung von Militär auch den Fremdenbesuch zu verscheuchen drohe, worauf jener erwiderte: „Sollen Gott danken, daß wir da sind.“ — Persönliche Klage hört man nicht über die Mannschaft, einen einzelnen Fall des Selbstbewußtseyns ausgenommen, wo die Sieger, mit der Bewirthung unzufrieden, auf die entschuldigende Aeußerung, daß es der früheren Einquartierung doch behagt habe, entgegneten: „ja, das war schon recht für die badischen Soldaten, wir aber sind preußische Soldaten!“ — Ich kenne eine französische Familie, die um den ewigen Unruhen zu entgehen, Paris verlassen und sich hier angekauft hat, seit dem Frühling aber bereits über zweihundert Mann in dem neuen wie ein Bijou eingerichteten Hause beherbergen mußte, eine Variation des alten Sprichworts: vom Regen in die Traufe. — Ein Saal im Gasthofe zum Salm, den sonst buntes Welttreiben füllte, hat jezt Verwundete und Kranke aufgenommen, die sehr gut verpflegt, sogar von schönen mildthätigen Händen mit Speise und Trank erquickt werden. Es ist ein schöner Anblick, manche zarte Miß zu beobachten, wie sie gekochtes Obst vertheilt, oder Kaffee einschenkt, der besonders die tapfern Herzen aus der Provinz Sachsen erfreut.

(Fortsezung folgt.)

London, August.

(Schluß.)

Malerei.

Webster hat zwei allerliebste Bildchen gemacht, die beide Humor verrathen. Das eine zeigt uns eine kleine Gruppe Kinder, die sich mit einer Wippe belustigen; diese geht eben steilrecht in die Höhe, und der Knabe, der sich da oben in den Lüften befindet, klammert sich ängstlich an das Brettchen, und seine Miene schwankt zwischen Lachen und Weinen, während die Scham vor den andern mit dem Kleinmuth in ihm streitet. Sein Gegenpart aber, der fest am Boden sizt, hat gut lachen, und die kleine Gruppe der Zuschauer theilt sich in die Empfindungen, die die verschiedene Lage derselben in ihnen erregt. Das andere Bild, das wohl ein Gegenstück dazu bilden könnte, stellt eine Gesellschaft auf dem Eise vor, lauter Kinder, die auf der glatten Fläche über einander purzeln und sich gegenseitig bedauern oder auslachen. Die Gruppirungen sind vortrefflich; nichts manierirt, alles leicht, gefällig und lebendig gehalten; es verräth gutes Studium und viel Geschmack. — Wie immer, so hat auch in diesem Jahre die Ausstellung eine Unmasse von Portraits aufzuweisen. Unter diesen sind einige Notabilitäten hervorzuheben, die sich hier seltsam genug zusammengefunden haben: Metternich, Guizot und Lamartine; der erste und der lezte von dem englischen Maler Phillips, der zweite von Mottez. Alle drei sind gut gemalt; Metternichs fein aristokratische Züge, Lamartine's noble Pietät und Guizots trockene Vernunft sind charakteristisch genug hingeworfen. Man sieht auch die Gräfin Landsfeld; sie hat sich im schwarzen Kleide malen lassen, hat dazu einen schwarzen Spitzenschleier über ihr Haupt gehängt, und sieht aus demselben wie bleicher Mondschein hervor; indessen sind die großen langgeschnittenen Augen mit den schwarzen Wimpern höchst anziehend. — Auch einen Israeliten finden wir jezt als nicht unbedeutenden Künstler auf der Liste: Hart, der mit fünf verdienstvollen Arbeiten aufgetreten ist, unter denen wir besonders eine „barmherzige Schwester“ rühmen müssen, die ihm alle Ehre macht. Sonderbar ist es, daß dieser Künstler sich vorzugsweise mit Gegenständen der christlichen Kirche beschäftigt, z. B. der Papst, ein Conclave, Cardinäle und dergleichen. — Es wären außer den genannten Sachen noch manche hübsche Arbeiten anzuführen, wenn wir Zeit hätten durch das ganze Gebiet der Kunstausstellung zu gehen. Wir verlassen die königliche Akademie, werfen noch einen Blick auf Trafalgar Square und die Nelsonsäule, und begeben uns nach Pall Mall East zu Herrn Paul und Dominic Colnaghi, dem ersten Kupferstichhändlern Englands, wo Chevalier Hildebrandt eine Sammlung von Ansichten ausgestellt hat, die von ihm auf seinen Reisen in Spanien, Madeira und auf den canarischen Inseln aufgenommen worden sind. Es befinden sich keine bedeutenden Sachen darunter, doch sollen sie sich gut verkaufen und schon größtentheils abgesezt seyn. Hildebrandt hat sie mit Wasserfarben ausgeführt, die bei solchen Skizzen immer einen guten Effekt machen und mit denen er vortrefflich umzugehen weiß. — Carl Hartmann, ein junger bayerischer Maler, ist im Begriff, ein sehr schönes Bild von Madame Sontag zu liefern.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 198. Sonnabend den 18. Auguſt 1849.

Spiritu magno vidit extrema: usque ad seculum demonstravit futura et occulta, antequam illa adessent.

Sapientia Sirach.

Kriſen in der Geſchichte.

Wir haben ſchon mehrere Artikel gegeben, welche im ſelben Geiſte gehalten waren wie der folgende, und vom nämlichen Verfaſſer herrühren. Die früheren Mittheilungen ſind gut aufgenommen worden; die Leſer fanden die darin ausgeſprochenen Gedanken oft überraſchend und immer anregend, wenn ſie ihnen auch keine tiefere Bedeutung zugeſtehen mochten. Aber in den Ideen des hier folgenden Aufſatzes möchte denn doch Vielen der Witz des hiſtoriſchen Calculs übertrieben erſcheinen. Wir hätten auch vielleicht Anſtand genommen denſelben mitzutheilen, wenn uns nicht ein Aufſatz „über den modernen Aberglauben" vorläge, den wir nächſtens zum Abdruck bringen werden und auf den wir zum voraus verweiſen. Nach der alten Idee, daß die Entwicklung in der Spirale zu frühern Zuſtänden zurückkehre, wird dort dargethan, wie es in der Natur der Sachen läge, wenn aus der heutigen wiſſenſchaftlichen Bildung eine neue Alchemie und Aſtrologie und eine neue Kunſt kabbaliſtiſcher Divinationen herauswüchſen.

Die Revolution, welche im Februar des vorigen Jahres in Frankreich ausbrach, hat bis jezt die merkwürdige Erſcheinung dargeboten, daß ſich in ihr in raſcher Eile die Phaſen der erſten Umwälzung am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts wiederholten. — Bis zu Ende Junis, vier Monate lang, dauerte die Herrſchaft der Demokratie unter der Leitung von Lamartine und Ledru Rollin mit glänzenden Ausſichten auf Völkerbeglückung, auf die Einführung der Gleichheit und Brüderlichkeit, aber auch mit furchtbarer Gefährdung alles Beſitzes, mit denſelben Gedanken, welche bis zum Jahr 1794 die Völker Frankreichs erfüllt und die alten Einrichtungen umgeſtürzt oder doch erſchüttert hatten. — Vom Ende Junis bis Ende Novembers dauerte die Präſidentſchaft Cavaignacs, das Uebergewicht der Beſitzenden über die Nichtbeſitzenden, der Reichen über die Armen, über das Proletariat, in die Formen einer Republik eingekleidet, ganz ähnlich dem Direktorium, welches bis zum Jahr 1799 in Frankreich nach dem Sturz der Schreckensregierung herrſchte. — Zu Ende Novembers des vorigen Jahrs trat der Präſident auf, der ſchon durch ſeinen Namen, noch mehr durch ſeine bedenkliche Stellung gegen die Freiheit an das Conſulat erinnert, das Napoleon von 1799 bis 1804 bekleidete.

Geht die Entwicklung in dieſer Weiſe, die frühere Revolution wiederholend, fort, ſo wird bald aus dem Präſidenten ein Imperator; dieſem folgt dann ein Nachkomme aus dem Haus der ältern Bourbonen, hierauf ein Sprößling aus dem Hauſe Orleans. — Folgen ſich aber die Veränderungen daneben auch in dem verkürzten Zeitmaß, nach welchem ſie bisher eingetreten, ſo kann man ja ſogar den Eintritt und die Dauer derſelben berechnen. Vom Anfang der franzöſiſchen Revolution im Jahr 1789 bis zum Beginn des Conſulats im Jahr 1799 unter Napoleon Bonaparte verfloſſen zehn Jahre; vom Anfang der Februarrevolution bis zur Erhebung Louis Napoleons zur Präſidentſchaft verfloſſen zehn Monate. Was früher in Jahren geſchah, das entwickelte ſich jezt in eben ſo vielen Monaten. Es trat daher jene verkürzte Zeit und die Verkürzung in demſelben Zeitmaß ein, auf welche ſchon die älteſten Forſcher und Denker, der Verfaſſer der Offenbarung und Daniel, als auf eine Eigenthümlichkeit der Völkerkriſen aufmerkſam gemacht haben.

Bewährt ſich dieſe Berechnung auch für die Zukunft, ſo iſt dem jetzigen Präſidenten, der vielleicht

Digitized by Google

bald Imperator heißt, eine Friſt zugemeſſen bis zum Februar 1850, nämlich von fünfzehn Monaten, entſprechend den fünfzehn Jahren, welche ſeinem Oheim von 1799 bis 1814 vergönnt waren. Dann folgt im Jahr 1850 ein König aus dem Haus der ältern Bourbonen, welcher bleiben darf bis zum Mai 1851, nämlich fünfzehn Monate, parallel der Dauer der Reſtauration. Sodann weicht dieſer Bourbon einem Orleans, der den Thron Louis Philipps ſo viele Monate einnimmt, als dieſer ſich Jahre behauptet hatte, alſo bis zum Februar 1853.

Die Zeichen geſtalten ſich in Frankreich ſo, daß eine ſolche Berechnung keineswegs die Wahrſcheinlichkeit gegen ſich hat. Der Charakter und die Stimmung des Volks, ſelbſt das jetzige Grundgeſetz laſſen eine ſchnelle Aenderung der Herrſcher vermuthen. Schon jetzt, während ein Napoleonide herrſcht, wachſen die Sympathien für die vertriebenen Königsgeſchlechter. Schon bei der Wahl Napoleons ſahen dieſe Familien in jener Erhebung eine Brücke für ihre Wiedereinſetzung. — Auch bedarf jedes dieſer Häuſer einer Zeit der Verbannung, welche für ſie zugleich eine Zeit der Reinigung im Gedächtniß des Volks von den Fehlern und Sünden iſt, welche ſie verſchuldet. — Die Napoleoniden hatten zu dieſer Reinigung 33 Jahre nöthig. Wenn aber Louis Napoleon in dieſem Jahr die alten Sünden ſeines Oheims gegen die Freiheit der Völker durch neue, durch Kriege gegen fremde, nach Freiheit ringende Völker mehrt und von Neuem in das friſch empörte Bewußtſeyn der Völker zurückruft, dann mag wohl das Verlangen nach Ruhe vor ſolchen Störungen einen Bourbon nach zwanzigjähriger Verbannung als Bürgen des Friedens zur Herrſchaft rufen. — Die Erneuerung der Fehler dieſes Hauſes, zu welcher fünfzehn Monate Zeit genug laſſen, wird dann einem Sprößling der Orleans nach fünfjähriger Verbannung den Weg bahnen. Es wäre dieß zwar eine gar kurze Zeit der Reinigung; aber dieſes Haus hätte ſich auch nur wegen der Fehler Eines Mannes zu reinigen, während auf den alten Bourbonen die Sünden ſo vieler Könige laſten.

Wenn aber zu Anfang des Jahres 1853 die Zeit abgelaufen iſt, wo im verkürzten Zeitmaß in fliegender Eile die Erſcheinungen der erſten Revolution ſich wiederholt haben, dann kommt für dieſes Land die Zeit, wo die verſchiedenen Herrſchergeſchlechter gar nicht mehr auf einander folgen, auch nicht in raſchem Zuge, ſondern die Zeit, wo alle drei ſich gegenſeitig bekämpfend die Herrſchaft und das Land unter ſich theilen, wo der Süden Frankreichs, ermüdet von den fortwährenden Erſchütterungen, die von der Hauptſtadt ausgehen, ſich vom Norden trennt. Dann wird ſich der falſche Republikanismus dieſes Volkes rächen, der immer leichtfertig die Spitze der Gewaltherrſchaft abzuſchlagen bereit war, aber das heilloſe Rüſtwerk derſelben ſtehen ließ, zu gründlicher Heilung der Leiden des Volks ſich nicht die Mühe nahm und nicht die Zeit fand. — Dann wird an Frankreich vergolten werden, was es an Deutſchland geſündigt durch ſein unausgeſetztes Streben, dieſes Land in Zerſplitterung und Unmacht zu erhalten. Es wird ſeinen eigenen verſchiedenen Dynaſtien zur Beute werden. — Das Haſchen nach Verbindungen mit Herrſcherfamilien des Auslandes, das während der Reſtauration begann, das die Schritte Louis Philipps lähmte, das den jetzigen Präſidenten in Bahnen lenkt, in denen er den Völkern entfremdet wird, muß ſeine ſchlechten Früchte für Frankreich bringen. Es wird zuletzt allen dieſen Geſchlechtern gelungen ſeyn, ſich hinreichende Connexionen zu verſchaffen, um ſich zu behaupten, aber keine ſo ſtarken, um die andern Geſchlechter unterdrücken zu können.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Es kommt mir nicht in den Sinn, eine Geſchichte jener Bewegungen zu ſchreiben. Wahrſcheinlich wird ſie auch nie geſchrieben werden, am wenigſten aus den römiſchen Zeitungen jener Tage. Sie berichteten, darin muſterhaft, in der Regel kurz. Aber nur eine Bewegung, die zu ihren Zwecken unternommen, zu ihrem Vortheil ausgeſchlagen war, ward hervorgehoben; war ſie fehlgeſchlagen, ſo konnte man darauf rechnen, daß ſie als unbedeutend, zufällig, kaum der Rede werth dargeſtellt wurde. Auch wird ſich kaum Jemand, der jene Bewegung mitgemacht, genau erinnern, wie die Stimmungen und kleinen Begebenheiten ſich übergipfelten, welches Loſungswort heut, welches morgen galt. Das gehört zum bunten Spiel der Revolutionen, deren große Züge wohl zu berechnen ſind, während das kleine Wechſelſpiel unberechenbar bleibt. Und man nehme hiezu den Sinn des Italieners, deſſen Kindesnatur mit Puppen ſpielen muß. Wenn wir es bei uns erfahren haben, daß heut der Soldat ein verthierter Unmenſch geſcholten ward, um morgen als Bruder aus dem Volk umarmt zu werden, heut die Bürgerwehr das Palladium der Freiheit hieß, um morgen zu blutdürſtigen Mordknechten der Bourgeoiſie herabzuſinken, was wundern wir uns, daß der Italiener noch lebhafter und raſcher mit ſeiner Liebe und ſeinem Haſſe umſchlug? Heut wollte er alle Deutſchen ermorden, und morgen hatte man ihn ſchon

Digitized by Google

überredet, ein Verbrüderungsfest mit ihnen zu feiern. Ich kann selbst in meinem Tagebuch nicht mehr den Schlüssel finden, warum das Wellenspiel heut von links und morgen von rechts wogte; nur den Eindruck, die Physiognomie möchte ich nicht verloren gehen lassen.

Wenn die Bewegung losbrach, so ging sie, wie gesagt, ihren richtigen Etappenweg, d. h. der Strom wälzte sich den Corso entlang. Dann theilte sie sich entweder oder nahm eine von drei bestimmten Richtungen. Galt es, nur sich selbst zu genügen, ihr Daseyn, ihren Willen und Entschluß zu manifestiren, so ging sie über St. Maria d'Ara Celi die Treppen hinauf nach dem Capitol. Zuweilen empfing sie der Senat, der Podesta und Roms Senator, zuweilen auch nur der eherne Reiter Marc Anton. Der alte stolze Kaiser glühte wunderbar herrlich, wenn die Fackeln zu seinen Füßen erloschen. Wie schön die klassische Ruhe, mit der er den Arm erhebt, und so oft mir zu sprechen schien: „Laßts gut seyn, Quiriten, wir haben das schon oft erlebt. Es gibt nichs Neues unter der Sonne!" Marc Antons Stimme ward nicht verstanden. Aber majestätisch war das Schauspiel, bei Tage wie bei Nacht, wenn die dichtgedrängten Massen die drei Treppen füllten, Kopf an Kopf, und oben der Hof des Capitols mit den Stufen, die zur Ara Celi, zum tarpejischen Felsen führen, die Colonnaden, alles wimmelte, und ein Redner sprach tönende Worte, und die Tricolore wehte. Es war aber eben so schön und erhebend, wenn, ich erinnere mich nicht an welchem Festtag, auch die andächtige Menge diese Treppen und Balustraden füllte und aus St. Maria d'Ara Celi die Procession vorschreitend den Hofraum des Capitols umkreiste, bis der Priester im leuchtenden weißen Meßgewande auf der Treppe links die Monstranz emporhielt und die Tausende niedersanken. Mich wundert, daß nie ein Maler diese Scene zum Gegenstand gewählt hat. Sie ist freilich etwas Hergebrachtes, um das man kaum hingeht, aber außerordentlich malerisch.

Obgleich der Corso die vornehmste Straße ist, ward die Revolution in der Regel doch jubelnd empfangen; es war ja eine vornehme Revolution. Die Flügelthüren zu den Balkonen, die Fenster öffneten sich, Tücher wehten, Fahnen schaukelten, die Losungsworte, von unten gegeben, wurden tausendfach von oben wiederholt. Es war damals noch Seligkeit, nicht Wuth; Alle hofften für's erste auf die Verfassung. Man ging zu diesen Revolutionen, wie man zu einem ungewöhnlichen Aufzuge geht, zu einem Wettrennen, einem Naturereigniß, das jeder sehen möchte. So eng der Corso ist, auf den Fußsteigen fand man noch immer Platz, man brauchte vor Stoßen und Drängen nicht besorgt zu seyn, auch mit einer Dame am Arm. Nichts von dem wilden, rohen Drängen, den kreischenden, widerwärtigen Tönen aus Bier- und Branntweinkehlen; man war ja unter Quiriten, und sie waren nicht, wie Shakespeare in seinem Cäsar sie schildert, berauscht, sondern nur erfüllt von dem Einen Gedanken, dem Einen Bilde, Worte, dem es galt. Sie hätten nicht Zeit gehabt gemein zu seyn.

Ich folgte eines Abends dem Zuge. Im deutschen Casino hieß es: draußen geht's los. Was losging, wußte man nicht, ich weiß es auch heute nicht mehr, was eigentlich losgegangen war, aber die Karten und die Cigarren flogen fort (was im deutschen Casino viel sagen will), und ehe wir uns versahen, war wir mitten in der Revolution, selbst ein Theil derselben. Wohl bemerkte ich, daß die eigentlichen Agitatoren und Schreier von der willen- oder absichtslos mitgezogenen Masse unterschieden waren, aber sie waren gut vertheilt und schrien mit unermüdlicher Kehle und in gewissen Intervallen die Worte vor, die nachgerufen werden sollen, was auch pünktlich geschah, und die Ordnung blieb musterhaft.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., August.

Vorbereitungen zu Goethes Säkularfeier.

Es hat sich hier im Laufe des verflossenen Monats ein Ausschuß zur „würdigen" Säkularfeier des Goethe'schen Geburtsfestes gebildet. Die deutsche Zeitung forderte denselben auf, aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten, und wir erfahren in Folge dieser Aufforderung durch das Conversationsblatt, daß zum mindesten dreißig Köpfe und hundert Hände für die Festfeier thätig sind. In quantitativer Hinsicht wäre somit eine umfassende Vorbereitung getroffen, wie wir denn keinen Augenblick zweifeln, daß Frankfurt Mittel genug besitzt, um das Fest äußerlich angemessen herauszuputzen. Das innere Moment und die höhere Weihe von dergleichen Festlichkeiten sind bekanntlich weniger von Programmen abhängig, als von der Hingebung, aus der sie hervorgehen und mit der sie aufgenommen werden. Wenn man bei der Inauguration des Schwanthaler'schen Goethe, die sich

Digitized by Google

durch die umfassendste Ausstattung und selbst durch die bunteste Scenerie auszeichnete, den Geist dieser Hingebung vermissen wollte, so ist damit der hundertjährigen Feier des Geburtstages unseres Dichters nur das Prognostikon gestellt, daß die Inspiration es wieder versäumen könnte, sich auf die Masse niederzulassen, die man nothwendigerweise Behufs dieser Feier um Goethe's Denkmal versammeln muß, so wenig auch Goethe's Beziehungen zu unserer Zeit von ihr begriffen seyn mögen. Nicht einmal die Beleuchtung des Goethe'schen Denkmals wird unterbleiben dürfen; es wäre unziemlich, den Dichter am Abend seines Säkularfestes dem Dunkel oder dem zufälligen Mondschein im Kalender zu überlassen. Man weiß aber, daß gerade bei jenen abendlichen Festlichkeiten der Inauguration Dinge vorgefallen sind, die dem Einfluß Goethe's auf die Bildung unserer Zeit wenig entsprechen. Vielleicht wird man durch eine offene Appellation an die Sympathien unserer gesammten Bevölkerung für den Dichter, oder doch für sein Fest, die Wiederholung derselben beseitigen. Wenn man der Masse bedarf bei Festlichkeiten, zu denen sie nicht gerade von Haus aus gehört, so ist der Takt der Veranstalter häufig die Taube des heiligen Geistes. Gewiß ist, daß Konrad Schwenke im Stande seyn wird, uns bei der rhetorischen Feierlichkeit, die im Kaisersaal des Römers das Fest eröffnen soll, ein originelles Bild des Dichters und seines Einflusses zu geben, und daß Kreuznach, der über Alles mit beredtem Munde und in fließendem Zusammenhang die pikantesten Zusammenstellungen machen kann, wenn er, woran wir nicht zweifeln, an jener Stätte das Wort ergreifen sollte, den Ansprüchen geistreicher Unterhaltung vollständig genügen wird. Vielleicht werden wir auch von Clemens, dem belesenen Arzte, mancherlei, wenn auch nicht durchaus Neues, doch Gefälliges über Goethe's Beziehungen nach verschiedenen Seiten hin vernehmen. In einer Geld- und Handelsstadt eine durchgreifendere geistige Feier des Dichters zu verlangen, als die des geistigen Anstandes, wäre unbillig. Und was diesen Anstand betrifft, so ist die Elite unserer Bildung, auf die, wie versichert wird, bei der Veranstaltung des Festes ganz besonders Rücksicht genommen seyn soll, uns Bürge dafür. Für die künstlerische Ausstattung des Festes besitzen wir sogar Namen, und von unsern Schauspielern dürfen wir erwarten, daß sie, wenn auch nicht durchweg durch ihre Kunst, doch durch ihren Eifer und ihre Routine Goethe's Iphigenia zu anständiger Darstellung bringen werden. Unsere Liederkränze und Liedertafeln sind berühmt, und was Instrumentalmusik und Gesang betrifft, ja sogar Composition, so besitzen wir auch in diesem Fache mindestens Talente. Um zwölf Uhr Mittags, in der Geburtsstunde Goethe's, soll die Feier am Denkmale des Dichters stattfinden. Worin sie bestehen wird, wissen wir zur Zeit noch nicht, wie wir denn überhaupt jetzt noch allzuwenig von der Wirksamkeit des Ausschusses unterrichtet sind, eine Weise, die übrigens nicht ohne Analogie in Goethe's Leben und Treiben ist, der es bekanntlich liebte, mit seinen Plänen und Entwürfen sich auf sich zurückzuziehen; allein wir zweifeln keinen Augenblick, daß das Beispiel von Goethe's Bedächtlichkeit in Auffassung seiner Aufgabe den Ausschuß vermögen wird, uns im Jahr 1849 die glänzende Kehrseite des Festes vom Jahr 1844 zu bieten.

(Schluß folgt.)

Baden-Baden, August.

(Fortsetzung.)

Preußische Garnison.

Aus Karlsruhe wurden Fieberkranke hergebracht in die reinere Gebirgsluft. Man sah sich genöthigt die verwundeten Freischärler und Soldaten zu sondern; selbst in den bleichen blutigen Männern flammte der politische Haß noch zu heftig. Die düstere Leidenschaft der Zeit glüht im Ganzen wie in den kleinsten Zügen. „Ich thät' mir kein Gewissen daraus machen jeden Preußen zu vergiften, wenn ich könnt'," hörte ich neulich im Vorübergehen auf dem Markte eine Köchin mit einem großen Korbe voll Gemüse sagen. Man kann nicht auf der Straße gehen, ohne Leute zu gewahren, die sich die Hand schütteln und Abschied nehmen: der eine geht nach Amerika. Die sich vorbereitende Auswanderung wird Staunen erregen. Da gewährt es denn mitten unter dem allseitigen Fanatismus, unter den frischen Spuren des Bürgerkriegs, ein schönes Bild, überall so viele preußische Soldaten zu sehen, die ein Kind ihrer Hauswirthe an der Hand führen und freundlich mit Frauen plaudern. Nur die rein menschlichen Interessen können hier noch vermitteln und retten. Noch eines versöhnenden Zeichens, das zugleich eine ganz hübsche Ironie enthält, muß ich erwähnen. Es haben sich hier die überall geächteten Calabreser unter der Gestalt von Dukatenbörsen als Häkelarbeit in die Hände aller hocharistokratischen Damen eingeschlichen, kleine allerliebste Freischaarenhüte mit rothen Federchen, die sich freilich im einstigen Urzustand von dem blanken Golde, das sie zu Spieltischen und in die Modenmagazine tragen, nichts träumen ließen, was die Satire nur steigert. Der Zug gehört zur jetzigen Sittengeschichte; die kleinsten Dinge haben ihr Gewicht. — Ein anderer Sonntag brachte die Friedensfeste in den Kirchen. Ich habe eine lange Predigt gehört, in welcher „der Wohlstand," zerrüttet oder aufblühend, eine große Rolle spielte, die Stelle von Himmel und Hölle vertrat und den Zuhörern mehr an's Herz gelegt wurde als die jenseitige Seligkeit. Ich mußte mich fragen, ob dieser Diener des Herrn, der jetzt über den Sieg der guten Sache lobsang, nicht auch eine andere so genannt hätte, wenn sie Siegerin geblieben wäre. — Kaum war die Garnison installirt, so zeigte sich schon der erste Anflug von Badeleben. Doch läßt sich nicht läugnen, daß es eine entschieden preußische Saison ist. Die Militärmusik spielt jeden Abend auf der Promenade: die stolzen kriegerischen Melodien schlugen mir scharfe Krallen in die um das zerrissene Vaterland frischblutende Brust; die trefflich ausgeführten friedlichen Lieder klangen mir vielfach wie Sterbgesang. Alles war so ganz anders als in frühern Jahren, nur die Sonne vergoldete wie sonst Wald und Schloß. Ich hätte die Natur fast einer Koketterie gegen die Sieger beschuldigen mögen. Mir schien, als habe sich der Regenbogen noch nie mit solcher Verklärung über dem Merkur gewölbt zum Himmelsthor, die Stadt mit ihrem funkelnden Kirchenkreuz sich noch nie in solchen glühenden Purpurschleier gehüllt wie heute. Die Staffage bildeten blaue, rothe, grüne Husaren, Artillerie, Küraffiere, Füseliere. General Schack, der in Rastatt kommandirt, kam herüber, um sich Baden auch einmal anzusehen, ganz bequem, in der Mütze und ohne Epauletten. Alle Offiziere stürzen ihm entgegen, ihn zu empfangen, und er zeigt sich sehr leutselig. An der Colonnade von Baden, wo nie Etiquette herrschte, wo Könige sich in's Gedränge mischten, wo es zum Ton gehörte, nie ein Ordensband zu verrathen, jetzt plötzlich die Ordonnanz des Lagers, die ganze strenge Disciplin des Hauptquartiers. Es lag wie ein bleierner Bann auf den Augenliedern, ein Schwarzwaldmährchen: alles preußisch verhext! — Recht fatalistisch hallte der alte Dessauer Marsch in's Gebirg hinein, und jener andere, von dem ein Offizier zu mir sagte: „Das ist unser eigentlicher Marsch, der preußische Marsch; mit dem sind wir jetzt durch die Welt gegangen." (Das Regiment kam von Schleswig.)

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 199. Montag den 20. Auguſt 1849.

Turbaque in hoc omnes ingeniosa sumus.
Ovid.

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Wie viel Tauſende ſich auch durch die engſten, krummſten Straßen der Stadt hinwälzten, es fiel kein Exceß vor, nicht Einer trat dem Andern auf die Ferſen. Es ward uns ganz gemüthlich in dieſer Revolution, obwohl ſie, wie alle, aus Unzufriedenheit mit einer nicht vollſtändig geglückten Operation nachträglich improviſirt war. Erſt mitten auf dem Wege durch die alten Stadttheile um die Piazza Navona (ein Theil, der weniger von den Fremden beſucht wird) erfuhren wir, daß der Zug dießmal von ſeinen gewöhnlichen Ausgangspunkten rechts abging über die Tiber, um dem Fürſten Corſini einen Beſuch zu machen. Er hatte am Obelisk der Porta del Popolo zwar eine Rede gehalten, worin er ſeine lezten Bemühungen beim Papſte auseinander geſezt, aber entweder hatte er nicht genug verſprochen, oder viele, die es nicht gehört, wollten es noch einmal, noch deutlicher hören; daher der Strom nach ſeiner Wohnung.

Wir kamen am venetianiſchen Palaſt vorbei, damals noch Reſidenz des öſterreichiſchen Botſchafters, des Grafen Lüzow. Ein Kommandowort wurde von vorn her durch die Reihen geflüſtert: „Tiefes Stillſchweigen! feierliche Verachtung!“ Es hielt ſchwer, die laut ihre Evvivas abſchreienden Maſſen zum Schweigen zu bringen, aber ſie ſchwiegen. Es war ein unheimlicher Moment, als der tauſendfältige Hall und Schall an der Ecke plözlich brach und die Maſſen lautlos, mit geſenkten Fackeln und Fahnen an der Häuſerfronte vorübergingen; nur die Abſäze klapperten auf dem Pflaſter. Wir glaubten natürlich, es gelte dem feindlichen Oeſterreich und ſeinem Geſandten, wurden aber bald aufgeklärt, daß es Lucian Bonapartes Sohne, dem Prinzen Canino gelte, deſſen Palaſt uns zur Rechten liegen blieb. Dieſer Agitator, berufen, ſpäter eine noch bedeutendere Rolle zu ſpielen, war damals bei den Liberalen in Mißkredit gekommen. Er hatte in den Clubverſammlungen ehrgeizige Plane merken laſſen, die der Römer ihm nicht vergab. Dieſe Meinung war ſchnell die allgemeine gewordene; Lucian war damals unmöglich, gemieden, wie wir ſehen, ſogar ſchon verachtet. Mazzinis Zauberruthe mußte wieder ſeine erſtorbene Popularität beleben.

Es war das erſtemal, daß ich durch dieſe engen, gewundenen Gaſſen des römiſchen Marais ging, wie durch ein Labyrinth, und es war Nacht. Wir kamen den Bewohnern unerwartet; bis jezt hatte ſich die Revolution nicht in dieſe Theile gewälzt; aber man wußte, was man ihr ſchuldig ſey. Bei Annäherung des dumpfen Gebrauſes wurden Lichter an die Fenſter geſtellt. Es war ſpät, und man ſah manches Negligé neugierig hinausblicken. Ein Mütterchen hielt eine Aſtrallampe mit ihrer zitternden Hand weit in die Straße; ſie wollte die Revolution beleuchten. Sonſt blieb es ſtill, nur die Fontänen plätſcherten. Am Eingang zum Ghetto ſtopfte ſich zum erſtenmal der Zug; er mußte ſich über die ſchmale alte Römerbrücke wälzen, die Rom mit Traſtevere verbindet. Hier aber hatte die Agitation vorgeſorgt. In einigen der uralten Häuſer, welche über dem Strome hängen, brannten in bengaliſchen Flammen die drei italieniſchen Farben, ein überraſchend ſchöner Contraſt mit der dunkeln Scenerie und der mittelalterlichen Architektur ringsum.

Damit wir darauf aufmerksam wurden, löste man einige Böller.

Der Wagen Corsinis war eben vorgerollt vor dem Portal seines Palastes. Der Mohr war abgesprungen, die Pagen trugen den Mantel. Der Fürst erschien endlich auf dem Balkon, den mehrere Fackeln und Windlichter erhellten und auf dem sich auch andere Personen um den Fürsten einfanden. Er war erschöpft, hieß es, die Demonstration kam ihm ungelegen, er hatte heute genug gesprochen, meinte er; aber das Volk meinte anders. Der alte Mann, den fror, hüllte sich in seinen Carbonaro und sprach, zwar mit lebhaften Gesten, aber mit schwachem Gedächtniß, was sein Sekretär hinter ihm von einem Blatte soufflirte. Wahrscheinlich war die Rede in aller Eile vor seiner Rückkehr im Hause concipirt worden. Er versicherte die Römer, man könne ihm vertrauen, es werde alles durchgesezt werden, wenn sie ihm vertrauten und sich ruhig nach Haus begäben. Aber trotz der vielen: Romani! von denen die Rede wiederhallte, schien sie die Angeredeten nicht ganz befriedigt zu haben, als man den alten Mann durch die Glasthür zurückriß. Ciceruacchio mußte vortreten und in seiner Weise die Versicherung wiederholen. Er sprach von der Leber weg und schwang tüchtig den Hut. Das wirkte; die Römer gingen nach Hause, denselben Weg, den sie gekommen, nur etwas weniger in Ordnung. Leider hatten die Römer und Römerinnen, die zu Hause geblieben, ihre Lampen und Lichter wieder zurückgezogen. Es war ein dunkler labyrinthischer Rückweg nach so vielem Lichte.

(Schluß folgt.)

Krisen in der Geschichte.

(Schluß.)

Diese auf einer gewissen Berechnung beruhenden Vermuthungen über Frankreichs künftiges Schicksal hätten schon an sich für das benachbarte Deutschland große Bedeutung; aber sie sind für uns auch unmittelbar von Wichtigkeit. Auch Deutschland durchläuft seit der Revolution des vorigen Jahrs in verkürztem Zeitmaß die Geschichte einer früheren Zeit, nämlich von der Auflösung des deutschen Reichs an. — Der Geist der Revolution stürzte im März 1848 in stürmender Eile zuerst das alte Regierungssystem Oesterreichs, dann das Preußens, hierauf im Mai das österreichische Regiment, als diese sich wieder zu erheben schien, zum zweitenmal. Diese Ereignisse bieten überraschende Aehnlichkeiten dar mit den schnellen Siegeszügen Napoleons in den Jahren 1805 bis 1809, in welchen dieser Mann, der Sohn der Revolution, die alten Herrschaften niederwarf. — Auch damals, in den Jahren 1808 und 1809, wagte Oesterreichs Regierung einen zweiten, aber eben so unglücklichen Kampf, auch damals suchte und fand sie Hülfe im Gebirgsland Tirol.

In den Monaten Oktober und November 1848 erneuerten die niedergeworfenen Regierungen gemeinschaftlich und im Einverständniß mit Rußland nochmals den Kampf mit ihrem Gegner, und dießmal mit besserem Erfolg, ganz ähnlich dem Kampf, welchen dieselben vereinten Regierungen gegen Napoleon im Jahr 1813 siegreich bestanden. — Der ziemlich gebeugte Geist der Revolution suchte hierauf Frieden zu schließen mit den Fürsten durch vorgeschlagene Verfassungen und eine angebotene Kaiserkrone, aber die gesunkenen Kräfte überschätzend, ohne Erfolg, gerade wie Napoleon nach den Niederlagen, welche er im Jahre 1813 erlitten, seine noch übrigen Hülfsmittel überschätzend, vergeblich Friedensunterhandlungen eingeleitet hatte. — Unerwartet brach dann der Geist der Revolution, der schon besiegt zu seyn schien, nochmals in hellen Flammen in der Pfalz und in Baden los, wurde jedoch bald von der vereinten Heeresmacht der Fürsten vollends niedergeworfen, ganz auf dieselbe Weise, wie Napoleon im Jahr 1815, plötzlich aus seiner Verbannung losbrechend, den lezten verzweiflungsvollen Kampf begann und nun vollständig unterlag.

Bei diesen beiden einander so ähnlichen Kämpfen erfolgte die Hauptentscheidung sogar am selben verhängnißvollen Tag. Am 18. Juni wurde Napoleon bei Waterloo besiegt, am selben Tag erfolgte das gewaltsame Ende der Nationalversammlung in Stuttgart und in denselben Tagen das Einrücken der deutschen Heere in die empörten Länder. Sogar die Orte, wo die Kämpfe endigten, liegen nahe bei einander. Wie damals vor Straßburg das lezte Blut floß, so sah dießmal das gegenüberliegende Rastatt die lezten Zuckungen des blutigen Kampfes. — Wie aber zu jener Zeit, als die Fürsten schon meinten den Geist der Zerstörung überall gebändigt zu haben, derselbe unerwartet im Südosten Europas, da wo man es am wenigsten erwartete und am wenigsten hindern konnte, in Griechenland, ausbrach und die bewaffnete Erhebung dieses Landes, Jahre lang Europa aufregend, zulezt sogar von den Fürsten selbst unterstüzt, zum glücklichen Ende gelangte, so ist jezt eine hellodernde Brandfackel in derselben Richtung, in Ungarn, zurückgeblieben, welche die Völker wach erhält und den Fürsten nicht Ruhe gönnt.

In zehn Jahren, vom Ende des Jahrs 1805 bis 1815, durchlebte somit Deutschland den blutigen Kampf gegen seine Fürsten, welcher vom März 1848

Digitized by Google

bis zum Juni 1849 in raſcher Eile noch einmal an uns vorüberging. — Was früher in zehn Jahren geſchah, kam dießmal in fünfzehn Monaten zu Stande. — So zeigt ſich denn auch in Deutſchland wie in Frankreich ein ſehr bedeutend verkürztes Zeitmaß der Ereigniſſe. Nur iſt das Maß bei Deutſchland etwas größer. Bei ihm waren anderthalb Monate einem früher durchlebten Jahre gleich, während Frankreich in einem Monat die Geſchichte eines frühern Jahrs durchlebte. Dagegen iſt aber auch bei uns der Zeitraum, der ſich wiederholte, etwas kürzer. Er umfaßt, wie es ſcheint, nur die Zeit vom Untergang des Reichs bis zum Jahr 1848, alſo 42 Jahre, während die neueſte franzöſiſche Revolution, indem ſie die alte von 1789 bis 1848 wiederholte, gegen ſechzig Jahre umfaßt. — Wenn aber für Deutſchland anderthalb Monate oder ſechs Wochen ein Jahr des Zeitraums von 1806 bis 1848 wiederholen, ſo würde jene Periode ungefähr ſo viele Tage umfaſſen, als der größere Zeitraum Jahre, nämlich zwei und vierzig.

Wenn Deutſchlands Geſchick ſich auch ferner nach ſolchem analogen Zeitmaß entwickelt, ſo hat das Land jezt ſeit dem 18. Juni 1849 in ſchneller Folge noch einmal die traurige Zeit durchzumachen, welche es ſeit 1815 durchlebte, jene 33 Jahre, in welchen äußerer Friede herrſchte und doch innerer unausgeſezter heftiger Kampf, wo trotz der freilich meiſt ungeſchickten Bemühungen der Regierungen, Ruhe und Ordnung zu erhalten und Wohlſtand zu verbreiten, alle Grundlagen der Ordnung und des allgemeinen Wohls immer weiter untergraben wurden; und dieſe Periode ginge zu Ende in drei Jahren und drei Monaten, im Oktober 1852, nur wenige Monate, bevor in Frankreich die ähnliche Periode abläuft und wo den oben ausgeſprochenen Vermuthungen zufolge dort die Zeit der innern Entzweiung, der Bürgerkriege, der Theilung beginnt.

In Deutſchland wird aber die Entwicklung eine andere ſeyn als in Frankreich. — Wie die deutſchen Völker in den bisherigen Kämpfen ihren Fürſten treu geblieben ſind, ſo werden ſie es auch ferner bleiben, ſo werden ſie auch in dieſen Jahren nicht von dem Gedanken ihrer Nachbarn ſich blenden laſſen, welche ſo leicht und ſo ſchnell nur im raſchen Sturze der Gewaltherrſchaft das Heil ſuchen, dagegen das ſchlechte Gerüſte derſelben ſtehen laſſen und gar nicht zu gründlicher Verbeſſerung kommen. Die Deutſchen werden dieſe Mühe nicht ſcheuen, ſie werden, nachdem ihnen bis jezt mißlungen die Einheit des Landes herzuſtellen, deſto eifriger ſich bemühen, mit Hülfe der errungenen Freiheiten ihre innern Zuſtände zu verbeſſern und die lebendige Einheit von Fürſt und Volk in der Form des Staats herzuſtellen. — Es wird heftige, wenn auch meiſt unblutige Kämpfe in allen Staaten geben. In ſchneller Eile werden dabei bald die Regierungen, bald die Vertreter des Volks das Uebergewicht erlangen. Die Kämpfe werden um ſo hitziger und im Ganzen erfolgloſer ſeyn, weil die Zerſplitterung der Staaten und die Schwäche Deutſchlands gegen das Ausland die beſten Früchte aller Anſtrengungen nicht reif werden läßt.

Endlich muß aber doch in allen Staaten, früher oder ſpäter, eine Zeit kommen, wo die Kämpfe der Parteien und die raſchen Ueberſtürzungen beider Theile ihr Ziel finden in einem Zuſtand, wo Fürſt, Staat und Volk zu lebendiger Einheit verbunden ſind und wo die feſten Grundlagen der deutſchen Freiheit gelegt werden. — Derjenige deutſche Staat nun, welcher zuerſt in ſeinem engern Gebiet zu dieſem großen Ziel gelangt, mag dann zugleich der Vereinigungspunkt für ganz Deutſchland werden, ein beherrſchender Mittelpunkt, dem die Völker aller andern Staaten, der langen Kämpfe müde, von ſelbſt oder nach kurzem Kampf zufallen. In dieſem Land wird ein Mann aufſtehen, der ein Fürſt iſt und der doch alle bisherigen ſchlechten Stüzen der Fürſtenherrſchaft wegwirft, alle Kräfte der neuen Bewegung in ſich vereinigt, dem Volk volles Vertrauen ſchenkt und ſomit ein Sohn der Revolution iſt, ein Mann, wie ihn bis jezt das harrende Volk vergebens auf den deutſchen Thronen geſucht hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Auguſt.

(Schluß.)

Preußiſche Garniſon.

Das God save the queen, dem man ſeinen altkirchlichen Urſprung wohl anhört, labt die Seelen der in geringer Zahl anweſenden und hier überwinterten Britten. Wie billig haben ſich die nächſten, die Straßburger Kurgäſte, zuerſt eingefunden. Hin und wieder ſieht man, wie eine zu frühe oder verſpätete Zierblume, noch eine von den Modefiguren von ehemals. Anfangs ſtanden, hier auch eine Neuerung, weißgedeckte Tiſchchen für die Kaffe da. Sie verſchwanden, Unterzeichnungen liefen von Haus

Digitized by Google

zu Haus, wobei Mancher mit einer hohen Summe vortreffliche Geſinnung an den Tag legte, und beſonders ruſſiſche Familien ihren Enthuſiasmus für die Erretter in Zahlen ausdrückten. — Lotterien, Bälle werden zum Beſten der verwundeten Krieger veranſtaltet, aber nicht zahlreich beſucht; die gewöhnlichen Reunionen beginnen, die Raſtatter Muſikchöre kommen herüber, auf dem alten Schloſſe ſpielen die rothen Huſaren, wie eine elegante Wallfahrt ſtrömt es hinauf, und graue Eſel traben fleißig mit ſchönen Laſten auf und ab. Endlich naht der große Tag. Einer rief es dem andern auf der Straße zu: „Heute werden die Salons geöffnet; morgen beginnt das Spiel!“ Letzteres ſcheint hinter Glasthüren zu vegetiren. Des Orcheſters im Eingangsſaale hat ſich eine böhmiſche Bande bemächtigt; Menſchen wogen wieder hin und her, Uniformen aller Art flimmern im Lampenſchein. In der Menge bemerkte man den Grafen Larochejacquelin, den Führer der Rechten in der franzöſiſchen Kammer; ein Mann von reifem Alter, eine ſehr ſtreng beſtimmte Phyſiognomie, ich möchte ſagen ein conciſes Geſicht, in dem ſich viel Wille und Zähigkeit kund thut. — Das Converſationshaus war wie ein Waldſchloß, das plötzlich aus dem Zauberſchlafe erwacht und hundertfältigen Glanz in die Nacht ſtreut. Unten vor dem Portikus ſtanden die armen Soldaten in dichten Haufen und ſchauten wie verblendet in die Feenherrlichkeit hinein. Auf allen Seiten bilden ſich Gruppen von Pickelhauben. Seltſam prunkend nehmen ſich die rothen Huſaren aus unter dem üppigen Grün der Allee. Sie ſind, drei und vier zuſammen gehend und aneinander führend, auf ein Haar von gleicher Größe und Geſtalt, wie abgezirkelt, klein, ſehr gewandt, faſt an den Cirkus erinnernd. Vor den glänzenden Kaufläden ſieht man die Soldaten häufig; beſonders vergaffen ſie ſich in das bunte Glas. Die beſten Geſchäfte in der ganzen Saiſon macht aber ſicher die Cigarrenbude, vor der es nie leer wird. Das bleibt nun einmal die Hauptliebhaberei, die man den ſonſt ſo höflichen und geſetzten Leuten gerne gönnen mag. Sonntags fährt wohl auch einige Luſtigkeit in ſie hinein. Manche weinſelige Pickelhaube wird von einem zuverläſſigen Kameraden am Arme heim geleitet. Aber da hört man nie einen Fluch, keinen Schimpf. Ich war neulich Zeuge eines heftigen, aber nicht gemeinen Auftritts: zwei Soldaten, welche mit blankem Seitengewehr einem ſchnell davon raſſelnden Wagen voll Bauern nachliefen, die mit erhobenen Armen auf die Verfolger zurückſchalten. Nicht leicht geht ein preußiſcher Soldat an Damen vorüber, ohne die Cigarre aus dem Mund zu nehmen. Begegnet man der Mannſchaft draußen auf den Bergen und im Wald, ſo bieten ſie treuherzig ihren guten Morgen oder Abend. Auch die Offiziere grüßen in ſolchen Fällen und zeigen überall Ritterlichkeit und ernſte Würde. — Ich will den Leſer verſchonen mit der Mythe von einem fein geſtalteten jungen Huſaren, der ſich im Hauptquartier befunden und das Schloß Favorite bewohnt haben ſoll. Die preußiſchen Offiziere ſind ganz berauſcht von den Naturreizen dieſes Landes und benützen die Eiſenbahn fleißig zu Ausflügen nach Allerheiligen, Freiburg und dem Höllenthal, Straßburg u. ſ. w. Neulich auf dem Fremersberg kam ein Huſarenoffizier angeſprengt, eine Ordonnanz hinter ihm. Zu meinem großen Ergötzen ſchaut er ſich bedenklich um und ſagt vor ſich hin: „Wieder kene Ausſicht!“ dann zu der Ordonnanz gewendet: „Reit einmal hinunter und ſuch nach ener.“ — Pflichtſchuldigſt wandte der Huſar ſein Roß und galoppirte davon. Ob er die Ausſicht gefunden, weiß ich nicht. Noch allgemeiner charakteriſtiſch mag folgendes lakoniſche Geſpräch ſeyn, das ich vor wenigen Tagen belauſchte. Zwei Soldaten gingen vor mir her. „Nun, wie gefällt es dir in Baden-Baden?“ fragte der Eine. „Nicht Baden-Baden, preußiſch Baden!“ erwiderte der Andere. Mit dieſem Worte, das viel zu denken gibt, will ich meinen Bericht ſchließen.

Frankfurt a. M., Auguſt.

(Schluß.)

Goethes Säkularfeier. — Kunſt.

Jedenfalls wird ein Feſtmahl ſtattfinden, ein Moment, das man aller Orten, und vorzugsweiſe in Frankfurt, als den Vereinigungspunkt aller Intereſſen betrachten kann, und das hier meiſt in wahrhafter Vollendung erſcheint, obgleich es in neueſter Zeit häufig vorkommt, daß die pikanteren Zwiſchengerüchte durch längere, aber weniger pikante Toaſte erſetzt werden. Ein Goethe-Album ſoll aufgelegt werden, in das ſich Alle, die wollen, einzeichnen können. Dieſer Schatz ſoll dann ſpäter der Stadtbibliothek überliefert werden. Wir ſind neugierig auf die Einzeichnungen, die als ein Wahrzeichen der Frankfurter Durchſchnittsbildung des Jahrs 1849 gelten können; denn es liegt am Tage, daß dieſes Album weniger für eine geiſtige Elite beſtimmt ſeyn wird, als für die Totalität der Feſttheilnehmer, oder man müßte denn eben des Albums wegen bedeutenden Beſuch von auswärts erwarten, für den aber bis jetzt nichts gethan worden iſt. Wir meinen, man hätte auf das Album verzichten ſollen, das allenfalls am Orte wäre, wenn Deutſchland zu Frankfurt die Goethefeier beginge. Wir wiederholen, in künſtleriſcher Hinſicht wird man dem Feſte, für das Launitz, der Maler Becker und andere Kunſtnotabilitäten thätig ſind, mit Vertrauen entgegen ſehen können, und dieſe Seite der Feier, als die augenfälligſte, dürfte auch als die Hauptſache bei derſelben angeſehen werden müſſen. Hätte man zeitiger dazu gethan, oder wegen der Zeitverhältniſſe, die das Ideale zurückdrängen und der Aufregung eine ſchwer laſtende Apathie folgen ließen, thun können, ſo hätte ſie allerdings in größere Beziehungen gebracht und dem lokalen Bereich entzogen werden mögen. Aber wie die Dinge ſtehen, werden wir in Frankfurt, wie anderwärts, auf den nationalen Charakter der Feier verzichten müſſen.

Kunſt und Wiſſenſchaft betreffend, ſo kann ich von der leztern aus Frankfurt im Augenblick wenig oder vielmehr gar nichts berichten. Das Intereſſe der Kunſtfreunde wird durch ein neues Bild Müllers, deſſen „römiſche Oktoberfeſte,“ im Beſitz des Kronprinzen von Württemberg, bereits vor einem Jahr das Aufſehen der Kunſtfreunde erregten, in Anſpruch genommen werden. Der Künſtler ſtellt den Augenblick der Beendigung des Carnevals dar, wo die ſchwelgende, in ſüdlicher Ausgelaſſenheit jubelnde Menge die lezten Blumen des Faſchings wirft. Alle jene tollen Launen, die dieſen Mummenſchanz bezeichnen, treten uns durch die effektvolle Zuſammenſtellung des Künſtlers in den beredteſten Details entgegen. Es gibt wohl neben der Goetheſchen Schilderung des römiſchen Carnevals ſchwerlich ein ſo lebendiges Bild jenes Treibens, das mit der feinſten Beobachtung des Volkscharakters dargeſtellt iſt. Müller hat gewiß allen Beruf zum Hiſtorienmaler und darf ſicher mit Auszeichnung neben ſeinen belgiſchen Zeitgenoſſen in dieſem Fache genannt werden, obgleich unſere allzu idealen Aeſthetiker der vollen kräftigen Natur, die ſich rückſichtslos in ſeinen Bildern ausſpricht, eben ſo wenig Gerechtigkeit widerfahren laſſen werden, wie den Bildern jener Niederländer. Wir vernahmen einſt vor dem Keyſer'ſchen Bilde: »la bataille des éperons d'or,« das Urtheil, man rieche die Pferde deſſelben. Wir konnten nicht umhin, in Beziehung auf das Overbeck'ſche Bild: „die Entwicklung der Künſte und Wiſſenſchaften aus der Religion,“ darauf zu erwidern, daß wir lieber Pferde als Engel riechen möchten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 200. Dienſtag den 21. Auguſt 1849.

Good e'en to your worships! More of your conversation would infect my brain.
I will be bold to take my leave of you.

Shakespeare.

Fragmente aus einem Tagebuch.

1849.

I. Von Schleswig nach Baden. — Die preuſsiſche Landwehr. — Eine letzte Sitzung in der Paulskirche. — Mannheim.

Am 19. Mai 1849 machte ich meinen gewöhnlichen Abendbeſuch im Caſino der ſchleswigſchen Stadt Flensburg. Als ich beim Eintritt die dort regelmäßig verſammelte löbliche Spießbürgerſchaft mit geſpannter Miene und geſpitztem Ohr um einen Vorleſer gruppirt ſah, merkte ich, daß die eben angekommenen Zeitungen uns wieder einmal eine Neuigkeit von beſonderem Gewicht beſchert hatten. Ungewöhnlich mußte die Kunde klingen ſelbſt für dieſe außerordentliche Zeit, ſonſt hätte mein ehrenwerther Nachbar, der Wallfiſchthranhändler Hanſen, ſeinen Schmerbauch nicht mit beiden Händen feſtgehalten, die Cigarre nicht aus dem Munde gelegt und dem Zeitungsprolector nicht ſo unverrückt die glotzenden Augen zugewendet, welche in ruhigeren Stunden nur mit dem vor ihm aufgepflanzten Groghumpen zu liebäugeln pflegten, d. h. ſo lange dieſer würdige Caſinoſtammgaſt nicht am Zeitungstiſche ſchlief, was in der Regel jeden Abend der Fall war. Daß die eingetroffene Nachricht nur auf das Schickſal des deutſchen Reiches oder auf den däniſchen Krieg Bezug haben könne, merkte ich eben ſo ſchnell, denn für andere Weltereigniſſe intereſſirte man ſich wenig im Herzogthum Schleswig, am allerwenigſten in der kaufmänniſchen Stadt Flensburg, welche jede politiſche Neuigkeit nach Pfunden zu wägen und mit der Krämerelle zu meſſen pflegt.

Die inhaltsſchwere Kunde aus dem deutſchen Reich lautete: Revolution in Baden — Militäraufſtand in Raſtatt — der Großherzog entflohen — die badiſche Armee zum Volke übergegangen. Bisher waren die deutſchen Heere in Fahneneid und Pflicht unerſchütterlich geblieben, und dieſer „hündiſchen Treue" — wie die Demokraten ſie bezeichneten — ſollten die Fürſten einzig die Erhaltung ihrer Throne zu danken haben, keineswegs der Liebe und der Anhänglichkeit ihrer Völker. Dieſer „ſtarre, verthierte Söldlingsgeiſt" des deutſchen Soldaten ſollte allein die Schuld tragen, daß bis jezt die Demokratie nicht zu ihrem Ziel gelangte. Nun hatte eine neue Revolutionsphaſe begonnen, ein großer Schritt war vorwärts geſchehen, das erſte Beiſpiel eines Abfalls der Truppen war gegeben. Sehen wir, wie die Republikaner das unverhoffte Glück, den ungeheuern Vortheil zu nützen verſtehen. — Als die ſchnarrende Stimme des Vorleſers im Flensburger Caſino verſtummt war, blieb ich noch eine halbe Stunde, um den Eindruck zu beobachten, welchen die ernſten ſüddeutſchen Berichte auf jene Deutſchen im äußerſten Norden hervorgebracht. Da war aber weder ein Loth Begeiſterung, noch ein Zoll Entrüſtung, weder Freude noch Trauer wahrzunehmen, ſelbſt wenn Einer mit einem Oberhäuſerſchen Mikroſkop beobachtet hätte. Die merkantiliſchen Herren fingen wohl an über das Gehörte zu grübeln, zu politiſiren und zu kalkuliren, doch nur in ſo weit, als das Intereſſe der löblichen Handelswelt und der ehrenfeſten Stadt Flensburg dabei betheiligt war, auf welche allerdings die Ereigniſſe in Deutſchland den entſchiedenſten Einfluß üben. „Werden die Friedensaktien ſteigen oder noch

Digitized by Google

tiefer fallen, wenn jezt die deutsche Revolution siegt? wird der Däne eher zu einem Vergleich sich bequemen, wenn eine energischere Hand als die bisherige die auswärtigen Händel des deutschen Reichs leitet? — wann wird der Hafen offen, wann der Handel wieder frei seyn? wann werden unsere Kornsäcke, unsere Butterfässer wieder ungehindert nach England rollen? wann segeln unsere Schiffe unbelästigt nach Irland, um frischen Wallfischthran zu holen?" So lauteten die Fragen, mit denen die Flensburger Casinogäste die dicken Schädel sich zerbrachen und von deren Lösung sie nach Verlauf der ersten halben Stunde ferner zu stehen schienen, als beim Beginn der politischen Diskussion. Auch der bayerische Hauptmann ****, den der bloße Schall der Kanonade von Düpel zum Invaliden gemacht hatte und der deßhalb in Flensburg im Militärdepot eine Anstellung gefunden, war anwesend. Der schmähte wie ein Rohrspatz im schönsten Isardeutsch auf jene meineidigen, pflichtvergessenen badischen Soldaten, welche Pflicht und Ordnung so frech mit Füßen getreten. Todtschießen sollte man die Hunde, meinte er, doch erst nachdem man jedem wohlgezählte Fünfundzwanzig aufgemessen. Und dabei entfuhr dem Hauptmann eine Sündfluth von Donnerwettern und Bierflüchen, wie man solche mit gleicher Kraft und gleicher Zierlichkeit gesprochen außerhalb des malzgesegneten Landstrichs zwischen München und Straubing selten zu hören bekommt.

Wenig erbaut von dieser Flensburger Casinoabendunterhaltung, schlich ich von dannen und spazierte hinaus nach jenen Hügeln an der Nordseite des Flensburger Fohrd, an welchen die Straße nach Gravenstein sich vorüber windet. Da lag sie vor mir ausgebreitet unter dem sternenreichen Himmel, so ruhig, so sturm- und wellenlos, die edle blaue Ostsee. In den mächtigen Laubburgen der Buchenhaine an ihren Ufern, welche eben das lieblichste Maigrün schmückte, säuselte kaum hörbar ein milder Südwestwind. Ich schaute nach jenen verschanzten Höhen von Düpel, wo unsere deutschen Krieger lagerten. Soll ich bleiben oder gehen? überlegte ich in peinlicher Unentschlossenheit. Wer weiß, welch schöne Kriegsthaten, die du jezt so leicht, so bequem mit ansehen und mit erleben könntest, hier die nächste Zukunft birgt! Vielleicht morgen schon beginnt das Bombardement von Sonderburg, der längst mit Ungeduld erwartete Angriff auf Alsen. Schon schweben die Walkyrien schlachtgrüßend über jenen Sundewitt'schen Heiden, und Wodans Sohn, der Donnerer, welchen die alten Krieger der Deutschen wie der Dänen kannten und ehrten, er legt den Trudhammer zurecht und wird ihn morgen lustig schwingen in der urgewaltigen Faust. Es heulen Wodans Wölfe, es krächzen seine Raben und der Ausgang des Kampfes, den sie verkünden, er mag nebst dem schleswig'schen Streit auch noch die Frage lösen, ob der alte deutsche Kriegsgott mindestens ein eben so tüchtiger Kerl war, wie sein zweites Ich, der einäugige Odin der Scandinavier, mit dem weiten Hut und Mantel, welchen die Gelehrten von Kopenhagen und Stockholm ausschließlich für ihren Norden vindiciren.

Aber nächst Thor, Odin und der nordischen Götterwelt beschäftigten meine Phantasie auch die neue süddeutsche Republik und Germain Metternichs Blousenmänner. Wo mag der Beobachter der Zeitgeschichte Anziehenderes zu schauen finden? wo wird's früher und kräftiger losgehen? Ich glaubte in dieser peinlichen Verlegenheit die Sterne befragen zu müssen. In der Richtung, wo General Prittwitz sein Hauptquartier hatte, senkte sich die Milchstraße im matten Wiederschein ihres, dem gewöhnlichen Auge unerreichbaren Sternenheeres. Dieser Schein war dießmal noch milchiger als gewöhnlich, und selbst die sichtbaren Sterne in dieser Richtung erschienen mir heute fast so bleich wie der Schnurrbart des alten preußischen Generals Prittwitz selber. Dagegen strahlten nach der deutschen Rheinseite die fixen Weltsonnen ein feuriges Licht aus wie kleine Blitze. Daraus zog ich den Schluß, daß es am Rhein kräftiger blitzen und flammen werde als über den schleswig-jütischen Heiden, wo der Krieg bisher ein wahres Milchgesicht hatte und mit der bleichsten Langeweile geführt wurde. Meine Sterndeuterei hat mich dießmal nicht betrogen. Tags darauf saß ich im Postwagen und nach kurzer Rast in Hamburg rollte ich auf der Eisenbahn dem Rhein zu.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rom.

(Schluß.)

Noch hatte Rom keine Verfassung, aber Neapel. König Ferdinand hatte sie nach den stürmischen Auftritten in seiner Hauptstadt endlich sich abpressen lassen. Roms Unterhaltung bestand wochenlang nur in der Frage: wie weit sind die Dinge in Neapel vorgeschritten? Die Journale brachten stehende Artikel mit der Ueberschrift: „Raucht der Vesuv oder raucht er nicht?" Hunderte von Fremden lagen in Rom auf der Lauer, ob sie nach Neapel gehen könnten. Als die Nachricht ankam, waren im Moment alle Diligencen, Journalièren, Vetturine mit Beschlag belegt; manche Reisende mußten noch eine Woche

Digitized by Google

warten, bis ſie Pferde und Plätze erhielten. Der Bourbon, als er nachgab, hatte eine Conſtitution erlaſſen, welche die Erwartungen ſelbſt der Liberalen Roms übertraf. Es iſt leicht, eine liberale Verfaſſung auf dem Papier zu geben. Man glaubte, was erzählt ward, und es hatte viel Wahrſcheinliches, daß König Ferdinand gegen ſeine Vertrauten ſich dahin geäußert: „Der Sardinier hat mir die Schlinge gelegt, ich will ihm dafür eine Falle legen.“ Wenn Neapel ſogar eine Conſtitution gegeben hatte, mußten die andern Mächte Italiens nachfolgen. War ſie liberal ausgefallen, wie mußten erſt die der übrigen Staaten werden!

Der Tag, als die Nachricht ankam, war von ſelbſt ein Feſttag. Daß er durch öffentliche Demonſtrationen, durch einen Feſtzug gefeiert werden müſſe, war etwas, was ſich beim römiſchen Blute von ſelbſt verſtand. Kriegeriſch mußten die Demonſtrationen ſcheinen, weil Rom ein kriegeriſcher Staat geworden, kriegeriſch mußten ſie ſeyn, weil man den Papſt damit bekriegen wollte, daß auch er ſich beeile, eine wirkliche Verfaſſung zu geben; freilich eine Demonſtration, welche weniger gegen ihn gerichtet war, der ja längſt wollte, wie man wußte, als gegen Diplomatie und Curie, die ihn umgab und nicht wollte.

Von der Piazza del Popolo wälzte ſich Abends der Zug den gewöhnlichen Weg entlang, aber es war dießmal kein gewöhnlicher; ich habe nie, auch nicht während des Carnevals, den Corſo ſo feſtlich geſchmückt geſehen. Ein Lampenmeer glänzte an Balkonen, Fenſtern, Thüren, bis zu den Dächern hinauf; daß jene mit Zuſchauern Kopf an Kopf geſchmückt waren, verſteht ſich von ſelbſt. Die italieniſchen Farben, roth, weiß, grün, glänzten in den Fahnen, an der Bruſt, an den Hüten, an den Fächern der Damen. Auch der Fremde durfte ſich, des Complimentes wegen, dieſer Schmückung nicht entziehen. Schon der Liebenswürdigkeit wegen, mit welcher der Italiener den Ausländer umfing, wenn er ſeine Farben an der Bruſt deſſelben ſah, durfte man ſich nicht entziehen, die Bruſtſchleife anzuſtecken. Ein Bekannter ging aus, um Schleifen zu kaufen, aber das Gedränge war ſchon zu groß, er konnte nicht mehr nach dem Laden durchdringen; ein Römer, der ſein Verlangen hörte, drückte ihm ein ganzes Paket Seidenſchleifen in die Hand. Er wollte nur Dank, den er mit einer Umarmung erwiederte, und daß er nicht mehr wollte, iſt ſehr viel von einem Italiener.

Malen läßt ſich das eigentlich nicht, was ich geſehen, beſchreiben auch nicht. Die Architektur des Corſo hat bei Tage nichts beſonders Ausgezeichnetes; in dieſer Beleuchtung erinnerte ſie an ein Feenmährchen. Aber es war nicht bloß das todte Bild, es gehörte das Leben, die Beweglichkeit, die Freude Aller dazu, die von den Evvivas hallende Luft, das Lachen und Weinen der ſüdländiſchen Freudigkeit. Ferdinand, der Bourbon, bis dahin der finſterſte, hinterliſtigſte Tyrann, ward in den Himmel erhoben, auf Augenblicke wenigſtens. Einige junge Freunde aus Deutſchland hatten, vom allgemeinen Taumel hingeriſſen, ihren Balkon beſonders feſtlich geſchmückt; bengaliſche Flammen ſtiegen in die Luft. Der Jubel der Menge, der Feſtzügler war unausſprechlich. Die Civica ſelbſt blieb vor dem Hauſe ſtehen und machte den patriotiſchen Gäſten die Honneurs. Die Tücher wehten, die Hüte wurden geſchwenkt, Evvivas über Evvivas den belle donne, dem heiligen Gaſtrecht, den freien Männern aller Nationen, ja ſogar, — man hat es mit Staunen gehört — man hat auch die Deutſchen in Rom leben laſſen! Einige Zeitungen haben es des andern Tages erwähnt.

Der Feſtzug, an welchem übrigens alle Corporationen Theil nahmen, verſteht ſich die, welche dem jungen Italien huldigten, und die Civica in ihrer neuen militäriſchen Pracht, verlief ruhiger, als viele hofften. Nur Ausläufer drangen links nach dem Quirinal, die Hauptmaſſe entlud ſich nach dem Capitol, wo ſo lange Reden gehalten wurden, bis die Ermattung eintrat und die Lampen erloſchen. Ich ließ mich von den Wogen forttreiben; Trunkenheit überall, nur nicht von Wein und Branntwein, nichts von Rohheit, nichts von Exceſſen, aber ein Gedränge, daß man den Arm nicht erheben, den gehobenen nicht wieder ſenken konnte. Das war übel für mich, denn als wir ein Transparent vor dem Caſe delle belle arti betrachteten, fühlte ich etwas wie einen Druck auf den Leib; als ich mich aber in eine Seitengaſſe entwand, fühlte ich weder noch fand ich meine Börſe in der Taſche. Schade, daß ich gerade an dem Morgen meinen Beſuch beim Fürſten Torlonia abgeſtattet. Fremden, die in ähnliche Lagen kommen, rathe ich dieſen Beſuch bis nach einem Volksfeſt zu verſchieben. „Signor,“ ſagte mein Wirth, ein ſehr feiner Mann, der viele Sprachen, und ſogar etwas deutſch verſtand — wäre er übrigens nicht ein ſo feiner Mann geweſen, hätte er Excellenz geſagt, — „Signor,“ ſagte er achſelzuckend, „Sie wiſſen, daß alle großen Städte darin ſich gleich ſind.“ Die Conſtitution hatte freilich damit nichts zu ſchaffen; gleich ſind ſich darin aber doch nicht alle Städte, denn Neapel übertrifft ſie insgeſammt.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Auguſt.

Spuren der Revolution.

Wer nach einigen Jahren Wien jetzt wieder beſucht, wird ihm mit eigenen Gefühlen entgegengehen. Welch denkwürdige Zeit liegt in dieſem Zwiſchenraum! Glaubt man nicht, es müſſe die Geſchichte der wunderbaren Ereigniſſe in jeder Gaſſe, an jedem Hauſe, in allen Geſichtern noch zu leſen ſeyn? Es war ein ſchöner ſonniger Tag, als wir von Linz die Donau hinabſchwammen. Die Geſellſchaft war zahlreich. Eine junge ſchöne Dame in Halbtrauer, vom edelſten Anſtand fiel mir in's Auge. Es war eine ungariſche Gräfin; auch ihr Name wurde genannt; ich las eine traurige Geſchichte in dem leidenden Antlitz. Ein junger Braſilianer, der vier Welttheile bereiſt hatte, eine hübſche jüdiſche Tänzerin, die Anfangs der Demokratie und zuletzt der Militärherrſchaft in der Perſon zweier jugendlicher Offiziere auf dem Dampfer den Hof machte, ein dicker Herr, der über die „Zeit der Lausbuben" lamentirte, ein reiſender Kurier, ein paar ſchwer verwundete Unteroffiziere, ein grämlich ausſehender Ariſtokrat und drei oder vier Beamte, die einer Geduldprobe in den miniſteriellen Vorzimmern entgegengingen, trieben ſich auf dem Verdecke herum. War dieſe Staffage des Dampfſchiffs nicht zugleich ein Bild unſerer Zeit? In Nußdorf angekommen, zerſtreuten wir uns nach allen Richtungen. Die Paßnachfrage war wie ſonſt, der Anblick der Vorſtädte und des Glacis der alte, und erſt die ſtummen Kanonenmäuler auf den Baſteien erinnerten an den Belagerungszuſtand. Die ſonſt ſo freundlichen Baſteien ſehen jetzt ſehr kriegeriſch aus; Palliſaden hemmen in kurzen Zwiſchenräumen den Schritt des Spaziergängers und nur ein kleines Pförtchen läßt freien Durchgang, und die vielen Feuerſchlünde aller Art mit ihren wachehabenden Kunſtverſtändigen verkündigen ſich als ſtets bereite Apotheken in unſerer Zeit politiſcher Fieber. Der Wiener Witz, der zu keiner Zeit ſchwieg, heißt die Baſteien in ihrem jetzigen Zuſtand ein kaiſerliches Vermächtniß: der Kaiſer habe ſie bei ſeinem Abtreten den Wienern „vermacht." Die Spuren von Kanonenkugeln ſind noch an manchen Gebäuden in verſchiedenen Stadttheilen zu ſehen; der neue von Säulen ſtrotzende koburgiſche Palaſt (hier wegen dieſer Ueberfüllung mit Säulen die „Spargelburg" genannt) iſt zur Kaſerne benützt; auch die in neuerer Zeit ſo vielgenannte Wiener Univerſität iſt mit Soldaten gefüllt, und Torniſter und Säbel hängen an ihren Fenſtern. Am traurigſten ſieht es am Ende der Jägerzeile und in der Franzensallee aus; nicht bloß daß noch manche Häuſer buchſtäblich mit Löchern von Kartätſchenkugeln geſpickt ſind, noch manche Brandſtätten ſtehen da als traurig ernſte Erinnerungszeichen; „in den öden Fenſterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken ſchauen hoch hinein," und ſelbſt die neuen Häuſer und Dachſtühle ſprechen nur zu laut von jenen Tagen der Raſerei. Raſerei auf beiden Seiten! Denn es liegt nur zu klar und offen, daß die ganze Beſchießung Wiens nicht nothwendig war. Durch die Vorſtädte St. Marx und Landſtraße konnte Windiſchgrätz ungehindert eindringen; die Erſtürmung der Jägerzeile und an der Burgſeite läßt ſich nur aus Gründen der Rache, aber nicht der Strategie erklären, und der unſeligen Luſt, dem Reichstage durch das Bombardement an der Burgſeite eine Züchtigung zu ertheilen, wären bald als unerſetzliches Brandopfer die reichen Schätze der Bibliothek gefallen. Das neue rothe Dach der Bibliothek am Joſephsplatz in der Nähe der Reitſchule, in welcher der Reichstag ſeine Sitzungen hielt, wird noch lange ſchwere Klage gegen den rachedürſtenden Heerführer erheben. Wie groß ſtand derſelbe Mann in den Junitagen zu Prag! ſein Verhalten in Wien und ſein geringes Geſchick in Ungarn haben ſeinen Lorbeer ganz entblättert. Das öffentliche Urtheil, in welchem alle Parteien übereinſtimmen, bezeichnet ihn als einen eiſernen, aber beſchränkten Charakter. Im Uebrigen iſt der Anblick Wiens unverändert und äußerlich verkündet ſonſt nichts mehr die gewaltſamen Zuckungen, die es erſchütterten. Der Belagerungszuſtand hat der Gewohnheit ungeſtümer Aeußerungen des Volkswillens, den Katzenmuſiken, Sturmpetitionen, öffentlichen Verſammlungen und Demonſtrationen jeder Art längſt ein Ende gemacht und vielleicht ſelbſt die Luſt dazu, den Muthwillen, das ungezogene Sichgehenlaſſen eines plötzlich emancipirten Kindes allmählig wieder eingeſchläfert. Andererſeits ſteht der Belagerungszuſtand bei ſeiner Milde dem Aufleben des Volksvergnügens nicht im Wege und die rothen und gelben Anſchlagzettel, in denen der Himmel voll Geigen hängt, füllen wieder die Straßenecken. Viele Auswanderer kehren zurück, die Gaſthäuſer wimmeln von Fremden, und Paßweſen und Fremdenaufſicht ſind wenigſtens nicht läſtiger als in den guten alten Tagen. Selbſt während der ſtrengſten Cernirung ſoll man es mit den Paſſirſcheinen ziemlich lax genommen haben und dieſem Umſtand verdankten viele Kompromittirte ihre Flucht und Rettung. So kam auch einer meiner neugierigen Bekannten vom Land während der letzten Oktobertage ohne Paſſirſchein glücklich in die Stadt und wieder heraus, indem er am Thore bloß in ſeiner Brieftaſche nach ſeinem Paſſirſchein zu ſuchen ſchien und daſſelbe Manöver an einem andern Thore beim Austritt wiederholte. Die conſtitutionelle Toleranz fremder Meinung, ſo lange ſie in Form und Maß Anſtand und Geſetz nicht überſchreitet, iſt noch vergeblich zu ſuchen. Schweigen oder Schimpfen, zwiſchen dieſen beiden Extremen bewegt ſich noch ſo ziemlich alles politiſche Leben in Wirthshäuſern, Geſellſchaftswagen und an andern Orten, wo die mittlern und untern Klaſſen zuſammenkommen. Die Oktoberbewegung wird jetzt ſelbſt von vielen, die ſich ihr damals mit und wider Willen angeſchloſſen, für einen zuſammenhangloſen Zuſammenhang von Mißverſtändniſſen, Tollheit, Albernheit und Treuloſigkeit erklärt. Wenn die Wunden einſt verharrſcht ſind, wenn keine ſichtbaren Denkmale, wie z. B. die traurigen Ruinen des ſchönen Tempels geſelliger Vergnügungen, des Odeons, das Spiel der Einbildungskraft mehr ſtören, wird ſich nur die humoriſtiſche Seite des Ereigniſſes herauskehren, und in dieſer Hinſicht wird daſſelbe für Pinſel und Feder die reichſte Ausbeute abwerfen. Die grenzenloſe Confuſion, die Carnevalswirthſchaft, die Studentenregierung, die bunten Gruppen an den Wachpoſten, Aengſtlichkeit und Uebermuth, das Heereslager vor den Linien, Croaten und Serreſſaner, bieten unerſchöpflichen Stoff. Schon jetzt hat ſich die Zeichnung vielfach des Gegenſtands bemächtigt und unter anderm die verſchiedenen Kopfbedeckungen vom bewaffneten Proletarier durch alle Grade des Studentenhuts, deutſchen Huts, Cylinders, der Amazonenkappe bis zum Soldatenſchako witzig und anſchaulich in einer Reihe von Bildern dargeſtellt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 201. Mittwoch den 22. Auguſt 1849.

— Promisit Apollo,
Ambiguam tellure nova Salamina futuram.
Horat.

Ein junges Deutſchland.

Die Wimpel wehn, der Schiffer löst am Strande
Das Tau, mit ihm der Heimath lezte Bande;
Leb wohl, leb wohl! meerüber geht die Bahn.
Friſch in die Segel komm, o Wind, geflogen,
Geleitet ſicher, ihr azurnen Wogen,
Die Wandrer bis jenſeits dem Ocean!

Sie tragen nach des fernen Weſtens Gauen
Die Bruſt, geſchwellt von fröhlichem Vertrauen,
Den deutſchen Sinn und deutſcher Arme Fleiß.
Sieh an die holde Jungfrau dort geſchloſſen,
Die noch auf ihn ihr Roſenlicht ergoſſen,
Im Silberhaar den väterlichen Greis.

Und ſieh den Säugling hier, der auf dem Arme
Der Mutter träumend lächelt, frei von Harme,
So früh entrückt dem mütterlichen Land;
Es wird die wilde Meerfluth ſeine Wiege,
Schlaflieder brauſen ihm des Sturmes Flüge,
In's Leben wacht er auf am fremden Strand.

Wohl Manchem ward die Heimath ſchon zu enge,
Es wächst und wogt endlos des Volkes Menge,
Drum ziehen Schaaren hin im Wanderflug,
Wo unermeßlich golden winkt die Ernte,
Wenn erſt das Rieſenwälderchaos lernte
Sich öffnen ihrer Axt und ihrem Pflug.

Doch drüben herrſcht allein in Sprach und Sitte
Auf Goldeshaufen kalt und ſtolz der Britte;
Dem Tropfen gleich, der im Weltmeer zerfloß,
Iſt deutſches Weſen dort auf jener Küſte,
Wo deine Kinder, Deutſchland, in der Wüſte
Als Waiſen oft umirren, arm und bloß.

Drum, wie dereinſt an fremden Meergeſtaden
Hellas des Volkes Ueberfüll' entladen,
So ſchaff' auch du den Söhnen ein Gebiet,
Wohin mit jungen Bienenſchwarms Getümmel
Der Bürger überflüſſiges Gewimmel
Frohlockend, als zur neuen Heimath, zieht.

Vielleicht daß dort aus jedem deutſchen Stamme
Ein Brudervolk die ungeſpaltne Flamme
Entlodern ſieht auf Einem Opferherd,
Die in zerſtreuten Funken, ſchwach gehütet,
Von faulen Moderdüften oft umbrütet,
Des alten Vaterlandes Boden nährt.

Fern hör' ich in des Urwalds dunkeln Hallen
Der Glocken Klang, das Horn des Jägers ſchallen,
Der kühn die Panther, Bären, Drachen zwingt.
Ha, wie ſo reg und tauſendfach geſchäftig
Sich auf dem jugendlichen Grund urkräftig
Der deutſche Geiſt aus allen Banden ringt!

Wie an das Licht empor aus ſeinen Tiefen
Bald auch der Denker und der Dichter rufen,
Was von Juwelen drinn und Perlen glüht!
Wie es im Hafen flaggt von hundert Maſten
Und auf dem Markte wimmelt ohne Raſten,
Neudeutſchland auf in hundert Städten blüht!

Digitized by Google

Die Tochter ſeh' ich in die Arme fliegen
Der Mutter, deren Bild in ihren Zügen
Sich hold verjüngt hat über'm fernen Meer.
Um ihre Flotten, reich an Schätzen, ſchwellen
In ſtolzer Luſt die Nord- und Oſtſeewellen,
Wie einſt um die der Hanſa, grüßend her.

Und ob, zerſchmettert durch des Schickſals Streiche,
Die tiefergraute Mutter einſt als Leiche
Hinab zu andern Völkerleichen ſinkt:
Vielleicht daß, manch Jahrhundert unveraltet,
Die Tochter noch, ſtets blühender entfaltet,
Der Jugend unerſchöpfte Quelle trinkt.

Doch — „wohin, ſprich, verirrteſt du im Traume?
Was ſteigen dir für Blaſen aus dem Schaume
Des heißen Sprudelkelchs der Phantaſie?“ —
„Füllt mich die öde Wirklichkeit mit Zorne,
So laßt mich ſchau'n, berauſcht von jenem Borne,
Was nirgends wirklich werden mag und nie!“

Fragmente aus einem Tagebuch.

(Fortſetzung.)

In Düſſeldorf kam ich am Tag nach der Beſetzung von Elberfeld und Iſerlohn an und mußte viele jämmerliche Einzelnheiten über die Feigheit des Abenteurers v. Mirbach und ſeiner Freibande hören, welche nicht einmal gegen die Dreſchflegel der weſtphäliſchen Bauern feſten Stand hielten. In den preußiſchen Landwehrbataillonen, denen wir im Weſtphäliſchen begegneten, ſpuckte ſichtbar der Geiſt der Zeit, welcher den alten militäriſchen Schulmeiſtern ſchweren Kummer verurſacht. „Hoch die deutſche Einheit!“ hörten wir unzähligemal die Wortführer der Compagnien beim Klang der Weingläſer rufen, und die große Maſſe der Landwehrmänner, welche den Sinn dieſes Rufes kaum recht verſtehen mochte, brüllte denſelben in lärmendem Chorus nach. Unter meinen Reiſegefährten auf der Eiſenbahn ſchienen einige demokratiſch Geſinnte auf dieſe Stimmungsſymptome der Landwehr übergroße Hoffnungen zu bauen. Ein gebildeter Rheinländer, der mit uns fuhr, reducirte dieſelben bedeutend mit der ſehr richtigen Bemerkung: „Dieſe Leute ſind im mehrjährigen bürgerlichen Leben der Disciplin entwöhnt. Laſſen Sie dieſelben ein paar Wochen im Dienſte zubringen, und die militäriſche Subordination wird den politiſchen Spuck verdrängen; der Corpsgeiſt löſcht überall die Parteifarbe und macht eine Uniformfarbe daraus. Glauben Sie mir, daß, ehe ein Monat vorüber, dieſe Leute wieder ſo zahm und geſchmeidig ſind und dem Kommandowort ſo maſchinenmäßig Folge leiſten wie früher.“ Herr Jung, der ehemalige Abgeordnete der preußiſchen zweiten Kammer, welcher mit uns die Reiſe machte, ſchien dieſe Anſicht zu theilen. Sein ernſtes, blaſſes Geſicht gewann einen noch ſchwermüthigern Ausdruck, als es gewöhnlich hat. Auch in den rheiniſchen Städten von Düſſeldorf bis Mainz begegneten wir überall ſtattlichen behelmten Truppenmaſſen, welche die Dampfſchiffe rheinaufwärts immer näher gegen die badiſch-pfälziſche Grenze wälzten.

Noch ſaß in Frankfurt das deutſche Parlament, deſſen Reihen ſo eben durch den Austritt der Dahlmann-Gagernſchen Fraktion beträchtlich gelichtet worden. Ich hatte das deutſche Volkshaus ein Jahr zuvor geſehen, als in ihm noch eine friſche, faſt übermüthige Lebenskraft pulſirte. Nun konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, die ſo gefeierte als viel geſchmähte Verſammlung in ihrer Agonie zu ſchauen. Der Zufall wollte, daß ich noch einer ihrer intereſſanteſten Schlußſitzungen beiwohnen konnte, in welcher Ludwig Simon von Trier, der feurigſte und geiſtvollſte Redner der Linken, wieder ſo kraftvoll ſchöne Worte ſprach, daß ſelbſt das verſtimmte und kühl gewordene Auditorium auf einen Augenblick ſo erregt und begeiſtert ward, wie in den Glanztagen des Sommers 1848. Gleich einem Sterbenden, dem eine Moſchusgabe die Züge und den hellen Geiſt des Lebens wieder verleiht, auf wenige Sekunden, bevor Alles vorüber, bot die deutſche Reichsverſammlung in jenen lezten Tagen ihrer Exiſtenz noch einmal ein merkwürdiges Glanzbild von Geiſt und glühender Leidenſchaft, womit ſie ankämpfte gegen die Todesſenſe, die eine mächtigere Fauſt über ihrem Haupt zückte. In der Simonſchen Rede, worin derſelbe für die Herabſetzung der beſchlußfähigen Mitgliederzahl auf Hundert ſprach, klangen die Schlußworte ſchneidend wie die Klinge eines glühenden Damasceners. „Wollt ihr durch euer Ausſcheiden,“ rief er den Abgeordneten des Centrums zu, „die Abſtimmung unmöglich machen und dieſer Verſammlung ſogleich den Todesſtoß verſetzen, dann löſchet von der Wand der Paulskirche jene Inſchrift, die euch mahnt, das Glück, die Größe Deutſchlands zurückzubringen, und ſchreibt ſtatt ihrer: Das Opfer liegt, die Raben ſteigen nieder!“ Es war der 21. Mai, als ich in der Paulskirche zum leztenmale jenen hundertköpfigen deutſchen Typhöus ſah, der die Macht der Kroniden zertrümmern wollte, den geknickten Rieſenſohn der Märzrevolution. Sein tragiſches Ende, ſeine nahe Auflöſung ſtand ihm auf der Stirne geſchrieben, obwohl er noch einmal die lezten Kräfte zuſammen nahm, die Throne jener „Unſterblichen“ zu erſchüttern. Die weithin ſchallenden

Digitized by Google

Stimmen, die aus ſeinen Häuptern, erklangen, rieſen, ähnlich wie bei jenem Rieſen der griechiſchen Mythe, einen lezten Vernichtungskampf hervor, in welchem der ſtarke Revolutionsſprößling ſammt ſeiner Mutter dem Donner von Deutſchlands Kroniden erlag.

Zwiſchen Frankfurt und dem Großherzogthum Baden beſtand noch ein regelmäßiger Poſtverkehr. Doch fuhr die Locomotive nur bis Heppenheim, der lezten heſſiſchen Station. Die Schienen zwiſchen Heppenheim und Weinheim waren aufgeriſſen; von lezterem Ort fuhr die Locomotive nach Mannheim und Heidelberg. In Weinheim ward in der Gaſtſtube des Poſthauſes eifrigſt politiſirt und zu meiner Verwunderung überwogen hier die ſogenannten reaktionären Stimmen, d. h. die Zahl derer, welche die badiſche Revolution mißbilligten, war größer als die ihrer Vertheidiger. Während der Fahrt nach Mannheim machte ich Bekanntſchaft mit Hanauer Turnern, luſtigen und begeiſterten jungen Leuten, denen es Ernſt um die Sache war. Als ich im Mannheimer Bahnhof ausſtieg, fiel mein Blick auf eine Schaar bewaffneter Blouſenmänner mit rothen Federbüſchen, welche die Ankömmlinge begrüßten. Unter ihnen ragte eine herkuliſche Geſtalt hervor — es war Germain Metternich, der Freiſchaarenführer.

II.

Germain Metternich. — Die Freiſchaaren in Baden. — Der Sohn Robert Blums. — Blouſenmann und Bourgeois.

Wer den wahren Typus eines republikaniſchen Blouſenmannes, das Ideal einer Freiſchärlergeſtalt kennen lernen will, der betrachte das Bild von Germain Metternich, deſſen erſte Bekanntſchaft ich bei'm Demokratencongreß zu Frankfurt machte. Eine ſiebthalb Fuß hohe Geſtalt, in der Breite vollkommen proportionirt, von überaus kräftigen Schultern, ſehnigten Armen und einem Umfang der muskulöſen Schenkel, wovon vielleicht nur das Zillerthal vollkommenere Exemplare aufzuweiſen hat. Germain Metternich, an Statur dem Kaiſer Nikolaus ähnlich, hätte ſo gut wie dieſer dem Künſtler, welcher den farneſiſchen Herkules bildete, als Modell dienen können. Auch das Geſicht des Freiſchaarenführers drückt vor Allem ungemeine Kraft aus. Im Uebrigen ſind die Züge weder ſehr ſchön noch häßlich, weder edel noch gemein. Verwilderte Haare, einen ziemlich langen, dichten, ungekämmten Bart hat er mit der Mehrzahl der Freiſchärler gemein. Ein paar hohe, waſſerdichte Stiefeln, über die Knie reichend, um die blaue Blouſe ein ſchwarzer Gürtel mit einem gewichtigen Schleppſäbel, eine rothe Halsbinde und auf dem Kopf ein mit rother Feder gezierter grauer Hut ohne Façon, halb Calabreſer, halb Tiroler. Mit Ausnahme der hohen Waſſerſtiefeln, welche den Anführer Metternich auszeichneten, waren die meiſten freiwilligen Blouſenmännner, welche aus allen deutſchen Gauen nach Baden ſtrömten, im Weſentlichen wie er gekleidet. Selten wanderte ich während der erſten Tage meines Aufenthalts in Mannheim durch die langen, regelmäßigen Straßen dieſer in gewöhnlichen Zeiten überaus langweiligen, jezt ſehr belebten und amuſanten Stadt, ohne dem Mainzer Rieſen in der Blouſe ein paarmal zu begegnen. Er entwickelte eine fabelhafte Thätigkeit, lief raſtlos vom Exerzierplatz zum Zeughaus, vom Zeughaus zur Kaſerne, und verſäumte doch nie die rechte Stunde zum Mittagstiſch und zu der Kneipe, wo ſein tiefer Bärenbaß über alle anweſenden Baßſtimmen weit dominirte.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Schattenſeiten des Pariſer Lebens.

Man iſt nur zu ſehr gewohnt, Paris bloß von der lichten Seite zu ſehen, und die Schilderungen dieſer Stadt pflegen die Begriffe derer, welche das Pariſer Leben nicht aus eigener Erfahrung kennen, eher zu ſteigern, als herunter zu ſchrauben. Es iſt wahr, Paris iſt unter gewiſſen Bedingungen die köſtlichſte Stadt der Welt, es iſt die Stadt Europas, wo ein gewiſſes Schlaraffenleben, der volle Genuß des ſinnlichen und geiſtigen Daſeyns die höchſte Nahrung findet. Paris iſt, trotz aller ſeiner Kataſtrophen, noch immer die unterhaltendſte Stadt Europas geblieben. Es ſoll dem Ruhm, der Größe, dem Glanz, der Ueppigkeit dieſes europäiſchen Babylons in keiner Weiſe Abbruch gethan werden, aber wie jedes Ding, ſo hat auch dieſes ſo viel beſchriebene und ſo viel bewunderte Paris ſeine zwei Seiten. Die Annehmlichkeiten von Paris ſind ſo oft geſchildert, die eine Seite wird immer ſo ſehr auf Koſten der andern hervorgehoben, daß wir uns die Caprice nicht verſagen können, jezt auch einmal

die andere Seite des Pariſer Lebens zum Gegenſtande einer kleinen Skizze zu machen. — Wir haben uns vorgenommen, nur das gewöhnliche Leben in Paris in's Auge zu faſſen und jede Abſchweifung in höhere Regionen zu vermeiden. Gerade weil es das allergewöhnlichſte iſt, was wir beſprechen wollen, iſt davon bis jezt ſo wenig geſagt und geſchrieben worden. Wir wollen uns dabei zunächſt in die Lage eines Fremden und namentlich eines Deutſchen verſetzen, der zum erſtenmal nach Paris kommt.

Unſere Landsleute langen entweder mit der Eiſenbahn über Brüſſel oder mit den Meſſagerien über Straßburg in Paris an. In beiden Fällen haben ſie Gelegenheit, unterwegs verſchiedene Erfahrungen zu machen. Das franzöſiſche Eiſenbahnweſen ſowohl als der andere Verkehrdienſt ſtehen noch weit hinter den deutſchen Einrichtungen zurück. Wenn man Abends Brüſſel verläßt und Morgens auf dem Bahnhofe zu Paris ausſteigt, ſo iſt man durch dieſe zwölf Stunden, in der zweiten Klaſſe (dem ſogenannten char-à-bancs) zugebracht, noch einmal ſo angegriffen, als durch die vier- und-zwanzig Stunden, welche man, ſelbſt in der dritten Klaſſe, auf der Eiſenbahn von Berlin bis Köln zubringt. Dabei ſind die franzöſiſchen Eiſenbahnen ſehr theuer, weit theurer als die deutſchen und belgiſchen. Es ſind bis jezt noch reine Spekulationen. Die langſame Reiſe von Metz oder Straßburg bis Paris iſt nun vollends ſchauderhaft, namentlich wenn man an heißen Tagen einen Platz in der ſogenannten Rotonde bekommen hat. Am ſchlimmſten geht es unſerm Landsmann, wenn er ſich in Straßburg nicht mit gehörigem Proviant verſehen hat; die Fahrt iſt geradezu auf das Verhungern der Paſſagiere eingerichtet, und was man unterwegs bekommt, iſt außerordentlich ſchlecht und theuer. Der Champagner, der den Reiſenden in der Champagne vorgeſezt wird, iſt meiſtens, wenn man ihn nicht ſehr theuer bezahlt, ein Ausbund von Schlechtigkeit. Unſer Landsmann pflegt »la belle France« mit ziemlich trüben Blicken und mit dem Gefühle der Unbehaglichkeit anzuſehen; die erſten Eindrücke ſind nichts weniger als angenehm. Man gewahrt meiſt nur kleine häßliche Städte und kahle Dörfer, mit einer ſchmuzigen, ſchlecht gekleideten, aber fröhlichen Bevölkerung, und man denkt dabei leicht an die Worte eines geiſtreichen Franzoſen, des Herrn de Stendhal, der ſeine Eigenthümlichkeit darin ſucht, — etwas Seltenes bei den Franzoſen — ſeine Landsleute lächerlich zu machen. Er ſagt in ſeinen »Promenades dans Rome« über ſeine Reiſe von Paris nach Baſel: »en traversant le plus vilain pays, que les nigauds appellent la belle France.«

(Fortſezung folgt.)

Wien, Auguſt.

(Schluß.)

Theater. — Auf dem Lande.

Unter den Gewerbsleuten haben die Glaſer entſchieden den größten Vortheil von den vorjährigen Bewegungen gehabt, daneben auch Lichterzieher, Bandfabrikanten, Waffenſchmiede, gegenwärtig ſind es alle Arten Bauleute, die von den Trümmern der Revolution Nuzen ziehen. Es wird viel gebaut. Unter andern fiel mir ein neues Haus an der Rauhenſteingaſſe durch einen originellen Einfall in's Auge, da an der Vorderſeite in der Höhe des erſten Stocks die berühmteſten Componiſten in Stein gehauen zu kleinen runden Fenſtern hinausſehen, und wirklich in ſo täuſchender Stellung, daß man in der Abenddämmerung an dieſen neugierigen Büſten ſtuzen und irre werden könnte. — Das Karlstheater feiert, auch an der Wien wird an ſchönen Tagen nicht geſpielt, dafür ſind zwei Arenen in Thätigkeit, von denen die eine in Fünfhaus ſehr beliebt und beſucht iſt. In der Burg ſah ich die Karlsſchüler und Judith. Ich habe die Karlsſchüler in mehreren großen Städten geſehen; der Schiller wollte mir nirgends genügen, und ich glaube es liegt wohl in der Rolle ſelbſt. Es geht mir mit den Karlsſchülern wie überhaupt mit den Laube'ſchen Stücken und Romanen; ſie erwärmen mich nicht. Wo ſind darin die Geſtalten, die uns hinreißen, unſere Liebe und Theilnahme gewinnen, ſo daß wir darüber den geiſtreichen Verfaſſer ſelbſt und ſeine geiſtreiche Arbeit vergeſſen? Laubes beſtes Stück iſt und bleibt ſein Rococo. Hier iſt er in ſeinem Element. Laube iſt ein franzöſiſches Talent, voll Geſchick für Anlage und Zuſammengliederung, voll Blizſtrahlen des Geiſtes und der Phantaſie, voll Glanz und Flitter, aber es fehlt wohlthuende Beleuchtung und kühlendes Dunkel, die friſchen Quellen des Gemüths, die Schwärmerei, die vom Herzen kommt und durch keine Reflexion des Verſtandes erſezt wird. Der Eindruck der Judith war ein großartiger und ergreifender. Auch hier erweckt kein Charakter unſere Sympathie, aber das Ganze ergreift, erſchüttert. Frau Hebbel iſt aber auch in Erſcheinung und Darſtellung eine ganz vorzügliche Judith. Das Stück iſt gegen ſeine erſte Ausgabe am Ende abgeändert, ich kann nicht angeben, ob vom Dichter ſelbſt oder von der Bühnenleitung; die pſychiſche Wahrheit und Motivirung hat unter dieſer Abänderung gelitten.

Ein ſehr vergnügter Tag verfloß mir auf einem Sonntagsausflug nach Baden und Vöslau. Das Wetter war mild, der Himmel blau. Eine zahlloſe Menſchenmenge flog in den Dampfwagen dahin, um ſich auf den verſchiedenen Stationen, zu Lieſing, Mödling, Brunn, Gumpoldskirchen u. a. abzulagern. Die vielen Dörfer, die ſchönen Waldberge, die Gärten, an denen wir vorüberjagten, die laue Luft, alles wirkte zuſammen, daß ich mich dem Genuſſe der Natur und der Fahrt ganz hingab, ohne mich durch die Politik, die neben mir betrieben wurde, irre machen zu laſſen. In Vöslau ſuchte ich Schuſelka auf, der hier den Sommer in einem netten Schweizerhaus verbringt. Er hat die Schauſpielerin Brüning geheirathet. Da er ſelber Deutſchkatholik und ſeine Frau Proteſtantin iſt, ſo hatte die Trauung Anſtände, bis ſich endlich ein reformirter Prediger dazu bereit fand. Schuſelka iſt wieder als Schriftſteller thätig und arbeitet am zweiten Band ſeiner „deutſchen Fahrten.“ — Das herrliche Bad von Vöslau wird wenige ſeinesgleichen haben. Ein großer Teich, von den hölzernen Ankleidekammern umfangen, in Mitte eines ſchönen Parks, mit einer Temperatur von achtzehn bis neunzehn Grad und mit ſo klarem Waſſer, daß man ſelbſt in der Mitte noch jedes Steinchen am Kiesboden ſieht, empfängt die Badenden. Einige Schritte entfernt im Waldgebüſch iſt das natürliche Spritzbad, durch zwei anſehnliche Waſſerfälle gebildet, in deren mächtigem Schwall man des angenehmen Eindrucks eines Seebads bei hoher Fluth genießt. Ein allerliebſter Spaziergang durch die Weingärten führte mich wieder nach Baden zurück. Es wimmelte im Park des erzherzoglichen Schloſſes Weilburg von Badegäſten und Uniformen. Equipagen rollten hin und wieder, gepuzte Damen wandelten durch die Alleen, man hörte franzöſiſch, böhmiſch, polniſch, ungariſch, italieniſch, auch deutſch ſprechen. Mein Freund aber, der mich begleitete und lange auf der Bank ſtumm in Betrachtung neben mir geſeſſen hatte, erhob ſich plözlich und ſprach wie ein Prophet: „Die Deutſchen werden nie einig werden, ſie werden ſich unter fremden Völkerſchaften zerſtreuen wie die Juden, und die ruſſiſche Invaſion macht den Anfang der neuen Weltepoche.“ Ich ſah ihn verwundert an über die abgeriſſene und unvermuthete Prophezeihung, und konnte nicht lachen. Nachdenklich und ſchweigend ſchlenderten wir in der anbrechenden Nacht zum Bahnhof.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 202. Donnerstag den 23. August 1849.

Mixtumque genus prolesque biformis.
Virgil.

Skizzen aus dem Fürstenthum Lüneburg.

(s. Nr. 171—178.)

3.

Obwohl die Wenden, welche den östlichen Theil des Fürstenthums bewohnen, wesentlich germanisirt sind, so wird ein aufmerksamer Beobachter dennoch sehr bald den Slavenabkömmling unter Hunderten von niedersächsischen Bauern herausfinden, da die Wenden trotz eines mehr als tausendjährigen Verkehrs mit den Germanen viele Eigenthümlichkeiten in Hinsicht auf Tracht, Charakter, Sitten und Gebräuche bewahrt haben. Die lüneburgischen Wenden leiten ihren Ursprung von dem Stamme her, der von Karl dem Großen an den Arendsee in der Altmark verpflanzt wurde und von hier aus nach und nach immer weiter gegen Süden und Westen vordrang. Nach der gewöhnlichen Annahme bildet die Ilmenau die alte Sprachgrenze zwischen Wenden und Niedersachsen, weil die Namen der meisten Dörfer, welche östlich von dem genannten Flusse liegen, entschieden slavischen Ursprungs sind und sich hieraus mit ziemlicher Sicherheit auf die Nationalität der Bewohner schließen läßt. Die Stadt Lüneburg selbst ist wahrscheinlich aus wendischen Kolonien entstanden, da einer der ältesten Theile derselben am linken Ilmenauufer noch heutigen Tages „das wendische Dorf" heißt. Eine genauere Vergleichung der Sitten und Gebräuche der jetzigen Niedersachsen und Wenden zeigt indessen, daß sich Spuren ächt wendischer Nationalität noch bedeutend weiter westwärts finden, wenn gleich im ganzen westlichen und südlichen Theile des Fürstenthums nur äußerst wenige Namen vorkommen, welche mit den rein slavischen Aehnlichkeit haben. Germanische Kolonien neben wendischen Dörfern gleiches Namens werden noch hin und wieder durch den Zusatz „deutsch" bezeichnet.

Die wendischen Städte und Flecken selbst haben, wie in einem frühern Artikel bemerkt worden ist, heutigen Tages zwar keine besondern Eigenthümlichkeiten mehr; bezeichnend für den wendischen Charakter ist es aber, daß die Anzahl derselben im Wendlande verhältnißmäßig größer ist als in den von Germanen bewohnten Distrikten. Diese Erscheinung kehrt unter ähnlichen Verhältnissen in andern Ländern in noch auffallenderer Weise wieder.

Die Bevölkerung eines größern lüneburgischen Dorfes besteht durchgehends aus mehreren Klassen, deren Rangordnung folgende ist. Die erste bilden die „Vollhöfner," Bauern, welche eine bestimmte Anzahl Morgen Landes besitzen, die je nach der Lage des Dorfes und der Güte des Bodens verschieden ist; die zweite die „Halbhöfner" und die dritte die „Köthner," welche letztere ebenfalls Ländereien, so wie Antheil an Wald, Weide und Moor haben. Die vierte Klasse besteht aus den „Neubauern," die nur das Grundstück als Eigenthum besitzen, auf welchem sie ihr Haus errichtet haben. Die „Häuslinge" endlich bilden die fünfte Klasse und haben weder liegende Gründe noch eigene Häuser; sie wohnen entweder in besondern, den Höfnern gehörigen kleinen Gebäuden oder haben ein Zimmer des großen Bauerhauses inne. An der Spitze sämmtlicher Bauern steht der „Bauermeister" oder Schulze, der jährlich aus der Zahl der Höfner gewählt wird und die Verpflichtung hat, Gemeinde-

Digitized by Google

verſammlungen zu halten, die Bauerſchaft von allen amtlichen Verordnungen in Kenntniß zu ſetzen, kleinere Streitigkeiten zu ſchlichten u. dgl. Die Gemeindeverſammlungen werden entweder unter freiem Himmel oder im Hauſe des Bauermeiſters gehalten und gewöhnlich einige Stunden vorher angeſagt. In kleinern Orten wird die Bauerſchaft dagegen oft durch den Ruf des Schulzen um die Mittags- oder Abendzeit zu augenblicklicher Zuſammenkunft eingeladen.

Die Nationaltracht der Landleute verſchwindet leider mehr und mehr, und nur bei ganz bejahrten Leuten ſieht man dieſelbe noch in ihrer Urſprünglichkeit. Die Männer trugen ſonſt als feſtliche Tracht einen langen ſchwarzen tuchenen Rock, der einen ſtehenden Kragen und breite Aufſchläge hatte und mit großen überſponnenen Knöpfen reichlich beſetzt war. Eine lange Weſte und kurze Beinkleider, beide von ſchwarzem Tuch, Strümpfe und Schuhe mit ſilbernen Schnallen, ein ſchwarzes Halstuch und ein breiter dreieckiger ſchwarzer Hut paßten zu dem altdeutſchen Rock vortrefflich. Die Feierkleidung der Frauen beſtand in einem faltigen ſchwarzen tuchenen Rock und einem Mieder von demſelben Stoffe, deſſen Ausſchnitt ein ſchwarzes oder weißes Buſentuch füllte. Die aufwärts geſtrichenen Haare bedeckte eine kleine Mütze von ſchwarzem oder weißem Stoffe, die mit breiten Bändern eingefaßt war. Die Farbe des Buſentuches ſtimmte jedesmal zu der Farbe dieſer Mütze. Erblickt man noch hin und wieder tief in der Heide ein uraltes ſtattliches Ehepaar in dieſer Tracht unter der mehr neumodiſch ſtädtiſch gekleideten jüngern Generation, ſo meint man, die Bewohner eines verſunkenen Dorfes ſeyen nach langem Zauberſchlaf im Schooß der Erde auf die Oberwelt zurückgekehrt. Die ſchwarze Farbe ſteht überhaupt bei den Landleuten in großem Anſehen. An den drei hohen Feſten ſieht man am erſten Feiertage nur ſchwarze Geſtalten zur Kirche wandern, am zweiten dagegen iſt Alles in bunte Farben gekleidet. Durch das ſtets häufiger vorkommende Dienen der Mädchen in größern Städten und durch das längere Garniſonsleben der jungen Burſche wird jene uralte eigenthümliche Tracht mehr und mehr verdrängt. Die Leute gewöhnen ſich dadurch ſo an die modiſche Kleidung, daß ſie ſich nach erfolgter Rückkehr in die Heimath nur bei großer Armuth dazu entſchließen, den alten Schnitt wieder anzunehmen. Darum wird die ländliche Tracht auch von Tag zu Tag geſchmackloſer, weil die ſtädtiſche, mitunter kleidſame Mode unter den Händen der Dorfſchneider und Schneiderinnen unſägliche Verdrehungen erleidet.

(Fortſetzung folgt.)

Fragmente aus einem Tagebuch.

(Fortſetzung.)

Der Herr der Schöpfung hat offenbar Germain Metternich zum Wühler und Revolutionsmann in gleichem Grade geſtempelt wie ſeinen Namensvetter Clemens Metternich zum Diplomaten. Mit allen demagogiſchen Eigenſchaften iſt jener überreich ausgeſtattet. Nebſt koloſſaler Geſtalt, phyſiſcher Stärke, wilder Leidenſchaft, beſitzt der Freiſchaarengeneral in ziemlichem Grade auch jene populäre Beredtſamkeit, welche auf offenem Markt und in der Schenke hinreißende Wirkung thut, ein Organ, ſo tief und kräftig, daß der Büffel in dem Steppenland Amerikas ihn darum beneiden könnte; ſodann, was bei ſolchen Volksbewegungen mehr werth iſt als alles Andere, die unſchätzbare Gabe, einem wilden, undisciplinirten Haufen ſowohl zu gefallen als zu imponiren, was ohne eine glückliche Miſchung von Energie und Humor, von Grobheit und Gutmüthigkeit nicht möglich wäre. Leztere Eigenſchaft tritt bei der erſten Bekanntſchaft mit Germain Metternich freilich minder hervor, als ſein etwas rauhes Weſen. „Ein Stachelſchwein iſt neben ihm ein Federbett," könnte Herr Dickens mit einigem Recht von ihm ſagen. Vollſtändigere Contraſte hat es nie auf Erden gegeben, als der immer etwas derb, „wie Elephantenkälber," auftretende Freiſchaarenführer Metternich mit ſeinem cyniſchen Aeußern, ſeinen rohen Umgangsformen, ſeinem leidenſchaftlichen Temperament und durchaus revolutionären Charakter, deſſen Welt die Kneipe iſt, der Wühlerclub und die Barrikade, und jener andere Metternich, der geborene Diplomat mit der adelig graziöſen Geſtalt, mit den feinen Weltmannsmanieren, der Glätte, dem Stabilitätsprinzip und jener für Völker, Throne, Freunde wie Feinde, und zulezt für ihn ſelbſt ſo verhängnißvoll gewordenen Intriguenkunſt, die ſich den Hof, den Salon und die Frauenwelt zu ihrem heimiſchen Element erkoren.

In den Straßen Mannheims herrſchte in den lezten Tagen des Mai ein ſo pittoreskes Leben, wie man es dort wohl zu keiner Zeit geſehen. Zu den ſeßhaften demokratiſchen Elementen geſellten ſich die Zugvögel, jene Nomadendemagogen mit revolutionärer Armatur, d. h. mit Flugſchriften, Proklamationen und Volksaufrufen aller Art, welche zwiſchen der Pfalz und Baden, zwiſchen Carlsruhe, Kaiſerslautern, Frankfurt und Stuttgart raſtlos ab und zu flogen. Der Andrang von bewaffneten Freiwilligen aus Heſſen, Naſſau, Franken, den preußiſchen Rheinlanden und Schwaben war während meines Aufenthalts in Mannheim mehr nach der Pfalz als nach Baden gerichtet.

Digitized by Google

Mit richtigem Instinkt ahnte man, daß gegen die Pfalz der erste Angriff von preußischer Seite gerichtet seyn werde. Auch war der Zuzug von Freiwilligen, besonders wenn sie Schießgewehre mitbrachten, dort viel willkommener als in Baden, wo es an Fäusten nicht fehlte und wo man im Besitz eines tüchtigen Kerns von regulärem Militär, um welches die neu organisirte Volkswehr sich schaarte, größeres Selbstvertrauen in die Widerstandskraft des Landes hatte und der fremden Zuzüge nicht zu bedürfen glaubte.

Man kann dem badischen Landesausschuß und der später aus ihm hervorgegangenen provisorischen Regierung nicht abstreiten, daß sie in Betreff der Landesvertheidigung große Thätigkeit entwickelten, wenn gleich die rothe Revolutionspartei sich damit lange nicht befriedigt stellte, und sowohl großartigere Rüstungen als energischere Maßregeln zum Herbeischaffen von Geld und Waffen forderte. In Mannheim war neben der Bürgerwehr und Volkswehr noch eine Arbeiterlegion gebildet, welche statt der deutschen Reichsfahne, die alle übrigen Corps beibehalten, eine rothe Fahne führte. Ein Verein von Frauen und Jungfrauen der Stadt Mannheim hatte ihr diese blutfarbige Fahne zum Geschenk gemacht und in goldenen Lettern den doppelten Wahlspruch auf dieselbe gestickt: „Für Recht und Freiheit! Denkt an Robert Blum!“ Mit dem Andenken an den „Märtyrer der Brigittenau“ ward überhaupt in Baden sowohl als in der Pfalz und am preußischen Rhein ein Kultus getrieben, welcher selbst den für Hecker noch überbot. Beider Bildnisse sah man unzähligemal auf linnenen und seidenen Taschentüchern, auf Pfeifenköpfen und Busenschlössern gemalt. Den Nimbus beider Namen hatte bei Robert Blum der gewaltsame Tod, bei Hecker das freiwillige Exil nach den fernen Wildnissen der neuen Welt erhöht. Sogar in dem ungleich frostigeren, gefühlärmeren deutschen Norden, ja selbst in der großen Merkurstadt Hamburg, wo der Werth jeglichen Mannes nach Mark Banco gewogen wird, kenne ich Frauen, die für Robert Blum schwärmen und mit der Wittwe des Märtyrers wegen Erziehung ihrer Kinder in Briefwechsel stehen. Durch sie erfuhr ich, daß der kleine Blum, ein eilfjähriger Knabe, bereits von rachebrütenden Gedanken erfüllt ist und sich Namenslisten von Männern verfertigt, deren Blut er dereinst vergießen will, zur Sühne seines gemordeten Vaters. Obwohl jene Hamburger Frauen entschieden demokratisch gesinnt waren, erschracken sie doch über dieses Rachegift, das der zarte Knabe aufgenommen, und riethen der Wittwe Blum das Kind von Leipzig weg nach der Schweiz zu schicken in das elterliche Haus von Karl Vogt. Ein unglücklicher Einfall! Der junge Blum käme dort aus dem Regen in die Traufe, denn nirgends herrscht eine dickere Jakobineratmosphäre als zu Bern in dem Hause des alten Professors Vogt, wo ein ultra-radikaler Vater und eine höchst exaltirte Mutter (die Schwester jenes berühmten Follenius, des Feuergeistes der Burschenzeiten, der in Amerika ein nasses Grab gefunden) ihren zahlreichen begabten Söhnen und Töchtern von frühester Kindheit einen demokratischen Geist der rohesten Art in Saft und Blut gegossen haben. Dem freilich ungemein dickköpfig conservativen Patriziat der Stadt Bern ist nächst der Armuth, der Hölle und dem Professor Wilhelm Snell nichts so verhaßt als „die Vogt'sche Demagogenbrut.“

Die eigentliche Bewegung während der Revolutionszeit war in Mannheim auf dem Marktplatz, in der großen Alleenstraße, welche die Mitte der Stadt durchschneidet, vor der Infanteriekaserne und im Schloßpark concentrirt. Die übrigen schnurgeraden Straßen und die herrlichen Spaziergänge am Rheinufer waren verhältnißmäßig ziemlich still und leer. Im Schloßgarten ward vom Morgen bis zum Abend exercirt, getrommelt und geschwenkt, in der Alleenstraße wurden Musterungen und Paraden gehalten und flanirten gewöhnlich die Blousenmänner, wenn sie vom Exerciren, vom Wachestehen und dem Wirthshaus sich losgemacht hatten. Man konnte hier täglich demokratische Gesichter und imposante Bocksbärte aus allen deutschen Gauen mustern. Jeder Tag brachte neue Sturmvögel, welche von allen Windrichtungen kamen und verschwanden. Die blaue Blouse und der graue Hut waren allein in Ehren; der dunkle Civilrock und der façonirte Hut waren, wenn nicht verpönt, doch als Wahrzeichen der Bourgeoisie mit scheelen Augen und verächtlichen Blicken angesehen. Die Blousenmänner bezeichneten letztere kurzweg mit dem Namen „Spieß,“ und hatten kein Hehl, daß sie in derselben die zunächst wegzuräumende Aristokratie erblickten, nachdem Throne, Adel und Beamtenthum weggefegt seyn würden. In Mannheim hatte man übrigens als Stadtbürger, selbst mit halb reaktionärer Gesinnung, nichts zu fürchten, da die zahlreiche Bürgerschaft bewaffnet war und an dem Revolutionsspektakel nur passiven Theil nahm, und oft mit recht trüber Miene bei so gefahrdrohendem Spiel. Die revolutionären Behörden huldigten in Mannheim so wenig wie in Karlsruhe der extremen Farbe und benahmen sich mit wenigen Ausnahmen milde und gemäßigt. Dieses Ehrenzeugniß müssen wir ihnen zur Steuer der Wahrheit ausstellen, obschon wir wissen, daß dieß keineswegs ein Empfehlungsbrief, vielmehr ein Anspruch auf den Verrätertitel in den Augen jener „entschiedenen Demokraten“ ist, welche Verfolgung und Terrorismus als untrennbar von ihren Freiheits- und Weltbeglückungsansichten betrachten.

Digitized by Google

Während man in den größern Städten dem Rock und der Gesinnung nach ein guter Bourgeois seyn konnte, ohne Mißhandlungen fürchten zu dürfen, war es eben nicht rathsam, sich in den Dörfern und kleinen Landstädten mit halbwegs eleganter Kleidung unter die Blousenmänner zu mischen, am allerwenigsten an strategisch wichtigen Punkten, wie Rastatt, der Rheinschanze u. s. w., wo man in jedem Fremden, welchen Schaulust und Neugierde herbeigeführt, einen preußischen Spion witterte. Ich gestehe, daß ich selbst vorsichtig und kleinmüthig genug war, nach dem Vorbild des Abbé de Pradt, Kokarden und Bänder von verschiedenen Parteifarben in der Tasche zu tragen, um solche an gefährlichen Orten als Geleitsbriefe auf den Hut zu pflanzen. Als ich einmal trotz dem als verdächtig angehalten wurde, fand ich es rathsam, meinen Bourgeoishut mit einem Freischärlerhut zu vertauschen, und dieser Talismann schüzte mich fürderhin, obwohl ich keine Blouse trug.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Schattenseiten des Pariser Lebens.

Man tröstet sich, man kommt dem Ziele der Sehnsucht und vielleicht auch der hochfliegenden Hoffnungen immer näher und näher. Wir wollen unserm guten Landsmann wünschen, daß er eine hübsche Geldsumme mitbringt, daß ihm bei einem der großen Pariser Banquierhäuser, wie Mallet frères et Comp. u. s. w. ein ansehnlicher Kredit eröffnet ist. Geld und viel Geld ist die erste Bedingung für den Fremden in Paris. Die Mehrzahl der Deutschen aber, welche jährlich in Schwärmen nach Paris kommen, sind nur mit sehr geringen Geldmitteln versehen, und oft sind sie bald nach ihrer Ankunft gänzlich entblößt. Das Elend dieser Leute läßt sich gar nicht beschreiben. Sie haben auf einen entfernten Verwandten, auf einen alten Freund, auf ihre Arbeitskraft gerechnet, sie haben an alles gedacht, nur nicht an Paris, wie es wirklich ist und wie sie es finden, theilnahmlos, unbarmherzig gegen den Fremden, und namentlich gegen den Deutschen, dem es an Mitteln fehlt. Man kann die Zahl der Deutschen in Paris auf mindestens 60,000 anschlagen, und der Mehrzahl nach gehören sie zu der untern arbeitenden Klasse. Unter den Handwerkern ragen die deutschen Tischler im Faubourg St. Antoine und die deutschen Schneider in allen Gegenden der Stadt besonders hervor; wenn ihre Arbeitstüchtigkeit sie beliebt macht, so haben sie dagegen viel mit der Erbitterung ihrer französischen Collegen zu kämpfen. Ein deutscher Handwerker indessen, namentlich ein Schneider und Kunsttischler, kann, trotz der großen Schwierigkeiten, in Paris immer noch eher auf ein Unterkommen rechnen, als ein Deutscher, der den sogenannten gebildeten Ständen angehört. Dieser ist fast immer verloren, wenn er nicht hinlängliche Geldmittel mitbringt. Man trifft diese Leute in wahren Verzweiflungslagen. Je größer und glänzender Paris ist, um so größer ist ihr Elend, je mehr der Ueberfluß sie anlacht, um so mehr fehlt es ihnen an dem allernothwendigsten, und auf den Kirchhöfen Montparnasse und Montmartre könnte ich meinen Landsleuten manches unbekränzte und verlassene Grab eines Deutschen zeigen, der mit großen Hoffnungen nach Paris gekommen, nach einigen Monaten der Noth und Verzweiflung seinem Daseyn durch eine Kugel oder in der Seine ein Ende gemacht hat. In der Morgue hat schon oft eine Leiche gelegen, die Niemand kannte und die endlich auf öffentliche Kosten verscharrt wurde — es war ein Deutscher. — Solches Elend herrscht vielfach unter den sogenannten „politischen Flüchtlingen," welche in Folge der revolutionären Bewegungen Deutschlands in Masse nach Frankreich und Paris gekommen sind. Ich könnte schauderhafte Dinge erzählen, wenn ich nicht Namen schonen müßte. Uebrigens muß man sich in Paris durch den Namen „politischer Flüchtling" nicht täuschen lassen. Er ist sehr oft die Maske für deutsche Betrüger, Beutelschneider, Gauner, geflohene Verbrecher aller Art, die hier mit ihren „Opfern für das deutsche Vaterland" prahlen und deren niederträchtiges Gewerbe vielfach darauf hinausläuft, den Deutschen, der etwas Geld nach Paris bringt, zu rupfen. — Der ankommende Deutsche bedarf viel Festigkeit und Gewandtheit, um dieser infamen Bande ganz zu entgehen. In der Regel wird er an diesen Menschen einige Erfahrungen machen, und er kann zufrieden seyn, wenn er diese Erfahrungen nicht allzutheuer erkauft hat. Vielleicht bei einer andern Gelegenheit werde ich einige hervorstechende Gestalten unter diesen deutschen Gaunern charakterisiren. Der Mangel an Kenntniß des großen Pariser Terrains und die Unfähigkeit, sich in allen Situationen in der französischen Sprache mit Leichtigkeit auszudrücken, führen den Fremden in die Fangscheeren der Gauner, welche nichts anderes wollen, als was der Franzose plumer le pigeon nennt. Dieses Rupfen geschieht auf die allerverschiedenste Art, meistens freilich durch falsches Spiel und durch Weiber. Der Beutelschneider, indem er auf die liebenswürdigste Weise bei dem Fremden Ciceronedienste versieht, weiß die Lebenszustände und Existenzverhältnisse seines neuen Opfers rasch zu durchdringen und davon auf die vortheilhafteste Weise Nutzen zu ziehen.

Das erste, was jeder zu thun hat, wenn er in Paris ankommt, ist natürlich, seinen Verhältnissen gemäß eine Wohnung zu finden. Das Kapitel der Pariser Wohnungen wäre ein sehr inhaltsvolles und lehrreiches, wenn ich es hier erschöpfen wollte. Gewöhnlich wird hierin von unserm Landsmann der erste falsche Schritt gethan. Die meisten verlassen sich in dieser Beziehung auf zufällige Empfehlungen, oder gar auf den Kutscher oder den Commissionär, mit dem sie bei der Diligence oder auf dem Bahnhofe zu thun bekommen. Dieser führt sie leicht in ein schmutziges Haus in einer ungesunden Gasse, wo es ihnen an den gewöhnlichsten Lebensbequemlichkeiten fehlt, weil er von dem Besitzer dieses sogenannten hôtel garni dafür bezahlt wird, oder er führt sie in ein großes Hôtel am Boulevard italien oder in der Rue Richelieu, wo es dem guten Landsmann freilich sehr gefällt, wo er aber über die Preise erschrecken wird.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 203. Freitag den 24. Auguſt 1849.

— In des Fahrzeugs Enge
Kürzt munteres Geſchwätz des Weges Länge.
Pope.

Nach Genua.

(ſ. Nr. 104. 105.)

III.

Man rechnet von Novi bis Genua vier- und- zwanzig Miglien, alſo zwölf Stunden. Ein guter Fußgänger legt den Weg bequem in neun Stunden zurück, denn es verhält ſich hier mit dieſen Miglien wie in Deutſchland mit den Poſtmeilen; in den Abend- ſtunden oder bei kühlem Wetter habe ich öfters eine italieniſche Meile in einer Viertelſtunde zurückgelegt. — Die erſte Hälfte des Weges von Novi nach Genua bietet wenig Anziehendes dar. Die Seealpen, welche ſich, von Vercelli bis über Marengo herab, in tau- ſend launenhaften und ſtets großartigen Formen am Himmel abzeichnen, ſammeln ſich jezt in geſchloſſenen, ſchweren Maſſen, als fühlten ſie, daß es bald ihrer ganzen Kraft bedürfen werde, um dem jähen Abſturze in das Meer zu begegnen, während ihre Ausläufer mit denen des Apennin zuſammentreten, ſich behaglich in die fruchtbare Ebene niederſtrecken und an dem Segen derſelben Theil nehmen zu wollen ſcheinen.

Bei dieſer äußern Einförmigkeit des Weges konnte man ſich der Geſellſchaft im Wagen ungeſtört zuwen- den. Mein Gegenüber war eine junge, hübſche, ein- fach, aber geſchmackvoll gekleidete Dame. Nach der erſten ſtummen Begrüßung begann ich, um nicht gegen die italieniſche Sitte anzuſtoßen, mich mit ihrem ſechs- bis ſiebenjährigen Knaben, welcher neben ihr ſaß, zu unterhalten; die zärtliche Mutter fand bald Veranlaſſung, ſich in das Geſpräch zu miſchen, und wenn ſie anfangs ſtatt des Knaben antwortete, that ſie dieß bald in ihrem eigenen Namen; die na- tionale und geſchlechtliche Zurückhaltung und Schüch- ternheit wich, wie die Nebel an den Berghalden vor dem ſcharfen Morgenwinde zerſtieben, und da ſich mein Nachbar zur Linken auch zur Einſprache veranlaßt ſah, „flogen wir bald mit vollen Segeln auf dem Strome der Unterhaltung dahin,“ wie mein körperlich von einer fieberhaften Unruhe, geiſtig von einer mächtigen Ueberreiztheit gequälter Nebenmann ſich ausdrückte.

Auch im Coupé ward es laut und der Gemahl meines hübſchen Gegenübers erging ſich im ſchau- derhafteſten Franzöſiſch in Vergleichungen zwiſchen dem Glück und dem Wohlſtande der Lombardei und Pie- monts und der Armuth und Nahrungsloſigkeit des parmeſaniſchen Gebietes. — „Hörſt du, Ceſare, wie ſchön und geläufig Papa franzöſiſch ſpricht? So mußt du es auch lernen,“ mahnte die überglückliche Gattin. — „Gut,“ ſagte der Knabe, „franzöſiſch will ich lernen, obgleich es abſcheulich genug klingt, aber nicht engliſch.“ — „Warum nicht engliſch, Ceſare?“ fragte ich. — „O, die Engländer haben eine ſchreckliche Sprache,“ verſezte das Kind; »parlano fuor del ventre e cavano la lingua.« Die Pantomime, welche folgen ſollte, unterblieb in Folge eines ſtrafenden Blickes von Seiten der Mutter, und glühende Schamröthe überzog das liebliche Geſicht des Kleinen.

Während des Verlaufs der Unterhaltung bemerkte ich, ich habe zum fünftenmal nach Italien kommen müſſen, um in Geſellſchaft einer Italienerin von Stand zu reiſen. — „Nichts natürlicher,“ ſagte mein enthuſiaſtiſcher Nachbar; „die Italienerin iſt das häus- lichſte Weib, das irgend ein Land der gebildeten Welt aufzuweiſen hat; ſie zieht den Kreis, in welchem ſie

Digitized by Google

ſich bewegt, ſehr eng und gleicht auch in dieſer Hinſicht der Roſe, welche jede zudringliche Annäherung durch Dornen abwehrt. Es iſt ihr unerklärlich, wie dieſe Engländerinnen Monate-, Jahrelang, als würden ſie von den Furien gejagt, fremde Länder durchfliegen können, während ihre Beſtimmung ſie an den häuslichen Herd feſſeln ſollte, während die ſpärlichen Genüſſe, welche ein ſolches flüchtiges Reiſen gewährt, vielleicht mit der Vernachläſſigung der heiligſten Pflichten erkauft werden." — „Wir ſind übrigens," bemerkte die Dame lächelnd, „von der Welt nicht ſo klöſterlich abgeſchieden, wie man wohl glauben könnte. Wir haben die Kirchen und die Theater, die eigene und die Familie des Gatten, und da am Ende Alles von der Gewohnheit abhängt, fühlen wir uns ganz glücklich in unſerem begrenzten Lebenskreiſe. Ohne den dringend ausgeſprochenen Wunſch einer alten Tante zu Caneva, uns noch einmal bei ſich zu ſehen, hätte ich mich nie zu dieſer Reiſe entſchloſſen, die ich übrigens viel genußreicher finde, als ich erwartete und als meine Freundinnen zu Parma mich hoffen ließen."

Die Frau meines Nachbars, welche bisher die Augen geſchloſſen hatte und zu ſchlafen ſchien, ſeufzte bei dieſen heitern Worten tief auf; ſie war augenſcheinlich leidend und von der Reiſe in hohem Grade angegriffen. Wie ich nachher erfuhr, war ihr Gatte wegen einiger zu Genua erſchienenen „Romanzen," wie man jezt vaterländiſche Lieder, Kriegs- und Freiheitsgeſänge zu nennen beliebt, in welchen er das ſeit Petrarcha ſo oft wiederholte Thema von der Erniedrigung Italiens mit zu großer Wärme variirt hatte, aus dem Herrſchaftsbereiche Karl Alberts verbannt worden und hatte drei Jahre an den Grenzen ſeines Vaterlandes, an den Abhängen des Gebirgs zugebracht, wo er die theuren heimathlichen Thäler ſchauen und ſein Auge an dem Anblick des Edens laben konnte, aus welchem er vertrieben worden. Seine Frau hatte endlich Gnade für ihn erwirkt und war mit ihren zwei Kindern nach Lugano geeilt, um ihn nach Genua zurück zu begleiten. Er war jeden Zoll ein Italiener. Er ſah in Karl Albert jezt den Retter des armen Italiens — »di quella umil Italia fia salute,« ſagte er wiederholt mit „dem Dichter" — den Geſandten des Herrn, welcher dem geknechteten Lande die frohe Botſchaft der Freiheit bringen ſollte u. ſ. w. Er erzählte Karl Albert in einem langen Gedicht, was er in der Verbannung gelitten, wie Armuth, Hunger und Krankheit, Heimweh und Sehnſucht nach der Gattin und den Kindern ihn weniger gebeugt, als der Gedanke an ſein unglückliches Vaterland. Der arme Burſche! Er wollte das Klirren der Ketten an ſeinen Füßen durch das Geklingel ſeiner Reime übertäuben; er betrog ſich ſelbſt, indem er einem König, welcher ihn drei lange Jahre den bitterſten Qualen preisgegeben, für eine Gnade dankte, welche für ihn keinen Werth mehr hatte. Der Tod blickte ihm aus den hohlen Augen, ſaß ihm auf den farbloſen dürren Lippen, ſprach aus ſeiner gebrochenen Stimme. Sein Seelenſchmerz mußte um ſo herber ſeyn, als ſeine Frau noch raſcher denn er dem Grabe entgegen zu eilen ſchien, und als die beiden Kinder den verkümmerten Blüthen eines abſterbenden Baumes glichen.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſetzung.)

In abgelegenen Orten hat ſich eine der oben beſchriebenen ähnliche Tracht auch noch unter der jüngern Generation erhalten, nur daß der Schnitt weniger alterthümlich und die Farben heller zu ſeyn pflegen. Statt der dreieckigen Hüte werden indeſſen allgemein runde getragen. Eine Eigenthümlichkeit wird der ſtädtiſche Einfluß jedoch nicht auszurotten vermögen, die oben erwähnte kleine Frauenmütze, welche einen Lieblingsſchmuck des weiblichen Geſchlechts bildet. Sie iſt gewöhnlich aus Stoffen und Bändern von greller Farbe verfertigt und manchmal mit reicher Silber- oder Goldſtickerei verſehen. Ueber dieſelbe wird zum Schutz gegen Staub und Regen ein weißes Tuch gebunden, welches den ganzen Kopf bedeckt und nur einen Theil des Geſichts frei läßt. Andere bedienen ſich ſtatt deſſen eines einfachen Strohhutes mit ſchwarzen Bändern, namentlich im hohen Sommer. Bei der Haus- und Feldarbeit tragen die Männer häufig über dem ziemlich eng anſchließenden tuchenen oder mancheſternen Beinkleide noch ein anderes von weißer Leinwand, welches ſehr weit und faltig, aber ziemlich kurz iſt.

In der Tracht unterſcheiden ſich Germanen und Wenden wenig, namentlich die Männer. Die Frauen und Mädchen im Wendlande haben dagegen noch einige ſeltſame Kleiderordnungen. So gilt es unter andern für vornehm, mehrere Röcke über einander zu tragen; Sommer und Winter kommen dabei durchaus nicht in Betracht, ſondern einzig und allein Ort und Gelegenheit. Statt der kleinen Bändermütze der germaniſchen Mädchen und Frauen tragen die Wendinnen einen ſechs bis acht Zoll hohen Aufſatz, welcher Aehnlichkeit mit der Borta der Lauſitzerinnen hat, meiſtens von heller Farbe und mit vielen Schleifen und flatternden Bändern geſchmückt iſt. — Die Marſchbewohner, vor allen die an der Elbe, ſetzen eine Ehre darein, recht viel Gold- und Silberſchmuck zu tragen.

Digitized by Google

Die Männer haben an ihren Röcken, Jacken und Westen eine Menge sehr großer silberner Knöpfe, und die Mädchen zieren ihre Brust mit hübsch gearbeiteten feinen Gold- und Silberketten, die kreuzweise um die Haken und Knöpfe des Mieders geschlungen werden.

Hinsichtlich des Charakters dürfte es kaum einen größern Unterschied zwischen Deutschen und Deutschen geben als den, welcher zwischen den Bewohnern des Fürstenthums Lüneburg und den Südwestdeutschen besteht. Aeußerst interessant ist es, auf einer Reise von Süd- nach Norddeutschland zu beobachten, wie die südliche Beweglichkeit und das südliche Feuer nach und nach in Ruhe und kalte Besonnenheit übergehen. In den Gaststuben und bei ländlichen Festen läßt sich dieser allmälige Uebergang am besten wahrnehmen. Im Süden blitzen die dunkeln Augen, als gält' es einen Kampf auf Tod und Leben; da drängt ein Wort das andere, da tönen Gesang und Jubel allüberall; im Norden blickt das blaue Auge des einsamen Dörflers den Wanderer so groß und hell an, als gält' es sein Herz bis auf den tiefsten Grund zu durchschauen; da fließt die Rede wie ein stiller, klarer Heidebach dahin, da dringen des Liedes Ton und Jauchzen nur im höchsten Freudentaumel aus der Brust. Eine fröhliche süddeutsche Gasthausgesellschaft würde einem ehrenfesten Heidebewohner wie eine Rotte Tobsüchtiger vorkommen, so wie ein Badner eine lüneburgische Bauernversammlung zweifelsohne für eine Gruppe Schlafender halten würde. Diese Ruhe und Schweigsamkeit erstrecken sich auf alle Verhältnisse des häuslichen und öffentlichen Lebens und sind sich zu allen Zeiten gleich. Mögen Schnee, Regen und Sturm an's kleine Fenster pochen, oder glühende Sommersonnenstrahlen senkrecht auf's niedere Strohdach fallen, schweigend sitzt der Hausvater mit Weib und Kind, mit Knecht und Magd am schweren hölzernen Tisch vor der irdenen Schüssel, welche das Mittagbrod enthält. Schweigend ergreift Jeder den runden hölzernen Löffel und schweigend und langsam langt er damit in den großen gefüllten Napf, bis derselbe vollständig geleert ist. Dann zieht Jeder sein Einlegmesser aus der Tasche, nimmt sich eine Portion Buchweizenklöße und Speck, zerschneidet sie auf dem hölzernen Teller und verzehrt Alles, ohne ein Wort zu sprechen. Schallt ja dann und wann ein Laut durch die Stube, so ist das ein unumgänglich nothwendiger Befehl des Hausherrn oder der Hausfrau an Dienstboten und Kinder, oder das harmlose Geschwätz eines unverständigen sechsjährigen Mädchens, welches sich die nöthige Würde beim Essen noch nicht angeeignet hat.

Zwei andere hervorstechende Eigenthümlichkeiten des lüneburgischen Landmanns sind Genügsamkeit und Sparsamkeit. Ist es in Mittel- und Süddeutschland etwas ganz Gewöhnliches, allabendlich in die Schenke zu gehen und dort bei einem Glase Wein, Aepfelwein oder Bier von Staat und Staatsangelegenheiten zu sprechen, so würde dieser regelmäßige Wirthshausbesuch einem ordentlichen lüneburgischen Hauswirthe sehr übel gedeutet werden. Allerdings sieht man fast jeden Abend einige Leute im Gasthause, aber entweder sind dieß Bauern aus entferntern Orten, die sich zu ihrer weiten Wanderung über die Heide durch einen kräftigen Trunk stärken, oder Verwandte und Nachbarn des Wirthes, welche diesem einen freundschaftlichen Besuch machen, oder endlich Dorfbewohner, welche mit dem leztern oder untereinander Geschäfte zu besprechen haben. In der Regel bringt der lüneburgische Bauer die Abendstunden bei den Seinigen zu und läßt sich von den Kindern aus Bibel und Gesangbuch vorlesen; manchmal wandert er aber auch zur Winterszeit mit der kurzen Pfeife zu einem Nachbar, der ihm den Ehrenplatz am warmen Ofen einräumt und in behaglicher Ruhe mit ihm von Wind und Wetter, vom Preise der Feldfrüchte, vom Wohl des Dorfs und von der guten alten Zeit redet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, August.

Gemeindezustände. — Das Heer. — Reform des Gymnasiums. — Lessings Standbild. — Theater.

Die gegen die Aufständischen eingeleitete Untersuchung wird unter der umsichtigen Leitung des Stadtgerichtsraths Brachmann möglichst beschleunigt. Es wird aber immer noch eine gute Weile vergehen, bis sie spruchreif geworden, und so wird auch der Belagerungszustand noch längere Zeit dauern. Doch die Preußen werden uns in den nächsten Tagen verlassen. Bei der mit großer Energie betriebenen Organisation unsers Heeres, in dem künftig alle Staatsangehörigen dienen müssen, machte sich der Mangel einer hinreichenden Anzahl von Offizieren fühlbar. Es sind demnach theils viele Unteroffiziere befördert, theils geeignete Civilisten, welche die Prüfung bestanden, zu Offizieren

Digitized by Google

gemacht worden. Dieß iſt in jetziger Zeit um ſo wichtiger, wo die erfolgreiche Bekämpfung der Anarchie durch die Militärgewalt gar leicht wieder eine exkluſive Ueberhebung des Offizierſtandes herbeiführen könnte, die ſich aber bei ſolcher Miſchung der Elemente und bei der höhern Bildung vieler Soldaten nicht auf die Dauer wird geltend machen können. — Unſere ſtädtiſchen Verhältniſſe entwickeln ſich jetzt auf eine erfreuliche Weiſe, ſeitdem ſich der Radikalismus darin nicht mehr ſo breit machen kann. Von den Stadtverordneten iſt der Stadtrath Pfotenhauer zum Bürgermeiſter gewählt worden, ein noch jugendlich kräftiger, freiſinniger, aber beſonnener Mann, mit deſſen Wahl alle Parteien zufrieden ſind, mit Ausnahme der äußerſten Rechten. Namentlich ſeine Thätigkeit machte es dem neuen trefflichen Rektor unſers Gymnaſiums, dem Dr. Klee aus Leipzig, möglich, dieſe früher ſehr vernachläſſigte Schule in kürzeſter Friſt völlig zu reorganiſiren, womit auch Alle einverſtanden ſind bis auf die ultraconſervativen Herren, denen nun einmal jede Neuerung als Revolution erſcheint. — Unſer Rietſchel hat für Braunſchweig ein herrliches Standbild von Leſſing vollendet, das mit vollem Rechte eines der gelungenſten modernen Bilder der neuen Plaſtik genannt werden kann. Der Eindruck war um ſo überraſchender, da der Eigenthümlichkeit des Meiſters dieſe Aufgabe weniger zugänglich ſchien. Es that einem jetzt beſonders wohl, ſich an dem ſchönen klaren Kopfe und der feſten Geſtalt einer ſolchen Perſönlichkeit zu erquicken. Und ſo wird auch bei der bevorſtehenden Säkularfeier Goethe's die lebendige Erinnerung an das harmoniſche Leben und Wirken des größten deutſchen Dichters unſerm Gemüth und unſerm Streben die Stärkung und Befriedigung geben, deren wir jetzt ſo ſehr bedürfen. Ein Comite hieſiger Künſtler, Literaten und Kunſtfreunde bereitet mit Unterſtützung der königlichen Theaterdirektion ein mehrtägiges Feſt vor, das der Erinnerung an Goethe gewidmet ſeyn wird. Dabei wird Gutzkow einige Scenen aus dem zweiten Theile des Fauſt und ſpäter ſein neues Luſtſpiel, den Königsleutnant, in Scene ſetzen, in den einzelne Momente aus Goethe's Jugendleben eingeflochten ſind. Seither war unſer Repertoire allerdings ziemlich dürftig, ſo daß die Direktion eines Tivolitheaters recht gute Geſchäfte daneben machen konnte.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Schattenſeiten des Pariſer Lebens.

Das Beſte iſt immer, die erſten acht Tage in einem hôtel garni beſſerer Klaſſe zu verweilen, unterdeß den Totaleindruck der großen Stadt zu gewinnen und ſich dann eine Wohnung zu ſuchen. Hier beginnen nun ſchon die großen Verlegenheiten und Unbequemlichkeiten. Die meiſten Fremden wiſſen nicht, daß ein Inſtitut: »l'office universel de renseignements pour les voyageurs,« freilich auch eine Spekulation, aber ziemlich reell, exiſtirt, welches ihnen vortreffliche Dienſte leiſten könnte. Dem Miethen einer Wohnung muß ein beſonderes Studium vorhergehen, weil jedes Quartier in Paris ſeinen beſondern Charakter, ſeine beſondern Sitten, ſeine beſondern Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, beinahe ſeine eigenthümlichen Krankheiten hat. Die Luft in einigen Stadttheilen im alten Paris iſt wahrhaft verpeſtet und von den ekelhafteſten Elementen durchdrungen, namentlich im Quartier latin, in der alten Cité und im Marais. Wo die Straßen etwas breiter und luftiger ſind, wird deßhalb ſogleich von den Hausbeſitzern und Hôtelvermiethern ein Aufſchlag auf die Miethen gemacht, denn in Paris iſt alles, ſelbſt das Nothwendigſte, Luft und Waſſer, ein Gegenſtand der Spekulation. Es wird viel für die Luftreinigung von Paris gethan, es werden ganze, breite Straßen durchbrochen, wie z. B. die Rue Rambuteau. So werden jetzt bei der Kirche St. Euſtache mit ungeheuern Opfern alle Häuſer niedergeriſſen, um Paris mit einem neuen luftreichen Platze zu bereichern; aber es gibt in dieſer Gegend, im Marais und in der Umgebung des Hôtel de Ville noch Straßen, von denen man nicht begreifen kann, wie ein menſchliches Weſen in dieſer von allen möglichen Exkrementen verpeſteten Luft leben kann. Dieſe ſchrecklichen Quartiere wird der Fremde allerdings leicht vermeiden, aber eines ſchwerlich, wo er auch wohnen möge, das Hinaufſteigen bis faſt in den Himmel, wenn er nicht gar zu theuer wohnen will. Die meiſten Pariſer Häuſer ſind von außerordentlicher Höhe und namentlich die hôtels garnis pflegen ſechs bis ſieben Stockwerke zu haben. Das Wohnen in einer dritten und vierten Etage gilt in Paris noch für vornehm und viele angeſehene Familien wohnen in den Höfen großer Häuſer. Der Fremde iſt natürlich faſt immer auf das Miethen einer möblirten Stube angewieſen, und regelmäßig muß er ſeine Miethe monatlich vorausbezahlen, denn das höchſte Mißtrauen iſt in Paris eine freilich ſehr natürliche Lebensregel geworden. Es gibt in den feinen Stadtgegenden von Paris ſehr elegante und ſehr ſaubere hôtels garnis, ſie haben aber ſehr hohe Preiſe. Billig wohnt man im abgelegenen Quartier latin, aber auch ſchlecht, und die liederliche, wüſte Griſettenwirthſchaft, in der das Pariſer Studententhum einen Ruhm ſucht, und die man dort Tag und Nacht vor Augen und Ohren hat, wird raſch, ſobald ſie den Reiz des Neuen verloren hat, widerlich werden. Ein Sopha in einem möblirten Zimmer iſt ſelten; dieſes unentbehrliche Möbel, um bequem den Gedanken nachhängen zu können, muß theuer bezahlt werden; dagegen ſind die Betten in den hôtels garnis faſt immer zweiſchläfrig. Ganz anders als in Deutſchland iſt auch die Anordnung der Betten und ein unvermeidlicher, zahlreicher Gaſt in den Pariſer Häuſern, namentlich aber in den hôtels meublés pflegt die Wanze zu ſeyn. An allen Straßenecken von Paris kann man unfehlbare Mittel zur »destruction des punaises« angeprieſen ſehen, und doch wollen ſie Paris nicht verlaſſen. Wer in ſeiner Wohnung Ruhe braucht und verlangt, der iſt ſchlimm daran; bis in ſeine fünfte, ſechste oder ſiebente Etage dringt der donnernde Pariſer Straßenlärm, das Geſchrei der marchands d'habits, der Dintenverkäufer u. ſ. w. empor und unter ihm bläſt vielleicht Einer die Flöte, während ſein Nachbar ſeiner Paſſion für die Trompete, für die er große Verbeſſerungen erfunden zu haben behauptet, freien Lauf läßt. Der ſteinerne Fußboden der meiſten Zimmer mag im Sommer recht angenehm ſeyn, aber im Winter, wenn es feucht und kalt wird, vermehrt er das Unbehagliche einer ſolchen Wohnung. Unter der dünnen wollenen Decke, deren Gebrauch für mich in den hôtels meublés etwas durchaus Widerwärtiges hat, klappern dem Deutſchen die Zähne im Bette. Dazu kommt die Einrichtung der franzöſiſchen Kamine, welche durchaus nicht auf ſtrenge, anhaltende Kälte berechnet ſind und dann einen glühenden deutſchen Ofen in keiner Weiſe erſetzen können. Tritt in Paris ſtrenge Kälte ein, was freilich nicht ſehr häufig vorkommt, ſo bleibt dem Deutſchen in ſeiner möblirten Stube nichts übrig, als große Quantitäten des in Paris ſehr theuern Holzes zu verbrennen, um Füße und Vorderſeite warm zu halten, während die Rückſeite friert, oder bereits an frühem Morgen ſein Zimmer zu verlaſſen und anderswo Schutz zu ſuchen. Die Galerien des Louvre und die Tiſche der großen Bibliothek in der Rue Richelieu ſind in ſolchen Zeiten außerordentlich ſtark beſucht, ſie werden dann förmliche Zufluchtsſtätten.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 204. Sonnabend den 25. August 1849.

Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde. —
Lebet! es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter.
Platen.

Skizzen aus dem Fürstenthum Lüneburg.

(Fortsetzung.)

Fern von großen Städten und unbekannt mit den dortigen Genüssen verlebt der Heidebewohner einen Tag wie den andern; seine Sehnsucht schweift nicht über die Dorfgemarkung oder über die Grenzen seines Kirchspiels hinüber. Wird er ja zuweilen einmal genöthigt, die nächste Stadt zu besuchen, so staunt er wohl die schönen Häuser und die gepuzten Menschen an, athmet aber freier auf, wenn er das Gewühl in den Gassen wieder im Rücken hat. Da ihm seine Erwerbsquellen fast nie versiegen, wie es dem mittel- und süddeutschen Landmann und Winzer so oft begegnet, und dieselben ihm stets so viel liefern, als zu seinem und der Seinigen Unterhalt gehört, so blickt er armuthfröhlich in die Zukunft: hat er doch einen eigenen Herd, eigenes Gehöft und eigene Saatfelder; mehr braucht er nicht, um zufrieden und glücklich zu leben. Deßhalb sind auch Auswanderungen sehr selten. „Wer arbeiten mag, kommt in der Heide nicht um," heißt es, und das Wort hat noch überall seine Bestätigung gefunden.

An Biederkeit, Redlichkeit und Treuherzigkeit möchte den lüneburgischen Heidebewohner wohl kein Volk der Erde übertreffen. Dem Wanderer, der sein Dorf durchzieht, bietet er zuerst herzlichen Gruß, und ist der Weg zum Gasthaus im Nachbarort zu weit, ist der Abend zu dunkel und weht der Wind zu kühl über die düstere Heide — er nimmt den Fremdling in sein Haus auf, ohne zu forschen, woher er kommt und wohin er geht. Und wenn der Gast am folgenden Morgen nach der Zeche fragt, gäbe er mit freudigem Herzen gern das Zehnfache von dem, was der biedere Hauswirth ihm abfordert, wenn er nicht fürchtete diesen zu beleidigen.

Diese Biederkeit, Redlichkeit und Treuherzigkeit erscheinen auf religiösem Gebiete als wahre ungeheuchelte Frömmigkeit. Hochtrabende Worte und Redensarten gleiten spurlos vom schlichten Bauersmann ab; wer aber das Göttliche seinem Herzen nahe zu rücken weiß, ihm die Pflichten eines rechtschaffenen Christen, eines frommen Erdensohnes, eines treuen Hausvaters, eines friedliebenden Nachbars mit einfachen, eindringlichen Worten vor Augen legt, der hat nicht vergebens geredet; in stiller Rührung verläßt Jener das Gotteshaus und nimmt sich vor, ein solcher Mensch zu werden, wie es Gott und „sein Pastor" von ihm fordern. Darum ist das Amt eines Predigers im Lüneburgischen auch mehr wie irgendwo ein freudiges und segensreiches. Jeder Geistliche, der so lebt, wie er lehrt und durch die That beweist, daß ihm das Wohl seiner Gemeinde am Herzen liegt, hat eine unglaubliche Gewalt über alle Gemüther und genießt einer Verehrung und Liebe bei seinen Beichtkindern, die wahrhaft rührend ist. Sein Wort gilt mehr als Brief und Siegel, er wird in allen Sorgen und Nöthen des Lebens zu Rath gezogen, und wenn er die Schwelle eines Hauses betritt, so ist der Tag ein Ehrentag für Alle. Und wenn er selbst lange, lange Jahre im kühlen Grabe schlummert, sein Andenken lebt fort und fort im Herzen seiner Getreuen und mancher stille Segenswunsch folgt ihm und den Seinigen nach.

Digitized by Google

Confessionelle Unterschiede sind dem praktischen Landmann fremd. Er ist nach der lutherischen Lehre in der Schule unterrichtet und hält dieselbe für die beste, ohne sich weiter darum zu kümmern, was ein Reformirter oder ein Katholik glaubt, obgleich ihm und seinen Kindern das Wesentliche beider Confessionen in Kirche und Schule mitgetheilt wird. Ein Katholik wird meistens für ein fremdartiges Wesen gehalten, und wenn ja irgend einmal ein ausländischer Handwerker, der alleinseligmachenden Kirche angehörig, eine Zeitlang in einem Dorfe arbeitet, so betrachtet man ihn mit neugieriger Verwunderung; von Religionshaß hat der treuherzige Bauer keine Idee und würde schwerlich dahin zu bringen seyn, Jemanden seines Glaubens wegen anzufeinden und zu verfolgen. Auch in den Städten, wo neben den Lutheranern einzelne Katholiken und Reformirte wohnen, herrscht gleiche Toleranz; diese werden ihrer verschiedenen Confession halber gewiß nie und nirgends ein gehässiges Wort hören.

Das einfache, patriarchalisch isolirte Leben der Dorfbewohner hat nothwendigerweise die Folge, daß Politik und politische Angelegenheiten ihnen durchaus fremde Dinge sind. Während im südwestlichen Deutschland die Politik von jeher eine Hauptrolle in den Unterhaltungen der Leute gespielt hat, haben die meisten Heidebewohner kaum einen Begriff von Staat und Staatseinrichtungen. Sie wissen, daß in ihrem Lande von Alters her ein Fürst regiert hat, und würden daher jeden Versuch zu Neuerungen in dieser Hinsicht mit höchst argwöhnischen Blicken betrachten. Das Amt, zu welchem ihr Dorf gehört, ist die oberste Behörde, mit der sie in Berührung kommen, und den Verfügungen derselben unterwerfen sie sich mit ehrerbietiger Scheu. Ihrem Amtsvoigte gehorchen sie willig, weil sie wissen, daß er nichts über Gebühr von ihnen fordern darf. Daß selbst die jüngsten Zeitereignisse sie nicht berührt haben und nicht berühren konnten, erklärt sich theils aus dem isolirten Leben, theils aus dem Mangel an genügender Kenntniß der hochdeutschen Sprache; denn nur sehr Wenige wären im Stande eine Zeitung vollkommen zu verstehen. Haben ja einige politische Begriffe und Schlagwörter Eingang in die Heidedörfer gefunden, so waren das eben nur vereinzelte fremde Klänge, die nothwendig ohne Einwirkung auf die Sinnesart der Menge bleiben mußten. Darum ist auch der Unterschied, der in Hinsicht auf die politische Bildung zwischen norddeutschen Städtern und Bauern stattfindet, ein unendlich größerer als in Süddeutschland, wo beide Klassen sich bei weitem näher stehen und der Landmann eben so gut seine Zeitung liest wie der Bürger. Denn obwohl auch die Städter des Fürstenthums im Vergleich mit den süddeutschen sich bei weitem weniger um Politik kümmern und durchschnittlich eine viel größere Gleichgültigkeit für öffentliche Angelegenheiten zeigen, so sind sie nichtsdestoweniger mit allen Bestrebungen der Zeit vertraut und in alle Streitfragen der Parteien eingeweiht, so daß sie ein selbstständiges Urtheil abzugeben vermögen, was bei den Bauern der Heide eine fabelhafte Forderung wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Genua.

(Fortsetzung.)

Wir hatten Arquata schneller erreicht, als wir erwarten konnten. Die erschöpften Pferde mußten hier eine halbe Stunde ausruhen und wir hatten Zeit, diesen freundlichen, gewerbsamen Ort, das ziemlich vernachlässigte Gemeindehaus und die hübsche Kirche in Augenschein zu nehmen. Einige Kugeln, welche an der Hinterseite der leztern zu sehen waren, erklärte der Kirchendiener, welcher sich die Miene eines tiefen Politikers gab, für „patriotische Kugeln von 1830.“ Auf Karl Albert war unser Cicerone nicht sehr gut zu sprechen; er war aber ein Mann der Vorsicht und seine Bewegung mit den Armen, welche die einer Schaukel andeuten sollte, schien ihm eine Sekunde später ein so kühner politischer Wink, daß sein vorher so schlauer Blick sich alsbald in einen der größten Demuth umwandelte, indem er bemerkte, „die Sorge des Königs für das Wohl eines jeden seiner Unterthanen gleiche der des Vaters für seine Kinder, die er so zu sagen auf den Armen trage.“ Dieß sind die italienischen Patrioten! Fäuste im Rücken, Witz, glänzende Satire, wo keine Gefahr damit verbunden ist, Termagants Muth, wo sich kein Feind zeigt; wenn die Freiheitsbäume in Großsprechereien Wurzeln schlügen, wüchsen sie in Italien bis in den Himmel.

„Man sollte fast glauben, der Kirchendiener habe den Re Tentenna gelesen,“ sagte ich nachher zu meinem Parmigiano. Der Mann sah mich mit großen Augen an; er hatte nie etwa von diesem Re Tentenna (der Schaukelkönig, der Wackelkönig) gehört; der Name Giusti's, des Verfassers dieser derben Satire, war ihm nie zu Ohren gekommen. Livorno und Genua, wo dieser ächte Sohn des Pasquino so viel Glück gemacht hat, liegen tausend Meilen von Parma. Um diesen Patrioten — denn auch er wollte ein Patriot seyn — nicht zu beschämen, erzählte ich ihm, wie es mir mit einem seiner Landsleute in der Nähe von Ostia ergangen. Mit Hülfe meines vortrefflichen Wegweisers durch die römische Campagna von Ribbi

Digitized by Google

hatte ich mich am linken Arme der Tiber in ein wahres Labyrinth antiker, wahrſcheinlich von den Zeiten des Aeneas her ſtehender Sümpfe verirrt, ſo daß ich bereits darauf gefaßt war, die Nacht »al fresco« hinzubringen, als mir endlich der alte Thurm von Bovacciano zu Geſicht kam, welcher in dieſer öden, troſtloſen, menſchenleeren Gegend dem Wanderer als Landmarke oder Leuchtthurm dienen kann. Dieſem Signal in der möglichſt geraden Richtung folgend kam ich an die Tiber und fand einen Fiſcher, welcher ſich ſogleich erbot, mich zu den Trümmern der alten Oſtia zu begleiten. Als er mir hier die Reſte des Jupitertempels zeigte, fragte ich ihn, wer dieſer „Giove" wohl geweſen ſeyn möge? — „Nun," ſagte der Fiſcher ſehr gemüthlich, „ich habe ihn nicht gekannt, dieſen Giove; er wird wohl ein Biſchof von Oſtia geweſen ſeyn." Man wird mir auf das Wort glauben, daß mein Parmigiano auch nicht die entfernteſte Ahnung von einem Zuſammenhange meiner Geſchichte mit den großen Augen hatte, von welchen ich oben geſprochen. Ich muß jedoch der Wahrheit gemäß bemerken, daß eine ſolche geiſtige Beſchränktheit und bodenloſe Leerheit unter den höhern Ständen Italiens eine Ausnahme iſt, und daß die Gattin meines Gefährten gleichfalls zu den Ausnahmen gehörte; denn ſie ſtand geiſtig weit über ihrem Manne, während ſie ihn zärtlich liebte und überhaupt die Vorzüge der deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Frauen, wie das Sprüchwort ſie ihnen zutheilt, in ſich vereinigte, denn ſie war »buona per la casa, per la conversazione e per gli affetti.«

Wir ſtanden vor dem Gaſthaus, der Abfahrt harrend, aber der Vetturin ſchwelgte noch in dem Geſindezimmer; denn wenn die italieniſchen Vetturine Muſter der Enthaltſamkeit ſind, ſo fern es ſich von geiſtigen Getränken handelt, ſo lieben ſie »lesso e arrosto,« beſonders das leztere, über die Maßen und ein italieniſches Kutſcherabendeſſen dürfte der verwöhnteſte Gentleman ausreichend finden. — „Andrea!" rief ich in den Hof, und „Herr? Ah, wir ſind ſchon unterwegs!" ſcholl es aus dem raſch geöffneten Fenſter der Geſindeſtube. „Woher wiſſen Sie den Namen unſeres Vetturins?" fragte meine ſchöne Reiſegefährtin, und — „Verzeihung, wer hat dem Herrn meinen Namen geſagt?" fragte der Vetturin, nachdem er mit einem Peitſchenknall das Signal zum Anſpannen der Pferde gegeben hatte. — „Signora" ſagte ich — „Ah," fiel der Dichter ein, „wir ſind jezt im Herzogthum Genua, und da iſt eine Dame von Stand keine Signora, ſondern eine Madama." — „Alſo Madama," ſagte ich, „ich habe neulich geleſen, wie in England unter zehn Perſonen fünf „Smith" ſeyen, ſo nennen ſich zu Genua unter zehn Männern wenigſtens ſieben Andrea, und ſieh, hier hat ſich die Bemerkung als richtig erwieſen."

Wir fuhren endlich weiter, hatten aber Arquata noch nicht zehn Minuten auf der ſanft ſich hebenden Straße hinter uns gelaſſen, als unſer Sattelpferd ſtürzte. Peitſche, Bitten, Flehen, Flüche, die liebkoſendſten Worte — Alles vergebens. Das Thier ſtand zwar wieder auf, zitterte aber an allen Gliedern und ſchien jeden Augenblick von neuem zuſammenſtürzen zu wollen. Andrea war in Verzweiflung. Er betete und fluchte in demſelben Athem. Endlich nahm er das arme Thier an der Halfter und ſpazierte gemächlich mit ihm nach Arquata zurück, um dort für ſeine Ruhe und Pflege zu ſorgen und ſich ein anderes Pferd zu verſchaffen. In der That kam er bald in vollem Trabe auf einem jungen lebhaften Maulthier herangeſprengt, ſpannte es ein und ließ ſo tüchtig anziehen, daß dem muthwilligen Dinge bald alle Luſt zu Capriolen und Seitenſprüngen verging.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Vom Harze, Auguſt.

Halle. — Ballenſtedt. — Gernrode.

Nach einem erfriſchenden Bade in der Waldluft des Gebirges hatte ich mich ſeit langer Zeit geſehnt. Endlich gewann ich einige Zeit und entſchloß mich, nach dem Harze zu wandern. Mit der Eiſenbahn wird man raſch dem Eingange zum Gebirgsterrain nahe gerückt: ſo von Leipzig aus über Halle und Cöthen auf einer wenig befahrenen Zweigbahn nach Bernburg, von wo man mit der Poſt nach Ballenſtedt oder Quedlinburg kommen kann. Da ſind die öſtlich vorliegenden Anhöhen des Vorderharzes, und von hier ſieht man auch ſchon den Brocken, der ſich mit ſeinen Nachbarn als die höchſte Gebirgsgruppe aus dem

Digitized by Google

Harze herausdrängt, ziemlich nahe vor die Augen gerückt. Auf dem Wege nach Cöthen verweilte ich dießmal einige Stunden auf der Station Halle, um die süßen Erinnerungen an die längst vergangene Studienzeit wieder aufzufrischen. Ich strich durch die Stadt, besah mir wieder den großen Roland auf dem Markte und wanderte nach den schönen Porphyrruinen von Giebichenstein, von wo man einen in der flachen Gegend von Halle so überraschenden Blick auf die dort plötzlich auftauchenden Höhen der Saale genießt. Jetzt war es dort anders geworden. Der Eingang zur Burg war mit Mauern und einem eisernen Thor versehen und hübsche Anlagen führten zu den Ruinen, die hie und da verständig restaurirt und mit Rankengewächsen geschmückt waren. So ist der Giebichenstein, früher der Tummelplatz einer oft etwas rohen, aber poetisch gestimmten Jugend, gleichsam aus dem unmittelbaren Zusammenhange mit der Umgebung herausgerissen worden, ein reservirtes Schaustück zum Nutzen und Frommen bescheidener Touristen und solider Leute. Auf der ganzen Ebene von Halle nach Cöthen und von da nach Bernburg weilt der Blick noch am liebsten am Petersberge hinter Halle, der bald mehr in der Ferne, bald in der Nähe dem Auge einen willkommenen Ruhepunkt bietet. Es wurde dunkel über der Ebene, als ich von Bernburg fortfuhr, und bei Sonnenaufgang hatte ich von der Terrasse des Ballenstedter Schlosses den herrlichsten Einblick nach den Höhen der Gegend von Quedlinburg und Blankenburg im Norden und nach dem Brockengebirge im Westen, aus dem der eigentliche Brocken mit wellenförmiger Kuppe hervorragt. Diese Aussicht hat man noch lange, wenn man durch den Park des Ballenstedter Schlosses am Waldsaume den nächsten Weg gegen Westen nach dem anhalt-bernburgischen Städtchen Gernrode einschlägt, natürlich so, daß sich das Bild nach Abend zu immer mehr erweitert, und am schönsten von dem hinter Gernrode sich erhebenden Stubenberge. Man blickt da zunächst auf Gernrode und darüber hinaus auf eine herrliche, reich angebaute Flur mit vielen neben einander laufenden niedrigen Höhenzügen, im Norden wie im Westen durch höhere Berge eingerahmt; die vielen Kirch- und Wartthürme des alten Quedlinburg, das hellglänzende Schloß Blankenburg, die vielen Warten auf den Anhöhen, Zeugen einer längst vergangenen wilden Zeit, und die Teufelsmauer, eine vielfach unterbrochene Reihe von niedrigen grotesk gebildeten Sandsteinfelsen, die sich von Blankenburg bis nach Ballenstedt ziehen, nehmen hier die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Das schöne Selkethal im Süden wollte ich dießmal unbeachtet lassen, besuchte aber zuvor noch den allerdings späterer Zeit angehörenden Grabstein des gewaltigen Markgrafen Gero, des Slavenbändigers, in der alten Stiftskirche, die bekanntlich im eilften und zwölften Jahrhundert noch im ältern Rundbogenstyl gebaut ist und die ältesten Sculpturen deutscher Baukunst aufzuweisen hat. Als ich vor sieben Jahren da war, wollte man die Kirche restauriren; es ist dann wieder liegen geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Schattenseiten des Pariser Lebens.

In den hôtels meublés hat der Fremde überdieß gar keine Aufmerksamkeit von den Vermiethern zu erwarten, höchstens werden ihm, wenn er vorher deßhalb accordirt, die Stiefeln geputzt und die Stube wird alle Tage einmal gereinigt. Man spricht auch vom Meinigen der Kleider in den hôtels meublés, aber dieß heißt in der Regel vielmehr die Kleider gründlich verderben. Man muß dieses Geschäft, wenn man etwas auf sich hält, wie die meisten Franzosen, selber verrichten. Noch mehr wird in Paris die Leibwäsche von den »blanchisseuses de fine« verdorben. Der Deutsche, der deutsche Leinewand mitgebracht hat, wird bald an diesem starken Stoffe den verzehrenden Einfluß der Pariser Wäsche gewahren. Man wascht hier nicht wie in Deutschland, man thut scharfe, fressende Substanzen, Chlor und noch schlimmere Dinge in die Lauge und dann wird die Wäsche mit Holz geklopft und mit harten Bürsten gebürstet. Alles, was man gerade braucht, muß man sich selber holen oder mitbringen, denn Niemand kümmert sich um den Miether; er ist ganz auf sich angewiesen. Wird er krank, so thut er gewiß am besten, sich in ein Krankenhaus bringen zu lassen. Ich weiß den schauderhaften Fall, daß ein Deutscher in einem hôtel meublé, als vor einigen Monaten die Cholera arg in Paris hauste und derselbe ein choleraähnliches Unwohlseyn verspürte, von dem Vermiether sogleich auf die Straße geworfen wurde, weil er etwas Miethe schuldig geblieben war und der Wirth sich fürchtete einen armen Choleratodten in seinem Hause zu bekommen. Es sammelten sich freilich Gruppen vor dem Hause, aber die Sache ging vorüber. In einem andern Hôtel starb ein Deutscher, und kaum hatte derselbe die Augen geschlossen, so warf der Wirth das verlassene Weib desselben auf die Straße; deutsche Arbeiter nahmen sich ihrer an. Der Mensch wird in diesen möblirten Hôtels eben nur als zahlende Waare behandelt. — Eine widerwärtige Seite des Pariser Lebens ist durchschnittlich auch die Unreinlichkeit gewisser nothwendigen Lokalitäten; die Franzosen erscheinen hier den Deutschen und Engländern in einem ganz ekelhaften Lichte und die meisten Fremden werden es vorziehen, statt die Lokalitäten ihres Hauses zu benutzen, in Institute zu gehen, wie man sie in allen belebten Stadtgegenden findet. Diese Anstalten sind ein eigenthümlicher Pariser Gewerbszweig geworden. Große Aufmerksamkeit vom Bewohner eines Pariser Hauses verlangt »le concierge« in seinem Käfig, von wo aus er alles was vorgeht beobachten soll. Dieser Concierge ist für jeden Hausbewohner ein sehr bedeutender und gefährlicher Mensch. Wenn man sich ihn nicht zum Freund macht, so ist man fast verloren. Die Pariser Concierges, sowohl Frauen als Männer, sind durchschnittlich eine sehr tückische und medisante Menschenklasse. Wenn man sie nicht oft mit alten Kleidungsstücken und Trinkgeldern regalirt, so fällt man bei ihnen in Ungnade, und beim Concierge des Hauses, das man bewohnt, in Ungnade gefallen seyn, das ist ein schweres Unglück. Der böswillige Mensch ist im Stande, wenn ihr Abends spät nach Hause kommt, und wenn es schneit oder regnet, euch viertelstundenlang im Unwetter auf der Straße stehen zu lassen, ja es sind Fälle vorgekommen, wo er gar nicht geöffnet hat. Namentlich läßt der Concierge dann noch seine ganze Rache an den Hausbewohnern aus, wenn ihm seine Stelle bereits vom Hausbesitzer aufgesagt worden. Der böswillige Concierge ist fähig euch zu verläugnen, wenn gute Freunde euch besuchen wollen, ja noch mehr, der Concierge ist sogar im Stande Briefe, die für euch ankommen, ohne daß er Vortheil davon hätte, aus bloßer Bosheit zu unterschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

Nr. 13. Sonnabend den 25. August 1849.

[80] Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

Histoire de la révolution de 1848.

Par

A. de Lamartine.

2 vol. (En 8 livraisons.) In-8. 2 Thlr.

Ferner von demselben Verfasser:

Les Confidences. 1 vol. (En 5 livr.) In-8. 1 Thlr.

Raphaël, pages de la vingtième année. 1 vol. In-8. 22½ Ngr.

Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 8 Thlr.

Geschichte der Girondisten. Aus dem Französischen 8 Bände. 8 Thlr.

Mémoires d'outre-tombe. Par *M. de Chateaubriand.* En 10 vol. Tome 1 à 4. Jeder Band 15 Ngr.

Mémoires d'un médecin. Par *Alexandre Dumas.* Tome 1 à 14. In-8. Jeder Band 15 Ngr.

Mit dem 12. Bande begann die neue Serie dieses interessanten Romans unter dem Titel *„Le collier de la reine"*, welche auch ein selbständiges Ganze bildet.

---

[85] **Die Gegenwart.**

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Dieses Werk, das sich fortwährend der steigenden Theilnahme des Publikums aller Stände erfreut und von den ausgezeichnetsten Schriftstellern des In- und Auslandes ausgeführt wird, verbreitet sich in populairer Darstellung über die **Erscheinungen, Ereignisse** und **Persönlichkeiten der Zeitgeschichte** im **Staats-** und **Gesellschaftsleben, in Kunst** und **Wissenschaft.** Dasselbe schreitet nach einem sorgfältig festgestellten Plane vor, und wird mit seiner Vollendung ein **organisches Ganze bilden, das in der Summe der einzelnen Artikel Alles enthält, was der gegenwärtige Zeitabschnitt Neues, Denkwürdiges und Großes aufzuweisen hat.** Unbeschadet der Selbstständigkeit ist die **Gegenwart** zugleich als **Supplement** zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon

zu betrachten, sowie als **Neue Folge** des beliebten

Conversations-Lexicon der Gegenwart.

Von der **„Gegenwart"** erscheinen monatlich 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr. deren 12 einen Band bilden. Der erste und zweite Band sind bereits vollständig ausgegeben, und kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juli 1849. **F. A. Brockhaus.**

---

[81] So eben ist bei **Alexander Duncker**, Königlicher Hofbuchhändler in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Christian Friedrich Daniel

Schubart's Leben

in seinen Briefen.

Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben

von

David Friedrich Strauß

(dem Verfasser des „Leben Jesu").

2 Bde. mit Schubart's Portrait und Facsimile.

8. geh. 5 Thlr. 24 Sgr.

Ein deutsches Dichterleben aus dem vorigen Jahrhundert ist es, das dem Publikum hier geboten wird; einer aus jenem Titanengeschlechte, dessen maßloser Ungestüm, ihm selbst verderblich und ohne bleibende Frucht für das Allgemeine, der milden Herrschaft der Weimarischen Olympier voranging. — Mag das Interesse für Eröffnungen aus der Werdezeit unserer Nationalliteratur, wie es vor Kurzem noch lebendig war, zurückgedrängt sein, so tritt ja auch in diesem Buche das literar-historische Interesse hinter dem menschlichen, man möchte sagen dramatischen, zurück, welches für alle Zeiten das gleiche ist. In der That, **wie ein Trauerspiel wickelt sich das Geschick des unglücklichen Dichters vor uns ab. Wechselsweise bewegen uns Theilnahme und Mißfallen, Hoffnung und Furcht; Entsetzen faßt uns, wir schmelzen in Mitleid, glühen in Zorn, Erwartung spannt sich, erlahmt und spannt sich wieder: bis endlich der Zauber sich löst, der auf dem Schicksale des Helden lag, wir mit ihm wieder frei athmen, aber nur um ihn nach kurzer Freude auf immer hinsinken zu sehen.**

---

[82] Bei **Eduard Eisenach** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Aesthetik

der

Tonkunst

von Dr. Ferd. Hand,

Prof. u. Geh. Hofrath in Jena.

2 Theile, 2te Ausgabe, gr. 8. 66½ Bogen. 5 Thlr.

---

[87] En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

RECUEIL

MANUEL ET PRATIQUE

DE TRAITÉS, CONVENTIONS

et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle.

Par **Ch. de Martens** et **F. de Cussy.**

Complet en cinq volumes.

In-8. Broch. 14 Thlr.

Digitized by Google

Entwurf
einer
neuen Schulordnung
für die
gelehrten Anſtalten Württembergs,
(lateiniſche Schulen, Lyceen, Gymnaſien)
verfaßt
und mit höherer Genehmigung dem Druck übergeben
von der hierzu beauftragten
Commiſſion von Schulmännern.

8. broch. Preis 1 fl. oder 21 Ngr.

Mit Genehmigung des Königl. Miniſterium des Innern und des Kirchen- und Schulweſens wird der Vorſchlag einer neuen Schulordnung für die lateiniſchen Schulen, Lyceen und Gymnaſien Württembergs, wie derſelbe von einer in höherem Auftrage vom Königl. Studienrath einberufenen, aus Schulmännern zuſammengeſetzten Commiſſion entworfen, ſammt einem einleitenden Vorwort und den am Schluſſe beigegebenen Motiven des Entwurfs, nebſt deren Beilagen hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, um Sachverſtändigen Gelegenheit zu verſchaffen, ſich über dieſen wichtigen Gegenſtand auszuſprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[74] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Dinglers
Polytechniſches Journal.

Dreißigſter Jahrgang.

Zweites Juniheft.

Inhalt. Davies' rotirende Dampfmaſchine. Mit Abbildungen. — Waſſerretorte für Dampfapparate; von Eſche. Mit Abbild. — Ueber Ausgleichung der Störungen, welche durch die Bewegung der einzelnen Maſchinentheile in dem regelmäßigen Gang der Locomotiven bewirkt werden; von Lechatellier. — Pumpe ohne ſchließenden Kolben, zur Entwäſſerung von Fangdämmen. Mit Abbild. — Hydrauliſche Winde zum Heben von Laſten; von Simmons. — Gebläſe oder Exhauſtor; von Jones. Mit Abbild. — Neuer Dampfdruck- und Vacummeſſer. Mit Abbild. — Die Polar-Uhr von Wheatſtone. — Ueber Meßinſtrumente mit conſtanten Winkeln (Linſen- und Prismenpyrhometer). Von Dr. Hermann Schlagintweit aus München. Mit Abbild. (Beſchluß). — Beſchreibung eines Hebers mit unterbrochenem Ausfluß der Flüſſigkeit, welcher zum Waſchen von Niederſchlägen dient; von Bloch. Mit Abbild. — Die Thierkohle als Reinigungsmittel des Waſſers zum häuslichen Gebrauch; von Mozière. — Ueber den Waſſergehalt der Schwefelſäure; von Bineau. — Beſtimmung des Milchzuckers vermittelſt des Soleil'ſchen Saccharimeters, um den Gehalt der Milch zu erfahren; von Poggiale. — Neues Verfahren des Weinbaues; von Perſoz. — Ueber die Spinnpflanze Urtica nivea (Tchou-ma der Chineſen); aus chineſiſchen Büchern gezogen von Julien. — Miscellen. Pfeuffers Sicherheitsvorrichtung an Percuſſionsgewehren. — Violette's Backofen. — Verfahren zur Fabrikation des Zinkoxyds; von Midgley. — Ueber das von Thomas und Deliſſe mitgetheilte Verfahren zum Abbeizen eiſerner ꝛc. Gegenſtände. — Ueber eine ungewöhnliche Verunreinigung des Braunſteins. — Sandverſchluß bei Gasleitungen. — Ueber Anwendung des filtrirten Waſſers als Getränk. — Unzerſtörbare ſchwarze Tinte um auf Zink zu ſchreiben; von Boſſin. — Neuer Krapplack. — Traubenzucker im Eiweiß. — Die deutſchen Schaumweinfabriken. — Prüfung der Butter auf Käſeſtoff. — Neue Anwendung der Algen und Waſſergewächſe überhaupt. — Ueber die Seidenzucht in Japan. — Der Eishandel der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Erſtes Juliheft.

Inhalt. Ueber eine von Farcot conſtruirte Dampfmaſchine von 25 Pferdekräften; Bericht von le Chatelier. — Ueber die Straßenwalze von Bouillant; Bericht von Baude. Mit Abbildungen. — Verſuche über die Reibungs-Curve; von C. Schiele. Mit Abbild. — Verbindung für Röhren, Hähne, Cylinderdeckel ꝛc., patentirt für William Newton in London. Mit Abbild. — Rodgers Tiſchmeſſer. Mit Abbild. — Methode die Leitungsdrähte elektriſcher Telegraphen zu iſoliren; von Ricardo in London. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an elektriſchen Telegraphen, patentirt für Henry und Edward Highton zu London. Mit Abbild. — Mittheilungen über preußiſches Artilleriweſen, über Gewehr- und Pulverfabrication. — Ueber die Anwendung des Benzols zur Leuchtgasbereitung; von Mansfield. — Ueber Entglaſung; von Splitgerber. — Ueber das Bronziren der Gypsfiguren; von Dr. Elsner. — Verfahren Lactarin als Verdickungsmittel des Ultramarinblau und anderer Farben für den Zeugdruck zu bereiten; patentirt für Robert Pattiſon, Kattundrucker in Glasgow. — Ueber neue Maſchinen zum Waſchen und Beizen des Garns in den Färbereien; von Breſſon, Civilingenieur in Rouen. — Ueber die Structur und chemiſche Zuſammenſetzung des Zuckerrohrs, ferner über die Zuckergewinnung daraus; von Payen. — Verfahren die Kartoffeln und andere Vegetabilien in verſchiedene Qualitäten zu ſortiren; patentirt für J. Anderſon, Stärkefabricant in Glasgow. — Ueber die Verfälſchungen des Mehls; von Le Canu. Mit Abbild. — (Verfälſchungen des Getreidemehls mit Kartoffelmehl. Ueber die Verfälſchungen mit den Samen der Hülſenfrüchte, Bohnen, Weißbohnen, Erbſen, Linſen, Wicken). — Ueber die Verfälſchungen des Roſenöls und ihre Erkennung; von Guibourt. — Ueber Fortpflanzung der Auſtern durch künſtliche Befruchtungen; von Quatrefages. — Miscellen. Beobachtungen über das Sieden, von Donny. — Ueber das Verfahren des Herrn v. Hackewitz, galvanoplaſtiſch niedergeſchlagene Figurentheile durch einen eben ſolchen Niederſchlag zu verbinden. — Einfache Methode um die Bildung der Schwefelſäure (ſowie auch die ſchönen Kryſtalle des ſchwefelſauren Stickoxyds) zu zeigen. — Eiſenlack für Schmiede, Schloſſer und Eiſengießer. — Lüderſtorffs Oelprober. — Ueber Boutigny's Verſuche bezüglich der Feuerprobe oder Unverbrennlichkeit des menſchlichen Körpers; von Perrey. — Ueber Baldwins Methode gedruckte Papierblätter zu ſpalten. — Verfahren ein Papierblatt zu ſpalten und auf Holz zu übertragen; von Johnſtone. — Brod für Harnruhrkranke. — Künſtliche Vermehrung der Fiſche.

Zweites Juliheft.

Inhalt. Die Britannia-Brücke über die Menai-Straße in England. — Das Schinz'ſche Dampfmanometer für Locomotiven. Mit Abbild. — Apparat zum Reinigen und Abkühlen von Flüſſigkeiten, ferner zum Reinigen, Condenſiren und Abkühlen der Gaſe, von Lille, Ingenieur zu Manchester. Mit Abbild. — Die Verfertigung der Kurbelſtangen zu den Locomotiven in der Werkſtatt der Gebrüder Sharp zu Manchester. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in der Fabrication der Eiſenbahnräder, von Forſyth. Mit Abbild. — Aſhworths verbeſſerter Schraubenſchlüſſel. Mit Abbild. — Warners Sicherheitsbriefkaſten. Mit Abbild. — Jones' Rettungshandhabe für Feuersgefahr ꝛc. Mit Abbild. — Vorrichtung zum Gießen der eiſernen Zuckerhutformen; von Campbell und Macnab. Mit Abbild. — Oelprobe von Thomas. Mit Abbild. — Verbeſſertes Salometer von How. Mit Abbild. — Verfahren die in geringer Tiefe vorkommenden fließenden Waſſer zu entdecken, um ſie als Quellen zu Tage fördern zu können; von Daubrée. — Notizen über das Verſtählen des Schmiedeiſens; von Prof. v. Bünau. — Ueber Schmelzfarben; von Vohlen. — Verfahrungsarten zur Bereitung einiger Malerfarben; patentirt für Spilsbury. — Verfahren dem Papier und andern Subſtanzen verſiirte (triſtirende) Oberflächen zu ertheilen, von Thomas de la Rue. — Verfahren zur Anfertigung von metallenen Druckformen mit erhabenen Zeichnungen oder Schriften aus galvaniſch niedergeſchlagenem Kupfer, von Morſe. — Verfahren zur Fabrication von Schwefelſäure ohne Anwendung von Bleikammern; patentirt für Richard Laming in Clichy bei Paris. Mit Abbild. — Ueber Verwendung der Hohofenſchlacken und der Thonſchieferabfälle aus Schieferbrüchen; von Guettier. — Ueber die Zubereitung des gekochten Futters zur Viehmäſtung; von Harkneß. — Ueber die Menge des kohlenſauren Gaſes, welches die Pferde im Zuſtande der Ruhe und nach mehr oder weniger langer Bewegung, ſowie in verſchiedenen krankhaften Zuſtänden ausathmen; von Laſſaigne. — Miscellen. Inſtruktion für die Maſchiniſten auf Dampfſchiffen aus der Werkſtätte von Eſcher, Wyß u. Comp. in Zürich. — Verfahren die gußeiſernen Waſſerleitungsröhren mit Steinkohlentheer zu überziehen, von Smith. — Verfahren das Zink zu amalgamiren, von Prof. Stoddart. — Kohle zur Färbung von Vergoldungen. — Dauer-

haste kalte Verkupferung des Eisens; von Reinsch. — Rothe Farbe für die Tapetenmalerei; von Dr. Elsner. — Ueber die Zusammensetzung des Santorins und dessen technische Verwendung. — Verunreinigung des käuflichen Broms. — Tinte um auf Weißblech zu schreiben; von Bossin. — Erzeugung von Zucker im Harn durch Verwundung des Gehirns. — Ueber die Shea-butter. — Chinesischer Pflanzentalg. — Chinesischer Hanf. — Neues weiniges Getränke. — Ueber die Beschaffenheit des von Blutegeln eingesaugten und von ihnen ergossenen Blutes.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Was ist die Cholera

und wie kann man sich vor ihr am sichersten verwahren?

Nebst Angabe der bewährtesten Heilung derselben.

Von

Dr. J. Ennemoser.

Zweite verbesserte Auflage.

8. brochirt. Preis 30 kr. oder 9 Ngr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Name und Geschichte. — Kennzeichen der indischen Cholera. — Vorboten. — Verlauf und Ausgang. — Ursachen. — Das Wesen der Cholera. — Wie man sich vor der Cholera verwahren kann. — Diätetische Ermahnungen. — Arzneiliche Mittel und Vorkehrungen. — Mittel wider die Ansteckung. — Mittel beim ersten Ausbruch der Krankheit. — Behandlung der Choleriue und der Vorboten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Reime

des Francesco Petrarca

übersetzt und erläutert von

Karl Kehnle und Ludwig von Diegeleben.

2 Bände. gr. 8. Velinpapier in Umschlag brochirt.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 10 Ngr.

Diese neue Uebertragung der reizenden Empfindungsgemälde des „Patriarchen der modernen Lyrik," gemeinschaftlich unternommen von zwei Freunden, zum Drucke befördert durch den Zweitgenannten, den Ueberlebenden, gibt die Originale mit dem feinsten Takte für ihren innern Lebenspuls, mit allem Wohlklange, dessen die deutsche Sprache als Nachbildnerin fremder Poesie fähig ist, und mit der strengen Reinheit der Rhythmen und Reime wieder, welche die Form des Sonetts und ähnlicher Dichtarten, die nur in der vollständigen Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten schön sind, zu erlangen berechtigt ist. Eine zweckmäßige Einleitung belehrt uns aus Petrarca's Munde über ihn selber, und läßt uns in den Noten den Streit über Laura's Persönlichkeit überschauen. Die Uebersetzung selbst richtet sich nach der Marsand'schen Recension und Anordnung des Textes, und eine Auswahl von Anmerkungen entfernt jedes Dunkel aus den herrlichen Gedichten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die lyrischen Gedichte

von

Justinus Kerner.

Vierte, sehr vermehrte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geistliche Schauspiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca,

übersetzt von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

gr. 8. Velinpap. broch. Preis fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2.

Inhalt. Gift und Gegengift. — Das große Welttheater. — König Ferdinand der Heilige. — Das Schiff des Kaufmanns. — Balthasars Nachtmahl.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Friedrich Hölderlin

und

seine Werke.

Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart.

Von

Alexander Jung.

8. brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Ngr.

Inhalt: Allgemeine Charakteristik. — Hölderlins lyrische Gedichte. Erste Abtheilung. — Empedokles. — Hyperion. — Hölderlins Briefwechsel, Jugendgedichte, Prosaisches. — Hölderlins Leben, Gedichte aus der Zeit des Irreseyns, Anhang.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Alte hoch- und niederdeutsche

Volkslieder

mit Abhandlung und Anmerkungen

herausgegeben von

Ludwig Uhland.

Erster Band.

Liedersammlung in fünf Büchern.

Erste und zweite Abtheilung.

gr. 8. brochirt. Preis 5 fl. 42 kr. oder Rthlr. 3. 12½ Ngr.

Mit Dank und Freude hat Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher den ersten Band dieser seit vielen Jahren vorbereiteten Sammlung deutscher Volkslieder, „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens" empfangen. Mit der zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt ist. Nach der Vorrede beabsichtigt der Verfasser noch zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder, und kritisch-historische Anmerkungen enthalten werden. Wir selbst waren bemüht, für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen National-Literatur bilden wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Neue Ausgabe in fünf Bänden gr. 8. auf feinem Velinpapier

geschmückt mit dem Portrait des Dichters.

Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 15 Ngr.

Diese neue Ausgabe reiht sich in Format und Ausstattung ganz unserer Octav-Ausgabe von Schillers Werken an und ist neben der Ausgabe in Einem Bande die einzig vorhandene vollständige Ausgabe der Werke dieses beliebten Klassikers.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Goethe's Werke in zwei Bänden nunmehr vervollständigt.

Goethe's
poetische und prosaische Werke

in zwei Bänden.

Mit eilf Stahlstichen.

Unter dem schützenden Privilegium sämmtlicher Staaten des deutschen Bundes.

Zweiten Bandes zweiter Theil.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Eine große Anzahl Abnehmer der compacten Ausgabe von Goethe's Werken hat das Verlangen ausgesprochen, auch die in den erschienenen zwei Bänden nicht enthaltenen kleineren Schriften, gleichmäßig ausgestattet zu besitzen. Wir entsprechen diesem Wunsche durch obigen „zweiten Bandes zweiter Theil" und bemerken, daß hiedurch beide Ausgaben, sowohl die erste von 1836 als die neueste von 1846, mit der Taschen-Ausgabe in 40 Bänden, dem Inhalte nach, vollkommen in Uebereinstimmung gebracht sind.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

igitized by Googl

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 205. Montag den 27. August 1849.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Goethe.

Nach Genua.

(Fortsetzung.)

Der Weg wurde wieder anziehender. Die Scrivia, dieses wilde Apenninenkind in blaßgrünem Atlasgewande, brach sich zu unserer Linken grollend und schäumend durch die Felsen Bahn, als hätte sie mächtige Eile, sich dem Po in die Arme zu werfen; die zerklüfteten Höhen zu beiden Seiten schnitten wunderliche Gesichter zu dem leichtfertigen Gehaben ihres Töchterchens, und Silberpappeln streckten ihre stumpfwinkligen Aeste aus, um es von unbesonnenen Schritten zurückzuhalten. Es fehlte dem Gemälde auch nicht an passender Staffage. Der junge Ziegenhirt johlt auf den Klippen und thut es an verwegenen Sprüngen seinen gefleckten Thierchen zuvor. Der Maulthiertreiber, quer auf seinem mit Laubwerk umschirmten Thiere sitzend, singt sein frohes Lied in die blaue Luft und der Führer eines mit roher Seide schwer beladenen Frachtwagens hält im Schatten eines von Purpurblüthen umrahmten eisengrauen Felsstückes, um seine Maulthiere ausruhen zu lassen. Dort schaut eine Waldkapelle aus dem frischen Grün der Bäume; hier wehen bunte Fähnchen, welche die Richtung der Eisenbahn bezeichnen; dort zanken sich zwei träge Bursche, wer von ihnen die Meßkette zu ziehen hat; hier werden vom Meßtische aus Befehle in ziemlich herrischem Tone laut. Staunend stehen zwei herrliche kräftige Männergestalten in der Nähe und sehen dem Treiben des Eisenbahnvolkes zu. Der breitrandige Strohhut, das lange braune Wams, die vom Knie bis zu der rauhen Fußbekleidung nackten Beine, die stolze Haltung und der finstere, umschweifende Blick bezeichnen sie als Gebirgsbewohner — ein kräftiger Menschenschlag, kernhaft in Wort und That, zu jedem Wagniß bereit, das ihr Leben zu fristen verspricht; heute Köhler, morgen Schmuggler oder Wilddieb, wie es die Gelegenheit mit sich bringt, stets aber die Freiheit des Gebirgslebens, die Unabhängigkeit ihres einsamen Daseyns, den Reiz eines zigeunerartigen, mit Gefahren spielenden Umherstreifens den lockenden Diensten in „der Stadt" vorziehend, denn man sieht sie in Genua sehr gern als Lastträger, Weinbergarbeiter u. a. eintreten, und wer den Freihafen betritt, erkennt diese stämmigen, derben und dabei höchst gutmüthigen Bursche sogleich unter dem verweichlichten, weibisch aussehenden Geschlechte der beiden Riviere heraus.

Unsere zwei Montanari gingen während des ziemlich steilen Ansteigs neben dem Wagen her und Andrea unterhielt sich mit ihnen in seiner scherzhaften Weise, während ich ihr malerisches Costüm in das Auge faßte. Plötzlich sagte der Jüngere zu mir: „Warum betrachtet Ihr mich so genau? mein rechter Schuh zieht eure Blicke an? Nun, Herr, er war heute früher auf als wir Beide." — Die Italiener brauchen rizzarsi auf hundertfache Weise und unser „Aufseyn" drückt das, was der Bursche hier sagen wollte, bei weitem nicht so schön aus; da aber die Sohle des rechten Schuhes in der That schon längere Zeit aufzuseyn schien, verstand ich den Sinn der Worte sogleich, fragte aber doch, ob ich dem Vorwitz den Mund stopfen dürfe, was mir mit jener anmuthigen Bewegung der Hand, wie sie außer dem wilden

Digitized by Google

Indianer nur der Italiener zu machen verſteht, zugeſtanden wurde. — „Sie könnten jezt," ſagte der genueſiſche Dichter, „mit allen Taſchen voll goldenen Genovinen im Geleite dieſes Burſchen durch's Gebirge reiſen und Niemand würde Ihnen ein Haar krümmen." Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß eine Goldgenovine hundert Lire werth ſey, eine Bemerkung, welche den Parmigiano im Coupé veranlaßte, ſich eifrigſt nach den in Genua gangbaren Münzſorten zu erkundigen; der Mann wurde plözlich redſelig, als es ſich von Doppien, Piſtolen, Zechinen, Taleri und Scudi handelte.

Wir waren noch eine kleine Viertelſtunde von Ronco entfernt, als der von Mailand kommende Poſtomnibus an uns vorüber rollte. Die Reiſenden ſaßen bereits an der Mittagstafel, als wir die Poſt betraten. Es war eine bunt zuſammengeſezte Menſchenſchaar, in welcher „der ſorgenvolle Kaufmann," „der andächtige Mönch" und „der heitere Spielmann," ſodann der Arzt, der Advokat und der engliſche Luſtreiſende vertreten waren. Mein Tiſchnachbar war der Arzt, einer der liebenswürdigſten, gebildetſten Männer, die mir in Italien vorgekommen ſind. Zu ſeiner Rechten ſaß ſeine Tochter, legte ihm vor, ſchnitt ihm das Fleiſch klein, ſchenkte ihm ein und war überhaupt mit rührender Zärtlichkeit beſorgt, ihn vergeſſen zu laſſen, daß — er blind war. Er war ein Genueſe, ein Ariſtokrat, wie je einer mit ſeiner goldenen Doſe ſpielte und ſeine mit Brillanten bedeckten Finger ſehen ließ — eine Schwäche, welcher die vornehmen und beſonders die reichen Italiener noch in kindiſcher Weiſe zugethan ſind; — er war aber auch in einem Sinn Republikaner, denn er lebte ganz in der alten Zeit, wo Genova la Superba ihre freie Flagge von den Küſten Aſiens bis an das Geſtade der Azoren wehen ließ; die Gegenwart war für ihn nur in ſo weit da, als ſie ihm Stoff zu traurigen Vergleichungen darbot. Er gab mir beim Abſchied ſeine Karte und ich habe einen ſchönen Abend mit ihm auf ſeiner kleinen Villa an der reizenden Albarohöhe zugebracht.

Der Mönch war ein Originalſtück. Der bis auf eine Art Krone glatt geſchorene Kopf, die ziemlich gemeinen, dreiſten Züge, der braune nackte Hals, die ſchwärzliche rauhe Kutte, die bloßen, in ſchwere Sandalen geſchnallten Füße waren paſſende Zugaben zu einer Donnerſtimme, welche gar nicht dieſem ſchwächlichen Männchen anzugehören ſchien und, wenn ſie laut ward, jede andere Unterhaltung im Saale unmöglich machte, ja das Haus in ſeinen Tiefen erſchütterte. Und ſie ward einigemal laut, denn „der heitere Spielmann," ein Violinvirtuoſe aus Venedig, gab ſich als einen beredten Verehrer der Jeſuiten zu erkennen und ließ ſich in Vergleichungen zwiſchen dieſem und andern Orden aus, welche die leztern ſehr in den Schatten ſtellten. Der Kapuziner war aber in der Geſchichte des Jeſuitenordens nicht unbewandert und ſprach ſich um ſo derber aus, als er wußte, daß der Venezianer mit ſeiner Anſicht ziemlich iſolirt ſtand; denn der Haß des jungen Italiens gegen die Jeſuiten wird von allen Mönchsorden, beſonders aber von den Kapuzinern und Franziskanern, lebhaft geſchürt und genährt, weil die Söhne Loyola's den Einfluß aller übrigen Orden zu vernichten drohen. Die Bettelmönche, Kinder des Volks, hatten bei dieſem ſtets ihre verläßigſte Stüze und den beſten Willen zu den regelmäßigen Jahresſpenden gefunden. So lange ſich die Jeſuiten begnügten, ihren Einfluß und ihr Gelüſte nach weltlicher Habe auf die Vornehmen zu beſchränken, ließen die Bettelmönche ſie gewähren; als jene aber auch um die Gunſt des Volkes zu buhlen begannen und, ſelbſt zu ſtolz ſich in die Hütten der Armuth zu begeben, die Ignorantini in jene Kreiſe ſchickten, wo die Bettelmönche bisher ausſchließlich gewaltet hatten, war der Krieg erklärt, und man begreift kaum, wie die klugen Herrn Jeſuiten — vom Volkswiz pipiſtrelli, Fledermäuſe, genannt, wegen ihrer ſchwarzen, weit um ſie flatternden Tracht und wegen ihres das Tageslicht ſcheuenden Gehabens — die Zahl ihrer Feinde durch eine ſolche Macht — und die Bettelmönche werden noch lange eine Macht in Italien bleiben — vermehren konnten. — Der kleine Wortkrieg endigte jedoch auf die freundliche Einſprache meines blinden Nachbars zur allgemeinen Zufriedenheit, und mein Erſtaunen über die plözliche Ergebung des erregten geiſtlichen Herrn ſchwand, als ich ſah, daß der Blinde die drei Lire für das Mittagsmahl ſtatt des Kapuziners bezahlte, der, ſtreng genommen, gar kein Geld beſizen darf, obgleich ich öfter bemerkte, daß die Bettelmönche dieſe Regel nicht ſehr ſtreng beobachten.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſezung.)

Vorſtehende Charakterſchilderung der Bewohner des Fürſtenthums gilt hauptſächlich von den Germanen, und auch von dieſen nur im Allgemeinen und im Gegenſaz zu den Bewohnern ſüdlicherer Landſtriche. Im Beſondern zeigen ſich wieder manche Verſchiedenheiten. Der celliſche Landmann hat durchſchnittlich ein ernſteres, ſinnigeres und ſanfteres Weſen als der weiter gegen Nordweſten wohnende Heidebauer bei Walsrode

Digitized by Google

und Soltan, und dürfte hinsichtlich der allgemeinen Bildung wohl die erste Stelle einnehmen. Was im nordwestlichen Theil des Fürstenthums zwischen Lüneburg, Harburg und der verdischen Stadt Rotenburg wohnt, zeichnet sich durch ein stilles, treuherziges Wesen aus. Der Marschbauer an der Elbe, der fast durchgehends sehr wohlhabend ist, bildet sich viel auf seinen Reichthum ein und blickt mit Stolz auf den Bewohner der Heide, bleibt aber trotzdem stets Bauer, sowohl in Sprache und Tracht als in Sitte und Gebrauch.

Eine Haupteigenthümlichkeit der Wenden besteht darin, daß sie sich in kleineren oder größeren Gemeinschaften gegen Fremde abschließen. Daher ist es gekommen, daß trotz des tausendjährigen Verkehrs mit den Germanen dieser Stamm so viel Hervorstechendes bewahrt hat. Der Neigung, Gemeinschaften zu bilden, begegnet man überall. Nirgends herrscht wohl größere Geselligkeit als in den kleinen wendischen Gauen. Jede Arbeit, jedes Vergnügen wird gemeinschaftlich verrichtet und gemeinschaftlich genossen. Obwohl die Wenden lange und dauernde Arbeit scheuen, so gehen sie doch mit vereinter Kraft daran und schaffen unverdrossen fort. So hört man oft bis tief in die Nacht hinein das Geklapp der Dreschflegel durch die Dörfer schallen, und der Fremde, der zum erstenmal dieser Beschäftigung zusieht, kann nicht genug darüber staunen, mit welcher Sicherheit oft zehn bis zwölf Drescher und Dreschernnen in festgeschlossenem Kreise auf und ab schreiten, ohne jemals aus dem Takte zu kommen oder einen Fehlstreich zu thun. Gleicherweise sieht man die jungen Mädchen gemeinschaftlich Flachs brechen, hecheln, spinnen und weben, wobei die fröhlichsten Lieder ertönen.

Außerdem zeigen die Wenden eine große Sicherheit, Entschiedenheit und Schlauheit in allem, was sie thun, so daß selbst der pfiffigste Gauner Mühe haben würde sie zu überlisten. Diese Schlauheit steigert sich sehr häufig bis zum größten Mißtrauen, nicht allein gegen die Germanen, sondern auch gegen die eigenen Stammgenossen. Darum ist es auch unendlich schwer, sie von einer einmal gefaßten Meinung abzubringen oder ihnen eine neue einleuchtend zu machen. Obwohl sie eben so freundlich, gefällig und dienstfertig sind wie die Germanen, so gehen sie doch weit behutsamer mit einander um und haben nicht die Beständigkeit, Wahrhaftigkeit und Herzlichkeit der leztern. Zwei andere Fehler des wendischen Charakters, Habgier und Genußsucht, sind seltene Erscheinungen bei den Germanen. — Die Persönlichkeit halten die Wenden sehr hoch und behaupten dieselbe bis auf's Aeußerste. Diese Eigenschaft erklärt die Erscheinung, daß sich die tapfersten und muthigsten Soldaten unter den Wenden finden. Höchst auffallend ist aber dabei, daß selbst eine lange Dienstzeit die Haltung und den Charakter des Wendländers nicht zu ändern vermag. Hat ein Germane nur ein einziges Jahr unter militärischer Disciplin gestanden, so behält er sein ganzes Leben hindurch einen gewissen soldatischen Anstand; kehrt der Wende nach zehn- und zwanzigjährigem Dienst in sein Dorf zurück, so sieht ihm nach kurzer Zeit Niemand mehr an, daß er jemals in Reih und Glied gestanden hat. Neben der Tapferkeit und Todesverachtung im Kriege geht die Gemüthsruhe her, mit welcher die Wenden überhaupt den Tod erwarten. Keine Spur von Furcht oder Schmerz, die schöne Erde verlassen zu müssen, ist auf dem Angesicht des Sterbenden zu gewahren. Mit wunderbarer Gelassenheit ordnet er an, wie er begraben seyn will, welches Thier zum Leichenschmaus geschlachtet werden soll, was in den nächsten Tagen nach seinem Tode in Haus und Hof zu thun sey u. dgl.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Schattenseiten des Pariser Lebens.

Jeder Fremde, der nach Paris kommt, wird in der ersten Zeit seines Hierseyns von einer Art choleraähnlichem Unterleibsübel befallen; ich wüßte keinen, der diesem Ungemach entgangen wäre. Es ist dieß die allgemeine Fremdenkrankheit. Thut es das schlechte Pariser Wasser, thut es die verdorbene Pariser Luft, thut es das Ungewohnte der französischen Lebensweise, der französischen Küche? Die Aerzte selbst sind darüber nicht einig; genug, die Thatsache besteht und der Pariser Ankömmling wird

Digitized by Google

auch dieſe kleine Prüfung zu beſtehen haben. — Schwer zu kämpfen hat der Deutſche in der erſten Zeit ferner mit der von deutſcher Sitte ganz verſchiedenen Eintheilung des franzöſiſchen Tages. In Paris wird bekanntlich erſt zwiſchen fünf und ſieben Uhr Abends geſpeiſt; indeß wird man ſich bald daran gewöhnen und dann die franzöſiſche Einrichtung angenehmer als die deutſche finden, welche ziemlich unbequem den Geſchäftstag in zwei Theile bricht, während der Franzoſe vor Tiſch alle Geſchäfte des Tages erledigt. Aber nichts komiſcher, als ein Deutſcher in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Paris, mit ſeinem Hunger, der von Stunde zu Stunde wächst, und der ihn gewöhnlich veranlaßt, zu einem zweiten ſtarken Frühſtück à la fourchette ſeine Zuflucht zu nehmen, während der Pariſer ſich mit leichten Biſſen bis zur Hauptmahlzeit, die dann auch das deutſche Abendeſſen überflüſſig macht, zu begnügen pflegt. Dem Fremden fällt es auch ſchwer, den an prahlenden Namen ſehr reichen Pariſer Küchenzettel kennen zu lernen, und er wird meiſtens ſchon dadurch genöthigt, die Geſellſchaft von Landsleuten zu ſuchen. — Die Pariſer Küche allein könnte Stoff zu einer reichen Sittenſtudie geben. Welche Stufen liegen zwiſchen dem Café de Paris, den trois frères provençaux, Very und Vefour und den ſchmuzigen Kellnern am Quai aux fleurs, wo man das Recht hat, für einen Sou mit einer Gabel in einen großen Keſſel hineinzuſtechen, in deſſen trüber Jauche einige feſte Subſtanzen umherſchwimmen, welche Fleiſch genannt werden! Wer kein ſogenanntes Fleiſch erwiſcht, erhält dann für ſeinen Sou wenigſtens etwas ſogenannte Suppe. Welch eine Stufenreihe liegt zwiſchen der glänzenden table d'hôte im hôtel des princes und den »associations fraternelles,« welche von Köchen in allen Revieren und Vorſtädten der großen Stadt errichtet worden ſind! Aber wir haben uns heute die Grenze geſteckt, eben nur einige Unannehmlichkeiten des reichen, mannigfaltigen Pariſer Lebens zu ſchildern.

Die Verfälſchung aller Nahrungsmittel nimmt darunter den erſten Platz ein. Dieſelbe wird in Paris wahrſcheinlich raffinirter und in viel großartigerer Ausdehnung als in irgend einer andern großen Stadt getrieben, ja ſie artet mitunter in Giftmiſcherei aus. Es iſt wahr, daß man dieſem Uebelſtande in gewiſſem Grad dadurch ausweichen kann, daß man nur in guten, renommirten Reſtaurationen ißt und bei den Nahrungsmitteln nicht allzuſehr auf die Billigkeit achtet; aber nicht jeder Deutſche in Paris iſt im Stande zwei Francs für ſein Mittagsmahl auszugeben, und für Preiſe, für welche man in vielen deutſchen Städten eine reiche Mittagstafel herſtellt, kann man in Paris noch gar leicht verdorbene Sachen bekommen. Am meiſten leidet unter der ſchauderhaften Verfälſchung der Nahrungsmittel, welche zur ſcheußlichſten Spekulation geworden iſt, die große Maſſe des Volks, die arbeitende Klaſſe, und man muß es in dieſer Beziehung den associations fraternelles des cuisiniers zum Ruhme nachſagen, daß ſie dem ſchmuzigen Treiben der kleineren Gargotten einen Damm entgegen zu ſetzen ſuchen. — Wir wollen hier die Verfälſchung einiger Nahrungsmittel in Paris näher angeben. Die Milch, welche die Milchweiber in der Umgegend von Paris aus den Pächtereien holen, iſt ſchon der Sahne beraubt, wenn ſie ihnen verkauft wird; ſie entſahnen dieſelbe noch einmal, laſſen ſie kochen, gießen Waſſer dazu, vermiſchen ſie mit Stärkmehl und mit etwas Zuckercandis, damit ſie ſich wieder gelblich färbe. In dieſem Zuſtande wird die Milch nach Paris gebracht, wo die Laiterien ſie dann noch einmal zu bearbeiten pflegen. Vor einiger Zeit las Paris zum allgemeinen Ekel in den Journalen, daß die Milch, um ihr wieder eine ſahnige Conſiſtenz zu geben, mit dem zerriebenen und verdünnten Gehirn der krepirten Thiere von Montfaucon vermiſcht worden ſey.

(Fortſezung folgt.)

Vom Harze, Auguſt.

(Fortſezung.)

Die Roßtrappe. — Die Baumannshöhle.

So liegen die merkwürdigen Skulpturen in Dunkelheit und Schmuz; der Herzog weiß wohl gar nicht, was für ein Kleinod er in ſeinem Ländchen beſizt. Das wird anders werden, wenn das Ländchen preußiſch geworden iſt, was doch über kurz oder lang eintreten muß und von den verſtändigen Anhaltinern ſehnlichſt gewünſcht wird; denn der Duodezſtaatenpatriotismus hat ſich, Gott ſey Dank, abgenuzt. — Gleich hinter Gernrode kommt man auf preußiſches Gebiet nach dem Dörfchen Suckerode und wandert auf der Höhe durch einen herrlichen Buchenwald nach dem in einer Einſenkung liegenden Dorfe Steckelnberg und von da im Angeſicht der auf das Dörflein herabblickenden Ruinen der Steckelnburg und Lauenburg über eine anſehnliche Höhe hinunter nach dem Gaſthofe zur Blechhütte. So heißt eine ziemliche Anzahl freundlicher Häuſer, die um das dortige Eiſenwerk herum entſtanden ſind am Eingang in den großartigen Granitfelſengrund, aus dem die Bode herausfließt. Da war unten und oben im Speiſeſaale viel Leben, denn die Roßtrappe, die ſchönſte Partie im Harze, zieht immer Gäſte aus der Nähe und Ferne herbei. Im Speiſeſaale hingen die Bilder der brandenburgiſchen Fürſten zur Erinnerung an ein ſchönes Stück vaterländiſcher Geſchichte — der große Kurfürſt, der kernige Friedrich Wilhelm I., der große Friedrich und zulezt Friedrich Wilhelm IV., der für das deutſche Volk ſo viel hätte werden können, wenn er nicht ein Romantiker wäre. Doch weg mit der politiſchen Noth der Gegenwart und hinauf auf die Roßtrappe, zur Höhe, wo man zwiſchen den majeſtätiſch aufgethürmten Granitfelſen der ſeltſamſten Bildung, die ſtellenweiſe mit Eichen, Buchen und anderem Grün geſchmückt ſind, tief unten in enger Spalte die Bode herabrauſchen ſieht, ein wundervoller Blick, der nur in Skandinavien ſeines Gleichen haben ſoll. Und dann geht es auf der andern Seite auf ſteinigtem Wege die ſogenannte Schurre hinunter und auf ſchmalem Pfade bald auf- bald abwärts an der Bode wieder bis zur Blechhütte zurück auf einem Wege, wo man bei jedem Schritte nur wunderbare Felsgeſtalten ſich aufthürmen ſieht. — Den andern Morgen wanderte ich über ein ſehr ausgedehntes Plateau, bei Wienrode und Hüttenrode links vorbei in das weiter oben gelegene Bodethal nach dem braunſchweigſchen Rübeland, einem Dorfe, das durch ein Eiſenwerk und Marmorbrüche, mehr noch durch ſeine Tropfſteinhöhlen berühmt iſt. Es iſt einem ſeltſam zu Muthe, wenn man aus der lichten Landſchaft in das ſchauerliche Labyrinth der Baumannshöhle hinabſteigt und die aus dem Urkalk hervorwachſenden Tropfſteinbildungen betrachtet. Viele Gänge ſind noch nicht bekannt und ſollen erſt in der nächſten Zeit unterſucht werden. — Von hier gelangt man, wenn man gut zu Fuße iſt, noch an demſelben Tage in das hannöverſche Elbingerode und von da auf einem Plateau durch fortlaufenden Wald ohne Umſicht auf den klaſſiſchen Walpurgisfeſtboden von Elend und Schirke, deſſen ganz freundliche Häuſer hier gegen 1800 Fuß über dem Meeresſpiegel liegen. Da ſieht man die verſchiedenen dichtbewachſenen Berge des Brockengebirgs mit den ſeltſamen Granitklippen und Granitblöcken, die überall herumliegen, und befindet ſich am Fuße der Heinrichshöhe, über die man in zwei kleinen Stunden auf den Gipfel des Brockens kommen kann.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 206. Dienſtag den 28. Auguſt 1849.

Auch Sprachen ſterben, in langſamem Todeskampf, und um ihre Reſte weht ein Hauch der Wehmuth wie um alle Ruinen.

Herder.

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſetzung.)

Hinſichtlich des Dialekts, der im germaniſchen Theil des Fürſtenthums geſprochen wird, iſt zu bemerken, daß derſelbe das entſchieden Niederſächſiſche, wie es im Norden und Oſten der Elbe geſprochen wird, und das entſchieden Weſtphäliſche * im Weſten der Weſer auf eigenthümliche Weiſe vermittelt. Lauten z. B. Buch, Fuß, lieb, fließen in der erſtern Mundart: Bök, Fôt, lêf, flêten, in der leztern: Bauk, Faut, leif, fleiten, ſo ſagt der Landmann in der größern, nördlichen Hälfte des Fürſtenthums: Bouk, Fout, läif, fläiten, wobei ou und äi ſo wie öi in den Wörtern gröin (grün) und wöir (war) Diphthonge bilden, wie ſie ſonſt in keinem Diſtrikte Deutſchlands gehört werden. Auch gibt es zwei verſchiedene ö. Das eine wird rein und lang wie öh oder öö ausgeſprochen, das andere ebenfalls lang, aber tief und unrein mit einem Anklang an breites ä; z. B. Hörn (die Hörner) und börn (tragen). In der kleinern ſüdlichen Hälfte des Fürſtenthums neigt ſich Alles wieder der entſchieden weſtphäliſchen Ausſprache zu.

Da dieſer nordlüneburgiſche Dialekt unſeres Wiſſens noch in keiner Volksliederſammlung vertreten iſt, ſo mögen hier als Probe zwei bekannte Volkslieder folgen, welche Uhland in ſeinen „hoch- und niederdeutſchen Volksliedern“ in einer andern Mundart mittheilt.

Ick ſtäig up äinen Boum,
Däi mi tou hoge was,
De Tiljen * bröiken ton Stücken
Un ick föll in dat Gras.

„Söitläif, wullt du mit mi riden?
Söitläif, wullt du mit mi gan?
Ick will di, Söitläif, leiden,
Dar de roden Röſeln ſtan.“

„„Ick will nich mit jou riden,
Ick will nich mit jou gan;
Min Vader wärd mi ſchillen, **
Min Mudder wärd mi ſlan.““

„Worüm wärd häi di ſchillen?
Worüm wärd ſäi di ſlan?
Du heſt jo den roden Röſeln
Käinen Schaden dan.“

Sünnenſchin.

Schin üs, du läiwe Sünne,
Giff us en hellen Schin!
Schin üs twäi Läif tousamen,
Däi gèrn bi äinanner wüllt ſin.

So däip in jennem Dale
Dar licht en koles Snäi;
De Snäi däi kann nich ſmölten,
Geddes Wille mutt geſchehn.

* Auf dieſe Weiſe bezeichnet Vollrath Hoffmann in ſeinem Werke: „Deutſchland und ſeine Bewohner“ die zwei Hauptmundarten des Niederdeutſchen, zu denen als die dritte das Niederländiſche oder Holländiſche kommt. Thl. I., S. 672 ff.

* Tiljen oder Tillen, vlämiſch Takjes = Zweige.
** Schelten.

Goddes Wille dâi is geschehen,
Smolten is ûs de Snâi:
God geseg'n jou, Vader un Mudder!
Ji sâit mi nümmermêr.

Obgleich das Hochdeutsche von Jahr zu Jahr mehr die Oberhand über das Niederdeutsche gewinnt, wozu insbesondere der in der lezten Zeit ungemein verbesserte Schulunterricht beiträgt, so beweist doch die ganze Art und Weise, wie das Hochdeutsche, selbst von dem mittlern Bürgerstande in den Städten, gesprochen wird, daß dasselbe nur eine Treibhauspflanze und die niederdeutsche Mundart die eigentliche Volkssprache in Stadt und Land ist. Bis tief in's sechzehnte Jahrhundert hinein war das Niederdeutsche auch die allgemeine Schriftsprache jener Gegend. Der erste hochdeutsche Landtagsabschied stammt aus dem Jahr 1518, und obgleich nach der Zeit das Hochdeutsche mehr und mehr in Anwendung kam, so ist jenes dennoch in zahlreichen Dokumenten späterer Jahre vertreten. Auf der Kanzel und in der Schule erhielt sich das Niederdeutsche länger, denn noch im achtzehnten Jahrhundert bedienten sich einige Prediger dieses Dialekts, um ihren Zuhörern besser verständlich zu seyn. Sogar im Fürstenthum Kalenberg, in der unmittelbaren Nähe der Residenzstadt Hannover, predigte noch vor etwa hundert Jahren der seiner Originalität wegen vielgenannte Pfarrer Jobst Sackmann in Limmer in niederdeutscher Zunge, und soll durch seine Reden, von denen manche später durch den Druck bekannt geworden sind, ungemeines Aufsehen erregt haben.

So sehr wir uns einerseits über die Erhaltung dieser uralten Volksmundart freuen, so müssen wir doch andererseits beklagen, daß eben dieselbe eine raschere Bildung des gesammten norddeutschen Bauerstandes verhindert. Dem überwiegend größern Theil der ältern lüneburgischen Landleute fällt das Lesen des Hochdeutschen schwer; Bibel, Gesangbuch und Postille werden zur Noth verstanden, was drüber hinaus geht, ist ein durchaus fremdes Gebiet. Die jüngere Generation ist zwar im Verständniß der Büchersprache bedeutend vorgeschritten, wird aber nichtsdestoweniger so bald nicht dahin gelangen, gute Volksschriften mit dem Nutzen zu lesen, den die Landleute in Mittel- und Süddeutschland daraus ziehen.

Die uralte Stammessprache, die einst in den wendischen Gauen Drawän, Lennigau, Chein und Oering geredet wurde, ist heutigen Tages bis auf einzelne Wörter und Wortendungen verschollen; vor dreißig Jahren aber sollen noch hin und wieder bejahrte Leute wendisch gesprochen haben. Selbst die Namen der Gaue, Wälder, Flüsse und Dörfer, die ehemals ihre Bedeutung hatten, sind jezt zu bloßen Lauten herabgesunken, die Alt und Jung im Munde führen, weil sie eben da sind, ohne den Sinn derselben zu ahnen. Der Dialekt, welcher jezt im Wendlande herrscht, ist das entschieden Niederdeutsche, wie es im Norden und Osten der Elbe gesprochen wird, unterscheidet sich indessen durch mehrere Eigenthümlichkeiten. So wird z. B. das h am Anfang eines Wortes nie gehört, jedes mit einem Vokal beginnende Wort dagegen in der Aussprache aspirirt, welche Seltsamkeit bei dem Verkehr mit Fremden manchmal zu drolligen Mißverständnissen Anlaß gibt. Außerdem verräth sich der Wende durch hellere Stimme und schnelles Sprechen, so daß die Artikel meist gänzlich verschlungen werden.

(Schluß des dritten Artikels.)

Nach Genua.

(Schluß.)

Der Postomnibus war so wenig beeilt, weiter zu kommen, als unser Andrea; auch waren wir über diese Zögerung nicht sehr ungehalten, denn der köstliche Wein von Asti, feurig und lieblich zugleich, hatte die Herzen und Zungen rasch gelöst und die verschiedenen Dialekte des obern Italiens schieden sich durch jenes kräftige Reagens immer bestimmter aus, wobei das Genuesische durch seine vorherrschenden „dunkeln" Vokale als überwiegend hervortrat; die Genuesen sprechen nämlich häufig das italienische o wie u aus — uve, duve, nuvuli, mesculare u. s. w., und das e wie ä — bällo, quällo etc., während sie die harten Zischlaute der Lombarden, so wie die affektirte Weichlichkeit des toskanischen Dialekts vermeiden. Die genuesische Volkssprache ist körnig, kräftig, ohne herb und rauh zu seyn, und der Fremde versteht den gemeinen Genuesen leichter, als den Mailänder oder Venezianer.

Es mußte endlich geschieden seyn und der Omnibus schwand in einer Wolke von Staub aus unsern Blicken, als auch Andrea seine Peitsche spielen ließ. Die Straße hob sich mehr und mehr und wand sich wie eine Schlange in hundert Windungen durch die Thalkluft. Den Signalstangen zufolge wird die Eisenbahn hier eine Strecke von sechs Stunden sich in einer Schlangenlinie durch das Thal winden und eine Unzahl kostbarer Bogen und Brücken wird dieser Kluft einen ganz neuen Charakter geben. Dennoch sind die Schwierigkeiten diesseits des Apennins nichts im Vergleich mit den Riesenwerken, welche der jähe Abfall des Gebirgs gegen das Meer hin nöthig macht. Ricci's Plan übertrifft an Kühnheit und Genialität alles,

was der Menſchengeiſt je in dieſer Art erſonnen hat, und ich ſah zu meiner Freude an den fortſchreitenden Arbeiten über Pier d'Arena, daß der Gedanke bereits zur That reift.

„Noch eine Viertelſtunde und das Meer liegt zu Ihren Füßen," ſagte der Dichter; „ich würde geſagt haben: „das Meer und Genua," wenn man etwas dieſer Art von Genua, das Könige zu ſeinen Füßen ſah, ſagen dürfte." Solche prahleriſche Einfälle hört man in Italien ſo oft, daß man ſie leicht überhört; ohnehin hatte ich an Andrea eine wichtige Frage zu richten, denn ich hatte ſo viel von der Bocchetta gehört und geleſen, daß ich ſie nun auch zu ſehen wünſchte. Andrea, der ſeit einer halben Stunde neben ſeinem dampfenden Geſpann herging, kam an den Wagen und ſagte: „Alle Fremden fragen hier nach der Bocchetta, wie man zu Genua nach dem Palaſte der Doria fragt. Nun, wir ſind auf der Bocchetta, denn eigentlich heißt dieſer ganze Bergzug, über den wir fahren ſo; die Bocchetta aber, wo der Reiſende vor Zeiten eine Sicherheitswache bei ſich haben mußte, wenn er nicht" — die Pantomime des Dolchſtichs und eine Fratze, wie ſie nur der Italiener ſchneiden kann, wenn er ſagen will, Niemand wiſſe das beſſer als er, unterbrachen die Rede — „und wo italieniſches, deutſches und franzöſiſches Blut die Polcevera und den Lemo roth färbten, liegt drei gute Miglien rechts von uns und der Weg über den alten Paß iſt ſo ſchlecht, daß man kaum mehr ein Fuhrwerk darauf ſieht. Um den alten von dem neuen Paß zu unterſcheiden, nennt man dieſen den Paß von Ponte Decimo." — Die athemloſen Thiere ſtanden wie eine Mauer. Sie kannten die Oertlichkeiten ſo gut wie Andrea. Rechts war ein einſam liegendes Wirthshaus, vor dem Nord- und Weſtwind durch eine Gruppe Fichten, vor dem Südwind durch die Höhe geſchützt, welche uns noch zu überſteigen blieb, um den Golf von Genua zu überſchauen. Das kühle Gemach — Wirthsſtube, Küche und Keller — that uns ſo wohl, wie dem Geſpann draußen die Ruhe. Wir hatten kaum Platz genommen, als ein Vierſpänner, von Ronco kommend, vor dem Hauſe hielt. Zwei wohlgenährte Lakaien ſprangen vom Wagen und kamen in das Haus, um für den Herzog von Genua ein Glas friſches Waſſer zu fordern. Bis das Waſſer geholt und das Glas gefüllt war, hatte jeder der Herrn Bedienten ein Glas Wein, welches faſt eine volle Flaſche hielt, geleert, und als der Eine das leere Glas und ein Geſchenk zurückbrachte, ſtürzte er ein zweites ähnliches Glas auf einen Zug hinunter. So viel ich aus einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten und durch das Fenſter ſehen konnte, iſt der Herzog nicht hoch gewachſen; ſein Geſicht hat wenig Einnehmendes und der ſtarke, röthlich blonde Bart ſtach gegen die kränkliche Bläſſe des Geſichts faſt unangenehm grell ab. Uebrigens lobt man die Herzensgüte und die häuslichen Tugenden des Herzogs; er ſoll nicht die geiſtige Elaſticität, die Leidenſchaftlichkeit, die ehrgeizige Beweglichkeit und den oft ſchroffen Eigenwillen des Königs ſeines Vaters, wohl aber perſönlichen Muth, Charakterfeſtigkeit und alle jene Eigenſchaften beſitzen, welche den geiſtigen Fortſchritt und das materielle Gedeihen eines Volks in friedlichen Zeiten bedingen helfen.

Ich eilte der Höhe entgegen und unſer Wagen ſezte ſich eben in Bewegung, als ich den blauen Golf von Genua, das reiche Küſtenland und die Stadt der Paläſte mit ihrer Kette von Befeſtigungen, ihrem Leuchtthurm und ihrem von Schiffen aller Art belebten Hafen vor mir ſah — eine Scenerie, für welche der Maler keine Farben, der Dichter keine Worte hat, und vor der ſich, wie vor der Schönheit der Alpenwelt oder der Erhabenheit des Weltmeers, der Geiſt demuthsvoll beugt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Vom Harze, Auguſt.

(Schluß.)

Der Brocken. — Quedlinburg.

Der friſche Wald- und Harzblumengeruch, die mit dem mannigfaltigſten Mooſe wie mit grünem Sammt dick überzogenen Felsblöcke, zwiſchen denen die Tannen überall emporſtreben, die harmoniſchen Glocken der dort weidenden Kühe machen auf den rüſtigen Wanderer einen ſo erquickenden Eindruck, daß er ſich auch dann befriedigt fühlt, wenn er das großartige Panorama, das der Brocken bietet, in minder günſtiger Beleuchtung ſieht. Schon einige Lichtblicke, welche hie und dä die nebligen Fernen aufſchließen, entſchädigen für die Beſchwerden des Windes und der Kälte, die den größten Theil des Jahres auf dieſer Höhe ein ſtrenges Regiment führen. Dazu kommt nun noch das geſellige Zuſammenrücken der vielen Fremden in dem wohlgeheizten Salon des Brockenhauſes, das über den Mißmuth leicht wegbringt, und wenn man nach dem ſtärkenden Schlummer am Morgen ſich auch vielleicht in der Hoffnung auf eine ſchöne Ausſicht getäuſcht ſieht, ſo freut man ſich doch der Wanderung den Brocken hinab in das Thal, wo die Prinzeſſin Ilſe das Flüßchen, das nach ihr den Namen trägt, in reizenden Caskaden herabgießt. Dort hat ſie ſich eine groteske Granitburg aufgethürmt, den Ilſenſtein. Da kann man an das eiſerne Kreuz geklammert hinabſchauen in das Thal, ob man vielleicht ſo

Digitized by Google

glücklich ist, die holde Ilse im Bade zu belauschen und ihre Königsburg zu sehen und gastlich gepflegt zu werden, wie Odysseus von der Kirke. Wir schauten auch hinab, sahen aber nichts von der Ilse und wanderten weiter über die Höhe nach der Plessenburg und von da nach den Quellen der Holzemme, von denen man den Fluß entlang in den sogenannten steinernen Rinnen nach Wernigerode gehen kann. Hier sind die Cascaden des über mächtige Felsblöcke hinabstürzenden Gebirgswassers noch viel großartiger als bei der Ilse, und diese Partie verdient unter den Sehenswürdigkeiten des Harzes vor allen bewundert zu werden. Der allmälige Uebergang des Flusses aus dem wilden Steinbette in den niedriger gelegenen Waldgrund bis zu dem freundlichen Städtchen der Grafen von Stolberg ist für Sinn und Gemüth überaus wohlthuend, und sehnsüchtig blickt man von dem Schlosse in Wernigerode nach dem Einschnitt des Gebirgs zurück, aus dem die Holzemme herausfließt und über welchem im Hintergrunde der Brocken hervorragt. Eine passende Gelegenheit brachte mich den Tag darauf nach Halberstadt, wo ich gerade so viel Zeit hatte, die drei nahe bei einander liegenden schönen Kirchen zu besehen, und darauf zu längerem Aufenthalte in einem gastfreundlichen Hause nach Quedlinburg, der alten merkwürdigen Stadt mit ihren zum Theil seltsamen Häusern, wo bekanntlich Klopstock geboren wurde. Hier sind in der Nähe mehrere Anhöhen, besonders die Altenburg mit dem fünfeckigen Wartthurme, von denen man noch einmal nach all den Herrlichkeiten hinblicken kann, deren man sich erfreut hat. Der Geognost findet in der Terrainbildung der hiesigen Gegend und in den hie und da schön aufgeschlossenen Schichten der verschiedensten Formationsepochen vielen Aufschluß und viele Ausbeute und kann auch bei beschränkter Zeit wenigstens in dem dicht an der Stadt gelegenen Salzberge die schönsten Mergelversteinerungen mit leichter Mühe finden. — Doch von hier an konnte ich die heilende Mutter Natur nicht mehr so ungestört auf mich wirken lassen. Die Geschichte der Gegenwart wurde mir wieder näher gerückt: die Mißstimmung der Demokraten, die an den Wahlen keinen Theil genommen, die doch keineswegs zuversichtliche Thätigkeit der Constitutionellen und der hie und da drohende Uebermuth der Reaktion: alles das erfüllte mich wieder mit bangen Sorgen um die politische Gestaltung meines Vaterlandes, das ich so gern durch eine kräftige und freie Entwicklung Preußens geeint und gerettet sehen möchte. Doch nicht verzagt! Gott wird helfen. Denn das, wornach die glühende Sehnsucht der Jugend und das besonnene Streben der reiferen Männer hindrängt, die Einheit des Vaterlands, wird, wenn auch nicht sogleich und wie es Jeder will, doch am Ende auf die beste Art zu Stande kommen.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Schattenseiten des Pariser Lebens.

Die Butter wird wo möglich noch widerlicher behandelt. Unschlitt, altes Fett aller Arten, geriebener Brei von rohen Kartoffeln, Ueberreste alter ranziger Butter, der käsige Abgang von frischer Butter, ein aus den Blättern der Butterblume (souci) gequetschter Saft werden zusammengeknetet und daraus verfertigt man eine Masse, welche in Paris den Namen Butter erhält. Man bringt diesen ekelhaften Teig in geschmackvolle Formen, bedeckt ihn mit einer Lage frischer Butter und so wird er von manchem in Paris gegessen. Das Brod, diesen ersten Nahrungsstoff, vermischt man, wenn die Zeiten theuer sind, mit verdorbenem Mehl, mit Aschensalz, mit Magnesia, selbst mit gepulvertem Alabaster. Chocolade wird öfters, ohne eine einzige Cacaobohne, aus geriebenen rohen Kartoffeln und aus etwas Zimmetrinde angefertigt. Der gestoßene Pfeffer wird mit dem sogenannten Auvergner Pulver vermischt. Der Kaffee hat einen starken Zusatz von Cichorie, und die kleinen Kaffeewirthschaften kaufen oft den Kaffeesatz von den großen Cafés und brauen daraus dann wieder Kaffee. Das Olivenöl pflegt man viel mit geklärtem Gänsefett zu vermischen. Unter der Firma „guter Essig" kann man in Paris ein Gemisch von Cider, Bier und Essig, mit einem Zusatz von Schwefelsäure und Weinsteinsalz, kaufen. Auch das Bier wird verfälscht, es wird Buchsbaum in dasselbe gethan. Das Salz pflegt mit gepulvertem Gyps vermengt zu werden. Die Verfälschung des Thees wurde vor einiger Zeit durch einen skandalösen Betrug vor die Oeffentlichkeit gebracht. Ein reicher Pariser Kaufmann hatte große Quantitäten von zur See verdorbenem Thee angekauft; mit den schädlichsten Substanzen, unter andern mit dem giftigen Bleisalz wußte er dem Thee seine natürliche Farbe wieder zu geben. Auch der Honig entgeht dem Betruge nicht und Chevalier hat bei einem spekulativen Epicier in Paris vor längerer Zeit einen Honig entdeckt, zu dem auch keine einzige Biene etwas beigetragen hatte. Man kann sich nach diesen Vorgängen denken, welcher Behandlung in Paris mitunter das Fleisch unterliegt, sowohl bei den Schlächtern, als in den geringern Restaurationen, und mitunter auch in den größern, wo man es nicht erwartet. Die Pariser Schlächter haben es weit in der Kunst gebracht, ein Fleisch, dessen Farbe und Geruch verdächtig geworden, zu „refraichiren" wie sie es nennen. Sie schneiden mit Geschick die Stellen aus, welche anfangen schwarz und grünlich zu werden, und betupfen sie dann mit frischem Blute, so daß sie eine ganz frische Farbe gewinnen. In den kleinen Restaurationen ist man vor Katzen- und Hundefleisch durchaus nicht sicher und unter der »sauce piquante« muß sich unter dem Namen gibelotte oder boeuf à la mode mancherlei verstecken. Die sogenannten Pariser charcutiers, die Fleischwaarenhandlungen, verbergen oft hinter den glänzenden Spiegelscheiben scheußliche Geheimnisse und bei einer Generalinspektion, welche die Polizei mitunter vornimmt, pflegen ganze Karren voll aus ihren prächtigen Boutiken auf den Schindanger von Bondy abgeführt zu werden. Diesen Karren folgen dann — es ist kaum zu glauben, aber es ist buchstäblich wahr, — verhungerte Pariser Jammerbilder in Masse, und auf dem Schindanger angekommen, werfen sie sich auf die faulen Waaren und streiten und prügeln sich um dieselben. Noch neulich hat die Polizei einem der größten Pariser Charcutiers seine feinen Fleischwaaren weggenommen, die alle auf's Appetitlichste aussahen und zum Theil hinter den großen Spiegelfenstern das Ladens prangten. Er conservirte sie durch saure Essenzen in kupfernen Gefäßen. Er ist den Gerichten übergeben worden. Der Gelddurst bebt in Paris vor den scheußlichsten Mitteln nicht zurück, und vor den Barrièren, in der Banlieue, wo die Aufsicht der Polizei nicht so scharf seyn kann, ist es meistens noch schlimmer. Ein großer Theil der Pariser Arbeiterbevölkerung hält täglich seine Mahlzeiten vor der Barrière, weil die Preise, des Octrois wegen, dort billiger sind, aber was wird dort nur zu oft täglich servirt! Stücke von gestorbenen oder kranken Thieren, todtgeborene Kälber, Hunde, Katzen, abgedeckte Pferde müssen einer großen Menge des Pariser Volkes zur Sättigung verhelfen. Und es ist kaum zu zweifeln, daß diese Nahrungsmittel sehr oft in Paris selber aufgetischt werden. Sechs bis acht Lieues im Umkreise von Paris wird mit dem Ankaufe des kranken und selbst todten Viehs ein starkes, obgleich verbotenes Geschäft getrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 207. Mittwoch den 29. Auguſt 1849.

Sweet scenes, conjoined with all that most endears
The cloudless morning of my tender years!
With fond regret your haunts I wander o'er,
And wand'ring feel myself the child no more.

Leyden.

Schwäbiſche Geſchichten.

Die alten Häuſer von S.

Es iſt eine ſchöne Sache um die freundlichen Vorſtädte, die ſich während der langen Friedensjahre um unſere alten Städte und Städtchen herum angeſiedelt haben, friedliche Vorpoſten, die uns ſagen, es ſey gerade nicht mehr ſchlimm gemeint mit den finſtern Reſten von hohen Stadtmauern und feſten Thürmen, die noch aus der alten Zeit herüber ſchauen. — Und doch geht mir das Herz auf, wenn ich in den Kern einer alten Stadt eindringe, wo die geſchwärzten hohen Häuſer mit Reſten von abenteuerlichen Bildern und Inſchriften, mit Thürmchen und Erkern recht mährchenhaft auf die neue Welt herunter ſchauen.

So ein neues, hellangeſtrichenes Haus, mit Dutzenden nach Einem Modell gebaut, mit luftigen, freundlichen Räumen, mit ſchmalem Flur und gewundener Treppe, in dem jedes Eckchen Raum ausgezirkelt iſt, daß ja keines müßig ſtehe, ein Haus, deſſen eigener Beſitzer ſich in die kleinſten Ecken zuſammenkauert, ein Haus, deſſen regelmäßige Zimmer einen Miethbewohner nach dem andern gleichgültig ſich anſiedeln und wieder ziehen ſehen, — was kann es von einem frühern Bewohner anders ſagen, als: „er lebte, nahm ein Weib und ſtarb?“

Tretet dagegen ein in den weiten, dunkeln Flur eines alten Hauſes, wo da und dort noch geſchwärzte Bilder hängen, von denen Niemand weiß, woher ſie kommen und wie lange ſie da ſind, ſchreitet die breiten Stiegen hinauf in die getäferten Gemächer, die durch ſeltſame Treppchen und Gänge getrennt und verbunden ſind, und beſeht euch die zahlreichen Kammern und die heimlichen Dachböden, in deren Winkeln noch Trümmer aus uralten Zeiten verborgen ſtecken. Nun ſagt, ob nicht jedes ſolches Haus euch eine eigene wunderſame Geſchichte erzählt, und ob es nicht den Stempel eines beſtimmten Geſchlechts an ſich trägt? — Freilich, wenn dieſes untergegangen iſt, werden neue, gleichgültige Bewohner von den alten Räumen nur mit ſcheelem Auge angeſehen, ſo daß ſich jene nie recht heimiſch darin fühlen und allerlei Spuck verſpüren: Pantoffeln, die Nachts durch die Zimmer ſchlürfen, nächtliches Thürklopfen, Kettenraſſeln, wenn nicht gar unſichtbare Ohrfeigen, und was ſonſt noch zum Treiben bürgerlicher Geſpenſter gehört. — Bewohnen möcht' ich deßhalb ein ſolches Haus juſt nicht, aber einſam es durchſtreifen oder darin ſpielen, wenn ich noch ein Kind wäre. Welch herrliche Tummelplätze zum Haſchen, welch köſtliche Eckchen zum Verſtecken, welch trauliche Neſtchen zum Puppenſpiel und Erzählen! Was iſt dagegen für Kinder ein modernes Logis, wo überall Parkette ſind, auf die man nicht treten, Sophas, auf die man nicht ſitzen, aufgeräumte Plätze, wo man keine Unordnung machen ſoll!

Aber Eine Gattung alter Häuſer gibt es, denen es ganz wohl und behaglich zu ſeyn ſcheint, daß ein neues, lebendiges Menſchengeſchlecht in ſie eingezogen iſt: das ſind die ehemaligen Klöſter. Wie fröhlich ſonnen ſich die altersgrauen Mauern, von der thurmhohen Umſchließung befreit, wie luſtig wiederhallen die Wände des Refektoriums von den Tritten ſpielender Kinder, wie freundlich duften die Blumen im Kloſtergärtchen jungen, hellaugigen Mädchen entgegen. Sie möchten ihnen wohl ſagen, daß ihre Ahnfräulein (wenn Blumen Ahnen zählen) dereinſt nur von alten,

Digitized by Google

knöchernen Fingern gepflückt worden, oder von bleichen jungen Händen, die nun und nimmer ein leuchtender Trauring schmücken durfte.

Von all den alten Häusern in B. ist es nun das Kloster, in das ich den Leser zuerst einführen möchte. Ich weiß keine Klostergeschichte davon zu erzählen, weder à la Sigwart, noch à la Hartmann; ich möchte nur einige der Gestalten vorüberführen, die in neuern Tagen durch das alte Gebäude gegangen sind.

Das Kloster.

Das Kloster in B. hat aus seinen alten Tagen fast nur das Bequeme, Trauliche behalten: die weiten Räume, die bauschigen Gitterfenster, in die man sich ganz hineinlegen und wie aus einem luftigen Käfig in die sonnenbeschienene Welt hinausschauen konnte. Beinahe alles Grausige, Gespensterhafte wurde längst durch das geschäftige Treiben jüngerer Geschlechter weggeräumt. Nur in einer ungebrauchten Bodenkammer hing noch das geschwärzte Bild einer Nonne, dessen Original natürlich die Volkssage eingemauert werden ließ, und unten, wo es hinter der Treppe so dunkel ist, befindet sich noch eine eiserne Thür zu einem unterirdischen Gange, der, ich weiß nicht wie weit, sich erstrecken soll. Mit schauerlicher Lust wagten die Kinder des Hauses sich hie und da etwa zehn Schritte in dem Dunkel vorwärts, aber manche Tagesstunde, ja halbe Nächte lang, unterhielten sie sich mit Plänen, wie der Klosterschatz, der natürlich hier verscharrt seyn mußte, zu heben, und vor allem, wie er zu verwenden sey. Goldene Luftschlösser erhoben sich, wenn sie in nächtlicher Stille sich flüsternd im Bett darüber unterhielten. — Bis heute hat ihn aber noch keiner gehoben. Vor Zeiten waren wirklich Nachgrabungen angestellt worden, man war aber nur bis auf die Spur verschütteter Stufen gekommen. — Der Sohn des Hauses hatte in jüngern Tagen mit seinen Kameraden die Grabung erneuert, das einzige Resultat aber waren beschmuzte Wämser und zerrissene Hosen, weßhalb das Geschäft von Seiten der Eltern niedergelegt wurde. — Von Gespenstern hat man nie viel vernommen. Die obbemeldete eingemauerte Nonne, ein unentbehrliches Requisit eines alten Klosters, soll freilich zur Weihnachtszeit manchmal mit gerungenen Händen sich haben blicken lassen, gesehen hat sie aber Niemand und gefürchtet nur so weit es zu einem behaglichen Grausen gehörte.

Am Eingang des Klosterhofs steht noch das kleine Thorhäuschen, vom Thorwart bewohnt, der da keine Amtsverrichtung, nur die Vergünstigung der freien Wohnung hatte. Es war ein eisgrauer, steinalter Invalid, der ganze sommerlange Tage im Sonnenschein vor seinem Häuschen sitzen konnte. Gesprächig war er gewöhnlich nicht, wenn aber einmal die Schleuse aufging, so wußte er viel zu erzählen von den Kriegsthaten seiner jungen Jahre — er hatte noch unter Friedrich dem Großen gedient — für den gestrigen Tag hatte er kein Gedächtniß mehr. Der Großvater verehrte ihm allmonatlich ein Paket Tabak, das ihm die Kinder überbringen durften. Herzlich leid that's ihnen, als der alte Stelzfuß begraben war und sich nicht mehr vor dem Häuschen sonnte.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus einem Tagebuch.

III.

In der Pfalz. — Eine Freischärlergesellschaft. — Spaziergang nach dem Haardtgebirge. — Mittheilungen über Landau.

Am 25. Mai machte ich einen Ausflug nach der Pfalz. Jenseits der Mannheimer Rheinbrücke in dem neugetauften Ludwigshafen (vormals Rheinschanze) sah ich die ersten Sensenmänner mit ihren hochaufragenden Waffen. Es waren von jenen abenteuerlichen Gestalten darunter, denen man im Walde nicht gerne allein begegnen möchte. Die Sensen waren aufwärts gekehrt, stärker und gewichtiger als die gewöhnlichen Bauernsensen, mit einem Widerhaken und mit eisernen Ringen an einer Stange von sieben bis acht Fuß Länge befestigt. Bald hörten wir kriegerische Musik. Ein langer Zug von Blousenmännern bewegte sich von der Eisenbahn nach der Rheinbrücke herüber, zwei Trompeter an der Spitze. Was leztern die Kunst versagte, schienen sie durch Kraft ersetzen zu wollen, und indem sie die Blasebälge ihrer Gurgeln über Gebühr anstrengten, kamen aus den Instrumenten Töne heraus, um „einem Leineweber drei Seelen aus dem Leibe zu haspeln.“ Hinter den Trompetern marschirten vier Männer mit Aexten, dann gegen zwanzig Sensenmänner, endlich eine höchst unregelmäßige Musketiercompagnie mit Schießgewehren von außerordentlicher Verschiedenheit des Alters und der Formen. Schonungslos die ohrzerreißenden Trompetentöne fortsetzend, zogen sie zur Wache der Rheinbrücke, um den dortigen Sensenmännerposten abzulösen. Ich begegnete dort auch einem jungen Wiener, den ich in der Oktoberrevolution flüchtig gesehen. Er hieß Teutsch und war, wenn ich mich recht entsinne, Mitglied der akademischen Legion gewesen. Obgleich der junge Mann in der Pfalz den Offiziersgrad erhalten, empfing er doch nur Kost und Wohnung dafür, keinen klingenden Sold. Inmitten des aufregenden Freischärlerlebens plagte ihn das Heimweh, und nach den Delicen der großen Donaustadt warf er so sehnsüchtige Rückblicke, wie Israel nach den Fleischtöpfen Egyptens.

Digitized by Google

Von Ludwigshafen rollten wir auf der Eiſenbahn in einer kleinen Stunde nach Neuſtadt an der Haardt. Dort war nächſt Kaiſerslautern der Hauptwaffenplatz des pfälziſchen Aufſtandes. Auf der Wieſe unweit des Bahnhofes exercirten und manövrirten gegen 700 Mann Volkswehr und Freiwillige. Die Exercirmeiſter waren meiſt deſertirte Soldaten aus Landau und Germersheim, welche an den abgetragenen hellblauen Soldatenröcken von grobem Tuch und abſcheulichem Schnitt gold- oder ſilberbordirte Offizierskrägen angenäht trugen. War ſchon bei den neu avancirten badiſchen Offizieren die Bemerkung richtig, daß trotz ihrer Bemühung, in den Epauletten eine ritterliche Haltung zu zeigen, der Bauer aus allen Ecken herausſchaue, wie noch vielmehr bei den Offizieren der pfälziſchen Revolutionsarmee, welche man nicht wie in Baden aus einem zur Revolution übergegangenen Heer ausleſen konnte, ſondern aus 5 bis 600 Ueberläufern, die, ihre politiſche Geſinnung in Ehren, der Mehrzahl nach überaus ſchäbige Subjekte waren. Mit dem blanken Säbel an der Spitze ihrer Compagnien marſchirend, bewegten ſie ſich mit dem Anſtand eines Dreſchers mit erhobenem Flegel. Unter den Freiwilligen in der Blouſe, welche theils Jagdgewehre, theils Büchſen trugen, ſah man viele männlich ſchöne Geſtalten, freilich nicht immer unter appetitlicher Hülle. Eine ſtarke Antipathie gegen Waſſer und Seife ſchien bei den meiſten vorzuherrſchen und weiße Wäſche als zu ariſtokratiſch verpönt zu ſeyn. Wohl mancher Hauptmann dieſes Revolutionsheeres konnte mit Fallſtaff ſich rühmen, daß ſeine ganze Compagnie nur anderthalb Hemden beſitze. Bei dieſem Widerwillen gegen reine Leinwand war die Koketterie, welche viele Blouſenmänner mit ihrem Kopfputz trieben, ſo merkwürdig als komiſch. Nicht nur rothe Bänder und rothe Federn wallten von all den verſchiedenfarbigen Banditenhüten, manche hatten ganze Hahnenſchwänze aufgebunden. Die geſchmackloſe Putzſucht ging bei einigen ſo weit, daß ſie ſogar lange Pfauenfedern in das Hutband ſteckten. In dieſem Aufzug ſahen die ſonnenverbrannten Geſtalten einem Haufen Irokeſen oder Krähenindianer von jenſeits der rocky mountains nicht unähnlich.

Um Freiſchaarenſitten zu ſtudiren, miſchte ich mich unter dieſe Leute, vielleicht mehr, als es die gewöhnliche Klugheit empfahl. Bei einbrechender Mittagshitze verkündigte der Trommelſchlag die Raſtzeit. Die exercirenden Haufen löſten ſich auf und zogen in die Wirthshäuſer. Das Neuſtädter Schießhaus oberhalb des Bahnhofs, das Kaffeehaus Reiffenſtein, die Schenke zum weißen Lamm waren bereits zur Hälfte gefüllt mit zechenden Rittern der Revolution. Ich ſezte mich in einen Winkel der leztgenannten Schenke an einen Tiſch, welcher bereits von vier Schützen occupirt war, hochgewachſenen jungen Leute, in denen der friſche Lebensmuth der Zwanziger ſprudelte. Es ſchienen mir „luſtige Vögel, die gerne ſchwatzen,“ wenn ſie auch nicht „ſo ſauber ſich trugen“ und nicht ſo „brav Batzen“ führten, wie die Scharfſchützen im Wallenſtein'ſchen Lager. Meine Begrüßung wurde ziemlich kühl aufgenommen. Ich ließ mich nicht abſchrecken, rückte näher, füllte das Glas und leerte es auf die Demokratie. Ein ſolcher Toaſt war keine Lüge, denn obwohl ich die Demokraten in Maſſe nicht ausſtehen kann, liebe ich doch das ſchöne Prinzip, aus welchem die Menſchen freilich nach ihrem Sinn, nach ihrem Intereſſe und ihren Leidenſchaften machen was ſie wollen. Die Blouſenmänner fragten mich nach Heimath und Reiſezweck. Meine Antwort war nur halb aufrichtig und ſchlug deßhalb den allen Demokraten eigenthümlichen Argwohn nicht nieder. Das Geſpräch ſtockte und den Schützen war meine Nähe läſtig und unbehaglich. Zum Glück trat ein Turner aus Hanau in die Gaſtſtube, der mit mir die Fahrt von Heppenheim nach Mannheim gemacht und den ich als muntern, fröhlichen Burſchen liebgewonnen hatte. Derſelbe ſchüttelte mir herzlich die Hand zum Wiederſehen, leerte auf einen Schluck das ihm gereichte Glas und ſezte ſich an meine Seite.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Auguſt.

Die Säkularfeier der Geburt Goethe's.

Es ſind nur noch wenige Tage bis zum 28. Auguſt, und erſt heute veröffentlicht das hier zuſammengetretene, aus drei- und dreißig Bürgern aller Klaſſen beſtehende Comité ſein Programm für die Säkularfeier der Geburt Goethe's. Das Comité ſcheint ſich etwas darauf gut zu thun, daß es jezt ſchon dieſes Programm in officieller Weiſe zur öffentlichen Kenntniß bringt, während ſchon vor Wochen in öffentlichen Blättern mit Recht gerügt wurde, daß das Comité kein Lebenszeichen von ſich gebe, und viele benachbarten Städte, welche, auf eine eigene Feier

verzichtend, ſich an der hieſigen betheiligen wollten, wurden in dem Wahne beſtärkt, daß aus dem hieſigen Feſte wenig oder gar nichts werde. Allerdings waren nicht ganz ungegründete Gerüchte in Umlauf, daß ſich der Säkularfeier in unſerer Stadt von demokratiſcher Seite Schwierigkeiten oder doch wenigſtens eine paſſive Haltung entgegenſtellt. Thatſache iſt, daß die patriotiſche Abſicht des Senats, zur Säkularfeier die Summe von dreitauſend Gulden aus Staatsmitteln zu verwilligen, damit das Comité im Stande ſey das Feſt auf eine der Würde der Stadt Frankfurt entſprechende Weiſe auszuſtatten, an dem ungewohnt knauſeriſchen Sinne der ſtändigen Bürgerrepräſentation, welche nach unſerer alten Verfaſſung die Finanzcontrole zu üben hat, ſcheiterte, indem ſie nur ſechshundert Gulden bewilligte und obendrein für die Begehung des Feſtes Bedingungen ſtellen wollte, welche nicht in der Competenz einer Finanzbehörde liegen. Thatſache iſt aber auch, daß die demokratiſchen Einflüſterungen ſonſt nicht ſehr zugängliche Bürgerrepräſentation den ſchmählichen Beſchluß auf den Antrag des Führers der ultrademokratiſchen Partei in der Conſtituante, des Advokaten Dr. Reinganum gefaßt hat. Iſt nun auch nicht zu läugnen, daß die allgemeine troſtloſe Lage des deutſchen Vaterlandes, die ſo ſchmählich geknickte Hoffnung des deutſchen Volkes die Freude am ſchönen Feſte auf's traurigſte ſtört, ſo kann dieß doch Frankfurt und Deutſchland nicht der Verpflichtung überheben, den Tag, an welchem vor hundert Jahren einer der mächtigſten Geiſter Deutſchlands und der Welt auf die Erde trat, in würdiger, wenn auch nicht ſchmerzensfreier Weiſe zu begehen. — Das in ſtyliſtiſcher Beziehung nicht ſehr ausgezeichnete Programm des hieſigen Comités gibt uns nun die erfreuliche Nachricht, daß ihm vielſeitige Zuſicherungen bereitwilligſter Theilnahme zur Verherrlichung des Feſtes geworden ſeyen. Damit ſcheint denn das unerfreuliche Gerücht widerlegt, daß ein Theil unſerer Mitbürger ſich bei dem Feſte nicht betheiligen wolle, und eine Anzahl unſerer reicheren Einwohner hat freiwillig anſehnliche Summen für das Feſt unterzeichnet, damit das Comité in der Ausführung deſſelben durch die Knickerei der Bürgerrepräſentation nicht beengt werde. — Nach dem Programm wird am Abend des 27., als Vorfeier, im Schauſpielhauſe Gutzkows neueſtes Luſtſpiel in fünf Aufzügen: „Der Königslieutenant" gegeben und durch eine Feſtouvertüre und einen Prolog eingeleitet. Um zehn Uhr deſſelben Abends bringen die hieſigen Sängervereine eine Nachtmuſik vor dem Geburtshauſe Goethe's, das bekanntlich auf dem großen Hirſchgraben liegt. Am 28., früh ſieben Uhr, ertönt zuerſt nach alter frommer Sitte ein Choral von Blasinſtrumenten vom Thurme der am obern Theil der Zeil liegenden St. Katharinenkirche. Um neun Uhr findet im Kaiſerſaale eine Art akademiſcher Feier ſtatt. Um eilf Uhr werden ſich die Innungen, Vereine, Schulen ꝛc. an ihren Plätzen verſammeln und um halbzwölf Uhr, wahrſcheinlich im Zuge (was das Comité nicht klar ausſpricht), nach der Allee bewegen und ſich in vorgeſchriebener Ordnung um das Denkmal des Dichters aufſtellen. Der eigentliche feierliche Akt beginnt mit der Geburtsſtunde Goethe's, um zwölf Uhr, und von da bis um ein Uhr wird mit allen Glocken geläutet und werden die Kanonen gelöst.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Schattenſeiten des Pariſer Lebens.

Die Branntweine erhalten einen Zuſatz von geſtoßenem ſpaniſchem Pfeffer, von mineraliſchen Säuren und von andern der Geſundheit höchſt verderblichen Subſtanzen; ſie werden dadurch wahrhaft diaboliſche Getränke, welche einen furchtbar verwüſtenden Einfluß auf den Körper der Trinkenden auszuüben pflegen. Und der Wein, wie wird dieſe Göttergabe des franzöſiſchen Bodens behandelt! Die Weinverfälſchung ſcheint allen Geſetzen zu trotzen und der Menſchlichkeit ſelber mit dem ſchamloſeſten Cynismus Hohn ſprechen zu wollen. Bekanntlich braucht man ſtarke Abkochungen von wildem Mohn, welcher dem Wein eine hübſche rothe Farbe gibt und wodurch er einen ſchwer betäubenden, opiumrauſchartigen Einfluß auf die Trinkenden ausübt. Der Wein vor den Barrièren iſt außerordentlich billig, aber er iſt auch darnach, und man pflegt den Wein, womit die Arbeiter ſich langſam vergiften, wegen ſeiner unnatürlichen Farbe »vin bleu« zu nennen. In ähnlicher Weiſe behandelt man auch die feinen Liqueure, die Weine von Madeira, von Alicante, von Frontignac und über alle Maßen den Champagner, welchen man bei den Epiciers für zwei Francs die Flaſche kauft. Dieſe Weine haben oft alles mögliche in ſich, nur keinen Wein. Sie üben namentlich in Verbindung mit gleichfalls verfälſchten Nahrungsmitteln, einen ungeheuer ſchädlichen Einfluß auf die Geſundheit eines großen Theils der Pariſer Bevölkerung aus. Da wundere man ſich noch über all die elenden Geſtalten, welche uns allenthalben begegnen. Es iſt wahr, daß die Geſundheitspolizei alles mögliche thut, aber in einer Stadt wie Paris erfindet die betrügeriſche Induſtrie immer neue Schliche. Wenn die Verfälſchung von Lebensmitteln und Getränken erwieſen iſt, ſo werden ſie confiscirt und es muß wohl auch noch eine Geldbuße erlegt werden. Was iſt aber damit gewonnen? Durch neuen und verwegeneren Betrug weiß der Elende den ſchnell verſchmerzten Schaden, den er erlitten, wieder einzubringen, und durch die Verfälſchung der Nahrungsmittel in Paris, welche Tauſende vergiftet, werden in wenigen Jahren große Vermögen zuſammengeſcharrt.

Die Behandlung der nothwendigſten Nahrungsmittel in Paris gehört jedenfalls zu den größten Schattenſeiten des hieſigen Lebens. Man kann dem Uebel nicht ganz, aber doch theilweiſe entgehen durch die vorſichtige Wahl der Orte, wo man ißt und trinkt. Die großen und anſtändigen Cafés und Reſtaurationen werfen zwar auch nicht weg, was ihnen an Waare verdirbt, aber ſie verkaufen das Verdorbene billig an kleine Reſtaurants, welche dann damit ihre Geſchäfte machen. Am vortheilhafteſten iſt es immer, in einer guten Reſtauration ein täglicher Gaſt zu ſeyn und ſich ſtets an denſelben Kellner zu halten. Gibt man täglich, wie das nun einmal hier Sitte iſt, ein kleines Trinkgeld, ſo wird der Kellner einen ſicherlich mit guten Speiſen, bedienen und faſt immer auf das aufmerkſam machen, was gerade nicht allzuſehr zu empfehlen ſeyn dürfte. — In das Innere der franzöſiſchen Küchenwirthſchaft will ich den Leſer nicht blicken laſſen. Die franzöſiſche Küche hat eben nur ihre Glanzſeiten, wenn man ſie im Café de Paris oder bei den frères Provenceaux ſtudiren kann, ſonſt, in den gewöhnlichen Reſtaurationen, ſcheint ſie mir, trotz der prahlenden Namen und der vielen Miſchgerichte, hinter der einfacheren deutſchen Küche zurückzubleiben. Die Franzoſen ſind namentlich ſtark in der Zubereitung von pikanten Saucen, dagegen verſtehen ſie es durchaus nicht einen ſaftigen, kräftigen Braten nach deutſcher Weiſe zu bereiten. Die erfriſchenden Fruchtſuppen, welche man des Sommers in Deutſchland genießt, kennt man gar nicht. Man bleibt immer bei einem Bouillon ſtehen, der, je nach dem Zuſatze, unter andern Namen auftritt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 208. Donnerſtag den 30. Auguſt 1849.

Wer packt hier ſolche Prahlereien aus,
Die unſer Ohr mit leerem Schall betäuben?

Shakeſpeare.

Supervacua de iis, quae fieri oportet, omnis est oratio, quando omnes, qui audierint, ad deteriora uno ferantur consensu.

Josephus.

Fragmente aus einem Tagebuch.

(Fortſetzung.)

Die Blouſenſchützen faßten nun gleichfalls Zutrauen zu mir; die Bekanntſchaft mit einem ſo wackern Cumpan, wie der Hanauer war, galt ihnen als hinreichende Empfehlung. Man rückte gegenſeitig mit der Sprache heraus und der Ton der Unterhaltung wurde frank und frei, wie es Turnern und Freiſchärlern geziemt. Zwei von den Schützen waren aus Worms, der dritte aus Naſſau, der vierte aus Düſſeldorf gebürtig. Jeder ſchien ein empfängliches Herz für Freiheit und Rheinwein, ſo wie den beſten Glauben an den Sieg des pfälziſchen Aufſtandes mitgebracht zu haben. Die Wärme der Geſinnung machte mir dießmal die etwas ungehobelten Freiſchärlermanieren erträglich. Inzwiſchen kam in die beginnende Converſation gleich wieder einiger Mißton. Leiſe Zweifel, die ich hinſichtlich des kriegeriſchen Erfolges behutſam und beſcheiden vorzubringen wagte, indem ich einen vergleichenden Blick auf die mächtigen Heere Preußens und der übrigen deutſchen Staaten und auf die ſchlecht organiſirten, ſchlecht bewaffneten, undisciplinirten und wenig exercirten Maſſen der Volkswehr und der Freiſchaaren warf, wurden mit Unwillen aufgenommen, heftig bekämpft und einſtimmig verworfen. Die Freiwilligen, ward mir entgegnet, ſeyen Demokraten, d. h. der Inbegriff aller Tapferkeit und alles Heldenmuthes, Leute, die erfüllt ſeyen von ihrer Idee und ſich für dieſelbe ſchlagen würden wie leibhaftige Teufel, während die preußiſchen Pickelhauben nur auf Kommandowort, zaghaft und ungerne kämpften. Von den Heſſen, den Bayern und der preußiſchen Landwehr wurde als beſtimmt angenommen, daß Tauſende übergehen würden. Württemberg, Heſſen, bayeriſch Franken und die preußiſchen Rheinprovinzen würden ſich zuverſichtlich hinter dem Rücken der Reichstruppen erheben. Im ſchlimmſten Falle ſey der Beiſtand Frankreichs ſicher; ſeine ſchlagfertigen Heere, hieß es, ſeyen bereits auf dem Marſche nach dem Rhein. Wer dieſen Behauptungen widerſprach, ja nur den mindeſten Zweifel in den Sieg der edlen Volksſache ſetzte, der war ein Heuler, ein Reaktionär, ein Preußenfreund und Verräther.

Gegen ſolche Logik, unterſtützt von diverſen Donnerwettern und nachdrucksvollen Fauſtſchlägen auf den Tiſch, ließ ſich freilich um ſo weniger etwas einwenden, als ſich das ganze Gaſtzimmer allmählig mit romantiſchen Geſtalten füllte. Darunter erblickte man auch einige Rothhoſen von der Algierer Fremdenlegion, die ſehr ſonneverbrannt waren, lange Bärte trugen und faſt wie Kabylen ausſahen. Unſere nächſte Tiſchgeſellſchaft hatte ſich verdreifacht. Die intelligenteſten, aber auch abenteuerlichſten und verwegenſten Geſichter hatten auf unſern Bänken Platz genommen, um ſich in die Unterhaltung zu miſchen. Dieſe Phyſiognomien waren mir keineswegs neu. Bereits in meinen Knabenjahren, wo ich aus der Leihbibliothek den Rinaldo Rinaldini und die Thaten Pontolinos, des furchbaren Räuberhauptmanns, verſchlungen, ſchwebten ähnliche Geſichter meiner Phantaſie vor. Da ſaß neben einem Dutzend Rheinländern ein württembergiſcher Schwarzwälder, der vielleicht ein ganz ehrlicher Burſche war, aber ein ächtes Galgengeſicht à la Schinderhannes hatte, ein Tiroler von ganz

Digitized by Google

italienischem Teint, ein schlanker Ungar mit prächtigem Schnurrbart, der gebräunt vom Bivouak und lombardischer Sonne, aus Mailand desertirt war, ein Pole mit einem wüsten Raufboldgesicht, dann mehrere alte Soldaten, welche aus Afrika und Rom gekommen waren. Ihrem Aeußern nach hätte ich geschworen, sie seyen sämmtlich Genossen von Schubri und Fra Diavolo gewesen; auch die Manieren schmeckten mehr nach dem Wald und der Zigeunerhöhle, als nach einem Salon. Es war begreiflich, daß ich in dieser imponirenden Gesellschaft etwas wortkarg wurde. Der gewöhnlichste Menschenkenner mußte es hier höchst rathsam finden, seine Gedanken für sich zu behalten und sich mehr auf das Schauen und Hören, als auf das Mitreden zu verlegen. Ohne in das ultrademokratische Horn zu blasen, hätte man bei einem politischen Gespräch immerhin einen kritischen Stand gehabt, denn auf eine tüchtige Tracht Prügel mehr oder weniger kam es diesen Herrn von der rothen Kokarde gar nicht an; und wenn jeder pumpende Wirth mit Zahlung in solcher Münze vorlieb genommen hätte, gewiß keine Freischärlerrechnung wäre unberichtigt geblieben. — Vom Streiten kam man glücklicherweise zum Erzählen. Revolutionsabenteuer aus Deutschland, Frankreich und Italien wurden zum Besten gegeben; die meisten Geschichten handelten von dem jüngsten Aufstand in Dresden. Ein kräftiger Rundgesang und donnerndes Hoch auf Hecker begleiteten die lezten Tropfen der Flaschenreste. Bemerken muß ich zur Ehre dieser Herrn, daß fast ein volles Drittheil die Rechnung baar bezahlte. Die Uebrigen, insofern sie nicht in der Schenke einquartiert waren, vertrösteten den Wirth auf den ersten Soldtag, wobei derselbe zwar keine Einwendung, aber eine Miene machte, die an Säure seinem Zweibatzenwein nichts nachgab.

Bei dem Gespräch, das ich mit angehört, war mir das Merkwürdigste die gründliche Täuschung über ihre Lage, ihre Kräfte und das Schicksal der Revolution überhaupt, worin diese Leute befangen waren. Die Illusion ist ein durchaus charakteristisches Merkmal nicht nur der deutschen, sondern aller Demokraten Europas. Immer glauben sie nur jenen Berichten, die mit ihren Wünschen übereinstimmen, immer überschätzen sie ihre Streitkräfte und unterschätzen die des Feindes. Vergebliche Mühe war es, diese Leute zu erinnern, daß Frankreich seit der Julirevolution bis auf den heutigen Tag alle Völker, die sich im Glauben an seine Unterstützung erhoben, im Stiche gelassen. Frankreich war damals nach der Meinung der pfälzischen Revolutionsmänner noch immer der rettende Messias, den man nur anzurufen brauche, um augenblickliche Erlösung aus aller Noth und Bedrängniß zu finden. Wie schrecklich werden euch die Augen aufgehen! dachte ich, indem ich schweigsam der demokratischen Unterhaltung zuhörte. Aber wenn die eine Täuschung zerronnen, werden die Incurabeln nur neuen Illusionen nachjagen. Gänzlicher Mangel an Ueberlegung, absolute Unfähigkeit, das Ausführbare zu berechnen, war gewiß keine der geringsten Ursachen, daß alle Revolutionsversuche der Demokraten einen so kläglichen Ausgang genommen und den Sieg jener ächten, gemäßigten und segenvollen Freiheit, die gewiß jeder edle Mensch wünscht und erstrebt, verkümmert und in die Ferne gerückt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Geschichten.

(Fortsetzung.)

Das Kloster war seit lange zu einer Beamtenwohnung eingerichtet und der Großvater und die Großmutter wohnten darin. Ich will den Leser nicht lange plagen mit genealogischen Erläuterungen über meine verschiedenen Großeltern väterlicher und mütterlicher Seits. Ist er doch selbst wohl so glücklich, solche zu haben oder gehabt zu haben, und wenn bei dem Namen Großvater und Großmutter eine recht freundliche, trauliche Erinnerung in ihm aufwacht, eine Erinnerung aus der ersten frischen Kindheit an einen Lehnstuhl und eine liebe, ehrwürdige Gestalt darin, an fröhliche Ferien, an Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke, so ist das vollkommen genug.

Der Großvater war, was man einen Mann von altem Schrot und Korn nennt, ungeschliffen im guten Sinne des Worts. Mit den Redensarten hat er's nie genau genommen, aber er war wohlmeinend in der That und Wahrheit. Die Großmutter — des Großvaters erste Frau — war eine Frau, wie's nicht mehr viele gibt, klein, geschäftig, beweglich, mit hellen Augen und offenem Herzen für alles, was schön und gut ist in der Welt und über die Welt hinaus. Sie konnte ihren eigenen Sinn haben, und der Bereich ihres Hauswesens war ihr unbeschränktes Königreich, in dessen Regierung sie keine Eingriffe duldete. Aber blieb sie unangefochten, so war sie auch eine gnädige Herrin, und so klein sie war, sie verstand es sich in Respekt zu setzen. Sie war nun freilich nicht in allen Stücken mit dem Zeitgeist fortgeschritten. Von der Dienstbotenemancipation wollte sie nicht viel wissen: „laßt die Leute an ihrem Platz, haltet sie so, wie sie sich's in ihrem Heimwesen dereinst auch machen können, verwöhnt sie nicht unnöthig.“ Auch ihr litera-

Digitized by Google

riſcher Geſchmack war nicht auf der Höhe der Zeit, und das Lied: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille ꝛc.," hat ihr ihr Lebtage beſſer gefallen als das damals eben neu auftauchende Lied Goethes: „Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll," deſſen myſtiſche Schönheit ihr niemalen einleuchten wollte. Aber trotz alles deſſen war ſie das belebende Element ihres Hauſes und zum Segen geſchaffen für jede Zeit, in der ſie gelebt und gewirkt hätte.

Der Großvater war ein raſtlos betriebſamer Geiſt, der ſich immer mit einer neuen Erfindung trug, und das weitläuftige Kloſtergebäude war eben recht für die zahlreichen Verſuche, die er anſtellte, ohne jemals Chemie, Phyſik oder Technologie ſtudirt zu haben. Bald erfand er neue Weinſchöne, bald entdeckte er Torflager, dann machte er Bauplane, konſtruirte Maſchinen oder ließ Stahl fabriciren; ſogar mit der Alchymie hat er's verſucht und Molche nebſt Meſſingſtücken in Schachteln geſperrt, weil er gehört hatte, daß ſie dieſes Metall verzehren und darauf als Gold von ſich geben. Letzterer Verſuch ſcheint keine glänzenden Reſultate geliefert zu haben; er wollte ſpäter nicht mehr daran erinnert ſeyn. — Auch als Schriftſteller verſuchte er ſich und ſchrieb zu ſeinem Privatvergnügen zahlloſe politiſche Aufſätze. Sein Styl war zu wenig gehobelt, als daß ſie zur Veröffentlichung getaugt hätten, und ſo vermoderten ſie in ſeinem Schreibtiſche. Gut, daß ſie nun dahin ſind. Obgleich er unter dem gar alten Regime und unter der Napoleoniſchen Herrſchaft ein mächtiger Oppoſitionsmann war, hatte er doch vom Freiheitsſchwindel, wie er ſich ſeit den dreißiger Jahren regte, ſo wenig eine Ahnung, daß der gute Großvater in unſern Tagen für ein Monſtrum von Geſinnungsuntüchtigkeit, für den Kaiſer aller Heuler erklärt würde.

Weil er ſich auf allen Feldern verſucht hatte, war ihm auch nichts neu auf der Welt. Nil admirari, das war, wenn auch unausgeſprochen, ſein ſteter Wahlſpruch. „Hab's ſchon lang gewußt — gerade ſo war's in den ſiebziger Jahrgängen — wird eben ſo wie ſelbiges mal" das waren ſeine Bemerkungen über alles, gleich dem alten Rabbiner in Gutzkows Acoſta. — Sein Herz aber ſaß auf dem rechten Fleck bei all ſeinen rauhen Außenſeiten. Bei Kranken war er hülfreich wie eine barmherzige Schweſter, bei Kindern zärtlich und nachſichtig wie eine Mutter. Obgleich er auch in Anſehung des Geldes etwas konſervativer Natur war, ſo war doch für die Enkel ſeine Hand ſtets offen; eigenhändig ſpickte er um Weihnachten und Oſtern die rothen Aepfel mit neuen Sechſern, die Gratulationsgedichte zu Geburtstag und Neujahr wurden anſtändiger honorirt als die manches Hofpoeten, und ſeine ſchlichte Geſtalt mit dem ſchwarzen Käppchen auf dem kahlen Scheitel bleibt für uns der Mittelpunkt einer freudenreichen und ſonnigen Kinderzeit.

Der Charakter ſeiner Bewohner brachte es mit ſich, daß das Kloſter, wie in der baulichen Einrichtung, ſo auch in der Beſtimmung von den alten Tagen nur das beſte und freundlichſte Theil übrigbehalten hatte: das, eine Herberge der Verlaſſenen, eine Zuflucht der Heimathloſen zu ſeyn. Nicht daß es juſt eine verwahrloſte Kinderanſtalt geworden wäre, oder ein Blindenaſyl, oder ein Gutleuthaus; nein, es trug einen heiterern Charakter. Es gibt Verlaſſene, für die Niemand ſammelt und Feſte hält und Häuſer baut, und ſolche nahm das Kloſter auf.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Schluß.)

Schattenſeiten des Pariſer Lebens.

Sonderbar, und für den Deutſchen meiſtens ſehr unangenehm, pflegt man in Frankreich die Kartoffel zu behandeln. Es wird ihr der ganze mehligte Geſchmack genommen und an die in Fett gebratenen Schnitzel, welche der Franzoſe pommes frites nennt und die der gewöhnliche Pariſer Morgens aus einer Düte mit großem Behagen als ſein billiges Frückſtück zu verzehren pflegt, wird ein ſolider deutſcher Magen ſich ſchwerlich recht gewöhnen. Zuerſt beſticht den Deutſchen die große Mannigfaltigkeit der franzöſiſchen Küche, hinter der aber doch in den gewöhnlichen Reſtaurationen große Monotonie ſich verbirgt. In den ſogenannten zweiunddreißig Sous-Reſtaurationen erhält man für dieſen Preis eine Suppe, drei Gänge und ein Deſſert, alles nach Auswahl aus einem dicken Buche, welches mit lauter Namen von franzöſiſchen Gerichten gefüllt iſt, die aber meiſtens, wenn man beſtellt, nicht vorhanden ſind; außerdem erhält man noch eine halbe Flaſche Wein und Brod. Wenn man längere

Zeit in Paris gelebt hat, wird man dieſe Reſtaurants bald vermeiden: die Speiſen ſind meiſtens fade und kraftlos. Man ſucht dann Lokale auf, wo man nicht à prix fixe, ſondern nach der Karte, beſſer, aber auch theurer ißt. In einem ſolchen Lokale, einer engliſchen, ganz vortrefflichen Reſtauration, bei Lucas hinter der Madeleine, pflegen ſich ſehr viele Deutſche und Engländer einzufinden, welche der franzöſiſchen Küche überdrüſſig geworden ſind. Im Quartier latin haben ſich emigrirte Polen ſogar eine polniſche Küche eingerichtet. Deutſche Klöße ſind oft die ſentimentale Sehnſucht der in Paris lebenden Deutſchen geworden, aber ſie ſind in den Reſtaurants nicht zu bekommen; ein franzöſiſcher Koch hat einen Abſcheu vor deutſchen Klößen. Endlich aber hat ſich im Quartier latin eine dicke gemüthliche Schwäbin der vielen bereits verzweifelnden Deutſchen erbarmt und man kann bei ihr, in der Rue Hautefeuille, mitunter Klöße mit Sauerkraut bekommen.

Ein Deutſcher, der mit Behagen an Bier und Tabak, wie die meiſten unſerer Landsleute, nach Paris kommt, mag auch in dieſer Beziehung ſich auf die größten Entbehrungen gefaßt machen. Wie unglücklich habe ich ſolche Landsleute getroffen! Für das bayeriſche Bier ſoll das ſogenannte bière de Strasbourg einen Erſatz bieten, aber es iſt durchaus keiner und dabei außerordentlich theuer. Ein deutſcher Biertrinker könnte, ohne Unbequemlichkeit, an einem Abende für mehr als einen Thaler preußiſch in bière de Strasbourg, welches natürlich in Paris gebraut wird, vertrinken. Noch ſchlimmer ergeht es dem Raucher. Die Cigarren ſind in Frankreich mindeſtens drei- bis viermal ſo theuer als in Deutſchland, und bei mäßigen Einkünften iſt es eine kaum zu verantwortende Verſchwendung, täglich auch nur ein paar Cigarren rauchen zu wollen. Der Franzoſe raucht Papiercigarren und noch mehr Tabak aus kleinen Thonpfeifen. Der Deutſche kann ſich an dieſe Methode ſchwer gewöhnen und ſieht ſich in der verdrüßlichen Lage, ſich in ſeinem liebſten Vergnügen zu einer Beſchränkung zwingen zu müſſen. Welche Verwünſchungen ſind deßhalb ſchon ausgeſtoßen worden! Auch wenn der Deutſche ſich einbildet, ſein ſaloppy gemüthliches deutſches Bierſtubenleben in Paris fortſetzen zu können, iſt er in ſchrecklichem Irrthum, und doch pflegt eine große Menge von Deutſchen ihre deutſche Bierſtubengewohnheit auf die franzöſiſchen Cafés überzutragen. Sie führen dort ein trauriges Leben, ſie fühlen ſich unbehaglich zwiſchen den großen glänzenden Spiegelſcheiben, unter den flammenden Kronleuchtern, vor den kalten Marmortiſchen, auf den ſammtnen Divans, bei dem Klappern der Dominoſteine, bei den Entbehrungen, welche der Preis der Cigarren und des bière de Strasbourg ihnen auflegt. Eine kleine, ſchmutzige Bierſtube im entfernteſten Winkel Schwabens oder Bayerns wäre ihnen lieber. Trotz dieſer Unbehaglichkeit treiben ſich gerade die Deutſchen ſehr viel in den kleinen Eſtaminets umher. Der Pariſer liebt das nicht, er hat andere Sitten, andere Gewohnheiten, und ein Deutſcher, der, wie ſehr viele unſerer Landleute, nach dem Eſtaminet riecht, fällt tief in der Achtung des Franzoſen.

Außer den hier aufgeführten Unannehmlichkeiten, den allergewöhnlichſten, mag unſer Landsmann auf tauſend andere kleine Widerwärtigkeiten gefaßt ſeyn; aber einen Zauberſtab gibt es, der ſie alle verjagt, der das Leben in Paris zu einem nie endenden Jubeljahre macht: es iſt der Reichthum. Nacht aus, Nacht ein, Tag aus, Tag ein liegt Paris vor dieſem Götzen im Staube, jeder Wunſch iſt Befehl, vor dem Glanze des Goldes ſchweigt jede Moral, jedes Bedenken; für den Reichthum hat Paris alle Verführungen, alle Lockungen, und alle Studien der Wiſſenſchaft, alle Phantaſien der Künſte, alle Erfindungen in der Technik laufen kaum auf etwas anderes hinaus, als dem Reichthum immer neue und raffinirte Genüſſe zu verſchaffen. Dem Reichthum ſteht in Paris die Welt zu Gebote und wir können deßhalb dem Fremden keinen beſſern Rath geben, wenn er Paris genießen will, als mit voller Börſe dahin zu kommen.

Frankfurt a. M., Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Säkularfeier der Geburt Goethe's.

Nachmittags von drei bis fünf Uhr ſtellen ſich in der Promenade und an öffentlichen Plätzen der Stadt Muſikchöre auf, und in dieſen Stunden ſollen auch noch andere, noch nicht näher bezeichnete Volksbeluſtigungen ſtattfinden. Um ſechs Uhr beginnt die Feſtvorſtellung im Theater mit der Aufführung von Goethe's Iphigenia, welcher die Ouvertüre von Gluck zu der Oper gleichen Namens vorausgeht und ein Epilog folgt. Nach der Vorſtellung werden das Geburtshaus und das Denkmal des Dichters beleuchtet und ein Feſtmahl im Saale des „Wolfeck“ wird die Säkularfeier ſchließen. — Ein Lächeln muß es uns abnöthigen, wenn wir im Programm leſen, die Säkularfeier werde öffentlich ſtattfinden, und überflüſſig iſt die Bemerkung, das Theater werde an den beiden Abenden feſtlich beleuchtet. Wir wiſſen, was es mit den paar Gasflammen im Schauſpielſaale mehr auf ſich hat. Das Comité zeigt aber am Schluſſe ſeines Programms ferner an, daß es als ein bleibendes und „zu gleicher Zeit“ der Idee des Feſtes entſprechendes und würdiges Denkmal der erſten Säkularfeier der Geburt Goethe's für die Vaterſtadt des großen Dichters ein Goethe-Album ſtiften wolle, und ladet alle deutſchen Männer der Gegenwart (die der Vergangenheit und der Zukunft dürften entſchuldigt ſeyn), welche hervorragen in der Geſchichte unſerer Staats- und Volksentwicklung, auf dem Gebiete der ſchönen und der ernſten Wiſſenſchaften, der Künſte und der Literatur, zu Beiträgen dazu ein. Das Comité überläßt ſich der Hoffnung, daß das Reſultat ſeinen bereits getroffenen Vorbereitungen entſprechen und ſo das Comité ſeiner Zeit im Stande ſeyn werde, der Frankfurter Stadtbibliothek als „ewiges“ Eigenthum eine Handſchriftenſammlung einzuverleiben, deren hiſtoriſcher Werth mit den Tagen und Jahren in's „Unendliche“ wachſe. — Mit dieſen ſchwülſtigen Worten ſchließt das Programm. An beſondern Feſtgaben für die Säkularfeier wird es nicht fehlen. So iſt u. a. bereits als „Gedenkblatt“ im Verlage von Anton Bär dahier das bereits zur Feier des 28. Auguſt 1848 im „Morgenblatt“ abgedruckte Gedicht von Franz Dingelſtedt: „Geiſter der Paulskirche“ mit den in Kupfer geſtochenen Medaillenbildniſſen Goethe's und Börne's in ſchöner Ausſtattung erſchienen. — Wie ich ferner vernehme, läßt unſer kunſtſinniger Mitbürger, der Buchhändler Karl Jügel, Vater, zu der bevorſtehenden Säkularfeier eine ſehr ſinnige Feſtgabe vorbereiten. Im Beſitz eines ſehr ähnlichen Familienportraits von Lili Schönemann (Tante ſeiner verſtorbenen Frau und nachmalige Frau von Türkheim), die in Goethe's „aus meinem Leben“ in ſo anziehendem Verhältniß zum Dichter erſcheint, läßt derſelbe einen ſorgfältig gearbeiteten Kupferſtich davon beſorgen, um ihn als Feſtgabe unter ſeine Freunde zu vertheilen. Das Bildchen wird um ſo mehr Intereſſe erregen, da das Original von Lilis eigener Hand herrührt und zugleich als Beweis der hohen geiſtigen Ausbildung dieſes hochſtehenden Weibes dient. — Wir wollen nun hoffen, daß unſere Säkularfeier, welche auch die hier liegenden deutſchen Truppen mit ihren Muſikchören, ihrer Artillerie ꝛc. unterſtützen wollen, ſich einer recht lebendigen Theilnahme von Innen und von Außen zu erfreuen haben und von keinem Mißtone geſtört ſeyn werde.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 209. Freitag den 31. Auguſt 1849.

— Ich hatte Gefährten
In den Tagen der Kindheit, in der fröhlichen Schulzeit:
All, all ſind ſie fort, die alten bekannten Geſichter!

Freiligrath
nach Charles Lamb.

Schwäbiſche Geſchichten.

(Fortſetzung.)

Da kam das einemal die arme Frau Baſe Klenker ſammt ihrem Hündchen und ihrer Schnupftabaksdoſe und ſiedelte ſich beim Herrn Vetter an, um ein paar Monate Licht und Feuerung zu erſparen; dann kam in tiefer Nacht eine ehemalige Nachbarin, eine unglückliche Kaufmannsfrau ſammt Kind und Habe, die ihrem rauhen Mann entlaufen war. Ein andermal war's die Jungfer Hannebiene (ihr Verwandtſchaftsgrad konnte niemals ausgemittelt werden), die eben kein Unterkommen als Hausjungfer hatte und die nun mittlerweile ihre Kochkünſte im Kloſter producirte. Jezt mußte Raum geſchafft werden für die arme Pfarrwittwe, deren Habe verbrannt war, bis ſie wieder ein Obdach hatte; dann zog ein armer Forſtwart ab, bei deſſen eilf Kindern die Großmutter Pathin war; da mußten zur Erleichterung der Eltern ſechs bis ſieben Päthchen beherbergt werden, und ſo ging's fort. Dabei werde nicht gedacht der unzähligen kürzern Beſuche von beſtimmungsloſen Vettern, ehemaligen Schreibern, ausgedienten Mägden u. dgl.

Auch ergötzlichere Gäſte ſuchten das Kloſter heim. So der Onkel von K., der die Rolle des gutmüthigen Polterers übernommen hatte, fluchte wie ein Heide, daneben aber ein herzguter Mann war und alle Taſchen voll Geſchenken für die Kinder mitbrachte. Wenn man ihn und den Großvater zuſammen ſprechen hörte, ſo meinte man, die zwei Brüder haben grimmige Händel, waren aber die beſten Freunde von der Welt. Den Kindern faſt noch willkommener war's, wenn der dünne Herr Pater von R. in der ſchwarzen Kutte auf ſeinem zahmen Rößlein einhergeritten kam, gefolgt von der dicken freundlichen Marieliese, ſeiner Köchin, um ſich ſeine Renten vom Großvater ausbezahlen zu laſſen. Der Herr Pater hatte ſtets rührende Kloſterbilder für die Kleinen, worauf eine heilige Thereſia war mit Augen wie Pflugräder, die zum Himmel ſtarrten, oder ein h. Sebaſtian, mit klafterlangen Pfeilen geſpickt. Der Herr Pater hatte keinerlei Verrichtung in dem ganz proteſtantiſchen Dorfe R.; er lebte als der lezte Penſionär in einem alten Stifte dort und ließ ſich's unter der Pflege ſeiner Marieliese recht wohl ſeyn, war auch höchſt tolerant und allenthalben gern geſehen. Alljährlich hielt er ein großes Feſt, wenn der Karpfenſee abgelaſſen wurde; das war der Marieliese Ehrentag; ſie lief ganz ſtrahlend und glitzernd umher wie der fetteſte geſchmorte Karpfen. — Der Herr Pater pflegte ſie vielfach mit einem Geſchichtchen aus der Anfangszeit ihrer Küchenlaufbahn zu necken. Sie machte bei einem Prälaten zu R. ihre erſten Studien und hatte bei einer großen Feſtlichkeit ein Spanferkel zu bereiten. Die Oberköchin ſagte ihr: „Marieliese, wenn du das Spanferkel aufträgſt, ſo thu' auch Lorbeerblätter hinter die Ohren und eine Citrone in's Maul.“ Welche Heiterkeit verbreitete ſich im Saal, als die gute Marieliese mit dem Spanferkel eintrat, Lorbeerbüſchel hinter ihren Ohren und eine Citrone im weitaufgeſperrten Mund!

Einige der jeweiligen Inſaßen des Kloſters verdienen näher in's Auge gefaßt zu werden. Der erſte derſelben iſt:

Der Emigré.

Als der Großvater noch vor ſeiner Bedienſtung in B. als Beamter im kleinen Grenzſtädtchen U.

wohnte, war daſelbſt bei Nacht und Nebel ein ehrbar ausſehender Franzoſe angekommen, begleitet von einer Mademoiſelle, deren eigentliche Stellung zweifelhaft war. Mit Hülfe der Mademoiſelle, die deutſch verſtand, gab ſich der Fremde als einen Monſieur Meuret zu erkennen, den die Stürme der Revolution von Haus und Amt vertrieben. Er war zwar kein Vicomte oder Marquis, aber doch der Anhängſel eines ſolchen, bei dem er als Beamter oder Verwalter angeſtellt geweſen war. Monſieur Meuret, der keine andern Schätze gerettet hatte, als die Mademoiſelle, deren wirklicher Werth ſchwer anzugeben geweſen wäre, ließ ſich in beſagtem Grenzorte als franzöſiſcher Sprachlehrer nieder, weil ihm zum Weiterkommen Rath und Mittel fehlten. Nun war aber U. eine kleine Stadt, wo außer Erbſen und Linſen wenig geleſen wurde; daher fanden ſich wenige Schüler, ſo daß der arme Emigré kaum das nothdürftigſte Auskommen fand. — Als nun der Großvater in B. eingerichtet war, glaubte er, daß hier, in einer kleinen Reſidenz, ein franzöſiſcher Maitre Bedürfniß ſey; darum verſchrieb er Herrn Meuret, deſſen traurige Lage ihm bekannt war, und bot ihm ſein Haus als Heimath an, bis er ſich eine eigene Wohnung verſchaffen könnte.

Nur Ein Anſtand war dabei. Im Hauſe der Großeltern wurde ſtreng auf Zucht und Sitte gehalten. Der Großvater hatte, als ihm während der franzöſiſchen Einquartierung die bonne amie eines Generals in's Quartier zugewieſen wurde, dieſe mit großer Energie ausgetrieben, und obgleich ihm kein Franzöſiſch zu Gebot ſtand, als der Ausruf: „Marſch, Madame!“ ſo hatte ſie's doch wohl verſtanden. Nun war zu fürchten, Monſieur Meuret möchte nicht ohne die Mademoiſelle kommen; das wollte der Großmutter gar nicht munden, und doch mochte man deßhalb nicht die Gelegenheit verſäumen, dem Heimathloſen eine Heimath zu bieten. So entſchloß man ſich, Herrn Meuret ohne Bedingungen und Klauſeln einzuladen. Siehe da, es kam alsbald eine Art von Kutſchenwagen mit äußerſt wenig Gepäck; darauf thronte Monſieur Meuret, und allerdings die Mademoiſelle, die er aber alſogleich als Madame Meuret ankündigte. In Betracht ihrer erlebten Drangſale und ihrer hülfloſen Lage drückte man ein Auge über die Vergangenheit zu, und Monſieur und Madame wurden im Kloſter untergebracht.

Monſieur Meuret eröffnete ſogleich einen Lehrkurſus, der von der aufblühenden Jugend ſowohl aus dem hohen Adel als dem verehrten Publikum recht zahlreich beſucht wurde, Madame gründete eine franzöſiſche Strickſchule, und ſo fanden ſie ſich bald, wenigſtens im Vergleich mit ihrem lezten Aufenthalt, in recht erträglichen Umſtänden. Die Kenntniſſe, die man ſich bei Madame erwarb, beſchränkten ſich freilich auf ein paar Phraſen: Madame, s'il vous plait, examinez mon ouvrage, Madame, s'il vous plait, laissez moi sortir u. dergl., aber doch war's immerhin franzöſiſch und darum ein ganz anderes Ding als eine deutſche Strickſchule.

Monſieur Meuret bewegte ſich in äußerſt gemeſſenen, zierlichen Formen und ſchien das dreifache Maß ſeines äußerlich verlorenen Ranges innerlich in ſich aufgenommen zu haben. Madame befliß ſich minderer Feinheit, und das eheliche Verhältniß des edlen Paares, das ſich ſo ſpät und nach ſo langer Bekanntſchaft verbunden, ſchien eben nicht das zärtlichſte zu ſeyn. Madame Meuret, eine geborene Elſäßerin, hatte als deutſches Stammgut nichts behalten als deutſche Schimpfwörter, die ſie in unglaublicher Anzahl vorräthig hatte und an ihren Ehliebſten ſo wie an ihre Zöglinge verſchwendete, über welch leztere ſie hie und da noch ein fühlbareres Regiment mit der Elle führte. Alle Thiernamen ſtanden ihr zu Gebot, und ſie ſtellte ſie auf eine Weiſe zuſammen, daß Linné und Buffon in Verlegenheit geweſen wären, die Geſchöpfe zu klaſſificiren. Die Tugend der Unparteilichkeit mußte man ihr laſſen, da ſie die Töchterlein ihres Protektors höchſtens mit noch ſtärkeren Ehrentiteln und häufigeren Ellmeßberührungen heimſuchte.

Das liebſte Geſprächsthema des Ehepaars war wie natürlich ihre verlorene Herrlichkeit, die, wie es zu gehen pflegt, in der Erinnerung beträchtlich erhöht und verklärt wurde. Beſonders gründlich war Monſieur Meuret in der Schilderung ſeiner reichen Garderobe, die den kleinen Mädchen, denen er ſie beſchrieb, ganz fabelhaft erſchien. Er hoffte auch immer noch wieder in den Beſitz wenigſtens dieſes Theils ſeiner Habe zu kommen, den er, bereits in Kiſten gepackt, auf der Flucht irgendwo deponirt habe. Da aber eben nichts kam, ward die Geſchichte von Herrn Meurets Kleidern allmälig zum Mythus.

(Fortſetzung folgt.)

Fragmente aus einem Tagebuch.

(Fortſetzung.)

Neuſtadt liegt am Fuße des Haardtgebirges. Von allen kleinern Gebirgen Deutſchlands übertrifft keines den Haardt an Lieblichkeit und maleriſchen Formen. Dazu kommt eine Unzahl von mittelalterlichen Ruinen. Von den vielen Gipfeln der Kammhöhe, von den Vorſprüngen und Terraſſen, welche prächtige Wälder bedecken, grüßen allenthalben in ſchweigſam ernſter Melancholie jene ſtolzen Burgen der Ritterzeit, die den demokratiſchen Liedern lauſchend, wohl

eine Ahnung haben mögen, daß die Zeit ihrer Herrlichkeit für immer vorüber iſt, daß die zechenden Blouſenmänner jenes romantiſch-wartburgiſch-burſchenſchaftliche Phantom nicht mehr berückt, welches den Ueberbleibſeln des Mittelalters noch einige Hoffnung ließ, ihre gebrochenen Glieder zu flicken, ihre morſchen Trümmer zu reſtauriren à la Stolzenfels am Rhein.

Obwohl die Nachmittagsſchwüle noch nicht vorüber war und ein Gewitter in dunkler Ferne grollte, wollte ich noch einen Spaziergang in dieſes ſchöne Gebirg machen. Vor mir her marſchirte auf der Straße nach Kaiſerslautern ein Haufe Volkswehr vom erſten Aufgebot, junge, lebensfrohe Leute, welche ihre Knotenſtöcke — Gewehre hatten ſie noch nicht erhalten — mit einer gewiſſen Kampfluſt in der Luft ſchwangen, als gälte es den preußiſchen Pickelhauben. Vom Kaffeehaus Reiffenſtein auf dem groſſen Platz waren ſie etwas benebelt ausgezogen, wahrſcheinlich mit dem guten Vorſatz, bis nach Kaiſerslautern anhaltend zu marſchiren. Zu ihrem Unſtern brannte aber die Sonne noch ungemein heiß auf ihre Schnäbel, und nur fünfhundert Schritte von jenem Kaffeehaus liegt die räucherige Weinſchenke von Bernhard Zwick ungemein verführeriſch am Wege. Dieſer Verſuchung war nicht zu widerſtehen. Statt vorwärts zu marſchiren, ſchwenkte die Spitze der Kolonne maſchinenmäßig links, von Bernhard Zwicks Fäſſern unwiderſtehlich angezogen und feſtgezwickt. Ich ließ ſie dort nach Herzensluſt zechen und eilte nach dem Buchenwald, wo aber bald ein furchtbarer, mit Hagel untermiſchter Gewitterregen mir alle Freude am Luſtwandeln auf der feuchten Moosdecke verdarb. Ich flüchtete in eine Mühle und fand den Müller im Geſpräch mit einem alten Gerichtsbeamten aus Neuſtadt, der zwar in die Dienſte der proviſoriſchen Regierung übergetreten war, aber die Geſinnung ſeines Standes bewahrt hatte und aus ſeiner Sympathie für die alte Ordnung der Dinge keinen Hehl machte. Er wollte genaue Berichte aus Landau über die innern Vorgänge in dieſer Feſtung erhalten haben und glaubte nicht an deren baldige Uebergabe, auf welche die Aufſtändiſchen ihre gröſte Hoffnung geſezt, indem ſie dort einen Ueberfluß an Waffen zu finden hofften, deren empfindlicher Mangel den Erfolg der pfälziſchen Revolution ſo ſehr in Frage ſtellte.

Die Stimmung ſowohl der Bürgerſchaft als der Garniſon von Landau war anfangs der Revolution günſtig, und hätte man dem Doktor Lehr aus Worms, der ſich mit Briefen des demokratiſchen Lieutenants Grafen Fugger in die Feſtung eingeſchlichen, zur Bearbeitung der Unteroffiziere, welchen als Lockſpeiſe die Epauletten verſprochen waren, gehörig Zeit gelaſſen, ſo würde die Feſtung Landau wahrſcheinlich durch Militäraufſtand übergeben worden ſeyn. Der übelberechnete, voreilige Angriff des Oberſten Blencker mit ſeinen Freiſchaaren ſtörte die Sache und machte den Unterhandlungen Lehrs ein Ende. Denn ſobald einmal die erſten Schüſſe gewechſelt waren, erhizte ſich das Blut gegenſeitig und beim Militär erwachte mit dem Rachedurſt auch der alte Corpsgeiſt wieder und die natürliche Antipathie gegen bewaffnete Bürgerſchaaren. Die halbgewonnenen Unteroffiziere und Soldaten, inſofern ſie nicht bereits zur Feſtung hinaus deſertirt waren, wollten von einer Verbindung mit Freiſchaaren nichts mehr hören. Auch die Bürger Landaus waren über den thörichten Angriff erbittert, und Doktor Lehr durfte ſeinem Stern danken, daß er ihn bei Nacht und Nebel zum Thor hinaus geleitete.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Auguſt.

Die Maivorfälle.

Wenn ich nach langer Unterbrechung meine Elberfelder Mittheilungen wieder aufnehme, ſo werden Sie ſicher zunächſt einen Bericht über die hieſigen Maiereigniſſe, oder, beſcheidener ausgedrückt, Maivorfälle von mir erwarten, und ich will denn auch nicht ermangeln, dieſes achttägige kriegeriſche Intermezzo, das den tiefen Frieden des „geſegneten" Wupperthales ſo urplözlich ſtörte, mit aller möglichen Korreſpondententreue flüchtig zu ſchildern. Vorab einige Worte über den „politiſchen Club," deſſen Leiter zu den Haupttheilnehmern, wenn auch nicht, wie die ſchwarz-weiße Denunciationswuth eifert, zu den Anſtiftern des Aufſtandes gehörten. — Schon in einem frühern Briefe (im Frühjahr vorigen Jahres) geſchah des politiſchen Clubs und ſeiner Thätigkeit Erwähnung. In der That würde man dieſem Verein Unrecht thun, wenn man ihn geradezu als einen „Wühlerclub" bezeichnen wollte, wie dieß gleichwohl von gewiſſen Seiten gleich anfangs bei ſeinem erſten Auftreten geſchah; ich glaube, der Name war großentheils Schuld daran, denn das leidige Wort Club erinnerte ſogleich an Jakobiner und Cordeliers. Hätten alle Verurtheiler deſſelben neben Thiers Geſchichte der Revolution auch die Boz'ſchen Pickwicker geleſen, ſo

würden ſie wahrſcheinlich weniger erſchrocken ſeyn. Dem ſey nun wie ihm wolle, ein Vorurtheil gegen den neugebornen politiſchen Club war gleich zu bemerken, als er noch in den Windeln lag; theilweiſe freilich rührte dieß auch daher, daß die Vaterſchaft des Kindes einem Manne angehörte, der, obwohl ein geſchickter und als ſolcher geachteter, bei den untern Volksklaſſen ſeiner Uneigennützigkeit wegen beſonders beliebter praktiſcher Arzt, doch bei der Geldariſtokratie ſowohl als bei der kirchlichen Partei nichts weniger als eine persona grata war, vielmehr durch ein gewiſſes burſchikoſes Weſen und exceſſive Offenherzigkeit, ſowie durch einen vom Fahrwege ehelicher Pflicht mitunter abweichenden Lebenswandel manchen Anſtoß gegeben hatte. Der politiſche Club nun, der unter dem Vorſitze des gedachten Arztes im April vorigen Jahres zuerſt eine größere Ausdehnung gewann, ſtellte die Erſtrebung der deutſchen Einheit und die Begründung der conſtitutionellen Monarchie auf breiteſter Grundlage an die Spitze ſeines Programms, ganz unſchuldige Dinge alſo, die ein allerhöchſter Mund ſchon vier Wochen vorher ſelbſt ausgeſprochen und dem Volke gepredigt hatte. Dieſem Programm iſt der Club im Ganzen auch bis zum Ende treu geblieben; einzelne ſchwache republikaniſche und communiſtiſche Elemente, die ſich mitunter in ſeinem Schooße regten, wurden niedergehalten und unterdrückt, weßhalb denn auch die Redaktoren der weiland neuen Rheiniſchen Zeitung, die ein- oder zweimal hoſpitirten, den hier als wühleriſch verſchrienen Verein als reaktionär bezeichneten. Es iſt jedoch nicht zu läugnen, daß der Club durch ſeine regelmäßigen wöchentlichen Sitzungen ſowohl, als namentlich durch die von Zeit zu Zeit veranſtalteten Volksverſammlungen einen gewiſſen aufregenden Einfluß auf die bis dahin ſo ganz in politiſcher und ſocialer Unmündigkeit dahindämmernden untern Klaſſen der hieſigen Bevölkerung ausgeübt, und beſonders durch die nach Auflöſung der zweiten Kammer Ende Aprils und Anfangs Mais dieſes Jahrs gehaltenen Engelnberger Verſammlungen einigen revolutionären Zündſtoff in die von Sonntagsbier erhitzten Gemüther der Wupperthaler Weber und Färber geworfen hat. Einer direkten oder auch nur indirekten Aufreizung zum bewaffneten Aufſtande können aber die Redner des Clubs keinenfalls geziehen werden. In der letzten großen Volksverſammlung am Sonntag dem 6. Mai traten zwar einige exaltirte Sprecher für die Republik, und ſelbſt für die rothe Republik hervor, doch geſchah dieß erſt nachdem die Leiter des Clubs bereits abgetreten waren und ſich größtentheils entfernt hatten. Mehr als alle dieſe Reden über Auflöſung der Kammern war es die gleichzeitig eingetroffene Ordre zur Einberufung der Landwehr, was die Gemüther in Flammen ſetzte; in Folge dieſes Befehls hatten die Landwehrmänner am genannten Tage, dem 6. Mai, vor Eröffnung der gedachten vom Club berufenen Volksverſammlung eine Zuſammenkunft an demſelben Orte, wo beſchloſſen wurde, der Einberufung nicht zu folgen, von welchem Beſchluſſe man, nachdem in feierlichem Umzuge zur deutſchen Fahne geſchworen worden war, in einer Monſtredeputation dem Oberbürgermeiſter der Stadt Nachricht gab. Gerüchte vom Anzuge des Militärs tauchten ſchon an dieſem Sonntagnachmittag auf, und wiederholten ſich am Montag, ohne ſich zu beſtätigen.

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die preußiſche Beſatzung.

Seit meinem letztern Schreiben, alſo ſeit etwa drei Wochen, hat ſich die Phyſiognomie unſerer Stadt etwas verändert. Die Stille, welche bis zu Ende Julis in ungewohnter Weiſe hier zu verſpüren war, hat aufgehört. Der Zug der Fremden iſt lebhafter geworden, und da die Badeſaiſon zu Ende geht und unſere Herbſtmeſſe vor der Thüre iſt, ſo haben wir in der nächſten Zeit einen noch lebendigeren Verkehr zu hoffen. Was die Meſſe betrifft, ſo unterliegt es nach den Wahrnehmungen dieſes Sommers keinem Zweifel, daß namentlich die Nachfrage in allen Wollenwaaren ſtark ſeyn werde, denn ſie waren ſeither, trotz der nicht entſprechenden Jahreszeit, geſuchter und die Wollpreiſe ſind merklich in die Höhe gegangen. Auch ſind überall die Tuchfabriken wieder ſtärker beſchäftigt. Wünſchenswerth bleibt es aber, daß kein politiſches Ereigniß der Wiederkehr eines lebhafteren Handelsverkehrs unſerer Stadt hemmend in den Weg trete. — Ich habe nicht nöthig die peinliche Stellung zu ſchildern, die Frankfurt in den deutſchen Wirren in dieſem Augenblicke einzunehmen berufen und gezwungen iſt. Noch iſt hier der Sitz der proviſoriſchen Centralgewalt und der greiſe Erzherzog Johann iſt durch die Gewalt der Umſtände genöthigt in dieſen Tagen hierher zurückzukehren, während er ſich gern für den Reſt ſeines Lebens in die heimathlichen Gebirge flüchten möchte. Dieſe Centralgewalt wird aber von dem jetzt mächtigſten Staate nicht mehr anerkannt und unſere Stadt wurde von Tauſenden preußiſcher Truppen occupirt, ohne daß ihre Regierung um die Einwilligung befragt, das Reichsminiſterium zuvor davon in Kenntniß geſetzt worden wäre. Das Reichsminiſterium und unſere Regierung, beide ihrer Machtloſigkeit ſich bewußt, machen bonne mine à mauvais jeu. Aber die Bürger wollen ſich nicht geduldig fügen und fragen nach dem Rechtstitel dieſer Beſatzung und verlangen der Einquartierungslaſt um ſo mehr enthoben zu werden, als mehrere Kaſernen leer ſtehen. Wir müſſen uns tröſten; auch in der nahen Umgegend wird ein preußiſches Truppenkorps aufgeſtellt und dort haben die Leute noch weit weniger Kraft die Einquartierungslaſt zu tragen, als wir. So unzufrieden unſere Stadt über die von Preußen ſo eigenmächtig vollzogene Beſatzung iſt, ſo bewies die Bevölkerung doch bis in die unterſten Schichten bei der neulichen Anweſenheit des Prinzen von Preußen großen Takt. Ich ſchildere nicht den Empfang des Thronerben Preußens von Seiten unſerer Staatsbehörden. Ich will auch nicht darauf hinweiſen, in wiefern dieſer Beſuch dazu beitragen könnte, uns aus unſerer neutralen politiſchen Stellung (man lache nicht!) herauszutreiben und uns dem Anſchluſſe an den vielberufenen Dreikönigsvertrag geneigt zu machen; ich will auch nicht andeuten, Frankfurt habe noch nicht alle Hoffnung verloren, daß in ſeine Paulskirche, die dem Prinzen von Preußen imponirt haben ſoll, der erſte deutſche Reichstag berufen werde, ſondern nur bemerken, daß der Prinz von Preußen in Allem ſehr befriedigt unſere Stadt verließ und baldiges Wiederkommen verſprach. Er hat gealtert, ſeit er vor wenigen Jahren das letztemal hier war, aber er zeigte auch dießmal friſche lebendige Theilnahme an allem, was Frankfurt an neuen Merkwürdigkeiten aufzuweiſen vermag. Dazu gehören auch die Schmerzensſtätten, an welchen am unheilvollen achtzehnten September 1848 die deutſchen Abgeordneten Lichnowsky und Auerswald von Freiheitsmördern geſchlachtet wurden. Auch dieſe beſuchte der Prinz, ſuchte die ſchauervolle That in den Oertlichkeiten bis in's Kleinſte kennen zu lernen und konnte menſchliche Rührung nicht verbergen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Monatsregiſter Auguſt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dreiundvierzigſter Jahrgang.

1849.

September.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter des Blatts entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 210. Sonnabend den 1. September 1849.

Ligurise palmam habet Genua.
Plinius.

Nach Genua.

(s. Nr. 203—206.)

IV.

Von der Höhe des Passes von Ponte Decimo bis Genua rechnet man sechs Miglien. Die Straße ist so kunstreich um das absteigende Gebirg gewunden, daß man gefahrlos in vollem Trabe niederfahren kann. Andrea verfehlte nicht, sein Gespann tüchtig laufen zu lassen, so daß wir Ponte Decimo und Rivarolo nur im Fluge sahen. Beide Orte haben mit den Vorstädten von London und Paris einige Aehnlichkeit. Wie zu Poplar z. B. das dritte Haus eine Fabrik, ein Magazin oder ein Erziehungsinstitut ist, so hier; nur tritt ein Kloster an die Stelle der »Philosophical Institutions,« wie man in England die ABCschulen nennt. Andrea zeigte mir unter Ponte Decimo die rechts über die Bocchetta führende Straße; sie sah einem gewöhnlichen Wald- und Holzweg ähnlicher als einer Heerstraße. Von Rivarolo wird der Weg mit jedem Augenblick reizender. Links reiht sich fast Haus an Haus, während rechts allerliebste Villen aus dem dunkeln Laub der Lorbeeren und Citronen, mit den flatternden, silberglänzenden Blättern der Oliven bezaubernd gemischt, herüberblicken, zierliche Gartenhäuser wie Vogelnester an den malerischen Felsen kleben, und Gärten mit „Marmorbildern“ und Cypressenalleen sich an der silberfarbenen Polcavera hinziehen.

Endlich haben wir das Gestade des blauen Meeres erreicht, dessen Wellen fast die Straße bespülen. Zur Rechten die Brücke von Cornigliano, über welche die Heerstraße nach Nizza, hier „die Provenzaler Straße“ genannt, führt, links San Pier d'Arena, die „Vorburg“ von Genua, die so zu sagen von der See geschaukelt wird, — jenes Dorf, das fast nur aus Palästen besteht und wo man einst jeden Abend die genuesischen Wagen auf und nieder fahren sah. Wie überall, hat die Zeit auch hier mächtige Veränderungen hervorgebracht. Nach alten Kupferstichen, die ich in der Stadtbibliothek zu Genua gesehen, waren diese vorstädtischen Paläste, die sich nun in zierlicher Anmuth erheben und auf deren Zinnen sich weiße Marmorstatuen vom blauen Himmel abheben, ehedem kleine Festungen mit starken Thürmen, in welchen man während der Bürgerkriege des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts gegen Florentiner, Pisaner u. s. w., später gegen die Einfälle der Barbaresken Schutz suchte. Auch der Prunk der Karossenpromenade verlor sich schon vor 1780 von hier und später war San Pier d'Arena abwechselnd ein Lager- oder Kampfplatz fremder Heere.

Die unmittelbare Nähe der Stadt kündigte sich unter andern auch durch eine Art Eingangsbureau an, vor welchem Andrea anhielt. Er verließ den idealen Sitz, welchen er sich geschaffen hatte, und kam mit einer sehr bedenklichen Miene an den Wagen, indem er flüsterte: „Hier müssen die Pässe vorgezeigt und unterschrieben werden, und ohne ein kleines Trinkgeld würden wir eine Stunde hier auf die Ausfertigung warten müssen.“ Da wir Alle möglichst bald in die Stadt zu kommen wünschten und in einer solchen Anforderung hier zu Land eben nichts Ungewöhnliches sehen, erhielt Andrea vier halbe Lire, und nach fünf Minuten war alles abgethan und der Wagen rollte

Digitized by Google

davon. „Der Schelm Andrea hat in dem Häuschen höchſtens eine halbe Lire gelaſſen, die drei andern aber hat er für ſich behalten," ſagte mir mein Nachbar, halb ärgerlich, halb lächelnd, aber laut genug, daß Andrea es hören konnte. Dieſer that jedoch, als hätte er keine Ohren, und fuhr ſich mit dem obern Theil der Hand über den Mund, was in der genueſiſchen Sprache ſo viel ſagen will, als »grosse ciarlerie queste!« d. h. „was mache ich mir aus ſolchem albernen Geſchwätz!"

»La Lanterna!« rief der Dichter aus dem Wagen, als wir den Leuchtthurm von Capo di Juro erreichten; „der alte Molo," hieß es weiter, „der Palaſt des Andrea Doria," „Strada Balbi," „Sta Annunciata!" Auf dem Platze vor dieſer Kirche hielt Andrea an; wir nahmen von dem Dichter und ſeiner Familie Abſchied und begaben uns alle in den nahen Gaſthof „zu den Prinzen," wo wir im zweiten Stock hohe, kühle Zimmer, Bettſtellen von Eiſen — in Italien eine treffliche Vorrichtung gegen gewiſſe Nicolai'ſche Thierchen — mit rothdamaſtnen Vorhängen umgeben, Rollteppiche und überhaupt alles fanden, was mein Freund und ich ſeit zwei Monaten, oder ſeit wir den Gaſthof aller Gaſthöfe, die drei Kronen zu Vevey, verlaſſen, zwar nicht vermißt, aber auch nicht mehr geſehen hatten. Da ich der Rollteppiche erwähnt habe, will ich bemerken, daß dieſe an einer oder zwei Seiten des Zimmers angebracht ſind und durch einen Zug im Nu beſeitigt werden können, wenn man das kühle Eſtrich dem Teppich vorzieht. Zu unſerer Bedienung meldete ſich Giuſeppe, ein kleiner, geſchwätziger, ſich in Alles miſchender, aber ehrlicher, gutmüthiger Burſche, deſſen Zunge und Beine vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht in Bewegung waren und der keinen Augenblick ſeine gute Laune und ſeinen wahrhaft leidenſchaftlichen Eifer, uns in allen Beziehungen zu Willen zu ſeyn, verleugnete. In den großen Gaſthöfen am Hafen unten geht es vornehmer her; ſie haben mehr Raum, ſchönere Ausſichten, mehr „engliſche Behaglichkeit," und man hat dort mehr Gelegenheit, mit Fremden aus allen Weltgegenden zu verkehren; dafür bezahlt man aber auch das Doppelte und fühlt ſich weit weniger heimiſch als wir uns in unſern „Prinzen" und bei unſerem Giuſeppe fühlten.

Man hat von Genua ſo viele und treffliche Beſchreibungen, daß wir der Mühe überhoben ſind, die Leſer durch Kirchen und Paläſte, Muſeen und Bibliotheken u. ſ. w. zu führen. Wir beſcheiden uns, von all dem, was bereits in Büchern und Schriften über Genua geſagt worden, keine Sylbe zu wiederholen. Hinſichtlich der Lage Genuas aber wollen wir in wenigen Worten einer Anſicht entgegentreten, welche faſt allgemeine Geltung erlangt hat. Man nimmt gewöhnlich an, dieſe Stadt ziehe ſich um ihren nach Süden ſchauenden halbkreisförmigen Hafen; das iſt nicht der Fall; der größte Theil der Stadt liegt auf der Oſtſeite des Hafens, und jener Reiſende, welcher von der Brücke von Carignan aus die Inſel Corſika zu ſehen bemüht war, hätte ſie, *wenn* ſie von da aus zu ſehen wäre, was nicht der Fall iſt, viel weiter links ſuchen müſſen. Man glaubt ferner, die äußere Befeſtigung Genuas laufe in einem Halbkreis, der Form des Hafens folgend, um die Stadt. Dieß iſt ganz unrichtig. Jene Befeſtigungen haben, wenn man eine gute Stunde in das Meer hinausfährt und ſie von dort aus ſieht, ſehr viel Aehnliches mit einer Krebsſcheere. Sie ſteigen in zwei faſt gerade laufenden Linien ſo hoch an dem Berge empor, als dieſer bewohnt iſt, und laufen von dort in einem ſpitzen Winkel zuſammen, deſſen äußerſter Punkt der ſogenannte „Sporn" iſt, über welchem ſich die jetzt vernachläſſigten Werke „die zwei Brüder" und „der Diamant" erheben und das Ganze krönen.

(Fortſetzung folgt.)

Schwäbiſche Geſchichten.

(Fortſetzung.)

Welcher Triumph war es nun für den verkannten Edeln, als eines Morgens durch's Städtchen die Kunde erſcholl, Monſieur Meurets Kleider ſeyen angekommen! Die Schülerinnen, wohl auch die Mütter eilten herbei, den Schatz in Augenſchein zu nehmen. Ja, da war die ganze Herrlichkeit! der unwiderlegliche Beweis, daß Monſieur Meuret daheim ein Mann comme il faut geweſen. Da lag ein geblümtes Sammetkleid, ein rother, ein apfelgrüner Frack, ein Staatsdegen, ein galonirter dreieckiger Staatshut, kurze Inexpreſſibles mit ſilbernen Knieſchnallen, ſeidene Strümpfe, Schnallenſchuhe, und über das Alles noch ein Ludwigskreuz! Für welches Verdienſt Monſieur Meuret dieſes bekommen, da er, ſo viel bekannt, nichts gethan hatte, als daß er davon gegangen war, das wurde nie ſicher erhärtet, wie es ſo oft bei Orden der Fall iſt. Genug, der Orden war da und Monſieur Meuret trug ihn von Stunde an, zuſammt dem geblümten Sammtkleid, Degen und Staatshut, obgleich alle dieſe Kleiderpracht zehn Jahre im Dunkel gelegen und gänzlich außer Kurs gekommen war. Hat jemals das Kleid den Mann gemacht, ſo war das hier der Fall; Meuret machte, gerade wegen der Seltenheit ſeines Coſtüms, eine höchſt reſpektable Figur, und er war in den Augen des ganzen Städtchens um viele Procente geſtiegen; ja, Madame ſelbſt bekam ein Gefühl ihrer Würde, ihre Ausdrücke wurden feiner

und ihr Putz, der früher keineswegs franzöſiſche Eleganz verrathen hatte, wurde gewählter.

Außer der Garderobe mußte Herr Meuret nicht viel Beſitzthümer zurückgelaſſen haben, denn auch nach der Reſtauration bezeugte er kein Verlangen nach Heimkehr; es ſcheint, der Vicomte hat ſich nicht reſtaurirt. Dagegen aber ging dem würdigen Mann noch am Lebensabend ein anderer Glücksſtern auf: er wurde durch Vermittlung eines adeligen Gönners als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache an die Landesuniverſität berufen, eine Stelle, auf die er ungefähr ſo viel Anſprüche hatte als auf den Orden. — Gleichviel, er war's einmal und trug die Bürde dieſer neuen Würde mit allerhöchſtem Anſtand. Madame ſchaffte ſich augenblicklich ein neues ſchwarzes Seidenkleid an und nannte ihn von Stund an: »mon cher.« Monſieur und Madame Meuret reisten ab und überließen es ihren theuern Schülerinnen, Franzöſiſch, Bildung und Franſenſtricken zu lernen wo ſie wollten. — Ob und wie weit er ſeine neue Stelle ausgefüllt, ob das geblümte Sammtkleid bis an ſein Lebensende ausgehalten, ob Madame das mon cher nicht wieder verlernt hat, darüber iſt mir nicht viel zu Ohren gekommen. Aber der Großvater dachte ſein Leben lang mit Vergnügen daran, wie er durch die Berufung des Emigré nach B. den Grund zu deſſen Glück gelegt.

Der Maler.

Wie viel gebetene und ungebetene Gäſte auch das Kloſter heimſuchten, ein Zimmer wurde ſtets frei gehalten und blieb ſogar bei den hohen Waſch- und Putzfeſten verſchont: des Malers Stube. — Der Maler war ſo recht der Stammgaſt des Hauſes; man wußte faſt nicht mehr, wann er zuerſt gekommen war. Seine Ankunft wurde ſtets ohne Ceremonie angekündigt durch einen großen, langen Korb, der, mit einem Tuche bedeckt, ſein Malergeräthe enthielt. Seine übrige fahrende Habe war leicht transportabel, da ſich ſeine Garderobe mehr durch Qualität als durch Quantität auszeichnete. — Der Maler, der in der Reſidenz eine beſcheidene Miethwohnung inne hatte, war den größten Theil des Jahrs der Gaſt irgend einer befreundeten Familie, um dieſe und die ganze Umgegend mit den Produkten ſeiner Kunſt zu beglücken.

Er machte eine recht anſtändige Figur, der Maler; er war nicht groß, aber wohlgeformt und abgerundet, jeder Zeit höchſt proper und zierlich gekleidet, im Frack, Schuhen und ſeidenen Strümpfen, die er eigenhändig zu ſtopfen pflegte. Somit machte er in ſeinem Aeußern keinen Anſpruch auf Genialität. Wie würde er ſich entſetzt haben, wenn ihm ein Kunſtgenoſſe aus unſern Tagen zu Geſicht gekommen wäre, mit Waldungen von Schnurr-, Backen- und Knebelbärten, einer Haarwildniß und einem paar düſtern rollenden Augen, während ihn ein Stäubchen auf den blankgewichſten Schuhen unglücklich machen konnte. Nur in Einem Stück erhob ſich ſein Künſtlergeſchmack über die Herrſchaft der Mode: inmitten des Zeitalters der Zöpfe und Zöpfchen, Buckeln und Haarbeutel, Puderköpfe und Perrücken trug er unverändert ſeine eigenen, halblang geſchnittenen Haare, wodurch er noch in ſpätern Jahren ein gewiſſes jugendliches Ausſehen erhielt.

Im Kloſter war er daheim wie im eigenen Hauſe. Er kommandirte die Mägde, die ſeiner unendlichen Pünktlichkeit nie Genüge thun konnten; er ſchulte die Kinder herum, ohne die Vermittlung der elterlichen Oberbehörde zu ſuchen, er kritiſirte die Speiſen und machte den Küchenzettel; denn er war ein ziemlicher Gourmand und hatte Kenntniſſe in der Kochkunſt, die die ſelige Verfaſſerin des ſchwäbiſchen Kochbuchs beſchämt hätten. Wegen all dieſer Eingriffe in ihr Gebiet lebte er denn auch in beſtändigem kleinem Krieg mit der Großmutter, obgleich ſie es von Herzen gut mit ihm meinte und er großen Reſpekt vor ihr hatte. Deſto beſſer ſtand er mit dem Großvater, mit dem er immer zu kleinen Schutz- und Trutzbündniſſen gegen die Frauenwelt verbunden war.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Auguſt.

(Schluß.)

Die neue Verfaſſung.

Die ſtarke Beſatzung unſerer Stadt und Umgegend durch preußiſche Truppen hat, wie es ſcheint, einen vierfachen Zweck. Erſtens ſollen dieſe verſchiedenen preußiſchen Truppenabtheilungen ein Reſervecorps für die preußiſche Occupationsarmee in Baden bilden; zweitens ſind ſie zur Unterſtützung der gegen die zwar ohnmächtige, aber halsſtarrige Centralgewalt möglicherweiſe zu ergreifenden Maßregeln berufen; drittens ſieht man den Moment nicht mehr gar fern, wo man in hieſiger Gegend die läſtige Demokratie unſchädlicher machen kann; und endlich geſtalten ſich die innern Angelegenheiten Frankfurts in einer Weiſe, welcher der preußiſche Vormund nicht ruhig zuſehen will. — Sie wiſſen, daß auch der „Freiſtaat Frankfurt“ (in moderner Bezeichnung, während in den officiellen Erlaſſen unſerer Staatsbehörden es immer noch heißt „freie Stadt Frankfurt“) an einer

neuen Verfaſſung laborirt. Es wurde im verfloſſenen Frühjahre eine conſtituirende Verſammlung einberufen, deren Hauptaufgabe war und iſt, einen Verfaſſungsentwurf den Bewohnern Frankfurts vorzulegen; da aber die „Conſtituante“ die Funktionen der aufgelöſten geſetzgebenden Verſammlung übernahm (Senat und ſtändige Bürgerrepräſentation blieben einſtweilen im Amt), ſo hatte ſie auch in anderer Weiſe die Staatsmaſchine mit im Gange zu halten und ſie wartete namentlich als Vertreterin des „ſouveränen“ Volks dem Senat auf den Dienſt. Die Conſtituante iſt aber in ihrer herrſchenden, ich will nicht ſagen terroriſirenden Majorität nur eine gehorſame Tochter des radikalen „Montagskränzchens,“ das wie Ehren Dowiat die Reformmaske abgeworfen hat und mit ſeinen politiſchen Beſtrebungen frei hervorgetreten iſt, als die Märzerrungenſchaften es von jedem Zwang befreit hatten. Wie im Montagskränzchen das getaufte und ungetaufte Judenthum tonangebend iſt und einige reinchriſtliche Talente aus der allerdings überwiegenden chriſtlichen Mitgliederſchaft in's Schlepptau genommen hat, ſo auch in der „Conſtituante.“ Dieſe hat nun in der erſten Leſung den neuen Verfaſſungsentwurf beendigt und damit den Feuerbrand in unſer ſonſt ſo berühmtes Frankfurter Gemüthsleben geſchleudert. Die neue Verfaſſung will tabula rasa machen, die Verfaſſung, unter der wir uns ſeit dreiunddreißig Jahren im behaglichen Wohlſtand gewiegt, ganz über den Haufen ſtoßen und nebenbei den Reichthum, den Adel, den Einfluß der Kirche ꝛc. vernichten und Frankfurt nach einer aus der Fremde entliehenen Form als einen demokratiſch-republikaniſchen Muſterſtaat hinſtellen. Dieſe Abſicht brachte aber nicht allein die treuen Anhänger des alten Zopfs und das aus den Märzerrungenſchaften hervorgegangene Heulerthum ganz außer ſich, ſondern ſtößte auch dem wahren Patrioten, welcher die Forderungen der Neuzeit nicht verkennt, ſie aber mit dem bewährten guten Alten in Harmonie bringen will, gerechte Beſorgniſſe ein. Der neue Verfaſſungsentwurf wurde bald von vielen Seiten heftig angegriffen und von ſeinen Vätern noch heftiger vertheidigt. Unſer ſeit vorigem Jahr täglich erſcheinendes „Intelligenzblatt“ öffnete namentlich dieſem Kampfe ſeine Spalten. Leider artete er zuletzt nicht allein in widerliche Perſönlichkeiten aus, ſondern es fehlte auch nicht an anonymen Drohungen mit Thätlichkeiten. Eine ehrenvolle Ausnahme machen die in dem Verfaſſungsſtreite erſchienenen Broſchüren von Dr. med. Stiebel und Buchhändler Karl Jügel. Beide bewährte alte Patrioten ſtellen ſich auf keinen Parteiſtandpunkt und ſuchen das Neue mit dem Alten zu vermitteln. Hoffentlich kommt es auch nicht zum Aeußerſten und die von den beiden Hauptparteien der „Conſtituante“ niedergeſetzte gemiſchte Commiſſion wird ſich über die nöthigen Modifikationen verſtändigen, noch bevor die zweite Leſung des Verfaſſungsentwurfs beginnt, obgleich die Demokratie von ihrem Princip nicht laſſen will. Um aber dem Montagskränzchen, das allerdings ſeither einen gewiſſen Terrorismus geübt, ein Gegengewicht zu geben und im ſchlimmſten Falle die neue Verfaſſung verwerfen zu können, hat die conſervativ liberale Partei einen „patriotiſchen Verein“ in's Leben gerufen, der ſich die Bekämpfung der neuen Verfaſſung, nach der erſten Leſung, zum Ziele geſetzt und dem alle beitreten, welche die Erſchütterung des Wohlſtandes Frankfurts durch die demokratiſchen Beſtrebungen hindern wollen. Mit dieſem Vereine geht Hand in Hand der „Bürgerverein,“ während der „neue Bürgerverein“ und faſt das ganze Judenthum, obgleich die Juden allein durch die Märzrevolution gewonnen, indem ſie ihnen (wenigſtens hier) völlige Gleichſtellung brachte, zum Montagskränzchen halten. — Leider gibt es hier aber auch eine ultraconſervative Partei, welche ihre lezte Hoffnung auf fremde Einſprache, auf die preußiſchen Bajonette ſetzt. Der Himmel möge verhüten, daß dieſe Hoffnung ſich verwirklicht, denn wir haben des preußiſchen Einfluſſes ſchon übergenug. Was Deutſchland noth thut, fehlt jezt auch Frankfurt, die Eintracht.

Elberfeld, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Malvorfälle.

Am Montage fand dagegen die erſte eigentlich aufrühreriſche Publikation Seitens des in Permanenz ſitzenden „Landwehr-Comités“ ſtatt; es erſchien ein als Plakat gedruckter Aufruf zum bewaffneten Widerſtande gegen das „volksverrätheriſche Miniſterium Brandenburg-Manteuffel.“ Der immer wieder verkündigte Anmarſch der bewaffneten Macht wurde nun zur Wahrheit, indem am Mittwoch Mittags ein Bataillon Infanterie nebſt einer kleinen Abtheilung Uhlanen und zwei Geſchützen in die Stadt einrückten, oder vielmehr einſtweilen vor der Stadt bivouakirten. Die Aufregung ſtieg jezt zu einem hohen Grade. Von Seiten des Oberbürgermeiſters und verſchiedener Mitglieder des Gemeinderaths wurde das Erſuchen an den die Militärmacht begleitenden Regierungsbeamten geſtellt, die Truppen wieder zu entfernen, indem man geltend machte, daß die Bürgerwehr ſtark genug ſeyn würde, etwaigen Unordnungen und Exceſſen, wie ſie Montag Abends vorgekommen waren, zu ſteuern. Der Regierungscommiſſär ging jedoch auf dieſe Vorſtellungen nicht ein, und ſo erfolgte denn der Einzug der Truppen in die Stadt. Ein Verſuch, der vier Unterzeichner des obengedachten aufrühreriſchen Plakats habhaft zu werden, ſchlug fehl; die Truppen fanden die Landwehrmänner, etliche hundert Köpfe ſtark, zum Schutze ihrer Führer bereit und unter Waffen. Nach einigem fruchtloſen Parlamentiren zog ſich das Militär mit der Ermahnung zum Wegräumen einiger mittlerweile entſtandenen Barrikaden auf ſeinen Bivouac am katholiſchen Kirchplatze zurück, ohne ernſtlich eingeſchritten zu ſeyn. Statt die gedachten, aus halbfertigen bretternen Meßbuden gebauten erſten Barrikaden wegzuräumen, fanden ſich nun überall Hände, die neue dazu errichteten; in einer halben Stunde waren alle Straßen in der Nähe des neuen Markts, wo die Zuſammenkunft zwiſchen Militär und Landwehr ſtattgefunden hatte, geſperrt, aus einem nahe gelegenen Geſellſchaftslokale wurden ein halb Dutzend kleine Kanonen, die bisher nur an Königs-Geburtstagen zu loyalem Feſtedonner ihren Mund geöffnet hatten, hervorgeholt und mit Steinen geladen aufgeſtellt, Baſſermannſche Geſtalten wurden an allen Straßenecken ſichtbar, Bewaffnete ritten hin und her, — kurz, man rüſtete ſich zum ernſteſten Widerſtande und die Revolution in Duodezformat war fix und fertig. Gleichzeitig — es war mittlerweile etwa ſechs Uhr Abends geworden — ließ ſich in der Nähe des Rathhauſes ein lärmendes, krachendes und praſſelndes Getöſe vernehmen: das Volk hatte, in der Meinung der ſtädtiſche Oberbürgermeiſter ſey Schuld am Einzuge des Militärs, angefangen ſeine Zerſtörungsluſt am Wohnhauſe dieſes Beamten auszulaſſen, und dieſes Zerſtörungs- und Rachewerk wurde mit ſolch fanatiſchem Eifer betrieben, daß in Kurzem das ganze Gebäude thür- und fenſterlos daſtand und eine haushohe Barrikade aus den Trümmern der koſtbarſten Möbeln des in Angſt und Schrecken entflohenen Beſitzers ſich vor demſelben aufthürmte. Zugleich wurde das Arreſtlokal geſtürmt, und ſämmtliche Verbrecher, worunter eine große Anzahl Solinger, die wegen einer im März vorigen Jahrs verübten Fabrikzerſtörung eben vor den Aſſiſenhof geſtellt werden ſollten, wurden mit Jubelgebrüll aus ihrer Haft befreit und in die Reihen der Bewaffneten geſtellt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 211. Montag den 3. September 1849.

Ein jeder treib' es wie er kann,
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann.
Goethe.

Schwäbiſche Geſchichten.

(Fortſetzung.)

Der Beginn ſeiner Laufbahn war ein ſehr vielverſprechender geweſen, weil ſie, wie die ſo vieler großer Männer, zu allerunterſt angefangen hatte. Er war der Sohn eines armen Kupferſchmieds in U. Karl, Herzog zu Wirtemberg, bemerkte die wunderſchöne Singſtimme des Buben, als er zufällig durch die Stadt ritt. Aeußerſt begierig, jedes aufkeimende Talent in ſeiner Akademie zu hegen, welches Treibhaus damals in der Blüthe ſeines Gedeihens ſtand, nahm er den Knaben alsbald in die Anſtalt auf. Die Singſtimme bildete ſich mit der Entwicklung des Knaben nicht ſo glänzend aus als man gehofft, dagegen ſchien bei ihm Geſchmack und Talent für Malerei vorherrſchend zu ſeyn. Der Herzog, der ſich ſonſt faſt göttliche Rechte anmaßte, und wenn nicht die Herzen, ſo doch den Willen und die Gaben der Menſchen lenken wollte wie Waſſerbäche, ließ dießmal einen Menſchen ſeinen eigenen Weg gehen. Zuviel ſcheint er ſich nie vom Maler verſprochen zu haben, denn er verlor ihn aus dem Auge und that nichts dafür, ſein Talent durch Reiſen u. dgl. zu heben. — Der Maler hat auch die Akademie keineswegs als großer Künſtler verlaſſen; er hat ſich nicht einmal in Verſuchen höher als zum Porträt aufgeſchwungen, und es ſchien auch nicht, als ob er ſeine Kunſt für etwas anderes anſehe, als für einen recht anſtändigen Nahrungszweig. Seine Bilder haben aber faſt alle den Vorzug großer Treue. Aufs Idealiſiren ließ er ſich höchſt ſelten ein; ſeine Porträts ſind keine vergeiſtigte Wiedergeburt der Natur, wohl aber eine genaue Kopie derſelben, und die Warze auf der Naſe des Herrn Stadtſchreibers durfte ſo wenig wegbleiben als der kleine Anwuchs am Halſe der Frau Decanin, obgleich es dieſe ſehr übel vermerkte. Er war unermüdet fleißig, und da er ſehr wohlfeil malte und daneben ein angenehmer Hausgenoſſe war, ſo läßt ſich erklären, wie in jener ſparſamen Zeit ganze Generationen ſich durch ſeinen Pinſel verewigen ließen. Durch ganz Schwaben, das Land auf und ab, finden ſich in Zimmern oder Rumpelkammern noch Bilder, die ohne Malerzeichen unverkennbar den Stempel ſeiner Hand tragen.

Die Familie im Kloſter malte er in allen Formaten und Lebensaltern, rothwangige Kinder, Jungfrauen mit ſpindeldünner Taille, Papa und Mama. Die Großmutter wollte mit ihren Bildniſſen nie zufrieden ſeyn, ſie wäre gern hübſcher geweſen und hätte gern eine kleinere Naſe gehabt. Doch wie geſagt, Verſchönern war nicht des Malers Sache. Er behandelte die Rockknöpfe und Halskrauſen gerade mit derſelben Aufmerkſamkeit wie das „geſegnete Menſchenantlitz," und fühlte ſich noch geſchmeichelt, als die Magd bei einem ſeiner Porträts nichts zu bewundern wußte, als: „Ach wie ſind des Herrn Buchhalters Weſte ſo gut getroffen!" Für Schönheit hatte er aber doch ein lebendiges Auge und war ein großer Freund und platoniſcher Verehrer des ſchönen Geſchlechts. Unter ſeinen zahlreichen Freundinnen hatte er immer noch beſonders bevorzugte, die er mit Auszeichnung „meine Auguſte, meine Karoline" nannte; nie aber hörte man, daß ſeine Vorliebe auch in jungen Jahren den Grad einer ruhigen freundſchaftlichen Zuneigung

gitized by Google

überſchritten hätte. Dieſe ſeine Erwählten pflegte er dann auch unentgeltlich und ſogar in etwas idealer Geſtalt zu malen, etwa mit einem Blumenkranz, oder nach damaligem Zeitgeſchmack mit fliegenden Haaren an einem Altare ſtehend. Solche Bilder ſtehen auch wirklich in Auffaſſung und Ausführung ziemlich über ſeinen übrigen.

Ein läſtiger Gaſt wurde der Maler nie, obgleich er ein ſehr dauerhafter war. Ohne ſeiner Würde zu vergeben, machte er ſich nützlich durch allerlei kleine häusliche Dienſtleiſtungen, zu denen er eine geſchickte Hand hatte. Er malte nicht wie ein moderner Maler nur in einem abſonderlich zubereiteten Atelier, in dem er aufgeſucht werden muß. Was er bedurfte an Licht und Schatten, das war durch einen geſchloſſenen Fenſterladen, durch einen aufgezogenen Vorhang leicht hervorgebracht, und ſo zog er denn mit ſeiner Staffelei und ſeinem Korb in jedes Haus, wo er eben malte, und war den ganzen Tag über der Gaſt deſſelben. Dadurch trat er mit den Gegenſtänden ſeiner Darſtellung in ein recht vertrautes, gemüthliches Verhältniß, was gewiß viel zu dem natürlichen, hausbackenen Charakter ſeiner Bilder beitrug, die gar nicht expreß liebenswürdige oder ſchalkhafte Geſichter machen wie die Porträts in unſern Kunſtausſtellungen. — Alle, auch die mechaniſchen Vorrichtungen, die zu ſeiner Kunſt gehörten, vollbrachte er ſelbſt; im Hof grundirte er ſeine Leinwand, rieb ſelbſt ſeine Farben und brauchte ſo keine Art von Gehülfen.

Er war ein recht unterhaltender Geſellſchafter und widmete ſich unermüdet den Abendunterhaltungen im Familienkreis durch Vorleſen, durch Geſang — ſeine Stimme war immer noch ſchön — durch Theilnahme an dem damals im Schwange gehenden Pfänderſpiele. Hatte ihn die Karlsakademie nicht zum großen Manne gemacht, ſo hatte ſie ihm doch eine zugleich feine und gründliche Bildung mitgetheilt, ſo daß ſein Umgang wirklich von Werth für die Jugend war, zumal in einem Landſtädtchen, deſſen Schulunterricht ſich nicht weit über's buchſtabiren und dividiren erhob. Nur trug die gute Großmutter Sorge, ob er nicht den jungen Leuten etwas von den freigeiſtigen Anſichten mittheile, die er, wie ſo viele ſeiner Zeit, als nothwendiges Erforderniß ſeiner Bildung und als Zeichen eines guten Kopfes ſich angeeignet hatte. Sein im Grunde doch heimathloſes Leben, das ihm tiefere Erregungen ferne hielt, war es wohl auch, was das Glaubensbedürfniß in ſeiner Seele nicht recht zum Leben kommen ließ. — Dieſer Mangel an innerer Glaubens- und Lebenswärme ließ nun auch Raum in ſeiner Seele für einen ſtillen Trübſinn, der ihn bei der heiterſten Außenſeite mit zunehmenden Jahren beſchlich. Seine Sehkraft fing an abzunehmen, mit den Augen verfiel ſein einziges Unterhaltmittel, und für die Zukunft hatte er nie vorgeſorgt. Er hatte kein geniales Künſtlerleben geführt, nicht in einer tollen Champagnernacht lange Hungertage zu vergeſſen geſucht, aber ein anſtändiger Wohlſtand, ein gewiſſer Comfort in Nahrung und Kleidung war ihm Bedürfniß. Dabei hatte er eine freigebige Hand, ſowohl ein Scherflein der Armuth als auch ein Ehrengeſchenk der Freundſchaft zu bieten. Der Nothpfennig für die alten Tage fehlte ihm, und ſeinem ehrenhaften Sinn widerſtrebte es, ſich als unnützes Mitglied in der Geſellſchaft von fremder Milde erhalten zu laſſen. Ganz im Stille mochte ihn wohl auch ſchmerzlich das Bewußtſeyn erfüllen, daß er nur in dem Vorhof ſeiner herrlichen Kunſt ſtehen geblieben und nie in ihr Heiligthum eingedrungen war. — So ſah er bei kräftigem Körper mit den verdunkelten Augen in eine öde Zukunft. Zu der Höhe des Bewußtſeyns konnte er ſich nicht erheben, ſich als Kind des großen Vaterhauſes, als Diener des unendlich reichen Hausherrn zu fühlen, in deſſen Dienſt *keine* Hand müßig gehen darf, wenn wir nur zu verſtehen wiſſen, zu *welchem* Werke er uns wirbt.

(Fortſetzung folgt.)

Nach Genua.

(Fortſetzung.)

Endlich ſoll der Theil von Genua, welcher ſozuſagen in gleicher Linie mit der Oberfläche des Meeres liegt, gewiſſermaßen nur eine von zwei Häuſerreihen gebildete Straße ſeyn. Wenn man von einer *Hauptſtraße* ſpricht, iſt dieß richtig; man kommt aber, wenn man die „neue Straße“ verläßt und gegen den Hafen geht, durch ein Stadtviertel, welches ganz „zu ebener Erde“ liegt und ſehr intereſſant iſt, denn die Mehrzahl der Handwerker zweiter Klaſſe wohnt hier und der Matroſe findet in dieſen Duodezgäßchen alles was er wünſcht und braucht, und zuweilen ſelbſt noch mehr. Die ſchönſten Läden mit Goldarbeiten und künſtlichen Blumen ziehen ſich dieſem Häuſerchaos entlang; der Duft der Biſamcitrone wechſelt mit dem der Zwiebeln, des Knoblauchs und des Käſes; die Pappardeiten, welche hier gefertigt werden, gehen nach allen Theilen der Erde, und die Stiefeln ſind der Neid der Pariſer Bottiers. Kein Stutzer von Paris oder London verläßt Genua, ohne ſich ein Paar dieſer unnachahmlichen Stiefeln mitzunehmen, und man erzählte mir von einem Engländer, welcher jährlich nach Genua kam, lediglich um ſich von hieſigen Künſtlern beſtiefeln zu laſſen.

Digitized by Google

Doch hinaus auf das blaue Meer! Der Abend iſt köſtlich, die Wellen athmen ſanft, wie ſchlafende Kinder, die ſinkende Sonne malt ſich eine prachtvolle Abenddekoration mit Wolken aller Formen, mit Farben aller Art, und der Hafen wimmelt von Barken, die ihre bunten Segel ausſpannen, um die ſchöne Welt nach den Villen am Oſt- und Weſtgeſtade zu entführen. Lachen, Scherz und Frohſinn überall; eine ſüße Mädchenſtimme ruft den Freundinnen ihr Lebewohl „für acht Tage“ zu; die rauhe Baßſtimme eines Matroſen „braiet“ einen Kameraden um ein Primchen, das flugs in ſeine Backen wandert. Türken, Ruſſen, Engländer, Spanier, Portugieſen, Franzoſen, Amerikaner kommen von ihren Schiffen in die Stadt, eilen aus der Stadt auf ihre Schiffe. Man glaubt auf einem ſchwimmenden Jahrmarkte zu ſeyn. Hinaus auf das blaue Meer!

Die zwei Arme des Hafendammes, der alte und der neue Molo, ſind hinter uns; links und rechts wogen mächtige Schiffe — ein türkiſches, deſſen rothgekleidete Matroſen wie chineſiſche Drahtpuppen in dem Tauwerk hängen — eine ruſſiſche Dampffregatte, auf welcher eben die Mannſchaft „zuſammengepfiffen“ wird — eine engliſche Corvette, an deren Bord die Cholera zu herrſchen ſcheint, ſo menſchenleer iſt das Deck, ſo lautlos alle Räume. Die Wellen ſchlagen jezt ein wenig höher an; unſer kleines Boot tanzt wie eine Nußſchale über die tiefblaue Fluth dahin und unſere zwei Barcaroli ſind beeilt, das Segel einzuziehen, denn der Wind bläst friſch in den Hafen herein. Die italieniſchen Seeleute ſind entweder tollkühne Wagehälſe oder Hafenfüße. Unſere zwei Bootsmänner gehörten der leztern Klaſſe an, denn ſie führten bald eine Art Duett auf, um mich zur Rückkehr zu vermögen. Der eine wollte Zeichen eines herannahenden Gewitters gewahren, der andere glaubte, der ſtraffe Südwind könne zu einer guten Kühlte erwachſen; dem einen gefiel der niedrige Flug der Seevögel nicht, der andere wollte in einem fernen Segel eine Windwolke erblicken. Kurz, die beiden alten Burſche ergözten mich wider ihren Willen mit einer köſtlichen Stegreifkomödie, wie ich ſie lange nicht erlebt hatte. Vertragsmäßig hatte ich drei Stunden über das Boot zu ſchalten; wie Wind und Wellen gingen, konnte ich den Weg, zu welchem ich ſeewärts zwei Stunden brauchte, landwärts in einer zurücklegen; ich ließ mich daher durch die Angſt dieſer Seehelden nicht irre machen, und ſieh, wie die Sonne verſchwunden war, legte ſich der Wind und die See wurde allgemach ſpiegelglatt und ſtrahlte die Sterne wieder, wie ſie einzeln aus dem tiefen Blau des Aethers traten. In dem Dämmerlichte des Abends ſah Genua in der Ferne aus, als wäre es aus Kork geſchnitten, bis die Tauſende von Lichtern den Strand entlang auftauchten und mit dem wechſelnden Strahlenbüſchel der „Lanterna“ ihr zauberhaftes Spiel in dem leicht wogenden Waſſer begannen. War die Fahrt ſeewärts erregend, ſo bot die Rückkehr Gelegenheit zu einer kleinen Abkühlung, denn mit der einbrechenden Nacht warf ich mich in die Wellen, ließ mir vom Steuerer ein Tau geben und folgte dem Boote. — Und ſo hieß es von nun an faſt jeden Abend: hinaus auf das blaue Meer!

Früh am nächſten Morgen eilten wir von Genua Beſiz zu nehmen. Von der Lanterna bis nach St. Giacomo wurde das Aeußere der Kirchen, Paläſte und öffentlichen Plätze gemuſtert; dann ging es über die Karthauſe hinaus, hinüber nach St. Syro und über St. Angelo in die eigentliche Stadt zurück, ein Spaziergang, der, wenige Augenblicke der Raſt mitgerechnet, volle ſechs Stunden in Anſpruch nahm. Am ermüdendſten war das Niederſteigen durch die ſchmalen Gäßchen, welche ſich an manchen Orten im wahren Sinne des Wortes in die Stadt hinabſtürzen und bald auf Treppen, bald auf glattem Pflaſter in die Ebene führen. — Unten mag man Genua die superba, die ricca nennen; droben muß ſie die bella heißen, denn hier blicken die zierlichſten Wohnungen, von hübſchen, duftigen Gärten umgeben, niedliche Kirchen und Kapellen, reizende Klöſter, bald frei liegend, bald von geheimnißvollen Mauern umgeben, auf das prachtvollſte Gemälde nieder, das Natur und Kunſt je geſchaffen. Bei St. Maria di Loretto iſt eine kleine Oſterie mit einem von Weinlaub umrankten Balkone, wo man ſozuſagen im Gipfelpunkte aller Herrlichkeiten ſchwebt, welche die Oſt- und Weſtküſte umgürten, und ſo tief in die blaue See nach Süden blickt, daß man es einer etwas erregten Phantaſie faſt zu gut halten muß, wenn ſie in dem fernen Dunſtſchleier den Aetna rauchen ſieht, ſollte es ſich auch zulezt ergeben, daß es nur der Rauch des von Livorno kommenden Dampfſchiffes iſt.

Eine Stunde vor dem Kaffeehauſe des Theaters bietet mannigfache Unterhaltung und Belehrung dar. Die Genueſer und Turiner Zeitungen berichten alles Neue, was ſie berichten dürfen, während einzelne franzöſiſche Blätter zuweilen aus Verſehen auf dem Obercenſuramte liegen bleiben, das ganz aus politiſchen, ſittlichen und religiöſen Rückſichten zuſammengeſezt ſeyn ſoll; auch an belletriſtiſchen Blättern fehlt es nicht, ſo daß man ſtets eine reiche Auswahl zur Hand hat. Die vorüberziehende Straße iſt immer von Menſchen aller Art belebt. Kauf- und Handelsleute bilden die Mehrzahl.

(Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Maiverfälle.

Die Barrikaden mehrten ſich mit jeder Viertelſtunde, die Sturmglocken tönten fortwährend und die Zuzüge von Bewaffneten kamen von allen Seiten der Umgegend herbei. Zu einer friedlichen Ausgleichung war es nun zu ſpät und Alles harrte der Dinge, die da kommen ſollten, die Bewaffneten und Barrikadenmänner voll Kampfluſt, die Geldariſtokratie voll Angſt und Sorge, die ganze Bürgerſchaft in banger Aufregung. Endlich gegen halb neun Uhr rückte das Militär wieder vor; die erſte Barrikade wurde ohne Widerſtand genommen, oder eigentlich von den Soldaten umgeworfen, ohne Schuß und Hieb; bei der zweiten fielen ein paar Kanonenſchüſſe und Gewehrſalven, die von Seiten der Vertheidiger derſelben durch Büchſenſchüſſe erwiedert wurden, deren einer den Hauptmann von Attenhofen tödtlich traf, während auf der andern Seite einer der befreiten Solinger Gefangenen fiel und mehrere verwundet wurden. Damit war das „Haupttreffen" beendigt; es fielen noch einige Schüſſe von Seiten der Aufſtändiſchen, die Soldaten aber zogen ſich — warum, iſt eigentlich ein Räthſel, denn geſchlagen waren ſie nicht — in die Gegend der katholiſchen Kirche, von wo ſie hergekommen waren, zurück, verfolgt von den nachrückenden ſiegestrunkenen Inſurgenten. Das Sturmgeläute tönte die ganze Nacht ununterbrochen fort und zwiſchendurch hörte man immer einzelne Schüſſe; als der Morgen graute, waren die Truppen ſämmtlich verſchwunden, wie es hieß in Folge eines in Düſſeldorf ausgebrochenen Aufſtandes, oder, nach andern Nachrichten, um von daher Verſtärkung an ſich zu ziehen und ſodann zurückzukehren. Am Morgen gewährte die Stadt einen ſeltſamen Anblick: auf dem Rathhausdache ſpazierten Bewaffnete, pflanzten die ſchwarzrothgoldene Fahne auf und ſpähten durch Fernrohre nach der Gegend, woher die Rückkunft des Feindes erwartet wurde; an allen Straßenecken Barrikaden und Barrikadengeſichter; zerlumpte, fremdartige Geſtalten ſchlenderten ſieg- und branntweintrunken mit geladenem Gewehr und gezogenem Hahn durch die Straßen; auf der koſtbaren Barrikade vor dem Hauſe des Stadtoberhauptes flatterte gar eine rothe Fahne, zu der die damaſtenen Fenſtervorhänge ſeines Staatszimmers den Stoff hergegeben. Kein Beamter, kein Poliziſt ließ ſich blicken; die Stadt war in der That, wie eine bald darauf erſcheinende Proklamation des „Sicherheitsausſchuſſes" beſagte, in den Händen des „Volks." Die Conſtituirung dieſes Sicherheitsausſchuſſes, der „das Regiment der Stadt in die Hand nahm," ging am Vormittag früh vor ſich; zwei Mitglieder des oben erwähnten Landwehrcomités, Unterzeichner des Aufrufs vom Montag, bildeten denſelben in Verbindung mit ſechs bis ſieben Mitgliedern des politiſchen Clubs. Auf Veranlaſſung eines dieſer letztern, des Advokaten Dr. Höchſter, trat um zehn Uhr der Gemeinderath zuſammen und einigte ſich ſehr bald zu dem Beſchluſſe, den Sicherheitsausſchuß anzuerkennen, ihn durch vier Mitglieder aus ſeiner Mitte zu verſtärken und ſich ſodann vom Schauplatze zurückzuziehen. Dieſer Beſchluß des Gemeinderaths iſt ſeitdem von vielen Seiten heftig getadelt und auch von der Regierung zum Gegenſtande einer Unterſuchung gemacht worden; jeder Billige wird indeß zugeben, daß die „Väter der Stadt" in dieſer kritiſchen Lage kaum etwas anderes thun konnten, als die revolutionäre Behörde anzuerkennen und mit denjenigen Elementen aus ihrer Mitte zu verſtärken, die allein fähig waren, auf die nun plötzlich zur faktiſchen Herrſchaft gelangten Aufſtändiſchen einzuwirken. — Ueber die nun folgenden acht Barrikadentage, die den Bürgern Elberfelds ſehr lang geworden ſind, will ich kurz hinweggehen, um nicht gar zu viel Raum für ein „Ereigniß" in Anſpruch zu nehmen, das, wenn auch uns Wupperlandsſöhnen für ewige Zeiten denkwürdig, doch gegenüber den großen ſächſiſchen und ſüddeutſchen Ereigniſſen faſt nur eine komiſche Bedeutung haben kann. Die Herrſchaft des Ausſchuſſes, der übrigens die verſchiedenartigſten Elemente in ſich vereinigte, währte von Donnerſtag Morgens bis nächſten Mittwoch Abends, oder eigentlich bis zum Morgen vor Himmelfahrt. Am letztern Tage, gegen acht Uhr früh, waren ſämmtliche Barrikaden verſchwunden, ohne daß ein Pionier ſeine Axt oder ein Artilleriſt ſeinen Zwölfpfünder dagegen gerichtet hätte: ſie waren weggeräumt von den ſpualen Händen der „wohlgeſinnten" Bürger, nachdem in der vorherigen Nacht die fremden Bewaffneten unter Anführung des geweſenen viertägigen „Commandanten von Elberfeld," Herrn von Wirbach, ſammt und ſonders die Stadt verlaſſen hatten. Ob dieſer Abzug, der übrigens noch mit einer namhaften Summe Geldes erkauft werden mußte, theilweiſe die Folge des von Tag zu Tage contrerevolutionärer gewordenen Auftretens der Bürgerwehr oder lediglich die Folge der gewonnenen Ueberzeugung war, daß die Stadt gegen eine impoſante Militärmacht, die täglich näher heranrückte, nicht zu halten ſeyn würde, dieſe Frage will ich unentſchieden laſſen, wenn ſchon die tapfere Bürgerwehr gewiß der erſtern Anſicht ſeyn wird, wie wenigſtens das gewaltig kriegeriſche Gebahren einiger Helden aus ihren Reihen nach vorübergegangener Gefahr am Himmelfahrtsmorgen ſchließen ließ, als der nun machtlos gewordene Ausſchuß aufgelöst wurde. Der weſentlichſte offenkundige revolutionäre Akt des Sicherheitsausſchuſſes, deſſen Thätigkeit ſich im Ganzen auf die nöthigen Verwaltungsmaßregeln beſchränkte (die Leitung der Vertheidigungsanſtalten war ausſchließlich Sorge der Militärabtheilung deſſelben, die aus vier Perſonen beſtand), war ein am 14. Mai erſchienener Aufruf, der faſt wie ein letzter Noth- und Hülfeſchrei klang und bei deſſen Erſcheinen denn auch der letzte Akt des Dramas bereits nahe war. Dieſen revolutionären Aufruf nun erklären vier Mitglieder des Ausſchuſſes nicht unterzeichnet zu haben: wirklich fanden ſich auch in dem Originalmanuſcript deſſelben die Namen dieſer vier nicht mit Dinte, wie die der übrigen Mitglieder, ſondern mit Bleiſtift und anſcheinend von ein und derſelben Hand geſchrieben. Es erinnert dieß an die revolutionären Proklamationen, die der große Volksdichter Béranger zur Zeit der Julirevolution in Paris mit den Namen ſeiner zögernden Freunde unterzeichnete, indem er ausrief: „Gelingt es, ſo iſt die Ehre für euch, ſchlägt es fehl, ſo iſt der Tod für mich." Dort gelangs, hier ſchlugs fehl; wäre es auch hier gelungen, die Vier hätten wahrſcheinlich nicht proteſtirt; ſo raiſonnirt wenigſtens der „gutgeſinnte" Bürger über die Sache; was die Juſtiz dazu ſagen wird, ſteht einſtweilen noch dahin.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 212. Dienſtag den 4. September 1849.

Meer und Hafen und Volk, das tobende, feſſeln mein Auge;
Unter dem wilden Gewühl irr' ich betrachtend herum.

Waiblinger.

Nach Genua.

(Fortſetzung.)

Genua iſt ein großes Handelshaus, der reichſte Herzog findet es nicht unter ſeiner Würde, Handel zu treiben, wäre es auch nur mit einem Theile ſeines Palaſtes oder mit den Erzeugniſſen ſeiner Gärten. Man geht an dem Palaſt Carega vorüber; man ſieht das Portal offen; drinnen ſitzt eine Obſthändlerin mit ihrem Korbe voll der ſchönſten Aepfel; man tritt ein, ſieht ſich von Säulen, Statuen — alles von dem ſchönſten weißen Marmor — umgeben; die Ballustrade der Treppe, die Treppe ſelbſt iſt von Marmor; man geht hinauf; der Corridor iſt mit ſchönen Bildern tapezirt; hier muß ein Fürſt, ein Herzog wohnen. Man täuſcht ſich. Wenn die Etikette an dem Haupteingange in die Säle es nicht verriethe, daß hier ein Bankier wohnt, würde das Klingen und Klappern aller Geldſorten und das Aus- und Eintragen von Geldſäcken es verkünden.

Nach der Handelswelt iſt die Geiſtlichkeit am zahlreichſten auf der Straße vertreten: der Jeſuit in ſeinem weiten, faltenreichen, flatternden ſchwarzen Gewande, den Stolz des Weltbeherrſchers, und wenn er es nöthig findet, die Demuth des Bettlers im beweglichen Geſichte; der Kapuziner in ſeiner braunen Kutte, wohlwollend nach allen Seiten dem Volke zuwinkend; der Servit, heiter und lebensfroh, und trotz ſeiner nackten Füße mit Behaglichkeit und Anmuth durch die Volksmaſſe ſich drängend. Genueſerinnen von Stand ſieht man ſelten durch die Straßen wandeln, und da die Bürgerlichkeit dieſe Sitte nachahmt, ſtreift nur die gewerbthätige und dienſtthuende Klaſſe der Frauenwelt geſchäftig durch das Gewühl. Dieſe unterſcheidet ſich kaum von den Mädchen gleichen Berufs in andern großen Städten; jene macht ſich durch den Mezzaro kenntlich, der immer noch ſein Recht hier behauptet. Der Mezzaro iſt ein länglicher Shawl, welcher als Schleier dient. Der Stoff iſt von weißem oder farbigem Mouſſelin, von Zitz oder von feiner Leinwand, je nach dem Vermögen der Beſitzerin; er wird über den Kopf und um die Schultern und Arme geworfen, ſo daß er den ganzen Oberkörper bedeckt und nur das Geſicht frei läßt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Koketterie nicht verſäumt von dem Mezzaro den möglichſten Nutzen zu ziehen, wie er denn auch bei zärtlichen Verhältniſſen und heimlichen Ausgängen eine Rolle ſpielen ſoll, daher er vielleicht auch urſprünglich Mezzano (Kuppler) geheißen hat, denn Niemand weiß, was mezzaro bedeutet, was auch Benſadio ſagen mag.

Wer war dieſer Benſadio? Er war ein Gelehrter, Philoſoph und Grammatiker, wie man dieſe Leute im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert nannte, Lehrer des Griechiſchen und Lateiniſchen zu Genua, und der glücklichſte Menſch, der vielleicht je gelebt hat, denn er glaubte, er ſchreibe ein beſſeres Latein als Cicero und ſpreche das Griechiſche reiner als Demoſthenes. Begleiten Sie mich an das berühmte Thor des Molo. Alaſſi hat es gebaut und es iſt ein Muſter des zierlichen Styls; darüber befindet ſich eine vierzeilige lateiniſche Inſchrift, welche die Beſtimmung dieſes Thores — es ſollte die Stadt gegen feindliche Angriffe vom Meere her ſchützen — andeutet. Als der Held dieſer kleinen Anekdote über den Platz vor

Digitized by Google

dieſem Thore geführt wurde, um nichts mehr und nichts weniger als gehenkt und dann verbrannt zu werden, fielen ſeine Blicke auf dieſe Inſchrift; ſeine Wangen glühten, ſeine Augen leuchteten und begeiſtert rief er: „Mich mögt ihr morden; aber dieſes Denkmal wird bleiben und meinen Namen der Nachwelt überliefern!“ Der Mann mit ſeiner vierzeiligen Unſterblichkeitsverſicherung ſtarb des ſchmachvollen Todes, weil er einem ſeiner Schüler Unſittliches zugemuthet hatte.

Die Abendſeefahrt, dießmal in größerer Geſellſchaft, war höchſt angenehm geweſen; das Meer kräuſelte ſich kaum und die Nacht kühlte die Luft nur leicht ab. Alles deutete auf ein Gewitter, und es kam. Kurz vor Tagesanbruch weckte mich ein Getöſe, als ſollte die Welt untergehen. Ein Donnerſchlag folgte dem andern und der Widerhall der Berge hatte kaum Zeit die Schläge richtig zurückzugeben. Nachdem dieſer Lärm zehn Minuten angedauert hatte, brummte ein Kanonenſchuß drein — ein zweiter, und ſo fort bis zu ein-und-zwanzig. Neue Donnerſchläge; die Kanonen brüllen jezt näher — ein Schuß, ein zweiter, abermals bis ein-und-zwanzig, und dazwiſchen der Donner, die Blize, der praſſelnde Regen — es war ein wahrer Höllenlärm; in einer Schlacht, die unter Donner und Blitz geſchlagen wird, kann es nicht toller hergehen. Und dabei blieb alles ruhig in dem Hauſe, in den Wohnungen gegenüber; es war, als ſey dieß etwas täglich vorkommendes, als ſey es das Morgenſtändchen eines Liebhabers, das man nicht ſehr beachte. Die Kanonen ſchwiegen, aber zu dem erſten Gewitter geſellte ſich ein zweites und ein drittes. Sie heulten unmittelbar über der Stadt ihr ſchauderhaftes Terzett. Endlich kam der Tag. Die Gewitter zogen gemeinſchaftlich weiter; aber der Regen blieb, und welcher Regen! In Italien wird Alles leidenſchaftlich betrieben, und da will der Regen nicht zurückbleiben. In der That, es war etwas Raſendes, Verzweifeltes, Teufliſches in dieſer Heftigkeit, in dieſem Ungeſtüm, in dieſer Zorneswuth, mit welcher der Regen in ſenkrechten Linien niedertobte. Er kam nicht in Tropfen, ſondern in langen, dünnen, röhrenartigen Güſſen, und ſchoß mit einer Wuth auf Dächer und Straße, daß gewiß jeder einzelne Guß haushoch aufgeſprizt wäre, hätte er nur Platz dazu gefunden. Gegen Mittag erſt ließ dieſes Praſſeln ein wenig nach, und jezt hörten wir, daß vor Tag eine ruſſiſche Fregatte, ſalutirend und ſalutirt, eingelaufen ſey. Somit war der Kanonenlärm erklärt, welcher von der See gekommen und von dem Fort beantwortet worden war.

(Schluß folgt.)

Schwäbiſche Geſchichten.

(Fortſezung.)

In des Malers ſonſt ſo ruhiger Seele reifte ein Entſchluß, den Niemand bei dem heitern, gleichmüthigen Manne vermuthet hätte. Er beſchloß ſein Leben ſelbſt zu enden. Ganz im Stillen, anſcheinend mit vollkommener Seelenruhe, bereitete er die Ausführung des dunkeln Gedankens vor und brachte alle ſeine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung mit der ſkrupulöſen Pünktlichkeit, die lebenslänglich ein Charakterzug an ihm geweſen war. — Aber nie wurde wohl der eigenmächtige Beſchluß eines Menſchenwillens in ſo wunderbarer und trauriger Weiſe verhindert und befördert zugleich, als der Vorſatz des Malers.

Er war ſchon längere Zeit vom Hauſe des Großvaters fern geweſen, als eines Tags ſtatt des erwarteten Korbs ein Brief von ihm kam nebſt ſeiner goldenen Taſchenuhr. Neben ſonſt ganz gleichgültigem Inhalt des Briefes bat er den Großvater, die Uhr als Vergütung für ein kleines Darlehen anzunehmen. Der Großvater war ärgerlich und gekränkt über dieſes Verfahren eines Freundes, den er nie gemahnt habe; noch aber ſtieg keine Ahnung des wirklichen Grundes in ihm auf. — Wenige Tage nachher kam ihm die Kunde zu, daß in B. am Neckarufer eine faſt unkenntliche Leiche gefunden worden ſey. Jezt erſt ging ihm ein Licht auf über das Geſchick ſeines unglücklichen Freundes. Er eilte hin und erkannte die durch ſchwere Wunden und langes Liegen im Waſſer ſehr entſtellte Leiche weniger an den Zügen als an des Malers Lieblingsdoſe, die ſich noch bei ihm fand. Aber ein dunkles Räthſel ſchien auf dem Tode des Mannes zu liegen. Daß er beabſichtigt, ſich ſelbſt zu tödten, das ſtellte ſich durch tauſend kleine Umſtände ſeiner lezten Lebenstage unzweifelhaft heraus, und doch trug die Leiche Wunden, die eben ſo wenig durch ſeine eigene Hand, als durch das lange Umhertreiben des Körpers im Waſſer entſtanden ſeyn konnten. Woher nun dieſe? Der Maler war der friedfertigſte Menſch von der Welt geweſen; wer konnte ſeiner eigenen Hand auf ſolche Weiſe vorgegriffen haben?

Erſt einer Unterſuchung ſpäterer Jahre, die aus ganz andern Gründen geführt wurde, war es vorbehalten, dieſes Geheimniß an's Licht zu ziehen. — Es lebte in der Nähe von B. ein Wirth, der eine ſo wunderbare Aehnlichkeit mit dem Maler hatte, daß er oft mit ihm verwechſelt wurde, ſo wenig ſonſt Verwandtes war zwiſchen dem anſtändigen, geſitteten Maler und dem rohen, jähzornigen Wirth. Dieſer

hatte wenige Tage vor dem Ende des Malers mit ein paar Schiffern von H., gleichfalls rohen und wüſten Geſellen, einen heftigen Streit gehabt, der damit endete, daß er ſie zum Haus hinaus werfen ließ, worauf ſie ihm blutige Rache ſchworen. — Am Morgen des Tages, wo der Maler vor Sonnenaufgang hinaus ging, um ſich ſelbſt zu Grabe zu tragen, traf er am Neckarſtrand die Schiffer, die mit wilder Gier auf ihn, als den vermeinten Gegenſtand ihres blutigen Haſſes, losſtürzten. Ob ſie in ihrer Wuth nichts achteten, was ſie über ihren Irrthum hätte belehren können, ob der Maler, froh daß ihm die eigene That erſpart war, ſich ſelbſt enthielt ſie zu enttäuſchen, das weiß Niemand. So iſt dem friedlichen Künſtler ein dunkles und blutiges Ende geworden. Möge er einen milden Richter gefunden haben an dem, der Herzen und Nieren prüft und der nicht gewollt, daß ihn der eigene Schritt vor der Zeit zum Tode führen ſollte! — In der Familie des Kloſters ward ihm ein freundliches Andenken bewahrt, und in manchem ſchwäbiſchen Hauſe wird bei dieſem Umriß, der Wahrheit gibt, keine Dichtung, die Erinnerung an den gemüthlichen heimiſchen Künſtler wieder aufleben. Mir ſey vergönnt, mit ſeiner traurigen Geſchichte das Kloſter zu ſchließen und euch hineinſchauen zu laſſen in ein paar andere alte Häuſer von B.

Der Freihof.

Der Freihof war ein altes, hochgelegenes, ziemlich unanſehnliches, burgähnliches Gebäude, das nur weibliche Inſaßen hatte. Das Innere des Hauſes hatte aber für Alt und Jung einen eigenthümlichen Reiz, und beſonders für die Kinder war ein Gang zum Fräulein vom Freihof faſt ein eben ſo großes Feſt als eine Einladung zur Frau Fürſtin, von der ich ſpäter zu ſprechen habe. Eine ſeltſame, längſt verſchollene Welt ſchien ſich aufzuthun, wenn das hohe Hofthor geöffnet wurde von der uralten Dienerin, Kammerfrau, Geſellſchafterin und Haushofmeiſterin in Einer Perſon, die mit Hülfe einer jungen ſechzigjährigen Tochter das Hausweſen beſorgte und die Perſon des Fräuleins bediente. Zwei verhältnißmäßig gleich alte Hundeveteranen folgten dieſem auf allen Schritten.

Hier ſchien wie in Dornröschens Schloſſe durch einen Zauberſchlag die Zeit feſtgebannt worden zu ſeyn. Die Zimmer waren zierlich eingerichtet mit prächtig bemalten Hautelliſſetapeten, Tabourets, Cauſeuſen und all den alten Herrlichkeiten, welche erſt die Mode der lezten Jahre wieder zu Ehren gebracht hat. Daneben gab es noch allerlei merkwürdige Kunſtwerke, die den Kindern wie wahre Zaubereien erſcheinen, beſonders das kleine Bergwerk in einem Glaſe mit zahlloſen arbeitenden Bergmännchen, das durch laufenden Sand in Bewegung geſezt wurde. Herrlich war der Garten mit verſchnittenen Tarushecken, Springbrunnen mit Meerfräulein und kunſtreich verſchnörkelten Gängen und Blumenrabatten, wie ſie jezt ein Gärtner ſchwerlich mehr zu Stande brächte. — Inmitten dieſer alten Pracht ſchaltete und waltete das Fräulein, gleich ihrer Dienerin ganz unverändert in die Tracht ihrer Jugend gekleidet, mit hochfriſirten, gepuderten Haaren, Poſchen und Kontuſchen, Schönpflästerchen auf den geſchminkten Wangen, recht als wäre ſie leibhaftig aus dem Rahmen des lebensgroßen Bildes herausgetreten, das in ihrem Prunkzimmer hing.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

Aufhebung des Belagerungszuſtandes.

Der Belagerungszuſtand iſt aufgehoben, mit ihm die Feſſeln, welche auf der Preſſe laſteten, mit ihm die Beſchränkungen des freien Verſammlungsrechts. Und dennoch ſiehſt du an den Straßenecken keine dunkeln Menſchenhaufen, aus denen bange wie triumphirende Geſichter emporſchauen nach den Erzeugniſſen der fliegenden Literatur, die in allen Formen und Farben an den Mauern prangen und den für einen Schuft, einen Dieb erklären, der eine dieſer Anſprachen an die tugendhaften Mitbürger abriſſe; du hörſt nicht am frühen Morgen ſchon, während du noch zu Bett liegſt, zum Langſchläfer geworden durch den nächtlichen Patrouillendienſt als Bürgerwehrmann, von gellenden Stimmen die Ueberſchriften oder die Anfangsworte jener Blätter ausrufen, die dir vorſchreiben was du heute zu denken, zu glauben haſt in politiſchen Dingen, wie die Herrnhuter am Morgen ihre Loſung empfangen zur geiſtigen Beſchäftigung für den ganzen Tag. Du kannſt Abends deinen Spaziergang machen, die Linden auf und ab, vom Schloſſe bis zum Brandenburger Thore, ohne dem ſouverainen Lindenclub ausweichen zu müſſen, in welchem man ſo eben einige Beſchlüſſe faßt, die der verderblichen Politik des Miniſteriums eine andere, beſſere Richtung geben, die es nöthigen werden, wenn es ſtarrköpfig bleibt, einem andern Platz zu machen; dieſes wird alsdann die geheiligten Rechte derjenigen, die ſich ſo eben am Kreuzweg zuſammengefunden

Digitized by Google

und das Volk von Berlin und somit des ganzen Staates repräsentiren, besser achten als das vorige, und es werden in ihm wo möglich einer oder einige der Herren, die die Beschlüsse formulirten, ihre gebührende Stelle finden. Du kannst deinen Weg fortsetzen bis in den Thiergarten, bis unter die Zelte, und auch dort findest du keine Volksversammlung, die wieder andere, aber eben so erhabene Beschlüsse faßt, als du sie eine Viertelstunde vorher unter den Linden hören konntest. Das alles kannst du, und du brauchst dich nicht zu flüchten vor den fliegenden Buchhändlern, die dir mit frecher Zudringlichkeit ihre Waare in die Ohren schreien, daß du unwillkürlich die Hand erhebst, ihnen das ungewaschene Maul zu stopfen, das alles, ohnerachtet Vater Wrangel die Zahl derjenigen, die auf einer Stelle zusammenstehen dürfen, nicht mehr bestimmen, ohnerachtet er die freie Presse nicht mehr wrangeln darf, denn mit der Aufhebung des Belagerungszustandes ist auch Vater Wrangels Reich zu Ende, die octroyirte Verfassung wieder in Kraft, mit ihr die freie Presse, das freie Versammlungsrecht. Und dennoch fehlen die Plakate an den Ecken, die fliegenden Buchhändler, der Lindenclub, die Volksversammlungen unter den Zelten wie auf dem Exercirplatz vor dem Schönhauser Thore. — Sie fehlen, so sehr wir durch acht lange Monate nach diesen Segnungen geseufzt haben, sie fehlen, denn kurz vorher ehe der Ausnahmezustand seine Endschaft erreichte, erschienen zwei Gesetze, von denen das eine der Verbreitung der Ideen durch fliegende Blätter, an die Ecken, die Brunnen geheftet oder aus freier Hand verkauft, hemmend entgegentritt, das andere aber das freie Versammlungsrecht auf bedeckte Räume beschränkt, d. h. nur dann, wenn die Kammern versammelt sind. Daneben ist jedoch auch der jedesmaligen Residenz des Königs gedacht, und da diese bekanntlich in der jetzigen geschäftsvollen Zeit, wo Rücksprachen mit den Ministern fast täglich nöthig werden, sehr wechselnd ist, so hat es auch ohne die Parlamentssession seine Schwierigkeiten, gerade einen Tag zu finden, wo der König wirklich zwei Meilen von Berlin entfernt ist und eine Volksversammlung veranstaltet werden könnte, ohne daß die Polizeibehörde einen Vorwand hätte hemmend dazwischen zu treten. Und außer den genannten Verordnungen ist auch noch Vater Wrangel da, sitzt er auch nicht mehr im Schlosse, dessen Gitter jetzt wieder geöffnet sind, sondern ganz einfach in einem Privathause am Pariser Platz; aber er ist noch Oberbefehlshaber der Truppen in den Marken und Gouverneur von Berlin, und mit ihm sind Truppen da, und diese und nicht die Bürgerwehr würden denen gegenüberstehen, die gegen die Gesetze, die freilich octroyirt worden sind, die aber die Kammern hoffentlich bestätigen, wo nicht verschärfen werden, auftreten wollten. Darum ist's ruhig auf den Straßen und Plätzen und die Plakate, die angeschlagen werden, enthalten nur Aufforderungen, sich in Theatern und Gartenconzerten des Lebens zu freuen, oder sie fordern zum Besuch von Auktionen auf, oder sie verkünden gestohlene und verlorene Sachen und Kinder. Daß diese äußerliche Ruhe nur eine scheinbare, ist leicht denkbar. Es wird gegen die Maßregeln des Ministeriums agitirt und man macht kein Hehl daraus; daß diese Agitationen einen neuen Umsturz herbeiführen sollen, wird freilich nicht ausgesprochen, aber diese Consequenz ist leicht zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Elberfeld, August.

(Schluß.)

Die Maivorfälle.

Unter diesen vier mit Bleistift geschriebenen Namen ist auch derjenige Karl Heckers, eines Mannes der als Inhaber eines bedeutenden kaufmännischen Geschäfts und Vorsteher verschiedener öffentlichen Aemter stets allgemeine Achtung genoß, die er auch in jeder Beziehung verdient; er war unter den vier Ausschußmitgliedern, die durch die Wahl des Stadtraths dem revolutionären Collegium angereiht wurden. Als Abgeordneter zur ersten Kammer hat er es nöthig erachtet, mit einem Schriftchen über den Aufstand und seinen Antheil an demselben kürzlich hervorzutreten, das sich durch ruhige, männliche Haltung und klare Darstellung auszeichnet. Außer Hecker — der übrigens auch stets zu den Leitern des politischen Clubs gehörte — waren die bedeutendsten Mitglieder des Sicherheitsausschusses der Advokat Höchster, Assessor Niotte, Lehrer Körner und Staatsprokurator Heinzmann, die sämmtlich flüchtig und steckbrieflich verfolgt sind. Höchster ist ein schlauer Kopf und ein gewandter Redner; auch er war Mitglied des Gemeinderaths und als solcher der Geldaristokratie verhaßt, beim Volke beliebt, weil er mit Energie für eine gerechtere Steuervertheilung im Gemeinderathe gekämpft und sein Projekt auch theilweise durchgesetzt hatte. Von Ehrsucht und Eitelkeit war er indeß nicht frei genug, um als wirklich bedeutender Charakter dastehen zu können. An diesem Fehler litt auch Körner, übrigens ein geistig begabter und für alles Schöne und Große begeisterter, auch auf theologischem Felde als deutsch-katholischer Schriftsteller bekannter Mann, dessen krankhafte Exaltation in den Barrikadentagen wohl großentheils körperliche Ursachen hatte. Auch Niotte, eines der tüchtigsten und nobelsten Mitglieder des Ausschusses, unterlag den großen physischen und geistigen Anstrengungen, indem er schon am dritten Tage gefährlich erkrankte. In der Militärabtheilung des Ausschusses waren die bedeutendsten Pottmann und der oben genannte von Mirbach, ein Bruder des Düsseldorfer Oberregierungsraths gleichen Namens, früher Ingenieuroffizier im polnischen Insurrektionskriege, dann Bauamtmann in Griechenland und zuletzt Ingenieur bei der Eisenbahn in Dortmund. Dieser Mann, den der Ausschuß, wie es heißt auf den Rath des Exredakteurs der Neuen Rheinischen Zeitung, Friedrich Engels (der einige Tage anwesend war, später aber wegen communistischen Tendenzen vom Ausschuß ausgewiesen wurde), eigens hieher citirt hatte, um die militärische Oberleitung zu übernehmen, ist eigentlich beim ganzen Handel am übelsten gefahren; denn als er, wie oben erwähnt, nach drei bis viertägiger Führung der „Stadtcommandantur" mit seinen Bewaffneten abgezogen war, hatte er das Unglück, nebst einem Theile jener Schaaren, die sich gleich nach verschiedenen Seiten zerstreut hatten, von den kernpreußischen Bauern der Umgegend von Lennep eingefangen und auf das hiesige Rathhaus abgeliefert zu werden, wo er des Urtheilsspruches noch gewärtig harrt, während die übrigen Ausschußmitglieder, wie gesagt, glücklich entkamen. — Nach Sprengung des Ausschusses trat der Gemeinderath sofort wieder zusammen und übernahm die Leitung der städtischen Angelegenheiten; auch der seit acht Tagen ganz verschollen gewesene Oberbürgermeister fand sich wieder ein. Nach einigen Wochen wurde dieser jedoch von Seiten der Regierung vom Amte suspendirt und auch gegen ihn, wie gegen den Gemeinderath, der seiner Absetzung durch freiwillige Amtsniederlage zuvorkam, ist die Untersuchung eingeleitet worden. Daß die Stadt sogleich bei Ankunft des Militärs am zweiten Tage nach dem Ende der „Schreckenszeit" in Belagerungszustand erklärt wurde, versteht sich nach preußischen Begriffen von selbst; auch ist es sehr begreiflich, daß dieser Belagerungszustand bis auch den Wahlen verlängert ward. Seit einigen Tagen erst ist er wieder aufgehoben; um gerecht zu seyn muß man aber gestehen: „sein Joch war sanft und seine Last war leicht."

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 213. Mittwoch den 5. September 1849.

— Equivocation of the fiend,
That lies like truth.

Shakespeare.

Schwäbiſche Geſchichten.

(Fortſetzung.)

Die unvergängliche Schönheit der ſchlafenden Königstochter ſchien nun freilich dem Fräulein nicht verliehen zu ſeyn; ſie konnte ihre neunzig Jahre nicht verleugnen. Indeſſen trug ſie die Laſt ihres Alters leicht und trippelte auf ihren hohen Abſätzen noch flinker umher als das „Mädchen," wie die ſechs-und-ſechzigjährige Tochter der Kammerfrau von ihr und von dieſer genannt wurde.

Ihr Geſchick hatte in Wahrheit einige Aehnlichkeit mit dem des Dornröschens. Ihre Altersgenoſſin und Lebensgefährtin, die Kammerfrau, hat es der Großmutter einſtmals im Vertrauen erzählt, als dieſe das jugendlich ſchöne Bild des Fräuleins betrachtete, dem dieſes jezt noch auf ein Haar glich, die Schönheit abgerechnet. — „Sie werden ſich wundern," ſprach die Alte, „daß mein Fräulein, die noch ſchöner war als ihr Bildniß, und ſo reich dazu, ſich nicht verheirathet hat. Ich ſage Ihnen, Freier hat ſie gehabt mehr als Tage im Jahr, ſchöne darunter und vornehme und reiche, und Alle hat ſie fortgeſchickt. — Damit hat es aber ſeine eigene Bewandtniß, was Niemand weiß außer mir, und Ihnen will ich's ſagen. — Es iſt ich weiß nicht mehr wie lang her, ich war dazumal ungefähr fünfzehn und mein Fräulein ſechzehn Jahre alt, da hab' ich ſie nach dem Befehl der hochſeligen Frau Mutter auf einer Promenade begleitet. Wir waren weit ab vom Hauſe gekommen und die Dämmerung brach ſchon herein, da begegnete uns eine alte ſchwarze Zigeunerin, die als Wahrſagerin bekannt war. Mein Fräulein bekam auf einmal Luſt, ihre Zukunft zu erfahren, und ſtreckte der Alten die Hand hin zum Wahrſagen. Obgleich ſie etwas abſeits gingen, konnte ich doch die Worte gar wohl verſtehen: „Hüt' dich wohl, ſchönes Jungfräulein, einem geringen Freier zu folgen; kein anderer als ein Kaiſer wird dich heimführen. Laß dich das Warten nicht verdrießen, kommt er auch ſpät, ſo kommt er doch gewiß."

„Auf dem Heimweg war das Fräulein ſehr nachdenklich; ſie erzählte mir, wie dieſe Prophezeiung zuſammentreffe mit einem wunderbaren Traum, den ſie unlängſt gehabt; ſie verbot mir aber, irgend einer Seele ein Wörtlein von allem zu ſagen. Von Stund an zog ſie ſich ab von allen Mannsperſonen, die in ihres Herrn Vaters Haus kamen; keiner konnte ihr Herz bewegen, einen um den andern ließ ſie abfahren. Dabei war ſie aber nicht ſtolz und hoffärtig, ſondern freundlich und leutſelig gegen Jedermann, nur nicht gegen das Mannsvolk. Ein Jahr verging nach dem andern, ein Freier um den andern blieb weg, Papa und Mama drohten und baten, am Ende aber ſagten ſie nichts mehr. Ob das Fräulein ihnen ihr Herz geöffnet hat, weiß ich nicht. Zulezt ſtarben Vater und Mutter und das Fräulein blieb allein mit mir und meinem ſeligen Mann, dem Hausverwalter. Ihre ganze prächtige Ausſteuer und ein wunderſchönes Brautkleid nebſt Schmuck hat ſie verſchloſſen. Sie iſt aber allezeit getroſt geblieben, und jedes Jahr an ihrem Geburtstag ſagte ſie zu mir ganz ruhig: „Kommt er auch ſpät, ſo kommt er doch." Seit zwanzig Jahren aber ſagt ſie nichts mehr, und mir thut es doch oft weh, daß ſie all die ſchönen Herren ſo fortgeſchickt hat.

Digitized by Google

Wenn er jezt auch noch käme, ſo wäre es doch faſt zu ſpät; meinen Sie nicht auch?"

Das Fräulein konnte das Warten recht gründlich lernen, der Tod ſelbſt ſchien zu zögern, um dem hohen Freier Zeit zu laſſen — vergeblich. Am Ende hatten das Fräulein, ihre Kammerfrau, deren Tochter und die zwei Hunde zuſammen ein Alter von 320 Jahren erreicht; da war die Kammerfrau zum erſtenmal in ihrem Leben ſo keck, ihrer Herrin voranzugehen — in's Grab, und das Fräulein folgte ihr bald nach. — Armes Fräulein vom Freihof! Als nun die Tochter der Kammerfrau, „das Mädchen," mit zitternden Händen die acht-und-neunzigjährige Braut bekleidet hatte mit dem köſtlichen Brautgeſchmeide, noch würdig einer Kaiſersbraut, ſo alt und vergilbt es war, und als nun der Leichenkutſcher Kaiſer mit ſeinen lahmen Rappen die Anhöhe herauffuhr, dich heim zu führen in die enge Klauſe, da haben deine blaſſen Lippen ſich nicht mehr bewegt, nicht zum Lächeln, nicht zum Weinen, du haſt den Hohn des Schickſals nicht mehr gefühlt, der jene Weiſſagung auf ſo ſchnöde Weiſe in Erfüllung gehen ließ.

Armes Fräulein vom Freihof! Hätte der Tod nur noch dreißig Jahre gezögert, wer weiß ob ſich nicht noch der Befreier für die verzauberte Schöne gefunden hätte, wenn auch nicht ein Königsſohn, ſo doch vielleicht ein Fünftelskaiſer, der ſich der reichen Erbin erbarmt hätte, ſelbſt wenn ſie in Poſchen und Schönpflaſterchen aufgetreten wäre und von weitem ſchon nach der alten Ariſtokratie gerochen hätte. — Gutes Fräulein vom Freihof! ob du dein Schickſal und deine Beſtimmung auch mißverſtanden, du haſt in Ehren ausgehalten. Mit demüthigem Herzen haſt du geharrt auf deine ſtolze Zukunft, kein Wort der Klage kam auf deine Lippen, kein bitterer Gedanke in deine Seele. Von den Vorrechten des Herrſcherſtandes haſt du dir keines zum voraus angemaßt, außer das ſchönſte, die Erſte zu ſeyn im Segnen und Wohlthun. Mögeſt du würdig erfunden worden ſeyn einer edleren Krone als die, auf die du hienieden vergeblich gehofft!

Das fürſtliche Schloß.

Von Rechtswegen und der Rangordnung nach hätte ich unter den alten Häuſern von B. zuerſt das fürſtliche Schloß oder Schlößchen vorführen ſollen; aber die Familientraditionen des Kloſters haben gar zu heimathlich dahin gewinkt, und dann erfordert es ja bei manchem Aufzug das Ceremoniel, daß das Vornehmſte zulezt kommt.

Von dem Schloſſe iſt in architektoniſcher Beziehung nicht viel zu berichten; es hat weder die anmuthige Eleganz neuer, noch die feierliche Pracht oder den mährchenhaften Zauber alter Schlöſſer. Nur die hohen Kaſtanien, die ſchattigen Gänge des Schloßgartens ſind von einem poetiſchen Hauch durchweht. Es zeigt ſo eine Art von Zopfſtyl, obwohl ſeine Erbauung eigentlich noch vor die Zopfperiode fällt. Auch die hiſtoriſchen Notizen über ſeine Erbauer und Bewohner will ich vaterländiſchen Chroniſten überlaſſen. Zur Zeit, aus der meine Bilder genommen ſind, war es Wittwenſiz und bewohnt von der Frau Fürſtin, dem Mittelpunkte, der Sonne des Städtchens. — Eine müde Sonne war es nun freilich, nahe am Untergehen; gerade darum aber ließ ſich's leichter hineinſchauen, und kein Auge konnte geblendet, keines verlezt werden von dem höchſt beſcheidenen Glanze, der ſie umgab.

Das Leben dieſer Frau gehört der Geſchichte Schwabens an, und ihre romantiſche Jugendgeſchichte iſt ſchon vielfach zum Thema für Dichter und Schriftſteller geworden, darum möge ſie hier ruhen. — Sie hatte den Glanz ihrer frühern Jahre theuer erkauft mit ſchweren innern Kämpfen und — mit Vaterfluch. — Ihr Vater war ein alter, ehrenfeſter Edelmann, dem in ſehr geſunkenen Verhältniſſen ſeine ritterliche Ehre der lezte Schild und Troſt war. Er hatte es für keinen Flecken dieſer Ritterehre gehalten, ſeine Tochter, als Opfer dieſer Verhältniſſe, in blühender Jugend einem rohen Gatten hinzugeben; aber daß ſie gewagt, ſelbſt ihre Bande zu löſen, daß ſie die Freundin ihres Fürſten geworden, noch ehe ſie ſeine Gemahlin ward vor Gott und Welt — das konnte er ihr bis in ſeinen Tod nicht vergeben. Erſt nach dieſem war es ihrer Mutter vergönnt, ihr geliebtes Kind zu beſuchen, und auch ſie hatte ſolches Grauen vor dem Weg, auf dem ihre Tochter zu dieſer Höhe geſtiegen war, daß ſie nie mit den Titeln von ihr ſprach, die ihr nun mit Recht zuſtanden, nie von den Vorrechten ihres hohen Standes, der fürſtlichen Equipage u. dgl. Gebrauch machte. Sie kam nie anders als in einer einfachen Miethkutſche zu ihrer Tochter, ſo daß einmal der Kutſcher, als der Herzog mit glänzendem Gefolge an ihm vorüberritt, dieſem zutraulich zurief: „Eur' Durchlaucht, d'Schwieger hab' ich geſtern gut heimbracht."

(Fortſezung folgt.)

Nach Genua.

(Schluß.)

Das Waſſer ſtrömte den ganzen Tag vom Himmel und von den Bergen, ſo daß unſere heutigen Kirchengänge eben nicht ſehr behaglich waren. Die nahe Annunciata wird ſo eben neu vergoldet, denn ich wüßte nicht, wie man dieſe Ueberladung mit Goldzierrathen, die das Auge blenden, aber nicht anziehen, anders nennen ſollte. Da dieſe Kirche von armen

Digitized by Google

Servitenmönchen bedient wird, deren Kloſter zehn Schritte von „den Prinzen“ liegt, wollte ich wiſſen, wer das Geld zu dieſer verſchwenderiſchen Pracht hergebe. Unſer Führer lächelte mitleidig über eine ſo naive Frage. „Man ſammelt!“ ſagte er kurz ab. Dann ſezte er hinzu: „Dieſe Kirche ſteht übrigens unter dem beſondern Schuze einer reichen Familie, der Lomellini, und wenn die Doria Panfili die h. Geiſtkirche neu ſchmücken laſſen, kommt es den Lomellini auf hunderttauſend Lire nicht an, ihre Kirche noch ſchöner ausſtatten zu laſſen. Ich will übrigens den Herrn ſagen, wie man hier zu Lande Kirchen baut und ausſchmückt. Bei Nervi ſollte auf einer ſchönen Höhe eine Kirche gebaut werden. Plan und Riſſe wurden umſonſt geliefert; man begann zu ſammeln, und als man 3000 Lire beiſammen hatte, wurde der Bau begonnen. Jezt iſt die Kirche fertig, koſtet gegen zweimalhunderttauſend Lire, die innere Ausſchmückung gar nicht gerechnet, und man iſt keinen Heller ſchuldig. Gebt den Geiſtlichen Erlaubniß, eine Kirche zu bauen, und ſie ſchaffen das Geld herbei, und wenn ſie es aus der Tiefe des Meeres holen ſollten.“ — Wenn die h. Annunciata die geſchmückteſte Kirche in Genua iſt, ſo iſt die von Carignan die einfachſte und ſchönſte. Die ſechs Altarblätter in der leztern Kirche, ſämmtlich Werke berühmter Meiſter, ſind mir lieber als die ganze Gold- und Farbenpracht, welche über die Annunciata ausgeſchüttet worden.

Von den geſelligen Zuſtänden Genuas brauche ich jezt nicht mehr zu ſprechen, da ſie zu viel Aehnlichkeit mit denen unſerer größern Städte haben. Die Armuth ſteigt mit der Nahrungsloſigkeit und der Reichthum, welchen Jahrhunderte hier angehäuft, muß, wenn auch langſam, verſiegen. Die alte Strebſamkeit und Thätigkeit der Genueſen iſt erlahmt; Politik, Muſik, Vergnügungen jeder Art werden beſprochen; von großartigen Handelsunternehmungen iſt kaum die Rede. Vielleicht hatte ein geiſtreicher Amerikaner nicht ganz unrecht, als er im Laufe der Unterhaltung über dieſen Gegenſtand bemerkte, Italien erhalte für ſeine Landsleute, ſo wie für den Engländer dadurch einen doppelten Reiz, daß der Charakterzug der angelſächſiſchen Race, das Jagen nach Reichthum, hier nicht hervortrete; man genieße hier das Erworbene, in Amerika ſey der Erwerb der einzige Genuß. — Die Stände trennen ſich hier noch ſchroffer als bei uns. Die Frau Conſulin, welcher ich durch eine Freundin empfohlen war, fragt nach meinen Bekanntſchaften in Genua; ich nenne ihr die Namen zweier reichen Kaufherrn: ſie kennt ſie nicht. Die Frauen dieſer Herrn kennen die eines Advokaten nicht, und die Frau Advokatin hat den Namen eines Buchhändlers nie gehört, deſſen Frau an Bildung weit über all den genannten Damen ſteht. Von gefährlicheren Folgen ſind die Spaltungen, welche die Politik in dem Lande, in der Stadt, in den Familien, in den Häuſern hervorruft. Mit einer bei uns ganz unbekannten Leidenſchaftlichkeit, die jeden Augenblick zu Dolch und Gift ihre Zuflucht nehmen zu wollen ſcheint, macht jeder und jede ſeine und ihre Anſicht geltend. Hier ſoll Genuas Glück davon abhängen, daß es wieder ein Freiſtaat werde; Sardinien, Italien überhaupt ſind nichts, Genua iſt Alles. Dort iſt Genua ohne Sardinien nichts; das Glück zur See iſt erſchöpft, man muß zum Handel über Land ſeine Zuflucht nehmen, und dieſer findet nur Schuz durch Feſthalten an Sardinien. Hier trennt man Norditalien von Süditalien; dort ſtreitet man für ein großes Italien unter dem Schirme des Papſtes; hier will man den Föderalismus, dort die Republik; und überall, wo man dieſe Fragen verhandelt, geſchieht es mit einer Leidenſchaft, mit einer Haſt, daß man glaubt, die Sache müſſe in der Minute abgethan werden, um Mord und Todtſchlag in dem Saale zu verhüten. Dieß alles ſind, mit Petrarca zu reden, venti contrarj alla vita serena. Mit innerem Hader, mit Dolch und Gift, mit Intriguen und Verſchwörungen ſchmiedet ein Volk ſich neue Ketten, ſtatt die alten zu brechen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Auguſt.

Die Hochſchule.

Als ich auf meiner Herreiſe nach der Schweiz vor einem Monate durch eine bayeriſche Univerſitätsſtadt kam, wurde ich von einem Freunde gefragt, ob noch eine Univerſität Bern exiſtire, und noch dazu von einem, der mehrere Jahre lang an einer andern ſchweizeriſchen Hochſchule gelehrt hatte. Wenn er im nahen Bayern keine Kunde davon hatte, wie ſollte ich, aus dem fernen Norden kommend ihm Auskunft geben? — Jezt an Ort und Stelle angelangt, iſt es mir, aber nur mit Mühe, gelungen, auf jene Frage Antwort geben zu können. Eine Univerſität Bern exiſtirt allerdings noch, aber nur als

Digitized by Google

Ruine, die man zerfallen läßt, ohne ſie zu renoviren, d. h. man läßt die Lehrer fortziehen oder ausſterben, ohne die Lehrſtühle neu zu beſetzen. Am meiſten iſt dieß der Fall mit der theologiſchen Fakultät, über die beſonders jener Freund Auskunft zu haben wünſchte. Nachdem Profeſſor Hundeshagen, der Verfaſſer des „Proteſtantismus," eines Buches, deſſen Anſchauung durch die Geſchichte des lezten Jahres leider ſich nur als zu wahr erwieſen, einem Rufe nach Heidelberg gefolgt, nachdem Profeſſor Schneckenburger, der ſcharfe Kritiker und ſcharfſinnige Gelehrte, durch einen plözlichen Tod mitten aus umfaſſenden literariſchen Arbeiten weggerafft worden, verließ jezt auch der, vor kaum zwei Jahren aus Tübingen hierher berufene Profeſſor Zeller die hieſige Hochſchule, um einem Rufe nach Marburg Folge zu leiſten. Bekannt iſt, wie die Berufung dieſes Hegel'ſchen Theologen an die hieſige Hochſchule eine ganz ähnliche Wendung zu nehmen drohte, wie vor Jahren die Berufung des berühmten Strauß nach Zürich. Die Gläubigen und namentlich das Landvolk proteſtirten ſo energiſch und zahlreich gegen den ungläubigen Profeſſor, daß ſich die Regenten auf ihren Seſſeln nicht mehr ganz ſicher fühlten. Indeß ſaßen ſie feſt und der Sturm ging glücklich vorüber. Die Radikalen erwarteten nun von dem ſiegreich einziehenden Theologen im Philoſophenmantel, daß er wie ein „ſcharfer Biswind" die Nebel des Pfaffenthums und Jeſuitismus in kürzeſter Friſt in der ganzen Schweiz zerſtreuen würde. Aber wie es ſo oft geht, man hatte ſich gegenſeitig getäuſcht, der Philoſoph in den Radikalen, und die Radikalen in dem Philoſophen. Zwei Jahre ſpäter, und dieſelben Blätter, die dem Einziehenden Weihrauch geſtreut, rufen dem Abziehenden nach, daß er ſich ſo betragen, „wie man es nur von einem Pfaffen hätte erwarten können." Nur einige Studenten der Theologie votirten ihm eine Abſchiedsadreſſe, worin ſie ihm mit einigen wohlfeilen Redensarten — „eben ſo frei von Aberglauben als Unglauben" und dergl. — Dank und Anerkennung zollen. Ich denke, keiner der beiden ſich trennenden Theile wird ſich ſehr über den Abſchied grämen. Die Schweiz iſt kein Boden für philoſophiſche Spekulanten, ſo wenig als für politiſche, am allerwenigſten für „Hegel'ſche Weltanſchauung." Die Schweizer und namentlich die Berner ſehen lieber zu, wie die ſehnigten Küher, die Emmen- und Simmenthaler, auf der kleinen Schanze ihre Wettkämpfe aufführen, als daß ſie dem ſeltſamen Schauſpiele ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten, wie zwei Hegel'ſche Kategorien, zwei Beſtien gleich, ſich ſo lange gegenſeitig bekämpfen, bis die eine ſich in die andere gänzlich hineingefreſſen, oder ohne Bild zu reden, beide in einer höhern Einheit aufgehoben ſind. Sie verſteigen ſich lieber in ihre Berge, als in die ſchwindelnden Höhen Hegel'ſcher Dialektik. Dieſe Erfahrung wird auch Profeſſor Zeller mit nach Deutſchland zurücknehmen. Ueberhaupt ſteht die Berneriſche Hochſchule nicht auf dem höchſten Gipfel intellektueller Bildung, ſo daß man füglich das Hoch vor der Schule ſtreichen könnte.

(Fortſezung folgt.)

Berlin, Auguſt.

(Fortſezung.)

Neue demokratiſche Bewegungen.

Was die Demokratie öffentlich werden läßt von ihrer mit Geſchick und Nachdruck geleiteten Organiſation, die Operationen, die mit oder ohne ihren Willen zu Tage kommen, laſſen das Schlimmſte beſorgen; und doch ſind das nur die oben auflegenden Fäden des Netzes, das über Deutſchland, wo nicht dem Continent ausgeſpannt iſt und ſeine Anknüpfungspunkte in dem glücklichen England ſucht, und wahrſcheinlich bereits gefunden hat. — Hier bei uns hat die Demokratie vorläufig ihren Namen gewechſelt; der Name war etwas anrüchig geworden: ſie nennt ſich jezt Volkspartei. Dieſer nom de guerre iſt ein ſo vieldeutiger, daß durch ihn auch ſolche ſich täuſchen laſſen und ſich jener zuwenden, die vor dem Namen Demokratie zurückſchrecken würden. Sind ſie aber einmal in dieſen Zauberkreis gerathen, ſo hält es ſchwer, ihm wieder zu entfliehen; ſie müſſen bleiben, denn ſie haben ſich denjenigen verdächtig gemacht, denen ſie bisher angehörten oder denen ſich anzuſchließen ihr eigentlicher Wille war, und es iſt bekannt, daß Renegaten immer die heftigſten, am meiſten zu fürchtenden Kämpen für die Sache werden, zu der ſie übergegangen ſind. Die Volkspartei hat in jedem Stadtbezirk Vereine gegründet, als deren einziger oſtenſibler Zweck die Wiederherſtellung des allgemeinen Wahlrechts auf geſetzlichem Wege ausgeſprochen iſt. Durch die große Anzahl der vorſchriftsmäßig angemeldeten Vereine wird zugleich der Zweck nicht nur verfolgt, ſondern er dürfte bereits erreicht ſeyn, die Polizei zu ermüden, und ſo die Ueberwachung illuſoriſch zu machen. Es beſtehen an 150 bis 200 dergleichen angemeldete Vereine. Täglich verſammeln ſich 20 bis 30 derſelben; es iſt leicht erſichtlich, daß kaum die materiellen, viel weniger die intelligenten Kräfte der Polizei ausreichen können, ſie ſämmtlich, wie es nothwendig wäre, zu beſuchen. Es muß vorkommen, daß einzelne Vereine gar nicht oder durch ſolche Beamte beſchickt werden, denen es ſchwer werden würde, ein vollgültiges Referat über das, was am Abend verhandelt worden, zu liefern, und darum möchten häufig noch andere Dinge zur Sprache kommen als die geſetzliche Agitation für die Wiederherſtellung des allgemeinen Wahlrechts. — Wofür ferner gearbeitet wird, immer auf geſetzlichem Wege, iſt die Wiederherſtellung der Bürgerwehr. So lange die Bürgerwehr nicht wieder allein die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten hat, ſo lange das Militär noch in Berlin iſt, ſo lange iſt der Belagerungszuſtand nicht aufgehoben, meinen ſie, und ſie haben Recht. Die Bürgerwehr wiederhergeſtellt, ihr den Schutz der Geſetze in die Hand gegeben, und wir haben die Geſetzloſigkeit wieder und in ihrem Gefolge alle die Ergötzlichkeiten, die ich oben angedeutet. Die Bürgerwehr iſt unmöglich geworden, eben ſo wie das Geſetz, durch welches ſie eingerichtet wurde, nachdem ſie bereits fünf Monate beſtanden hatte. Daß die Volkspartei ſich an dieſes klammert, auf dieſes ſich ſtützend die Reorganiſation dieſer Waffe fordert, iſt folgerichtig; ſie iſt berechtigt dazu, und dringt ſie durch, ſo erhalten beinahe ſo viel in ihrem Sinne wohlgeſinnte Männer, als die neuberufene Wehrmannſchaft Köpfe zählen wird, Waffen, das Recht dieſe zu tragen — und ſich ihrer zu bedienen zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung. Es kommt gar nicht darauf an, wer die öffentliche Ordnung angreift. Die öffentliche Ordnung kann auch durch die Maßnahmen einer volksfeindlichen Regierung geſtört werden. — Endlich arbeitet die Volkspartei daran, einen Fehler wieder gut zu machen. Sie hat eingeſehen, daß ſie einen Fehler begangen hat, als ſie noch Demokratie hieß und die Nichtbetheiligung an den Wahlen beſchloß und durchführte; ſie will dieſen Fehler wieder gut machen bei den Wahlen, aus denen die Repräſentanten des preußiſchen Volkes im Volkshauſe des einigen deutſchen hervorgehen werden. An Motiven, die jezt den Urwählern zur Pflicht machen werden zu wählen auch bei dem Cenſus, der hier ebenfalls zur Geltung gelangen wird, dürfte es nicht fehlen. Den vielgewandten Führern werden ſie zu Gebote ſtehen zu dem „Für," wie ſie ſolche in Bereitſchaft hatten, um das „Wider" zu beſchönigen. Und es wird ihnen Folge geleiſtet werden, denn ſie ſind ſtrenge Gebieter und der Schrecken iſt mit ihnen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 214. Donnerſtag den 6. September 1849.

Wie in der Sprache in den Wochentagen die alten Götternamen unvertilgbar dauerten, ſchloſſen an dergleichen Wörter leiſe und unvermerkt ſich auch noch fortgepflanzte Gewohnheiten.

Jakob Grimm.
Deutſche Mythologie.

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(ſ. Nr. 202—206.)

4:

Eine genauere Erforſchung der in Norddeutſchland herrſchenden uralten Gebräuche wird immer mehr die Anſicht beſtätigen, daß ein großer Theil derſelben aus dem Heidenthum ſtammt, ohne daß die heutigen Bewohner eine Ahnung davon haben. Dahin gehört z. B. die Sitte, die noch jezt bei den Germanen im Fürſtenthum Lüneburg herrſcht, die Hochzeiten am Freitage, dem der Liebesgöttin Freya geheiligten Tage, zu feiern. Gleicherweiſe wird im Wendlande zu dieſer Feſtlichkeit niemals der Donnerſtag gewählt, weil derſelbe dem ſchwarzen, d. h. böſen Gotte Czernebog geweiht war. Daß das Heidenthum ſich einſt im ganzen Norden lange neben dem Chriſtenthum erhalten haben muß, darf man nach den neueſten Forſchungen wohl als erwieſen anſehen. Behauptete doch noch vor etwa fünfzehn Jahren eine alte achtzigjährige Bäuerin in einem kleinen Dorfe am Nordweſtrande der Lüneburger Heide, als Mädchen von ſechs Jahren von ihrem Urgroßvater gehört zu haben, daß er es ſich aus ſeiner Kindheit noch deutlich zu erinnern wiſſe, wie ſein alter Großvater Sonntags nie in die Kirche, ſondern in den Wald gegangen ſey und dort unter einer alten Eiche zu ſeinem Gott gebetet habe. Auch ſeyen die Leute des Dorfs ungern zu ihnen gekommen und haben ihren Hof nur den „Heidenhof" genannt. Mag man davon halten was man will, auffallend iſt wenigſtens, daß noch vor wenigen Jahren allerlei dunkles Gerede von dem Hofe ging und daß gerade in der Nähe dieſes Dorfes bei Urbarmachung der Heide und bei Anlegung neuer Straßen eine große Anzahl uralter heidniſcher Waffen, Schmuckſachen, Todtenurnen u. dgl. gefunden wurde.

Charakteriſtiſche, aus dem Alterthum ſtammende Gebräuche finden ſich nur auf dem Lande; was in den Städten in dieſer Hinſicht vorkommt, iſt faſt bedeutungslos zu nennen. Bei den Germanen ſind die eigenthümlichen Gebräuche leider mehr und mehr im Verſchwinden begriffen und nur bei einzelnen Feſtlichkeiten treten überraſchende Erſcheinungen hervor; die Wenden verleugnen auch in dieſer Beziehung ihren Charakter nicht; ihre Gebräuche ſind bei weitem zahlreicher und zum Theil höchſt merkwürdig.

Bei den Germanen verdienen beſonders die Hochzeits- und Begräbnißfeierlichkeiten hervorgehoben zu werden, da dieſelben nicht nur an und für ſich von Intereſſe ſind, ſondern auch eine auffallende Aehnlichkeit mit den in der Ober- und Niederlauſitz üblichen haben. — Der Verlauf einer großen germaniſchen Bauernhochzeit iſt folgender. Nachdem der Tag, an welchem die kirchliche Einſegnung ſtattfinden ſoll, anberaumt worden iſt, ergeht an ſämmtliche Verwandte, Freunde und Nachbarn eine feierliche Einladung. Dieſe überbringt der Hochzeitbitter, deſſen Ausrüſtung faſt ganz ſo wie die des Braska in der Lauſitz iſt. Die Braut ſchmückt ihm den Hut mit blanken Geldſtücken, Blumen und bunten Bändern, welch leztere tief über den Rücken fallen und luſtig im Winde flattern. Der große ſchwere Stock iſt gleichfalls mit bunten Bändern geziert und auf der Bruſt prangt ein rieſiger Blumenſtrauß. Die Einladungsworte ſind ſtets in Reime gebracht und werden von dem Hochzeitbitter mit

Digitized by Google

äußerſt feierlicher Miene hergeſagt, indem er dabei wie ein Perpendikel vor den Einzuladenden auf und ab wandelt, die mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit lauſchen, um keine Sylbe von der Beſchreibung der Hochzeitherrlichkeiten zu verlieren, die ihrer harren. Tag und Stunde der Trauung, Anfang und Ende der Feſtlichkeiten ſind im lezten Verſe des Einladungscarmens genau angegeben; die Bitte um gefällige Antwort bildet den Schlußſtein des Ganzen. Daß der ſo viel Glück und Wonne verheißende Hochzeitbitter für die Strapazen des Deklamirens und Ambulirens von den Eingeladenen reichlich mit Speiſe und Trank erquickt wird, läßt ſich erwarten, und ſehr häufig geſchieht es, daß der gute Burſche ſchon bei dem ſechsten Auftreten höchſt wein- und branntweinſelig dreinſchaut und ſich mit ſeinem bebänderten Heroldsſtabe nach Kräften auf der geraden Linie zu erhalten ſucht.

Am Tage der kirchlichen Einſegnung verſammeln ſich die nächſten Verwandten und Freunde nebſt den hochzeitlichen Würdenträgern im Hauſe des Brautpaars, um mit dieſem in feierlichem Zuge zum Pfarrdorf zu fahren. Braut und Bräutigam nebſt Hochzeitbitter, Brautführer und Brautjungfer werden jubelnd auf den erſten Wagen gehoben, die Uebrigen ſteigen ſingend und trinkend auf die folgenden, und fort geht's, daß die Mähnen der Pferde im Winde flattern. Unterwegs wird gelacht und gezecht und gejauchzt, daß alle Leute in den Dörfern zu Fenſter und Thür kommen, und jedem guten Freunde, der ſich blicken läßt, ein tüchtiger Schluck zugetrunken. Im Kirchdorfe trennt man ſich für kurze Zeit. Die Männer gehen in das Wirthshaus oder zu Verwandten und Freunden, die Braut aber begibt ſich mit ihren Begleiterinnen zum Pfarrhauſe, wo ihr der Kranz aufgeſezt wird. Dieſer beſteht in einem vier bis ſechs Zoll hohen Flechtwerk von künſtlichen Blumen und Blättern, blitzenden Glaskorallen und Gold- und Silberperlen, welches reichlich mit ſogenannten „Cantillen" und „Knittergold" verſehen iſt. Da wo der Kranz den Hinterkopf berührt, ſind ſechs bis acht lange bunte Bänder neben einander befeſtigt, welche wie bei dem Hochzeitbitter faſt bis zur Erde herabfallen. Die übrige Kleidung der Braut entſpricht, was Zuſammenſtellung und Schnitt betrifft, der oben beſchriebenen Feſttagskleidung des weiblichen Geſchlechts, nur daß Rock und Mieder ſtets von ſchwarzer Farbe ſind; das Buſentuch iſt gemeiniglich weiß. Die Brautjungfern dagegen tragen durchaus helle Farben; ſie ſind ebenfalls mit bunten Kränzen und Bändern geſchmückt, nur mit dem Unterſchiede, daß die erſtern nicht ſo prunkend ſind wie der, welchen die Braut trägt. Der Anzug des Bräutigams iſt der gewöhnliche Sonntagsſtaat verheiratheter Männer und zeichnet ſich durch nichts aus. Sind Braut und Brautjungfern bekränzt, ſo werden ſie von dem Bräutigam und ſeinen Begleitern abgeholt und zur Kirche geführt. Sobald der Pfarrer die Sakriſtei betritt, ſpielt der Organiſt mit vollem Regiſter die bekannte Choralmelodie: „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern," und die ganze Verſammlung ſtimmt kräftig in das Jubellied ein. Während des Geſanges wird in einigen Gegenden vom Brautvater ein großer rother Apfel auf den Altar gelegt; das ganze Hochzeitgeleit bewegt ſich langſamen Schrittes heran und Jeder drückt eine Münze bis zur Hälfte in die Frucht ein. Dieß wird das Opfergeld genannt und iſt für den Prediger beſtimmt. Die Würdenträger und Würdenträgerinnen bleiben mit den nächſten Verwandten des Brautpaares während der Trauung zu beiden Seiten des Altars ſtehen. Iſt dieſe beendet und der Segen geſprochen, ſo beginnen Orgelſpiel und Geſang von neuem; dann wird von einem Chorknaben ein lautes Vaterunſer gebetet und Alles ſtrömt hinaus. Eine der Brautjungfern ſtellt ſich darauf an die Spitze des Zuges. In einem ſauber zuſammengebundenen weißen Tuche trägt ſie Pfeffernüſſe, Brezelſtücke, Aepfel, Nüſſe, Pflaumen u. dgl. und ſo wie der Zug ſich in Bewegung ſezt, greift ſie in ihr Bündel und wirft die Gaben in großem Bogen unter die Kinder des Dorfs, welche ſich jauchzend abarbeiten, um möglichſt viel von den ausgeſtreuten Herrlichkeiten zu erhaſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Schwäbiſche Geſchichten.

(Fortſetzung.)

Doch, wie geſagt, die Jugendgeſchichte der Fürſtin mit ihren Licht- und Schattenſeiten möge hier ruhen. In B. war ſie nur die wohlthätige Fee des Städtchens, hier gedachte man ihrer nur als des guten Engels ihres Landes und ihres Gatten, der Gefährtin ſeiner beſten Lebensperiode; hier verlebte ſie im Stillen den Reſt ihrer Tage, „eine rechte Wittwe," in ſtetem, treuen Andenken an ihren geliebten Herrn.

So wenig ihr aber auch von dem Lärm und Pomp geblieben war, der die Tage ihres Glanzes umgeben, ein Hof mußte dennoch gehalten werden. Die ſteifen Formen ihrer Zeit waren ihr ſo ſehr zur andern Natur geworden, daß ſie ſich nimmer ohne dieſelben bewegen konnte; auch mochte es ihr wohl thun, ſich bis zu ihrem Tode unverändert in der würdevollen Stellung zu erhalten, in der nicht ihr

Digitized by Google

Stolz nur, nein auch ihr innerſtes weibliches Gefühl allein wieder ſeine Befriedigung gefunden hatte. So ging ſie nie zu Fuß in das Städtchen; aber ſie fuhr täglich aus, gezogen von vier Schimmeln von ſo ehrwürdigem Alter, daß ihnen die gegenſeitige Aſſiſtenz wohl zu gönnen war, und die, trotz dem daß ihrer vier waren, ſo ſachte trabten, daß der Läufer, der ſtets dem Wagen vorausging, ſich nie außer Athem rennen durfte und ganz fett wurde bei ſeinem beweglichen Metier.

Selbſt die Ergüſſe ihrer liebſten Herzensneigungen waren in das Zwangsmieder fürſtlicher Würde eingezwängt. So war ſie eine große, herzliche Kinderfreundin; nicht aber daß ſie in ein Haus gekommen wäre, wo ſich ein munteres Völkchen tummelte, oder daß ſie auf der Straße ein hübſches Kind abgeküßt hätte; wie geſagt, ſie ging nie zu Fuß aus. Sie ließ die Kleinen zu ſich beſcheiden, und ein Feſt war es für die Kinderwelt, wenn der galonirte Hoflakai in ſämmtlichen Honoratiorenhäuſern die Runde machte, um die Söhne und Töchterchen in's Schloß einzuladen. Da wurde denn der beſte Putz hervorgeſucht, um die hoffnungsvolle Jugend nach Kräften hoffähig zu machen. Im Schloſſe angekommen, ſchritten ſie in regelrechtem Zug unter ehrfurchtsvollen Schauern durch den langen Corridor und die Vorzimmer bis in das innere Gemach, das ihnen als Inbegriff aller Herrlichkeit erſchien, wo die Frau Fürſtin im grauſeidenen Kleide ſaß. Sie trug ſeit ihres Gemahls Tod beſtändig Trauerkleider.

Sie war eine freundliche kleine Frau von anmuthigem Benehmen; von den Reizen ihrer Jugend zeigten ſich wenige Spuren mehr, nur die blonden Löckchen unter der Wittwenhaube trugen noch die ſchöne Farbe der reichen Flechten, die zu den Hauptzierden der jugendlichen Schönheit gehört hatten. Den Kindern war die Hofetikette ſtreng eingeſchärft worden, zuerſt nach dem Kleid der Dame zu greifen, um es zu küſſen, was dieſe dann eilig durch einen Kuß auf den Mund des kleinen Höflings verhinderte. Nun beſah ſie ſich die Kinder der Reihe nach und ſprach mit jedem ein paar freundliche Worte, die jene auswendig wußten: „Ei, wie du gewachſen biſt!“ „Iſt deine Mutter geſund?“ ꝛc. Dann aber gab ſie ihrer Kammerfrau einen Wink, auf den dieſe ſich entfernte und ein Käſtchen mit vielen Fächern der durchlauchtigen Dame überbrachte. Das war der große Augenblick, auf den ſich die Kinder leiſe, mit ahnungsvollem Nicken aufmerkſam machten. Nun beſchenkte ſie die Fürſtin der Reihe nach mit allerlei zierlichen Kleinigkeiten: vergoldeten Ringlein, Herzchen zum Anhängen, Ohrglöckchen u. dergl., die mit verlegen geſtammeltem Dank angenommen wurden. Die Hand der Geberin verlieh den an ſich unbedeutenden Sachen den höchſten Werth in den Augen der Kinder, die ſich ſodann nach ehrfurchtsvoller Verbeugung wieder in Reih und Glied entfernten, und der langeingedämmten Jugendluſt in dem ſchönen ſchattigen Schloßgarten wieder freien Lauf ließen. Solche Einladungen erfolgten mehrmals im Jahre, unfehlbar aber um Oſtern, wo die etwas reicheren Gaben im Schloßgarten verſteckt und von den Kindern aufgeſucht wurden.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Auguſt.

(Schluß.)

Die Parteien.

Was geſchieht nun von der conſervativen Partei, all dieſem Treiben entgegen? — Wenig und nicht das Richtige. Es fehlt hauptſächlich am einmüthigen Handeln. Die conſervative Partei iſt, ich will nicht ſagen geſpalten, ſo daß ein Theil dem andern feindlich gegenüberſtände, aber ſie iſt getheilt in Anſichten und Beſtrebungen. Den wohlgeordneten Schaaren jenſeits gegenüber bildet ſie nicht ein Heerlager; es ſind mehrere neben einander aufgeſchlagen und jedes unter eigenen Führern. Auf der äußerſten Rechten ſtehen die Zelte eng geſchaart, und ſchwarzweiße Wimpel flattern luſtig von jedem derſelben, und die Feldhauptleute ſind rüſtig und thätig und bilden ſich was ein auf ſich ſelber, wie auf die Truppen, die ſie befehligen. Den Kern dieſes Lagers bildet der Treubund, und die an ſeiner Spitze ſtehen, ſind gewandt in Rede und That; ſie machen ihren Leuten neben dem Dienſt nicht ſelten ein Vergnügen mit Muſik, Geſang und Feuerwerk, ſie lachen mit ihnen, ſie erzählen ihnen wohl auch eine Schnurre, ſie wiſſen ſehr wohl, daß es nicht taugt, immer pathetiſch für König und Vaterland zu reden; jedes zu ſeiner Zeit und an ſeiner Stelle. Das führt ihnen manchen Landsknecht zu. Neben dieſem kommt ein Lager, wo die Zeltreihen ſchon weniger dicht ſtehen; die beiden Farben ſind auch noch vorherrſchend in den aufgepflanzten Panieren, aber wenn zum Appell

Digitized by Google

geblaſen wird, kommen die, ſo in den Zelten liegen, weniger eifrig; ſie ſchlafen gern; da wacht mancher nicht auf, wenn die Trompete erſchallt, ein anderer iſt über Feld gegangen und verſpätet ſich, obſchon er ſich feſt vorgenommen zu rechter Zeit wieder da zu ſeyn. Die Anführer ſind auch nicht immer auf dem Platze, ſie wiſſen nicht recht wie ſie es anfangen ſollen die Säumigen herbeizubringen, die, ſo da ſind, zu feſſeln, daß ſie aushalten, wenn die Tagesordnung vorgeleſen wird. Es fehlt Muſik, Geſang, es fehlen die Schnurren, die die trockenen Relationen würzen, die Leute langweilen ſich, ſie machen ſich fort, ehe noch die Langſamen herankommen, und ſo ſind niemals viele zur Stelle, mit denen ſich was unternehmen ließe. Das dritte Lager, dem demokratiſchen am nächſten, iſt grau ſchattirt. Es iſt ein gefährlicher, weil unzuverläſſiger Nachbar. Die Inſaſſen tauſchen einen Handſchlag mit dieſen, eine Priſe mit jenen, ſie gerathen bis in die jenſeitigen Lagerreihen, und werden ſie geſcholten, ſo behaupten ſie von jenen drüben welche gewinnen, ſie zu ihren Halbbrüdern machen zu wollen. Das iſt nun ein thörichtes und nutzloſes Beginnen. Dieſes Transigiren zwiſchen hüben und drüben macht die, welche es ſich angelegen ſeyn laſſen, beiden Theilen verächtlich. Ich habe es oft erlebt in dieſer Zeit der Kämpfe, ganz abgeſehen von den parlamentariſchen Notabilitäten, nein, im Verkehr der Mitglieder eines Bezirks, früher einer Compagnie, unter einander, daß diejenigen, welche es mit keiner Partei verderben wollen, jetzt von jeder abgeſtoßen werden; die es thaten, beabſichtigten mindeſtens Wahlmann zu werden, ſie hofften auf dieſem Wege am ſicherſten zum Ziele zu gelangen, und ſie haben ſich bitter getäuſcht; ich weiß keinen, der es erreicht hätte. Es geht einmal nicht anders: ihr müßt Partei nehmen, und wißt ihr nicht, daß in den Staaten des Alterthums dieſe Regel als Geſetz galt, ſo werden bittere Erfahrungen ſie euch lehren. — Vergleicht man das was von der conſervativen Partei geſchieht, mit dem was die Volkspartei mit zähem Feſthalten an dem einmal Beſchloſſenen zur Ausführung bringt, ſo iſt das Reſultat niederſchlagend. Die conſervative Partei iſt mit der Regierung etwas, ohne dieſe ein Nichts. Wird dieſe machtlos, ſo iſt es auch um jene geſchehen, und dieſes wird geſchehen; heute nicht, aber mindeſtens dann, wenn die Generation, die jetzt heranwächſt, in der von Eltern und Lehrern, und von den leztern beſonders, ſocialiſtiſche und communiſtiſche Gelüſte genährt werden, in die Reihen der Armee treten und ſich mit denen verbinden wird, die aus dieſer geſchieden ſind, aber ihr noch angehören, mit der Landwehr nämlich. Jezt iſt die Linie, ſind die jungen Soldaten ihrer Fahne treu geblieben, wie ſehr man auch verſucht hat, ſie wankend zu machen, und von der Landwehr, alten gedienten Soldaten, hat ſich der größte Theil der Berliner aufgelehnt, und wenn es nicht zum offenen Abfall gekommen iſt, ſo hat am Ende nur die Furcht vor der Linie ſie davon abgehalten. Wie aber ſoll es werden, wenn das ſtehende Heer aus Elementen zuſammengeſezt iſt, die kein untheilbares Ganze, ſondern nur ein Conglomerat bilden, das bei der erſten Berührung auseinanderfällt? Von der Zukunft alſo iſt das am wenigſten Erfreuliche zu erwarten, und doch iſt die Gegenwart nicht eben tröſtlich. Soll man darum zum Heuler werden? Ich glaube nein. Sind die großen Städte unterwühlt, das Landvolk bildet noch einen geſunden Kern, der noch eine Zeitlang vorhalten wird, und wer möchte die Rieſenſchritte vorahnend meſſen, die unterdeſſen die Geſchichte machen wird? Aber gewinnen die dunkeln Mächte, die den Boden unterwühlen, die Oberhand, dann kann es kommen, daß Berlin, dieſes Palmyra des Nordens, verödet in der Wüſte ſteht, wie jenes im Süden mit ſeinen Paläſten und Tempeln.

Bern, Auguſt.

(Fortſezung.)

Der Zofinger Verein. — Die Flüchtlinge.

Die meiſten Schüler der Univerſität ſind harmloſe Schweizer Jünglinge im naturfarbenen Kleide. Dazu zähle man noch ein Zehntheil des ariſtokratiſchen Nachwuchſes — neun Zehntheile ſuchen fremde Kriegsdienſte oder andere „Laufbahnen“ auf, dieſe Junker, die von der Amme franzöſiſch ſprechen gelernt haben, aber nicht richtig deutſch ſchreiben können — ſo wird man begreifen, daß ein deutſcher Profeſſor der Philoſophie ſeine Sprache ziemlich herabſtimmen muß, um ſeine Zuhörerſchaft zufrieden zu ſtellen, wobei das tres faciunt collegium ihm herrlich zu ſtatten kommt. Von einer eidgenöſſiſchen Hochſchule hört man nicht mehr reden, ſeitdem Bern in der Frage nach der Bundesſtadt über Zürich den Sieg davongetragen. Der Eifer, mit welchem Herr Ochſenbein dieſes Projekt im Namen Berns bevorwortete, ſcheint ſeitdem ſo ziemlich erkaltet zu ſeyn. Deſto mehr lieſt man in allen Zeitungen wieder von dem Vereine der ſtudirenden Schweizer Jugend, der ſich über die ganze Eidgenoſſenſchaft ausdehnt, nämlich dem Zofinger Verein, der ſich ſeit einigen Jahren in Alt- und Neuzofinger geſpalten hat. Nachdem beide Parteien ſich eine Zeit lang mit Holz und dann mit Stahl bekämpft, wüthen ſie jezt einmal zur Abwechslung wieder mit Papier und Feder gegeneinander. Die Neuzofinger beſchuldigen in den Zeitungen ihre Gegner des Jeſuitismus, Ariſtokratismus, Conſervatismus, dieſe dagegen jene des Radikalismus, Fanatismus, der Intoleranz und des Parteihaſſes. Vielleicht verſtehen die Schweizer deßwegen ſo gut mit dieſen Stichwörtern zu kämpfen, weil ſchon die akademiſche Jugend ſich auf dieſe Waffen einübt.

Die „Flüchtlingsangelegenheit“ und der „Büſinger Handel“ ſind noch immer die beiden Hauptthemata, welche der Preſſe reichlichen Stoff bieten zu Deklamationen, wie vorher die Neuenburger Frage und die Militärcapitulationen. Was die Flüchtlinge betrifft, ſo fängt man übrigens doch an zu begreifen, daß das geprieſene Aſylrecht wenigſtens kein einträgliches Recht iſt, wenn es von zwölf bis vierzehntauſend hungrigen Magen auf einmal in Anſpruch genommen wird. Den Kanton Bern allein koſten ſeine Flüchtlinge monatlich 8000 Franken. Mit einiger Beſorgniß blickt man auf den kommenden Winter, da alle Ausſicht vorhanden iſt, daß wenigſtens ein guter Theil der fremden Gäſte den nachbarlichen Beſuch bis dahin verlängern wird. Die deutſchen Regierungen werden ſich nicht beeilen, der Eidgenoſſenſchaft ihre Freude an der Ausübung ihres ſchönſten und heiligſten Rechtes zu verkürzen, und dieſe wird vielleicht einſehen lernen, daß ein Recht durch unzeitige Vertheidigung deſſelben zur drückendſten Pflicht werden kann. Niemand griff das Aſylrecht der Schweizer an: nichtsdeſtoweniger hielten ſie es für gefährdet, wenn ſie keinen Gebrauch davon machten; ſie glaubten zu Fürſtenknechten herabzuſinken, wenn ſie nicht den Feinden der Fürſten Schutz und Zuflucht gewährten; ſie mußten um jeden Preis von ihrem Rechte Gebrauch machen, um nicht den Verdacht der Schwäche und Unfreiheit auf ſich zu laden. Wäre die Schweiz eine wirklich freie, ſelbſtſtändige Nation, ſo hätte ſie ſich zweimal beſonnen, ob ſie ein ganzes bewaffnetes Heer in ihre Grenzen aufnehmen wolle. So aber war ſie dazu gezwungen, um den Schein der Abhängigkeit zu vermeiden. Denn man glaube nicht, daß es lauter Humanität und Theilnahme war, was die Regierungen ſo handeln ließ, wenn ſchon die Einzelnen natürlich für ihre deutſchrepublikaniſchen Nachbarn große Sympathien hegten.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 215. Freitag den 7. September 1849.

If thou never wast at court, thou never saw'st good manners. — Sweat thou not the air of the court in these enfoldings? receives not thy nose court-odour?

Shakespeare.

Schwäbiſche Geſchichten.

(Schluß.)

Sämmtliche Frauen des Städtchens wurden von Zeit zu Zeit zur Kaffeeviſite geladen. Auch hier ging es ziemlich ceremoniös her. Die Frauen ſaßen im Kreis um den Sopha der Frau Fürſtin und tranken Kaffee aus kleinen Meißner Taſſen, und die Unterhaltung beſtand meiſt aus durchlauchtigen Fragen und unterthänigen Antworten, falls nicht hie und da die Fürſtin etwas mehr in Fluß kam, wenn ſie von ihrem ſeligen Herrn erzählte. Endlich erhob ſich die Fürſtin mit höflichen Worten zum Zeichen der Entlaſſung. So ein Galatag war aber eine große Begebenheit; die Großmutter hatte ſich expreß ein ſeidenes Band dazu mit Gold geſtickt und ſteckte den koloſſalen Ring mit des Großvaters Bildniß an, der ihre halbe Hand bedeckte.

Die Männer wurden hin und wieder zur fürſtlichen Tafel gezogen. Solche Einladungen waren dem Großvater kein abſonderliches Vergnügen. Obgleich er in angeſtammtem Reſpekt vor hohen Standesperſonen auferzogen war und es ihm nicht einfiel, der Fürſtin abſichtlich etwas von der ſchuldigen Ehrerbietung zu entziehen, ſo konnte er ſich doch ſein Lebtage in die ſteifen Hofſitten nicht finden. Seine Formloſigkeit gereichte manchmal dem Hofperſonal zu geheimem Entſetzen, der Durchlaucht aber zu herzlichem Ergötzen. Die Einladungen zum Diner kamen meiſt ſpät, und ſo traf ſich's, daß der Großvater einmal vom eigenen Mittagstiſch weg ſich in den Staatsfrack werfen mußte, um an der Tafel zu erſcheinen. Er aß wenig, da die franzöſiſche Küche ohnehin nicht nach ſeinem Geſchmack war. „Warum ſpeiſen Sie ſo wenig, Herr Kloſterhofmeiſter?“ fragte beſorgt die Fürſtin über die Tafel herüber. „Mag nichts mehr, Ew. Durchlaucht, hab' ſchon daheim Leberknöpf' gegeſſen.“ — Ein andermal, als bei einer Morgenaufwartung wie gewöhnlich fremder Wein in kleinen Kelchen ſervirt wurde, nahm er keinen an. „Herr Kloſterhofmeiſter, warum trinken Sie nicht?“ fragte die höfliche Fürſtin. — „Ew. Durchlaucht, die Dinger da ſind ſo klein; ich fürchte, das Kelchle ſchlupfe mit nunter!“ Von nun an bekam er ein größeres Glas.

Zahlreich waren die adeligen Familien, welche dieſem Reſte eines Hofes nachzogen, von den ſtattlichen Kavalieren, den ehrwürdigen Hofdamen uralten Geſchlechts an bis hinab zu etlichen obſkuren gnädigen Frauen, die an hungrigem Vornehmthun den herabgekommenen Raubadel in Spindlers Juden noch übertrafen, die von der Wohlthätigkeit der Fürſtin lebten und vor einer Fête bei Hofe acht Tage lang zu flicken hatten. — Durch dieſen Adel, hohen und niedern, bekam die ganze Geſelligkeit des Städtchens eine von andern Städten ſeiner Größe verſchiedene Tournüre. Theegeſellſchaften waren dazumal ſchon häufig, während man ſonſt im Land nur Thee trank, wenn man krank war. Die adeligen Damen erließen Einladungen zu Soirées, wo die Haupunterhaltung im Spielen beſtand, vom l'Hombre bis hinab zu Mariage und Hopſen, alſo daß ſogar die liebe Jugend ſich mit den ausgedienten Karten und alten Spielmarken amüſirte. Dieſe Unſitte war nun freilich kein Gewinn für die bürgerlichen Tugenden der Stadt B., wurde aber doch mit Maß betrieben. Hatte etwa

Digitized by Google

eine der Hausfrauen einen Gulden verſpielt, ſo war das ſchon ein großes Malheur und ward durch vermehrte Sparſamkeit eingebracht. Habe auch nicht vernommen, daß unter der Jugend dieſes Gift nachhaltig gewirkt hätte und daß aus den Stadtkindern von B. irgend ein raſender Spieler hervorgegangen wäre.

Glänzende Feſte, Bälle u. dgl. waren verbannt, wie ſich's am Hof einer Wittwe ziemt. Die einzige Abwechslung beſtand in einer jährlichen Reiſe auf das Schloß zu S. zum Sommeraufenthalt, in den obenerwähnten Einladungen und abendlichen Spielpartien. So brachte der Hof in recht anſtändiger Langeweile ſeine Exiſtenz hin. Winters jedoch erſchien meiſt eine Schauſpielergeſellſchaft, die durch Aufführung Kotzebueſcher Luſtſpiele und Iffland'ſcher Rührſtücke das Publikum von B. höchlich ergözte. Einmal verſtiegen ſie ſich bis zum Donauweibchen, wo ein ungeheures Stück zuſammengepapptes Zuckerhutpapier, das auf der Bühne hin und her gezogen wurde, das Meer vorſtellte.

Die Fürſtin war äußerſt ſanften Charakters, freundlich und nachſichtig gegen ihre Umgebung und dankbar für jede „Attention," die ihr in ihrer einſamen Lage zu Theil wurde. Den Schauplaz ihrer glänzenden Vergangenheit hat ſie nicht wieder beſucht. — So ſchloß ſich ein reiches, vielbewegtes Leben ſtill, beinahe vergeſſen außerhalb des kleinen Kreiſes, in dem ſich die gute Frau bewegte. Warum ihr nicht vergönnt war, ſich an der Seite ihres ſeligen Herrn zur lezten Ruhe zu legen, weiß ich nicht; ſie wurde mit fürſtlichem Prunk in der alten Gruft zu B. beigeſezt, die für ſie nach langen, langen Jahren zum erſtenmal wieder eröffnet wurde. Das Schloß hat ſeine Beſtimmung beibehalten, ein Siz für vereinſamte Frauen zu ſeyn, und auch die freundlichen Engel des Wohlthuns und der Milde haben fortwährend ihre Heimath dort gefunden.

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſezung.)

Die Heimfahrt findet in derſelben Weiſe wie die Herfahrt ſtatt, nur daß die Heiterkeit von Minute zu Minute ſteigt und die volle Flaſche bedeutend raſcher die Runde macht. Sobald man zu Hauſe angekommen iſt, beginnt das feierliche Mittagsmahl, welches meiſtens mehrere Stunden dauert und bei welchem Rindfleiſch, Reis, „Serviettenklümpe," — eine Art Pudding, bei deſſen Bereitung man ſich ſtatt der blechernen oder kupfernen Form eines leinenen Tuches bedient — Klöße und gekochte Pflaumen eine Hauptrolle ſpielen. Nach dem Eſſen ziehen die Muſikanten ein und faſſen auf der ſteinernen Hausflur zwiſchen den beiden Nebenthüren Poſto, wo ihnen mitunter ein förmliches Gerüſt errichtet iſt. Die lange Lehmdiele dient entweder in urſprünglicher Geſtalt zum Tanzplaz, oder iſt mit glatten, feſtaneinander ſchließenden Brettern bedeckt. Außer den üblichen „Ehrentänzen" des Brautführers und Hochzeitbitters mit der Braut und den Brautjungfern gibt es keine weitere Tanzordnung. Einer nach dem Andern geht zu den Muſikanten und legt ihnen ein Geldſtück auf den Teller, wofür ihm ſein Lieblingstanz aufgeſpielt wird, bei welchem er dann das Recht eines Vortänzers hat. Luſt und Jubel wachſen von Stunde zu Stunde; immer kräftiger ſtreichen die Geiger oben die Saiten, und immer toller drehen die Burſchen unten ihre Mädchen. Die ältern Männer ſizen unterdeſſen im großen Familienzimmer, erzählen ſich Dorfgeſchichten, trinken Bier und Branntwein und rauchen, daß die Lichter den Schein verlieren. Die bejahrten Frauen aber haben in einer Ecke der großen Diele einen Kreis geſchloſſen, thun ſich bei Kaffee und Kuchen gütlich und reden von vergangenen Tagen und längſt verklungenem Hochzeitsjubel, von ihrer Kinder Luſt und Freude und der Schönheit der Neuvermählten, wobei leiſe Vermuthungen geäußert werden, welches Mädchen zunächſt den Brautkranz tragen werde.

So geht eine Stunde nach der andern über den Häuptern der Glücklichen dahin, bis die Hähne mit heller Stimme den Tag anrufen. Das Brautpaar verſchwindet, der Hochzeitbitter ſinkt von Müdigkeit und Wein bezwungen in irgend einem Winkel nieder, um ſelige Träume von künftigen Hochzeiten zu träumen, die ſchlaftrunkenen Muſikanten machen oft höchſt verdächtige Pauſen, und nur noch einige unermüdliche Paare drehen ſich bei tief herabgebrannten Lichtern nach den intermittirenden Tönen herum, bis der Schlaf endlich Alles bezwingt. Der zweite Hochzeittag beginnt demnach nicht viel vor Mittag. Die Gäſte aus andern Dörfern, die theils im Brauthauſe, theils bei Freunden und Verwandten im Orte ihre Quartier haben, kommen nach und nach wieder zum Vorſchein und nach einem ſtattlichen Mittagsmahl hebt abermals das Tanzen an, welches indeſſen nicht ſo lange als am erſten Tage dauert. Bei großen Hochzeiten wird häufig noch ein dritter Tag gefeiert, an dem aber nur noch die Hälfte der Gäſte anweſend zu ſeyn pflegt.

Einen wehmüthigen Gegenſaz zu dieſen Freudenfeſten bilden die öffentlichen Begräbnißfeierlichkeiten. Ereignet ſich im Kirchdorfe ein Todesfall, ſo zeigt man denſelben ſogleich dem Prediger an; darauf wird dreimal die Glocke angeſchlagen und dann ungefähr zehn Minuten lang geläutet. Bei Todesfällen in den

Digitized by Google

eingepfarrten Orten iſt indeſſen weder Anſchlagen noch Läuten üblich. Am Tage der Beſtattung begeben ſich zwei Männer aus dem Dorfe, wo ſich die Leiche befindet, zum Gottesacker und graben das Grab — Todtengräber gibt es in den meiſten Gegenden nicht; bevor dieß aber geſchieht, wird dreimal die Glocke angeſchlagen. Der Sarg wird auf einem mit Stroh bedeckten Bretterwagen zum Kirchdorf geführt und hinterdrein geht das ganze Leichengefolge. An der Grenze der Dorfgemarkung wird Halt gemacht, der Fuhrmann ſteigt auf den Wagen und wirft mehrere zuſammengeflochtene kleine Strohbündel auf das Feld hart neben dem Wege hin. Dieſer ſeltſame Gebrauch hat ſeinen Grund in dem Glauben, daß der Todte, wenn er etwa keine Ruhe im Grabe fände und ſeine alte Wohnſtätte aufſuchte, nicht weiter kommen könne als bis zu den abgeworfenen Strohbündeln. Sobald der Leichenzug bei den erſten Häuſern des Kirchdorfes anlangt, wird mit allen Glocken ſo lange geläutet, bis derſelbe den Friedhof erreicht. Dort wird der Sarg vom Wagen gehoben und auf die Bahre geſezt. Nun erſcheinen Pfarrer und Küſter mit einer Abtheilung Chorknaben und ſtellen ſich neben der Bahre auf. Nach einem ſtillen Vaterunſer werden einige Verſe eines Sterbeliedes geſungen und darauf ſezt ſich der ganze Zug unter feierlichem Glockengeläute und Abſingung eines andern Liedes nach dem Grabe in Bewegung. Wer niemals einen ſolchen Leichenzug geſehen hat, wird bei dem erſten Anblick deſſelben von einem ſchauerlichen Gefühl ergriffen. Sämmtliche Frauen aus der nächſten Verwandtſchaft des Verſtorbenen ſind vom Kopf bis zu den Füßen in lange flatternde weiße Tücher gehüllt, ſo daß nur die Augen und ein Theil des Geſichtes frei bleiben. Schreiten dieſe weißen Geſtalten inmitten der ſchwarzgekleideten Männer an einem ſtillen Frühlingsmorgen mit leiſen Klagelauten über die grünen Kirchhofsgräber, auf denen die erſten Gräſer und Blumen ſproſſen, ſo iſt es dem Wanderer drüben auf dem Pfade des Lebens nicht anders, als müſſe ein Heiland erſcheinen, der den Todten aus ſeinem tiefen Schlummer erwecke und ihn den trauernden Seinigen wiedergebe. Unter dem troſtreichen Geſange: „Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du, mein Leib, nach kurzer Ruh'!“ wird der Sarg in die Gruft geſenkt, und bald hat die kühle Erde den Abgeſchiedenen in ihren mütterlichen Schooß aufgenommen. Eine kurze Leichenfeier in der Kirche beſchließt die Trauerhandlung; die Glocken läuten, die weißen Geſtalten verſchwinden vom grünen Kirchhofe und ringsum herrſcht die alte Ruhe und Stille.

Bei den Wenden ſind die Gebräuche zahlreicher und charakteriſtiſcher, namentlich bei Beerdigungen. Große Sorgfalt verwendet man auf die Bekleidung und Ausſchmückung der Leiche. Das Todtenhemd iſt von der feinſten Leinwand, mit den koſtbarſten Strichen beſezt und mit vielen farbigen Bändern geziert. Dieſe grellen Farben neben den bleichen Geſichtszügen machen einen ſchauerlichen Eindruck. Beſonders werden Kinderleichen auf faſt unnatürliche Art gepuzt. Wird dem Todten ein bereits im Gebrauch geweſenes und gezeichnetes Kleidungsſtück mit in den Sarg gegeben, ſo löst man den Namen mit ängſtlicher Genauigkeit heraus; geſchieht dieß nicht, ſo „rottet der ganze Familienname aus,“ wie der Wende glaubt. Einige Zeit vor der Beſtattung wird die Leiche im Sarge öffentlich ausgeſtellt und faſt alle Bewohner des Dorfes kommen einzeln oder truppweiſe herbei, um das wohlbekannte Angeſicht noch einmal zu ſehen. Dann wird der Sarg geſchloſſen und mehrere brennende Lichter darauf geſtellt, welche bis zum Augenblick, wo man denſelben fortträgt, darauf ſtehen bleiben. Sobald aber der lezte Leidtragende über die Thürſchwelle geſchritten iſt, nimmt man die Lichter und leuchtet mit ihnen in allen Räumen und Winkeln des Hauſes herum, „damit der Todte kein Grauen zurückläßt.“

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Die großen Eiſenbahnlinien. — Reiſeſpekulationen.

Endlich wird es Ernſt mit den großen Eiſenbahnen, deren Bau durch die Revolution wo nicht in Stocken gerathen, doch ſehr geſtört worden war. Dieſe beiden Bahnen ſind die Lyoner und die Straßburger, oder die öſtliche und ſüdliche. Die weſtliche nach Nantes wird fortwährend verlängert und die nördliche nach Belgien iſt längſt fertig, und auch die Zweigbahn nach Calais, ſo wie die nach Havre; an der, welche nach Bordeaux führen ſoll, fehlt nur noch ein Drittheil. So werden denn in zwei bis drei Jahren alle großen, das franzöſiſche Gebiet durchziehenden Bahnen vollendet ſeyn. Einſtweilen wird das erſte

Digitized by Google

Stück der Straßburger und der Lyoner Bahn jezt dem öffentlichen Dienste übergeben, dort bis Epernay in der Champagne, hier bis Tonnerre in Burgund. Die Eröffnung sollte mit großen Feierlichkeiten verbunden werden, und Epernay und Tonnerre hatten ihre Maires nach Paris geschickt, um den Präsidenten dazu einzuladen. Man hatte bereits große Zurüstungen gemacht, und ohne Zweifel ist sehr viel Damenputz in den hiesigen Modemagazinen von dort her bestellt worden. Aber es ist noch nicht ruhig genug im Staate, daß Feierlichkeiten nicht durch das Parteiwesen getrübt werden könnten. Bei der Reise des Präsidenten zu den Festlichkeiten in Rouen und Havre hat die demokratische Partei zu bemerken geglaubt, daß es die Umgebung desselben darauf abgesehen hatte, die Bevölkerung durch den Glanz der Präsidentschaft zu blenden und ihr den Wunsch zu entlocken, daß aus dieser Präsidentschaft bald ein Kaiserthum werden möchte. In der That gibt es Tageblätter, z. B. le Pays, welche hiezu beständig reizen. Um nun solchen Intriguen vorzubeugen, welche nur zu neuen Unruhen Anlaß geben müßten, hat die demokratische Partei Maßregeln ergriffen, daß bei einer neuen Reise des Präsidenten ganz andere Wünsche der Provinzbevölkerung laut würden. Somit hätte die beabsichtigte Reise Bonapartes zur feierlichen Eröffnung der beiden Eisenbahnen ohne Zweifel zu politischem Hader Anlaß gegeben, und es ist daher weislich beschlossen worden, die Fahrten ohne feierliche Inauguration beginnen zu lassen, und die Reise des Präsidenten, welche offenbar auch den Zweck hatte, Napoleons Neffen den Bewohnern der Champagne und Burgunds zu zeigen, wie man ihn neulich dem Volke der Normandie und der Touraine gezeigt hat, auf günstigere Zeit aufzuschieben. — Niemand sehnt sich wohl mehr nach der Vollendung der großen Bahnen nach Lyon und Straßburg als die englischen Reisespekulanten, die dann größere Partien veranstalten können als jezt, wo sie ihre Haufen von Reise-Lustigen nur von London nach Paris und von Paris nach London führen und den Bewohnern der einen Hauptstadt die Merkwürdigkeiten der andern zeigen. Die Spekulation scheint zu gelingen, wenigstens wird alle vierzehn Tage eine Abfahrt von Parisern nach London angekündigt, und zwar zu 200 Francs (anfangs kostete es nur 175 Francs). Für Franzosen oder Engländer, welche die Sprache des andern Landes nicht verstehen und doch dasselbe sehen möchten, ohne die Mühe zu haben, mit den Einwohnern zu verkehren, mag es angenehm seyn, truppweise die Reise zu unternehmen, und auch im fremden Lande stets in Gesellschaft von Landsleuten zu seyn; es ist und bleibt aber eine armselige Reisemethode. Man sucht dergleichen Reisen von hier aus auch nach Belgien und dem Rheine zu veranstalten und dehnt die Reise auf vierzehn Tage aus; schwerlich werden aber diese Unternehmungen denselben Erfolg haben. In Belgien und am Rhein kommt der Pariser mit seiner Sprache fort, und um Naturschönheiten anzustaunen bedarf er keines Führers wie mitten in London. Diese Spekulationen haben ihre lächerliche Seite, und das schnelle Versetzen der Stockpariser mitten in die City von London und der Stocklondoner nach Paris muß zu komischen Auftritten Anlaß geben. Dieß hat zwei Comödienschreibern den Gedanken eingegeben, ein Theaterstück daraus zu machen. Der eine derselben ist Clairville, der mit seinen Gelegenheitsposſen viel Glück macht. Leider ist er kein Dichter und seine Erfindungen sind nicht weit her; er versteht aber die Kunst, einen Stoff für die Bühne zuzurichten und dem großen Publikum mundrecht zu machen. Es ist schade, daß sich kein besserer Schriftsteller jenes Stoffs bemächtigt hat; sicher hätte sich ein sehr komisches Vaudeville, ja ein Lustspiel daraus machen lassen. Clairville und sein Gehülfe haben sich mit einer Posse begnügt, wobei die Komik großentheils in der Art liegt, wie die Engländer das Französische und die Franzosen das Englische aussprechen.

(Fortsezung folgt.)

Bern, August.

(Fortsezung.)

Die Flüchtlinge.

Andererseits fangen aber auch besonders die Bauern an, ihre Mißstimmung gegen die fremden „Donnere" an den Tag zu legen. Sie sind klug genug, zu begreifen, daß die Kriegssteuer, welche das Aufgebot von 30,000 Mann nöthig machte, ebenfalls auf Rechnung dieser Gäste zu sezen ist. Die Regierungen haben es daher auch vorgezogen, die Flüchtlinge nicht auf das Land zu vertheilen, sondern sie mehr in den Städten concentrirt zu halten. Die Unterstützungscomités sezen ihre Sammlungen fort; indeß sollen dieselben, wenigstens in Bern, nicht die gewünschten Resultate liefern; natürlich, da nur die radikale Partei es ist, von der Beiträge zu erwarten sind, während doch der nervus rerum bei den Aristokraten und Conservativen zu finden ist. Die reichen Patricier, die in der That bei jeder Gelegenheit, wo es gilt öffentliche Wohlthätigkeit zu üben, bei Feuersbrünsten, Wasserschäden und ähnlichen Unglücksfällen, für Rettungshäuser, Missionsanstalten und Hülfsvereine, reichliche Spenden fließen lassen, überlassen im vorliegenden Falle die Freude des Wohlthuns ganz und gar ihren guten Freunden, den Radikalen. Auch von Beiträgen aus Deutschland liest und hört man wenig. Uebrigens muß man den Flüchtlingen nachrühmen, daß sie sich ordentlich und anständig zu betragen wissen. Sie selbst üben unter sich eine gegenseitige Controle und haben ein Comité gebildet, dem jede Ungebührlichkeit zur Anzeige gebracht werden soll. Indeß habe ich von keinem einzigen Falle einer geradezu schlechten Aufführung vernommen. Was man ihnen zum Vorwurfe machen muß, sind die Renommistereien, die hie und da noch laut werden. So hörte ich neulich einen Unteroffizier versichern, daß gegen Einen Badener wenigstens immer drei Preußen gefallen seyen. Die Anzahl der gefallenen Preußen schlug er auf 15,000 an. Ein anderer behauptete, der Grund ihrer Niederlage sey besonders darin zu suchen, daß sie keine Waffen gehabt. Ein dritter meinte, man hätte von Anfang an die Volkswehr mehr pressen und die Widerspenstigen niederschießen sollen. Zu diesen Renommistereien gehört auch, daß eine Anzahl gewesener Unteroffiziere sich fortwährend darin gefällt, mit Lieutenants- und Hauptmannsepauletten einherzustolziren. Es sind die von den Soldaten selbstgewählten Führer, denen man es aber auf den ersten Blick ansieht, wer ihnen das Ernennungspatent ausgestellt hat. Indeß gefallen sie sich in ihrer neuen Würde zu sehr, als daß sie nach so kurzer Dauer sich wieder der Insignien entkleiden sollten; und doch hat ein Offizier, der seinen Degen abgegeben, eben nicht Ursache mit seinen Epauletten zu prahlen. Auch die großherzogliche Krone sieht man noch auf manchen Uniformen, als eine deutliche Anklage auf Treulosigkeit und Verrath. So urtheilen aber die Schweizer, wenigstens die Radikalen, nicht; sie finden es ganz in der Ordnung, daß der Soldat seine Fahne verläßt, wenn er „im Solde eines Fürsten" steht. Dabei vergessen sie natürlich, daß sie es ganz gegen die Ordnung gefunden haben würden, wenn zur Zeit des Sonderbundskrieges Conservative und Aristokraten sich geweigert hätten dem Rufe unter die eidgenössische Fahne, d. h. unter die Fahne des Radikalismus zu folgen. Aber man versteht es eben nirgends besser, als in der Schweiz, mit doppeltem Maaße zu messen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 216. Sonnabend den 8. September 1849.

Cade. — Er iſt ein Schelm und ein Verräther. — Fort mit ihm, ſage ich! — Hängt ihn mit ſeiner Feder und Dintenfaß um den Hals.

Shakeſpeare.
Heinrich VI.

Epiſoden aus der badiſch-pfälziſchen Revolution.

(Fortſetzung der Fragmente aus einem Reiſetagebuch. ſ. 200—202. — 207—209.)

Einer ſtürmiſchen Regennacht war am 27. Mai ein heiterer herrlicher Morgen gefolgt, mit wunderbarem Farbenſchmelz von Wald- und Wieſengrün, von Himmelsblau und Sonnengold. Mit dem erſten Bahnzug fuhr ich von Neuſtadt nach der Rheinſchanze und betrachtete unterwegs nicht ohne Gemüthsbewegung das blühende Land, dieſe fruchtreichen, lachenden Ebenen, die Wieſen voll fetter Stengel, die Felder voll wogender Halme, die ſich in üppigſter Maipracht wiegten. Saaten und Wieſen, Obſtbäume und Weinberge verſprachen eine geſegnete Ernte, und man konnte nur mit Schmerz an die lauernden Schreckniſſe des Krieges und der Verheerung auf dieſen mit dem ſchönſten Gottesſegen überſchütteten Fluren denken. Ich hätte in dieſem Augenblick gleich Max Piccolomini weihrauchduftende, pathetiſche Lobreden auf den ſchönen Frieden halten mögen.

Mit unſerem Zuge fuhr ein Trupp von etwa achtzig Blouſenmännern, welcher die Beſtimmung hatte einen „widerſpenſtigen Pfaffen" zu verhaften. Es galt dem armen Pfarrer Schiller von Ingenheim, welcher beſchuldigt war, ein paar mißliebige Worte gegen die Revolution von der Kanzel geworfen zu haben. Dafür ſollte der unglückliche Mann den Schrecken eines Freiſchärlerbeſuchs erleben und in den Kerker wandern. Der Anführer, ein Heidelberger Student, mochte mir am Geſicht anſehen, daß mir dieſes gewaltthätige Verfahren zuwider war. Er hatte mir ſelbſt ſein Vorhaben mit aller Gemüthsruhe erzählt und ſagte zuletzt: „Ich errathe Ihre Gedanken. Auch ich liebe den Terrorismus nicht, bin aber überzeugt, daß derſelbe ein nothwendiger Lebensnerv aller Revolutionen iſt. Im Vergleich mit der Reaktion verfahren die Demokraten wahrlich noch ſehr milde. Die Zahl der wegen politiſcher Urſachen Eingekerkerten beläuft ſich in der Pfalz höchſtens auf ein Dutzend und noch iſt kein einziges Todesurtheil gefällt worden, während Windiſchgrätz und Wrangel alle Kerker gefüllt haben. Sollte die Revolution in Baden und in der Pfalz unterliegen, dann wollen wir ſehen, ob die Reaktion auch ſo gelinde, ſo ſchonend mit ihren Gegnern verfahren wird."

Bei Ingenheim hielt der Bahnzug einige Minuten ſtill. Die Blouſenmänner ſtiegen ab und ſchlichen nach dem Pfarrhauſe, welches ſie umſtellten. Die unerbittliche Locomotive hinderte unſere neugierigen Mitreiſenden, den weitern Verlauf der tragiſchen Epiſode mit anzuſehen. Einige Wochen ſpäter erfuhr ich, daß der arme Pfarrer Schiller wirklich ſeiner Familie entriſſen und nach Neuſtadt gebracht worden, wo er mehrere Verhöre beſtand, endlich aber vor dem Einrücken der Preußen mit heiler Haut losgelaſſen wurde. Die deutſchen Demokraten ſind zum Glück mit der Zunge terroriſtiſcher und blutdürſtiger, als in der That. Wie oft hörten wir wüthende Volkshaufen brüllen: „Die Verräther ſollen ſterben! Tod den Ariſtokraten, den Reaktionären!" aber es blieb bei dem Geſchrei. Mit Ausnahme von zwei Ermordungen in Raſtadt, zu welchen die Umſtände viel beitrugen iſt es nirgends zu einer Ausübung der Volksjuſtiz gekommen; trotz dem verkündigten Standrecht, iſt kein Todesurtheil gefällt, keine Hinrichtung vollzogen worden.

Selbſt Struve und Reich, der polternde Advokat, welcher ſtets einen Berg von Terrorismus auf den Lippen trug und jedem blutſchnaubenden Beſchluß Beifall nickte, wurden weichherzig, als ſie den Bürgermeiſter Schanzlin von Kandern, der ſeine Leute zum bewaffneten Widerſtand gegen die revolutionäre Behörde aufgemuntert hatte, aburtheilen ſollten. Reich erklärte, es ſey ihm nicht möglich einen Mann zum Tode zu führen. Von der proviſoriſchen Regierung als öffentliche Ankläger berufen, ſtellten jene beiden nervenſchwachen Jakobiner zum allgemeinen Erſtaunen den Antrag, daß Bürgermeiſter Schanzlin nicht ſtandrechtlich behandelt und vom Kriegsgericht den gewöhnlichen Gerichten übergeben werden ſolle.

Vor der Rheinſchanze verließ ich den Bahnhof, um nach Mannheim zu Fuß zu gehen. Als ich im Garten des Wirthshauſes bei der Rheinbrücke die luſtige zechende Geſellſchaft erblickte, republikaniſche Geſänge und zahlreiche „Hecker hoch!“ hörte und das friſch angezapfte Bier über den Gläſerrand ſchäumen ſah, konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen. Ich nahm am Tiſche der Senſenmänner Platz, war eine Stunde lang ganz Auge und Ohr und bedauerte nur, weder Genremaler noch Stenograph zu ſeyn, um alles, was ich ſah und hörte, als naturgetreues Porträt einer Gruppe deutſcher Schenkendemokraten auf das Papier zu bannen. Als ich die Geſellſchaft verließ, um über die Mannheimer Brücke zurückzukehren, näherte ſich mir die verwitterte Geſtalt eines Freiſchärlers, der mich bereits ein paarmal umſchlichen und ſcharf auf's Korn genommen hatte. Der Mann ſchien etwas angetrunken und es entſpann ſich folgendes erbauliche Geſpräch: „Herr, ſind Sie ein Spion?“ — „Nein, mein Freund. Wenn ich's aber wäre, würde ich es Ihnen nicht ſagen.“ — „Sie ſehen mir ſehr verdächtig aus. Wir arretiren jeden Verdächtigen, wir riechen jeden Spion; uns entgeht keiner!“ — „Was berechtigt Sie mich für verdächtig zu halten, Bürger?“ — „Ihr Geſicht und Ihr Rock. Sie ſehen gar nicht aus wie ein guter Demokrat. Was haben Sie hier zu thun? was haben Sie bei uns zu ſuchen? Sie gehören nicht zur Volkswehr; warum ſetzten Sie ſich im Wirthshaus ſo nah an unſern Tiſch und ſahen immer auf uns und ſpionirten?“ — „Ich lauſchte Ihrem ſchönen Baß. Sie haben eine friſche, herrliche Kehle, und ich höre nichts lieber als ein kräftiges Lied, beſonders ein republikaniſches. Ich wollte nur meinen Durſt hier ſtillen; aber die patriotiſchen Reden und der prächtige Geſang an Ihrem Tiſche labten mich beſſer als Bier und Wein und hielten mich unwiderſtehlich feſt. Oder ich hätte meine Ohren mit Baumwolle verſtopfen müſſen, wie die Schiffer vor dem Loreleyfelſen und vor der Sireneninſel.“ — „Was Loreley, was Sirenen!“ rief der Blouſenmann, indem er ſeine ohnehin nicht feine Bierſtimme zum gröbſten Baß ſteigerte. „Ich glaube gar, Sie wollen uns noch foppen! Geben Sie Red' und Antwort, was Sie hier zu thun haben, oder ich führe Sie gleich auf die Wache. Ich ſage Ihnen, Sie ſind ſehr verdächtig. Ich halte Sie für einen preußiſchen Spürhund.“ Dieſe in einem Bärenton geſprochenen Worte hatten noch einige andere Blouſenmänner herbeigezogen und ich ſah mich bald von einem Kreiſe drohender Geſtalten ſo dicht umgeben, daß an einen Rückzug nicht zu denken war. „'S iſt gewiß ein Spion,“ ſagte ein Anderer;“ er hat nach den Kanonen hinüber geſehen und gefragt, wie viele Leute wir hier beiſammen haben.“ — „Eine ganze Stunde ſaß er bei Einem Glas Bier, wo ich doch ein Dutzend getrunken. Was hatte der Kerl ſo lange zu horchen und zu gucken?“

(Fortſetzung folgt.)

—

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Fortſetzung.)

Der Zug bewegt ſich langſam nach dem Kirchhofe. Die Frauen und Mädchen aus der nächſten Verwandtſchaft ſind ganz in einen weißen Ueberwurf gehüllt, die übrigen tragen ſchwarze Kleider, die Männer lange dunkle Röcke. Auf dem Kirchhofe wird der Sarg noch einmal geöffnet, und nun erfolgt eine herzzerreißende Scene. Mit lautem Schluchzen und Wehgeſchrei umringen Alle den Dahingeſchiedenen, drücken ſeine Hände und nehmen unter tauſend Thränen von ihm Abſchied. Der Beſtattung folgt eine Leichenfeier im Trauerhauſe, bei welcher Eſſen und Trinken die Hauptſache ſind. Oft dauert eine ſolche Leichenfeier zwei Tage.

Höchſt ſeltſame Gebräuche aber finden bei der Beerdigung der „Zwei- oder Doppelſäuger“ ſtatt. Dieß ſind ſolche, die als Kinder von der Mutter bereits entwöhnt waren, ſpäter aber noch einmal an die Bruſt gelegt wurden. Von dieſen Doppelſäugern glaubt man, daß ſie alle überlebenden Familienmitglieder nach und nach in's Grab ſaugen, wenn ſie ohne die hergebrachten Vorſichtsmaßregeln beſtattet werden. Darum wird auch bei einem Todesfall ſorgfältig nachgeforſcht, ob der Geſtorbene ein Doppelſäuger iſt oder nicht. Gewöhnlich aber pflegt ein ſolcher es bereits in geſunden Tagen ſeinen Angehörigen zu vertrauen, da eine Mutter es nicht leicht verſäumt, ihr Kind in ſpätern Jahren von dem Verſehen in Kenntniß zu ſetzen, welches ſie einſt unachtſamerweiſe an ihm begangen. Hat man alſo die

Digitized by Google

Gewißheit erlangt, daß der Todte ein Doppelſäuger iſt, ſo wird ihm vor der Beſtattung ein Geldſtück, auf deſſen Gepräge ſich ein Kreuz befindet, zwiſchen die Zähne geſteckt, wodurch ihm das Saugen benommen werden ſoll. Um demſelben aber auch jede Rückkehr zu ſeiner frühern Behauſung unmöglich zu machen, hebt man die früher erwähnte bewegliche Schwelle der großen Bogenthüre auf und läßt den ganzen Leichenzug unter derſelben hinſchreiten. Der Glaube an dieſe Doppelſäuger iſt unerſchütterlich. Noch vor wenigen Jahren ereignete es ſich, daß ein ohne dieſe Vorſichtsmaßregeln beſtatteter Familienvater von den eigenen Söhnen wieder ausgegraben wurde, weil dieſe nach ſeinem Tode von der Auszehrung befallen worden waren. Da ſie die früher verſäumten Schutzmittel nicht mehr anwenden konnten, ſtießen ſie ihm das Genick ab, um ihm ſo jede Kraft zum Saugen zu benehmen.

Weniger feierlich und umſtändlich, aber nichtsdeſtoweniger höchſt charakteriſtiſch ſind die Ceremonien, welche der Taufe im Wendlande vorangehen und folgen. Iſt in einem Hauſe ein Kind geboren, ſo zündet man mit einbrechender Dämmerung ein Licht an, welches nicht eher ausgelöſcht werden darf, als bis die Sonne wieder aufgegangen iſt. Dieſes Geſetz gilt nicht allein für die erſte Nacht, ſondern auch für alle darauf folgenden, bis zu dem Tage, wo das Kind getauft wird. Die Taufzeugen oder Gevattern haben mancherlei Verpflichtungen. Wollen ſie dem Kinde Behendigkeit und Munterkeit verleihen, ſo müſſen ſie das kleine Weizenbrödchen, welches ihnen bei der Einladung zugeſtellt wird, möglichſt raſch verzehren und den Weg nach der Kirche am Tage der Taufe in ſchnellem Schritt zurücklegen. Bei dieſem Gange dürfen ſie außerdem die Sitte der lüneburgiſchen Landleute, die Stiefeln mit Fett einzureiben, nicht beobachten, ſonſt würde der Täufling unfehlbar eine unreine Haut bekommen. Um ihrem Kinde einen ſcharfen Verſtand und ein gutes Gedächtniß zu verſchaffen, leſen die Eltern, während daſſelbe zur Kirche getragen wird, mit großer Emſigkeit in der Bibel oder im Geſangbuch. Unmittelbar nach der Taufhandlung nehmen die Gevattern irgend eine häusliche Beſchäftigung vor, damit der neue Weltbürger Luſt und Liebe zur Arbeit gewinne. Bei dem kleinen Feſtmahl, welches am Tage der Taufe ſtattfindet, legt jeder Gevatter von jedem Gerichte ein wenig für die Mutter des Kindes auf einen Teller. Was auf dieſe Weiſe für ſie zuſammenkommt, darf ſie getroſt eſſen, ohne fürchten zu müſſen, daß ihr der Taufſchmaus ſchaden werde. Außerdem verhütet dieſes Verfahren noch, daß das Kind wähleriſch — „kür'ſch," wie man ſagt — im Eſſen wird.

Die Verlobungen werden meiſtentheils von den Eltern abgeſchloſſen; Uebereinſtimmung der Charaktere und Liebe kommen dabei wenig oder gar nicht in Betracht. Das bewegliche und unbewegliche Vermögen beider Theile wird veranſchlagt und verglichen, und wenn jeder ſeine Zufriedenheit mit dem Gebotenen äußert, ſo wird der Ehevertrag vor Gericht abgeſchloſſen. Der Bräutigam ſucht eine Ehre darin, ſeiner Braut koſtbare Geſchenke zu machen, und führt ſie im prächtigſten Staat in die Kirche, auf Märkte und Tanzſäle. Iſt der Morgen des Hochzeittags gekommen, ſo holt der Bräutigam mit einem ſechsſpännigen Wagen ſeine Braut von ihrem Wohnorte ſelbſt ab, wobei ihm ſein nächſter Verwandter hülfreiche Hand leiſtet. Dieſer reitet auf dem Sattelpferde des vorderſten Geſpans, der Bräutigam auf dem des letzten. Jeder iſt mit einem bunten Tuche geſchmückt, welches die Braut geſchenkt hat und das mit einem Zipfel auf der Schulter angeheftet iſt, daß es luſtig im Winde flattert. Die Peitſchen zieren ſchöne hellfarbige Bänder. Bei großen Hochzeiten reiten die jungen Burſchen des Dorfes in vollem Sonntagsſtaat vor und neben dem Wagen als Ehrengeleit, welches in anſehnlichen Orten oft aus fünf-und-zwanzig bis dreißig Reitern beſteht, die auf ihren muthigen Pferden ihre Geſchicklichkeit im Roſſebändigen zeigen. Auf dem Wagen ſtehen die Brautjungfern und ſchauen mit ſtillem Entzücken auf das fröhliche Getümmel herab.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Auguſt.

(Schluß.)

Der Baſſinger Handel.

Gegen den Beſchluß des Bundesrathes, die Generalität des badiſchen Revolutionsheeres auszuweiſen, proteſtiren fortwährend nicht nur die radikalen Blätter, ſondern in ihnen zum Theil die von dieſem Beſchluſſe Getroffenen ſelbſt. So demonſtrirt Struve dem Bundesrathe ſonnenklar, daß er kein Recht habe ihn Landes zu verweiſen, und Heinzen, der bereits ſeit einem halben Jahre dem Ausweiſungsbeſchluſſe getrozt, ſpricht aufs Neue mit recht radikaler Unverſchämtheit dem Bundesrathe Hohn. Undank iſt der Welt Lohn. Die Struve'ſchen Einfälle ließ man mit heimlicher Freude wenigſtens gewähren; jezt lohnt er mit Ausfällen gegen ſeine eigenen Gönner. Die Heinzenſchen Brandſchriften, in denen es hieß, jeder Berg in der Schweiz möchte ein Vulkan

Digitized by Google

werden, der die Revolution nach Deutſchland ſpeie, ließ man ungehindert über die Grenzen wandern. Jetzt hat Deutſchland dafür nicht nur eben ſo viele revolutionäre Hungerleider zurückgeſpien, ſondern Heinzen ſucht nun erſt in der Schweiz ſelbſt die Revolution anzuzünden, ehe er daran denkt, ſie aufs Neue nach Deutſchland zu tragen. Seine neueſte Schrift „Blicke auf die badiſch-pfälziſche Revolution“ iſt ein neues Muſterſtück rothrepublikaniſcher Frechheit. — Der Büſinger Handel iſt zur „Ehre“ und „Satisfaktion“ der Eidgenoſſenſchaft beigelegt, in majorem gloriam Helvetiae. Die Entſtellungen dieſer Angelegenheit in der ſchweizeriſchen Preſſe waren zum Theil wirklich ſehr ſpaßhaft, die Deklamationen ſogar rührend. „Gieße den Geiſt Koſſuths und ſeiner Magyaren über uns aus!“ rief hier ein Patriot, und „gib uns die Weihe Robert Blums, des Erſchoſſenen“ ein anderer, Angeſichts der drohenden Gefahr, welche zweihundert Heſſen dem Vaterlande bereiteten. Aus den älteſten Rumpelkammern ſuchte man Waffen herbei, Spieße und Hellebarden von Sempach und Morgarten, und das Volk brannte vor Verlangen, ſich mit dem Feinde ſeiner Freiheit zu meſſen. Selbſt der Bundesrath ſandte den Sieger von Gislikon an der Spitze von 24,000 Mann gegen das feindliche Häuflein — wahrlich viel Ehre für die Heſſen! — ein Perſerheer gegen zweihundert Spartaner! Doch man täuſche ſich nicht über die Abſicht des Bundesrathes: die Büſinger Neutralitätsverletzung war ihm ein willkommener Vorwand, Truppen zuſammenzuziehen zur allfalligen Deckung ſeiner eigenen Maßregeln. Die Angriffe der Preſſe gegen die weiſe, gemäßigte Politik des Bundesrathes, beſonders gegen die Ausweiſung der Flüchtlingshäupter waren ſo maßlos, daß ſie nicht verſchmähte, ihm Namen zu geben, wie Bundesverrath, Champagnerſocietät, Zierdengelrath und dergleichen. Ja man drohte ſogar mit einem Angriffe auf den Bundesrath mit Hülfe der Flüchtlinge. „Bereits ſind bei 12,000 Mann aus dem badiſchen Völkerfreiheitskampfe in der Schweiz. Gut, wir werden ſie brauchen können, um mit uns dem Freiheitsmörder in Berlin und Harlequin I. von Frankreich die Päſſe nach der Unterwelt zu viſiren,“ hieß es unter andern im „Unabhängigen“ mit verſteckter Drohung gegen die eigene Regierung. Dazu verſpürte man in den Urkantonen Bewegungen in ganz entgegengeſetzter Richtung. „Hier in der Heimath des großen Schützen“ ſo deklamirte ein anderes Blatt, „hier, wo die junge Schweiz ihre erſten Athemzüge that, wo zuerſt das große Beiſpiel wahrer Freiheit und Gleichheit in's Leben ſprang, hier, wo einſt der einfache Hirte ſich dem Könige gleich dünkte und nichts glühender haßte, als die Anbetung leerer Hüte und Köpfe, hier jauchzt man den Waffenknechten der Feinde Gottes und der Menſchheit entgegen.“ Genug, die kaum unter einen Hut gebrachte Eidgenoſſenſchaft ſchien in verſchiedene Lager auseinanderfallen zu wollen und der Bundesrath begann für ſein neues Daſeyn zu fürchten. Daher die Einberufung einer „eidgenöſſiſchen Rheinarmee“ und ihre Entlaſſung, ſobald der Sturm vorüber. Verhielte es ſich nicht ſo, ſo wären wenigſtens nicht die Heſſen die Blinden geweſen, ſondern die Bundesräthe. Jedenfalls war der ganze Lärm ein blinder.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Eine neue Poſſe — Der Hippodrom. Stiergefechte.

Pariſer Krämer haben ſich gegen ihre 200 Francs einem Reiſeſpekulanten überliefert und wollen ihre Ehehälften daheim laſſen. Dieſe aber, ſobald ſie vom heimlichen Vorhaben ihrer Männer unterrichtet worden, faſſen den Entſchluß, auch ihrerſeits die Reiſe mitzumachen und ihren Männern zum Trotz London auch zu beſehen. Letztere ſind natürlich ſehr erſtaunt als ſie in der Geſellſchaft, welche zur Beſichtigung Londons im Bahnhofe aufgeladen wird, ihre Ehefrauen erblicken. Die Verfaſſer meinten recht ſpaßhaft zu ſeyn, wenn ſie die Aeußerungen des Uebelbefindens einer Reiſegeſellſchaft zur See darſtellten; allerdings hat der Maler Biard ein ſehr komiſches Gemälde der Art geliefert, das man nicht ohne Lachen betrachten kann; aber ſo etwas ſieht ſich beſſer auf einem Gemälde als auf der Bühne, und das Aechzen der Reiſenden, welche die Wirkung der Wellen in ihrem Magen empfinden, iſt nichts weniger als luſtig. Das Gaſtmahl, welches den Reiſenden in England aufgeſetzt wird, iſt vielmehr ein deutſches als ein engliſches, und die Kritiker in den Feuilletons, obgleich ſie meiſt ächte Pariſer ſind, bemerken dieſen geographiſchen Schnitzer; denn unter dieſen Feuilletoniſten ſind manche, welche bereits die Reiſe mittelſt jener Spekulation unternommen und ſich mit der engliſchen Küche vertraut gemacht haben. Das beſte in dem Clairville'ſchen Stücke iſt ein chineſiſches Ballet, das angeblich in der jonque chinoise auf der Themſe aufgeführt wird, und eine vergebliche pantomimiſche Darſtellung im Coventgardentheater, wobei Punch in Stücke geſchnitten und in einer Caſſerole gebraten wird, der Richter aber, der den Thäter verurtheilen will, in zwei Hälften getheilt wird, wovon die obere in die Luft fliegt und die untere ſich ſehr lebhaft auf der Bühne geberdet. Mitunter treten Zwerge auf, welche zu ungeheuern Rieſen aufwachſen, und dergleichen Tollheiten mehr, von denen manche eben nicht mehr neu ſind. Man hätte allenfalls Araber, die hier auf einer ganz kleinen Bühne ſpielen und allerlei halsbrechende Spiele treiben und die Glieder auf unglaubliche Art verrenken, zu einer Pantomime engagiren können. Zum Schluſſe der Poſſe verſpätet ſich der Reiſetrupp bei der Abfahrt des Dampfſchiffes, und entſchließt ſich mit dem Green'ſchen Luftballon nach Frankreich zurückzukehren.

Der Hippodrom hat jetzt endlich den Pariſern die längſt verheißenen ſpaniſchen Stiergefechte vorgeführt. Aber eine förmliche Stierhetze, wie ſie in Spanien ſtattfindet, hat die Polizei nicht erlaubt, und man mußte ſich daher damit begnügen, die im mittäglichen Frankreich üblichen Spiele dieſer Art darzuſtellen. Man hat junge Stiere ausgewählt, welche ganz ſanftmüthig ausſehen und keinem Menſchen irgend ein Leid thun möchten. Die Kämpfer erſcheinen in baskiſcher Tracht und ſind auch wohl aus dem Baskenlande gebürtig, denn ſie ſcheinen mit der Stierhetze vertraut, und einer derſelben ſchwingt ſich mit großer Behendigkeit auf den Rücken der Stiere. Aber eben weil alles bei dieſem Kampfe ſo ruhig und gutmüthig hergeht, kann es beim Publikum nicht dieſelbe Theilnahme erregen, welche ein Stiergefecht in Spanien erregt. Die Bereiterinnen im Hippodrom, welche ſo halsbrechende Stücke zum Beſten geben, ſind weit größerer Lebensgefahr ausgeſetzt, als jene Basken ihren jungen Stieren gegenüber. Der Schauſpieler im Hippodrom muß ſein Leben oder doch ſeine Gliedmaßen daran wagen; dieß iſt aber keineswegs der Fall bei den Stierhetzen, wie ſie jetzt im Hippodrom zu ſchauen ſind. Die ſpaniſchen Thiergefechte haben bei dieſer Gelegenheit ihre Vertheidiger gefunden, und Theophile Gautier, der Theater- und Kunſtkritiker ſucht im Feuilleton der Preſſe zu beweiſen, daß jenes Schauſpiel keineswegs dazu beitrage, den Zuſchauern Grauſamkeit einzuflößen, und daß die ſpaniſche Nation trotz ihrer Stierkämpfe ſicher keine größern Beweiſe von Blutdurſt gegeben habe, als die franzöſiſche in ihren Bürgerkriegen, und beſonders während der ſchrecklichen Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 217. Montag den 10. September 1849.

Tanzt, Paar um Paar, den Ringeltanz,
Bei Saitenklang im Blumenkranz!
Die Hand geklatſcht und flink herum!
Ihr Männer dort, ſuchheiet,
Und trinkt der Braut Geſundheit um.

J. H. Voß.

Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg.

(Schluß.)

Ein anderer Wagen führt die Muſikanten und ein dritter, leerer — der ſogenannte Kiſtenwagen — iſt dazu beſtimmt, die Mitgift der Braut abzuholen, welche aus einem großen ſchweren, feingearbeiteten Schranke, einem Koffer und Spinnrade, einigen gepolſterten Stühlen, Betten u. dgl. beſteht. Unter Lachen, Scherzen und Singen langt der Zug vor dem Hauſe der Braut an; dieſe wird von dem Bräutigam und ſeinen Begleitern auf den Wagen gehoben, Alles ſchwingt ſich wieder auf die Pferde, und fort geht es in ſauſendem Galopp bis zur Grenze des Dorfes, in welchem der Bräutigam wohnt. Hier wird plötzlich angehalten; der Bräutigam wendet ſich um und fragt ſeine Braut: „Jungfer Brut, wer föhrt di?“ (Jungfer Braut, wer fährt dich?). Sie antwortet darauf: „Godd und gode Lüde“ (Gott und gute Leute). Mit den Worten: „denn deit et de Düwel nich,“ (dann thut es der Teufel nicht) treibt der Bräutigam die Pferde wieder an und in vollem Jagen braust der Zug in's Dorf hinein. Iſt der Wohnort des Bräutigams weit von dem der Braut und vom Kirchdorf entfernt, ſo wird die leztere ſchon am Tage vor der Hochzeit abgeholt, damit die Luſtbarkeiten nicht zu ſpät beginnen. — Außer den Brautjungfern ſpielen die ſogenannten „Trauleiter“ eine Hauptrolle. Dieß ſind vier Ehepaare aus der nächſten Verwandtſchaft der beiden Verlobten, zwei aus der des Bräutigams und zwei aus der der Braut. Sobald der Hochzeitszug in der Kirche angekommen iſt, ſtellt ſich der Bräutigam mit ſeinen Verwandten an der einen und die Braut mit den ihrigen an der andern Seite des Altars auf. Dann ſtimmt der Küſter den Geſang an und darauf folgt die kirchliche Einſegnung. Nach derſelben wechſeln Braut und Bräutigam die eben erwähnten Plätze, bis die Schlußverſe des Chorals geſungen ſind, und ſchreiten dann neben einander aus der Kirche.

Nach der Trauung hebt ein fröhliches Leben an. Zuerſt wird ein großes Mittagsmahl gehalten; nach Beendigung deſſelben beginnt die Hauptfeſtlichkeit des Tages: das Tanzen. Hiebei wird die Braut außerordentlich in Anſpruch genommen. Ihre beſchwerlichſte Verpflichtung beſteht darin, von Stunde zu Stunde in einem andern Anzuge zu erſcheinen, damit ſich alle Gäſte von ihren Kleiderſchätzen und ihrem Geſchmacke überzeugen. Sobald die Muſikanten ihre Plätze eingenommen und ihre Inſtrumente geſtimmt haben, treten die vier männlichen Trauleiter in Hüten, langen Röcken und mit einem auf der Schulter befeſtigten bunten Tuche hervor und eröffnen die Luſtbarkeit damit, daß jeder eine Zeitlang allein mit der Braut tanzt. Die übrigen Hochzeitgäſte dürfen ſich aber weder an dieſem noch an dem folgenden „Ehrentanz“ betheiligen. Nach dem Trauleitertanz, der etwa eine halbe Stunde dauert, erſcheinen die Brautjungfern auf dem Tanzplan und ſchließen einen Kreis um Braut und Bräutigam. Jede trägt einen kleinen, mit brennenden Wachskerzen geſchmückten Tannenbaum oder ein mit Blumenguirlanden umwundenes Licht in der Hand. Dann tritt der Bräutigam zu den Muſikanten, legt ihnen eine Handvoll Geldſtücke auf den Teller und fordert einen Tanz für ſich und ſeine Braut. Die Geigen, Flöten, Clarinetten und

Digitized by Google

Trompeten ertönen, und das junge Ehepaar tanzt mit verſchiedenen Pauſen ungefähr eine Stunde lang ganz allein in dem von Lichterſchein taghell erleuchteten Kreiſe herum. Sobald ein Ruhepunkt eintritt, erſcheinen die Mütter der Neuvermählten, bringen Kuchen und Wein herbei und trinken ihren Kindern zu. Sind dieſe beiden Ehrentänze, welche den Muſikanten manchen harten Thaler von Trauleitern, Bräutigam und Eltern eintragen, mit den gehörigen Ceremonien abgemacht, ſo beginnt das allgemeine Tanzen, welches mit unermüdlicher Luſt die ganze Nacht hindurch fortgeſezt wird.

Daß die Wenden feſter an volksthümlichen Gebräuchen halten als die Germanen, beweiſen die Feierlichkeiten, die am Schluß der Ernte ſtattfinden. Während die leztern nur noch hin und wieder ſogenannte „Erntebiere“ veranſtalten, Zuſammenkünfte im Hauſe eines der Höfner des Dorfes, wobei getanzt und getrunken wird, haben die Wenden zur Erntezeit noch jezt ein beſonderes Feſt. Dieß wird „Auſt“ genannt — eine Zuſammenziehung des Monatnamens Auguſt — und regelmäßig an dem Tage gefeiert, an welchem man den lezten Roggen ſchneidet. Früh am Morgen verſammeln ſich alle Bewohner eines Dorfes nebſt Vettern und Freunden aus benachbarten Orten in dem Hauſe des „Auſtgebers,“ des Bauern, welchem die Hauptbewirthung beim Feſte obliegt, und ziehen gepuzt mit Geſang und Jubel hinaus auf's Feld. Hier beginnt dann ein luſtiges Leben. Die Mäher und Binderinnen ſtellen ſich in Reih und Glied vor den lezten Kornfeldern auf, und unter Scherz und Lachen ſinken die Schwaden vor den blanken Senſen der kräftigen Burſche. Je raſcher dieſe mähend dahin ſchreiten, deſto hurtiger handhaben die fröhlichen Mädchen ihre Harken und binden mit einer Emſigkeit, daß ihnen die hellen Schweißtropfen über Stirn und Wangen perlen. Iſt die lezte Garbe gebunden, ſo zieht die ganze Schaar wieder ſingend und jubelnd in's Dorf und ſezt ſich im Hauſe des Auſtgebers an die langen Tiſche, auf denen alle wendiſchen Hauptgerichte dampfen, und ißt und trinkt bis zur dritten oder vierten Nachmittagsſtunde. Um dieſe Zeit beginnt der Tanz auf der geräumigen Lehmdiele, zuerſt im Hauſe des Auſtgebers, dann aber der Reihe nach in allen Häuſern des Dorfes. Voran ſchreiten die Muſikanten, ein luſtiges Stück ſpielend; ihnen folgen paarweiſe die jungen Burſche und Mädchen, und hintendrein geht und hüpft und ſpringt und läuft Alles, was mag und kann. Iſt man im Nachbarhauſe angekommen, ſo wird ſogleich ein tüchtiger Antrittstanz getanzt; darauf iſt Pauſe, und Tänzer und Tänzerinnen, Geiger und Pfeifer, Alt und Jung laben ſich an Bier und Branntwein, Weißbrod und Kuchen. Je nachdem das Dorf groß oder klein iſt, werden dann noch mehr oder weniger Touren in demſelben Hauſe getanzt; nach dem lezten Walzer oder „Schottiſchen“ aber ſezt ſich der Zug wieder in Bewegung und rückt in der oben erwähnten Ordnung in das nächſte Haus ein, wo Tanzen und Zechen abermals mit einander wechſeln, bis der Mahnruf zum Weiterziehen erſchallt. Haben Tänzer und Tänzerinnen auf allen Dielen des Dorfes Proben ihrer Geſchicklichkeit abgelegt, haben die „geſezten Leute“ und Muſikanten aus allen Bier- und Branntweinfäſſern ein Gläschen oder zwei getrunken, ſo kehrt der Zug mit bedeutend erhöhter Seligkeit zum Hauſe des Auſtgebers zurück und tanzt und zecht dort bis zum lichten Morgen.

Epiſoden aus der badiſch-pfälziſchen Revolution.

(Fortſezung.)

Die Scene, die mich im erſten Augenblick amüſirt hatte, wurde unheimlich. Ich hatte ungefähr die Empfindung jenes armen Schreibers von Chatham unter den Leuten Hans Cades, die ihn als Verräther und Volksfeind aufknüpfen, weil er ſeinen Namen ſchreiben konnte. Unter den Männern, die mich drohend umſtanden, glaubte ich wirklich einige jener Shakeſpeareſchen Pöbelgeſtalten, vor allen Märten den Mezger von Aſhford, und um ihn her noch ein Dutzend Panduren aus Trenks Bande deutlich zu erkennen. Ich gab meinen ſpöttiſchen Ton auf und bemühte mich ſalbungsvoll wie ein demokratiſcher Zelot zu ſprechen. Meine Verſicherung, daß ich ein eben ſo guter Demokrat ſey wie ſie, machte keinen rechten Eindruck. Erſt als ich ein paar Revolutionsmänner, Namen von beſtem Klang, als Bürgen und Freunde nannte und mich erbot, zur Beſtätigung der Wahrheit des Geſagten ein Dutzend Maas Bier zum Beſten zu geben, wurden die Spionenriecher ruhiger und entſchuldigten ſich ſogar ſo höflich, als es ihre demokratiſchen Manieren erlaubten. Nicht wenig froh, aus dieſer Klemme erlöst zu ſeyn, verdoppelte ich meine Schritte über die Rheinbrücke. Mein erſter Gang in Mannheim galt einem Laden, wo Freiſchärlerhüte und rothe Federbüſche zu verkaufen waren.

Am 28. Mai war die Feier des Verbrüderungsfeſtes. Volk, Militär und Bürgerwehr ſollten auf dem großen Exercirplatz am rechten Neckarufer auf öffentliche Koſten ſchmauſen und trinken. Die Idee war ſchön; Hoffnung, Appetit und Durſt der Betheiligten waren groß und allgemein. Des ſiegreichen

Digitized by Google

Volksführers Cade berühmtes Verſprechen: „im erſten Jahr unſerer Regierung ſoll auf Staatskoſten durch die Seigerinnen nichts als rother Wein laufen," hat einſt in London ſchwerlich ſtürmiſcheren Beifall geerntet, als das Programm des badiſchen Verbrüderungsfeſtes, welches die Kehlen des ſouveränen Volks mit Malztrank zu waſchen verſprach. Leider entſprach auch dießmal die Wirklichkeit ſo wenig der Idee, wie bei Louis Blanc's Nationalwerkſtätten-Projekt.

Es war ein überaus heißer Tag. Die Sonne brannte mit äthiopiſcher Glut und die dürre Neckarheide glühte wie Saharaboden. In langen Reihen defilirten die Bürgerwehr, die Turner, die bewaffneten Arbeiter und die Soldaten, vor den Herrn Brentano, Raveaux, Sigel, Eichfeld, welche zu dieſer Feier von Karlsruhe gekommen waren. Sigel zog nebſt Brentano die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer am meiſten auf ſich, da man wußte, daß die Leitung der Kriegsoperationen zunächſt in die Hände jenes blutjungen Mannes gelegt waren. Das blaſſe, ſchöne, jungfräulich feine Geſicht Sigels gefiel den Frauen und flößte ſelbſt den bärtigen Veteranen des badiſchen Heeres keine Abneigung, kein Mißtrauen ein. Das feurige Auge und die marmorne Miene des jungen Oberbefehlshabers, die feſte Haltung, die Zuverſicht und das ſtarke Selbſtvertrauen, die aus ſeiner Rede ſprachen, ſöhnten mit der allzuzarten Jugendlichkeit ſeines Geſichtes aus. Mancher mochte an Napoleon, Alexander oder Hannibal denken, deren glänzendſte Kriegsthaten auch in ihre zwanziger Jahre fallen, wie überhaupt die ganze Geſchichte beweist, daß Kriegsglück und Sieg der Kühnheit und dem Feuer der Jugend holder ſind, als der Schlauheit und der kühlen Berechnung ſtrategiſcher Graubärte. Sigel ſcheint höchſtens zweiundzwanzig Jahre alt, obgleich er drei Jahre mehr zählen ſoll. Schon als Kadet ſoll er durch ſein nachdenkendes Weſen, durch Ehrgeiz und perſönlichen Muth ſich unter ſeinen Kameraden bemerklich gemacht haben. Als Lieutenant ſchrieb er militäriſche Artikel in verſchiedene Zeitſchriften, worin er die Organiſation der badiſchen Armee einer beißenden Kritik unterwarf. Dadurch machte er ſich unter ſeinen Kameraden und Vorgeſetzten Feinde und wurde genöthigt ſeinen Abſchied zu nehmen. Später ſahen wir ihn in den Reihen der Republikaner bei'm Hecker-Struve'ſchen Aufſtand im badiſchen Oberlande, wo er unter den militäriſchen Führern eine Rolle ſpielte. Sigel gewann die Liebe und Achtung ſeiner Schickſalsgefährten durch Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit. Für ſich ſelbſt war er immer mäßig, für andere freigebig, ſo weit ſein Beutel reichte. Seinem männlichen Charakter, ſeinem ritterlichen Muth wurde ſelbſt von denen vollſte Anerkennung gezollt, welche in ſeine Talente als Taktiker und Strateg Zweifel ſezten. Nachdem alle Hoffnungen der badiſchen Revolution kläglich geſcheitert waren und die Trümmer des Heeres ſich auf ſchweizeriſchen Boden geflüchtet hatten, hörte ich, mit Ausnahme der Freunde Blenkers, deren Haß rein perſönlicher Art war, keinen Flüchtling über Sigel klagen. — Wenn der Ingrimm über getäuſchte Hoffnungen dieſe Unglücklichen zu wüthenden Schmähungen und Gegenanklagen trieb, ſo kam doch Sigel bei allen Parteien unverlezt durch. Allenfalls bemerkte man von ihm, daß er keine Menſchenkenntniß habe, zu gutmüthig, zu vertrauensvoll ſey und mit dem Geld nicht zu wirthſchaften wiſſe. In ſeiner Kriegskaſſe war beſtändige Ebbe; denn er ſtreute immer mit vollen Händen unter die Abenteurer aus, welche ſich an ihn drängten.

Als die Muſterung vorüber war, drängten ſich Soldaten und Volkswehrmänner unter die Zelte, um ihren Durſt zu ſtillen. Die vorhandenen Vorräthe an Trank und Speiſe reichten aber nicht für den zehnten Theil der ſich meldenden Candidaten hin. Eine Caravane durſtiger Kameele der Wüſte kann ſchwerlich in derſelben Zeit eine größere Portion von Flüſſigem einſchlürfen, als die Blouſenmänner, denen es gelang ſich unter die Zelte Bahn zu brechen. Der Inhalt der Fäſſer ging ſchnell auf die Neige und nun entſtand Murren und Unfrieden. Diejenigen, welche vor den Fäſſern keinen Platz gefunden hatten, ſuchten die andern aus den Zelten zu drängen. Statt Bruderküſſe ſezte es ernſthaft gemeinte Rippenſtöße und vollwichtige Fauſtpüffe. Die ſchöne Theorie des großen Volksmahles und Verbrüderungsfeſtes ging wieder einmal in ſocialiſtiſchem Dunſt auf. Die Praxis davon zeigte nur die Errungenſchaften einer großartigen Prügelei, verrenkte Knochen und braun und blau gedroſchene Glieder.

Im ernſten Nachdenken über die praktiſche Unausführbarkeit der ſchönen ſocialiſtiſchen Ideen kehrte ich nach Mannheim zurück. Beim Eintritt in die Alleegaſſe ſah ich mich plötzlich von zwei Armen umſchlungen, an einen polniſchen Schnurrock gedrückt, von einem Schnurrbart berührt und mit den Liebkoſungen des Wiederſehens eines zärtlichen Freundes überſchüttet. Seltſam überraſcht von dieſer ſtürmiſchen Begrüßung, ſah ich dem ſchnurrbärtigen Polacken ſcharf in's Geſicht und erkannte einen Wiener Oktoberrevolutionsmann, Herrn Adolph Chaiſes, den Clubpräſidenten und Commandanten des demokratiſchen Freikorps.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Theaterangelegenheiten. — Neue muſikaliſche Inſtrumente.

Theophile Gautier geht noch weiter und behauptet, die Stiergefechte ſeyen ſogar ein moraliſches Schauſpiel, indem ſie dem Volke beweiſen, wie hoch die mit Vernunft und Gewandtheit gepaarte Kraft des Menſchen über der rohen blinden Wuth des Thieres ſtehe. Allerdings gibt es in Paris dramatiſche Darſtellungen, welche an der Seele mehr verderben als der Anblick der Stierkämpfe. Aber eine andere Frage iſt es, ob man ein Schauſpiel dulden dürfe, in welchem unſere Nebenmenſchen ſich der Gefahr ausſetzen, ihr Leben zu verlieren oder ſchrecklich verſtümmelt zu werden. Richtete man dieſe Frage an Th. Gautier, ſo würde er vielleicht ſeinerſeits fragen: warum erlaubt man denn die halsbrechenden Bereiterſtücke, wie ſie im Hippodrom gegeben werden, wo man zarte weibliche Weſen, auf einem leichten Wagen ſtehend, Roſſe in vollem Laufe um ein Ziel treiben ſieht, ſo daß der Fehltritt eines Pferdes die Zerſchmetterung des Wagens und die Verſtümmelung der Lenkerin zur Folge haben müßte? warum erlaubt man den Seiltanz und dergleichen für die Spieler gefährliche Darſtellungen? warum das Aufſteigen in einem Luftballon, das ſchon mehreren, die es verſucht haben, das Leben gekoſtet hat? Und hat es andererſeits nicht auch ſeinen Nutzen, die Menſchen aufzumuntern, den größten Gefahren Trotz zu bieten, und ſcheinbar unbeſiegliche Schwierigkeiten zu überwinden, um die Herrſchaft des Menſchen über die Thierwelt und über die todte Natur zu erweitern? Man ſieht, daß die Sache aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet werden kann. — Hinſichtlich der Theaterangelegenheiten iſt von Seiten der Nationalverſammlung keine Entſcheidung erfolgt; die verlangten 600,000 Fr. ſind zwar nicht verſagt, aber auch nicht bewilligt worden, mithin haben vor der Hand die großen Theater außer der gewöhnlichen Unterſtützung, welche ſehr beträchtlich iſt, nichts vom Staate zu erwarten. Victor Hugo und andere Theaterdichter hatten zu beweiſen geſucht, daß nichts Dringenderes, Erſprießlicheres verfügt werden könne als die verlangte Zulage von 600,000 Fr., an welcher ſämmtliche Pariſer Bühnen, große, mittlere und kleine Theil, nehmen ſollten. Aber vielen Repräſentanten hat die Sache gar nicht ſo eingeleuchtet wie dem großen Dichter und ſeinen Collegen. Sie mochten denken, es ſey nicht die Schuld des Staates, wenn ſich die Theater ſo ſehr vermehrt haben, daß ſie einander aufreiben, und ſeit der Revolution befinden ſich andere Gewerbszweige, zum Theil ſehr nützliche, in ſo mißlichem Zuſtande als die Schauſpiele. Bekanntlich iſt der Buchhandel noch mehr ins Stecken gerathen als das Theaterweſen, und daran wurde man kürzlich durch einen Fall vor dem Zuchtpolizeigericht ſchmerzlich gemahnt. Eine Romanſchriftſtellerin ſtand vor Gericht wegen Bettelei; ihr Name wird in den Gerichtsblättern nicht genannt, und wahrſcheinlich iſt er auch wenig bekannt; ſolcher Damen, die mittelmäßige oder ſchlechte Romane aus Noth ſchreiben, gibt es hier allzu viele. Die Angeklagte verſicherte, ſie habe nie gebettelt, wohl aber habe ſie ſich in die Wohnungen bemittelter Familien begeben, um ihnen ihre Romane anzubieten, da ihr Verleger bankerott geworden ſey, und ſie ſich mithin ſelbſt mit dem Abſatz der Exemplare befaſſen müſſe. „Ah ſo," rief der Gerichtspräſident, „gerade wie Lamartine, der ſein eigener Verleger iſt, und die Leute durch ein Handſchreiben zur Subſcription einladet." Nach dieſer Bemerkung konnte das Gericht das Feilbieten der Romane der Dame nicht mehr als Bettelei anſehen, und ſie wurde daher freigeſprochen. Vermuthlich hat aber die Bemerkung des Präſidenten dem berühmten Dichter übel in den Ohren geklungen. — Die große Oper und das Odeon, auch das Gaietétheater bleiben noch immer geſchloſſen. Die komiſche Oper iſt aber ſehr thätig, und ſcheint, beſonders ſeit die große Oper verſtummt iſt, gute Geſchäfte zu machen. Sie hat nun wieder das Glück eine Sängerin zu beſitzen, Madame Ugalde-Bauſſet, welche allgemein gefällt, und wirklich mit einer ſchönen Stimme ein anmuthvolles heiteres Spiel verbindet. Die jetzige Lieblingsoperette iſt „der Caid." Es iſt eben nicht viel Poeſie darin, aber Ambroiſe Thomas hat eine ſehr gefällige Muſik dazu geſetzt. Wir ſehen hier eine franzöſiſche Modiſtin, einen franzöſiſchen Muſterreiter und einen franzöſiſchen Tambourmajor mitten unter Muſelmännern, und zwar bei einem Caid, der eine Art Serail hält und dem der Muſterreiter verſpricht, ihn von unſichtbaren Feinden zu befreien, welche ihm zuweilen in der Nacht eine Tracht Prügel geben, ohne daß es ihm gelingt zu erfahren, von weſſen Händen er ſie empfängt. Der Caid hat einen Rathgeber, welcher von dem drolligen Sante-Foix auf's beluſtigendſte dargeſtellt wird. Das Ganze iſt vielmehr eine Poſſe als eine Oper; aber in der jetzigen ernſten Zeit nimmt man gern dergleichen Dinge zur Erheiterung hin und ſchenkt ihnen mehr Aufmerkſamkeit als ſonſt. Als ich der Vorſtellung des Caid beiwohnte, gab man zuerſt Monſignys alten Deſerteur, eine Operette, welche unſere Eltern, ja unſere Großeltern ergötzte, und die noch immer gern geſehen wird, wenn die Rollen gut beſetzt ſind; nur hat ſchon längſt die Muſik verſtärkt werden müſſen; mit Geigen und Bäſſen iſt es heutzutage nicht mehr gethan; Blasinſtrumente ſind unentbehrliche Beſtandtheile des Opernorcheſters geworden. Unſere Voreltern waren weit genügſamer in der Muſik wie in andern Dingen. Mit zwölf Mann konnte man damals das Orcheſter beſetzen, heutzutage ſind dreißig Mann kaum genug, und die große Oper braucht noch viel mehr. Auch die Inſtrumente ſind viel zahlreicher als früher. In der jetzigen Ausſtellung der Induſtrieprodukte kann man die ganze Sippſchaft der von Sax erfundenen und verbeſſerten Blasinſtrumente ſehen, deren einige bereits in die Militärorcheſter übergegangen ſind und auch ſchon in den Theatern gebraucht werden, wie man bei den Vorſtellungen von Meyerbeers Propheten vernehmen konnte. Ob der Rieſenbaß, der in jener Ausſtellung zu ſchauen iſt, ebenfalls in Gebrauch kommen wird, iſt zu bezweifeln, ſo lange keine Rieſenmuſikanten auftreten, um einen ſolchen fünfzehn Schuh hohen Baß zu ſpielen, deſſen Saiten ſo dick ſind, daß man ſie mit den Fingern nicht niederdrücken kann, ſondern einer eigenen Vorkehrung dazu bedarf. Der Baſſiſt muß eine Leiter oder einen Katheder beſteigen, um das Ding handhaben zu können. Welcher Arm wird aber im Stande ſeyn die Saiten zu ſtreichen? Neben dieſem Baß für Cyclopen oder Titanen nimmt ſich ein Orgelchen ſonderbar aus, das man faſt in eine Schublade ſtecken könnte. Dieß iſt freilich nur ein Spielzeug, oder vielmehr ein Modell, durch welches man die Einrichtung einer Orgel den Unkundigen begreiflich machen wollte.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 218. Dienſtag den 11. September 1849.

Ce que la caricature a été avant les lois de septembre, et ce qu'elle est devenu depuis, rappelle un peu la comédie d'Aristophane et celle de Ménandre.

Revue des deux mondes. 1846.

Die Carrikatur ſeit dem 24. Februar.

Erſter Artikel.

Fürchten Sie nichts; ich habe keine Luſt, die Septembergeſetze zu vertheidigen. Erſtens wäre die Zeit zu einem ſolchen Unternehmen ſchwerlich gut gewählt; zweitens bin ich in dieſem Augenblick auf Politik mich einzulaſſen durchaus nicht aufgelegt. Es mag alſo Einer kommen und mir ſagen, dieſe Septembergeſetze ſeyen ſchändlich, ſcheußlich, gottlos geweſen, ſo werde ich mir nicht die Mühe nehmen ihm zu widerſprechen, wenn ich auch nicht ſo weit gehen möchte, ihm Recht zu geben. Aber in meiner Eigenſchaft als Kunſtfreund, der zu einem Mäcenas, wenn auch nicht die Mittel, doch den guten Willen hat, kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieſe böſen Septembergeſetze, nach meinem Dafürhalten, die plaſtiſche Satire, die ich von jeher ſehr lieb hatte, weſentlich gefördert haben.

Dieſer Satz bedarf vor allen Dingen einer Erläuterung, denn es kommt darin der Schulausdruck „plaſtiſche Satire“ vor, und Schulausdrücke ſollen dem löblichen Publikum nicht ohne erklärende Begleitung vorgeführt werden. — Unter plaſtiſcher Satire verſtehe ich alſo alle gezeichneten, gemalten, geſtochenen, radirten, getuſchten, geſchnizten oder durch ein ähnliches Mittel angefertigten Werke, die auf Koſten gewiſſer Zuſtände und Perſonen die Lachluſt der großen und kleinen Welt zu befriedigen ſuchen.

Etliche Jahre nach dem Abſchluß des allgemeinen Friedens hatte auf dieſem Gebiet, wie im geiſtigen Leben überhaupt, bei den Franzoſen eine außerordentliche Regſamkeit begonnen, verbunden mit unüberwindlich ſtarkem Hang nach Neuerung, und als nach den Julitagen eine zügelloſe Freiheit einriß, gewann dieſes Fach eine Ausdehnung, von der man bis dahin keinen Begriff hatte. Vom allgemeinen Luftzug der damaligen Zeit ergriffen, warf ſich auch die plaſtiſche Satire in die Politik und bekämpfte den neuerrichteten Thron mit unglaublicher Dreiſtigkeit. Sie ſezte hiebei ein unermeßliches Kapital von Witz und Talent in Umlauf; da ſie es aber gegen Verhältniſſe verwendete, die ihrer Natur nach vorübergehend ſind, zur Befriedigung von Leidenſchaften, die weder ſehr allgemein, noch lange dauernd waren, ſo konnten ihre Erzeugniſſe auch nur eine kurze Wirkung und keinen bleibenden Werth gewinnen.

Da kam Fieschi, ihm nach kamen die Septembergeſetze, und auf ihren grauen Fittigen kam für die arme politiſche Satire die Cenſur zurück. Es war aus mit dem Krieg gegen König, Prinzen und Miniſter. Die große Birne, die das Geſicht Louis Philippes ſo kenntlich nachahmte, durfte nicht mehr im Charivari prangen, der famoſe Regenſchirm mußte zu Hauſe bleiben und die Storchenbeine des Prinzen Roſolin wurden, obgleich ein Hofgewächs, von der alten mißtrauiſchen Here Cenſur unerbittlich abgeſchnitten. Ob das der Charte gemäß, ob es gegen die Charte war, laſſe ich auf ſich beruhen. Die Carrikatur war nicht mehr frei in der Politik, aber ſie war nun auch frei von der Politik, und das war ein Glück für ſie, wie es ein Glück iſt für einen jungen Menſchen, der etwas Beſſeres thun kann, wenn man ihn einer Neigung entreißt, die alle ſeine Kräfte ohne Nuzen für ſeine Zukunft in Anſpruch nimmt.

Digitized by Google

Die Carrikatur, vom Forum weggewiesen, wurde Sittensatire im vollsten Sinne des Wortes. Schwerlich wurden bei irgend einem andern Volk die thörichten Gewohnheiten aller Stände und alle Schwächen der Gesellschaft mit unbarmherzigerem Muthwillen ausgebeutet. Vom Jahr 1836 bis 1845, wo einige Erschlaffung eintrat, war für diese wahrhaft heitere Kunst eine wahrhaft goldene Zeit. Staunen muß man über den Reichthum und die Genialität, die komische Wahrheit unzähliger Gestalten und die ungesuchte Neuheit der Behandlung, die in so vielen Scherz-, Spott- und Zerrbildern jener Epoche uns überraschen und ergötzen. Nicht allen sichert die Vollkommenheit der Technik einen höhern Rang, aber auch in dieser Hinsicht ist an ächten Meisterstücken kein Mangel.

Wer war je in Paris und hat nicht einige von den Bildern gesehen, welche die Fahrten Robert Macaires und seines Genossen Bertrand behandeln? War es möglich, die Großthaten eines Glücksritters in einem lustigeren Heldenbuch zu schildern, und durch alle Gassen, Päße und Verstecke von Lug und Trug uns mit besserem Humor zu führen? Auch die Scenen aus dem Quartier latin sind wohl Niemanden, der in Paris sich umgesehen, entgangen. Sie sind treuer, lebendiger und heiterer als alle Geschichten und Beschreibungen, welche die akademische Jugend von Paris zum Gegenstand haben. — Dann die häuslichen und ehelichen Scenen, bei deren Darstellung Dame Carrikatur von der Erlaubniß aller Kunst, das Verborgene auszuplaudern, einen vorsichtigen Personen vielleicht anstößigen Gebrauch machte; die ärgerlichen Begegnisse, die unerwarteten Widerwärtigkeiten, die in Paris zu Tausenden täglich vorkommen und die sie höchst possirlich übertrieb; die komischen Folgen der Betrunkenheit, die an der Seine einen besondern Charakter gutmüthiger Ueberschwenglichkeit hat; denn das Pariser Volk ist in der Regel im Rausch gerührt, gesprächig und gefallsüchtig; die Liebhaber und Liebhaberinnen von Hunden und Katzen, die dilettirenden Fischer, die Badabenteuer, die sommerlichen Ausflüge und deren Beschwerlichkeiten, die politisirenden Philister, die Loretten und adeligen Junker, und endlich die gefährlichen Kinder (les enfans terribles), die wegen ihrer liebenswürdigen Bösartigkeit von ganz Europa adoptirt wurden — das sind die Gegenstände, in denen die plastische Sittensatire ihre unbestrittensten Erfolge errang, und sollte ich in dieser Aufzählung Eines oder Mehreres vergessen haben, worin sie gleichfalls Ausgezeichnetes geleistet, so bitt' ich eben so sehr die Fülle des Stoffes als meine Schwäche anzuklagen.

In dieser heitern und allgemeinen Weise, die jede persönliche Kränkung ausschloß, trieb es die Carrikatur bis zur Februarrevolution. Die Februarereignisse gaben ihr die verlorene Freiheit zurück, und das Recht sich in die Politik zu mischen. Sie machte anfangs einen sehr unästhetischen Gebrauch von diesem wiedergefundenen Gut und trieb die geistlose Verhöhnung der Besiegten und Verbannten bis zum anwidernden Cynismus; das dauerte indeß nicht lange, und ich glaube schon darum nicht, daß irgend einer von den Meistern der fröhlichen Bande den geringsten Theil daran genommen, weil nirgendwo in denselben eine Spur von höherem Talent sich zeigt.

Die Republik hatte keine sechs Wochen bestanden, als es schon Jedermann klar wurde, daß damit keine goldene Aera angebrochen und Frankreich nicht in ein Eldorado verwandelt sey. Man brauchte nicht lange, um einzusehen, daß unter andern Namen die alten Mißbräuche fortdauerten und dieselben Leidenschaften wie immer unter der neuen Jacke sich regten. Was noch vor Kurzem für ein gründliches Heilmittel der Gesellschaft gegolten hatte, schien jezt nicht viel mehr als eine formlose Masse phantastischer Einfälle, und was von Vielen als die fruchtbare Schöpfung einer erfinderischen Philosophie war gepriesen worden, bewährte sich als die ohnmächtige Ausgeburt grenzenloser Anmaßung.

Welch eine Sündfluth von Unsegen jeder Art die Predigten, die damals gehalten, die Forderungen und Experimente, die gemacht wurden, nach sich zogen, weiß man in ganz Europa, und einigen Dank verdienen daher die unseligen Reformatoren, daß sie uns in etwas wenigstens für den Ruin, dessen Ursache sie wurden, durch die lächerliche Seite ihrer Vorschläge und ihres Auftretens entschädigten.

(Fortsetzung folgt.)

Episoden aus der badisch-pfälzischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Voll Schreck über das Wiedersehen eines Subjektes, dessen schlechte Antecedentien, zweideutige Gesinnung, Unverschämtheit und Feigheit sich die Wage hielten, trat ich ein paar Schritte zurück, bedachte jedoch, daß ein Beobachter von Menschen und Sitten einer Revolutionszeit in der Wahl seines Umgangs nicht allzu skrupulös seyn dürfe, bezwang daher meinen Widerwillen und bemühte mich ein freundliches Gesicht zu schneiden, was mir freilich nur halb gelang. Chaises, ein galizischer Jude, war vor dem März 1848 Barbier und Kuppler, nach dem März Hauptagitator in Wien, Clubvorstand, Volksredner, revolutionärer Schriftsteller, Reichstagskandidat, zulezt

Digitized by Google

Kommandant eines demokratiſchen Freicorps, von welchem ein Wiener Spaßvogel mit mehr Recht als von Fallſtaffs berühmter Compagnie ſagen konnte: „Chaiſes habe alle Galgen abgeladen und die todten Leichname geworden.“ — Dieſer Chaiſes iſt gleichwohl ein hiſtoriſches Individuum, eine charakteriſtiſche Geſtalt der Wiener Revolution, wohl würdig, von einem demokratiſchen Epossänger behandelt zu werden, ſogut wie jener attiſche Wurſthändler, von dem der Dichter ſagt:

„Das ächte Dämagogenweſen haſt du ja:
Hundsfött'ſche Stimme, ſchofle Geburt und den Straßenwitz,
Kurz Alles haſt du, was man zur Staatsverwaltung braucht.“

Mit Beiträgen zur Charakteriſtik von Adolph Chaiſes könnten wir manche Seite füllen, doch gehört dieſe Figur zur öſterreichiſchen Revolutionsgeſchichte, nicht zur badiſchen. In Karlsruhe wurde dem vor allen Thüren um Anſtellung bettelnden Wiener Flüchtling nirgends aufgethan und in Mannheim ſpielte derſelbe eine ſo untergeordnete Rolle, daß ſein Name nicht einmal in der Zeitungskorreſpondenz genannt wurde. Chaiſes erzählte mir ſeine Flucht aus Wien während des Belagerungszuſtandes, welche, wenn auch wenig romantiſch, doch abenteuerlich und komiſch genug war. Er fand dort ein Verſteck bei einem polniſchen Schuſter, nachdem ihn ein reicher Freund, zu welchem er ſich flüchten wollte, voll Abſcheu und Polizeifurcht zur Thüre hinausgeworfen hatte. Die Todesangſt, die er auf ſeiner Flucht ausgeſtanden, ſchilderte er mir ſo lebendig und beredt, ſein feiſtes Geſicht ſchwizte in der Erinnerung der erlebten Schreckniſſe ſolchen Angſtſchweiß und ſeine Zähne klapperten noch nachträglich ſo natürlich, daß man ihn nicht anſehen konnte ohne zu lachen. — Wir machten einen Abendſpaziergang und begegneten einem andern Wiener Flüchtling, Kuchenbeck, dem Adjutanten Meſſenhauſers, der eine höhere militäriſche Anſtellung in der Pfalz erhalten hatte. Auch ihn begrüßte Chaiſes in ſeiner unangenehm zudringlichen Manier, worüber Kuchenbeck gleichfalls nicht wenig verdutzt war. Wie ſehr er aber auch jenes Individuum heimlich verachten mochte, er erwiederte doch den Händedruck. Demokraten ſind überhaupt verſöhnliche Leute und im Umgang nicht wähleriſch. Streng ſind ſie im Urtheil über ihre Kollegen nur dann, wenn es gilt, einen unbequemen Rivalen in den Koth zu ziehen und in der Meinung der Partei zu vernichten. Chaiſes und Kuchenbeck hatten ſich Geheimniſſe zu erzählen und gingen flüſternd zur Seite. Ich muſterte inzwiſchen die Reihen der neuangekommenen Freiwilligen, die Kuchenbeck kommandirte. Als ich fragte, ob er auch ſo große Hoffnung habe wie andere, daß man die Reichstruppen mit dieſen Blouſenmännern aus dem Lande ſchlagen werde, zuckte der ehemalige Adjutant Meſſenhauſers die Achſeln.

Der 30. Mai brachte eine der wichtigſten Epiſoden der badiſchen Revolution. Die militäriſchen Führer hatten ſich endlich für ein Vorrücken nach Heſſen entſchieden. Der Gedanke, daß eine Revolution nur auf aggreſſivem Wege gelingen könne, daß für ſie die Benützung des erſten Aufflammens der Gemüther die nächſte und dringendſte Aufgabe ſey, daß nur durch gewaltig ſchnelle Rotation ihre Stärke und ihr Umfang zunehmen könne, ähnlich einer rollenden Lawine, an die ſich all die verwandten Theile, denen ſie im Laufe begegnet, anhängen, während ſie ſtille ſtehend eine träge todte Maſſe bleibt, welche beim Hauch des erſten feuchten Windſtoßes auseinanderfällt, — der Gedanke, daß mit einem Syſtem der Vertheidigung und des Zuwartens in einem ſo kleinen und leicht angreifbaren Lande wie Baden die Revolution nothwendig unterliegen müſſe, während eine raſche Ueberſtrömung der nächſten deutſchen Staaten, eine Erweiterung des Kriegsſchauplatzes wenigſtens noch einige Hoffnung des Erfolges gewähre — dieſe Ueberzeugung ſcheint die Leiter der badiſchen Revolution nie durchdrungen zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Como, Auguſt.

Vom Gotthard nach Tirol und Italien.

So bin ich alſo auf italieniſchem Boden, in einer lombardiſchen Grenzſtadt, und die Schweiz mit ihren Bergen und Thälern liegt zwiſchen mir und dem deutſchen Vaterlande. Zwei Tage und einen halben brauchte ich, um vom St. Gotthard hinunterzuſteigen bis dahin, wo ſich die blauen Seen an den ſüdlichen Fuß der Alpen ſchmiegen und wo das kaiſerliche Banner friedlich neben dem eidgenöſſiſchen Kreuze weht. Zwar maß ich oft auf der Karte mit ungeduldigen Blicken die Entfernung von einem Orte zum andern und bedauerte es manchmal, mit den blauen Wellen des Teſſin, die wie ich auf der Reiſe nach Italien brauſend von Felſen zu Felſen hüpften, nicht gleichen Schritt halten zu können; aber doch waren auch dieſe drittehalb

Digitized by Google

Lage ſchon reich an neuen, bis dahin nur geträumten Bildern. — Das Thal des Teſſin bildet den Uebergang zwiſchen Deutſchland und Italien. Als ich die endloſen Windungen der mühſam aufgemauerten Gotthardſtraße hinunterſchritt, glaubte ich nicht im Auguſt, ſondern im Monat März zu wandern, ſo kalt, ſo rauh, ſo kahl war Alles ringsumher. Nur ſpärlich zeigte ſich hie und da ein Grasanflug zwiſchen den nackten Granitmaſſen, ein ſeltſames Gemiſch von Grau und Grün, dazwiſchen an manchen Stellen ein ſchmaler Streifen weißleuchtenden Schnees. Schnell läuft ſich's dieſem Zickzackweg hinunter, denſelben, den die leichtfüßigen Teſſiner hinunterflohen, als ihnen die Scharfſchützen von Schwyz und Uri auf dem Nacken ſaßen. Man braucht nicht einmal ſo ſchnellfüßig zu ſeyn als ſie, um in zwei kleinen Stunden nach Airolo zu gelangen, auf das man ſchon von oben lange hinabblickt, ſcheinbar ohne ſich zu nähern, da die Straße beſtändig an der ſteilen Bergwand hin- und zurückführt, während ſie ſich hinter Airolo ſchnurgerade durch das tiefe, grüne Thal hinunterzieht. Gleich hinter Airolo kehrt jenes wunderbare Alpengrün wieder, an welchem das Auge mit immer neuem Wohlgefallen ſich weidet, beſonders wenn es nach der Wildniß und Starrheit der höhern Regionen wieder auf dieſe milden und zarten Teppiche fällt, mit denen die untere Alpenwelt bekleidet iſt. Die Berge von Airolo ſind von den erſten Vorpoſten dunkler Tannenwaldungen beſetzt, die ſich tief ins Thal hinunterziehen und wie eine Armee den Uebergang über den Gotthard zu bewachen ſcheinen. Weiterhin, zwiſchen Airolo und Faido, eine gute Stunde oberhalb des letztgenannten Ortes, verengt ſich das weite grüne Thal wieder zu einem langen Engpaß, durch den ſich Strom und Straße nur mit größter Mühe hindurchwinden. Was die Bildung der Felſen und die Wildheit des Waſſers anbetrifft, ſo iſt dieß unſtreitig der intereſſanteſte, maleriſchſte Punkt des ganzen ausgedehnten Thals. Die Felſen ſind ſo nahe zuſammengerückt, daß ſie immer auf's Neue den andrängenden Waſſern den Durchgang wehren zu wollen ſcheinen, und dieſe ſtürzen ſich ſo muthig in die einmal gewonnene Breſche, als wollten ſie Sturm laufen und das ganze Felſenthor auseinanderſprengen. Hier war es, wo auch die flüchtigen Teſſiner ſich zum erſtenmal nach dem ſie verfolgenden Feinde umzuſehen wagten, und wo ſie beherzt wieder Halt machten, als ſie ſich durch dieſe Thermopylen von ihm getrennt ſahen. Die Straße windet ſich hier ſo ängſtlich über den brandenden Wogen hin, daß man kaum begreift, wie die Mauer, welche ſie trägt, unten auf der abſchüſſigen, ſchaumbeſprizten Felswand feſten Fuß faſſen konnte. Schnell wie der Strom, den ſie drei bis viermal überſpringt, ſenkt ſie ſich durch dieſen Engpaß in ein neues Thal abwärts, das gleichſam eine neue Welt, wenigſtens eine neue Pflanzenregion bildet. Gleich hinter dieſem Felſenthore begegnete mein Auge den erſten Kaſtanien und Wallnußbäumen. Die düſtern Tannen ziehen ſich allmälig auf die Höhen zurück, während in der Tiefe des Thals das hellere Grün ſüdlicher Wälder immer mehr die Oberhand gewinnt.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Auguſt.

(Schluß.)

Neue Erfindungen

Ueberhaupt ſind der Curioſa in der jetzigen Ausſtellung eine große Menge, und es iſt eine wahre Abſpannung des Geiſtes, dieſelben zu betrachten, und ſich dabei den Gedanken über die Fortſchritte des Gewerbfleißes mitten unter dem politiſchen Wirrwarr, in dem wir leben, zu überlaſſen. Ich bin z. B. ganz verblüfft bei einem Manne ſtehen geblieben, der außerhalb des Gebäudes der Ausſtellung mit einem Verfahren, wodurch in Zeit von einigen Minuten Leinwand gewaſchen wird, handgreifliche Experimente anſtellt. Er bittet die Umſtehenden ihm Halsbinden, Schnupftücher und dergleichen einzuhändigen. Jedermann gibt her was er ſchicklicherweiſe einige Minuten entbehren kann. Der Mann legt alles in eine ganz kleine mit einer Flüſſigkeit halb gefüllte Bütte; von da geht es in ein Gefäß über, an welchem ein Dreher angebracht iſt; der Mann dreht raſch ungefähr zwei Minuten lang, und ſiehe! die Wäſche iſt fertig; die Leinwand kommt weiß und trocken heraus, die Leute legen ihre ſauber gewordenen Binden wieder um, ſtecken die Schnupftücher ein und gehen erſtaunt weiter, ohne zu begreifen, wie es mit dieſer Zauberwäſche zugeht. Ich gerieth in Verſuchung den Mann für einen Taſchenſpieler zu halten und zu argwohnen, daß von dem ihm Gereichten nichts in die Bütte geworfen und daß die Effekten den Leuten ſo wieder zugeſtellt worden, wie ſie dieſelben übergeben. Dem war aber nicht ſo; die Leinwand kam wirklich ganz ſauber aus der Drehmaſchine hervor, und ſicher war irgend eine Operation mit derſelben vorgenommen worden; ob aber die Leinwand einer ſolchen Operation oft unterworfen werden kann, und ob das ſchnelle Verfahren auch als ein ökonomiſches erſcheint, iſt freilich eine andere Frage. Wem aber bloß an der Schnelligkeit liegt, und wer ſich in fünf Minuten reine Wäſche verſchaffen will, der wende ſich an dieſen Wunderwäſcher, oder ſchaffe ſich deſſen Waſchmaſchine an. Der Mann will die Sache in's Große treiben. Er ſpricht von einer Bütte, in der er fünfhundert Hemden, alle in eben ſo kurzer Zeit als die Halsbinden und Schnupftücher waſchen könne, ſo daß künftig ein Bataillon, das nach einem langen Marſche in einer Stadt anlangt, nur einige Minuten im Bette zu bleiben braucht, um ſogleich wieder friſche Wäſche zu haben. Nicht fern von dieſem Manne iſt ein anderer, welcher Farben in Holz treibt. Er legt an das eine Ende eines abgeſchnittenen Baumſtammes ſeinen Apparat an, operirt dann mit ſeinen Flüſſigkeiten, und am andern Ende ſieht man den Saft des Baumes herausquellen, um der eingedrungenen Farbe Platz zu machen. Man ſieht in der Ausſtellung Möbeln, welche aus ſolchem im Stamme gefärbten Holze verfertigt ſind und ſich ſehr gut ausnehmen. Dieſes Einſpritzen geht ohne die geringſte Schwierigkeit vor ſich. — Weiterhin ſehen wir Verbeſſerungen im Eiſenbahnweſen. Die Lokomotiven ſind treffliche Maſchinen, der Heizapparat iſt aber läſtig und die Steinkohlenvorräthe werden einmal zu Ende gehen, wenigſtens nach einer langen Reihe von Jahrhunderten, wenn keine neuen Lager entdeckt werden. Bekanntlich hat man ſchon vor mehreren Jahren mit Erfolg verſucht, mittelſt der Luftpumpe das Brennmaterial zu erſetzen. Bei der jetzigen Ausſtellung werden in Gegenwart des Publikums Verſuche angeſtellt, durch comprimirte Luft dieſelbe Wirkung hervorzubringen. Luft iſt ein ſehr wohlfeiles Material, und im Kleinen geht die Sache recht gut von ſtatten; nur fragt ſich, ob es im Großen eben ſo gehen wird. Aber die erfolgreichſte Erfindung, wovon jetzt geſprochen wird, iſt die eines gewiſſen Melcens, der bekanntlich ein Verfahren entdeckt hat, weit leichter und in größerer Menge als bisher den Zucker aus den Runkelrüben zu ziehen. Bereits hat die Regierung eine Commiſſion mit einem Gutachten über dieſe Erfindung beauftragt. Man iſt aber ſchon jetzt ſo feſt von der Wirkſamkeit des Melcens'ſchen Verfahrens überzeugt, daß die hieſigen Kaufleute bereits ein baldiges Sinken der Zuckerpreiſe ihren Abnehmern ankündigen, da nach der dießjährigen Ernte der Runkelrüben das neue Verfahren ſogleich in Anwendung kommen wird und einen weit größern Ertrag an Zucker bewirken muß. Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 219. Mittwoch den 12. September 1849.

Detegit inhelles animos nil fortiter ausa
Seditio.

Lucan.

Episoden aus der badisch-pfälzischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Die entschiedenen Republikaner der Struve'schen Partei, welche einen Freischaareneinfall in Württemberg und Hessen wünschten, beschuldigten Brentano und seine Kollegen der Schwäche, der Zaghaftigkeit. Hörte man deren Rechtfertigung, so hieß es: ein Offensivsystem sey bei dem Zustand der badischen Wehrmacht unmöglich. Alle Bande der Ordnung und des Gehorsams waren wirklich in der badischen Armee gelöst seit der glücklich durchgeführten Militäremeute, seit der Ernennung der Offiziere durch die Soldaten. Den neu gemachten Offizieren lag nur daran, ihre Epauletten zu bewahren und ihre alten Liebchen zu heirathen; der Soldat freute sich seiner Ungebundenheit, der bessern Kost und der doppelten Löhnung und schwärmte Tag und Nacht in den Bierhäusern. An der deutschen Einheit, der Verfassungsfrage, der Revolutionirung der deutschen Nachbarländer war diesen ungebildeten, materiell gesinnten Menschen nicht das Mindeste gelegen. Die politische Seite der badischen Revolution war ihnen ein böhmisches Dorf. Menschen auf dieser Stufe ist nicht gegeben, in die Zukunft zu schauen, oder auch nur um ihr Schicksal in der nächsten Woche sich zu bekümmern. Nicht nur die Soldaten, auch viele der übrigen Demokraten, welche bei der Revolution ihren materiellen Vortheil gefunden, schmeichelten sich mit dem Wahne, man werde sie von Seiten der deutschen Nachbarn fein in Ruhe lassen, wenn ihrerseits nichts geschehe, die Ruhe im Nachbarlande zu stören. So herrschte also nichts weniger als kampflustige Stimmung in der badischen Armee. Der Offizier, der Korporal wie der Soldat, jeder dachte nur daran, die persönliche „Errungenschaft" zu conserviren, und meinte, das flotte Leben der Gegenwart könne, dürfe und werde kein Ende nehmen.

Wenn der Soldat, der gemeine Wehrmann, der bei seinem Quartiergeber sich wohl fühlte, um die Fortpflanzung der Revolution vom Rhein nach dem innern Deutschland sich nicht im mindesten kümmerte, wenn er gar nicht pressirt war, mit den Truppen, die an der Nordgrenze sich sammelten, anzubinden, so war es dagegen Pflicht und Aufgabe der Führer, zu untersuchen, ob nicht die eiserne Nothwendigkeit sie zum Vorwärtsgehen aufforderte, ob der badisch-pfälzischen Erhebung, welche eingezwängt von deutschen Heeren im Norden, Osten und Westen, ersticken mußte, nicht durch rasche Ueberfluthung der Nachbarländer Luft und Boden erkämpft werden könne. Besser, dachte mancher, bei einem Hazardspiel Alles auf Eine Karte setzen, als bei einem andern Spiel mit einem überlegenen Gegner langsam, doch sicher Alles verlieren. Revolutionen gleichen dem glühenden Eisen, das nur bei raschem Schmieden sich ausdehnt und die gewünschte Form erhält. Ist die Glut nur wenig abgekühlt, so sind alle Schläge umsonst. Die deutschen Nachbarstaaten wurden von den Männern, welche dem System der bewaffneten Propaganda das Wort redeten, vielleicht nicht mit Unrecht mit einem Steinkohlenlager verglichen, welches nur deßhalb so lange kalt und träge dagelegen, weil Niemand die Keckheit gehabt, die Brandfackel hinein zu werfen. Ein Funke aber, am rechten Ort geschlagen, dürfte, so meinten Viele,

Digitized by Google

die ganze träge Maſſe entzünden und eine Flamme erzeugen, welche allen Löſch- oder Erſtickungsapparaten der behelmten Pompiers aus dem Norden ſpotten würde.

Ob der junge General Sigel aus politiſchen Gründen plötzlich dem Offenſivſyſtem huldigte, oder ob ihn lediglich der militäriſche Ehrgeiz, die Ausſicht auf einen Lorbeerkranz um die jugendliche Stirne lockte, wiſſen wir nicht. Er theilte dem als Kommiſſär beigegebenen Parlamentsglied Raveaux einen Angriffsplan mit, welcher nach der Behauptung des leztern vortrefflich war, zu deſſen Ausführung aber ein kälterer Kopf gehörte als der eines „Heißſporn" von 25 Jahren. Der gänzliche Mangel eines tüchtigen Generalſtabs, die geringe Zahl fähiger Offiziere, denen man die Leitung auch nur eines kleinen Corps anvertrauen konnte, mußten die Ausführung des beſten ſtrategiſchen Plans noch mehr erſchweren. Sigel beabſichtigte mit all ſeinen verfügbaren Streitkräften über Weinheim nach Heppenheim und Bensheim auf heſſiſchem Boden vorzudringen. Von dort beherrſchte eine Armee ſowohl den Eintritt in den Odenwald, den man leicht zu inſurgiren hoffte, als die heſſiſche Rheinebene und die Straße nach Worms, Gernsheim und Darmſtadt. Noch höher als die ſtrategiſche Wichtigkeit dieſer Operation war die moraliſche anzuſchlagen; ein ſiegreiches Vordringen der Revolution mußte nothwendig alle gährenden Elemente der deutſchen Nachbarſtaaten zum Ausbruch bringen, die Zahl der Parteigänger um Tauſende vermehren und den Muth, die Zuverſicht und die Begeiſterung der badiſchen Demokraten außerordentlich erhöhen. Man erwartete daher um ſo mehr, daß der junge Sigel all ſein Talent, all ſeine Energie aufbieten werde, dieſer erſten Waffenthat der badiſchen Revolution einen glänzenden Erfolg zu ſichern. Man hoffte auch von Truppen und Volkswehr in ihrer erſten revolutionären Kampfeshitze Wunder der Tapferkeit zu vernehmen. Aber Jedermann weiß den Ausgang des Gefechts bei Unterlaudenbach, und wo jeder Korporal die Manöver ſeines Feldherrn bekritteln zu können glaubte, wo das Mißtrauen in die Tüchtigkeit der höhern Anführer ſo groß und allgemein war und ſo offen ſich äußerte, da konnte kein Vernünftiger an Siege denken. Die badiſchen Truppen beeilten ſich, den Heſſen gegenüber außer Schußweite zu kommen, obgleich ſie kaum die Tſchakos derſelben in der Ferne erblickt und nur ihre Kugeln hatten ſauſen hören. Sie kehrten in ihre Standquartiere zurück, ohne auf weitere Befehle zu achten. Murren und Schimpfen gegen den Oberbefehlshaber wurden allgemein, ſelbſt von Seiten der Subalternoffiziere, welche dem Soldaten doch vor allen das Beiſpiel des ſtummen Gehorſams zu geben hatten.

(Fortſetzung folgt.)

Die Carrikatur ſeit dem 24. Februar.

(Fortſetzung.)

Dieſe Seite konnte den Luchsaugen der Carrikaturiſten nicht entgehen, da aber die Matadore derſelben mehr oder minder der neuen Ordnung der Dinge wohlwollten, vielleicht auch weil ſie nicht genau wußten, ob bei der allgemeinen Hirnentzündung der demokratiſchen Menſchheit eine kühne Kritik des herrſchenden Wahnſinns eine ungefährliche Sache ſey, ſo griffen ſie die Stimmführer der verſchiedenen Sekten, die in jenen Tagen in die franzöſiſche Welt ſich theilten, nicht unmittelbar an, ſondern hielten ſich an gewiſſe excentriſche Geſtalten des Volkslebens, die, abgeſehen von jeder politiſchen Neigung und Anſicht, auch ohne das Mittel ſatiriſcher Darſtellung, die gute Laune des unbefangenen Beobachters zu erregen im Stande waren.

Eines von dieſen komiſchen Erzeugniſſen der Februarrevolution, welche die Carrikatur ſchon frühzeitig in ihren Bereich zog, war die jezt ſchon vergeſſene Bande der „Veſuviennes," von der während des Völkerfrühlings des Jahres 1848 im Publikum viel geſprochen, aber ſehr wenig oder gar nichts geſehen wurde. — Bekanntlich zogen kurz nach dem glorreichen Ereigniſſe, das Frankreich von dem Tyrannen Louis Philipp befreit hat, zahlreiche Deputationen von Handwerksburſchen und andern Arbeitern nach dem Stadthaus, um Beſeitigung von mißliebigen Verordnungen, von Gebräuchen, die ihnen anſtößig waren, und Perſonen, die ihnen im Wege ſtanden, zu verlangen, ihre unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit an die Republik durch volksthümliche Promenaden an den Tag zu legen, und manchmal, um eine kleine Spende, die den andern Tag in den demokratiſchen Blättern mit großem Pomp und noch größerer Rührung angezeigt wurde, auf den Altar des armen, wiedergeborenen Vaterlandes niederlegen.

Ein ſolche Deputation beſtand gewöhnlich aus einer bunten Reihe von Staatsbürgern, die von einer Trommel und einer Fahne angeführt werden, revolutionäre Lieder ſangen, und paarweis wie die Schulknaben, zuweilen auch zu drei und vier, wie benebelte Rekruten, die Hauptſtadt der Civiliſation durchſchritten. Auf dem Stadthaus hielt der genialſte unter ihnen, der O'Connell oder Beranger der Truppe, an den Bürger Lamartine oder Bürger Cremieux, Bürger Arago oder Bürger Marraſt, oder einen andern der eilf proviſoriſchen Landesväter eine durch patriotiſche Geſinnung und demokratiſche Sprachfehler gleich ausgezeichnete Rede, worauf dann Bürger Lamartine, oder Bürger Cremieux, oder Bürger Arago, oder Bürger Marraſt, oder ein anderer von den

Digitized by Google

proviſoriſchen Landesvätern eine wohlgeſetzte Antwortsrede hielt, und dieſe vielen Reden machen keines der geringſten Verdienſte aus, welche die proviſoriſche Regierung ſich um das Vaterland erworben hat.

Unter dieſen Deputationen fanden ſich denn auch Geſandtſchaften, die dem ſchönen, oder um mich hiſtoriſch genauer auszudrücken, dem weiblichen Geſchlecht angehörten. Zugleich hatte ſich das Gerücht verbreitet, es ſey ein Verein von Arbeiterinnen unter dem Namen „Veſuviennes" gegründet worden. Ich habe viele bedeutende, kenntnißreiche, wohlunterrichtete Männer über den Urſprung dieſes vulkaniſchen Namens befragt, aber Niemand hat mir über einen ſo wichtigen Punkt der neuern Geſchichte Frankreichs auch nur entfernt Auskunft geben können. Mancherlei Vermuthungen hörte ich aufſtellen, aber zur Ermittlung von etwas geſchichtlich Sicherem konnte ich nicht gelangen.

Gleich dem Namen der Veſuviennes, ſo ward auch bald das ganze Geſchlecht der Veſuviennes, wie vor Zeiten die Parzen, Furien und Harpyen, eine Mythe, und die Carrikatur hatte folglich freien Spielraum. Da nun aber Verirrung eines Weſens aus dem Kreiſe, den ihm die Natur angewieſen, wenn daraus kein Unglück entſteht, etwas durch und durch Komiſches iſt, ſo hatte die Carrikatur mit den Veſuviennes nichts Beſſeres zu thun, als ihnen die Rechte und Pflichten des ſtärkeren Geſchlechts zu übertragen. Hiezu fand ſich auch in dem damaligen Drängen und Treiben hinlängliche Veranlaſſung. Die Anträge auf Emancipation des Weibes tauchten rechts und tauchten links empor, und indem die Carrikatur den zarten Schönen Röcke und Hoſen anzog, ſtellte ſie zwar nichts wirklich zur Ausführung Gebrachtes dar, gab jedoch eine wahre und gerechte Kritik der Ideen, die damals im Schwunge waren.

Eines der erſten Bilder dieſer Art, die ich zu Geſicht bekam, war eine Rotte weiblicher Nationalgarden. Die ganze Haltung dieſer Kriegerinnen zeigte an, daß ſie nicht in der Klaſſe der fleißigen und ehrſamen Hausfrauen angeworben waren, und die Uniformen, welche ſie anhatten, glichen ganz verwünſcht jener flotten Matroſenkleidung, die von den alleremancipirteſten Pariſerinnen in dem Faſtnachttaumel getragen zu werden pflegt. Sie trugen dabei den kleinen Tſchako der Mobilgarde und unter dem Blatte ſtand: »Gardo essentiellement mobile, instituée pour le soulagement des patriotes.« — Die Frauenzeitung, die Frauenclubs, die Frauenbankette, der miniſterielle Antrag auf Eheſcheidung, das Liebäugeln der Socialiſten mit den emancipirten Schönen, Alles mußte herhalten, um der Carrikatur, die noch keine ernſteren, offeneren Angriffe auf die mächtigen Neuerer wagte, zur luſtigen Vorübung zu dienen.

Da kam der 16. April heran, die Bourgeoiſie erfocht einen unblutigen Sieg über das Proletariat. Die Carrikatur benuzte die Gelegenheit, um nun auch ihre Batterien gegen einflußreichere und gefährlichere Perſonen, als gegen Veſuviennes und andere der Haube müden Frauenzimmer zu richten. Noch als Louis Blanc in ſeiner vollen Glorie im ſocialiſtiſchen Senat des Luxembourg den Vorſitz führte, hatte ihn das Charivari in halb ernſten, halb ſcherzhaften Artikeln über ſeine Grundſätze zur Rede geſtellt, und von dem Zwieſpalt im Schooße der proviſoriſchen Regierung, der ſpäter durch ſo ärgerliche Enthüllung zur Kenntniß aller Welt kam, zu jener Zeit aber ſo viel als möglich verheimlicht und in den größern, zur Regierung in irgend einer Beziehung ſtehenden Blättern gar nicht, oder doch mit großem Rückhalt berührt wurde, finden ſich ſomit im Charivari ſo ziemlich die erſten Spuren.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., September.

Goethe's Jubelfeier.

Erſt am 19. Auguſt trat das hieſige Goethecomité mit ſeinem Namen und ſeinem Programm dem Publikum vor Augen. Außer den Profeſſoren Schwenck (am hieſigen Gymnaſium), Becker, Heſſemer, von Launitz, dem Maler und Kupferſtecher Schrödter (bekannte Namen auf dem Felde der Kunſt) waren verſchiedene Doctoren der Rechte, der Medicin und der Philoſophie, unter ihnen Theodor Creuznach, mehrere Schauſpieler und Handwerker, Zimmermeiſter, Schloſſer, Schneider, Metzger, Steinmetzen, zwei Handelsleute u. ſ. w, unterzeichnet. Durch das Programm erfuhr man denn auch, daß das Album, von welchem ich Ihnen ſchrieb, nicht Jedermann zur Einzeichnung würde vorgelegt werden, ſondern daß die genannten Herren diejenigen Männer Deutſchlands zu dieſem Zwecke einladen würden, welche ſich um Kunſt und Wiſſenſchaft, um Volk und Staat verdient gemacht haben. — Es wäre überflüſſig, jezt Ihren Leſern mit moutarde après dîner aufzuwarten und auseinanderzuſetzen, wie man beſſer gethan hätte, zeitiger mit den

Urhebern und den Details einer Feſtfeier hervorzutreten, die mindeſtens, wenn auch der Ausſpruch des Dichters:

„Ja, wer eure Verehrung nicht kennte,
Euch, nicht ihm baut ihr Monumente,“

auf ſie ſo gut wie auf die meiſten andern Feſtfeiern anzuwenden iſt, als ſinnreiche Anordnung Anerkennung verdient. Frankfurt hatte nicht nur Goethe, ſondern auch ſein Denkmal dazu. „Es mußte etwas geſchehen,“ und unſer Theaterdirektor Mühling, der Goethe's Iphigenia jeden Abend zur Vorſtellung brächte, füllte ſie den Saal wie am 28. Auguſt, der aber, in Ermangelung ſolcher Erfolge, mit derſelben künſtleriſchen Hingebung für Angely und ähnliche populäre Bühnenautoren ſchwärmt (wäre ich Theaterdirektor, ich würde deßgleichen thun müſſen, und meine Aeußerung enthält deßhalb keinen Vorwurf, der nur den Verhältniſſen gemacht werden kann), verſtand es geſchickt, auf etwas hinzuarbeiten, was demnächſt in ſchicklicher Weiſe dem Publikum vorgeſetzt wurde. Auf das leztere würde es in jetziger Zeit wenig Eindruck gemacht haben; aber wir beſitzen doch auch Dichter, Akademiker, Künſtler und andere verſtändige Leute; wir beſitzen auch Ueberbleibſel des Goethecomités von 1844. Man mußte ſich „zu etwas verſtehen,“ und um nicht von dem nervus rerum verlaſſen zu werden, hatte der Geiſt gewandter Diplomatie den ſinnigen Einfall, zwei gebildete Bankiers zuzuziehen. Wo es der Ehre der Vaterſtadt gilt, iſt jeder Frankfurter freigebig. Die Handwerker wählte man vielleicht zum Theil wegen ihrer Sympathien für den deutſcheſten Dichter, in der Hauptſache aber aus dem Grunde, weil ſie 1844 nicht zu der Inaugurationsfeier des Goethedenkmals eingeladen worden waren, und weil man die Erfahrung gemacht hatte, daß ohne die Fahnen und Embleme der Innungsgenoſſen keine Feierlichkeit herzuſtellen ſey, daß eine ſolche nur zum Theil in einer akademiſchen Sitzung beſtehen könne, in ihrer größeren Hälfte aber auf öffentlicher Straße vorgenommen werden müſſe. Wir tadeln nur, daß man über dem populären Geſichtspunkt überſah, die Buchhändler und Buchdrucker zum Comité zu ziehen. Sie ſtehen, wenn auch Goethe's Großvater ein Schneider geweſen war, durch Stand und Gewerbe in literar-geſchichtlicher Verwandtſchaft zu dem Dichter. Daß man ſie ſpäter zur Vervollſtändigung des Comités einlud, hatte wenigſtens das Gute, daß dieſer Zweig der Literatur im Zuge nicht vermißt wurde; denn wir zweifeln ſehr, ob ohne ſolche Zuziehung die Seele unſeres Buchhändlergremiums, unſer ſtets zu geiſtreicher Polemik geneigte Zügel, dem Zuge in ernſter Würde vorangeſchritten wäre.

(Schluß folgt.)

Como, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Bellinzona.

Da ich erſt nach Mittag das Wirthshaus auf dem Gotthard verlaſſen hatte, ſo überfiel mich bald hinter Faido die Nacht und verwandelte alles Grün des wechſelvollen Lebens in das einförmige Grau der Theorie. Philoſophirend, wo und wie ich dieſe Nacht mein müdes Haupt niederlegen werde, ſchritt ich im Dunkeln weiter bis zu dem nächſten größern Orte Giornico, wo ich bald das einzige Gaſthaus nicht an ſeinem Schilde, ſondern am Lärm der zechenden Gäſte ausfindig machte. Der Wirth ſprach zu meiner Freude noch ein gebrochenes Schweizerdeutſch, aber ſeine Sympathien ſchienen bereits ausſchließlich Italien und deſſen Freiheitshelden anzugehören; denn während oben auf dem Gotthard an den Wänden der Wirthsſtube ſich Dufour, Ochſenbein und andere Sieger des Sonderbundes um den Vorrang zu ſtreiten ſchienen, ſo herrſchte hier Garibaldi, generale della republica romana, in voller Ausſchließlichkeit. — Als ich am andern Morgen aus dem ziemlich unfreundlichen Wirthshauſe wieder das freundliche Thal beſchritt, war ich nicht wenig erſtaunt, mich auf einmal mitten zwiſchen üppigen Weingeländen zu befinden, deren Anfänge mir am Abend vorher in der Dunkelheit entgangen waren. Auch die Art des Weinbaus war mir neu und auffallend. Die Reben ſind nicht wie in Süddeutſchland an einzelnen Stäben gezogen, ſondern ſie liegen wie ein großes, dichtes Blätterdach auf einem hölzernen Fachwerk, das von zehn bis zwölf Fuß hohen, zum Theil granitenen Säulen getragen wird. — Gleich einem grünen Schleier, unter welchem die ſchwellenden Trauben, Frucht an Frucht, in üppigſter Fülle hingen, bedeckten die dicht in einandergeſchlungenen Reben ganze Strecken des Thals, während die Kaſtanien immer höher an den Berg hinaufrückten, deren oberſte Spitzen allein ihnen noch von den Tannen ſtreitig gemacht wurden. Bald mußten indeß auch dieſe lezten Reſerven der feindlichen Uebermacht weichen, und weit und breit beſetzten nun dichte Kaſtanienwaldungen gleich ſiegreichen Heeresmaſſen die Thalwände bis oben hinauf. Da jeder Baum mit grünen, ſtachlichten Früchten überſäet war, ſo ſchien es mir, als ob ſich eine halbe Welt von dem Ertrage dieſer Waldungen ernähren könne. Und in der That leben wenigſtens die Bewohner dieſes Thals hauptſächlich von den Früchten des Kaſtanienbaums. Mehr als die Hälfte des Jahrs, vom Oktober bis zum Mai, iſt die Kaſtanie faſt ihre ausſchließliche Nahrung. Noch eine andere, wenn ſchon nicht ſo einträgliche Frucht bedeckte unten das Thal in auffallender Menge. Es waren Brombeeren, die ſehr ſüß von Geſchmack, aber nicht ſo ſaftig waren, als in den nordiſchen Ebenen. — Eine andere auffallende Erſcheinung war für mich die Fußbekleidung dieſer italieniſchen Schweizer, eine hölzerne Sandale, die mittelſt eines einzigen ledernen Riemens ſehr loſe unter den Füßen hängt und beim Gehen vorn und hinten beſtändig auf und niederklappt. Schon im Kanton Uri im Mayenthal waren mir einzelne dieſer Holzſohlen aufgefallen; hier aber waren ſie faſt die einzige Fußbekleidung. Da lobe ich mir doch die nordiſchen Holzſchuhe, welche vielleicht etwas ſchwerer ſind, aber wenigſtens feſt an den Füßen ſitzen. Die meiſten hatten den hölzernen Unterſatz mittelſt des Riemens an die nackten Füße gehängt; nur die Vornehmeren tragen Strümpfe. Auch merkte ich bald, daß ein buntes Band, das zuweilen oben auf dem Fuße den Lederriemen zierte, eine Art Standesunterſchied bezeichnete. — Gegen Mittag erreichte ich Bellinzona, das ich, durch den Namen verführt, mir größer und ſchöner gedacht hatte. Der Thalkeſſel, in welchem es liegt, iſt allerdings ſchön, der hellgrüne Maulbeerbaum miſcht ſich hier ſchon unter die Kaſtanien- und Wallnußbäume und die weinbekränzten Höhen gewinnen bereits eine ſehr ſüdliche Färbung. Auch bietet eine Art Burg mit Thurm und Mauerzinnen, die auf einem Felſen über der Stadt hervorragt, von Weitem einen ganz hübſchen Anblick dar. Die Stadt ſelbſt aber iſt nichts weniger als ſchön, ſondern eng und ſchmuzig, zum großen Unterſchied von den Städten der nördlichen Schweiz, die ſich durchgängig durch Nettigkeit und Sauberkeit auszeichnen. Auch unter den Häuſern an der ganzen Straße bis Bellinzona gewahrte ich kein einziges von ſolcher Größe und Schönheit, wie man ſie z. B. an den Straßen des Kantons Bern zu ſehen pflegt. Ebenſo fehlten die fließenden Brunnen gänzlich, welche ich dort mit großer Freude faſt vor jedem einzeln ſtehenden Hauſe plätſchern ſah. Es ſcheint mir, daß die ſchon hier beginnende Unreinlichkeit mit dieſem Mangel an fließendem Waſſer eng zuſammenhängt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 220. Donnerſtag den 13. September 1849.

Die Laune derer, über die er ſcherzt,
Die Zeiten und Perſonen muß er kennen,
Und wie der Ball auf jede Feder ſchießen,
Die ihm vor's Auge kommt. Dieß iſt ein Handwerk,
So voll von Arbeit als der Weiſen Kunſt.

Shakeſpeare.

Die Carrikatur ſeit dem 24. Februar.

(Fortſetzung.)

Wie aber einmal die Partei, welche die Revolution bis in ihre lezten ſocialiſtiſchen Conſequenzen verfolgen wollte, von den gemäßigten Republikanern aus dem Sattel gehoben war, ſo ward auch Louis Blanc ſofort von der Carrikatur, namentlich von einem neu erſchienenen Spottblatte mit Bildern, „dem Journal zum Lachen," auf das Korn genommen, wozu denn auch der kleine Mann, der ſich ſo groß dünkte, vortrefflich geeignet war. Die Spottbilder auf ihn ſind größtentheils äußerſt mittelmäßig, ohne Salz und Gehalt; man hatte hier den Beweis, daß der Humor ſo gut wie die ernſte Begeiſterung eine Gnade der Muſe iſt, die ihre Güter nach den Eingebungen ihrer himmliſchen Laune austheilt und ſie nicht von den Bedürfniſſen, welche die Umſtände erzeugen, abhängen läßt. Das Bild, wo Louis Blanc ſeinen Anhängern den Mond verſpricht, macht jedoch eine Ausnahme. Hier vereinigt ſich die ſatiriſche Abſicht mit dem Eindruck, den das Bild als bloßes Bild macht, zu einer recht komiſchen Wirkung. Das Ganze zündet und wir lachen unwillkürlich.

Unterdeſſen erhielt man in Paris Schlag auf Schlag die Nachrichten von den Umwälzungen in Mailand, Venedig, Wien, Berlin, kurz allenthalben. Der Telegraph meldete acht Tage hinter einander, die Republik ſey in Berlin ausgerufen. Die Könige ſind hin! die Könige ſind hin! war das allgemeine Loſungswort. Der Kaiſer von Oeſterreich, der König von Preußen, der König von Belgien waren nur noch als Geſpenſter im Bewußtſeyn der meiſten Franzoſen gegenwärtig, und man hielt es ſchon für ein ſehr großmüthiges Zugeſtändniß, daß man das irdiſche Daſeyn des Kaiſers Nikolaus nicht rundweg in Abrede ſtellte. Die Carrikatur mußte natürlich dabei ſeyn bei dieſer Leichenfeier der Monarchie. Die geringe Bekanntſchaft der Franzoſen mit den Zuſtänden des Auslandes kam ihr, weit entfernt ſie zu hemmen oder zu beengen, ſehr zu ſtatten und erweiterte das Gebiet ihrer Freiheit bis tief in das Phantaſtiſche hinein. Es kam darauf an, dieſe Potentaten als die komiſchen Träger einer halb abgelebten, halb barbariſchen Welt recht fremdartig und altmodiſch darzuſtellen. Der Anzug durfte nicht *europäiſch*, er mußte ſo *örtlich* als möglich ſeyn. Erſtens durfte ein rieſiger Zopf nicht fehlen, daneben konnte ein Frack nach allgemeinem heutigen Zuſchnitt, ſo wie lange gewöhnliche Beinkleider nicht geduldet werden. Die gekrönten Häupter mußten entweder ungariſche Stiefeln, wozu dann immer magere Beine beliebt wurden, oder ungeheure Reiterſtiefeln mit entſprechenden Schenkeln anthun. Die Geſichter waren entweder bis zur Erſtarrung verblüfft, oder zu finſterer Wuth bombaſtiſch verzerrt. Haltung und Stellung im Einklang mit dem Uebrigen, der Charakter der Bilder im Ganzen voll guter Laune und ohne Bitterkeit. Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß die Perſonen, denen die franzöſiſche Carrikatur ſo poſſierlich mitſpielte, an dieſen kleinen, heitern Werken, wenn ſie dieſelben zu Geſicht bekamen, ihre herzliche Freude hatten.

Das waren aber nur ſeltene Epiſoden; das Hauptgeſchäft der Carrikatur blieb der Krieg gegen die Socialiſten. Damals weilte Cabet noch in der alten

Welt und Proudhon war noch nicht in den Vordergrund getreten. Auf Cabet fielen daher die meisten und schärfsten Streiche. Die lustigen Vögel gingen unbarmherzig um mit dem armen Mann. Er hatte einen harmlosen Glückseligkeitstraum geträumt und diesen Traum unter dem Namen des ikarischen Communismus dem Publikum gutmüthig geschwätzig erzählt. Was also in jenen Tagen von den verschiedenen Sekten des Communismus gefabelt und gefürchtet ward, das wurde alles dem guten Cabet in die Schuhe geschoben. Von den vielen Spottbildern, die ihm galten, haben drei Viertheile jezt schon ihren Witz verloren und viele sind ohne Commentar oder Nachdenken kaum mehr verständlich. Einige jedoch haben ihre ganze Frische bewahrt. Wer z. B. kann heute noch in dem April- oder Maiheft des vorjährigen Charivari den langen Cabet in dem Ueberrock, der ihm bis auf die Fersen reicht, ohne Lachen ansehen, wenn ein kleiner Gassenjunge mit der nachlässig übergeworfenen Blouse, den Hosen, die nicht bis zu den Knöcheln reichen, und dem drollig verwirrten Haar, jeder Zoll ein Naseweis, zu ihm aufblickt, und befragt, warum er nur zehn Franken zurückbringe, während er doch für zwanzig Franken Cabetsche Flugschriften mitgenommen und abgesezt habe, unverlegen und dreist antwortet: „Ich will auch ein Communist seyn, drum hab' ich die Hälfte behalten." Cabet ist in diesem Bildchen wie überall, wo er erscheint, nicht als ein Schrecken der Menschheit dargestellt, sondern als ein ungefährlicher Philister, der sich in der neuen Stellung, die ihm die Revolution gemacht, nur mit Mühe und Angst zurechtfindet und weit mehr erschrocken ist, als er die Andern schreckt. Er scheint eher in die Klasse derer zu gehören, die über den Umsturz so lange bestandener Dinge, über das Volk, das in den Straßen haufenweise auf und ab geht, über die Trommel, die alle zwei Tage gleich nach dem Hahnenschrei zum Rappel gerührt wird, so daß am Ende Knaben mit kleinen Trommeln im Garten des Palais royal den Rappel schlugen, über die Beleuchtung, welche die revolutionirte Straßenjugend den Bewohnern der antirevolutionärsten Stadttheile abzwang, über die neuen Dekrete und Maueranschläge, die jeden Morgen das politische Frühstück der Pariser waren, vor Allem aber über die Rundschreiben des Bürgers Ledru Rollin außer sich vor Entsetzen waren, von nichts als Mord, Brand, Plünderung träumten, und daher von der Carrikatur mit Vorliebe ausgebeutet wurden. Die hierauf bezüglichen Bilder gehören mit zu den ergötzlichsten; es ist aber kaum möglich, durch beschreibende Worte eine Idee von ihrer komischen Kraft zu geben, da dieselbe bei weitem mehr in dem fratzenhaft übertriebenen Ausdruck spießbürgerliche Besorgtheit und weibischer Furcht, als in der Darstellung eines witzigen Gedankens liegt. Als solche Gespensterseher verhöhnte damals die Carrikatur gerne die Mitglieder der ehemaligen Nationalgarde, die bekanntlich sich größtentheils aus dem Mittelstand rekrutirte und jezt, da die ganze Masse der Blousenmänner in sie einströmte und sogar die Lumpensammler nicht ausgeschlossen waren, ein buntscheckiges Aussehen gewonnen hatte und der Carrikatur durch ihre malerisch närrische Mischung eine Ueberfülle von Stoff bot, der auch trefflich benuzt wurde.

Die gräßliche Tragödie der Junitage unterbrach einen Moment das lustige Treiben der Carrikatur; es war kein Platz für sie in der allgemeinen Trauer; aber wie der erste Jammer vorüber war, kam sie wieder hervor und ging mit neuer Lust an ihr altes Werk. Bald erhielt sie Gelegenheit, in die Polemik des Tages thätiger und direkter als je vorher einzugreifen. In der That, nie seit ihrer Wiederauferstehung hatte die politische Carrikatur so offenbar und so energisch Partei genommen, als sie es bei der Wahl des Präsidenten that. Hier beginnt gleichsam ein neues Kapitel in ihrer Geschichte, und man wird daher billig finden, wenn ich abbreche und nach der alten Formel sage: die Fortsezung folgt.

Episoden aus der badisch-pfälzischen Revolution.

(Fortsezung.)

Brentano war auf diese Hiobspost hin sogleich nach Heidelberg geeilt. Dort hielt er eine Versammlung der Offiziere, die bei dieser Gelegenheit mehr als je bewiesen, daß mit den neuen Epauletten kein ritterlicher Geist in sie gefahren war. Sie forderten Sigels Absezung wegen „Unfähigkeit," und sprachen offen ihre Weigerung aus, in die Nachbarländer angriffsweise einzudringen. Brentano, welchen sie selbst zum Anführer begehrten, obwohl er von militärischen Dingen gar nichts verstand, bewog sie nur mit Mühe zum Versprechen, die badische Grenze gegen Angriffe tapfer verheidigen zu wollen. Sigel legte den Oberbefehl nieder, welchen Beck, ein Offizier, der weder Begabung noch Begeisterung besaß, an seiner Stelle übernahm. Brentano mußte seine ganze Beredtsamkeit aufbieten, um die „Kommisoffiziere," wie man sie spottend nannte, so zu stimmen, daß sie sich Sigels Ernennung zum Kriegsminister gefallen ließen. Der edle Gehalt des Charakters dieses unglücklichen jungen Offiziers bewährte sich bei dieser Gelegenheit. „Ich bin bereit," erklärte er, „auch jedes untergeordnete

Digitized by Google

Kommando anzunehmen. Meinem Vaterland werde ich immer dienen und in der Armee mitkämpfen, wäre es auch als gemeiner Soldat." — Dieſes erſte mißglückte Unternehmen war von der ſchlimmſten moraliſchen Wirkung, ſtimmte die Siegeszuverſicht Aller herab, erkältete den Muth und ſtellte ein ſehr trübes Prognoſtikon für die nächſte Zukunft.

Am 31. Mai zogen das vierte Infanterieregiment, Dragoner, Artillerie und ein Theil der ausgerückten Volkswehr in Mannheim wieder ein. Sie kamen „gepantſcht nach Hauſe" und ließen bei ihrem Einzug dennoch ihre Inſtrumente ſo luſtig wie bei einem Triumphmarſch klingen und ſchmettern. Die Stadtbewohner, welche über das Gefecht bei Laudenbach nur widerſprechende Gerüchte vernommen, umdrängten einzelne Soldaten und beſtürmten ſie mit Fragen. Da war freilich nichts Tröſtliches zu hören. Die Leute geſtanden geradezu, daß ſie ſtatt der gehofften Aufnahme mit geöffneten Bruderarmen von den groben Heſſen häßlich ſalutirt und tüchtig geklopft worden ſeyen. Ein Dragoner wagte ſogar in ſeinem ſchwäbiſchen Dialekt zu ſagen: „Sie ſollen's bleiba laſſa und da Großherzog wieder rufa." Die große Maſſe der Soldaten wußte ſich im Wirthshaus für die ausgeſtandenen Strapazen und Gefahren bei braunen Tropfen zu tröſten und alle Grillen über die nächſte drohende Zukunft zu verſcheuchen. Offiziere und Soldaten ſah ich da unter einander ſitzen, zechen und über ihre oberſten Anführer ſchimpfen, welche vom Kriegführen nicht das ABC verſtänden. Eine Stunde ſpäter hörte ich in der Rheinluſt von einem Militärarzt, der das Gefecht von der Höhe eines Hügels mit angeſehen, eine umſtändliche Schilderung deſſelben. Ein anweſender dicker Mannheimer Bürger wollte wiſſen, die heſſiſchen Chevaurlegers hätten beim Einhauen auf die badiſchen Dragoner dieſelben „meineidige Hunde" titulirt. — „Und ganz recht hatten ſie," ſezte der fette Mannheimer in heftigem Tone hinzu, „es ſind meineidige Hunde! Ich ſag's, und ſollt' es mein Leben koſten!" Erſchrocken ſah ſich die Geſellſchaft um; ſolche ungenirte Meinungsäußerung iſt in Revolutionszeiten mindeſtens ſo gefährlich als unter dem Deſpotismus. Zu meiner Verwunderung war aber unter den zahlreichen Gäſten nicht Einer, der widerſprach. Stillſchweigend ſchienen Alle dem dicken reaktionären Bürger beizuſtimmen. Ich machte hier wiederholt die Bemerkung, wie zahlreich die contrerevolutionäre Partei in der Mannheimer Bürgerſchaft war, welche früher als entſchieden radikal galt, obwohl jene öffentlich kein Zeichen ihrer Exiſtenz zu geben wagte. Unter vier Augen hörte man aber die Sympathien und Wünſche der durch Einquartierung und Waffendienſt ermüdeten, durch das zahlreiche fremde Geſindel beängſtigten Bürger oft laut werden. Alle wünſchten die Rückkehr des Großherzogs und Friede und Ruhe, freilich ohne zu ahnen, daß im Gefolge der ſiegreichen Preußen verdoppelte Einquartierung, Einkerkerungen und Blutſentenzen in Maſſe einziehen würden.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Como, Auguſt.

(Fortſezung.)

Bellinzona. — Taverne.

In dem erſten Gaſthauſe der Stadt genoß ich ein ziemlich gutes Mittagsmahl und ließ mir zum Deſſert einige Trauben vom Markte holen, die ich im Vorübergehen dort geſehen hatte. Sie waren noch nicht ganz ausgereift, aber ſchon ſehr genießbar. Hier begann alſo gleichſam wieder eine neue Zone, bezeichnet durch Maulbeerbäume und reife Trauben. Aber auch Heuſchrecken und Eidechſen mehrten ſich auf eine erſchreckliche Weiſe, als ich meine Reiſe nach Tiſch fortſezte. Die leztern klebten überall an den langen, von der Sonne erwärmten Mauern, zwiſchen denen die Straße hinlief, und ſuchten, wenn man vorüberging, in raſchen Windungen ihre Spalten und Schlupfwinkel auf. Dagegen hatte ich bis jezt noch nichts zu leiden von einer andern Art Ungeziefers, das nach den Reiſehandbüchern in Italien ſo unvermeidlich und läſtig ſeyn ſoll, ich meine von Bettlern. Seit ich das Berner Oberland verließ, wo dieſes zweibeinige Ungeziefer umherſchwärmt, wie hier die Eidechſen und Heuſchrecken, iſt mir noch kein einziger Bettler entgegengetreten. Doch ich fürchte, daß ich mich nicht lange mehr dieſes Glücks werde rühmen können. — Nicht weit unterhalb Bellinzona verläßt die Straße den Teſſin, der ſich rechts nach Locarno zu wendet, um ſich in das obere Ende des Langenſees zu ergießen, während jene ſich über den Monte Cenore an die Ufer des Luganer Sees hinabzieht. Von dem Monte Cenore, der die Waſſerſcheide zwiſchen beiden Seen bildet, genoß ich eine herrliche Ausſicht auf die oberſte Spitze des

Digitized by Google

Langenſee, die mir aber leider ſehr bald durch ein mit ſtarkem Regen begleitetes Gewitter ganz verſchloſſen wurde. Unter furchtbarem Donnern und Blitzen ſtieg ich auf der andern Seite den Berg hinunter, oder vielmehr ich ſchwamm hinunter, und langte trotz eines guten Regenſchirms ganz durchnäßt in Taverne an, wo ich zweifelnd und überlegend, ob ich hierbleiben oder meinen Weg bis zu dem noch zwei Stunden entfernten Lugano fortſetzen ſollte, zu dem Schilde des Wirthshauſes hinaufſah. Ein »entrez, Monsieur!« das mir aus der offenen Thür entgegenſchallte, bewirkte, daß ich unwillkürlich den wenn auch nicht heimiſchen, doch bekannteren Tönen Folge leiſtete. Ich trat von der Straße unmittelbar in ein weites Gemach, das auf den erſten Blick eine große Mannigfaltigkeit der Benutzung darbot. Der Vorderraum, von zwei langen Tiſchen, welche die Thür umſtanden, eingeſchloſſen, diente zur Wirthsſtube, der hintere Raum war Familienzimmer, Küche und Hühnerſtall zugleich. Auf dem niedern Herde hingen an einer langen Kette zwei Töpfe über dem flackernden Feuer, nicht weit davon in einem großen Bauer ſaßen junge Hühner und wälſche Hähne, die wahrſcheinlich für den Markt zu Lugano gemäſtet wurden, und auf den Tiſchen und Bänken hockten einige nicht allzu appetitlich ausſehende Glieder des jungen Italiens. Die Grundfarbe des ganzen Gemachs war ſchwarz und von den Tiſchen und Stühlen war es ſchwer zu ſagen, ob ſie überhaupt jemals eine Farbe beſeſſen. Mein freundlicher Wirth lud mich ſogleich an den wärmenden Herd, wo er ſich neben mich ſetzte, um das Feuer zu ſchüren und von Zeit zu Zeit nachzuſehen, ob die grünen Bohnenſchoten, welche die Töpfe enthielten, weich gekocht ſeyen. Dabei erzählte er mir, daß er ſieben Jahre in der Militärſchule zu Thun zugebracht habe, eidgenöſſiſcher Capitän und ein guter Freund von General Dufour ſey, von dem er noch vor wenigen Tagen einen Brief erhalten mit dem Antrage, ob er nicht Luſt habe, mit in's Feld zu ziehen. Er hatte es abgelehnt und ſchien lieber daheim am Herde von fernen Kriegen zu ſprechen, als ſie ſelbſt mit auszufechten; denn die Hauptgegenſtände unſeres Geſprächs bildeten l'armée fédérale, la guerre prussienne und la liberté de l'Italie ensevelie par les Autrichiens. Endlich verlangte ich etwas zu eſſen und wünſchte Eier zu haben, aber vergebens. Statt deſſen ſetzte man mir, da es Freitag war, gebratene Fiſche vor, die ich mir denn auch, ohne weiter über die Art ihrer Zubereitung nachzudenken, trefflich ſchmecken ließ.

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Auguſt.

(Schluß.)

Goethe's Jubelfeier.

Wie die Feier in ihren Einzelheiten zu Ende gebracht worden iſt, erlaſſen Sie mir zu ſchildern. Vielleicht unterzieht ſich ein anderer Korreſpondent dem Geſchäfte. Ich bin nicht objektiv genug dazu. Ich wiederhole Ihnen alſo nur, daß die Feier, bis auf einen Unfall am Vorabend vor Goethe's Hauſe, wo rohe Störenfriede das Heckerlied anſtimmten, vollkommen geglückt iſt. Die Vorträge in der akademiſchen Sitzung, von Schwenck, Creizenach und Clemens, wovon der erſte Goethe's deutſche Natur als Dichter, der zweite Goethe's Miſſion als Befreier, der dritte Goethe's Wirkſamkeit in der Naturkunde auseinanderſetzte, und wie er Dichter und Naturforſcher aus einer und derſelben Inſpiration geweſen, Dichter, der an den Brüſten der Natur geſäugt worden. Creizenach ſpricht ſtets mit Fluß, Aplomb und ſchönem Ausdruck. Ob Goethe Befreier in dem Sinne war, in welchem man dieſe Bezeichnung heut zu Tage und ohne Drehen und Deuteln auffaſſen muß, laſſe ich dahingeſtellt. Bei einem Geburtsfeſte kann man die Perſon und die eigenſte Individualität nicht wohl von den Werken trennen, die aus ihr hervorgingen, und wovon uns auch Goethe befreit haben mag, für die Freiheit in ihrer idealen Bedeutung hatte er keinen Sinn. Weil er eben ſeinen Charakter als Dichter aus der Naturanſchauung zog, ließ er ſich leicht herbei, die Freiheit in der Beſchränkung zu erblicken. Daß uns dieſer große Geiſt, ein Genie des Jahrhunderts nicht nur, ſondern der Jahrhunderte, von gewiſſen Dingen, und vor Allem von der Beſchränktheit, wenn auch nicht von kleiner Beſchränkung ſtaatlicher Ordnung befreit hat, liegt am Tage. Ihm aber deßhalb die Miſſion des Befreiers zuzuſprechen — ſo geiſtreich auch dieſe Anſicht motivirt wurde — war wohl mehr eine Caprice, die durch die Parteiſtellung eingegeben wurde, als eine tiefere Wahrheit. Die demokratiſche Partei übertrieb in ihren Demonſtrationen gegen jene olympiſchen Spiele, die Frankfurt am 28. Auguſt beging, weil ſie nicht unmittelbar an politiſche Beziehungen geknüpft werden konnten; nun wollten die entgegengeſetzte Partei und diejenigen, welche Verſtand und Geiſt genug beſitzen, um Goethe nicht mit dem Maßſtab unſeres Volksblatts zu meſſen, darthun, daß gerade unſere Zeit ihn feiern müſſe. In dieſem Beweiſe konnte man leicht zu weit gehen.

Das Theater gab Goethe's „Iphigenia auf Tauris“ und Gutzkows „Königslieutenant.“ Heſſemer hatte für jene Vorſtellung einen ſinnigen, und gerade in Bezug auf die Form jenes Dramas, das die höchſte äſthetiſche Einfachheit athmet, vollkommen harmoniſchen Prolog über die Wirkſamkeit des Dichters verfaßt. Die Iphigenia wurde von Fräulein Janauſchek mit dem idealen Reiz dargeſtellt, den der Stoff erheiſcht, mit plaſtiſcher Abrundung und edler Anmuth. Der Königslieutenant ſchildert uns eine Epiſode aus Goethe's Jugend. Der ernſte Graf Thorane, le lieutenant du roi à Francfort, den wir im dritten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ kennen lernen, iſt der Hauptträger des Stücks. Man tadelt es, daß Gutzkow die Perſönlichkeit Goethe's, der im Stück fünfzehn Jahre alt iſt, an eine junge Schauſpielerin geknüpft hat. Aber was thut das? Iſt doch eben nur die fünfzehnjährige Perſönlichkeit geſchildert. Das kann den Dichter nicht beeinträchtigen. Goethe in ſeiner genialen Kraft und Vollendung würde auf der Bühne, das heißt durch die Kunſt, die der Wirklichkeit am nächſten ſteht und leider nicht ſelten zu ſehr roher Wirklichkeit herabſinkt, ſchwerlich dargeſtellt werden können. Der Knabe Goethe iſt faßlich für den Schauſpieler, und das Verhältniß dieſes Knaben zur Poeſie iſt wenigſtens recht ſinnig dargeſtellt, in den drei erſten Akten auch mit dramatiſcher Fertigkeit. Graf Thorane ſpricht gebrochen deutſch. Dieſer Jargon eignet ſich wenig für ernſte Naturen, wenigſtens nicht in einem Drama von fünf Akten. Indeß geben wir zu, daß ein Charakterdarſteller auch in dieſer Maske ſehr wirkſam ſeyn kann. Seydelmann wäre es ohne Zweifel geweſen. Der hieſige Darſteller ſchien mir nicht gemeſſen und altfranzöſiſch genug. Er gab uns den Thorane in einer Weiſe, die aus Bauernfelds deutſchem Krieger einen franzöſiſchen gemacht zu haben ſchien, wenn auch mit großer Fertigkeit und tüchtigem dramatiſchen Ausdruck. Trockener und feierlich vornehmer würde Graf Thorane den humoriſtiſchen Ausdruck des Dramas erhöht haben, ohne ſelbſt eine komiſche Figur zu werden. Die Frau Rath und ihr Gemahl nebſt dem Factotum Mittler ſind klar und charakteriſtiſch gezeichnete Figuren. Daneben finden ſich kleine Epiſoden mit dramatiſcher Wirkung. Was dem Stücke fehlt, iſt eine rechte Intrigue; die Mißverſtändniſſe, die ſich um ein Band und ein Gedicht drehen, reichen nicht hin zu den derberen Umriſſen, wie die Bühnenhandlung ſie erheiſcht. Das Drama wurde übrigens ſehr beifällig aufgenommen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 221. Freitag den 14. September 1849.

— Sinam
Me impune irrisum esse habitum, depeculatum eis!
Plautus.

Bilder aus Rom.

Von W. Alexis.

(ſ. Nr. 196—200.)

Sanct Peter.

Manchem mag es ſchwer geworden ſeyn, die erſte Nacht in Rom einzuſchlafen, wenn auch nicht aus den Gründen, die unſern berühmten Landsmann Moriz (Anton Reiſer) wach erhielten. Dieſer mußte ſeine Thür barrikadiren und vertheidigen. Moriz war nämlich in eine Sbirrenherberge gerathen, die dazumal nicht viel beſſer war als eine Diebsherberge. Wir waren durch Zufall unter ehrliche Leute gekommen, nachdem wir gefunden, daß in dem einſt berühmten deutſchen Wirthshauſe des Herrn Franz von vorn herein mit einer Kreide für ſeine Landsleute geſchrieben wird, die es vorziehen läßt, ſich auf gut Glück jedem italieniſchen Wirthe zu überlaſſen. Aber wer ſchläft, wo es ſey, die erſte Nacht in der Weltſtadt, die er mit der ganzen Wucht und Weihe der Erinnerungen betreten? — Und es war die Weihnachtsnacht. Die Glocken läuteten hell von den Campaniles, dann und wann trieb der Sturm die Regenwolken über die Dachfirſten, um wieder das Silberazur des ſüdlichen Himmels deſto klarer vorſchimmern zu laſſen. In den Zwiſchenmomenten wirbelten die ſchmelzenden Töne der Piffereri. Es war das lezte Weihnachtsfeſt, wo die Piffereri von den Bergen gekommen und ihre Pfeifen im Rohr geſchnizt hatten. Die Römer wollten nicht mehr flöten hören zum Lobe der Maria und ihres Kindes.

Ich träumte nicht, aber ich ſann, mit welchem von den beiden Zeitaltern, die Rom ihr Siegel aufgedrückt, ein gewiſſenhafter Wanderer den Anfang zu machen habe. Die heidniſche und die katholiſche Zeit, beide werden durch ein ewiges Symbolum repräſentirt, das Coloſſeum und die Peterskirche. Welches hat die erſten Rechte? Zog der Sinn auch nach jenem, für dieſesmal hatte dieſe die nächſten Anſprüche. Der Papſt hielt am erſten Weihnachtstage Hochamt in Sanct Peter, wir konnten Pio nono ſehen; unſere minder ermüdeten Reiſegefährten hatten ihn ſchon am Vorabend beim Abendkerzenſchein in Maria maggiore erblickt, und es war im Weihrauchduft eine Erſcheinung geweſen, die ſie unwiderſtehlich hinzog, ihn wieder und deutlicher zu ſehen.

Ich hätte ihn auch ſehen können, hätte mich nicht ein Abenteuer an dem Abend verſpätet gehabt. Auch in der ewigen Stadt des Alterthums, der Kirche und der Kunſt will das Abenteuerliche ſein kleines Recht, ja ſchon beim Eintritt in die Stadt. Als wir kaum aus dem Wagen geſtiegen und die Miene zeigten von Fremden, die eine Wohnung ſuchen, hatten ſich flugs zwei Schutzgeiſter unſer angenommen; jeder wußte eine Wohnung, die uns beſſer conveniren würde, jeder beſtritt den andern mit den lebhafteſten Gründen, mit noch lebhafteren Blicken und Geſten. Es hält nicht leicht, in Italien ſolche Commiſſionäre, Faktoren, Ciceronen abzuſchütteln, am wenigſten in einer Stadt, von der man nichts kennt als Bilder und Bücher, und wenn ein Platzregen vom Himmel rauſcht und unſere Damen im Wagen auf die frohe Botſchaft warten, daß wir ein Quartier gefunden. — Sie hatten uns an ſich geriſſen als ihre Beute, ſie ſchleppten uns mit ſich, vom Monte Pincio bis zum Corſo, vom ſpaniſchen Platz bis zu den Quattro Fontane. Der

Digitized by Google

Eine flüſterte links: „Excellenzen ſind da an einen ſchlechten Führer gerathen, er verſteht nichts;“ der andere rechts: „Dieſer Mann mag ſonſt gut ſeyn, aber er weiß nicht, was Fremde bedürfen.“ Jeder war nur dann froh, wenn die Wohnung, in die uns der Andere gewieſen, uns nicht anſtand. „Excellenz, ich wußte es voraus, ſo foppt man hier die fremden Herrſchaften.“ Um das Aergſte zu vermeiden, hatten wir ſie Beide in Dienſt genommen, eigentlich ſie uns; aber das half nicht, denn jeder ſah im andern den, der ihn wenigſtens um ſeine halbe Gratifikation zu bringen drohte. Jeder blinzelte den Wirth an, zu dem er uns führte, mit einem ſehr deutlichen Blick, den der Wirth mit einem ſtillen Augenniederſchlag erwiderte. Wir wurden ihm verkauft, das war ganz in der Ordnung; wer nur einfache Commiſſionsgebühren fordert, wo er doppelte einziehen kann, wäre ein Thor nach der Commiſſionärmoral. Der Eine hatte für uns einen Vorzug: er ſprach ſchlecht deutſch; er kannte unſere Bedürfniſſe, ohne uns zu kennen, er kannte die ganze Welt und hatte Gemüth, und er verſicherte uns, ſo ſey dieſes Römervolk, daß jeder Fremde betrogen werde, wenn er nicht das Glück habe in gute Hände, wie ſeine, zu fallen. Wie würde er uns ſchon längſt zu unſerer Befriedigung untergebracht haben, hätte der aufdringliche Menſch drüben uns nicht in Anſpruch genommen! Dennoch rieth er uns vorſichtig, ihn nicht ganz abzuſchütteln; des Andern Kohlenaugen rollten zu furchtbar, und er griff bisweilen im Affekt zu tief in ſeine zerriſſene Weſte. Dann riß er uns ſelbſt an ſich, knirſchte mit den Zähnen und ſtieß Flüche aus, die wir nur halb verſtanden, aber ganz den Sinn ſeiner Worte: eine Schande ſey es, daß ein ſolcher Menſch ſich erdreiſte, in dem ewigen Rom Fremde zu führen; er ſey ein Herumtreiber, er verſtehe nichts, er kenne nichts, ein Maledetto ſey er, ein uomo cattivo, ein Straniero, kein Deutſcher, eine Ungareſe, ein Slovake, ſeinem Herrn entlaufen. Was Excellenzen aus der Fremde von Rom denken würden, wenn ein ſolcher Brutto ſie zurecht weiſen wolle! Und jeden Satz ſchloß er mit einem Schlag auf die Bruſt: »Io sono Romano!«

Mag er ein Römer geweſen ſeyn, von der Klaſſe der ſchönen Römer war er nicht. Er hinkte, ſchielte, der Ausdruck ſeines Geſichts mit der halben Naſe hatte ein etwas, daß ich ihn gern vermied, wenn ich ihm ſpäter, was oft geſchah, auf der Straße begegnete; erinnert aber ward ich erſt neulich wieder an ihn, ich weiß nicht mit welchem Rechte, als die Nachricht von Roſſi's Ermordung kam. Der Romano hatte ſo ſtechende Augen, ſo ſchlotternd und widerwärtig war ſeine unterſetzte Geſtalt. Er verlor bei dem Würfelſpiel, denn der andere hatte das Glück, einen Wirth zu präſentiren, mit dem wir uns verſtändigten. Die Verſtändigung mit ihm, d. h. um ihn los zu werden, war ſchwieriger. Indeſſen trafen ſeine Flüche für das troppo poco nicht ſowohl uns, als den armen Ungareſe, den Slovaken Giovanni.

(Fortſetzung folgt.)

Epiſoden aus der badiſch-pfälziſchen Revolution.

(Fortſetzung.)

Dem furchtbaren Ernſt einer Revolution iſt vielleicht kein Menſch weniger gewachſen als der ſchlaffe, feige, bornirte und ſchwerfällige deutſche Spießbürger, der in der Kneipe, wenn ihn Tabaksdunſt und Hopfentrank aufgeregt, wohl öfter von Revolution und Guillotine mit Behaglichkeit ſpricht, aber ſchaudert und kleinmüthig jammert, wenn jene Geſpenſter wirklich hervortreten. Geld und Blut, dieſe nothwendigen Opfer aller Revolutionskriege, will die Maſſe niemals freiwillig hergeben. Manchen früher ultraradikalen Stadtbürger ſahen wir jetzt in Mannheim kleinlaut und bekehrt; wie gerne hätte er jetzt die ganze Revolution wieder rückgängig gemacht! Sogar mein Schneider, der ſich vormals zu den Erzdemokraten gezählt hatte, geſtand mir im ſtrengſten Vertrauen, er verſtecke ſich möglichſt, um keine Dienſte in der Bürgerwehr leiſten zu müſſen, denn er fürchte ſehr, die ganze Geſchichte werde fichelkrumm ausgehen. Sagen freilich dürfe man's nicht, ſonſt riskire man Prügel. Dieſe gedrückte und muthloſe Stimmung war die nächſte Folge des verunglückten Zuges nach Heſſen.

Im Gaſthaus zur Friedrichsburg in Mannheim war das Hauptquartier der militäriſchen Anführer. Zum Oberbefehlshaber der dortigen Volkswehr hatte man einen jungen Ungar, Namens Türr, ernannt, der ſich für einen ehemaligen k. k. Offizier ausgab. Dieſer Mann war immer theatraliſch aufgeputzt und eitel wie ein Affe. Wie wir ſpäter erfuhren, war Türr niemals Offizier geweſen, wohl aber Tambour in einem ungariſchen Grenadierbataillon zu Mailand, von wo er nach Piemont deſertirte. Unbegreiflich, wie man einem Mann, dem man den Komödianten und Windbeutel auf den erſten Blick anſah, ein Kommando von ſolcher Wichtigkeit übertragen konnte. Dieſer ungariſche Abenteurer hatte die beſondere Paſſion, zwei- bis dreimal täglich Generalmarſch ſchlagen zu laſſen, um die Pünktlichkeit der Volkswehr auf die Probe zu ſtellen, dann vor der Fronte in glänzender Harlekinsjacke auf und ab zu galoppiren

Digitized by Google

und ſeine Mannſchaft vor ſich defiliren zu laſſen. Sein Adjutant war ein Student von der Wiener akademiſchen Legion, ein junger Menſch von gemeiner, phlegmatiſch deutſcher Phyſiognomie. Unter den übrigen Stabsoffizieren ragte der Wirth Gehringer von Baden-Baden durch ſeine männlich ſchöne Geſtalt hervor. Ein junger Offizier, ein geborner Elſäßer, machte ſich durch ſein vorlautes Weſen bemerklich und durch den Eifer, womit er am Wirthstiſche dem Syſtem Robespierre's das Wort redete. In Revolutionszeiten, äußerte er, müſſe man lieber hundert Unſchuldige umbringen, als Einen Schuldigen verſchonen.

Nächſt der Friedrichsburg war das Gaſthaus zum Weinberg ein Hauptquartier der Demokraten. Hier fand man gewöhnlich die Bürger Grohe, Julius Fröbel, Raveaux und andere, welche zwiſchen Baden und der Pfalz geſchäftig ab und zu gingen. Eine fieberhafte Thätigkeit entwickelte Raveaux, der als revolutionärer Diplomat, Agitator und Kriegskommiſſär gleich wichtige Dienſte leiſtete. Das revolutionäre Talent dieſes Mannes wurde früher von den Demokraten, welchen er als Moderirter anrüchig war, bedeutend unterſchätzt. Auch der Verfaſſer der Skizzen aus der Paulskirche im Morgenblatt hat ihn irrig beurtheilt, wenn er ihn neben Venedey als einen bloßen Enthuſiaſten, als den „milden Vertreter einer unpraktiſchen Richtung" charakteriſirte. Unter den vielen demokratiſchen Notabilitäten, welche der Revolutionsſturm nach Baden trieb, bemerkte ich auch den bekannten Goldmark aus Wien, Ermitglied des erſten Reichstags, der aber ſo ſchnell wieder verſchwand als er gekommen war. Tſchirner, Heinzen, Kaufmann aus Dresden ſiedelten ſich in Karlsruhe an. Arnold Ruge ſah ich nur auf wenige Stunden in Mannheim, wo er natürlich bei der „beſten Demokratin," Frau K., ſpeiſen mußte. Letztere, eine wahre »furie de guillotino,« ſuchte mir einmal in Gegenwart mehrerer gleichgeſinnten Damen zu beweiſen, daß die deutſchen Demokraten weit über Robespierre hinaus gehen müßten, der am Ende doch nur ein halber Revolutionär oder verkappter Reaktionär geweſen. Hebert, Chabot, Babeuf waren die franzöſiſchen, Heinzen, Blind, Struve die deutſchen Lieblinge dieſer Dame, auf deren bleichem Geſicht Grauſamkeit und Wolluſt ausgeprägt ſind. Ruge hatte noch halbwegs ihre Sympathie. Dem „Philoſophen der deutſchen Revolution" ſchien übrigens die badiſche Luft nicht zu behagen. Nach ſeinen jüngſten Erfahrungen in Preußen und Sachſen witterte er auch hier einen ſtinkenden Ausgang, und er beeilte ſich nach Frankreich zu entkommen. Die ſächſiſchen Flüchtlinge waren gar übel auf ihn zu ſprechen. Nach ihrer Behauptung ſoll ſich Ruge während des Dresdner Aufſtandes in ſeinem Gaſthofe zu Leipzig verſteckt gehalten und ſich bei der erſten Nachricht vom ſiegreichen Vordringen der Preußen aus dem Staube gemacht haben. In Paris fand er ſeitdem Gelegenheit, ſich von der Richtigkeit jener Prophezeiung zu überzeugen, welche ihm der alte Arndt zugerufen, als Ruge auf der Rednerbühne in der Paulskirche über den Freiheitsſinn der Franzoſen philoſophirte.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Die Goethefeier.

Wie es nach alter Erfahrung ſchwer iſt, ein großes Glück recht zu ertragen, ſo ſcheint es nach jüngſter Wahrnehmung auch nicht leicht, ein hohes Feſt würdig zu begehen. Die bis heute (1. Sept.) hier eingegangenen Zeitungsberichte über die Goethefeier, die Feſtbeſchreibungen aus Berlin, Breslau, Leipzig, ſogar aus den Metropolen Frankfurt und Weimar, haben faſt nirgends volle Befriedigung ausgeſprochen. Es wollte beinahe überall durchblicken: auch dieſer „große Moment fand nur ein kleines Geſchlecht." Ich las jene Nachrichten aus Oſt und Weſt um ſo aufmerkſamer, da mir die Güte eines Gaſtfreundes Gelegenheit gab, gerade hier im mitteldeutſchen „Elbflorenz", in der Nähe namhafter Goetheverehrer und Goetheerklärer das Säcularfeſt des Allgefeierten mit zu genießen. Nirgends ſonſt war daſſelbe mit ſo vielerlei Feſtſpenden angekündigt, auf ſo viele Feſttage ausgedehnt, von ſo vielen Feſtordnern in Angriff genommen. Es ſchien, als ſollte das geſammte theilnehmende Publikum, Alt und Jung, mit der reichſten künſtleriſchen Chriſtbeſcherung erfreut werden. Und während dem Geburtsfeſt des Weltheilands in Sachſen und Preußen längſt der dritte Feiertag abgeſchnitten worden, während jedes kirchliche oder vaterländiſche Jubelfeſt ſeit 1817 ſtets auf drei Tage beſchränkt geblieben war, hatte man für den „Normalmenſchen Goethe," wie ihn ernſtlich einzelne Feſtredner nannten und ſo unwillkürlich dem „Menſchenſohn" gleichſtellten, eine volle **viertägige** Feſtdauer von Montag den 27. bis Donnerſtag den 30. Auguſt angeſetzt, demnach ſchon im Zeitmaß alles Bisherige mit dem Heroencult dieſes Genius überboten. Möchte doch auch die Schaar der Feſtordner, dem Feſtdatum gleichzählig, für ihre allſeitigen

Digitized by Google

Gedanken in keiner kürzern Frist Raum gefunden haben. Denn als „Comité für die Goethefeier“ erschienen unter dem Programm seit Sonntag den 26. nicht weniger als achtundzwanzig Namen unterzeichnet, darunter, wie mein einheimischer Freund, zum Theil jedoch erst der Adreßkalender nachwies, neben drei Herrn von der Stadtbehörde und einem vom jüngsten Landtag, vier Musiker, drei Maler, zwei Bildhauer, zwei Dramaturgen, ein Museumsvorstand, ein Journalist, zwei Naturforscher und — ein volles Musenchor — neun Schullehrer. Wohl leuchteten Sterne wie Bendemann, Carus, Ed. Devrient, Gutzkow, Hähnel, Hübner, Reichenbach, Reißiger, Rietschel aus den Unterschriften hervor, aber die übrigen blieben wenigstens vor dem Fremdling in bescheidenem Dunkel; nur ihre eifrige Mühwaltung, ihre sächsische Artigkeit trat nachher an den Hauptfesttagen überall sehr dankenswerth hervor, wo sie sich, ordnend und anweisend, mit dem Abzeichen der weißen Schleife blicken ließen. Ich sah nur Einen unter ihnen mit etwas schroffer Haltung und Geberde, einen Silenus- oder besser Sokrateskopf, der neben den heitern Festgesichtern und Goethebüsten ein wenig abstoßend auffiel. Ob ihn sokratische Weisheit zur Wahl empfohlen hatte, wußte Niemand zu sagen. Schulmeisterei und Gelahrtheit waren, ungeachtet der Gefeierte selbst bekanntlich nie eine Schule besucht, und allem Scholastischen in seinem Faust arg mitgespielt hat, dennoch bei dieser sächsischen Goethefeier sehr zahlreich und weit hinab vertreten; und vielleicht hatte eben dieses einseitige Uebergewicht der ganzen hiesigen Festveranstaltung so viel Methodisches, Systematisches aufgedrückt, so wenig Anregendes und Begeisterndes zugelassen. Die bildende Kunst hat sich dabei ungleich mehr verherrlicht als die redende. Einen Gesangdichter suchten wir neben den vier Sangmeistern vergebens im Comité. Beim Bankett am 28. Abends hat dem Vernehmen nach eine Dame, eine gemüthvolle „Charlotte,“ mit einem ansprechenden Liedchen auf Goethe ausgeholfen. Aber den übrigen Festgesängen nach muß mit Tieck, Förster, Mosen u. A. die Lyrik aus Dresden abgezogen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Como, August.

(Fortsetzung.)

L u g a n o.

Die Nacht war eine ziemlich unruhige, denn fortwährend strömte der Regen vom Himmel und Fuhrleute und Maulthiertreiber passirten schreiend und fluchend vor dem Hause vorbei oder begehrten noch spät Einlaß. Da am andern Tage Markt in Lugano war, so nahm das Getrappel, das Schreien, Zanken und Anklopfen gar kein Ende. Am andern Morgen erhielt ich meinen Antheil Kaffee aus dem großen Familientopfe, in welchem gleich Kaffee und Milch zusammengekocht war, und fragte dann nach meiner Zeche, welche „Madame“ mir mit Kreide auf den Tisch malte. Es kam mir ganz spaßhaft vor, daß mein Wirth zugleich Bohnen kochte und eidgenössischer Capitän war, und daß seine Frau, mit der er sonst eben nicht auf dem freundlichsten und friedlichsten Fuße zu stehen schien, fortwährend von ihm Madame titulirt wurde. — Auf meinem Morgenspaziergange nach Lugano hatte ich nun die schönste Gelegenheit, mich mit dem italienischen Fuhrwesen bekannt zu machen; die Straße wimmelte fortwährend von zweiräderigen Karren, zum Theil mit ganz colossalen Rädern und eben so colossaler Bedachung. Vor einem solchen Fuhrwerke gingen meist die verschiedenartigsten Zug- und Lastthiere in bunter Reihenfolge, Ochs und Esel oder Esel und Pferd, vor einem sogar in schönster Abstufung Pferd, Maulesel und Esel. Doch sah ich auch solche, die mit lauter Mauleseln bespannt waren, von denen drei bis vier an einem Karren zogen. Zugleich hatte ich Gelegenheit, die Faulheit der Italiener und ihre Grausamkeit gegen ihre Thiere kennen zu lernen. Vor Lugano, wo sich die Straße über den lezten Hügel wieder aufwärts zieht, keuchte ein einziges Eselein vor einem mit schweren Säcken beladenen Wagen so gewaltig, daß man hätte erwarten sollen, der Fuhrmann wäre dem armen Thiere durch Schieben zu Hülfe gekommen. Ein nordischer Bauer, wäre er Herr des Fuhrwerks gewesen, hätte unfehlbar selbst Hand angelegt. Der faule Italiener aber, weit entfernt auch nur einen Finger zu rühren, lag noch dazu mit einem andern Kameraden ganz behaglich im hellen Morgensonnenschein oben auf den Säcken und rührte sich nur, um auf das arme Thier herunterzuschlagen, so oft es vor Ermattung stehen blieb. Ein anderer, dem sein Maulesel nicht rasch genug anzog, sprang wüthend vom Wagen, lief zu dem nächsten Haufen geklopfter Chausseesteine, raffte davon so viele auf, als er in beiden Händen halten konnte, und schleuderte sie mit der größten Heftigkeit seinem Thier an den Kopf. Dieses Manöver wiederholte er so lange, bis sich der Esel, um dem Steinhagel zu entfliehen, in schnellen Trab sezte, worauf der zweibeinige Faullenzer sich wieder auf den Wagen schwang.

Als ich die eben erwähnte Höhe erstiegen hatte, breitete sich vor mir die blaue Fläche des Luganer Sees aus und durch Weinranken und Maulbeerbäume sah ich auf die Hauptstadt des Kantons Tessin hinunter, die jenem Gewässer ihren Namen leiht. Wie gesagt, war gerade Wochenmarkt in Lugano und ein ziemlich bewegtes Leben in den engen, schmuzigen Straßen der Stadt. Dazu kam, daß die Handwerker, besonders die Schuhmacher, so wie die Zeitungsleser ihre Arbeit vor den Häusern auf offener Straße verrichteten, wodurch eine bunte Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit des Lebens sich entwickelte. Am Ufer des Sees angelangt, fiel mir sogleich ein großes neues Gebäude auf mit der echt römischen Inschrift: »Quid sunt leges sine moribus et fides sine operibus!« Auf mein Befragen erfuhr ich, daß es das Regierungsgebäude sey, was sich aus den Kaufläden und Cafés und Barbierstuben, die den untern Theil desselben füllten, nicht schließen ließ. Vor dem Gebäude befand sich ein kleiner viereckiger Platz, der Hauptplatz des Städtchens, der mit Fisch- und Obstverkäufern angefüllt war, die sich jedoch allmälig, so wie die Sonne heißer wurde, in den Schatten der engern Straßen zurückzogen. Ich kaufte mir für ein Billiges Feigen und Pfirschen und spazierte sie verzehrend am Ufer des Sees. Hier bot sich mir ein neues Bild: italienische Waschweiber. In kleinen hölzernen Kasten, die nach hinten zu offen waren und nach vorn und an den Seiten durch drei Brettchen gegen das andringende Wasser schüzten, lagen die Wäscherinnen am Rande des Sees auf ihren Knien und bemühten sich auf seltsame Weise, ihre Tücher und Gewänder in den blauen und doch krystallhellen Fluthen zu säubern. Vor der Brüstung ihres Waschstuhles ragte das untere Brett, auf dem sie lagen, noch einige Fuß weit in's Wasser hinaus, und auf dieser festen Unterlage wurde die Wäsche von ihnen auf alle mögliche Weise geklopft und geschlagen, so daß sie, um diese Procedur auszuhalten, von großer Dauerhaftigkeit seyn mußte. Die so gereinigten Stücke wurden auf der Stelle auf dem reinlichen Kies und Sand des Ufers ausgebreitet, wo sie in wenigen Minuten von der heißen Sonne aufgetrocknet waren. Mich erinnerte diese Scene lebhaft an die homerischen Wäscherinnen auf der Insel der Phäaken; nur daß ich kein Odysseus war und unter den Tessinerinnen vergeblich nach einer Nausikaa suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 222. Sonnabend den 15. September 1849.

— Digni barba dignique capillis
Majorum!

Juvenal.

Epiſoden aus der badiſch-pfälziſchen Revolution.

(Schluß.)

In der Geſellſchaft Ruges ſah ich auch den unglücklichen Trützſchler, welchem die feine Naſe des Philoſophen der Halle'ſchen Jahrbücher zu wünſchen geweſen wäre. Ehrgeiz weit mehr als demokratiſche Begeiſterung verlockte dieſen mit zeitlichen Gütern reich geſegneten Mann, in der badiſchen Revolution eine thätige Rolle zu ſpielen. Trützſchlers Benehmen im Privatkreiſe war fein, angenehm und liebenswürdig. Das ariſtokratiſche Blut ließ ſich auch unter der Blouſe nicht ganz verleugnen. Seine unbeſchränkte Gewalt als Civilcommiſſär von Mannheim handhabte er auf eine für die Gegenpartei ziemlich empfindliche Weiſe, und er ſchien ſich dabei noch einzubilden, daß er trotzdem bei der Bürgerſchaft beliebt ſey. Dieß erklärt auch ſeine verſpätete Flucht. Wenige Tage vor meiner Abreiſe ſah ich Trützſchler noch einmal beim ſchönſten Mondſchein im Garten der Rheinluſt. Er las die verſchiedenen Flugblätter und Proklamationen, welche Dr. Stern für die heſſiſchen und württembergiſchen Soldaten fabricirt hatte, und hoffte noch ziemlich zuverſichtlich, der gedruckte Köder des jüdiſchen Autors werde auf die Heere der Nachbarſtaaten wirken wie auf die Mäuſe der geröſtete Speck. Im Bewußtſeyn ſeiner revolutionären Amtswürde, ſeiner demokratiſchen Grundſätze und des Beſitzes ſchöner Rittergüter im Sachſenlande, ſchien Trützſchler die „ſüße Gewohnheit des Daſeyns und des Wirkens“ ungemein zu behagen. Er hatte damals auch nicht die leiſeſte Ahnung, daß das tragiſche Loos ſeines Freundes Blum auch ſeiner warte, daß in der Stadt, wo er das revolutionäre Regiment führte, ihm Thanatos in der Geſtalt von fünf preußiſchen Pickelhauben erſcheinen werde.

Die lezten Tagebuchblätter meines Aufenthalts in Mannheim ſind mit Bildern und Skizzen aus dem Freiſchärlerleben an beiden Rheinufern gefüllt. Ich machte, lediglich zur Beobachtung der Revolutionsſcenen, häufige Ausflüge nach der Pfalz, nach Weinheim und Heidelberg, wo die Freiwilligen und die Volkswehr in immer dichteren Maſſen ſich ſammelten. Den Leſer würde eine umſtändliche Schilderung all dieſer Beobachtungen und Erlebniſſe nur ermüden; mich ſelbſt wandelte gar oft ein Gefühl des Ueberdruſſes an, wie ſehr mich auch der Wunſch beſeelte, Freiſchärlerſitten, überhaupt jede charakteriſtiſche Seite unſerer deutſchen Revolutionsgeſchichte als unbefangener Beobachter zu ſtudiren. Das prächtige Sommerwetter, die klaren Mondſcheinnächte im Juni und die maleriſche Dekoration der Rheinufer trugen zum Glück nicht wenig bei, den Lager- und Straßenſcenen eine ſchöne Schminke zu leihen. Selten verſäumte ich einen Abend in der Rheinluſt oder in den Gärten von Ludwigshafen, um die Sängerchöre der Blouſenmänner zu hören, welche von beiden Stromufern oft wunderherrlich hinüber und herüber tönten. Ja, wäre dieſer ſüddeutſchen Revolution mit Singen und Zechen zu helfen geweſen, unſere Blouſenmänner hätten unfehlbar den Sieg errungen.

Als vor neunzehn Jahrhunderten die römiſchen Legionen an den Ufern deſſelben Rheinſtroms die erſte Bekanntſchaft mit unſern Ahnen machten, da fanden

Digitized by Google

ſie auch ein Volk, das gern den vollen Humpen leerte, aus kräftiger Kehle ſang und mit der Stahlwaffe klirrte. Aber damals war es ein deutſches Originalſchauſpiel, keine aus dem Franzöſiſchen überſezte Komödie, keine prahleriſche Nachäfferei der Pariſer und der Polen. Jede ſchlimme Seite, jeden Mißton dieſer badiſch-pfälziſchen Erhebung würden wir milde entſchuldigen, wäre wirklicher Heldenmuth mit ihr im Bunde geweſen, hätten die Thaten dieſer ſüddeutſchen Revolution der Prahlerei auch nur einigermaßen entſprochen, hätten dieſe Zecher und Sänger der Freiſchaaren für die „Idee," der ihre Worte und Lieder galten, auch zu ſterben gewußt. Tacitus rühmte die Liebe der Deutſchen zum Geſang, aber die alten Barden begeiſterten ſich nur für wirkliche Kampfeshelden, nicht für lächerliche Heroen wie die von Kandern und Doſſenbach. Die Lanzen und Schwerter, welche die germaniſchen Krieger, nach des römiſchen Geſchichtſchreibers Zeugniß, ſo freudig klirren ließen, ſie waren nach dem Gefecht nicht blank wie die Senſen unſerer jungdeutſchen Krakuſen, wie die Schleppſäbel jener bocksbärtigen vorlauten Adjutanten Blenkers, Mieroslawskis, Beckers, Sigels, welche, ähnlich jenen franzöſiſchen Maulhelden von Azincourt, vor der Schlacht ſich ſehnten die Preußen und die Reichstruppen aufzufreſſen, in der Schlacht aber auf den blaſſen, verzagten Geſichtern den zitternden Reſpekt vor den Zündnadelgewehren und Kartätſchen mindeſtens eben ſo deutlich blicken ließen, wie jene armen gepreßten Burſchen der Volkswehr, von denen wohl die Mehrzahl „lieber den Teufel hörte als eine Trommel," und die „den Knall einer Büchſe ärger fürchteten als eine angeſchoſſene wilde Ente."

Hätten wir einen jener römiſchen Krieger, welche beim Rheinübergange unter den Schwertern der kräftigen Barbaren dieſer Gegend ihr Leben verhaucht, aus ſeinem zweitauſendjährigen Schlafe zu wecken vermocht, er müßte ſich die Augen gerieben haben über die Metamorphoſe, welche die Zeit an dieſen Ufern zu Stande gebracht. Statt der Wildniſſe des Urwaldes und der Sümpfe hätte er ein mit blühenden Saaten bedecktes Land erblickt, ſtatt der vereinzelten Hütten die glänzenden Rheinſtädte, ſtatt der Bärenhaut die Blouſe, ſtatt des altdeutſchen einfachen Barbarenvolks von durchaus eigenthümlichem Gepräge eine jungdeutſche Barbarengeneration, welche die modernen Gewohnheiten ihrer überrheiniſchen Nachbarn bis zur lächerlichen Nachäfferei copirt, von den Franzoſen die Blouſe und den Citoyentitel, von den Italienern den Kalabreſerhut, von den Polacken die Senſe adoptirt hat, die Robespierre hoch über Luther ſtellt, ausländiſche Abenteurer zu Anführern macht und bei dieſer nach fremder Sitte ſchnappenden Chamäleonsnatur weder ein revolutionäres Genie wie Mirabeau, noch einen großartigen Schreckensmann wie Danton, noch einen militäriſchen Helden wie Görgey, Bem, Garibaldi hervorzubringen vermochte. Kaiſer Titus rühmte von den alten Deutſchen, ihre Seelen ſeyen noch größer als ihre Leiber. Ein Blick auf Germain Metternich und ſeine Blouſengenoſſen hätte den römiſchen Imperator heute wohl bewogen, den Spruch umzukehren.

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Giovanni nahmen wir auf einen Monat in Dienſt. Er war ſo ehrlich, er war ſo dienſtfertig, er kannte Rom und ſprach deutſch. Noch mehr, er hatte ſchon deutſchen Herrn gedient und beſaß ein Atteſt, worunter ſogar Goethes Namen ſtand; kein Falſum, kein erſchlichenes, wenn es auch nicht von dem Großvater Wolfgang Goethe ſelbſt herrührte. Ja wir waren mit ihm ganz zufrieden, weit zufriedener als unſer römiſcher Wirth, der ihn mit mißtrauiſchen Blicken anſah und ſeine Privatſtube vor ihm ſchloß, zufrieden bis er krank ward und der arme Burſche ſtarb. Da kamen nicht allein ſeine Gläubiger zu uns, die da behaupteten, wir ſeyen ihre Schuldner, denn alles, was er für uns getauft und wir ihm ſofort bezahlt, hatte er auf unſere Namen und unſern Kredit entnommen, ſondern es kam auch noch eine Wittwe des ziemlich bejahrten Mannes mit einem künftigen Weltbürger in Hoffnung, die unſer Mitleid in Anſpruch nahm wegen der Verdienſte ihres ſeligen Mannes, der ſein Alles, ſogar ſein Leben, für uns geopfert! — Dieß Eine Warnung für Reiſende; ich habe aber noch eine zweite.

Ich war an dem Abend im Café Greco, dem einſt berühmten Verſammlungsort der deutſchen und fremden Künſtler. Der Tabaksqualm iſt aber neuerlich ſo ſtark geworden, daß es für Jemand, der nicht ſelbſt ſehr ſtark im Rauchen zu machen gewohnt iſt, nicht möglich iſt eine halbe Stunde auszuhalten. Deutſche Damen, die in Rom, wie es in einem Reiſehandbuch heißt, die häusliche Prüderie ablegen und muthig auch in ſchmutzige Oſterien dringen, weil auch Goethe in ihnen verweilt hat, können in das griechiſche Kaffeehaus nicht eintreten. Aber ich las hier die Augsburger Allgemeine, darin unter anderem auch die etwas veraltete Notiz von der ungerechten Verfolgung eines Berliner Seidenwirkers durch die neue römiſche Polizei. Man hatte ihn in einem Städtchen ergriffen als verdächtig, in eine der neueren reaktionär-ultramontanen Verſchwörungen verwickelt zu ſeyn,

auf loſen, eigentlich nichtigen Grund. Es waren ſo willkürliche Maßregeln gegen ihn ergriffen, er war von der liberalen Gewalt ſo empörend behandelt worden, daß man an die Zeiten der Inquiſition zurückdachte. Endlich hatte man ihn frei laſſen müſſen, weil gar kein Beweis, nicht einmal Indicien vorlagen, im Gegentheil die Vermuthung ſehr ſtark war, daß der arme Menſch nur durch Aeußerungen im Trunk, und weil er der italieniſchen Sprache gar nicht mächtig war, in die Stricke böswilliger Denuncianten gefallen ſey. Aber man hatte ihn nur frei gelaſſen, keinen Balſam auf ſeine Wunden gelegt und ihm auch kein Zehrgeld gegeben, um nach der Heimath zurückzukehren.

Darüber klagte ein Korreſpondent der Allgemeinen Zeitung; die Geſchichte war wenigſtens ſchon einen Monat alt, und ich dachte nichts weniger als auf ihren Helden zu ſtoßen, als ich, aus dem Rauch des Café Greco die freie Luft ſuchend, mich nach der Richtung von Maria Maggiore wandte. Zwei Deutſche ſprachen vor mir; ich fragte ſie nach dem Weg; die Landsmannſchaft ward ſofort geltend gemacht, und es war eine nähere Stammverwandtſchaft: der eine ein Sachſe, der andere ein Preuße, ſogar ein Berliner. Die Worte drängten ſich, der Sachſe machte aber den Wortführer für den Berliner, und es kam heraus, jener ſey kein anderer als der unglückliche Seidenwirker, das Opfer der neurömiſchen Polizei und Juſtiz, ein Menſch unſchuldig wie die Sonne. Wir waren alle in einen Laden getreten; wie ſorgten meine Landsleute, daß ich nicht betrogen würde, ob es ſich gleich nur um Herausgabe eines Bajocco handelte! Sie ſchienen mit der ganzen italieniſchen Nationalität bei der Gelegenheit anbinden zu wollen; das gefiel mir nicht, auch nicht, daß der Berliner das Blatt der Allgemeinen Augsburgerin aus der Taſche zog, um ſich und ſein Schickſal gegen mich zu legitimiren. Ich ſagte ihm, das kenne ich alles, und kenne auch ihn. Aber ſeine Darſtellung war herzerſchütternd und empörend zugleich. Man habe ihn in die elendeſten Kerkerlöcher geworfen, dort lange ſchmachten laſſen, ihn mit Füßen getreten, und nun, da endlich ſeine Unſchuld an's Tageslicht gekommen, halte man ihn mit ſchönen Worten hin. Nirgends Gerechtigkeit, nirgends Vergütung oder Hülfe, nicht bei der Obrigkeit, nicht bei den Geſandten, nicht bei den Landsleuten. Sie benutzen ſeine Leiden, um Artikel über ihn in die Zeitungen zu ſchicken, damit ende ihre Theilnahme; ihn laſſen ſie verſchmachten, ſeinen lezten Sparpfennig im theuren Rom ausgeben, und von Gott und Welt verlaſſen, ohne Arbeit hier, werde er nie ſein Berlin, ſein Vaterhaus, ſeine Frankfurter Linden wieder ſehen. Und Alles beſtätigte der Sachſe, der ſelbſt Beſchäftigung hier gefunden, und ſein armer Kamerad dauerte ihn ausnehmend. — Mich dauerte er auch, obgleich mir das Blatt der Augsburgerin in ſeiner Taſche nicht gefiel, auch ſeine Aufgeregtheit und ſeine blühende Geſichtsfarbe andeuteten, daß er ſeine lezten Pfennige wie Falſtaff nicht gerade für Brod ausgegeben; aber ich hätte gern tief in die Taſche gegriffen, wenn ich es nicht für Pflicht gehalten, vorher mit andern Deutſchen über ihn zu ſprechen und wo möglich mehr für ihn zu thun. Ich nannte ihm meine Wohnung, wohin er mich geleitete; er hätte mich lieber in ſeine Oſterie geführt, wo ich lauter prächtige deutſche Junge finden würde.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Como, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Der Luganer See.

Nachdem ich im Gaſthauſe zur Krone ein warmes Gabelfrühſtück zu mir genommen, beſtehend in Fiſchen, Makaroni und Schöpſenbraten, durchlief ich noch einmal die ganze Stadt, um den verſchiedenen Kirchen einen Beſuch abzuſtatten; allein bunt, wie alle Kirchen hier zu Lande, boten ſie wenig oder nichts Neues. Es war zwölf Uhr und das Dampfſchiff, das nach Capolago am ſüdlichen Ende des Sees hinüberfährt, ſollte erſt um vier Uhr von Porlezza herunterkommen. Lugano liegt nämlich nicht am nördlichſten Ende des Sees, ſondern an einer breiten nordweſtlichen Bucht, von wo ſich der See noch mehrere Stunden weit nordöſtlich in's Kaiſerreich hinaufzieht. Nach Süden zu ſpaltet er ſich in zwei Arme, einen öſtlichen und einen weſtlichen, von denen der lezte ſich wieder nach Norden zurück wendet und bis zu der Höhe von Lugano hinaufzieht, von dem es nur durch eine lange, ſchmale Landzunge getrennt iſt. Da ich keine

Digitized by Google

Luſt hatte, noch vier Stunden lang bis zur Ankunft des Dampfſchiffes mich in Lugano zu langweilen, ſo beſchloß ich zu Fuß die ſchöne Landſtraße einzuſchlagen, die von der Stadt aus hart am Ufer des Sees über die Landzunge bis zu einer kleinen Halbinſel hinabführt, von der man auf's andere Ufer des Sees hinüberſetzt. Die Landzunge iſt ganz mit hohen Bergen beſetzt, von denen beſonders der vorderſte, der Monte Salvadore, von Lugano aus geſehen einen imponirenden Anblick gewährt. Umgekehrt präſentirt ſich wieder Lugano am ſchönſten, wenn man am Fuße der Salvadore hinſchreitend nach der Stadt und ihrer weiten Bucht und den vielen Landhäuſern und Ortſchaften, die ſich hinter ihr im Halbkreiſe auf den grünen Höhen erheben, zurückſchaut. Hart an der Straße lagen hier am Fuße des Salvadore auch mehrere Seidenfabriken, vor deren offenen Fenſtern ich eine Zeitlang ſtehen blieb und zuſchaute, wie eine große Anzahl weiblicher Hände beſchäftigt war, die gelben Cocons in ſiedendem Waſſer zu tödten und abzuſpinnen. — Die Sonne brannte ſehr heiß vom Himmel herunter und nur ein kühler Seewind, der mir entgegenwehte, machte die Hitze einigermaßen erträglich. Nichts deſtoweniger ſeufzten die müden Glieder nach Erquickung, und als ſich unten am Ufer ein grüner, hinter Gebüſch verſteckter und von Kaſtanien überſchatteter Raſenplatz zeigte, da eilte ich von der ſchattenloſen Straße hinweg, warf Felleiſen und Kleider ab und tauchte mich in dem ſüdlichſten der Schweizer Seen unter, wie einige Wochen vorher in dem nördlichſten, dem Bodenſee. Ich ließ jetzt Dampfſchiff Dampfſchiff ſeyn, denn Bad und Baumſchatten und Raſenplatz verſöhnten mich vollſtändig mit allen Mühen und Anſtrengungen des Fußreiſens. Nach einer Stunde ſüßeſter Ruhe und Erholung ſchritt ich wieder weiter und erreichte bald die Halbinſel Melida, die faſt bis in die Hälfte des Sees hinausragt. Von der Spitze dieſer Halbinſel führt ein gewaltiger Steindamm, der erſt ſeit Kurzem vollendet iſt, nach dem auf dem andern Ufer des Sees gerade gegenüberliegenden Dorfe Biſſone hinüber. Dieſer Damm, der wie eine Cyclopenmauer den See durchſchneidet, endigt nach der Halbinſel zu in einer aus drei bis vier Bogen beſtehenden Brücke, durch welche die Verbindung der beiden Hälften des Sees für die Schifffahrt gewahrt iſt. Als ich die Mitte des coloſſalen Baues erreicht hatte, blieb ich unwillkürlich ſtehen, um den Blick nach beiden Seiten hin über ein wundervolles Panorama ſchweifen zu laſſen. Hier mitten auf dieſer aus Granitblöcken gethürmten Mauer, an deren rund ausgeſchweiftem Fuße ſich auf beiden Seiten weiß ſchäumend die blauen Wogen brechen, hier iſt der rechte Standpunkt, um den größten und ſchönſten Theil des Sees zu überblicken. Nur der nördliche Theil und der Theil des ſüdweſtlichen Arms, der ſich von Süden wieder nach Norden zurückwendet, ſind hinter den Bergen verſteckt; die eigentliche Mitte des Sees liegt nach beiden Seiten hin dem Blicke offen. Nach Norden hin blickt man hinauf bis zu der Bucht von Lugano, das leider wegen des vorſpringenden Monte Salvadore nicht ſelbſt zu ſehen iſt; nach Süden ſieht man den See ſich in zwei Arme ſpalten und zu beiden Seiten eines ſchönen Vorgebirges hinabziehen. Die Ufer des Sees ſind auf allen Seiten von hohen Bergen umringt und fallen faſt eben ſo ſchroff ab, wie die des Vierwaldſtädter Sees, mit dem überhaupt der Luganer See wegen ſeiner Form, wegen der vielen Arme und Biegungen die meiſte Aehnlichkeit hat. Deſto größer iſt aber der Unterſchied der Farben; das Blau der Fluthen iſt hier hell wie der ſüdlichere Himmel und die Berge ſind bis oben mit lichtem Blättergrün beſetzt; nirgends erblickt das Auge eine düſtere Tanne, nirgends eine braune, fahle Felswand.

(Fortſetzung folgt.)

Dresden, September.

(Fortſetzung.)

Die Goethefeier.

Für Montag Abend hatte das Feſtprogramm Taſſo im Hoftheater, hierauf zwangloſe geſellige Zuſammenkunft im Belvedere der Terraſſe angekündigt. Beides konnte man auch zu anderer Zeit haben. Wir beſuchten daher lieber einen Schauplatz der Volksluſt, das vielgenannte „Waldſchlößchen“ jenſeits der Elbe, wo eine Vorfeier anderer Art ſtattfinden ſollte. Dort waltet nämlich ſeit Jahren zu großem Behagen des Publikums ein weitgeprieſener Virtuos von Schenkwirth, Fillsner, früher Schneidergeſell, dann Soldat, darauf Eheherr einer Budenköchin, jetzt wohlangeſehener Pächter der Bierbrauereigeſellſchaft. Der Mann weiß nicht bloß mit ſeinen flinken Kellnern und ſchmucken Schenkmädchen, ſeinen Biertöpfchen und Roſtbrätchen, ſondern ſtets auch, zumal bei jedem Feſtanlaß, mit etwas Neuem und Abſonderlichem Gäſte aller Klaſſen anzulocken. Dießmal galt es die Goethefeier einzuleiten, zugleich aber den Dresdnern ihr jährliches Volksfeſt, ie Vogelſchießwoche, die erſt der Kriegsſtand hinausgeſchoben, zuletzt der Choleraſchreck ganz geſtrichen hatte, zu erſetzen. Von literariſchen Bezügen war daher nun freilich, einzelne Concertſtücke etwa ausgenommen, auf dieſer Terraſſe nicht viel zu vermerken. Aber während drinnen auf der Hofbühne ein krankhaft zarter Italiener mit ſimplem Dichterlorbeer figurirte, lärmte hier haußen, ſchon von fern vernehmbar, die geſunde deutſche Volksluſt, und prangte üppiger Blumenſchmuck in derbſinniger Schrift und Bildnerei über allen Eingängen. Zierlich genug aus bunter Moſaik von Georginen zuſammengeſetzt, ſtand unten über dem Eingang mit fußlangen Buchſtaben ein „Willkommen“ geſchrieben, dann oben um die Hauspforte ein warnendes „Es lebe die Eintracht!“ Darüber breitete ein großer dunkler Adler ſeine Fittiche, mit wehendem Trauerflor am Halſe die hingeſchiedene Vogelſchießluſt andeutend, und in Goliathgröße erhoben ſich zu beiden Seiten, wie coloſſale bundbeſtrichene Pfefferkuchenmänner, rechts ein Harlekin mit drohender Pritſche, links ein Gambrinus mit ſchäumendem Bierglas und angezapfter Tonne. Die haltungsvolle Geſtalt der Rieſen war mit zugeſchnittenen Bretern, Geſicht, Kleidung und Geräth mit den farbigen Blumen und Blümlein überraſchend hergeſtellt. Beſchauer in Maſſe, auch aus den gebildeten Ständen, ſtrömten unter Gelächter ab und zu, und ſelbſt dem alten Goethe, der vor ſeinem Lebensende noch gern die „ſieben Mädchen in Uniform“ ſah, würden die drolligen Volkskunſtwerke ein Lächeln abgelockt haben. — Vom Fruchtgehalt jener Belvedereunterhaltung wollte nach unſerer Heimkehr nichts in der Stadt verlauten; aber mit Befriedigung erzählten die Söhne im Familienkreis von einer bis jetzt, wie es hieß, beiſpiellos gebliebenen Liberalität der Hoftheaterintendanz. Man hatte zum Taſſo den höhern Lehranſtalten der Stadt zweihundert Freibillets geſpendet; zwanzig davon waren auf's Gymnaſium gekommen und gewiſſenhaft unter die Schüler der obern und mittlern Klaſſen verloost worden. Aber hätte man nur der Jugend wie der Menge etwas Beiden Genießbareres als gerade den Taſſo geboten! Die beliebteren Stücke, Götz und Egmont, von denen am Hauptfeſttage nur dürftige Tableaux der Schlußſcenen folgten, hat man wahrſcheinlich der politiſchen Berührung wegen geſcheut. Das Volkstheater auf Reiſewitzens hatte nicht unpaſſend die Geſchwiſter aufgeführt, und die übrigen Goethe'ſchen Dramen durch lebende Bilder vergegenwärtigt.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 14. Sonnabend den 15. September 1849.

Unter Bezugnahme auf unsere frühere Ankündigung „des **Schwurgerichtsgesetzes mit Erläuterungen von ꝛc. Holzinger**“ geben wir die Nachricht, daß der Druck in nächster Zeit beginnen und so beschleunigt werden wird, daß das Ganze am Ende des nächsten Monats an die Abnehmer ausgegeben werden kann.

Eine 2te Abtheilung bildet die Erläuterung des in der heutigen Nr. 58 des Regierungsblatts verkündigten Gesetzes, betreffend **die Abänderung einiger Bestimmungen des Strafgesetzbuchs und der Straf-Prozeß-Ordnung.**

Als Anhang werden **Formulare für das Schwurgerichtsverfahren** beigegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, den 10. September 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[96] Das in **Weimar** bei **F. Jansen** erscheinende

Journal für moderne Stickerei,

Mode und weibliche Handarbeiten,

herausgegeben von **Natalie v. Herder,**

bringt in monatlichen Heften **in höchst eleganter Ausstattung:**

1) ein sauber colorirtes Muster für Buntstickerei;
2) ein in Kupfer gestochenes Pariser Modebild;
3) einen großen Bogen mit Mustern für Weißstickerei, Putzgegenstände aller Art, Schnittmuster (Patronen), Möbel, Decorationen ꝛc.;
4) einen halben Bogen mit erklärendem Text zu den Mustern und neuen weiblichen Handarbeiten;
5) ein Feuilleton mit Novelletten, dem neusten Pariser Modenbericht und einem „Rippestisch“ aus der Zeitgeschichte;
6) sehr häufig in Extra-Beilagen musikalische Compositionen für Clavier und Gesang, colorirte Möbel- und Drapperie-Muster und andere practische Gegenstände,

kostet auf ein Quartal **nur ¾ Rthlr. — 1 fl. 21 kr. rhn. — 1 fl. 15 kr. C.-M.** — und es werden vom 1. Octbr. d. J. an (sowie auch auf die früher erschienenen Quartale und Jahrgänge seit 1844) von allen Buchhandlungen Bestellungen angenommen und prompt ausgeführt.

---

[91] Neue Musikalien im Verlage von Fr. Hofmeister in Leipzig:

Kittl, Op. 30. Trois Impromptus p. Pfte. 15 Ngr.

Labitzky, Op. 163. Der Morgenstern, Walzer f. Pfte., zweihändig 15 Ngr., vierhändig 20 Ngr., im leichten Arrangement 10 Ngr., f. Violine m. Pfte. 15 Ngr., f. Orchester 1 Thlr. 20 Ngr.

— Op. 164. Rococo. 3 Polka. (Clarissa-, Rosamunda- und Sylvia-Polka, f. Pfte. zweihändig 12½ Ngr., vierhändig 20 Ngr., im leichten Arrangement 10 Ngr., f. Orchester 2 Thlr.

Mayer, Ch., Op. 55. No. 1. Vivace (Etude) f. Pfte. 7½ Ngr.

— Op. 55. No. 6. Souvenir à Thalberg (Etude) f. Pfte. 7½ Ngr.

Reichel, Op. 15. Trois Mazurkas p. Piano. 10 Ngr.

Weber, (C. M. de) Op. 10. No. 4. Mazurka f. Pfte. 7½ Ngr.

Weber, (Fr. Ant.) Op. 20. Variationen über ein Original-Thema f. Pfte. 22½ Ngr.

— Op. 21. Variations sur un Thème favori de Bellini f. Pfte. 22½ Ngr.

— O Herzensland, mein Heimathland, Lied f. Sopran m. Pfte. oder Guitarre, 7½ Ngr.

---

[86] Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hilario.

Dramatische Studie zu Goethe's Faust

von

Hermann von Bequignolles.

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die

Entzauberung Friedrich's I.

des Rothbarts,

oder die Vermählung der Germania.

Ein lyrisch-dramatisches Gedicht

von

Bruno von Geldern-Crispendorf.

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Digitized by Google

[94] **Goethe-Literatur.**

Veranlaßt durch **Goethe's** hundertjährigen Geburtstag erscheint soeben bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Goethe's

Verdienste um unsere nationale Entwickelung.

Zur Goethe-Feier am 28. August 1849.

Von **W. Assmann.**

Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Denkschrift

zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's.

Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung.

Von **K. G. Carus.**

Mit einer Tafel. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, 23. August 1849.

F. A. Brockhaus.

---

[95] In der **Elwert'schen Universitäts-Buchhandlung zu Marburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vilmar, Dr. A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. Dritte vermehrte Auflage. Zwei Bände. br. 2 Rthlr. 15 Sgr. oder 4 fl. 30 kr.

Elwert, A., ungedruckte Reste alten Gesangs. Zweite Auflage. br. 4½ Bogen. 10 Sgr. oder 36 kr.

Vorländer, Dr. F., Wissenschaft der Erkenntniß. br. 22 Bogen. Rthlr. 1. 15 Sgr. oder 2 fl. 42 kr.

Schmitt, Karl, Dichtungen. br. 6½ Bogen. 10 Sgr. oder 36 kr.

---

[93] **Interessante Neuigkeit.**

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe
aus
Frankfurt und Paris
1848—1849
von
Friedrich von Raumer.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im August 1849. **F. A. Brockhaus.**

---

[88] In **wohlfeiler Ausgabe** ist bei **F. A. Brockhaus in Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Schiller

als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken

von **Karl Grün.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

---

[97] Neuer Verlag von **J. L. Schrag** in **Nürnberg.**

Ohm, G. S. (Rektor der polyt. Schule in Nürnberg). **Beiträge zur Molecular-Physik. Erster Band. Grundriss der analytischen Geometrie im Raume am scharfwinklichen Coordinaten-Systeme.** 75 Druckb. in gr. 4., mit 1 Kupfertafel. 4 Thlr. oder 6 fl. 24 kr.

Kobell, Fr. v. Die Geognosie, als Anhang zu dessen Lehrbuch der Mineralogie, leichtfasslich bearbeitet. 8. 8 Ngr. oder 24 kr. Mit der Mineralogie 1 fl. 6 Ngr. oder 1 fl. 48 kr. Für Gewerbsschulen auf 10 Exempl. 1 frei.

Mann, Fr., populäre Vorlesungen über Natur und Geist. 8. In Umschlag 15 Ngr. oder 45 kr.

Der Geist des Menschen
in der Natur
oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde.

Von

Dr. Joseph Ennemoser.

Mit einer schematischen Abbildung.

gr. 8. broch. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 15 Ngr.

Wir besitzen kein Werk, welches das gesammte Leben der Natur und des Geistes in einer solchen systematischen Vollständigkeit darstellt und die gegenseitige Bestimmung und Wechselwirkung Beider vom Allgemeinen bis in das Specielle bündiger durchführte. Gott mit seinen Eigenschaften, die Welt mit ihren Erscheinungen als ein Buch Gottes im Großen wie im Kleinen, und der Mensch als die edelste Lebensform, welcher Göttliches und Natürliches in sich schließt, werden nach allseitigen Rücksichten in nachfolgender Ordnung abgehandelt. Der erste Theil enthält eine naturkundige Darstellung des Weltalls im Großen, als das allgemeine Gestirnleben im Werden und Seyn, sodann die Darstellung der Erde und des Menschen als ein Universum im Kleinen. Die Erde als der räumliche Lebensboden wird nach ihrer urgesetzlichen Harmonie für die geistige Bestimmung des Menschen auf eine neue Weise in geographische Zonen, Regionen und Klimate eingetheilt; es wird das Leben der Pflanzen und insbesondere jenes der Thiere nach ganz neuen Gesichtspunkten dargestellt, und der Mensch schließt als letztes Glied in seiner charakteristischen Verschiedenheit den Ring der Erdwelt. — Der zweite Theil handelt von dem Geiste des Menschen überhaupt; in der allgemeinen Psychologie wird eine neue Eintheilung der Seelenkräfte aufgestellt, welche dann die specielle Psychologie mit steter Rücksicht auf das Natürliche nach ihrer verschiedenen Offenbarung ausführlich als ein Gemälde des Seelenlebens beschreibt. Endlich werden die Beziehungen in der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Naturwissenschaft abgehandelt, den Schluß bildet eine Kritik der Phrenologie. In der schematischen Abbildung ist das ganze System in allen seinen Theilen und Gegensätzen zu einer leicht faßlichen Uebersicht versinnlicht.

Von demselben Verfasser ist früher bei uns erschienen:

Der Magnetismus
im Verhältnisse zur Natur und Religion.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, März 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Geschichtliche Darstellung
des
Galvanismus
von
Otto Ernst Julius Seyffer
Philos. Doctor.

8. broch. Preis fl. 5. oder Rthlr. 3.

Durch die Entdeckung des Galvanismus trat das gesammte Gebiet der Physik in eine neue Aera ein, es wurde eine ganz neue Welt von Erscheinungen aufgeschlossen, welche nicht allein für die Wissenschaften von der grössten Wichtigkeit waren, sondern auch für das praktische Leben unendlichen Nutzen stifteten. Was diese Lehre für die Zukunft noch werden dürfte, kann kaum geahnt werden, wenn man bedenkt, wie viele neue merkwürdige Erscheinungen und Räthsel jedes Jahr noch daraus hervorgehen. Der Herr Verfasser hat es unternommen, eine Geschichte dieser wichtigen Lehre, welche vor allen andern Theilen der Physik ein schönes Beispiel der Entwicklung der Wissenschaften in diesem Jahrhundert abgibt, zu bearbeiten, um einestheils ein klares Bild des Gegenstandes zu geben, anderntheils um aus der Unzahl von Thatsachen das festzustellen und zu begründen, was in der Sache bis jetzt geleistet wurde. Die streng wissenschaftliche Haltung des Ganzen, die umfassende Uebersicht über die gesammte galvanische Lehre, ohne das kleinste Detail derselben zu übergehen, und die genaue Literaturgeschichte macht es zu einem für jeden Physiker auch wegen der darin vorkommenden ausführlichen Geschichte der Elektrochemie für den Chemiker unentbehrlichen Handbuche, während z. B. die Geschichte der elektrischen Telegraphen, der technischen Anwendung der Elektrochemie u. s. w. für Laien und Techniker von grossem Interesse ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gützlaff's Geschichte
des
chinesischen Reiches
von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking.

Herausgegeben von
Karl Friedrich Neumann.

gr. 8. brochirt. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 15 Ngr.

Die Geschichte des chinesischen Reiches von dem berühmten Missionär und Sinologen enthält nicht bloß alle wichtigen Ereignisse des östlichen Asiens, sondern auch die Erfahrungen unseres ausgezeichneten Landsmannes, der zwanzig Jahre im Mittelreiche und im Umgange mit Chinesen lebte. Es ist dieses Werk gleichsam als das letzte Ergebniß seiner Studien und Erfahrungen zu betrachten. Professor Neumann hat alle chinesischen Namen nach der deutschen Aussprache umgeschrieben, wodurch künftigen Historikern und Geographen eine sichere Norm gegeben wird, woran sie sich halten können. Fürs Uebrige verweisen wir auf das Vorwort des Herausgebers und auf die Einleitung des Verfassers.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[71] Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Karte
von Ungarn und Siebenbürgen
nebst Theilen der angränzenden Länder.

Preis color. 45 kr.

Verlag der Lit.-artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Vierteljahrs-Schrift 1849.
Dritten Heftes zweite Abtheilung.

[92] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Abtheilung des dritten Heftes
der
deutschen Vierteljahrs-Schrift
für 1849.
Juli — September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Die verfassunggebende deutsche Reichsversammlung. (Schluß.) — Die Grundrechte und die Volksschule. — Die Revolution in der Pfalz. — Aus Goethes Archive.

Stuttgart und Tübingen, August 1849.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

ADDITAMENTUM PRIMUM
AD
REGESTA IMPERII.

ERSTES ERGÄNZUNGSHEFT
ZU DEN
REGESTEN DES KAISERREICHS
VON
1246—1313.
VON
JOH. FRIEDRICH BÖHMER.

gr. 4. brochirt. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Mozin
vollständiges Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache
nach den neuesten und besten Werken
über Sprache, Künste und Wissenschaften.
Dritte Auflage aufs Neue durchgesehen und vermehrt
von
Dr. A. Peschier,
ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

Vier Bände. Lexikon-Oktav. Subscriptionspreis 14 fl. oder 8 Rthlr. 10 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Platens Werke, Taschen-Ausgabe.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Werke
des Grafen
August von Platen.
Taschen-Ausgabe in fünf Bänden.
Mit des Verfassers Bildniß in Stahlstich.
Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Inhalt:

Erster Band. Platens Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermischte und Gelegenheitsgedichte.
Zweiter Band. Gaselen. Sonette. Oden. Elegien und Idyllen. Festgesänge. Epigramme. Uebersetzungen.
Dritter Band. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Thurm mit sieben Pforten. Treue um Treue.
Vierter Band. Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Oedipus. Die Liga von Cambrai. Parabase. Der grundlose Brunnen. Die großen Kaiser. Die Abassiden. Rosensohn.
Fünfter Band. Das Theater als ein Nationalinstitut. Ueber verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache. Geschichten des Königreichs Neapel. Ursprung der Carraresen und ihrer Herrschaft in Padua. Lebensregeln.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 223. Montag den 17. September 1849.

Quid titulum poscis? Versus duo terve legantur,
Clamabunt omnes te, liber, esse meum.

Martial.

Zwiſchen den Garben.

Von F. Freiligrath.

Schwerlich iſt am verfloſſenen 28. Auguſt irgendwo in einem deutſchen Muſeum oder Caſino Goethes hundertjähriger Geburtstag gefeiert worden, ohne daß einer der Feſtredner, wenn er auf Goethes Verhalten zur Politik zu ſprechen kam, dem großen Jubilar gegenüber den Namen Ferdinand Freiligraths genannt hätte, um, ſey es nun zum Preis oder zum Schimpf, deſſelben politiſches Ungeſtüm mit Goethes merkwürdiger Zurückhaltung wirkungsreich zu contraſtiren. An ſehr vielen Orten gehörte der vortragende Herr Hofrath, Doktor, Conrektor, Aſſeſſor u. ſ. w. dem Centrum des großen äſthetiſchen Parlaments deutſcher Nation an, und er gab ſein Votum dahin ab, daß Goethes Ruhe in politiſchen Dingen allerdings ein wenig zu olympiſch, Freiligraths Gebärden in neueſter Zeit immerhin allzu titanenhaft erſcheinen. Von ſolch weiſem vermittelndem Spruch liefen die Strahlen der Urtheile nach zwei Seiten divergirend auseinander. Ob aber die Art, wie Freiligrath in den letzten Jahren poetiſche Politik und politiſche Poeſie trieb, die einen noch ſo ſehr anzieht, die andern noch ſo ſehr abſtößt, dadurch wird der Werth ſeiner frühern Schöpfungen und ſeine Bedeutung als Dichter überhaupt weder erhöht noch verringert. Er iſt und bleibt im ungeheuern Strudel der deutſchen literariſchen Bewegung einer der wenigen Knotenpunkte, um die ſich die Wirbel ſchwingen; er iſt eines der feſtgeprägten, eigenthümlichen Dichterantlitze, deren Züge in den Geſichtern von hundert Nachahmern oft in wunderlicher Verzerrung wiederkehren. Gleich der Lyrik Goethes, Uhlands, Heines bildet auch die ſeinige eine eigene Gattung ächt deutſcher Dichtung, die in unzähligen Arten-Abarten und Verbaſtardirungen ſich zerſchlägt und fortpflanzt.

Alle Hervorbringungen eines ſolchen Mannes verdienen die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen, und Freiligrath that nur etwas Natürliches und Dankenswerthes, indem er das ſeit der erſten Ausgabe ſeiner Gedichte bis zum Jahr 1847 Entſtandene und einiges Frühere ſammelte und herausgab. Er betitelt das Buch: „Zwiſchen den Garben, eine Nachleſe älterer Gedichte“ (J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1849). Daſſelbe erſcheint als Supplement zu ſeinen in ſo vielen Ausgaben verbreiteten Gedichten. Wir finden hier neben manchem Andern die Gedichte, welche ſich auf die Wiederherſtellung des Bogens auf Rolandseck beziehen, die Cölniſchen Carnevalslieder, alle die rheiniſchen Dichtungen, die uns in der eigenen Stimmung, wie ſie dem Sturme der Revolution vorausging, ſo viele Freude gemacht haben; ferner eine Reihe von Stücken franzöſiſcher und engliſcher Dichter, Lamartine's, Allan Cunningham's u. a., die er in ſeiner kecken, eigenthümlichen Weiſe ſich und uns angeeignet.

Wir geben hier die Strophen, mit denen Freiligrath ſeine willkommene Gabe bevorwortet.

Im Juli 1849.

Mein Frühkorn iſt geſchnitten —
O dreiſte, friſche Mahd!
Daſteh' ich nun inmitten
Der aufgebundnen Saat.
Ihr kennt ſie, meine Garben —
Ich ließ die Welt nicht darben!
Sie ſchimmern erntefarben,
Sie rauſchen freudig hart am Pfad.

Der Einen braune Spitzen
Hat zorn'ges Ferneleid,
Die Andern hat das Blitzen
Gereift der heißen Zeit.
Auch fremdes Korn im Reigen
Seht ihr die Halme neigen —
Ich macht' es Deutſchland eigen,
Ich gab ihm flott ein heimiſch Kleid.

Nun heißt es fürder ſchreiten
Mit unbeirrtem Schritt;
Nun heißt es vorbereiten
Der zweiten Ernte Schnitt.

Digitized by Google

Nur ſtreben, immer ſtreben!
Herbſtgarben auch wird's geben,
Daferne ſonſt mein Leben
In ſeinen ernſten Herbſt nur tritt.

Schon ſeh ich fern ſie leuchten,
Schon ſeh ich hoch ſie ſtehn,
Schon ſeh ich die gebeugten
Im Spätjahrwinde wehn.
Doch ehe ſie, die friſchen,
In meinen Kranz ſich miſchen,
Will heute noch ich zwiſchen
Den alten Garben ſinnend gehn:

Ob aus verlornen Aehren,
Ob aus verwehter Streu
Nicht etwa noch mit Ehren
Ein Strauß zu binden ſey?
Ob nicht aus Korn und Mohne
Noch eine bunte Krone,
Werth daß man ihrer ſchone,
Sich ſammeln laſſe ſtill und treu?

Ich bücke mich, ich ſpähe,
Sorglos die ſichre Hand
Ausſtreck' ich, wie ich gehe —
Da habt ihr, was ich fand!
Mög' euch das Werk behagen: —
Es half in dieſen Tagen
Den Kummer mir ertragen
Um das zertretne Vaterland!

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

„Hat der doch wieder Einen erwiſcht!" ſagte andern Tags ein angeſeſſener Landsmann, dem ich meinen Fall mittheilte. Seine traurige Lebensgeſchichte iſt zum Theil wahr; aus Dummheit hat man ihn zum politiſchen Verbrecher geſtempelt und aus Barbarei ſchlecht behandelt. Aber ſeit er frei iſt, lebt er von ſeinem Märtyrthum. Es iſt mehrmals Reiſegeld unter den Deutſchen für ihn geſammelt worden, ein Prinz hat ihn neu gekleidet, um ihn zur Rückreiſe zu equipiren; aber er wie viele andere kann ſich von Roms ſüßem und wohlfeilem Wein nicht trennen, und jeder Paul, der ihm von mitleidigen Landsleuten geſpendet wird, geht in die Oſterie. Er iſt aber nur Einer von Vielen. Das Mitleid der Deutſchen wird hier unverſchämt von ihren Landsleuten gebrandſchatzt, und man kann ſagen, die größte Pein für den Deutſchen in Rom ſind die Deutſchen; denn das Geſindel, das ſich jezt, ſeit es keine Fremdenpolizei gibt, in die Stadt zieht, iſt zahllos und gereicht unſerem Vaterlande, wie keiner andern Nation, vor den Römern zur Schande. — Deutſche aller Stämme und Confeſſionen waren zu einem Verein zuſammengetreten, ohne dem Uebel abhelfen zu können. Ein Schwabe bettelte mich auf der Landſtraße hinter Perugia an um einen Zehrpfennig, um nach Deutſchland zurückzukehren; er finde in Italien keine Arbeit. Zwei Monate darauf hält er mir auf dem Monte Pincio den Hut mit derſelben Floskel hin; er kannte mich nicht mehr, ich aber ihn. — Mein Seidenwirker ſtotterte verlegen, als ich ihm meine neue Kenntniß von ſeiner Perſon mittheilte. Aus einem Bruder Berliner und Landsmann, den er im Dunkel des erſten Abends gern an's Herz gedrückt hätte, ward ich beim Morgenbeſuch ſchon zum Herr Baron. Schien er doch auch auf ſolche Scenen vorbereitet, und er hätte mich bis zur Excellenz erhoben, wenn ich auf ſein Erbieten eingegangen wäre, ihn zum Bedienten anzunehmen, nicht zur Rückreiſe nach Deutſchland, ſondern zur Reiſe durch Italien. Italien mußte ihm doch gefallen!

Das war mein Abenteuer, weßhalb ich den Papſt nicht ſchon in St. Maria Maggiore am Weihnachtsabend geſehen, ſondern ihn zuerſt am erſten Feiertage in vollen Pontificalibus in Sanct Peter erblicken ſollte. Im Kerzen- und Weihrauchnebel des heiligen Abends in der gedrängt vollen Baſilica hatte er auf meine Reiſegefährten einen andern, wunderbarern Eindruck gemacht, als an dem nüchternen, grauen, regneriſchen Morgen, der eine ſatiriſche Kritik zu üben ſchien gegen die Vorſtellung des Heiligſten auf Erden. Der Regen klatſchte auf das Pflaſter, der Sturm peitſchte die Berniniſchen Heiligengeſtalten auf der Engelsbrücke, ohne ihre karikirte Gewandung in Ordnung zu bringen, und was ſchön und natürlich war, das Fontänenſpiel vor Sanct Peter, brachte er in Unordnung. Roms Architektur, als Ganzes genommen, hat nichts Schönes, Erhebendes, vielmehr im Maſſenhaften etwas Wüſtes; man muß das Schöne und Erhabene aufſuchen. Durch die Glasfenſter der Kutſche, an die der Regen ſchlägt, angeſehen, wird der Eindruck nicht beſſer. Dennoch iſt der Anblick des Petersplatzes impoſant, wenn man auch ſeine ganze Räumlichkeit und Größe noch nicht faßt. Dieſe Welt, die hier an Feſttagen zuſammenſtrömt, dieſe zahlloſen rollenden Kutſchen — in den engen Zugangsſtraßen beſorgt man, ſie möchten keinen Platz finden, und auf dem Platz, unter den mächtigen Colonnaden, verlieren ſie ſich nicht gerade, aber ſie ſcheinen hingeſprenkelt wie Sterne am Firmament, das, trotz der Milliarden flimmernder Punkte, für unſer Auge wenigſtens, an ſeinem blauen Gewölbe noch immer Raum für tauſendmal ſo viele hat.

Digitized by Google

So verſchwinden ſie auch in den Hallen des Domes ſelbſt. Wer hat es nicht geſagt, daß er beim erſten Eintritt überraſcht geweſen, nicht weil Sanct Peter ſo groß, ſondern weil der ihm als größter auf Erden geprieſene Dom nicht größer ſey? und wer hat nachher nicht eingeſtanden, daß dieſer allmächtige Bau beim wiederholten Beſuch täglich über ſeinem Kopfe zu wachſen ſchien? Zur lebendigen Anſchauung, zum Gefühl ſeiner Mächtigkeit und Größe gelangt man aber erſt, wenn man die beſchwerliche Reiſe der Kuppelerſteigung antritt. Dazu gehört eine beſondere Erlaubniß, jetzt muß man zuvor ſogar einen Revers unterzeichnen, durch welchen man die Verpflichtung eingeht, daß man ſich oben von keinem finſtern Gedanken verführen laſſen wolle. — So lächerlich das klingt, begreife ich die Furcht. Da unten mag die Phantaſie die Rechnung mit ſich ſelbſt abſchließen, ob ſie das Gepränge für das Symbol des Göttlichen oder für ein Schauſpiel anſieht, vor den Maſſen aufgeführt; hier oben in den Galerien, mit dem ſchwindelerregenden Hinabblick auf das Allerheiligſte, unter den gigantiſchen Moſaikbildern der Erzväter und Engel, überrieſelt den Stärkſten ein Schauer. Was iſt's, warum wir ſo in die Luft gipfeln, warum wir der Kunſt und der Tradition hier in den Wolken ein Haus bauen? Die Figuren werden Dämonen, die uns beherrſchen, wir haben die Mächte in's Leben gerufen, über die wir die Gewalt verloren. Wie verſchwimmt hier der Weihrauchdutt, der herauf wirbelt! Ameiſen die Pilger, die Rieſen von Hellebardieren, die Biſchöfe und der Dreigekrönte, trotz der gigantiſchen Pfauenwedel über ſeinem Haupte! Ich begreife, daß hier eine „finſtere Conception" den Zweifler, den Forſcher, den Müden vom vielen Streben nach dem Unerreichbaren ergreifen, daß der Feind ihm hohnlächelnd die Arme entgegenſtrecken, ihm über die Brüſtung helfen und zuflüſtern mochte: „Ein Sprung nur, ein ſich Gehenlaſſen, und all deine Zweifel ſind gelöst, alle Bangigkeit iſt vorüber, alle Qualen haben ein Ende!" Und er lag ein Klumpen Gebein und Fleiſch und Blut zu Füßen des Allerheiligſten.

Und immer enger, ſchwindelnder der um die zugeſpizte Kuppel ſich windende Weg, immer drückender die Luft, bis du endlich auf die freie Galerie hinaustrittſt. Da iſt's errungen, wer nicht etwa den Kitzel hat noch in das enge Loch der Kugel zu klettern, um ſeinen Namen in das Kunſtſtück des Klempners einzukritzeln. Wer mag an ſolcher Spielerei ſich freuen auf der Spitze von Sanct Peter, wenn gleich der Name eines großen Schwedenkönigs im Bauche der Kugel ſteht! — Hier liegt die Welt vor dir, ihre ungeheuern Erinnerungen in einem großen Landſchaftsgemälde. Es wäre überwältigend, wenn es nicht ſo ſchön wäre. Wähle einen ſchönen Tag zu dieſem feierlichſten Beſuche, aber einen Tag mit friſchen Kräften. Gelegenheitlich läßt ſich Sanct Peters Kuppel nicht beſteigen. Steige am Morgen hinauf und verweile, bis unten Schlag zwölf Uhr der Blitz der Kanonen auf der Engelsburg der römiſchen Welt die Mittagsſtunde verkündet, und drauf die Glockenſchläge widerhallen von allen Thürmen der Weltſtadt, ein Meer von Tönen. Es iſt ein herrlicher Moment.

Von Feierlichkeit empfand ich im Innern der Kirche wenig, trotz des hohen Feſttages, trotz dem, daß ihre unermeßlichen Räume ſich wirklich zu füllen ſchienen. So ergeht es allen Fremden. Römer und Italiener ſind wenige in der Kirche; nur einige Traſteveriner und Landleute bilden die gläubige Gemeinde, die Engländer, Franzoſen, Ruſſen, Deutſche kommen aus Neugier, das große Schauſpiel zu ſehen, welches man hier noch die Gefälligkeit hat für ſie aufzuführen. Und kann es anders ſeyn? Links dort auf der Tribüne erhalten die Herren Platz kraft ihres ſchwarzen Fracks, rechts die Damen; aber dieſe müſſen nicht allein ſchwarz gekleidet ſeyn, ſondern auch einen ſchwarzen Schleier über dem Haare tragen. Hüte werden auf keinen Fall zugelaſſen; mit der Länge der Schleier nimmt man es aber nicht ſo genau. An der Schwelle ſteht ein päpſtlicher Kammerherr, ſchwarz in altburgundiſcher Hoftracht, mit Mäntelchen, Halskrauſe und goldener Kette. Er muſtert die Damen, und ſind ſie probemäßig, führt er ſie mit galanter Verbeugung auf ihre erhöhten Plätze.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Fortſetzung.)

Die Goethefeier.

Zum eigentlichen Geburtstag, Dienſtag den 28. früh, war „Erinnerungsfeier an Goethe in den Schulen" vorgeſchrieben; aber in welchen Schulen, war nicht weiter beſtimmt, und das Wie den Direktoren oder Lehrern überlaſſen. Mancher Volksſchullehrer, der eine Goethefeier bei ſeinen Kinder- und wohl auch Barfüßerſchaaren nicht angebracht fand, ließ die Vorſchrift ganz unbeachtet. Denn im kirchlichen Geſangbuch ſteht allerdings Nichts, in den Leſe- und Deklamirbüchern ſehr wenig von Goethe.

Digitized by Google

Ein Mädchenſchullehrer half ſich, wie meines Wirthes Töchterchen erzählte, noch glücklich genug damit, daß er erſt kurz angab, was die gebildeten Erwachſenen an dem Gefeierten hätten, und dann einige Stellen der Jugendgeſchichte aus „Dichtung und Wahrheit“ vorlas. Von der Feier in der „Kreuzſchule,“ dem Gymnaſium der Stadt, verſäumte ich leider den Anfang, weil ich an dem kahlen, unanſehnlichen Gebäude, das ich unmöglich für die Gelehrtenſchule der Hauptſtadt und die Werkſtätte ſo mancher literariſch verdienten Männer halten konnte, mehrmals ohne anzufragen vorübergegangen war. Als ich endlich gleich zu ebener Erde in den engen, mit ſeinen graugrünen Wänden und braunrothen Gardinen nichts weniger als feſtlichen Feſtſaal eintrat, ſtotterte gerade ein Secundaner Goethe's herrliche Zueignung („der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit).“ Die Größe der Aufgabe überwältigte den armen Jungen; er mußte mit halbverſchluckten Endzeilen abtreten, und ein Glück für die Sache war's, daß manche der Verſammelten die Verſe für eine Arbeit des Vortragenden zu halten ſchienen. Erſt die nachfolgenden vier Primaner trugen eigene Reden und Gedichte vor, und machten ihre Sache mitunter nicht übel. Sehr aufrichtig bemerkte der Proſaredner, daß nur Einiges von Goethe die Jugend anziehen könne. Zuletzt ſprach der Rektor, im Tone deutſcher Biederkeit, klar und beſonnen, aber freilich nicht durchweg gewählt, trocken und ohne feierlichen Schwung. Die ſchließlichen Warnungen vor vorwitziger Krittelei und umhergetragenem Geklatſch über den großen Gefeierten waren wohlbegründet, aber beſſer in einer literargeſchichtlichen Lehrſtunde als beim Feſtaktus angebracht. Das Ganze der kurzen Feier ſchloß ein dreiſtrophiger Geſang der ganzen Verſammlung, nach der Melodie „Gott ſey mit dir“ ꝛc. mit dem Refrain „Heil dir, du Sängerfürſt!“ Zu dem verſäumten Einleitungsgeſang der Chorſchüler, den der Cantor, ein Comitémitglied, eigens componirt hatte, war kein Text ausgegeben worden. Auffallen aber mußte mir's in Sachſen, daß an der Gelehrtenſchule gar nichts Lateiniſches oder Griechiſches auf den Gefeierten zum Vorſchein kam. Hatte man patriotiſch geſinnt den deutſchen Dichter und Weiſen nur deutſch ehren wollen? Aber von altklaſſiſcher Kunſt ſah ich nachher in den Harmonieſälen ſehr viel zur Feſtverherrlichung benutzt. Das zugehörige Sprachſtudium dagegen iſt, wie ich bald weiter erfuhr, auch in ſeiner alten Heimath bereits zurückgedrängt. Es war mir zum Lachen, als ich das von den Gymnaſiallehrern Erwartete nachher aus der Feder eines Arztes bei meinem Wirthe fand. „Aug. Hedenus, utriusque mysta Apollinis,“ wie er unterzeichnet ſtand, hatte, von der Schulpforte her an ſolches Gelehrtenſpiel gewöhnt, „honori et memoriae Goethei“ unaufgefordert und ſehr ſplendid lateiniſche Verſe drucken laſſen. Wie wenige werden das jetzt ihm danken!

(Fortſetzung folgt.)

Como, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Ein deutſcher Handwerksburſch.

Als ich den Zoll am öſtlichen Ende des Ueberganges bezahlt und das Dorf Biſſone durchſchritten hatte, war ich nicht wenig überraſcht, mich plötzlich in ſüßen heimiſchen Tönen mit einem „wohin geht die Reiſe?“ und noch dazu wie von einem unſichtbaren Geiſte angeredet zu hören. Die Stimme kam von einem deutſchen Handwerksburſchen, der hinter einer Acazienhecke hart am Wege im Schatten eines Wallnußbaumes ſein trockenes Stück Brod verzehrte. Natürlich ſchloß er ſich mir ſogleich an und mein erſtes war, ihn in der nächſten Oſteria auf ſein trockenes Brod mit einer Flaſche Wein zu traktiren, wofür er ſchon lange kein Geld mehr zu haben verſicherte. Ich hatte einen intereſſanten Reiſegenoſſen gewonnen. Er war ein Tuchmachergeſell aus dem Naſſauiſchen, der die halbe Welt durchwandert hatte und nun auch Italien, an deſſen Grenzen er ſchon einmal zurückgewieſen worden, betreten zu dürfen hoffte. Zwar habe man ihn überall, erzählte er, zur Umkehr ermahnt und beſonders in der Schweiz ihm vor den „Croaten,“ wie er ſich ausdrückte, Furcht einzujagen geſucht; allein er habe ſich nicht einſchüchtern laſſen. Er war, wie ich ſpäter erfuhr, ein guter Freund der Oeſterreicher, wenn gleich er noch kürzlich gegen ſie die Waffen geführt, und wollte wenigſtens ein Betreten Italiens von dieſer Seite nicht unverſucht laſſen; denn er hatte ſechs Fünffrankenthaler in ſeiner Geldkatze und hoffte bei Aufweiſung ſolcher Mittel nicht abermals zurückgewieſen zu werden. Obgleich er vorausſah, daß er in ganz Italien keine Arbeit finden werde, ſo wollte er dennoch mit dieſer Summe das ganze Land durchziehen und noch Geld nach Deutſchland zurückbringen. Rom, die ewige Stadt, war das Ziel ſeiner Sehnſucht, wie ſo manches deutſchen Herzens, auch des meinigen, und faſt hätte er mich bewegen können, meinen Spaziergang nach Oberitalien zu einer Wallfahrt nach der Romagna auszudehnen. Es lag etwas tief Poetiſches in den Anſchauungen dieſes deutſchen Handwerksburſchen und ich hätte mir keinen beſſern Wandergenoſſen wünſchen mögen. — Einmal, ſagte er, habe er ein ganzes Wanderbuch „ausgewandert,“ ohne Arbeit zu nehmen, und nur die Polizei habe ihn wieder in die Werkſtatt „hineingemaßregelt.“ Wenn er ſo umherziehen könne und Länder und Leute kennen lernen, das gefalle ihm beſſer bei trockenem Brode, als das beſtändige Stilleliegen bei reicher Koſt und gutem Verdienſte. Braten und Wein werde es wohl für ihn in Italien nicht geben, aber er denke, wenn er weiter ſüdlich komme, dann und wann zu ſeinem trockenen Brode ſich eine Weintraube oder eine andere Südfrucht zu pflücken, was er für um ſo erlaubter hielt, als die „ſchäbigen Italiener“ für einen armen Reiſenden auch nicht einmal ein Stück trockenes Brod übrig hätten. In Bellinzona ſey er von Haus zu Haus fechten gegangen, aber ſchon da habe er auch nicht eine Rinde bekommen und ſey daher entſchloſſen, keinen Italiener wieder anzuſprechen. Das Brod wolle er ſich kaufen, von den Früchten aber, die das Land hervorbringe, ohne langes Fragen ſo viel nehmen, als ſein hungriger Magen verlange. Einen ſolchen Tribut hielt er für gerechtfertigt, und wenn ich daran dachte, wie die Jünger des Herrn, als ſie hungerte, auf fremdem Acker Aehren rauften, ſo konnte ich in ſeinen Anſichten nichts Verdammliches finden. Im weitern Verlaufe des Geſprächs war ich bemüht, meinem offenherzigen Landsmann einige Epiſoden aus ſeiner Wanderſchaft zu entlocken, und that intereſſante Blicke in ein buntbewegtes Leben. Im vorigen Jahre hatte er in Ungarn gearbeitet und dort war er gezwungen worden in den Landſturm zu treten und gegen ſeine Ueberzeugung die Waffen gegen die Heere Oeſterreichs zu führen. Mehr als einmal verſicherte er in Gefahr geweſen zu ſeyn, aufgehängt oder erſchoſſen zu werden, weil er offen den Magyaren ſeine Meinung geſagt, daß die Oeſterreicher ihnen die großen Mäuler ſchon ſtopfen würden. Noch jetzt, meinte er, würden ſie an den naſſauiſchen Tuchmachergeſellen denken, der ihnen Alles vorausgeſagt, wie es kommen werde. In der Nähe ſehen die Sachen ganz anders aus, als er ſie nachher in Deutſchland habe ſchildern hören; dort dürfe man nichts gegen die Magyaren ſagen. Auch unterwegs in der Schweiz habe er ſich manchmal müſſen auszanken laſſen; aber er habe es ſelbſt mit angeſehen, wer in Ungarn am Kriege ſchuld ſey und wie es dabei zugehe.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 224. Dienstag den 18. September 1849.

Et les Germains couverts de cuirasses massives,
Et des légers Hongrois les poudreux tourbillons.
Barthélemy et Méry.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(s. Nr. 134—136.)

Dießmal ist es mir hart ergangen, mit genauer Noth bin ich Charons Nachen entschlüpft und um ein Kleines wäre ich als geblieben aus dem Militärschematismus gestrichen worden. Dank meiner zähen Natur und dem Zusammentreffen vieler Glückszufälle, die ich fast Wunder nennen möchte, bin ich dießmal noch davon gekommen. Zusammengeflickt ruhe ich jezt einige Wochen von den furchtbaren Strapazen der lezten Zeit aus, und da ich leider noch zu schwach bin, um den Säbel wieder führen zu können, so will ich zum Ersaz meinen Stift recht fleißig auf dem Papier umherwandern lassen und erzählen was mir Alles begegnet ist. Manches kommt mir in der Erinnerung jezt schon wie ein Traum vor, und ich begreife oft selbst kaum, wie ich alles dieß habe ertragen können.

Wenige Tage, nachdem ich in der Puste ...., * wo wir zur Erholung für Pferde und Menschen nothgedrungen ein paar Rasttage hielten, meinen lezten Brief geschrieben, hatte unsere Nachhut wieder ein hitziges Gefecht mit einem starken magyarischen Corps. Die Ungarn, auf ihre damalige Uebermacht vertrauend, drängten so scharf nach, daß wir ihnen einigemal tüchtig die Zähne weisen mußten. Wir mußten ihnen zeigen, daß, wenn wir auch Pesth hatten wieder aufgeben müssen und für den Augenblick den Rückzug antraten, doch unser Muth noch nicht im mindesten gebrochen sey. Häufig waren diese Gefechte bloße Plänkeleien, wo Kavallerie gegen Kavallerie focht und mehr Säbelhiebe ausgetheilt als Kugeln gewechselt wurden; mitunter wurden aber auch größere Massen von Fußvolk handgemein. So war es denn auch am Tage, wo ich meine Wunden erhielt.

Schon Morgens früh, als kaum der Tag graute, suchten uns die Husaren auf unserer Feldwacht zu überfallen, und wir bestanden noch in halber Dämmerung ein ernsthaftes Scharmützel mit denselben. Es war noch so trübe, daß man kaum den Feind vom Freund unterscheiden konnte, und wir Offiziere hatten große Mühe unsere Leute zusammenzuhalten, daß sie sich nicht versprengten und so gefangen wurden. Nach etwa einstündigem Gefecht, wobei auf beiden Seiten nicht viel heraus kam, hatten wir unsere Gegner so weit zurückgetrieben, daß wir unsere Pferde vollends füttern konnten.

Wir waren noch damit beschäftigt, die Futterbeutel mit Kukuruz hingen den meisten Rossen noch um den Hals und auch unser Mahl, bestehend aus Kukuruzbrei, mit warmem rothem ungarischen Wein angefeuchtet, denn es war noch ziemlich kalt, hing größtentheils noch in den Feldkesseln über dem spärlichen Feuer, als unsere Vorposten meldeten, daß der Feind schon wieder, und zwar dießmals in weit größeren Massen und auch mit Fußvolk auf uns anrücke. Rasch, wie wir es längst gewöhnt waren, wurden nun unter lauten Flüchen und Verwünschungen die

* Die Orts- und Personennamen sind in dem nur mit Bleistift geschriebenen Tagebuch fast durchgängig sehr unleserlich; wir lassen sie daher hier lieber ganz weg, da wir sie häufig doch nur falsch und verstümmelt wiedergeben würden.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

Futterbeutel den armen Pferden weggeriſſen und ihnen die Gebiſſe in das Maul geſtoßen, die dampfenden Keſſel vom Feuer genommen und über dem Mantelſack befeſtigt, und in wenigen Minuten ſaßen wir vollkommen gerüſtet in den Sätteln und erwarteten den Feind. Und dieſer ließ nicht lang auf ſich warten. Schnelligkeit und Ungeſtüm im Angriff zeichnet die Magyaren überall in hohem Grade aus. Die Inſurgenten ſchienen dießmal mehrere tauſend Mann ſtark zu ſeyn, und unter lautem »Eljen, eljen Kossuth!« vermiſcht mit den Klängen des „Rakozymarſches," den eine Muſikbande ſpielte, rückte eine geſchloſſene Infanteriemaſſe im Sturmſchritt auf uns los. Da wir zum Widerſtand zu ſchwach waren und erſt unſer auf dem Marſch begriffenes Fußvolk erwarten mußten, gingen wir Schritt vor Schritt zurück, alle fünfzig bis hundert Fuß wieder einen Augenblick Front machend. Unſere Plänkler, die wir aufgelöst hatten, ſprengten denen der feindlichen Kavallerie entgegen, und nicht lange, ſo verkündigten die da und dort knatternden Piſtolenſchüſſe den Anfang des Gefechts. Allermittelſt kamen immer mehr von unſern Truppen bei uns an, und als drei croatiſche Grenzbataillone im Sturmſchritt bei uns eingetroffen waren, mit ihnen einige leichte Feldgeſchütze, waren wir ſtark genug, um dem Feind die Spitze zu bieten und das Gefecht anzunehmen.

Bald war auch daſſelbe auf allen Seiten im vollen Gang. Die Salven der Infanterie, vermiſcht mit dem Donner der Geſchütze, krachten unaufhörlich, dazwiſchen Trompetenſignale, Trommelwirbel, Kommandoworte, Schnauben der Pferde, kurz der volle Lärm des Gefechts, wie ich ihn ſeit dem März vorigen Jahrs ſo oft gehört habe. Wir ſelbſt ſpielten eine bedeutende Rolle in dieſem großen Schauſpiel. Wir hatten uns erſt mit unſern gewöhnlichen Feinden, den magyariſchen Huſaren, ein wenig herumgehauen, wobei ich einen leichten Streifhieb über die Schulter erhielt, der aber kaum durch den Mantel und die Achſelſchnüre des Dolmans drang, waren aber wieder von ihnen abgekommen. Drauf erhielten wir Befehl, mit einer Küraſſierſchwadron ein Honvedbataillon, das zu weit vorgedrungen und deßhalb ſchlecht gedeckt war, wo möglich zu ſprengen. Zwar war das Terrain, ebene Heide, im Anfang für einen Kavallerieangriff ſehr günſtig, und mit lautem „Zivio, Zivio!" ſezten die croatiſchen, mit Hurrah, Hurrah! für den Kaiſer die deutſchen Reiter an. Allein der Boden war von den vielen Regengüſſen zu ſehr durchweicht, als daß wir im Galopp vorwärts kommen konnten. Wir geriethen bald in Unordnung, die Linien löſten ſich auf, viele Pferde konnten ſich nur mühſam und in langſamem Schritt vorwärts arbeiten, andere blieben ſo feſt im Moraſt ſtecken, daß die Reiter abſteigen mußten, um ſie herauszuziehen; kurz unſer ſchöner Angriff mißglückte völlig, und hätten die Honveds nicht ſo ſchlecht geſchoſſen, wir hätten ſehr großen Verluſt haben müſſen; ſo aber war er ziemlich gering.

(Fortſezung folgt.)

Bilder aus Rom.

(Schluß.)

Ein Achſelzucken, ein bedauernder Blick, wenn eine Schöne das Examen nicht beſtanden; da hilft das Flehen keines Auges, und wäre es noch ſo ſchön. Schnell wird hier Toilette gemacht, in der Kirche, im Angeſicht der päpſtlichen Hofbeamten. Wo es geht, drückt der Kammerherr ein Auge zu. Eine unſerer Damen hatte den Schleier in der Taſche; ſie ward probemäßig befunden, eine andere zurückgewieſen. Sie war ſehr betrübt, der Kammerherr aber gutmüthig; als er ſo vielen Schmerz ſah, winkte er einer Italienerin von ſeiner Bekanntſchaft und bat ſie, ihren eigenen Schleier der Fremden auf eine Stunde zu leihen. Das Geſchäft war ſchnell abgeſchloſſen. Eine dritte hatte unſern Giovanni zurückgeſchickt, den ihrigen zu holen. Er kam noch zeitig genug zurück, und ſo war denn die Geſellſchaft befriedigt.

Waren wir auch befriedigt vom feierlichen Umzuge, in dem das ganze Mittelalter wieder auferſtanden ſchien, im weltlichen wie im geiſtlichen Coſtüm? Nun ja, die ſtahlumgürteten, behelmten Schweizer Hellebardiere mit ihren buntgeſchlizten Pluderhoſen gehörten dem Mittelalter an, auch meinethalben dieſe Biſchofsmüze und jenes Meßgewand; aber je bunter der Schauzug, um ſo deutlicher trat mir das alte Heidenthum heraus. So mußte ſich die Lehre des Evangeliums verkörpern, in die abgelegten Kleider des alten Götterdienſtes hüllen, um ſinnlich auf das Volk zu wirken. Das chriſtliches Wohlwollen ſtrahlende Geſicht des Papſtes ſchien mir unendlich traurig, erdrückt von dieſem Wuſt, an dem etwas zu ändern ihm Kraft und Willen abging, dem er aber ſo gern ſeine reine, volle Seele eingehaucht hätte.

Ich war noch oft in Sanct Peter, bei verſchiedenen kirchlichen Akten; ich bekenne, daß ich aus keinem eine feierlichere Stimmung davon getragen. Monſignore Muzzarelli verrichtete einſt ſein Dankgebet dafür, daß er zum Cardinal ernannt worden. Er ging von Kapelle zu Kapelle, um vor jedem Heiligen ſeine Andacht zu verrichten. Seine galonirten Diener und einige Geiſtliche gingen und knieten mit, das andere Volk, bis zu barfüßigen Gaſſenbuben, neugierig hinterher. Ich glaube nicht, daß die Andachtsſchauausſtellung dem wankenden Cardinalscollegium neue Kraft gegeben hat. Unſere Mittel ſind verbraucht, den Nimbus aufrecht zu erhalten; Silberblech, Flittergold, Weihrauch,

Digitized by Google

Scharlach und Purpur — wir ſind zu gute Chemiker geworden; wir zerſetzen ſie in ihre Beſtandtheile. Keine neue Compoſition hilft da, allein der Geiſt!

Sanct Peter iſt voll, wenn auch nicht ſo voll wie der Dogenſaal in Venedig und andere mittelalterliche Säle, von Ahnenbildern, wo der Witz ausgerechnet hat, daß gerade nur noch für den zufällig lezten Dogen, Herzog, oder was es war, Platz geweſen. Wäre nach dem lezten noch einer gekommen, ſo hätte er vor der Thür ſtehen bleiben müſſen. Ich ſage euch, wenn der lezte mehr war als ein Schattenriß an der Wand, ſo wäre Stein und Mauer vor ihm gewichen, und das Haus wäre größer, es wäre ein anderes Haus geworden.

Am lezten Pfeiler, wo noch Platz geblieben iſt, ſteht das Marmordenkmal für die lezten drei abgebrochenen, welken Aeſte vom Stamme Stuart. Es iſt von Canovas Hand. Der Genius, der die Fackel auslöſcht, machte hier auf mich einen Eindruck, den die abgenuzte Allegorie auf den tauſend und abertauſend Grabſtätten nie hervorgebracht. In Sanct Peters Dom, in einem lezten Winkel fand man endlich eine Gedächtnißſtätte für das Königsgeſchlecht, welches dem Begriff der Legitimität, der Obrigkeit, die unmittelbar von Gott herſtammen ſoll, ſein Alles opferte, ſein Glück, das ſeiner Völker. Eine Geſchichte voll fratzenhaften Dünkels, voll Blut, Hinrichtungen, Grauſamkeiten, Intriguen, Willkür und Wolluſt, und der Menſchendünkel immer im Namen des allmächtigen Gottes geübt! Und nichts Großes, Erhebendes, Gotterfülltes in allen ihren Handlungen! Die Weltgeſchichte hat ſie verdammt, kaum dem Einen, Beſſeren, der ſein Haupt auf dem Blocke ließ, eine ehrenvollere Erinnerung gönnend. In England und in Schottland iſt ſelbſt die Theilnahme der Pietät für ſie erloſchen; auch in Rom ginge man ohne Aufmerkſamkeit daran vorüber, wenn nicht der Marmor ſo glatt polirt wäre und Canovas Name darunter ſtände. — Und die Geſchichte der Stuart ſcheint auch ohne merkliche Spur an den Königsgeſchlechtern dieſer Erde vorüber gegangen. Wenn nun auch Sanct Peters Dom einmal wankte, ihre Ehrengruft, die ihre Wappenſchilder aus Barmherzigkeit aufnahm? Er hat einmal gewankt. Iſt er jezt feſt?

Ohne religiöſe Erhebung war das Hochamt, trotz der gewaltigen Töne, die durch die Hallen des größten Tempels rauſchten, Religion nur in Pius Auge, nur im ſüßen Lächeln ſeines Mundes; ohne andere Stimmung als die befriedigter Neugier wälzten ſich die Maſſen durch die Pforten hinaus. Im Gedränge ward mir meine Doſe und mein Foulard aus der Taſche gezogen. Das iſt in der Ordnung. Man muß ſich die Taſchen zunähen, wenn man in die Kirche geht, ſagte das ehrlichſte Geſicht aus Unterwalden, auf ſeine Hellebarde geſtüzt.

Ich ſah den Platz vor der Kirche jezt ſchon in einem andern Lichte, ich hatte ein anderes Maaß gefunden. Je öfter ich zurückkehrte, um ſo impoſanter wurde er, die Colonnaden, die Treppen, die Springbrunnen, der Obelisk. Ja, es iſt der größte Courſaal, um die gläubige und die neugierige Welt Europas zu empfangen. Die plätſchernden Fontänen im Sonnenſchein, Regenbogen werfend, der rieſige Gaſt, das große Ausrufungszeichen aus der egyptiſchen Vorwelt, die gigantiſche Säulenhalle, die von der Kirche ihre Arme ausſtreckt, um die Chriſtenheit, die heranwallt, an die Bruſt zu ſchließen, zwiſchen ihnen der mittelalterliche große Schweizer ernſten Schrittes auf und ab ſchreitend, dennoch ein Pygmäe unter Rieſen, die neuen Marmorſtatuen, keine Kunſtwerke, die glatten Pflaſterſteine auf dem ungeheuern Platze, zwiſchen denen die Natur ſpottend der Anſtrengung ſie auszuſchließen, doch in üppigen Gräſern vorgrünt, beſonders um das Naß der Springbrunnen — Alles haben die Päpſte hier zuſammengetragen, gefügt, Weltgegenden, Zeitalter, um den Sinn der ſtaubgeborenen Söhne für die erſcheinende Kirche zu feſſeln; nur, ſeltſam, fanden ſie für die Kirche ſelbſt keine Geſtalt, die den Sinn erhebt, die auch nur durch Gefälligkeit dem Auge wohlthut. Das iſt mit allen Kirchen Roms der Fall. Pracht- und geſchmackvoll im Innern, bietet keine von außen das Bild eines Kunſtwerks, das aus einem großen Gedanken gefloſſen wäre. In Schnörkeleien, Aufſchachtelungen, für unſern Geſchmack Widerwärtigem, überbietet eine die andere, während wir im Norden wie einen Hauch die Münſter und Dome des Mittelalters aus der Erde gen Himmel ſchießen ſehen. Und welche Kämpfe hat es gekoſtet, bis die Peterskirche ihre gegenwärtige Façade erhielt, bis der edlere Plan Michel Angelos zurückgeſchoben ward und ſie den geſchmackloſen, unſchönen, wirkungsloſen Charakter erhielt, den ſie nun wohl für alle Zeiten tragen wird!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Como, Auguſt.

(Schluß.)

Eintritt in den Kaiſerſtaat. — Como.

Nun theilte er einzelne Züge aus dem Kriegsleben mit, Werbeſcenen, Wirthshaus-, Bivouac- und Schlachtſcenen, ſo ausführlich und ſo getreu, daß die meiſten Zeitungsſchilderungen hinter ſeinen ſchlichten Erzählungen zurückſtehen. Beſonders empört zeigte er ſich über die Grauſamkeiten der Honveds, die ſelbſt der Wehrloſen und Gefangenen nicht geſchont hätten. Einmal habe er mit ſeiner Abtheilung, die meiſt aus Deutſchen

Digitized by Google

und Städtern bestand, vierzig gefangene Oesterreicher eingebracht, die in drei Gefängnisse eingesperrt wurden. Als aber die eigentlichen Honveds davon Kunde erhalten, seyen sie herbeigestürmt, haben die Gefängnisse erbrochen und sämmtliche Gefangene in und vor denselben mit Sensen, Aexten und Beilen niedergemacht, als ob es Schlachtvieh wäre. Von der Zeit an habe er beständig über die Oesterreicher hinweggeschossen, und einen Gefangenen hätte er nicht wieder gemacht, wenn man ihm auch tausend Dukaten gegeben hätte. Doch es würde mich zu weit führen, wollte ich meinem Reisegefährten viel nacherzählen. Er rühmte sehr die gute Kost, den billigen Wein und den reichlichen Verdienst in Ungarn, aber eben so sehr klagte er auch über ein gehässiges Benehmen der Magyaren gegen die Deutschen. „Kommen die Deutschen daher, fressen und saufen sich voll, und dann laufen sie wieder davon," solche Aeußerungen hatten besonders sein Ehrgefühl beleidigt, da er sich bewußt war, Alles sauer verdient zu haben. Ein ungarischer Edelmann, meinte er, hätte ihn lieber mit Hunden vom Hofe hetzen lassen, als ihm nur einen Kreuzer umsonst gegeben. Im Frühjahr, als beim Vorrücken der Oesterreicher der Landsturm sich aufgelöst, sey er auf kurze Zeit wieder an die Arbeit gegangen und habe sich dann mit seinem Verdienste, von dem er jetzt noch zehre, auf und davon gemacht. — Unter solchen Gesprächen gelangten wir bei Chiasso an die österreichische Grenze. Durch eine Art Thorweg, auf dem das eidgenössische Kreuz flaggte, traten wir aus der Republik, aus dem Gebiete der Groß- und Bundesräthe in den Kaiserstaat. Ein österreichischer Soldat, der sich in seinem Schilderhäuschen gegen die heißen Strahlen der Abendsonne zu schützen suchte, fragte bescheiden nach der Uhr. Ich trat hinzu und hielt ihm meine Uhr entgegen. Auf seinem Gesichte lag ein Zug des Schmerzes und der Schwermuth, ihm schien unter Italiens Himmel die Zeit lang zu werden, er sehnte sich zurück nach der fernen Heimath, nach Eltern und Gespielen. Nie las ich das Heimweh deutlicher auf einem Menschenantlitze, als auf dem gebräunten Gesichte dieses Soldaten, und als ich ihn fragte, woher er sey, erhielt ich in gebrochenem Deutsch die Antwort: „Unser Haus ist weit, Illyrier." — Kaum waren wir hundert Schritte weiter gegangen, so nahmen uns kaiserliche Mauthbeamte in Empfang und führten uns in die links am Wege stehende Hauptwache, an der der kaiserliche Doppeladler und die schwarzgelbe Fahne prangten. Meine Papiere waren in Ordnung und einige Goldstücke reichten hin, die Voraussetzung zu widerlegen, daß ich ein Bettler sey, eine artige Voraussetzung, die bei jedem Fußreisenden, der den Kaiserstaat betritt, gemacht zu werden scheint. Dennoch wurde ich mit großen Blicken gemessen und gefragt, was ich in Italien zu thun habe. Als ich darauf versicherte, nur einen kleinen Spaziergang nach Mailand machen zu wollen, und noch dazu eine Adresse an einen k. k. Major bei Radetzky Husaren vorwies, dem ich einen Besuch zu machen gedächte, erhielt ich nicht nur unter meinen Paß ein »buono per Milano,« sondern noch einen Gruß dazu an jenen Offizier, der kürzlich hier an der Grenze gestanden habe. Nicht ganz so gut ging es meinem Nassauer Tuchmachergesellen, so freundschaftliche Gesinnungen gegen die Oesterreicher er auch unterwegs an den Tag gelegt hatte. „Was reist man bei so unruhigen Zeiten in der Welt herum, statt bei der Arbeit zu bleiben!" Diese und ähnliche Zurechtweisungen mußte er sich stillschweigend gefallen lassen. Darauf sah er sich genöthigt seine Kleider zu lüften und die sorgfältig unter denselben verborgene Geldkatze mit den sechs Fünffrankenthalern hervorzuholen, um seine Existenzfähigkeit nachzuweisen. Endlich nach langem Prüfen und Zögern und Bedenken erhielt er ein »buono per Como« mit der Weisung, sich in dieser Stadt auf die Polizei zu verfügen. Hier war es denn auch, wo mich gestern Abend mein Landsmann mit etwas bangem Herzen verließ, um noch vor der Polizeistunde mit der kaiserlichen polizia zu unterhandeln, während ich am Hafen des Sees das erste Hôtel aufsuchte. Trommelschläge und Militärmusik schallten den ganzen Abend durch die lauen Lüfte und waren kaum zu unterscheiden von dem fernen Grollen eines heranziehenden Gewitters. Heute strömt der Regen unaufhörlich vom Himmel und Stadt und See sind von einem grauen Wolkenschleier überzogen. Mehr als einmal, während ich diese Blätter niederschrieb, habe ich gedacht: wie und wo mag mein Tuchmachergesell aus Nassau einen solchen Regentag zubringen?

Dresden, September.

(Fortsetzung.)

Die Goethefeier.

Auch mir erschien bis zur „Mittags"-Speisung mit den „Vorträgen in der Harmonie" ein anderes Studium dringlicher. Im Beiblatt des Anzeigers war eine Belehrung des Publikums über den Abends aufzuführenden „Raub der Helena" abgedruckt. Aber wie ein Witzwort, selbst ein Gemälde, das man umständlich erklären muß, gewöhnlich wirkungslos bleibt, so ließ sich auch von diesem wohlgemeinten Versuch nicht viel für den Erfolg der Bühnendarstellung versprechen. Daß „Faust, der nimmer Ruhende, Goethe selbst ist, Helena, das Ideal höchster Formvollendung, seine klassische Sehnsucht," daß „Germania und Hellas im Raub der Helena (Faust II. 3ter Akt) einen mystischen Bund feiern, der des Dichters eigenstes Wesen kund gibt;" daß in der bühnengerecht abgekürzten Scenenfolge, wie sonst „das Leben ein Traum, hier der Traum ein Leben seyn sollte" — das Alles hat gewiß kaum ein Zehntheil der Zuschauer über die tiefe Symbolik des Angeschauten aufgeklärt; die ganze, übrigens gut geschriebene Empfehlung konnte höchstens den methodischen „Versuch" entschuldigen, mit dem das hiesige Hoftheater, während die meisten deutschen Bühnen sich begnügten nur eines der Repertoirstücke Goethe's nebst Prolog zu geben, seinerseits ein Gesammtbild der dichterischen Entwicklung des unsterblichen Genius darstellen wollte. Gerade von diesem Wagniß, das vom ersten dünnen Quell zur breiten, schon versalzenen Ausmündung springen und auf den herrlichen Strom dazwischen nur flüchtige Blicke vergönnen wollte, ließ sich die wenigste Labung, die wenigst erquickende, wenigst festliche Wirkung erwarten. Das Publikum hatte mit Vorausbestellung aller Plätze (bis an vier Wochen zuvor) Theilnahme genug entgegengebracht, und sollte doch mit jener physiologisch methodischen Lebensskizze so trostlos getäuscht werden. — Aber vor dieser Täuschung gab es erst noch Aergeres zu überstehen. Denn der schwächste Theil der Feier wurde gerade jener „Mittag," der unverkennbar zum Mittelpunkt und Kern des Ganzen bestimmt war. Es war schon die mißlichste Geduldsprobe, eine gemischte, des Akademischen ungewohnte oder entwöhnte Zuhörerzahl von wohl fünfhundert und drüber neun Viertelstunden lang bloß mit gelesenen und gesprochenen Lehrvorträgen fesseln zu wollen. Aber aus dieser „Akademie" vollends, wie sie in Gehalt und Form sich auswies, hätte man mit eben so wüstem Kopf und Herzen als leerem Magen abziehen müssen, wenn nicht die bildende Kunst der redenden Surrogate gespendet hätte. Die Ausstattung des Hörsaals und seiner Zugänge war in der That vortrefflich und von erhabenster Wirkung.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 225. Mittwoch den 19. September 1849.

Sicut dies juventutis tuae, ita et senectus tua.
Deuteronomion.

Das nächtliche Leben im Urwald.

Aus der dritten Auflage von Alexander v. Humboldts Ansichten der Natur.*

Es ist vielleicht noch nicht vorgekommen, daß es einem Schriftsteller vergönnt war, eines seiner Werke fast nach einem halben Jahrhundert wieder vorzunehmen und zu verjüngen. Zu einem solchen literarischen Phänomen gehörte das seltene Maß geistiger und körperlicher Kräfte, wie sie sich in Alexander von Humboldt aufs glücklichste vereinigen. — Von seiner großen Entdeckungsreise in die tropischen Striche der neuen Welt zurückgekehrt, gab Humboldt, neben den umfangreichen Werken, welche die Früchte jener Reise mittheilten, zwei kleine Bände heraus, welche er Ansichten der Natur betitelte. Sein Zweck war dabei, durch lebendige Darstellungen den Naturgenuß zu erhöhen, zugleich aber die Einsicht in das harmonische Zusammenwirken der Naturkräfte zu verbreiten, der Kräfte, für deren Erkenntniß er so eben durch seine großartigen Beobachtungen in der neuen Welt ganz neue Bahnen gebrochen hatte. Sehr schwer war die Aufgabe, einen literarischen und einen rein wissenschaftlichen Zweck zu verbinden, „gleichzeitig," wie er selbst sagt, „die Phantasie zu beschäftigen und durch Vermehrung des Wissens das Leben mit Ideen zu bereichern." Humboldt löste sie aufs glücklichste. Das Buch ist seiner Zeit sehr viel gelesen worden und hat durch Verbreitung großer Gedanken und reiner Begriffe im großen Publikum wie in den gelehrten Kreisen Bedeutendes gewirkt. Im Jahr 1826 erschien eine zweite, nicht bedeutend vermehrte Ausgabe der Schrift. Seitdem hat nun die gesammte Naturwissenschaft die außerordentlichsten Fortschritte gemacht, Humboldt selbst steht jezt gegen damals seinen Gesichtskreis ausnehmend erweitert, und so bot sich dem rastlos Thätigen von selbst der Gedanke an, jene Schrift, welche vor mehr als einem Menschenalter deutsche Bildung fördern helfen, für ein neues Geschlecht nach den jetzigen Standpunkten der Wissenschaft und den Bedürfnissen der Zeit umzuarbeiten. Er entschloß sich dazu, nachdem er eben mit der größern Hälfte seines Kosmos eine riesenhafte Arbeit zu Stande gebracht, und diese dritte Ausgabe der Ansichten der Natur erschien an dem Tage des Septembers, an dem der große Naturforscher sein achtzigstes Lebensjahr zurückgelegt.

Er sagt im Vorwort zu der vorliegenden Ausgabe: „Fast alle wissenschaftlichen Erläuterungen sind ergänzt oder durch neue, inhaltreichere ersezt worden. Ich habe gehofft, den Trieb zum Studium der Natur dadurch zu beleben, daß in dem kleinsten Raume die mannigfaltigsten Resultate gründlicher Beobachtung zusammengedrängt, die Wichtigkeit genauer numerischer Angaben und ihrer sinnigen Vergleichung unter einander erkannt, und dem dogmatischen Halbwissen wie der vornehmen Zweifelsucht gesteuert werde, welche in den sogenannten höhern Kreisen des Lebens einen langen Besitz haben."

Der Einfluß der Schrift wird heute noch viel bedeutender seyn als vor zwanzig und vor vierzig Jahren: sie findet ein weit größeres Feld der Wirksamkeit; naturwissenschaftliche Vorstellungen und Kenntnisse sind im Publikum ungleich verbreiteter als damals, aber eben damit haben auch jene zwei von Humboldt angedeuteten Kopfübel der gebildeten Welt die ansehnlichste Ausbreitung gewonnen. Die Arznei, welche der große Arzt bietet, ist vortrefflich; möchte sie gut anschlagen! — Wo dieß aber der Fall ist, kann leicht eine sehr ersprießliche Nebenwirkung eintreten. Wie gesagt, ist ein Hauptzweck von Humboldts meisterhaften Schilderungen und Erläuterungen, uns das Spiel der Naturkräfte in ihrer ewigen Harmonie zu vergegenwärtigen, uns zu zeigen, wie bei allen Verwicklungen und Entwicklungen im Naturleben, wie selbst in der Störung die strenge Gesetzlichkeit herrscht, die das allgemeine Gleichgewicht erhält. Dieß Alles mahnt aber den Unterrichteten von selbst an die Gesetze, nach denen sich die Weltgeschichte fortleitet, und das Buch bietet ihm die mannigfachste Gelegenheit zu fruchtbaren Vergleichungen zwischen den Naturerscheinungen und den Bewegungen des Völkerlebens. So können Humboldts „Ansichten," indem sie Naturkenntnisse verbreiten, zugleich dazu beitragen, in wohl organisirten Köpfen politische Begriffe und Leidenschaften zu reinigen.

Es ist uns gestattet, einige neue Abschnitte des bedeutenden Werks unsern Lesern vorzulegen. Wir wählen solche, welche für sich dastehen, oder sich ohne Zwang lostrennen lassen.

* Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1849.

Digitized by Google

Wenn die ſtammweiſe ſo verſchiedene Lebendigkeit des Naturgefühls, wenn die Beſchaffenheit der Länder, welche die Völker gegenwärtig bewohnen oder auf früheren Wanderungen durchzogen haben, die Sprachen mehr oder minder mit ſcharf bezeichnenden Wörtern für Berggeſtaltung, Zuſtand der Vegetation, Anblick des Luftkreiſes, Umriß und Gruppirung der Wolken bereichern, ſo werden durch langen Gebrauch und durch literariſche Willkür viele dieſer Bezeichnungen von ihrem urſprünglichen Sinne abgewendet. Für gleichbedeutend wird allmählig gehalten, was getrennt bleiben ſollte; und die Sprachen verlieren von der Anmuth und Kraft, mit der ſie, naturbeſchreibend, den phyſiognomiſchen Charakter der Landſchaft darzuſtellen vermögen. Um den linguiſtiſchen Reichthum zu beweiſen, welchen ein inniger Contact mit der Natur und die Bedürfniſſe des mühevollen Nomadenlebens haben hervorrufen können, erinnere ich an die Unzahl von charakteriſtiſchen Benennungen, durch die im Arabiſchen und Perſiſchen Ebenen, Steppen und Wüſten unterſchieden werden: je nachdem ſie ganz nackt, oder mit Sand bedeckt, oder durch Felsplatten unterbrochen ſind, einzelne Weideplätze umſchließen oder lange Züge geſelliger Pflanzen darbieten. Faſt eben ſo auffallend ſind in alt-caſtilianiſchen Idiomen die vielen Ausdrücke für die Phyſiognomik der Gebirgsmaſſen, für diejenigen ihrer Geſtaltungen, welche unter allen Himmelsſtrichen wiederkehren und ſchon in weiter Ferne die Natur des Geſteins offenbaren. Da Stämme ſpaniſcher Abkunft den Abhang der Andeskette, den gebirgigen Theil der canariſchen Inſeln, der Antillen und Philippinen bewohnen, und die Bodengeſtaltung dort in einem größern Maßſtabe als irgendwo auf der Erde (den Himalaya und das tübetaniſche Hochland etwa abgerechnet) die Lebensart der Bewohner bedingt, ſo hat die Formbezeichnung der Berge in der Trachyt-, Baſalt- und Porphyrregion, wie im Schiefer-, Kalk- und Sandſteingebirge in täglichem Gebrauche ſich glücklich erhalten. In den gemeinſamen Schatz der Sprache geht dann auch das Neugeformte über. Der Menſchen Rede wird durch alles belebt, was auf Naturwahrheit hindeutet, ſey es in der Schilderung der von der Außenwelt empfangenen ſinnlichen Eindrücke, oder des tief bewegten Gedanken und innerer Gefühle.

Das unabläſſige Streben nach dieſer Wahrheit iſt im Auffaſſen der Erſcheinungen wie in der Wahl des bezeichnenden Ausdrucks der Zweck aller Naturbeſchreibung. Es wird derſelbe am leichteſten erreicht durch Einfachheit der Erzählung von dem Selbſtbeobachteten, dem Selbſterlebten, durch die beſchränkende Individualiſirung der Lage, an welche ſich die Erzählung knüpft. Verallgemeinerung phyſiſcher Anſichten, Aufzählung der Reſultate gehört in die Lehre vom Kosmos, die freilich noch immer für uns eine inductive Wiſſenſchaft iſt; aber die lebendige Schilderung der Organismen (der Thiere und der Pflanzen) in ihrem landſchaftlichen, örtlichen Verhältniß zur vielgeſtalteten Erdoberfläche (als ein kleines Stück des geſammten Erdenlebens) bietet das Material zu jener Lehre dar. Sie wirkt anregend auf das Gemüth da, wo ſie einer äſthetiſchen Behandlung großer Naturerſcheinungen fähig iſt.

Zu dieſen lezteren gehört vorzugsweiſe die unermeßliche Waldgegend, welche in der heißen Zone von Südamerika die mit einander verbundenen Stromgebiete des Orinoco und des Amazonenfluſſes füllt. Es verdient dieſe Gegend im ſtrengſten Sinne des Worts den Namen Urwald, mit dem in neuern Zeiten ſo viel Mißbrauch getrieben wird. Urwald, Urzeit und Urvolk ſind ziemlich unbeſtimmte Begriffe, meiſt nur relativen Gehalts. Soll jede wilde Forſt voll dichten Baumwuchſes, an den der Menſch nicht die zerſtörende Hand gelegt, ein Urwald heißen, ſo iſt die Erſcheinung vielen Theilen der gemäßigten und kalten Zone eigen. Liegt aber der Charakter in der Undurchdringlichkeit, in der Unmöglichkeit, ſich in langen Strecken zwiſchen Bäumen von acht bis zwölf Fuß Durchmeſſer durch die Art einen Weg zu bahnen, ſo gehört der Urwald ausſchließlich der Tropengegend an. Auch ſind es keineswegs immer die ſtrickförmigen, rankenden, kletternden Schlingpflanzen (Lianen), welche, wie man in Europa fabelt, die Undurchdringlichkeit verurſachen. Die Lianen bilden oft nur eine ſehr kleine Maſſe des Unterholzes. Das Haupthinderniß ſind die, allen Zwiſchenraum füllenden, ſtrauchartigen Gewächſe, in einer Zone, wo alles, was den Boden bedeckt, holzartig wird. Wenn Reiſende, kaum in einer Tropengegend gelandet, und dazu noch auf Inſeln, ſchon in der Nähe der Küſte glauben in Urwälder eingedrungen zu ſeyn, ſo liegt die Täuſchung wohl nur in der Sehnſucht nach Erfüllung eines lange gehegten Wunſches. Nicht jeder Tropenwald iſt ein Urwald. Ich habe mich des leztern Wortes in meinem Reiſewerke faſt nie bedient, und doch glaube ich unter allen jezt lebenden Naturforſchern mit Bonpland, Martius, Pöppig, Robert und Richard Schomburgk im Innerſten eines großen Continents am längſten in Urwäldern gelebt zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Ich für meine Perſon wäre wohl vorwärts gekommen; mein edles Roß trug mich in gewaltigen Sätzen über den ſumpfigen Boden, in dem es tief einſank und aus dem es wie mit Stahlfedern wieder empor ſchnellte, und auch einigen Huſaren glückte es an meiner Seite zu bleiben. Was half uns dieß aber? ein paar Dutzend Reiter konnten doch nicht ein ganzes Bataillon ſprengen. Wüthend über unſer Mißgeſchick mußten wir daher umkehren, als die Trompete das infame Signal dazu gab, während die Honveds in lauten Jubel ausbrachen und ſich damit beluſtigten uns noch manche Kugel nachzuſenden. Auf einem feſteren Punkt ſammelten ſich unſere Schwadronen wieder und ſtellten die Glieder wieder her. Unſer Verluſt war nur gering, wohl aber ſahen manche Pferde und Reiter, die tief im Schmutze geſteckt hatten, abſcheulich aus. Kaum hatten ſich die Pferde etwas verſchnaubt, als wir uns zu einem zweiten Angriff rüſteten. Ein etwas erhöhter Landſtrich, ſechzig bis achtzig Schritt breit, ſchien uns feſteren Boden zu verſprechen, und auf dieſem ſtürmten wir nun in der Breite halber Schwadronen auf's Neue auf das Bataillon los.

Der Grund war hier beſſer, und wenn auch die meiſten Pferde bald zu galoppiren aufhören mußten, ſo ging es doch ziemlich raſch vorwärts und wir hatten Hoffnung, dem feindlichen Bataillon nahe zu kommen. — Unſer Verluſt wurde jezt aber beträchtlicher als das erſtemal, beſonders wurden viele Pferde verwundet, da die Honveds jezt keine Salven mehr gaben, ſondern einzeln ſchoſſen und ſo gut als möglich zielten. Mein Roß, durch den Lärm des Gefechtes wild gemacht und aus weit aufgeriſſenen Nüſtern ſchnaubend, trug mich ſo raſch vorwärts, daß ich oft Mühe hatte es zu zügeln, um nicht zu weit voraus zu kommen. Dabei half ich einzelnen Huſaren, die wieder ſtecken zu bleiben drohten, heraus, indem ich die Pferde am Zügel emporriß oder mit tüchtigen Hieben der flachen Klinge zu neuen Kraftanſtrengungen antrieb. So war ich unter den vorderſten und noch fünfzehn bis zwanzig Schritte vom erſten feindlichen Glied entfernt und bereit im nächſten Augenblicke einzuhauen, da bereits mehrere Lücken darin entſtanden waren, als ich mir gerade gegenüber eine Flamme aus einem Gewehrlauf aufblitzen ſah. In demſelben Augenblick machte mein Pferd, von einer Kugel getroffen, einen furchtbaren Satz, ich aber fühlte wie ein eiſigkalter Gegenſtand mir an die Haut ſchlug und in den Unterleib dicht unter der lezten Rippe drang. Es war ein Gefühl, als wenn mir auf den erhizten Körper ein großer Tropfen des kälteſten Waſſers gefallen wäre. Die Kugel war meinem Pferde durch den Hals gefahren und dann mir unterhalb der Schärpe in den Leib gedrungen. Ich hielt mich ſchwankend im Sattel, obgleich mein Pferd einige gewaltige Sprünge vorwärts gegen die Feinde zu machte. Da ſah ich einen Honved auf mich zulaufen, einen großen ſtarken Menſchen in braunem Schafpelz, mit vor Wuth oder hizigem Getränk braunrothem Geſicht, in dem ein langer Schnurrbart ſpiz emporſtand, die lang herunterhängenden Haare, von denen der Tſchako herabgefallen, wild um den Kopf flatternd, ein Anblick, den ich in meinem Leben nicht wieder vergeſſen werde. Mit einem lauten »hassamalika« ſtieß derſelbe mit dem blizenden Bajonnet nach meiner Bruſt; aber eben ſtieg mein Pferd im Todeskampf noch einmal hoch auf, und das Bajonnet ging mir ſtatt durch die Bruſt durch den linken Schenkel. In demſelben Augenblick ſtürzte mein Pferd plözlich mit mir zuſammen und riß mich mit ſich auf die Erde nieder. Von dem was ſich nun weiter ereignete, weiß ich nichts zu ſagen, es ward mir dunkel vor den Augen und die Sinne ſchwanden mir. Nur ſo viel erinnere ich mich, daß ein dumpfes Getöſe und Klirren und Fluchen und Schießen um mich herum tönte, ſo wie daß ein Pferdehuf mir die Schulter berührte und ich mich inſtinktmäßig ſo eng als möglich an den feſten Gegenſtand neben mir, mein todtes Pferd, anſchmiegte. Allmählig wurde es ſtiller und ich verfiel in völlige Bewußtloſigkeit.

So muß ich mehrere Stunden gelegen haben, denn als ich wieder zu mir kam und die Augen aufſchlug, ſah ich, daß die Sonne ſchon ziemlich hoch am Himmel ſtand und die Mittagsſtunde vorüber war. Der heftige Schmerz, den ich jezt in meinem Schenkel, weniger in der Schußwunde fühlte, erinnerte mich daran, daß ich ſchwer verwundet ſey. Mein Mantel von urſprünglich weißer, jezt freilich ziemlich gelbgrauer Farbe war an der Seite ganz von Blut geröthet und meine eine Hand, die gerade unter der Leibwunde gelegen hatte, mit Blut angefüllt. Mit großer Mühe richtete ich mich an meinem Pferde, das ſchon kalt und ſteif neben mir lag, in halb ſizender Stellung empor, um meine nächſte Umgebung und die Gegend zu betrachten. Alles war ſtill und öde ringsum, nichts Lebendes regte ſich ſo weit mein Auge reichte. Das Gefecht mußte gerade an dieſer Stelle hizig geweſen ſeyn. Fünf Schritte vor mir lag ein todtes Küraſſierpferd, dicht daneben die Leiche des Reiters. Platt auf dem Rücken, den Helm noch auf dem Kopf, den Küraß auf der Bruſt, lag dieſelbe ſo

Digitized by Google

ſtarr und regelmäßig da, wie auf dem Paradebett ausgeſtreckt. Drei bis vier Leichname von Honveds bildeten unfern davon eine ſo wirre Gruppe, daß ich die einzelnen Glieder derſelben kaum von einander unterſcheiden konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Fortſetzung.)

Die Goethefeier.

Gleich vorn beim Eintritt erhielt man ſtatt des gedruckten Billets eine nach Hübners Zeichnung lithographirte Karte, worauf die Genien der Dichtkunſt und Wiſſenſchaft an das über Arabesken und Blumen ſchwebende Medaillon mit Goethe's Kopf, jeder in bezeichnender Haltung, ihre Kränze erheben. * Die Galerie, die man darauf durchſchritt, war in ganzer Länge mit Statuetten und Büſten aus dem Gypsmuſeum zwiſchen dunkelgrünen Garten- oder Treibhausgewächſen verziert. Letztere, mit Blumen umzäunt, füllten auch die Ecken des ſchönen Hauptſaales, wo von den beiderſeitigen Tribünen buntbebänderte Laubgewinde hingen, darunter rechts die Pallas, links die Herculanerin aus dem Antikencabinet ſtanden. Alles überſtrahlend aber vor der rothverhangenen Hinterwand der Gypscoloß Goethe's thronte, mit goldenem Sternenkranz um das Haupt und großer goldener Lyra auf dem Schooße. Der Eindruck dieſes Rietſchelſchen Meiſterwerks erinnerte wirklich an den Zeus zu Olympia, und faſt zwerghaft zu ſeinen Füßen erſchien endlich vor dem Schlage zwölf der erſte huldigende Sprecher am Leſepult. Es war der bekannte Phyſiolog Carus; und Alles lauſchte geſpannt auf den Anfang, zumal da er wiederholt nach der Uhr ſah, und obwohl ſchon ein Prinz vor ihm Platz genommen hatte, noch immer zögerte. Punkt zwölf Uhr erſt, zwar ohne daß ein hörbarer Glockenſchlag dazu intonirte, begann er: „Hochgeehrte Verſammlung! Genau in dieſer Zeit vor hundert Jahren" u. ſ. f. Aber dieſe hiſtoriſche Pünktlichkeit der Gedächtnißfeier, woran einzelne Krittler nur die Beachtung des Frankfurter Meridianunterſchiedes vermißten, blieb, ſtreng genommen, das einzige Bedeutende des Vortrags. Derſelbe war wohl in Carus Weiſe gediegen und würdig, gab aber im Grunde Nichts, was man nicht ſchon aus Goethe ſelbſt, oder aus Falks, Eckermanns, Riemers und des Sprechers öfters citirten eigenen Schriften wußte. Mehr Neues bot der Schlußredner, der Naturhiſtoriker Reichenbach, dem ſehr auffälligen Dialekt nach auch ein Leipziger, der Goethe's genetiſches Princip in der Naturkunde, gelegentlich ſogar ſeine religiöſe Richtung beſprach, doch um die Mitte ſich zu weit in botaniſches Detail verlor. Was aber zwiſchen beiden ein einheimiſcher Dresdner in freier Rede und gehobenem Tone über die Poeſien des Gefeierten ſprach oder ſprechen wollte, mißlang gänzlich, erinnerte an Rückerts Reim im Hariri: „hüte dich vor der Junge Stammlung in erleuchteter Verſammlung," und ward durch die eingeflochtene, wie ſchließlich nachgeholte Entſchuldigung mit Unwohlſeyn nur verſchlimmert. Die Damen kicherten oder gähnten oder blickten zagend in den Schooß; die Herrn ſchlichen großentheils davon, und der „fortlaufende Beifall," auch vom dritten Sprecher nicht zum Stehen gebracht, hatte am Ende den Saal zur Hälfte geleert. Schade, daß ſelbſt zur Beſchauung des erhebenden Goethe-Jupiters ſo Wenige zurückblieben. Daß aber Rietſchel in dieſem den beſten Vortrag geliefert hatte, konnte man von vielen Seiten hören.

Reicher im Ganzen, nur wieder nicht ausdauernd, war der Abendgenuß im Theater. Vor dem Eingang ſchon erfreute der Blumenſchmuck um Goethe's Statue und der Lorbeer auf ſeinem Haupte. Die Egmontouvertüre wirkte begeiſternd; Theodor Hells (Winklers), des Fünfundſiebzigers, Prolog in Stanzen war über Erwarten gelungen, wurde durch den Vortrag der Bayer noch gehoben, und nur von dem grauenhaften Davidſchen Goethekopf im Hintergrunde nicht eben begünſtigt. Das hierauf in altfranzöſiſchem Coſtüm mimiſch trefflich dargeſtellte Schäferſpiel, „die Laune des Verliebten," das ſchon im oft angekündigten Streben, von der Leidenſchaft das „Behagen" nicht ſtören zu laſſen, Goethe's eigenſtes Weſen für immer offenbart, riß zu unerwartetem rauſchenden Beifall hin. Allein damit war der Genuß auch ziemlich zu Ende. Die drei Tableaux, Götzens Ende, Egmonts Traum, Iphigeniens Abſchied, verloren durch Ferne, üble Lichter und Mangel der Rahmen ihre Wirkung, und in der Helena, die aus Fauſt II. allerdings ſceniſch geſchickt ausgehoben, aber freilich mit Aufopferung des Euphorion eines Schlüſſels der Symbolik beraubt war, konnte höchſtens Quanter-Mephiſtopheles und die plaſtiſche Geſtalt und Bewegung der Bayer-Helena gefallen. Die um mich herum Sitzenden achteten immer nur auf die zauberhafte Scenenverwandlung und den Garderobenprunk, dem man den jüngſten Brandſchaden nicht anmerkte. Für die Mehrzahl ſank dieſe ganze mühevolle Goethe-Gutzkow'ſche Schöpfung zum Guckkaſtenſpiel herab, und ich beklagte die poeſiedurſtigen 140 Meißner Fürſtenſchüler, die gerade zu dieſem Bühnengenuß — ein unerhörtes Ereigniß in jenen kloſterlichen Lehranſtalten — einen Tag Reiſeurlaub erhalten, auf dem Waldſchlößchen geſpeiſt und jetzt im fürſtlichen Theater Parterre und Galerien mit bevölkert hatten.

(Schluß folgt.)

* Figurenreicher noch, nur etwas unklarer in der Symbolik war die den Tafelgenoſſen Abends eingehändigte Bentemann'ſche Karte, darauf Goethe in gewohnter Haltung und im bequemen Hausrock als Standbild auf einer mit Geburts- und Todesdatum bezeichneten Baſis, zu beiden Seiten Weingelände, und trinkende, koſende, blaſende Gruppen, woraus links Einer mit einem Kranz zur Statue hinaufklettert, rechts ein Anderer ſtehend ein Glas Schaumwein emporhält; vor der Baſis Flaſche, Gläſer und Blumen am Boden, darunter eine ſchwarze Eröffnung mit Teufel, Todtenkopf und Hexe; an den Rändern die Umſchrift „An unſres himmliſchen Vaters Tiſch greift wacker zu, und bechert friſch! Denn Gut' und Böſe ſind abgeſpeiſt, wenn's jacet ecce Tibullus heißt," unter der Höllengruppe „et ecce Criticus;" oben und an den untern Ecken Orts- und Zeitangabe des Feſtmahls.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 226. Donnerſtag den 20. September 1849.

Ich ſah wie einer zwiſchen Traum und Wachen,
Dem jetzt die Augen zu, jetzt offen ſtehn;
Und nun begannen fühlbar ſich zu machen
Durch deſt'gern Schmerz der Wunden bitt're Wehn,
Geſchärft durch rauhe Nachtluft und die Kälte
Auf dieſer Erd' und unterm Himmelszelte.

Torquato Taſſo.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Auch den Honved, der mir den Bajonettſtich beigebracht, glaubte ich todt in meiner Nähe zu erkennen, doch war das Geſicht deſſelben durch mehrere Säbelhiebe ſo entſtellt, daß man die Züge kaum unterſchied. Weiter vorwärts, in zwanzig bis dreißig Schritt Entfernung, lagen noch mehrere todte Menſchen und Pferde. So viel ich halb liegend erkennen konnte, trugen zwei dieſer Leichname die Huſarenuniform unſeres Regiments, und auch verſchiedene todte Pferde hatten unſere Schabraken und Sättel. Einen todten Schecken erkannte ich als das Pferd, das ein Unteroffizier meiner Schwadron geritten. Daß es übrigens unſerer Reiterei geglückt ſeyn mußte, in das feindliche Bataillon einzudringen, war ſchon daraus ſichtbar, daß alle Leichen vorwärts von mir lagen. Noch mehrere hundert Schritt weiterhin glaubte ich Leichname von Soldaten und Roſſen zu erkennen, was mir als ein ſicheres Zeichen galt, daß die Unſrigen die Feinde zurückgeſchlagen und verfolgt hatten. Dieſer Gedanke war mir ſehr tröſtlich; ich hoffte, daß bei der Rückkehr einige meiner Soldaten ſich nach mir umſehen würden, um mich wenigſtens zu begraben, und ich ſo aufgefunden und vielleicht gerettet werden könnte. Jedenfalls hatte ich, war meine Vorausſetzung gegründet, weniger zu befürchten in feindliche Gefangenſchaft zu gerathen, ein Gedanke, der mir unter allen der fürchterlichſte war. Sonſt ſah und hörte ich nichts von Feind wie Freund, nur bisweilen kam es mir vor, als hallten aus der Ferne vor mir ſchwache Trompetenſtöße, in denen ich unſer Signal zum Sammeln zu erkennen glaubte.

Nach dieſer vorläufigen Anſchauung, wobei ich mich überzeugte, daß es mir ganz unmöglich war mich aufzurichten, ließ ich es meine erſte Sorge ſeyn, meine Wunden näher zu unterſuchen und wo möglich nothdürftig zu verbinden. Es kam mir dabei ſehr zu ſtatten, daß ich in meiner Satteltaſche ein Paket Charpie, einige Leinwandbinden, ein Fläſchchen mit Wundbalſam und einige Meſſer und Scheeren führte, und ich ſcheute nicht die große Anſtrengung und die heftigen Schmerzen, die es mir verurſachte, mich ſo weit am Pferde aufzurichten, daß ich dieſe Sachen aus der Taſche ziehen konnte. Auch eine geladene Piſtole zog ich bei dieſer Gelegenheit aus der Holſter und war nun über mein Schickſal um vieles beruhigter. Meine Schußwunde, als die, wie ich wohl fühlte, bedeutendſte, obgleich der Bajonettſtich weit mehr ſchmerzte, unterſuchte ich zuerſt. Als ich Mantel und Dolman aufgeknöpft hatte, ſah ich, wie meine Schärpe ſo weit heruntergerutſcht war, daß ſie wie eine Art Compreſſe über der Wunde lag. Vielleicht verdanke ich dieſem glücklichen Umſtande die Rettung meines Lebens; ich hätte mich ohne dieß ſehr leicht verbluten können, während jetzt nur noch einzelne Blutstropfen aus der Wunde unter der Schärpe hervorſickerten. Ich nahm nun Charpie, begoß dieſelbe mit Wundbalſam, lüftete die Schärpe, ſchnitt mit der Scheere das Hemd, das über der Wunde klebte, ab, legte die Charpie recht feſt auf dieſe, ſtopfte mein Taſchentuch darauf und zog nun die Schärpe ſo feſt wie möglich wieder zuſammen. Bei dieſer Operation fühlte ich auch, daß ich rückwärts kein Loch im Leibe hatte, die Kugel alſo

Digitized by Google

noch im Körper ſitzen mußte, ein Umſtand, der mir eben nicht angenehm war. So leicht ſich übrigens dieſe Operation jezt beſchreiben läßt, ſo ſchwer wurde ſie mir, und ich verlor bei der Lüftung der Schärpe ziemlich viel Blut und mußte alle meine Willenskraft zuſammennehmen, um nicht ohnmächtig zu werden.

Als ich damit fertig war, wendete ich mich zum Schenkel, der mich immer unerträglicher ſchmerzte. Auch hier verſchafften mir Scheere und Meſſer bald den Zugang zur Wunde, die ziemlich tief, aber ſonſt nicht gefährlich ſchien, da, wie ich fühlte, der Knochen nicht verlezt war. Das Einträufeln des Wundbalſams in die Stichöffnung verſchaffte mir augenblicklich große Erleichterung. Auch der Streifhieb über die linke Schulter, obgleich ohne Bedeutung, begann ſtark zu ſchwellen und zu ſchmerzen, weßhalb ich mir Balſam in die rechte Hand goß und damit, ſo weit ich reichen konnte, die Stelle einrieb.

Als alles fertig war, wozu ich übrigens gewiß zwei Stunden gebraucht hatte, hüllte ich mich in den Mantel, lehnte mich mit dem Kopf an mein todtes Pferd und harrte gefaßt der Dinge, die da kommen ſollten. Einen kleinen Reſt Wein fand ich in meiner Feldflaſche, den ich gierig trank und der mir ſehr zur Erquickung diente. Es war allermittelſt ſpäter Abend geworden und die kurze Dämmerung des Frühlingstages machte bald ziemlicher Finſterniß Platz. Das Peinliche meiner hülfloſen Lage wurde dadurch nicht wenig vermehrt. Ich mußte befürchten, daß in der Nacht Patrouillen unſerer Soldaten dicht an mir vorbeimarſchiren könnten, ohne mich zu finden. Auch die Furcht, daß Wölfe, die hier herum ſehr häufig waren und uns oft durch ihr Geheul auf den Feldwachten beſchwerlich fielen, durch den Geruch der todten Pferde angelockt werden möchten und ich denſelben widerſtandslos zum Opfer fallen könnte, überfiel mich bisweilen ſchauerlich, ſo wie der Gedanke, vielleicht hier auf der öden, menſchenleeren Heide gar nicht von Menſchen aufgefunden zu werden und dann elend verſchmachten zu müſſen. Indeſſen verbannte ich dieſe Vorſtellungen ſo viel wie möglich und nahm mir dagegen feſt vor, ſo lange ich noch einen Funken von Kraft und Beſonnenheit hätte, zu meiner Rettung alles anzuwenden, was ich nur vermöchte.

Ein großes Wachtfeuer, das ich bald, freilich in ziemlicher Entfernung, ſeitwärts aufflammen ſah, belebte meine Hoffnung von Neuem. Endlich nach einigen finſtern Stunden ging zu meiner großen Freude der Mond auf und ſein mildes, volles Licht beleuchtete die weite Heide ſo hell, daß ich eine ziemliche Strecke um mich ſehen konnte. Es mochte nach meiner Rechnung eilf Uhr ſeyn, als ich plötzlich den Hufſchlag von mehreren Pferden und das Klirren der Säbelſcheiden an den Sporen vernahm und bald auch einen Reitertrupp von ſechs Mann in einiger Entfernung erkannte. Ich ſchwankte bei dieſem Anblick zwiſchen Furcht und Hoffnung, denn noch war es zweifelhaft, ob es Magyaren oder von unſern Leuten waren. Bald aber ſah ich zu meiner unendlichen Freude, daß zwei der Reiter blitzende Helme trugen, wie es im Heere der Magyaren gar keine gibt: es mußten Küraſſiere ſeyn. Raſch riß ich meine Piſtole hervor und feuerte ſie ab, und wie ich ſah, daß ſie beim plötzlichen Knall ſtutzend anhielten, rief ich mit ſo lauter Stimme als ich vermochte: „Hoch dem Kaiſer!“ Bei dieſem Ruf trabte die Patrouille raſch auf mich zu, und bald ſah ich mich von zwei Küraſſieren und vier Huſaren meines Regiments umringt und war für den Augenblick wenigſtens gerettet.

(Fortſezung folgt.)

Das nächtliche Leben im Urwald.

(Fortſezung.)

Trotz des auffallenden Reichthums der ſpaniſchen Sprache an naturbeſchreibenden Bezeichnungen, deſſen ich oben erwähnte, wird ein und daſſelbe Wort, monte, zugleich für Berg und Wald, für cerro (montaña) und selva gebraucht. In einer Arbeit über die wahre Breite und die größte Ausdehnung der Andeskette gegen Oſten habe ich gezeigt, wie jene zweifache Bedeutung des Wortes monte die Veranlaſſung geweſen iſt, daß eine ſchöne und weit verbreitete engliſche Karte von Südamerika Ebenen mit hohen Bergreihen bedeckt hat. Wo die ſpaniſche Karte von La Cruz Olmedilla, die ſo vielen andern zum Grunde gelegt worden iſt, Cacao-Wald, montes de Cacao, angegeben hatte, ſind Cordilleren entſtanden, obgleich der Cacaobaum nur die heißeſte Niederung ſucht.

Wenn man die Waldgegend, welche ganz Südamerika zwiſchen den Grasſteppen von Venezuela (los Llanos de Caracas) und den Pampas von Buenos Aires, zwiſchen 8° nördlicher und 19° ſüdlicher Breite einnimmt, mit einem Blicke umfaßt, ſo erkennt man, daß dieſer zuſammenhangenden Hylaea der Tropenzone keine andere an Ausdehnung auf dem Erdboden gleichkommt. Sie hat ohngefähr zwölfmal den Flächeninhalt von Deutſchland. Nach allen Richtungen von Strömen durchſchnitten, deren Bei- und Zuflüſſe erſter und zweiter Ordnung unſere Donau und unſern Rhein an Waſſerreichthum bisweilen übertreffen, verdankt ſie die wunderſame Ueppigkeit ihres Baumwuchſes der

Digitized by Google

zweifach wohlthätigen Einwirkung großer Feuchtigkeit und Wärme. In der gemäßigten Zone, beſonders in Europa und dem nördlichen Aſien, kann man die Wälder nach Baumgattungen benennen, die als geſellige Pflanzen (plantae sociales) zuſammen wachſen und die einzelnen Wälder bilden. In den nördlichen Eichen-, Tannen- und Birken-, in den öſtlichen Lindenwaldungen herrſcht gewöhnlich nur Eine Species der Amentaceen, der Coniferen oder der Tiliaceen; bisweilen iſt eine Art der Nadelhölzer mit Laubholz gemengt. Eine ſolche Einförmigkeit in der Zuſammengeſellung iſt den Tropenwaldungen fremd. Die übergroße Mannigfaltigkeit der blüthenreichen Waldflora verbietet die Frage, woraus die Urwälder beſtehen? Eine Unzahl von Familien drängt ſich hier zuſammen; ſelbſt in kleinen Räumen geſellt ſich kaum gleiches zu gleichem. Mit jedem Tage, bei jedem Wechſel des Aufenthalts bieten ſich dem Reiſenden neue Geſtaltungen dar; oft Blüthen, die er nicht erreichen kann, wenn ſchon Blattform und Verzweigung ſeine Aufmerkſamkeit anziehen.

Die Flüſſe mit ihren zahlloſen Seitenarmen ſind die einzigen Wege des Landes. Aſtronomiſche Beobachtungen oder, wo dieſe fehlen, Compaßbeſtimmungen der Flußkrümmung haben zwiſchen dem Orinoco, dem Caſſiquiare und dem Rio Negro mehrfach gezeigt, wie in der Nähe einiger weniger Meilen zwei einſame Miſſionsdörfer liegen, deren Mönche anderthalb Tage brauchen, um in den aus einem Baumſtamm gezimmerten Canoen, den Windungen kleiner Bäche folgend, ſich gegenſeitig zu beſuchen. Den auffallendſten Beweis von der Undurchdringlichkeit einzelner Theile des Waldes gibt aber ein Zug der Lebensweiſe des großen amerikaniſchen Tigers oder pantherartigen Jaguars. Während durch Einführung des europäiſchen Rindviehes, der Pferde und Mauleſel die reißenden Thiere in den Llanos und Pampas, in den weiten baumloſen Grasfluren von Varinas, dem Meta und Buenos Aires, reichliche Nahrung finden und ſich ſeit der Entdeckung von Amerika dort, im ungleichen Kampfe mit den Viehheerden, anſehnlich vermehrt haben, führen andere Individuen derſelben Gattung in dem Dickicht der Wälder, den Quellen des Orinoco nahe, ein mühevolles Leben. Der ſchmerzhafte Verluſt eines großen Hundes vom Doggengeſchlecht (unſeres treueſten und freundlichſten Reiſegefährten), in einem Bivouak nahe bei der Einmündung des Caſſiquiare in den Orinoco, hatte uns bewogen, ungewiß, ob er vom Tiger zerriſſen ſey, aus dem Inſektenſchwarm der Miſſion Esmeralda zurückkehrend, abermals eine Nacht an demſelben Orte zuzubringen, wo wir den Hund ſo lange vergebens geſucht. Wir hörten wieder in großer Nähe das Geſchrei der Jaguars, wahrſcheinlich derſelben, denen wir die Unthat zuſchreiben konnten. Da der bewölkte Himmel alle Sternbeobachtungen hinderte, ſo ließen wir uns durch den Dolmetſcher (linguäraz) wiederholen, was die Eingebornen, unſere Ruderer, von den Tigern der Gegend erzählten.

Es findet ſich unter dieſen nicht ſelten der ſogenannte ſchwarze Jaguar, die größte und blutgierigſte Abart, mit ſchwarzen, kaum ſichtbaren Flecken auf tief dunkelbraunem Felle. Sie lebt am Fuß der Gebirge Maraguaca und Unturan. „Die Jaguars," erzählte ein Indianer aus dem Stamm der Durimunder, „verirren ſich aus Wanderungsluſt und Raubgier in ſo undurchdringliche Theile der Waldung, daß ſie auf dem Boden nicht jagen können und, ein Schreckniß der Affenfamilien und der Viverre mit dem Rollſchwanze (Cercoleptes), lange auf den Bäumen leben."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, September.

Politiſche Stimmung.

Wir leben in einer Art von politiſchen Ferien, ſeitdem ſich die Nationalverſammlung vertagt hat. Die Aufmerkſamkeit der Provinzen iſt gegenwärtig ausſchließlich auf die Verhandlungen der Generalräthe gerichtet, allein umſonſt harrt man bei dieſer berathenden Behörde auf irgend einen bedeutungsvollen politiſchen Ausſpruch. Ihr Wirkungskreis iſt zu beſchränkt, die kurze Zeit, welche die Regierung den Berathungen derſelben gönnt, reicht kaum hin, das Departementalbudget zu votiren und über einzelne örtliche Anliegen ein Gutachten abzugeben. Der Plan der Legitimiſten, von den Generalräthen Sturmbittſchriften für die Durchſicht der Verfaſſung zu erhaſchen, iſt faſt überall geſcheitert, da der gewandte Dufaure in einem beſondern Umlaufſchreiben vor dieſem verfaſſungswidrigen Schritte gewarnt hat. Die Anhänger der Bourbonen müſſen ſich alſo auf eine gelegenere

Digitized by Google

Zeit gedulden, um den Kampf gegen die Republik in die Massen zu schleudern. Die Initiative für einen solchen muß abermals von Paris ausgehen, denn ohne die Hauptstadt kann in Frankreich eine durchgreifende Revolution weder begonnen noch beendet werden. Zwar ist die Stimmung im allgemeinen dem Februarrepublikanismus keine günstige, allein dennoch hält die Scheu vor einem abermaligen gewaltsamen Umsturze des Bestehenden und den damit zu fürchtenden vorübergehenden materiellen Uebelständen die Mehrzahl des thätigen Bürgerthums ab, die Antipathie gegen die Republik in Handlungen gegen dieselbe übergehen zu lassen, zumal man sich über die diplomatische Strategie des Ministeriums und über das, was man im Elysée im Schilde führt, keine eigentliche Rechenschaft zu geben vermag. Louis Napoleon und sein Cabinet führen noch immer das Wort Republik im Munde und lassen demselben formelle Geltung angedeihen, obgleich im Grunde alle Regierungshandlungen den freistaatlichen Grundsätzen widersprechen. Die Presse ist sorgfältiger und strenger überwacht, als zu Louis Philipps Zeiten, daher die zahlreichen Prozesse gegen die Journale; Universität, Lehranstalten und Schulen aller Art sind unter eine Aufsicht gestellt, die an die Zeiten der Restauration erinnert, daher die Absetzungen und Suspensionen von Schulmännern; selbst die Armee steht unter einer Diktatur, wie sie seit der Kaiserszeit nicht dagewesen, daher die zahlreichen Beförderungen nach den afrikanischen Strafcompagnien. So viel ist gewiß, daß wir entweder einer vollständigen bourbonischen Restaurationsepoche oder einer bonapartesschen Säbelherrschaft mit Sturmschritten entgegeneilen. Bei all der Abneigung gegen die Republik, wie sich dieselbe namentlich bei den besitzenden Klassen kund gibt, blickt man dennoch mit noch größerem Widerwillen auf die Möglichkeit einer Wiedereinsetzung der ältern bourbonischen Linie, weil man von ihr die Wiederherstellung privilegirter Stände, und noch mehr, neue Uebergriffe des Priesterthums befürchtet. Die Geistlichkeit im Elsaß, die so wenig den Fortschritten der Zeit Rechnung getragen hat und sich namentlich im Vergleich mit dem deutschen Clerus auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung befindet, hat sich zu keiner Zeit jene Liebe und Anhänglichkeit des Volks zu erwerben verstanden, die so nothwendig für ihre Autorität ist. Gegen den Adel herrschen starke Vorurtheile, jedoch würde man diesen sich noch gefallen lassen, insofern durch ihn dem Volke keine neue Lasten auferlegt werden. Auf die Möglichkeit einer Säbelherrschaft aber blickt man mit Schrecken, weil diese nothwendig das Gebiet der Eroberung betreten müßte.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, September.

(Schluß.)

Die Goethefeier.

Vom Bankett ist das Wichtigste schon gelegentlich erwähnt. Es wurde ein eigentliches „Nachtmahl," und zog sich bis ein Uhr, für einige bis gegen drei Uhr hin. Zur Mittagszier des Saales waren noch Gemälde von Bendemann und Hübner gekommen, deren beigeschriebene Deutung an die Helena anknüpfen sollte: „Mit Hellas Geist, uns zum Gewinn, hat er vereint den deutschen Sinn." Unter den Trinkspruchrednern hatte Gutzkow das dankbarste Thema gewählt, das er auch mit größtem Beifall ausbeutete. Er feierte Goethe'n als Deutschen, und beklatscht und belacht zugleich wurde am meisten das Bekenntniß: „Das, was ihr vernommen habt, in diesen Tagen der Parteiung. Goethe wäre ohne Neigung für die Politik gewesen, ist das nicht auch deutsch? deutsch in seinem innersten Kerne?" Allerdings! Und mancher Deutsche wird diese Goethefeier zumeist angenehm gefunden haben, weil sie eine Zeitlang von der Politik abzog. — Doch selbst diese Wohlthat sollte Mittwoch Nachmittags, wo man mit dem Freiconcert im „großen Garten" etwas von Volksfest beabsichtigte, nicht ganz unverkürzt genossen werden. Den dazu Wallfahrtenden begegneten Reiterpatrouillen, die noch immer den Kriegsstand vergegenwärtigend, in mehrererlei Richtung den Garten durchstreiften. Und bald verlautete, man habe an dem tumultvollen Tage die Befreiung einiger Gefangenen versuchen wollen; Nachts zuvor seyen daher die drei bedeutendsten derselben zu geschärferer Untersuchungshaft eiligst auf den Königstein geschafft worden. Doch störte das wenigstens die Concertgenüsse nicht. In dem prachtvollen Saal des Palais hörte man für ein mäßiges Eintrittsgeld Mendelssohns Goethe'sche Walpurgisnacht, eine der herrlichsten, ausdrucksvollsten Tonsetzungen, die mir je zu Ohren gekommen sind; sie wurde mit Hülfe der Kapelle und einzelner Opernsänger von den Herrn und Damen der Dreißig'schen Akademie auf das Löblichste ausgeführt. Minder ansprechen mußte nach solchem Vorgang R. Schumanns etwas unklare „Schlußscene des Faust," so treulich auch der selbst dirigirende Componist dabei von seiner Gattin, der Claviervirtuosin Clara Wieck unterstützt wurde. Nach dieser musikalischen Sättigung wurden die Concertstücke in der „großen Wirthschaft" und die im Gewühl vollends klanglosen Männerchöre von den Heimkehrenden wenig mehr beachtet. Nur die Fahnenzier der Musikhalle und die Blumennische mit Goethe's Büste zogen die Blicke noch auf sich. Aber das Gedränge dabei war sehr unerquicklich, der ganze Raum, obwohl weit über die sonstige Grenze angefüllt, für den Ersatz der Vogelwiese, den man sichtbar auch hier suchte, zu beschränkt. Manche der hier Trinkenden und Schwatzenden mochten wohl jezt zuerst in ihrem Leben von einem „Goethe" gehört haben. Hat es doch dieser selbst seinem Eckermann bekannt, „daß er nicht populär werden könne."

Der wirksamste Hebel, wenigstens Goethe's Figur unter das Volk zu bringen, hätte noch Gutzkows „Königsleutnant" werden können, der hier den vierten Theaterabend füllte. Das Stück wird durch die Frankfurter Aufführung vielen Süddeutschen schon bekannt seyn. Skizzenhaft ausgeführt, wie so vieles von Gutzkow, und neben glücklichen Scherzen doch auch reich an Unnatürlichkeiten, * belustigte es hier im ersten, befriedigte noch im zweiten Akt (nach dessen Schluß der Dichter schon gerufen ward), befremdete aber hie und da im dritten, und mißfiel oder langweilte im vierten und fünften. Die Darstellung war allerseits nach Wunsch, und einige Damen hinter uns blieben bis zum Ende im Entzücken darüber; aber man beklagte doch den braven Ed. Devrient, der drei Akte hindurch, nicht bloß sich zur Qual, deutsch radebrechen mußte.

So sollte denn fast jeder Theil dieser vielgestaltig angelegten Goethefeier ganz den Gang der neuesten Zeitgeschichte gehen. Wie in der gesammten deutschen Einheitsbestrebung seit dem März 1848, nahm auch in dieser jüngsten hiesigen Aeußerung derselben Alles erst einen schönen, viel verheißenden Anlauf, stockte aber und verwirrte sich im Fortgang, und hinkte zuletzt matt zum ersehnten Ende. Die Goethestatue Rietschels, die Darstellung des Schäferspiels, die Aufführung der Walpurgisnacht, und einige Gutzkow'sche Scenen werden wohl allein das Andenken des Festes in uns erhalten.

* Den allerdings auch geschichtlich frühreifen Knaben Wolfgang läßt der Verf. einmal die Reflexion aussprechen, daß „die Poesie da anfängt, wo der Verstand aufhört." Schlimm stände es, wenn das des Verfassers Herzensmeinung wäre. Goethe's Ueberzeugung war es sicher zu keiner Zeit.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 227. Freitag den 21. September 1849.

Facta est nox, et in ipsa pertransibunt omnes bestiae silvae, catuli leonum rugientes, ut rapiant et quaerant a Deo escam sibi.

Psalmus CIII.

Das nächtliche Leben im Urwald.

(Fortſetzung.)

Die deutſchen Tagebücher, welchen ich dieß entnehme, ſind in der franzöſiſch von mir publicirten Reiſebeſchreibung nicht ganz erſchöpft worden. Sie enthalten eine umſtändliche Schilderung des nächtlichen Thierlebens, ich könnte ſagen der nächtlichen Thierſtimmen, im Walde der Tropenländer. Ich halte dieſe Schilderung für vorzugsweiſe geeignet, einem Buche anzugehören, das den Titel: Anſichten der Natur führt. Was in Gegenwart der Erſcheinung, oder bald nach den empfangenen Eindrücken niedergeſchrieben iſt, kann wenigſtens auf mehr Lebensfriſche Anſpruch machen als der Nachklang ſpäter Erinnerung.

Durch den Rio Apure, deſſen Ueberſchwemmungen ich in dem Aufſatz über die Wüſten und Steppen gedacht, gelangten wir, von Weſten gegen Oſten ſchiffend, in das Bette des Orinoco. Es war die Zeit des niedrigen Waſſerſtandes. Der Apure hatte kaum 1200 Fuß mittlerer Breite, während ich die des Orinoco bei ſeinem Zuſammenfluß mit dem Apure (unfern dem Granitfelſen Curiquima, wo ich eine Standlinie meſſen konnte) noch über 11,430 Fuß fand. Doch iſt dieſer Punkt, der Fels Curiquima, in gerader Linie noch hundert geographiſche Meilen vom Meere und von dem Delta des Orinoco entfernt. Ein Theil der Ebene, die der Apure und der Payara durchſtrömen, iſt von Stämmen der Yaruros und Achaguas bewohnt. In den Miſſionsdörfern der Mönche werden ſie Wilde genannt, weil ſie unabhängig leben wollen. In dem Grad ihrer ſittlichen Rohheit ſtehen ſie aber ſehr gleich mit denen, die getauft, „unter der Glocke (baxo la campana)“ leben und doch jedem Unterrichte, jeder Belehrung fremd bleiben.

Von der Inſel del Diamante an, auf welcher die ſpaniſch ſprechenden Zambos Zuckerrohr bauen, tritt man in eine große und wilde Natur. Die Luft war von zahlloſen Flamingos (Phoenicopterus) und andern Waſſervögeln erfüllt, die wie ein dunkles, in ſeinen Umriſſen ſtets wechſelndes Gewölk ſich von dem blauen Himmelsgewölbe abhoben. Das Flußbette verengte ſich bis zu 900 Fuß Breite und bildete in vollkommen gerader Richtung einen Kanal, der auf beiden Seiten von dichter Waldung umgeben iſt. Der Rand des Waldes bietet einen ungewohnten Anblick dar. Vor der faſt undurchdringlichen Wand rieſenartiger Stämme von Caesalpinia, Cedrela und Desmanthus erhebt ſich auf dem ſandigen Flußufer ſelbſt mit großer Regelmäßigkeit eine niedrige Hecke von Sauso. Sie iſt nur vier Fuß hoch und beſteht aus einem kleinen Strauche, Hermesia castaneifolia, welcher ein neues Geſchlecht aus der Familie der Euphorbiaceen bildet. Einige ſchlanke dornige Palmen, Piritu und Corozo von den Spaniern genannt (vielleicht Martinezia- oder Bactrisarten), ſtehen der Hecke am nächſten. Das Ganze gleicht einer beſchnittenen Gartenhecke, die nur in großen Entfernungen von einander thorartige Oeffnungen zeigt. Die großen vierfüßigen Thiere des Waldes haben unſtreitig dieſe Oeffnungen ſelbſt gemacht, um bequem an den Strom zu gelangen. Aus ihnen ſieht man, vorzüglich am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang, heraustreten, um ihre Jungen zu tränken, den amerikaniſchen Tiger, den Tapir und das Nabelſchwein

Digitized by Google

(Pecari, Dicotyles). Wenn ſie, durch ein vorüberfahrendes Canot der Indianer beunruhigt, ſich in den Wald zurückziehen wollen, ſo ſuchen ſie nicht die Hecke des Sauso mit Ungeſtüm zu durchbrechen, ſondern man hat die Freude, die wilden Thiere vier- bis fünfhundert Schritte langſam zwiſchen der Hecke und dem Fluß fortſchreiten und in der nächſten Oeffnung verſchwinden zu ſehen. Während wir 74 Tage lang auf einer wenig unterbrochenen Flußſchifffahrt von 380 geographiſchen Meilen auf dem Orinoco, bis ſeinen Quellen nahe, auf dem Caſſiquiare und dem Rio Negro in ein enges Canot eingeſperrt waren, hat ſich uns an vielen Punkten daſſelbe Schauſpiel wiederholt; ich darf hinzuſetzen, immer mit neuem Reize. Es erſcheinen, um zu trinken, ſich zu baden oder zu fiſchen, gruppenweiſe Geſchöpfe der verſchiedenſten Thierklaſſen: mit den großen Mammalien vielfarbige Reiher, Palamedeen und die ſtolz einherſchreiten den Hokkohühner (Crax Alector, C. Pauxi). „Hier geht es zu wie im Paradieſe, es como en el Paraiso,“ ſagte mit frommer Miene unſer Steuermann, ein alter Indianer, der in dem Hauſe eines Geiſtlichen erzogen war. Aber der ſüße Friede goldener Urzeit herrſcht nicht in dem Paradieſe der amerikaniſchen Thierwelt. Die Geſchöpfe ſondern, beobachten und meiden ſich. Die Capybara, das drei bis vier Fuß lange Waſſerſchwein, eine koloſſale Wiederholung des gewöhnlichen braſilianiſchen Meerſchweinchens (Cavia Aguti), wird im Fluſſe vom Crocodil, auf der Trockne vom Tiger gefreſſen. Es läuft dazu ſo ſchlecht, daß wir mehrmals einzelne aus der zahlreichen Heerde haben einholen und erhaſchen können.

Unterhalb der Miſſion von Santa Barbara de Arichuna brachten wir die Nacht wie gewöhnlich unter freiem Himmel, auf einer Sandfläche am Ufer des Apure zu. Sie war von dem nahen, undurchdringlichen Walde begrenzt. Wir hatten Mühe dürres Holz zu finden, um die Feuer anzuzünden, mit denen nach der Landesſitte jedes Bivouak wegen der Angriffe des Jaguars umgeben wird. Die Nacht war von milder Feuchte und mondhell. Mehrere Crocodile näherten ſich dem Ufer. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der Anblick des Feuers ſie eben ſo anlockt wie unſere Krebſe und manche andere Waſſerthiere. Die Ruder unſerer Nachen wurden ſorgfältig in den Boden geſenkt, um unſere Hangematten daran zu befeſtigen. Es herrſchte tiefe Ruhe; man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Süßwaſſer-Delphine, welche dem Flußnetze des Orinoco wie (nach Colebrooke) dem Ganges bis Benares hin eigenthümlich ſind und in langen Zügen auf einander folgen.

(Schluß folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Mit lebhafter Freude erzählten mir die braven Burſche, am Morgen ſeyen die Inſurgenten ſo weit zurückgeworfen worden, daß ſie wohl für's Erſte die zu hitzige Verfolgung unſerer Nachhut aufgeben würden. Mich habe man allgemein für todt gehalten, da ich gleich beim Einhauen auf die Honveds vom Pferde geſtürzt und ein Huſar, der gleich darauf abgeſtiegen ſey, um mich näher zu betrachten, gemeldet habe, daß ich mit geſchloſſenen Augen und ohne Bewegung daliege. So hatte man ſich denn um mich weiter nicht bekümmert. Am Abend war unſere Reiterei wieder in die Gegend des Gefechts zurückgekommen und bivouakirte jezt dort beim großen Wachtfeuer. Der Major, der daſelbſt kommandirte, hatte die Patrouille abgeſchickt, um wo möglich meine Leiche aufzufinden und dieſelbe zu begraben.

Mit großer Sorgfalt hoben mich nun die Leute auf einen großen Reitermantel, den vier an den vier Ecken gleich einer Hängematte trugen, und die Pferde am Zügel leitend traten ſie langſamen Schritts ihren Rückweg zum Wachtfeuer an. Vorher ſchnallten ſie aber alle Mantelſäcke und Torniſter der todten Feinde wie der Freunde ſorgfältig ab, um ſie mitzunehmen, und unterſuchten auch alle Taſchen und ſonſtige Stellen, wo ſie Geld oder andere brauchbare Dinge vermuthen konnten. Was man beim Feinde fand, war rechtmäßige Beute, die unter die ganze Mannſchaft der Patrouille vertheilt wurde, das andere ward pünktlich bei den Regimentern, denen die Gebliebenen angehört hatten, abgegeben.

Groß und allgemein war der Jubel, womit man mich, den Todtgeglaubten, beim Wachtfeuer empfing, und die ſichtbare Anhänglichkeit meiner Kameraden rührte mich tief. — Leider ward mir hier nicht viel Raſt und Pflege zu Theil, deren ich doch in ſo hohem Grade bedurfte. Ich hatte kaum einige Löffel voll warmen Wein und ein Stück harten Kukuruzkuchen genoſſen, als plötzlich der Befehl kam, ſo raſch wie möglich aufzubrechen und uns auf das Hauptcorps zurückzuziehen, da wir ſonſt Gefahr liefen, überflügelt und abgeſchnitten zu werden. Da half freilich kein Bedenken. In wollene Decken gehüllt ward ich auf den Proviantwagen gelegt, die Reiter fütterten hurtig ihre Pferde ab und in raſchem Trabe ging es fort. Aber von den Stößen des Wagens ohne Federn, auf den furchtbar ſchlechten Wegen, ſchmerzten mich die Wunden ſo fürchterlich, daß ich einigemal, ſo ſehr ich

Digitized by Google

mich dagegen sträubte, in ein Stöhnen und Wimmern ausbrach, worüber ich mich noch jezt ärgere. Bald übrigens wurde ich wieder ohnmächtig und hörte, sah und fühlte nichts mehr; nur daß der Wagen bisweilen still hielt, dann wieder rasch fortfuhr und ich endlich von demselben herabgehoben und entkleidet wurde, empfand ich, als ob mir dieß Alles im Traume geschähe.

Ein neuer schneidender Schmerz ließ mich endlich wieder erwachen und die Augen aufschlagen. Und da ward mir ein seltsamer Anblick. Auf einem langen hölzernen Tisch lag ich ganz entkleidet ausgestreckt, während mein treuer Bursche, den ich seit meiner Verwundung jezt zum erstenmal wieder sah, mit beiden Armen fest meine Füße umfaßt hielt, so daß ich diese nicht bewegen konnte; auf gleiche Weise fühlte ich meine beiden Arme gefesselt. Ueber mich gebeugt stand ein Doctor mit einer großen Brille, eine weiße, aber bereits blutige Schürze vorgebunden und die Hemdärmel weit aufgeschlagen, neben ihm ein Gehülfe mit blinkenden Instrumenten in der Hand. Unbarmherzig wühlte der Doctor in der Schußwunde herum, um die Kugel zu finden, und der Schmerz, den diese Operation mir verursachte, war es, was mich aus meiner Betäubung geweckt hatte. Endlich glückte es ihm die Kugel mit der Zange zu fassen und glücklich herauszubringen. Ich erhielt jezt einen regelmäßigen Verband. Sofort wandten sich die Heilkünstler zu meinem Beine, und auch hier ging es nicht ohne tüchtige Schmerzen ab. Darauf ward ich sorgsam auf ein von Strohschütten, Kotzen (wollene Decken) und Sattelfellen bereitetes Lager in der Ecke einer alten, rauchigen und schmutzigen Kammer gelegt. Bei dieser Operation war es schon heller Tag; ich hörte auf meine Frage, die Mittagsstunde sey nahe, und so mußte ich denn viele Stunden in bewußtlosem Zustand herumgeführt worden seyn. Etwas Fleischbrühe aus Tafelbouillon, die unsere Aerzte gewöhnlich mit sich führten, und einige Bissen Maiskuchen thaten mir sehr wohl. Mein treuer Bedienter, dem fortwährend die Thränen in den mächtigen schwarzen Schnurrbart rollten, sezte sich zu den Füßen meines Lagers nieder, um meine Ruhe zu bewachen. Von ihm erfuhr ich auch, daß wir im Wirthshaus eines von uns stark besezten Dorfes seyen und wir wohl längere Zeit hier rasten könnten.

Froh über diese Aussicht, fiel ich bald in einen erquickenden Schlummer; allein nicht lange sollte mir diese so nothwendige Ruhe gegönnt seyn. Trompetenschmettern, Trommelwirbel, Pferdegewieher, Waffengeklirr, der ganze Lärm einer sich zum Aufbruch rüstenden Truppe weckte mich gegen Abend, wie eben die Strahlen der untergehenden Sonne das einzige kleine halbzerbrochene Fenster meiner Kammer mit purpurnem Glanze vergoldeten. Alsbald trat auch Demetri mit einigen Trainsoldaten ein. „Fort, wieder fort, Gospodine!“ rief er in seinem schlechten Deutsch. Das waren gar traurige Aussichten; eine Fahrt auf den schlechten Wegen, deren Ende nicht abzusehen war, brachte sicherlich wieder furchtbare Schmerzen. Doch was war zu thun, als sich gefaßt in das Unabänderliche zu ergeben! Eilig ward ich nun aufgehoben und in einen großen bedeckten Wagen getragen, in dem bereits fünf Verwundete auf Strohschütten lagen. Kaum sezte sich das knarrende und stoßende Fuhrwerk in Bewegung, so hörte ich auch schon das Knattern der einzelnen Gewehrschüsse, das laute „Eljen, Eljen“ der Magyaren, das „Hurrah, Hurrah!“ unserer deutschen, das „Zivio, Zivio!“ unserer croatischen Truppen, und das Gefecht war bald in vollem Gange.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Der Friedenscongreß.

Ganz Europa weiß nunmehr, daß hier ein Congreß gehalten worden ist, und zwar ein Friedenscongreß, das heißt ein Congreß zur Befestigung und Erhaltung eines ewigen Friedens unter den Völkern, und daß zu demselben Amerikaner, Engländer, Franzosen und Belgier zusammengetreten sind. Die Zeitungen haben auch von Deutschen gesprochen; vermuthlich waren es Deutsche, welche in Paris oder doch in Frankreich ansäßig sind; bei den Debatten oder Unterhandlungen haben sie keine Rolle gespielt. Natürlich mußte das fremdartige Ansehen der Amerikaner, besonders der Quacker und Quackerinnen in ihrem düstern, gar nicht modischen Anzuge, und das englische Hurra- oder Hujjarufen als Zeichen der innern Zufriedenheit mit den vernommenen Reden den Parisern komisch vorkommen. Auch hat sich die Satire in den Journalen und die Carrikatur des Gegenstandes bemächtigt, aber mit wenig Glück. Die französische Regierung, so republikanisch sie sich nennt, und so sehr sie folglich mit den

Nordamerikanern gleich gesinnt seyn sollte, scheint die Verhandlungen und Reden über die Nothwendigkeit die großen Kriegsheere abzuschaffen, und dadurch den Staatsschatz zu erleichtern und den allgemeinen Frieden zu sichern, nicht gern vernommen zu haben. Auch war Emile de Girardin, der in seinem Oppositionsblatt dieses Thema fortwährend behandelt, und auf Abschaffung der Verpflichtung der Bürger zum Militärdienste dringt, einer der Redner bei diesem Congresse, und man hat nicht vergessen, daß im vorigen Jahre die Demagogen, als sie sich des Staatsruders bemächtigt hatten, damit anfingen, daß sie die Truppen aus der Hauptstadt entfernten, und somit das Mittel zerstörten, Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten, was freilich wenig Aussicht zum ewigen Frieden gibt. Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß bei diesem Pariser Friedenscongresse sehr gute Bemerkungen und sehr wohlwollende und humane Gesinnungen, wie sie unserm gebildeten Zeitalter wohl anstehen, geäußert worden sind, und daß alle Regierungen und Völker sehr wohl thun würden dieselben zu beherzigen und Schritte zu einer allgemeinen Verständigung hinsichtlich einer bedeutenden Reduktion der Kriegsheere zu thun. Die Verschiedenheit der Sprachen ist leider Schuld daran, daß solche Congresse nicht dieselbe Wirkung haben können, wie ein Verein aufgeklärter Männer, welche sich alle einer und derselben Sprache bedienen, und einander ganz verstehen. Die Engländer und Amerikaner, Cobden ausgenommen, der sogar eine französische Rede hielt, verstanden die französischen Redner nur sehr unvollkommen, und umgekehrt. Dieß hat einem hiesigen Tagblatt Anlaß gegeben von einer Universalsprache zu reden, mit der sich der französische Akademiker Burnouf beschäftigen soll, indem er aus sämmtlichen Sprachstämmen die Grundzüge entnehmen will, welche sie von einander, das heißt die neuern von den ältern entlehnt haben. Vermuthlich aber wird noch mancher Friedenscongreß gehalten werden, ehe die Grammatik dieser neuen Sprache fertig ist, und ehe die ganze Welt diese Sprache erlernt.

(Fortsetzung folgt.)

Straßburg, September.

(Fortsetzung.)

Die deutschen Flüchtlinge. — Die Preußen auf dem rechten Rheinufer.

Die Zeiten, in welchen der einfachste Straßburger Bürger für Gebietserweiterungen des Landes im Allgemeinen zu den größten Opfern bereit war, sind vorüber. Das Dichten und Trachten aller Volksklassen geht auf Erweiterung des persönlichen Besitzes und auf Minderung der Abgaben. Als vor drei Monaten die Bildung einer Rheinarmee vom Ministerium beschlossen war, wurde diese Maßregel von unserer Bevölkerung zwar mit Freude begrüßt, allein nur deßhalb, weil man sich zu jener Zeit vor einer neuen heiligen Allianz und einem vereinigten Zuge der Oesterreicher, Russen und Preußen gegen Frankreich fürchtete. Hätte die französische Regierung demselben Beobachtungsheere die Bestimmung gegeben nach Deutschland zu ziehen, so wäre das Gouvernement allgemein getadelt worden. Die napoleonischen Eroberungsideen leben im Volke nicht mehr. Die meisten der Krieger, welche mit dem Kaiser in die Schlachten gezogen waren, sind wie ihr Gebieter ins Grab gewandert und die jetzige Generation ist zu sehr im bürgerlichen Materialismus auferzogen worden, als daß sie Lust hätte die kaiserlichen Vorgänge zu wiederholen oder gar nachzuäffen. Wenn sich indessen die Kriegslust im allgemeinen verloren hat, so sind doch noch einzelne Elemente vorhanden, welche der Nation die alte „ruhmvolle" Epoche wieder bringen möchten. Die Rheinarmee, welche sich gegenwärtig im Elsaß befindet, hat vorderhand eine ganz friedliche Bestimmung dem Auslande gegenüber. Sie wurde von dem Alpenheere an die östliche Grenze geschickt, um erstens die „Rothen," deren Anzahl im Elsaß nicht gering ist — die neuesten Wahlen lieferten den deutlichsten Beweis — im Zaume zu halten, und zweitens der Fluth der deutschen Flüchtlinge, welche sich nach der verunglückten süddeutschen Erhebung nach dem Elsaß warfen, einen hemmenden Damm zu setzen. Die Rothen sind nach der Verhaftung ihrer Führer so kleinlaut und ängstlich geworden, daß jetzt einzelne Polizeidiener hinreichen, wo früher ganze Compagnien Soldaten nöthig waren, und die deutsche Demokratie ist von dem „gastfreien" Boden Frankreichs verscheucht. Nur wenigen Flüchtlingen ward der Aufenthalt gestattet und diese mußten sich gefallen lassen nach Departements zu ziehen, welche von der deutschen Grenze sehr entfernt sind. Sie wurden von Gensdarmen begleitet, weil in der ersten Zeit der Ausweisung Fälle vorkamen, daß einzelne Flüchtlinge, welche zu dem einen Thore hinauszogen, bei Nacht und Dunkel zu einem andern wieder hereinkamen. Wir wollen die scharfen und unerbittlichen polizeilichen Maßregeln, welche hier gegen die Zuflucht Suchenden entwickelt wurden, nicht in Schutz nehmen, und müssen namentlich das Treibjagen gegen die Unglücklichen, welche sogar aus ihren Betten geholt wurden, tadeln; allein nicht zu läugnen ist, daß sehr viele der Flüchtlinge die Polizei und die Behörden täuschen wollten, wodurch diese sich ernstliche Vorwürfe vom Ministerium zuzogen. Daß die Regierung durch die Entfernung der politischen Flüchtlinge zugleich jeden Verkehr der deutschen Demokraten mit den Elsäßer Rothen abschneiden wollte, liegt am Tage. In der letzten Zeit brachten die Züge der Baseler Eisenbahn fast jeden Tag vierzig bis fünfzig Flüchtlinge, welche aus der Schweiz nach ihrer Heimath zurückkehrten. Sie wurden am hiesigen Bahnhofe von Gensdarmen in Empfang genommen und alsbald an die pfälzische Grenze geleitet. Die neuesten erschwerenden Maßregeln der deutschen Regierungen haben nun diesem Transit plötzlich Einhalt gethan, wodurch nun unser Nachbarstaat Basel mit deutschen Freischärlern und Jünglingen des ersten Aufgebots, welche Geleitscheine aus ihrem Vaterlande erwarten, überfüllt ist. An der badischen Grenze und namentlich in Kehl sind die Paßförmlichkeiten wieder strenger geworden, seitdem die Preußen das deutsche Gebiet daselbst hüten. Nur die Straßburger Spaziergänger passiren frei die Rheinbrücke. Die Preußen selbst besuchen unsere Stadt sehr häufig. Sie kommen als Kehler Bauern verkleidet zu uns, besuchen das Münster und die übrigen Sehenswürdigkeiten, sehen die Paraden und militärischen Uebungen unserer Truppen an und thun sich überhaupt gütlich hier. Auf der Rheinbrücke, die an der linken Seite von Franzosen, an der rechten von Preußen bewacht ward, bemerkt man einen freundschaftlichen Verkehr zwischen den Kriegern beider Nationen. In Kehl sind die Preußen, seitdem ihre Zahl beschränkt wurde und die Einquartierungslast nicht mehr so außerordentlich drückend ist, wohlgelitten. Während zu Anfang Julis 12—1500 Mann daselbst in Besatzung lagen, beträgt ihre Zahl jetzt kaum noch 300 Landwehrmänner, die großentheils in den Rheinlanden zu Hause sind und deßhalb den Aufenthalt am Rhein jeder andern Garnison vorziehen, zumal sie kaum zwei Tagereisen von ihrer Heimath entfernt sind und den vaterländischen Strom stets vor Augen haben. Die Dampfschiffe, welche von hier aus den Dienst nach dem Niederrhein versehen, legen den Weg nach Mainz in zehn Stunden zurück. Im nächsten Jahr soll die Einrichtung getroffen werden, daß die Schnellboote der Kölnischen Gesellschaft in einem Tage von hier nach Köln fahren.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 228. Sonnabend den 22. September 1849.

— Quaeque ipse miserrima vidi,
Et quorum pars magna fui.

Virgil.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Während meine Cameraden kämpften, mußte ich mich, eingeſchloſſen im dunkeln Wagen, krank und elend fortſchleppen laſſen. Bald flammte eine ſtarke Röthe am dunkeln Horizont empor. Unſere Truppen hatten das Dorf gegen die feindliche Uebermacht nicht halten können und daſſelbe, um ihren Rückzug zu decken, in Brand geſteckt. Ja, dieſe Nacht war ſchauerlich! So lange ich lebe, werde ich an ihre Qualen und Schrecken denken. Fürchterlich ſchmerzten meine Wunden durch das ewige Rütteln des Wagens, denn auf beinahe ungebahnten Wegen fuhren wir faſt beſtändig in ſtarkem Trab. Dazu lagen wir eng gepreßt im Wagen und meine armen Gefährten jammerten und wimmerten. Unmittelbar neben mir, ſo daß ſein Mund mein Ohr faſt berührte, lag ein Böhme, dem ſein Bein zerſchoſſen war, und das beſtändige: „Jeſus Maria, was hab' ich gethan, daß ich ſo leiden muß! Jeſus Maria!“ ſchnitt mir durch die Seele. Dazu das ſtarke Schießen, bald ferner, bald ganz in unſerer Nähe, das Fluchen und Schelten der an uns vorbei, zurück oder vorſprengenden Reiter, und die ſchreckliche Angſt, vielleicht im nächſten Augenblick in die Gewalt des Feindes zu fallen — dieß Alles machte meine Lage wirklich ſchauderhaft, ſo daß ich noch jezt nur mit Entſetzen daran zurückdenke. Dazu hatte ſich mein Verband um den Leib gelockert und ich fühlte, wie meine Wunde wieder zu bluten anfing, ſo daß ich fürchten mußte mich zu verbluten. Einer meiner Leidensgefährten war unterwegs geſtorben; mit einem tiefen Seufzer, und den ungariſchen Namen „Erzſebet“ (Eliſabeth) ausſtoßend, hatte er ſeine Seele ausgehaucht, und ich kann nicht leugnen, daß ich oft wünſchte an ſeiner Stelle zu ſeyn.

Die Verfolgung von Seiten der Feinde hatte indeſſen nach einigen Stunden nachgelaſſen, und ſo konnten wir häufig im Schritt fahren, wo ſich dann wenigſtens die Schmerzen etwas verminderten. Der Morgen kam endlich nach einer Nacht, die mir unſäglich lang vorgekommen war. Auf der öden Heide ließ ſich keine menſchliche Wohnung blicken, die uns ein Obdach gewährt hätte. Vom Feinde war nichts zu hören und zu ſehen, und ſo fuhren wir denn, von einigen Schwadronen begleitet, immer fort und fort. Endlich gegen zehn Uhr kamen wir bei einer einſamen Puſte an, die ziemlich geräumig und nicht allzu arg mitgenommen ſchien, und es ward der wie Engelsgruß an mein Ohr ſchlagende Befehl gegeben, daß hier geraſtet werden ſolle. Als man mich bleich und zum Aeußerſten erſchöpft am Arzte, der mich Nachmittags vorher verbunden hatte, vorbei trug, hörte ich, wie dieſer, der mich für beſinnungslos hielt, zu ſeinem Gefährten ſagte: „Noch ſo eine Fahrt, und es iſt aus mit ihm.“ Das waren keine tröſtlichen Ausſichten.

Die unermüdliche Sorgfalt meines Dieners verſchaffte mir in der Puſte eine eigene kleine, ganz wohnliche Kammer auf dem Boden des Hauſes, mit einem großen reinlichen Bett, ein ſchon ſeit langer Zeit ungewohnter Genuß. Indeſſen ſchüttelte der Arzt, als er mir den Verband erneuerte, bedenklich den Kopf und empfahl vor Allem die größte Ruhe,

Digitized by Google

Und dieſem Rathe konnte ich für den Augenblick nachkommen: mein Kämmerlein war ganz abgelegen, ſo daß kein Geräuſch zu mir dringen konnte, und trotz meiner Schmerzen und des heftigen Wundfiebers, das mich jezt zu packen begann, kam ich mir doch vor wie im Paradieſe. So lag ich ungeſtört in meinen wirren Träumen zwei volle Tage, bis das Fieber abzunehmen begann und ich etwas freier um mich zu blicken, ja zu ſprechen anfing. Jezt ſah ich auch einigemal die Wirthin der Puſte, die mit einer fünfzehnjährigen Tochter und einem Buben um zwölf Jahren die einzige Bewohnerin des Gebäudes war. Es war eine ächte Magyarin in Haltung, Kleidung und Sprache, aus deren in der Jugend gewiß ſehr ſchönen Zügen ein finſterer Trotz gegen uns, ihre Feinde, hervorblickte, und die mit ihren beiden Kindern ſo wortkarg als möglich war. Trotz dieſer wenig freundlichen Aufnahme gefiel mir die Frau mit ihrem feſten, entſchiedenen Weſen, ihrer geraden Haltung, dem raſchen Gang und der großen Reinlichkeit und Ordnung in ihrem Hausweſen. — Wie mein Dimitri mir erzählte, waren die Lebensmittel in der Puſte ziemlich aufgezehrt, ſo daß die zwei Schwadronen, die hier noch lagen, für ſich wie für ihre Pferde faſt nichts als Kukuruz bekommen konnten. Ich ſelbſt lebte faſt nur von der Tafelbouillon, von der mir der Arzt ein Paket hinterlaſſen hatte, und darein gebrocktem „Malais" (Kukuruzbrod).

Unter den Gegenſtänden in der Kammer feſſelte ein Bild, das mir gegenüber in einem ſchwarzen, mit einem grünen Mooskranz geſchmückten Rahmen hing, meine Aufmerkſamkeit; es ſchien einen Huſaren in der Uniform meines früheren Regiments vorzuſtellen. Dimitri mußte mir daſſelbe auf's Bett geben. Wie erſtaunte ich aber, als ich das in Waſſerfarben gemalte Porträt eines Huſaren von meiner frühern Schwadron erkannte, das ich ſelbſt vor einigen Jahren gemalt hatte und worauf noch mein Name als Verfertiger in der untern Ecke ſtand! Da ich erträglich zeichne und Geſichter treffe, hatte ich mir früher oft das Vergnügen gemacht Huſaren meines Zugs zu zeichnen und mit Tuſchfarben auszumalen. Ich hatte mir damit manche langweilige Stunde in den elenden Standquartieren vertrieben. Zu ihrer großen Freude ſchenkte ich dann gewöhnlich denen, die mir geſeſſen, ihre Conterfeis, die ſie dann in ihre Heimath zu ſchicken pflegten. Solch ein Bild war nun das, welches mir hier ſo unerwartet in der Puſte in die Hand fiel.

Ich ließ ſogleich die Hausfrau kommen und fragte ſie, wem das Bild gehöre und wie ſie in den Beſitz deſſelben gekommen. „Es iſt das Bild meines älteſten Sohnes Iſtvan (Stephan), der es mir geſchickt hat," antwortete ſie kurz und finſter. — „Der Iſtvan iſt dein älteſter Sohn?" rief ich; „das freut mich, den habe ich gemalt; ſieh her, da ſteht mein Name in der Ecke." Scharf, als wolle ſie mir in der Seele leſen, ob ich die Wahrheit ſpreche, ſah mich die Frau bei dieſen Worten mit ihren dunkeln Augen an und erwiederte: „Biſt du der deutſche Herr, den der Iſtvan ſo lange als Offizier gehabt und der ihm das Bild gemalt?" — „Ja wohl," ſprach ich, „frage nur den Dimitri dort." Da faßte die Frau, deren Geſicht plötzlich einen ganz andern Ausdruck bekam, meine aus dem Bett hängende Hand und ſagte: „Dann bin ich dir großen Dank ſchuldig; du biſt ein braver Mann; der Iſtvan hat ſo viel Gutes von dir geſchrieben und wie du ihn von großer Strafe befreit." — Dieß war richtig, der Iſtvan, ein ſehr guter Soldat, aber, wie ſo oft die Magyaren, etwas jähzornig und wild, hatte einmal in der Trunkenheit einen italieniſchen Feldwebel, der ihm harte Worte geſagt, vor die Bruſt geſtoßen und ihm den Säbel weggeriſſen. Wäre dieſes Vergehen zur Anzeige und zur Unterſuchung gekommen, ſo hätte der Huſar ohne Zweifel einigemal die Spießruthengaſſe auf und ab laufen müſſen. Da mich der Burſche dauerte, ſo bewog ich unter der Hand den Feldwebel, der, wie alle Italiener, das Geld ſehr liebte, durch einige Dukaten, daß er vom Handel ſchwieg, und begnügte mich dem Uebelthäter unter vier Augen eine ſehr ernſte Strafpredigt zu halten, in der ich alle meine ungariſchen Fluchwörter anbrachte. Der Burſche war auch ſehr gerührt und betheuerte mir heilig, er werde es mir nie vergeſſen, daß ich ihn der harten Strafe überhoben. Er hatte es auch ſeiner Mutter geſchrieben oder erzählt.

(Fortſezung folgt.)

Das nächtliche Leben im Urwald.

(Schluß.)

Nach eilf Uhr entſtand ein ſolcher Lärmen im nahen Walde, daß man die übrige Nacht hindurch auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Thiergeſchrei durchtobte die Forſt. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzer Pauſe einzeln gehört wurden. Es waren das einförmig jammernde Geheul der Aluaten (Brüllaffen), der winſelnde, fein flötende Ton der kleinen Sapajous, das ſchnarrende Murren des geſtreiften Nachtaffen (Nyctipithecus trivirgatus, den ich zuerſt beſchrieben habe), das abgeſezte Geſchrei des großen Tigers, des Cuguars oder ungemähnten amerikaniſchen Löwen, des Pecari, des Faulthiers und einer Schaar von Papageien, Parraquas

Digitized by Google

(Ortaliden) und anderer faſanenartigen Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, ſuchte unſer Hund, der vorher ununterbrochen bellte, heulend Schutz unter den Hangematten. Bisweilen kam das Geſchrei des Tigers von der Höhe eines Baumes herab. Es war dann ſtets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachſtellung zu entgehen ſuchten.

Fragt man die Indianer, warum in gewiſſen Nächten ein ſo anhaltender Lärmen entſteht, ſo antworten ſie lächelnd: „die Thiere freuen ſich der ſchönen Mondhelle, ſie feiern den Vollmond.“ Mir ſchien die Scene ein zufällig entſtandener, lang fortgeſetzter, ſich ſteigernd entwickelnder Thierkampf. Der Jaguar verfolgt die Nabelſchweine und Tapirs, die dicht an einander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen, welches ihre Flucht behindert. Davon erſchreckt, miſchen von dem Gipfel der Bäume herab die Affen ihr Geſchrei in das der größern Thiere. Sie erwecken die geſellig horſtenden Vogelgeſchlechter, und ſo kommt allmählig die ganze Thierwelt in Aufregung. Eine längere Erfahrung hat uns gelehrt, daß es keineswegs immer „die gefeierte Mondhelle“ iſt, welche die Ruhe der Wälder ſtört. Die Stimmen waren am lauteſten bei heftigem Regenguſſe, oder wenn bei krachendem Donner der Blitz das Innere des Waldes erleuchtet. Der gutmüthige, viele Monate ſchon fieberkranke Franciskanermönch, der uns durch die Cataracten von Atures und Maypures nach San Carlos des Rio Negro, bis an die braſilianiſche Grenze, begleitete, pflegte zu ſagen, wenn bei einbrechender Nacht er ein Gewitter fürchtete: „möge der Himmel, wie uns ſelbſt, ſo auch den wilden Beſtien des Waldes eine ruhige Nacht gewähren!“

Mit den Naturſcenen, die ich hier ſchildere und die ſich oft für uns wiederholten, contraſtirt wunderſam die Stille, welche unter den Tropen an einem ungewöhnlich heißen Tage in der Mittagsſtunde herrſcht. Ich entlehne demſelben Tagebuche eine Erinnerung an die Flußenge des Baraguan. Hier bahnt ſich der Orinoco einen Weg durch den weſtlichen Theil des Gebirges Parime. Was man an dieſem merkwürdigen Paß eine Flußenge (Angostura del Baraguan) nennt, iſt ein Waſſerbecken von noch 890 Toiſen (5340 Fuß) Breite. Außer einem alten dürren Stamme der Aubletia (Apeiba Tiburbu) und einer neuen Apocinee, Allamanda salicifolia, waren an dem nackten Felſen kaum einige ſilberglänzende Crotonſträucher zu finden. Ein Thermometer, im Schatten beobachtet, aber bis auf einige Zolle der Granitmaſſe thurmartiger Felſen genähert, ſtieg auf mehr als 40° Réaumur. Alle ferne Gegenſtände hatten wellenförmig wogende Umriſſe, eine Folge der Spiegelung oder optiſchen Kimmung (mirage). Kein Lüftchen bewegte den ſtaubartigen Sand des Bodens. Die Sonne ſtand im Zenith, und die Lichtmaſſe, die ſie auf den Strom ergoß und die von dieſem wegen einer ſchwachen Wellenbewegung funkelnd zurückſtrahlt, machte bemerkbarer noch die nebelartige Röthe, welche die Ferne umhüllte. Alle Felsblöcke und nackten Steingerölle waren mit einer Unzahl von großen, dickſchuppigen Iguanen, Geckoeidechſen und buntgefleckten Salamandern bedeckt. Unbeweglich, den Kopf erhebend, den Mund weit geöffnet, ſcheinen ſie mit Wonne die heiße Luft einzuathmen. Die größern Thiere verbergen ſich dann in das Dickicht der Wälder, die Vögel unter das Laub der Bäume oder in die Klüfte der Felſen; aber lauſcht man bei dieſer ſcheinbaren Stille der Natur auf die ſchwächſten Töne, die uns zukommen, ſo vernimmt man ein dumpfes Geräuſch, ein Schwirren und Sumſen der Inſekten, dem Boden nahe und in den untern Schichten des Luftkreiſes. Alles verkündigt eine Welt thätiger, organiſcher Kräfte. In jedem Strauche, in der geſpaltenen Rinde des Baumes, in der von Hymenopteren bewohnten, aufgelockerten Erde regt ſich hörbar das Leben. Es iſt wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menſchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, September.

(Schluß.)

Die Paris-Straßburger Eiſenbahn. — Das Theater. — Ausſichten.

Durch die in den lezten zehn Jahren ausgeführten vielen Kunſtarbeiten, Flußbauten und Durchſtiche auf dem oberrheiniſchen Stromgebiete ſind die Fahrten bedeutend abgekürzt, und trotz dem, daß ſeit dem Jahr 1844 die badiſche Eiſenbahn ſehr ſtark mit der oberrheiniſchen Dampfſchifffahrt concurrirt, erfreut ſich leztere noch immer einer anſehnlichen Frequenz, wozu auch der Umſtand beiträgt, daß die Fahrten der elſäſſiſchen Eiſenbahn in unmittelbarem Anſchluſſe an die von hier abgehenden Boote ſtehen. Von bedeutendem Einfluſſe wird die im nächſten Jahre erfolgende Eröffnung der ganzen Schienenlinie von Paris nach Straßburg auf den Zug der Reiſenden durch unſere Stadt ſeyn.

Digitized by Google

Seit einigen Wochen ist die Abtheilung von Paris nach Epernay dem Verkehr übergeben, in einigen Monaten werden die Fahrten bis Chalons ausgedehnt, die Sectionen von Nancy nach Metz und von Saarburg hierher eröffnet. Straßburg wird alsdann wieder den natürlichen Knotenpunkt für die Paris-Wiener Postroute bilden und dadurch auch den süddeutschen Städten Stuttgart, Augsburg und München jenen Verkehr wiedergeben, welcher denselben während der lezten Jahre durch die Bahnen von Paris nach Brüssel, Köln, Berlin und Wien entzogen wurde. Im Hinblick auf diese in Aussicht stehende Verbindung ist es um so auffallender, daß Baden und Württemberg noch immer zögern, die Lücke zwischen Karlsruhe und Stuttgart durch eine Eisenstraße auszufüllen. Daß unsere Stadt durch die Herstellung der Schienenlinie von Paris hierher außerordentlich gewinnen wird, unterliegt keinem Zweifel. Die Stadt ist übrigens auch bemüht für ihre eigene Verschönerung große Opfer zu bringen, und sie hat das namentlich in den lezten Jahren durch mannigfache prachtvolle Bauten, wie die des Kais ꝛc., und die Hebung unserer Kunstanstalten bewiesen. Unser Theater ist in dieser Hinsicht namentlich anzuführen. Dasselbe ist eine der besten Provinzialbühnen, die in der nächsten Zeit durch ein großartiges Vermächtniß mit den Pariser Theatern zu wetteifern im Stande seyn wird. Es sind jezt drei Jahre, daß Herr Apfel, ehemaliger Richter in Weissenburg, nach kurzem Krankenlager starb. Als man sein Testament öffnete, fand sich, daß er sein ganzes Vermögen, das die bedeutende Summe von zwei Millionen Franken beträgt, der Stadt Straßburg mit der Clausel vermachte, daß der größere Theil derselben zur Unterhaltung unseres Theaters bestimmt sey. Apfel hinterließ keine Kinder, jedoch einen Bruder und mehrere Verwandte. Diese bekämpften das Testament durch einen Prozeß, der mehrere Jahre dauerte, bis endlich der Staatsrath vor zwei Monaten sein endgültiges Urtheil dahin aussprach, daß die Stadt Straßburg ermächtigt sey drei Viertheile der Apfel'schen Hinterlassenschaft anzunehmen, und ein Viertel den Verwandten ausgeliefert werden müsse. Die Stadt ist nun bereits in den Besitz von anderthalb Millionen Fr. getreten, deren Zinsen größtentheils für das Theater verwendet werden müssen. Dem lezten Willen des Erblassers gemäß soll dieses jedoch erst nach fünf Jahren geschehen. Einige Clauseln des Testaments gestatten indessen, daß ein Theil derselben schon früher zur Verwendung komme. Unter solchen Umständen wird also unser Theater um so mehr Gediegenes, ja Großartiges zu leisten vermögen, als auch die städtische Kasse neben unentgeltlicher Ueberlassung des prachtvollen Hauses einen jährlichen Zuschuß von 50—60,000 Fr. gewährt und Apfel die ausdrückliche Bestimmung getroffen hat, daß die Stadt von dieser Beisteuer nicht entbunden werden dürfe. So sind wir denn abermals um eine neue großartige Stiftung reicher. Natur und Kunst reichen sich die Hände, um das Elsaß zu jenem freundlichen Aufenthalte zu machen, den schon Goethe so anmuthig schildert. Das wissenschaftliche Leben steht freilich nicht mehr in jener Blüthe, wie zur Zeit wo der große Meister, dessen hundertjähriges Geburtsfest eben in allen Theilen Deutschlands feierlich begangen wurde *, eine Zierde unserer Hochschule war. Noch haben wir indessen die Hoffnung nicht aufgegeben, daß unsere Universität mit ihren reichen Schätzen wieder einmal der Sammelplatz und Vereinigungspunkt deutscher und französischer Gelehrsamkeit werde, wie ihr das nach ihrer geographischen Lage zukäme. Noch herrscht deutsches Leben, ja deutscher wissenschaftlicher Sinn genug bei uns; der Sturm der Gegenwart wird sich legen, die phantastischen Reformatoren, welche die Welt durch ihr Maulheldenthum umgestalten möchten, ohne auf die ewigen Gesetze der Religion und der wahren Humanität Rücksicht zu nehmen, werden zum Schweigen gebracht werden, und die Politik des künftigen Geschlechts wird in wahrer Wissenschaftlichkeit und göttlichem Streben den nothwendigen Stüzpunkt für das Leben wieder finden. Dann wird für das Elsaß wieder eine neue Zeit anbrechen, welche für manche Uebel der Gegenwart und der Vergangenheit Ersaz zu bieten vermag.

* Auch in dem nahen Sesenheim, dem Lieblingsaufenthalte des Dichters, wurde der 28. August von einem Kreise von Musenfreunden, an deren Spize der dortige Geistliche stand, in feierlicher Erinnerung zugebracht.

Paris, September.

(Fortsezung.)

Die Industrieausstellung.

Den Urhebern der vorjährigen Revolution scheint der Friedenscongreß auch nicht sehr behagt zu haben; wenigstens hat der berüchtigte Proudhon aus seiner Haft wider die Behauptung eines Journals, daß er ein Schreiben an Victor Hugo, den Präsidenten jenes Congresses, erlassen habe, mit Nachdruck protestirt und dabei seine Ansicht über diesen Verein ausgesprochen, den er für den Anfang einer doktrinären und jesuitischen heiligen Allianz wider die demokratischen und socialistischen Ideen und für „eine Malthusische Windbeutelei" hält. Nach Proudhon verhält es sich mit dem Universalfrieden wie mit dem Universalreichthum; beides wird sich erst dann einfinden, wann es weder Unterdrückte noch Ausgebeutete mehr gibt; daß dieß aber sobald nicht der Fall seyn wird, dafür, sagt Proudhon, haben der Papst und die Könige, seine vielgeliebten Söhne, trefflich gesorgt.

Die Ausstellung der Gewerbeprodukte ist nun zu Ende, nachdem sie beinahe vier Monate lang von Einheimischen und Fremden sehr stark besucht worden war. Nach einer so gewaltsamen Staatserschütterung wie die vorjährige hätte man keine so glänzende, so produktenreiche Ausstellung erwartet; sie hat alle Hoffnungen übertroffen. Freilich war das meiste, das hier ausgestellt worden, vor der Revolution verfertigt, und eben weil seitdem manches Kostbare auf dem Lager geblieben war, wurde es hier zur Schau gestellt. Bei den beiden vorigen Ausstellungen füllte der Bericht der Jury drei starke Octavbände; der dießjährige wird vermuthlich nicht kleiner werden. Die „Presse," welche gediegene Aufsäze über die Ausstellung gibt, wiederholt unaufhörlich, daß kein Erfinder für seine Arbeit hinlänglich belohnt sey, so lange er nicht den ausschließlichen Besitz seiner Erfindung für immer behalte. Nach den bestehenden Gesetzen muß das Erfindungspatent gegen baares Geld eingelöst werden und sichert den Erfinder auf fünf Jahre; indessen kann er in der Folge ein zweites, sogar ein drittes Patent gegen Bezahlung bekommen, nach Verlauf von fünfzehn Jahren aber hört das Privilegium auf und jeder kann die Erfindung nachmachen, sie wird Gemeingut. In der lezten Zeit ist den Erfindern nur die Begünstigung geworden, daß sie den Patentpreis nicht mehr sogleich zu erlegen brauchen, sondern ihn jährlich in Fünfteln abtragen können. Die Presse behauptet, die zur Ausbeutung der Patente eingeräumte Frist sey unzulänglich; manche Erfindungen haben geraume Zeit nöthig um allgemein bekannt zu werden, und gerade wenn die Erfindung anfange einträglich zu werden, verliere der Erfinder alles Recht auf dieselbe, nachdem er zuweilen ein bedeutendes Capital und viele Mühe und Zeit aufgewendet. Zuweilen hat der Erfinder noch dazu in den ersten Jahren gegen Nachahmer und Verfälscher kostspielige Prozesse zu führen. Wenn nun seine Ansprüche vom Gerichte eben anerkannt worden sind, ist die gesezliche Zeit verstrichen.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 229. Montag den 24. September 1849.

— Astre éclipsé,
Dont la splendeur fut sans rivale!
Ombre éclatante du passé,
Le présent n'a rien qui t'égale!
Delavigne.

Bilder aus Rom.

(ſ. Nr. 221—223.)

Das alte Rom.

Auch das alte Rom ſollte ich zum erſtenmal an einem Regentage ſehen, der wo möglich noch kälter und ſtürmiſcher war als der erſte Feiertag, an dem wir die Peterskirche beſuchten. Aber wir hatten einen vergeblichen Ehrenbeſuch auf dem Capitol gemacht, der Fiaker war auf Stunden gemiethet, und wer konnte der Verſuchung widerſtehen, in der noch freien Zeit einen Ausflug um das nahe Forum Romanum, um das Coloſſeum zu machen? Der Wind peitſchte wieder den Platzregen gegen die Glasſcheiben, er heulte in den Ruinen, die Fußgänger balancirten auf den Fußſpitzen mit den Regenſchirmen, ſie ſahen nichts, kaum den Wagen, der ſie zu überfahren drohte, und die Tropfen ſprizten in den Kutſchkaſten. So rollten wir das Kapitol hinab, vorüber an den Tempelſäulen der Concordia, der Veſta, des Friedens, des Phocas, oder wie ſie heut der Antiquar getauft hat — geſtern nannte er ſie anders, und vorgeſtern wieder anders — am Triumphbogen des Septimius Severus, am Tempel der Diva Fauſtina, an der Baſilica des Conſtantin, dem Venus-, dem Romatempel, wir fuhren durch den Triumphbogen des Titus, der Meta ſudans zu, vorüber an dem Prachtdenkmal des Conſtantinusbogens und um die Geiſtererſcheinung des Coloſſeums.

Ja es war eine Geiſtererſcheinung. Die Geiſter von Jahrtauſenden flogen, Laterna-Magicabilder, an unſerem Kutſchenfenſter vorüber; nicht übergoſſen vom Morgenlicht, nicht in violettem Abendduft, der der unbedeutendſten Ruine einen magiſchen Reiz verleiht, nein, in der traurigſten, oder, wenn man will, gar keiner Beleuchtung, im naßkalten Grau eines Regentages, höchſtens angeleuchtet von dem Sturmgelb, das in Intervallen durch die Wolken blizte. Und uns war doch ſo warm geworden, ſo ſelig in dem verſchloſſenen Kutſchkaſten, wir hatten uns unwillkürlich die Hand gedrückt, wir hatten das alte Rom geſehen, auch wenn der Fiaker, der jezt wieder in die ſchmuzigen, trieſenden, engen Straßen der bewohnten Stadt einbog, uns gerabewegs zur Porta del Popolo aus Rom hinausgeführt hätte.

Das ſind Ruinen, die aller Staffage ſpotten, die keiner Beleuchtung, keines Helldunkels bedürfen, um zu imponiren, jede, nackend für ſich, ſpricht: ich bin es! Und ohne Guide, ohne Cicerone kennſt du ſie. Hieroglyphen ſind es einer untergegangenen Welt, die keines Dechiffreurs bedürfen; ſie ſind ja übergegangen in das Bewußtſeyn, in die Bildung aller Nationen und Länder. Wenn wir in Egypten aus dem Sand und Schutt Räthſel aufgraben, können wir in Rom und Athen nur noch Variationen von ſchon bekannten Sätzen finden. Die Räthſel lohnt es oft kaum zu löſen, ſie ſind ſchon im Alterthum ſelbſt, in ſeiner claſſiſchen Kunſt, Religion und Philoſophie gelöst, oder als Plunder bei Seite geworfen; die Variationen der Kunſtauffaſſung der Alten vervollſtändigen nur das Gemälde ihres Lebens, eines Lebens, aus dem wir ſelbſt unſere Bildung geſchöpft. Die Züge dieſes Gemäldes finden ſich in allem, was uns umgibt, in unſerer Kunſt, Wiſſenſchaft, unſerem Staate, ſelbſt unſerer Sprache. So begrüßen wir in dieſen Ruinen unſere geiſtigen Ahnen. Sie ſind jedem verwandt,

Digitized by Google

der aus der Stumpfheit und Dumpfheit der Barbarei ſich herausgewunden, und ſelbſt der Hinterwäldler, der, wenn er ſeine Blockhäuſer feſtgekittet hat und es ihm wohlgeht, eine Schule, ein Gerichtshaus, eine Kirche aus Steinen aufführt und die Façade mit Säulen ſchmückt, borgt, ohne es zu wiſſen, aus Athen und Rom.

Mir war es lieb, daß ich dieſen Ruinenſaal ſo zum erſtenmal geſehen, ohne Cicerone, ohne Schwärme neugieriger Engländer, den rothen Murray in der Hand, ohne Ruſſen, Franzoſen, ohne erklärende deutſche Künſtler und Antiquare, ohne Menſchen — allein und in ſolchem unverführeriſchen Lichte. Ich hatte das alte Rom in ſeiner Wahrheit geſehen.

Seit man Pompeji aufgefunden, weiß man, wie eine Stadt der Alten in ihrem Innern, in ihrer Häuslichkeit ausſah. Man kann zurückſchließen, wo ſo viel Pracht, Comfort, Nettigkeit in einer kleinen Provinzialſtadt entwickelt war, wie dieß erſt in der Capitale der Welt geweſen ſeyn muß. Aber die Rudera derſelben, ſtumpf und verwittert von den Wetterſchlägen der Jahrtauſende, laſſen das nur hier und da ahnen, eine Anſchauung geben ſie nicht. Dennoch ſind und bleiben Roms Ruinen, an denen jene Jahrtauſende gepeitſcht und gezehrt und ſo viel Barbaren und Nichtbarbaren zerriſſen, gebrochen, gebröckelt und verſtümmelt, ein Abdruck der alten claſſiſchen Welt; keine andere Trümmerſtadt gewährt ihn ſo. In ihrer furchtbaren Zerklüftung, Iſolirung, vergraben und verſunken in Schutt, entſtellt durch mittelalterliche und noch ſpätere Anbauten, tragen ſie doch den unauslöſchlichen Stempel der Größe. In Pompeji findeſt du eine vollſtändige kleine Stadt wieder, raſirt bis auf das Erdgeſchoß; darüber hinaus nichts als etwa einen Wartthurm der Stadtmauern; du denkſt an eine abgebrannte Stadt, deren Brandmauern ſtehen geblieben, einen Totaleindruck ſucht man umſonſt. In Rom iſt jedes Mauerſtück ein ex ungue leonem der alten Weltbeherrſcherin. Rom iſt und bleibt die große Monumentalſtadt der abendländiſchen Bildung des Alterthums.

Da ſteht das Coloſſeum als groteskes Siegel, da die Kaiſerpaläſte, zerklüftet, verwittert, überwuchert von Schutt und Gärten, ein Räthſel dem Antiquar, da die Thermen des Caracalla und Antonin, ein Gebirge übereinander gethürmter Mauern. Eines der drei wäre hinreichend, uns einen Blick in das gewaltige Schaffen des Römerthums zu gewähren; und die drei ſind doch nur zufällig erhalten gebliebene Reſte ſo vieler anderer.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Von Stunde an war mein Verhältniß zu den Hausbewohnern ein ganz anderes. Als die kleine ſchwarzaugige Trecſcy (Thereſe) mit ihren langen ſchwarzen Zöpfen bald darauf zu mir kam, um mir ein Stück Waſſermelone zu bringen, reichte ſie mir ganz freundlich die Hand, während ſie ſonſt ſchweigend und ſcheu vor mich getreten war und ſo bald als möglich die Kammer wieder verlaſſen hatte. Auch bekam ich bald zu meiner Fleiſchbrühe einige kleine Leckerbiſſen, die ich früher nicht geſehen hatte, z. B. Nötis (trockener Kuchen aus Weizenkörnern, die man hat keimen laſſen) und Tarhonya (Brod aus Kukuruzteig, mit ſaurer Milch angerührt und in kuchenähnlicher Form gebacken, das ſich trocken viele Jahre aufbewahren läßt). Ueberhaupt merkte ich jezt, daß doch noch mehr Vorräthe in der Puſte verborgen ſeyn mußten, von denen unſere Soldaten nichts wußten, und daß dieſelbe gar nicht ſo armſelig war, als die mich beſuchenden Kameraden erzählten.

Drei Tage hatte ich mich dieſer beſſeren Pflege erfreut, die mir ſehr wohl that, als plötzlich der Befehl kam, in Eilmärſchen weiter zurückzugehen, da die ganze Gegend bald von den Inſurgenten beſezt ſeyn würde. Einen langen, eiligen Wagentransport, wie den in jener furchtbaren Nacht, hätte ich nicht ausgehalten, ich wäre elend dabei umgekommen; dieß fühlte ich ſelbſt auf's beſtimmteſte, und zudem gedachte ich der Worte des Arztes, die er damals geſprochen, als ich an ihm vorübergetragen wurde. Mein Entſchluß war daher raſch gefaßt. Ich wollte meine Wirthin bitten mich bei ſich zu behalten; ich wollte hier meine völlige Wiederherſtellung abwarten und dann verſuchen mich zu unſerem Heer durchzuſchleichen. Da ich ziemlich gut ungariſch ſpreche und auch mit den Sitten und Gewohnheiten der Huſaren vollkommen vertraut bin, ſo konnte ich mich im Nothfall gegen die Feinde für einen frühern Huſaren ausgeben, der lange in Italien geſtanden und jezt mit der Inſurrektion gekämpft hatte.

Ich ließ auf der Stelle durch Dimitri die Hausfrau rufen und trug ihr mein Anliegen vor. Anfangs ſchüttelte ſie finſter den Kopf und meinte, die Honveds würden mich doch gefangen nehmen und ſie dann mit Recht dafür ſtrafen, daß ſie einen kaiſerlichen Offizier verſteckt. Ich ſuchte ihr dieſe Bedenklichkeit auszureden, da ſah ſie mich lange an und ſprach endlich: „Mag es denn ſeyn! Du biſt gegen Iſtvan gut geweſen, und ſo ſoll ſeine Mutter auch wieder

Digitized by Google

gut gegen dich ſeyn. Auch biſt du ein Deutſcher, haſt alſo kein Vaterland, und ſo mag es für dich keine Sünde ſeyn, wenn du gegen uns kämpfſt. Wäreſt du ein Magyar und ſtändeſt gegen uns, lieber wollte ich meine Hand verbrennen, als dich retten.“ Ich mußte ihr nun verſprechen, über Alles, was ich in ihrem Hauſe fortan hören und ſehen würde, gegen die Magyaren zu ſchweigen, wogegen ſie mir feſt verſprach, daß ich weder von ihr noch von ihren Hausgenoſſen Verrath zu fürchten haben ſollte.

Als ich dem in der Puſte befehligenden Major mein Vorhaben mittheilte, wollte er anfänglich nichts davon hören und meinte, es ſey ein zu großes Wagniß, mich freiwillig in die Gewalt der Inſurgenten zu begeben; nachdem er ſich aber mit unſerem Arzte beſprochen, ſagte er, ich thäte am Ende doch am beſten hier zu bleiben, da ich den Eilmarſch ſchwerlich würde aushalten können. Dringend bat ich ihn nun, mit der Frau wegen meiner gar nicht zu ſprechen, oder gar Drohungen gegen ſie auszuſtoßen, im Fall ſie mich verrathen würde. Nun ließ ich meine Uniformen, die feine Wäſche, kurz alle meine Habe, welche den kaiſerlichen Offizier verrieth, einpacken und Dimitri mit fortnehmen. Sehr leid that es mir, mich von dieſer treuen Seele zu trennen, und auch er weinte bitterlich, als ich ihm ankündigte, daß er mit fortziehen und mich allein zurücklaſſen müſſe. Die Hausfrau hatte aber beſtimmt erklärt, er dürfe nicht hier bleiben, und dabei ganz richtig bemerkt, dieß würde mir ja nichts helfen, da die erſte beſte magyariſche Streifpartie ihn aufgreifen und einreihen würde. In eine alte Bunda (Schafpelz), die ich beſaß, ließ ich mir unter dem Futter ein vom Major ausgeſtelltes Zeugniß, daß ich k. k. Offizier ſey, der wegen ſeiner ſchweren Wunden hier zurückgeblieben, nebſt einer Perſonalbeſchreibung mit beigedrucktem Regimentsſiegel einnähen. Ich that dieß, um falls ich ſpäter k. k. Truppen in die Hände fiele, mich damit ausweiſen zu können. Auch ließ ich in die Bunda, in alte Tſchismen (Huſarenſtiefeln) und am untern Saum der Gatjen (weite leinene Hoſen) hin und wieder Dukaten einnähen, um in allen Fällen etwas Geld zu beſitzen. Der Doktor ließ meiner Wirthin einen Vorrath von Balſam, Heftpflaſter und Medicin zurück und unterwies ſie kurz in der Anwendung derſelben, und ſo war Alles geſchehen, was zu meiner Rettung unter dieſen Umſtänden geſchehen konnte. Traurig nahmen meine Kameraden und viele der Leute von mir Abſchied; ich drückte denſelben mit ſchmerzlichen Gefühlen die Hand, vielen wohl zum leztenmal in dieſem Leben.

So lange als möglich lauſchte ich den Trompeten der abziehenden Reiter, und als die Töne verhallt waren, überfiel mich ein tiefes Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit, und es ward mir ungemein wehmüthig um's Herz. Zum Tod verwundet, ganz allein in der Gewalt des Feindes, ſchutzlos preisgegeben jedem Verrath, ja jedem widrigen Zufall — in der That eine furchtbare Lage, in der einem wohl trübe Gedanken kommen konnten. Aber mit Gewalt ſuchte ich dieſelben zu verſcheuchen, und obgleich krank und matt, fand ich bald meinen alten friſchen Soldatenglauben wieder. Die kleine Trecſey ſezte ſich an mein Bett und plauderte mir unbefangen vor, und auch ihr Bruder Miſchko (Michael), ein Bube von zwölf Jahren, in den weiten Gatjen, die Sporen bereits an den Stiefeln, den breitkrämpigen Hut auf dem Kopf, ganz das Bild eines ächten Magyaren im Diminutiv, kam jezt, da die Soldaten fort waren, ohne Scheu zu mir.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Oberöſterreich, September.

Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes. — Waldwirthſchaft.

Wenn ich einen Blick um mich werfe, ſo gemahnt es mich wie in einer großen Eiſenwaarenfabrik; die Blasbälge ſauſen, die Feuer ſprühen, durch die Schlote wirbelt der Rauch, auf dem Ambos ertönt der gewichtige Hammer, die Waſſerräder rauſchen im Takt, man ſieht noch nicht wo alles hinaus will, aber überall iſt rühriges Schaffen und Leben und Zuſammengreifen. Faſt jede Woche bringt neue Einrichtungen, und nur der Lärm des Krieges und die Spannung in der politiſchen Welt theilt unſere Aufmerkſamkeit, die ſonſt an den vielfältigſten, tiefeingreifenden Veränderungen im Innern, die ihren raſchen Verlauf nehmen, eine Fülle von Stoff zu Betrachtungen finden würde. Die Juſtizorganiſationscommiſſion in Linz iſt in voller Thätigkeit. Wie es heißt wird das Möglichſte geſchehen, daß ſchon mit 1. November die neuen Landes-Bezirkscollegial- und Bezirksgerichte in Amtswirkſamkeit treten. Man iſt bereits an der Beſetzung der Stellen. Wie viele Sorgen ſich an den Ausfall der neuen Beſetzungen knüpfen, läßt ſich denken. Bei der Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und bei der neuen Gerichtseintheilung kann keiner der bisherigen Patrimonialbeamten auf ſeinem gegenwärtigen Platze verbleiben, um nicht viele Reibungen durch Unterordnung des geweſenen Gerichtsherrn unter ſeinen eigenen früheren Beamten herbeizuführen. Nach einigen Jahren wird der Anblick des Landes in vieler Hinſicht ein ganz veränderter ſeyn. An neuen Ruinen, weniger maleriſch und romantiſch als die alten, wird es nicht fehlen. Viele unſerer Schlöſſer ſind faſt ohne allen eigenen Grundbeſitz,

die Herrschaftskanzlei und die Beamtenwohnungen nahmen den größten Raum ein, die Herrschaft selber kam oft Jahre lang nicht auf ihre Schlöſſer. Dieſe werden veröden und verfallen, wo ſich nicht ein Fabrikunternehmer ihrer annimmt oder ein wohlhabender Bauer mit Knechten und Mägden in die alte Reſidenz ſeiner Herren einzieht. Der Schickſalswechſel mancher Herrſchaftsbeſitzer iſt wirklich bemitleidenswerth. So ſehr wir ſelber das Aufhören des Feudalverbands und der Unterthänigkeitslaſten kräftigſt angeſtrebt haben, ja es als eine unabweisbare Forderung der neuen Zeit betrachten, ſo hätten wir doch aus Rechts- und Billigkeitsrückſichten gewünſcht, daß die Entſchädigungsfrage zur gleichen Zeit ihre volle Löſung gefunden hätte. Nicht bloß daß die in Linz befindliche Entſchädigungscommiſſion nun auf viele Schwierigkeiten ſtoßt, ſo iſt der Zuſtand des Zuwartens und der Unbeſtimmtheit für Beſitzer und Gläubiger ein drückender. — Auch eine gänzliche Reform unſeres Forſtweſens iſt angebahnt und eine Commiſſion für Salzburg zu dieſem Zwecke angeordnet. Von den Schwierigkeiten dieſer Verhältniſſe in unſern Gebirgsgegenden kann man ſich kaum eine Vorſtellung machen. Einerſeits fordern gebieteriſche Gründe hier mehr als irgendwo die Hebung der Waldwirthſchaft; klimatiſche Rückſichten, die Rückſicht auf die Lawinen, auf den größern Holzbedarf, die Untauglichkeit des Bodens zu andern Erzeugniſſen, die Rückſicht auf Bergwerks- und Hüttenbetrieb, das alles ſind ſehr gebieteriſche Gründe; auch iſt genug ſchon verwüſtet und geſündigt worden, und es wird mit jedem Jahr ſchwerer, ſolche waldwirthſchaftliche Sünden in unſerer Gebirgswelt wieder gut zu machen. Andererſeits haften ſo viele Belaſtungen und Beſchränkungen auf dieſen Wäldern, als Blumenbeſuch (Waldweide), Laub- und Reiſerſammeln u. ſ. w., die mit einer geregelten Waldwirthſchaft unverträglich ſind. Wenn auch zum Theil mit der Aufhebung des Unterthänigkeitsverbands dieſe Verbindlichkeiten für die Dominikalwaldungen wegfallen, ſo muß doch hin und wieder in anderer Weiſe für dieſe Bedürfniſſe der Bauernwirthſchaften Rath geſchafft werden. Namentlich iſt dieß bei den ſogenannten eingeforſteten Gehöften der Fall, die vermöge dieſes Rechts mit allem Bedarf an Bau- und Brennholz und andern Waldnutzungen auf die Staatswaldungen angewieſen ſind. Denkt man ſich noch dazu den Wuſt ſtreitiger Beſitzrechte, ſo kann man beiläufig Umfang und Wichtigkeit der bevorſtehenden Aufgabe ermeſſen. — Da ich mich eben beim Capitel des Forſtweſens befinde, ſo muß ich von einer merkwürdigen Eiche erzählen. Viele Jahrhunderte alt und mehrmals vom Blitz getroffen ſtand auf dem Arzberg an der Enns eine ungeheure Eiche, zuletzt aber nur noch ein hoher, innen hohler und oben ausgeſplitterter Strunk. Da aber äußere Wandung und Rinde noch feſt waren, wurde ſie nach einem benachbarten Wirthshaus geſchafft und dort zu einem Sommerhaus im Innern ausgehobelt und hergerichtet, ſo daß nun acht Perſonen bequem um einen Tiſch darin Platz haben. — Vor einigen Wochen wurde über den hier zu Land vielbekannten Demagogen Wurm bei dem Stadt- und Landrecht in Linz das Urtheil geſprochen. Es lautete auf zwei Jahre Zuchthaus. Als ein geachteter und wohlhabender Kaufmann würde er von vielen Seiten Mitleid finden, wenn er ſich nicht bei ſeinen Agitationen im Oktober v. J. unterſchobener Manifeſte bedient hätte, ein niedrig jeſuitiſches und unwürdiges Mittel, das in ſeiner häufigen Anwendung in den jüngſten Bewegungen von der Verkehrtheit und Geſinnungsloſigkeit der Führer zeugte und jedes beſſere Gefühl empören mußte. Wurm war die Seele des (verſtorbenen) demokratiſchen Vereins und überhaupt der radikale Brennpunkt des Landes. — In unſerm einheimiſchen Zeitungs- und Vereinsweſen iſt es hier zu Lande, obgleich außer dem Bereich des Belagerungsſtandes, ſehr ſtill. Nur der katholiſche Verein in Linz entwickelt viele Thätigkeit, ob zur wahren Aufklärung und Verſöhnung der Gemüther, laſſe ich dahingeſtellt. „So hab' ich die Freiheit nur verſtanden, die man der Kirche baut in deutſchen Landen," ſingt ein Geiſtlicher in einem längern Gedichte bei Gelegenheit der Frier einer Glockenweihe. Das Büchlein iſt ſonſt unbedeutend, jene Worte aber ſind charakteriſtiſch und bemerkenswerth.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Patente. — Surrogate.

Die Erfahrung hat allerdings dergleichen Beiſpiele geliefert, und die Preſſe führt einige neuere an; die geſetzgebende Macht hat aber das Geſammtwohl im Auge zu behalten, und ſie darf aus den nützlichen Erfindungen kein ewiges Monopol machen. Vielleicht wäre es zweckmäßig einen Unterſchied zwiſchen den Erfindungen zu machen, und ſolche, welche langes Nachdenken, viele Verſuche und bedeutende Auslagen erfordert haben, mehr zu begünſtigen als unbedeutendere Dinge, für welche durch eine fünfzehnjährige alleinige Benutzung der Erfinder hinreichend belohnt iſt. Damit wäre aber der Intrigue und Beſtechung Thür und Thor geöffnet, und man wird alſo wohl beim Geſetz ſtehen bleiben, obgleich es Fehler hat, und höchſtens die Dauer der ausſchließlichen Benutzung der Erfindungen verlängern. — In allen Ausſtellungen ſieht man eine Menge Produkte, welche zum Zwecke haben, das wahre durch das falſche zu erſetzen und dieſem falſchen ſo ſehr als möglich den Glanz des wahren zu verleihen. So ſieht man Perrücken und Haartouren aus Seide, Vergoldungen mittelſt des Galvanismus, künſtliche Edelſteine, ein wie Silber ausſehendes Metall, das Britannia, auch Mikargent heißt und ganz die Dienſte des ächten Silbers thun ſoll, und zahlloſe andere Surrogate, denen man wenigſtens den äußern täuſchenden Schein nicht abſprechen kann. Nur beim Gebrauche zeigt ſich der große Unterſchied zwiſchen dem wahren und dem falſchen. Manche dieſer Surrogate haben bloß eine glänzende Oberfläche und ſehen wie gediegenes Gold und Silber aus, während das innere Holz iſt oder ein gemeines Metall. Die Kunſt hat es in ſolcher Täuſchung weit gebracht, und einige Läden, in welchen dieſe Scheinkoſtbarkeiten ausgeſtellt ſind, ſtehen an Pracht den herrlichen Juwelier- und Goldläden von Odiot und andern, die nicht weit davon liegen, kaum nach. Wenn man von Surrogaten ſpricht, darf man der Pariſer Coiffeurs nicht vergeſſen. Manche kündigen ſich jetzt als »fabricans de postiches« an, und unter dieſen Postiches verſtehen ſie künſtliche Haare, Schnurrbärte, Waden, und noch vieles andere wie es ſcheint; nur das Einſetzen falſcher Zähne überlaſſen ſie den Zahnärzten, welche das Publikum oft und lange genug von den Wundern ihrer Kunſt unterhalten. Man kann leicht denken zu welchen erſtaunlichen Täuſchungen eine Ehe Anlaß geben kann, in welche ein aus den Händen der Pariſer Coiffeurs und Zahnärzte hervorgegangener Mann oder eine dito Frau getreten iſt. In einer der Poſſen auf den kleinen Theatern wird die Erfindung eines Coiffeurs gerühmt, welcher Haartoupets und Perrücken liefert, welche ſich bei jeder heftigen Gemüthsbewegung emporſträuben. Die Herren Coiffeurs (Perrückenmacher und Barbierer wollen ſie ſchon lange nicht mehr heißen) haben dieſes Jahr das Ludwigsfeſt nicht gefeiert, wie ſie ſeit mehreren Jahrhunderten gewöhnt waren, weil der heilige Ludwig, nämlich Ludwig IX., König von Frankreich, der Patron der ehemaligen Barbiererzunft war.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 230. Dienſtag den 25. September 1849.

Haben doch ein ſchönes Leben,
Dieſe tüchtigen Huſaren!
Zwiſchen Freuden und Gefahren
Hoch zu Roſſe hinzuſchweben!

Lenau.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

„Morgen kommt auch die Schweſter Wilma und Oheim Imne (Emmerich) mit dem Vieh zurück,“ riefen mir freudig die Kleinen zu, und als ich neugierig nach jenen fragte, von denen ich noch nichts gehört hatte, erzählte mir die Mutter, ihre älteſte Tochter Wilma, die ſchon erwachſen ſey, und ein alter Bruder ihres Mannes, der nur Einen Fuß habe, flüchten ſich immer mit dem Vieh, das ſie noch beſitzen, in einen großen Hanſag (Sumpf), einige Meilen von der Puſte, wohin ihnen keine Soldaten folgen können. Ihr Mann, ſo wie zwei ſchon erwachſene Söhne, Sandor (Alexander) und Laszlo (Ladislaw) ſeyen vor mehreren Monaten in's ungariſche Heer getreten, und auch der Iſtvan diene jezt unter dem Klapka und werde wohl in dieſem Augenblick in Comorn ſeyn. Auch ihre zwei Knechte ſeyen unter den Honveds, und ſie haben ſchon achtzehn Pferde und einige vierzig Ochſen und eben ſo viel Schweine freiwillig und ohne Bezahlung beigeſteuert. In friedlichen Zeiten nährte ſich die Familie von der Viehzucht und dem Ackerbau auf den weiten Ländereien, die ſie vom Grafen S. in Erbpacht hatte, und befand ſich, wie die Frau mir ſelbſt ſagte, in erfreulichem Wohlſtand. Alle waren ächte Magyaren vom reinſten Blut, begeiſtert für die Unabhängigkeit und Größe ihres Vaterlands, für das ſie kein Opfer ſcheuten.

Wilder Lärm weckte mich am Morgen nach dem Abmarſch unſerer Truppen. Pferde wieherten auf dem Hof, dazwiſchen klatſchten gewaltige Peitſchen, hörte man viele »teremtete« oder »bassa maika« oder »bassa manelka.« Kein Zweifel, magyariſche Truppen mußten unten ſeyn, und ich kann nicht leugnen, daß mir bei dieſem Gedanken das Herz pochte. Die kleine Trecsey kam auch bald und ſagte, ein Trupp von etwa fünfzig bewaffneten Tſchikos (Pferdehirten) ſey unten, um hier zu füttern; ich ſolle aber nur ruhig ſeyn, da ich gegen den Iſtvan ſo gut geweſen ſey, werden ſie mich nicht verrathen. Ich hatte für ſolche Fälle verabredet, daß man mich für einen Vetter ausgeben ſolle, der im Radezkyſchen Huſarenregiment gedient habe, jezt aber bei Görgey ſtehe und kürzlich ſchwer verwundet worden ſey. Abſichtlich hatte ich das Radezkyſche Regiment genannt, da dieſes noch jezt in Italien ſteht und nur wenige Huſaren deſſelben unter Koſſuth dienen. „Gott verzeihe mir die ſchwere Sünde, daß ich einen Magyaren belügen muß!“ ſagte die Mutter mit tiefem Seufzer, als wir dieſe Lüge verabredet hatten.

Die Ungarn mochten eine halbe Stunde da ſeyn, als ich Männertritte und Sporengeklirre auf der Treppe hörte. „Sollteſt du doch verrathen ſeyn!“ dieſer Gedanke durchzuckte mich einen Augenblick, und ich wollte ſchon nach der geladenen Piſtole unter meinem Pfühl greifen, als das argloſe Geſicht der Kleinen, die neben meinem Bette ſaß, mich wieder beruhigte. Die Thür wurde aufgeriſſen und drei Tſchikos traten ein, voraus ein bejahrter Mann. Ihr herzliches »Jonapot agyaſiók« (guten Tag, Gevattern — ein unter den Magyaren ſehr gebräuchlicher Gruß), womit ſie uns anredeten, beruhigte mich ſogleich. Sie haben, ſagten ſie, unten erfahren, daß ein Vetter der Frau

Digitized by Google

hier oben krank liege, und wollten ſich nun nach meinem Befinden erkundigen und mir gute Beſſerung wünſchen. Unter dem Vorwande, das Reden greife mich noch an, was auch nicht gelogen war, ſprach ich wenig, und meine Gäſte zogen bald wieder mit freundlichem Kopfnicken ab.

Es waren wilde, kräftige Geſtalten, recht gemacht zu einer tüchtigen leichten Reiterei. Plumpe Stiefeln mit langen verroſteten Sporen, ungeſäumte lange weite Gatjen von grober weißer Leinwand, und ein kurzes weißes Hemd, das über dieſelben herabhing, von gleichem Stoff, nebſt einem „Köpengeg“ (langer weißer Mantel von grobem Wollenzeug mit bunten Schnüren verziert), der gleich einem Huſarenpelze an einer Schnur über den Rücken fiel — dieß war ihre Bekleidung. Ihre kleinen runden Filzhüte mit ſehr breitem Rand, um den eine Schnur mit den ungariſchen Farben gewunden war, hatten ſie beim Eintritt in die Kammer abgenommen, ſo daß die langen glatten ſchwarzen Haare frei auf den nackten Hals herabfielen. Der älteſte, wie ich ſpäter erfuhr, der Anführer, trug einen prächtigen Säbel mit goldenem Griff, wahrſcheinlich ein Beuteſtück, an einer golddurchwirkten Kuppel, die ſonderbar von ſeinem ſchmutzigen Leinwandhemd abſtach; den beidern Jüngern ſtack ein „Czakany“ (Handbeil) mit langem Holzſtiel im Lederriemen, der die Gatjen feſthielt. In der Hand hatten Alle ihre langen Peitſchen, an deren feingeflochtener Schnur vorne vier bis fünf Bleikugeln, ſo groß wie kleine Flintenkugeln, befeſtigt ſind. Dieſe Peitſche mit nicht ſehr langem Stiel, aber gegen zwanzig Fuß langer Schnur, wird wie eine Schleuder gebraucht und iſt in der Hand eines geſchickten Tſchikos eine gefährliche Waffe. In vollem Roſſeslauf ſchleudern ſie die Peitſche ſo, daß die Kugeln ſich um den Hals oder Fuß des Menſchen oder Thiers, welches ſie fangen wollen, ſchlingen, und ſie daſſelbe ſo ganz in ihrer Gewalt haben. Ein guter Tſchikos verfehlt ſein Ziel ſelten, mag daſſelbe auch noch ſo raſch laufen, während ſein eigenes Roß im vollen Galopp einherſprengt. Auch ihre Handbeile wiſſen ſie mit großer Gewandtheit zum Hauen wie zum Werfen zu gebrauchen. — Nach einigen Stunden Aufenthalt ſprengte der wilde Haufe unter lautem Jubel und „Eljen Koſſuth“ wieder fort, was mir gar nicht unangenehm war.

Einen viel angenehmern Beſuch erhielt ich am Abend deſſelben Tages. Die älteſte Tochter Wilma, die mit ihrer kleinen Heerde aus dem Hanſag zurückgekommen war, kam mich zu begrüßen. Eine ächte ungariſche Schönheit, groß und ſchlank gewachſen, feſt in der Haltung, elaſtiſch in Gang und Bewegung, mit regelmäßigen Zügen, dunkeln Augen von feurig ernſtem Ausdruck, einer kühn gebogenen Naſe und vollem rabenſchwarzem Haar. Ihr Anzug war ihrer männlichen Beſchäftigung wegen halb amazonenhaft: ſchwarze Tſchismen an den zierlichen Füßen, Gatjen von blauer Leinwand, ein kurzer Rock von derſelben Farbe, unten mit einem ſchmalen rothen Band beſetzt, ein enger anſchließender Spenzer von grobem dunkelblauem Tuch, faſt wie der Dolman eines Huſaren gemacht, und auf der Bruſt mit zwei Reihen blanker Knöpfen beſetzt. Das Haar trug ſie in zwei langen dicken Zöpfen, die mit einem grünweißrothen (die ungariſchen Farben) Bande durchflochten waren. Auch der alte Oheim Imne erſchien am andern Morgen bei mir; ein ſchöner alter Mann in ſauberer ungariſcher Nationaltracht, mit ſchneeweißem Haar und mächtigem Schnurbart. Er erzählte mir, er habe von 1802 bis 1817 in einem Huſarenregiment gedient, habe es bis zum Wachtmeiſter gebracht und die ſilberne Tapferkeitsmedaille erhalten, die er aber jezt nicht mehr tragen möge. Trotz dieſer militäriſchen Erinnerungen, von denen er gern und viel ſprach, war der alte Imne doch mit Leib und Seele ein Anhänger der Inſurrektion, und bedauerte oft, daß er als Krüppel nicht mehr zu Felde ziehen könne. Mir war er von weſentlichem Nutzen, da er ſich trefflich auf die Behandlung von Wunden verſtand und den Verband der meinigen mit großer Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit beſorgte. Ueberhaupt war die Pflege, deren ich hier genoß, vortrefflich, und ich bin dieſen wackern Menſchen zu unendlichem Dank verpflichtet.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Zwar iſt das alte Rom, wie es in der Kaiſerzeit ſich ausgedehnt, durch das ganze neue Rom zerſprenkelt, und überall zwiſchen den modernen Baulichkeiten drängt ſich hier die Säulenreihe eines alten Tempels vor, dort ein Grabdenkmal von ſo koloſſaler Mächtigkeit, daß das Mittelalter daraus Feſtungen machte; ja die koſtbarſte, wohlerhaltenſte Antike, das Pantheon, ſteht mitten im Marktgewühl der lebenvollen neuen Stadt; aber das eigentliche alte republikaniſche Rom, das durch Livius zu ewigem Leben gedieh, liegt außerhalb der Stadt, wo der Fremde wohnt, wo Handel und Induſtrie zu Hauſe ſind. Das Capitol ſchließt und begrenzt dieſe beiden Stadttheile.

Das Capitol iſt ein noch immer anſehnlicher Berg, in Verbindung mit dem tarpejiſchen Felſen, nur daß der Fremde ſich von der natürlich ſcheinenden Vorſtellung

Digitized by Google

losmachen muß, die Klippe und ſchroffe Wand des leztern nach der Trümmerſtadt hin zu ſuchen, weil ſich das bewohnte Rom dahin ſchließt und das Capitol dahin eine trotzige Front zu machen ſcheint. Umgekehrt, Fels und Burg weiſen ihre Zähne der Seite, welche heute Rom iſt, von wo man auf zwei Treppen hinaufſteigt, oder die Wagen auf einer gewundenen Chauſſee den Hof des Capitols erreichen. Man muß ſich in den Hintergebäuden der nächſtliegenden kleinen Gaſſen umſchauen, um noch Reſte der nackten, ſenkrechten Wände des tarpejiſchen Felſen zu entdecken, und die Archäologen haben es durch Nachgrabungen in den Kellern zur frohen Gewißheit gebracht, daß der alte Tuffſteinfelſen urſprünglich von ſolcher Höhe geweſen, daß ein ausgewachſener Römer mit der vollkommenen Zuverſicht, das Genick zu brechen, ſich hinabſtürzen konnte. Stürzen kann man noch heute, und unfreiwillig, in den engen, abſchüſſigen Gaſſen, die vom Tarpejus nach dem Theater des Marcellus hinabführen. Ja man ſtürzt ganz gewiß, wenn man nicht ſehr vorſichtig geht, wenn auch nicht in's Verderben, doch in den Schmutz, der in erſchreckender Geſtalt dieſe Winkel des Capitalpunkts der Capitale der Welt verunziert.

Dieſer Abſchluß, die Thorſperre zwiſchen dem alten und neuen Rom, zu dem man nur über das Capitol oder rechts und links durch enge Hügelgaſſen gelangt, hat wenigſtens für die Phantaſie Befriedigendes, die leider drüben durch mancherlei geſtört wird. Das ſind nicht ſowohl die Zopf- und Rococokapellen und Baulichkeiten, welche das Forum Romanum, wie breite Schwämme einen ſchönen Baumſtumpf entſtellen, als die Mauerumfriedigungen, welche die meiſten Ruinen umſchließen. Ja man iſt im Rom der alten Römer, man fühlt den claſſiſchen Boden unter den Füßen, man ſieht von den Höhepunkten die unermeßlichen Räume, auf denen die Weltſtadt geſtanden, man kennt die einzelnen Monumente und weiß wo man ſie zu ſuchen hat; aber du kommſt mit der Vorſtellung, in einer Trümmerwüſte dich verlieren und deinen Träumen nachgehen zu können. Nichts davon. Dieſe Trümmer haben ihren Werth, noch mehr Werth der fruchtbare Boden ringsum. Die Kohlgärten mit den zierlichen Broccoli und den üppigen Obſtbäumen, den Ulmen und Weingeländen würden auch deine Phantaſie nicht ſtören, aber die hohen Mauern thun es, und faſt vor jeder Ruine, die tief in den weiten Kohlgärten verſteckt liegt, mußt du klingeln und im Gärtner oder ſeinem Burſchen einen Cicerone mitnehmen, der dich wenigſtens in deiner Einſamkeit und Freiheit ſtört. Das iſt aber eine große Störung im Genuß des alten Roms.

Nur das Forum und ſeine Trümmer ſind davon frei. Das Campo vaccino! Zum großen Viehmarkt war im Mittelalter das Forum Romanum herabgeſunken, das noch in Karls des Großen Tagen in voller Herrlichkeit geſtanden haben ſoll. Heute iſt's den Archäologen preisgegeben, die furchtbare Schlachten, nicht mit Blut, mit Dinte, auf ſeinem geheiligten Boden geliefert haben. Wo redete Cicero? von welcher Seite kam Clodius mit ſeinem Anhang? welcher Gottheit gehörte dieſer Tempel? — Das Reſultat der Schlachten iſt, daß wir nichts wiſſen. All die ſchönen Namen der Friedens-, Concordien-, der Romulus- und Remustempel, ſo feſt eingegraben in den alten Compendien, ſind umgeſtürzt durch die neuere Kritik, und ſie kam zum großen Schluß, daß alles Vermuthung, alles falſch war. Da ſteht Rom, mit ſolchen Namen, namenlos da!

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, September.

Der Prinz von Preußen. — Der Großherzog.

Kaum hatte ich meine Chronik über die Anfänge der Saiſon abgeſendet, als ſie ihren Höhepunkt erreichen ſollte durch die Ankunft des Heldens des Tages. In einem Augenblick waren unten in der Stadt gelb und rothe Fahnen ausgeſteckt, gerade als hätten die Häuſer ſich mit rieſigen Tulpen geſchmückt. Manche Dächer blieben auch wohl unbewimpelt. Vereinzelt wehten hin und wieder die preußiſchen Farben, z. B. bei engliſchen Familien und, mit den badiſchen Fahnen vereint, auf dem Hauſe der Großherzogin Stephanie. Aus einem Dachfenſter flatterte eine kleine weiß-ſchwarze Flagge, wahrſcheinlich von einem Soldaten. Preußiſche Soldaten hatten in allen Familien die Dekoration angeſagt, mit dem Bemerken, man möge die badiſchen Fahnen, nicht die ſchwarzrothgoldenen aushängen. Viele

Digitized by Google

Eigenthümer fanden es bequem nur den ſchwarzen Streif aus dem Dreiklang herauszuſchneiden; man wird praktiſch durch Uebung. Andere entfalteten, um es ja Allen recht zu machen, die preußiſche, die badiſche und die deutſche Fahne. So ſpricht ſich auch in den kleinſten Dingen die große Verlegenheit unſeres armen Vaterlandes aus. — Salven donnerten durch die Berge, der preußiſche Marſch erklang, das war war ein Rennen, Fahren und Galoppiren, alles ſchwarz von Menſchen. An der Eiſenbahn hatte man Blumen geſtreut, über welche der Feldherr ſchritt. In einer Droſchke, Huſaren voraus, fuhr der Prinz von Preußen ganz einfach mit einem Begleiter herein, freundlich nach den Balkons grüßend, ſtieg im Hôtel d'Angleterre ab, erſchien auf dem Altan, hielt Parade über die auf dem Platze längs dem Graben aufgeſtellten Truppen, wobei er vom Pferde ſtieg, als er ſich der Infanterie näherte. Die Muſikchöre löſten einander ab, und noch bis in die Nacht hinein ſangen die Soldaten Lieder vor ſeinen Fenſtern. Am folgenden Abend fiel mir auf der gerade nicht ſehr beſuchten Promenade ein großer Militär auf von recht kriegeriſcher Haltung: dicke ſilberne Epauletten, Mütze, ein einziger Orden am Hals; ſehr hoch und gerade gewachſen, ganz eine Generalsgeſtalt; das Geſicht ziemlich regelmäßig, ernſt, aber kaum ſtreng, das Haar ſchon etwas grau. An der Devotion derer, mit denen er ſehr freundlich, ja, wie mir ſchien, mit Bonhommie ſprach, und an einem fürſtlichen Etwas in ſeinem Weſen erkannte ich alsbald den Prinzen von Preußen. Er iſt in ſeiner äußern wie in ſeiner moraliſchen Erſcheinung der Ausdruck eines mächtigen ehrenhaften Heeres; ein ſchöner ſtattlicher Befehlshaber. Lügen müßte man, wenn man ſagen wollte, er habe irgendwie ſchroff ausgeſehen. Herablaſſend und ritterlich unterhielt er ſich mit Damen, auch mit Officieren; theilnehmend fragte er eine kranke Frau nach ihrer Kur; einem am Beine verwundeten Soldaten, den er zu ſich heranwinkte und zu tröſten ſchien, gab er einen liebreichen Schlag auf die Wange. Unmittelbar von dem Converſationshaus fuhr der Prinz weg, und die Damen, welche auf den Ball gegangen waren, bloß um ihn zu ſehen, weil man ihn dort erwartete, waren doppelt gefoppt vom Zufall, weil ſie auch den günſtigen Moment vor der Colonnade verſäumt hatten. — Eine neue Gelegenheit für die Schauluſtigen bot ſich bald. Alles ſtrömte nach Karlsruhe, um den Einzug des Großherzogs zu ſehen. Er ſelbſt ſchien gefaßt, ſeine Gemahlin weinte ſehr. Den ſchmerzlichſten Eindruck machte die kleine Schaar der treugebliebenen Krieger, denen das Geſchick wohl auch nur durch ihre Entfernung den Abfall erſpart hatte und die nun als Trophäen die fürſtliche Rückkehr ſchmücken ſollten. Man fürchtete in der Uniform, welche der Landesvater trug, eine preußiſche erkennen zu müſſen. Jedenfalls hatte der auf dem Programm vorausbemerkte, dem fremden Heerführer für die Rettung auszudrückende Dank des Großherzogs etwas Seltſames. Abends zeigte er ſich einen Augenblick im Theater. Man gab das Singſpiel: „Fröhlich.“ Gerade als er in die Loge trat, ſagte der Choriſt: „Ich gehe nach Mainz zurück.“ — In den erſten Septembertagen kam der Großherzog von Schloß Eberſtein zum erſtenmal wieder nach dem ihm ſonſt ſo werthen Baden. Die Lichtenthaler Allee war voll eleganter Welt, die ihm entgegen ſtrömte, einen Gruß zu erhaſchen. Da fuhr er, die vierſpännige Kaleſche, die rothe Livrée, der Vorreiter — alles wie ſonſt. Und wie viel lag doch zwiſchen jetzt und einſt! Warum muß es immer gerade das Loos der wirklich guten Fürſten ſeyn, die Schuld einer fremden Vergangenheit zu büßen! — Wieder Fahnen, die Glocken läuten, die Böller knallen ſo heftig, daß man ſich ordentlich wundert, wie von dem Kriege noch ſo viel Pulver übrig geblieben. Wie wehmüthig all der Lärm, der den Riß zwiſchen Fürſt und Volk doch nicht heilt! Alles wimmelte von geputzten Leuten; Volk habe ich nicht geſehen, auch keine frohe Stimme gehört, die ſich in den Donner des Geſchützes miſchte. Im Walde fand ich am nächſten Morgen, über den Fußweg zum alten Schloſſe gelegt, aus lichtgrünem Waldmoos in ſchönen Buchſtaben den Namen Leopold. Dieſe Huldigung hat etwas kindlich Rührendes, allein ſie bedachte nicht, wie ſchnell die Schriftzüge, zerriſſen und zerſtampft von den Tritten der Menſchen, ja von den Hufen der Eſel, nur Spuren ohne Sinn zurücklaſſen würden.

(Fortſezung folgt.)

Paris, September.

(Schluß.)

Die Cholera.

In den lezten Jahren feierten die Haarkünſtler ihr Feſt durch ein auf ihre Koſten veranſtaltetes Hochamt in der Kirche St. Euſtache, und Nachmittags durch ein großes Gaſtmahl und einen Ball, wobei ihre Frauen und Töchter ſich im höchſten Glanze zeigten. Im vorigen Jahre unterblieb das Feſt, weil es ein alter royaliſtiſcher Brauch war, und in dieſem Jahre waren zwar die königlichen Erinnerungen keineswegs verpönt, aber nach einem ſo langen Stillſtande des Handels und der Gewerbe, unter welchem die Coiffeurs ſo viel gelitten haben als andere Zünfte, war man zu koſtſpieliger Beluſtigung nicht aufgelegt.

In politiſcher Hinſicht iſt es jezt ſo ſtill in Paris, wie es kaum in der monarchiſchen Zeit war. Der Sturm hat ausgetobt und gänzliche Windſtille iſt eingetreten. Wie lange ſie dauern wird und ob nicht neue Stürme ſich am fernen Horizonte bilden, läßt ſich freilich nicht ſagen. Aber die Cholera, welche man ſchon als erloſchen betrachtete, dauert noch immer fort, zwar nicht ſo heftig als Anfangs, aber in ſehr beunruhigender Form, indem ſie täglich mehr oder weniger Menſchen befällt und dieſelben größtentheils nach wenigen Stunden hinrafft. Man fürchtet ſchon, daß dieſe aſiatiſche Geißel nicht mehr aus Europa verſchwinden, ſondern ſich allmälig feſtſezen wird. Bei ihrem erſten Erſcheinen in Paris wüthete ſie etwa zwei Monate lang ſehr ſtark, und hörte dann bald gänzlich auf. Dießmal herrſcht ſie hier bereits ſechs Monate, hat eben ſo viel Menſchen, vielleicht noch mehr weggerafft als das erſtemal, und die Anfälle ſind meiſt plözlicher und gefährlicher geweſen, als im Jahr 1832. Die großen Tageblätter ſprechen nicht viel von der furchtbaren Seuche, einer wahren Plage des jezigen Zeitalters, um die Leſer und beſonders die Leſerinnen nicht zu erſchrecken, und ſelbſt die mediciniſchen Journale verkleinern das Uebel oder laſſen in ihre Berichte tröſtliche Worte einfließen und verſprechen das baldige Aufhören der Seuche; ſie verſichern ſogar, dieſelbe werde zu Ende des laufenden Monats aus Paris verſchwunden ſeyn. Dieſe Verſicherung ſtüzt ſich aber wohl nur auf die Beobachtung, daß die Cholera allmälig abnimmt, welche Abnahme aber nichts weniger als regelmäßig iſt. In den lezten Tagen, wo die Luft ſchwül war, nahm das Uebel wieder zu. Schrecklich hat die Krankheit im Hoſpital la Salpetrière gewüthet, welches nur bejahrte oder wahnſinnige Frauen aufnimmt; nicht allein hunderte von Weibern, ſondern auch junge Aerzte, Krankenwärter und barmherzige Schweſtern ſind weggerafft worden; dagegen hat ſie in dem Irrenhauſe zu Charenton, wo in zwei Abtheilungen Männer und Frauen gegen Bezahlung verpflegt werden, wohl einige Männer, aber gar keine Frauen angegriffen. Solcher ſonderbaren Erſcheinungen ſind dießmal verſchiedene vorgekommen, ohne daß man eine befriedigende Erklärung davon zu geben im Stande iſt. Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 231. Mittwoch den 26. September 1849.

Chaos of ruins! Who shall trace the void,
And say, „here was, or is," where all is doubly night?
Byron.

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Außer den Archäologen, die ich meine, ſchaufelten und wühlten dort vor der Märzrevolution noch andere Archäologen. Sie ſollten es wenigſtens, dafür wurden ſie bezahlt, täglich mit einem Paul. Wenn man vom Capitol den geſchlungenen Fahrweg herab kam, ſah man eine Schaar zerlumpter, etwas preſthafter Geſtalten, deren Schnallenſchuhe und Hüte jedoch noch Spuren beſſerer Zeiten an ſich trugen. Sie lagerten auf den Stufen, ſie ſonnten ſich auf Säulenknäufen oder zogen ſich, wenn es regnete, in die älteſten Gewölbe zurück; ein Aufenthalt, um den ich ſie nicht beneidete. Die Beneficiaten, wie man ſie nannte, waren herabgekommene Bürger, die von der Stadt das Gnadenbrod erhielten, nämlich täglich einen Paul, mit der Verpflichtung, unter den Ruinen nachzugraben. Man nahm es aber nicht ſehr ſtreng, und nachdem ſie wenige Spatenſtiche gethan, griffen ſie lieber nach den Steinen und ſpielten Boggia, auch Würfel in ihren Höhlen. Vor ihrer näheren Berührung warnte man die Fremden.

Was ſollten die Beneficiaten auch ausgraben? Dort unter dem Capitol ſind nur noch alte republikaniſche Cloaken zu finden, oder urkönigliches Pflaſter. Ueber die weitern Ummarkungen des Forum ſchwebte zu jener Zeit noch eine Art Prozeß. Wohl war es zugeſtanden, daß Napoleons Ausgrabungen fortgeſetzt werden ſollten, aber überall ſtieß das Grabſcheit an neuere Kapellen, Friedhofsmauern, an Orte, wo vielleicht das Blut von Heiligen gefloſſen war. Pius hatte der Archäologie ſeinen Schutz verſprochen; morgen, übermorgen, nächſte Woche ſollte angefangen werden, aber die Bedenklichkeiten, auf die man von allen Seiten ſtieß, waren ſchwerer wegzuräumen als tauſendjähriger Schutt. Darüber iſt die Revolution gekommen. Die Dictatur hatte den claſſiſchen Beſchluß dekretirt, eine Ausgrabung im Großen und Ganzen zu veranſtalten und weder an Kapellen, Kirchen noch Märtyrerblut ſich zu ſtoßen; ja es ſollte ſogar die ſchöne Allee, die vom Forum nach dem Titusbogen führt, niedergehauen werden. Die Archäologie in aller Welt wird gejubelt haben. Nun iſt Oudinots Belagerung dazwiſchen gekommen, Rom iſt eingenommen. Es fragt ſich für wen? Die Franzoſen werden wohl nichts gegen die Kunſtſchatzgräberei einzuwenden haben; ſind ſie doch Rom einen Erſatz ſchuldig für die zerſtörten Werke. Wenn aber mit dem Cardinalskollegium und Oeſterreich die politiſche Reſtauration obſiegt, bezweifle ich, daß ſie dieſer künſtleriſchen das Wort reden wird.

Wird man es aber in Rom jemals wagen dürfen, alle Kapellen und Kirchen niederzureißen, welche ſich mit ihrer mesquinen, verſchnörkelten Architektur an die Mauern und Bögen des Alterthums lehnen? Selbſt wenn eine Freiheit errungen wäre, vor der der Nimbus kein Recht mehr hat, muß man vorſichtig zu Werk gehen. Manche Kirche erdrückt und erſtickt freilich den alten Tempel, auf dem ſie wurzelt und den ſie überwuchert; aber auch ſie iſt hiſtoriſch gewachſen, und indem man niederreißt, weiß man denn, wie weit das Alte dadurch hergeſtellt wird? Hier handelt es ſich freilich nicht um Wiedergewinnung künſtleriſcher Formen, ſondern um Fragen der Wiſſenſchaft; es gilt

Digitized by Google

eine Zerſtörung, wie ſie nur in Rom und Athen erlaubt wäre, um zu conſtatiren, wie im Alterthum in der Anſchauung war, das wir aus Schriften zu kennen glauben. Doch iſt die Wiſſenſchaft, trotz ihrer außerordentlichſten Anſtrengungen, noch nicht ſo weit vorgeſchritten, daß ſie in jedem Mauerwerk das Zeitalter ſeiner Entſtehung genau erkennt. Die claſſiſche Zeit hat ſich ſelbſt zerſtört, der Enkel hat die Werke des Großvaters geplündert, um die ſeinige zu ſchmücken, und nicht allein die chriſtlichen Cäſaren und Päpſte brachen die Säulen der Tempel ab, um ihre Kirchen zu zieren, auch die heidniſchen haben es gethan, und der eine Cäſar nahm vom Triumphbogen ſeiner Vorfahren die Siegesbilder, die ihm gefielen, die gefangenen Barbarenkönige, die eroberten Städte, um ſeinen eigenen Bogen damit zu ſchmücken. War doch das Alterthum in dieſer naiven Art, dem Einzelnen Ruhm zu ſchaffen, der Gegenwart noch voraus; denn ich wüßte hiſtoriſch nichts davon, daß ein Sohn die Orden, die ſein Vater erhalten, ſich ohne weiteres um ſeine Bruſt gehängt hätte.

Dabei käme noch eine gewiſſe Pietät zur Sprache. Die Verwandlung des Heidentempels in eine Kirche ſchüzte jenen oft vor der Zerſtörung durch Barbarenhände. Gewiß iſt das beim Coloſſeum der Fall. Die vielen kleinen Altäre und Betkapellen, die nach unſern Begriffen die Arena des Coloſſeum verunſtalten, ſind in ſpäterer Zeit ihre beſte Sauvegarde geweſen; freilich nur vor dem raubluſtigen Pöbel. Die Barone und Häuptlinge des Mittelalters verſchanzten ſich darin, ſie ſtürmten ſie mit Leitern und Mauerbrechern oder riſſen Quader und Backſteine aus, um damit andere Paläſte aufzubauen. Auch Päpſte thaten das, bis man ſpät endlich den monumentalen Werth des flaviſchen Theaters erkannte. Da ließen und laſſen noch heute Päpſte es reſtauriren, mit einem Reſpekt für das Alterthum, den ich nicht unbedingt tadeln, nicht unbedingt billigen möchte. Man vermeidet, den ganz reſtaurirten Theilen Schein und Roſt des Alterthums beizulegen; man ſpricht damit aus, daß die Reſtauration nur geſchieht, um die übrigen Theile zu erhalten. Aber es bröckelt ein Theil nach dem andern ab, und wenn Verwüſtung und Wiederherſtellung im bisherigen Maße fortdauern, will man ausrechnen, daß in fünf Jahrhunderten kein urſprünglich römiſcher Ziegel mehr die Außenwände bekleiden wird. Die Reſtauration im Innern geht langſam vorwärts. Die Arkaden, welche die obern Sitze trugen, ſind noch zernagte, bröckligte Bogen, von Moos und Geſtrüpp umſchlungene Ruinen, die jeden Augenblick den Einſturz drohen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

So lag ich noch an drei Wochen beſtändig im Bette, oft noch von ſehr heftigen Schmerzen geplagt, bis meine Kräfte mir wieder geſtatteten, anfangs einige Stunden auf zu ſeyn und am Stocke im Hauſe umher zu ſchleichen. Von feindlichen Truppen ſah ich während dieſer ganzen Zeit nichts. Einigemal waren zwar einige Honvedspatrouillen unten im Hofe, es kamen aber keine zu mir in die Kammer. Einmal zogen auch mehrere Bataillone und Schwadronen mitten in der Nacht mit lautem Sang und Klang unter meinem Fenſter vorbei. Von der übrigen Welt hörte ich während meines ganzen Aufenthalts in der Puſte, der beinahe ſieben Wochen dauerte, kein Wort; trotz dem fühlte ich ſelten Langeweile. Anfangs ſchlief ich viel, oder lag ſtundenlang in Fieberträumen, ſpäter ſezte ſich eine der Töchter, gewöhnlich die kleine Trecſcy, ſeltener die ſchöne Wilma, an mein Bett und plauderte mit mir, oder las mir aus einem alten ungariſchen Chronikbuch, das im Hauſe aufbewahrt wurde, die Geſchichten von Matthias Corvinus und von Hunniades und andern ungariſchen Helden vor. Zuweilen las ich auch in alten Jahrgängen des »Pesti Hirlap« (Peſther Zeitung), die früher von Koſſuth redigirt, ſich mächtigen Einfluß in ganz Ungarn erworben und der Inſurrektion Bahn gebrochen hat. Die glühende Sprache und die große Klarheit, die in allen Schriften dieſes ſo hoch begabten Mannes herrſchen, mußte ich bewundern.

Später, als ich ein wenig umher gehen konnte, machten mir die vielen Eigenthümlichkeiten des Haushaltes und der Sitten der Familie viel Vergnügen, und obgleich ich Ungarn ziemlich genau zu kennen glaubte, ſo ſah und hörte ich hier doch Manches, was mir ganz neu war. Die Hauptbeſchäftigung der Familie beſtand, wie geſagt, in der Viehzucht. Durch die freiwilligen Beiſteuern für das ungariſche Heer waren übrigens die Heerden, die jezt der alte Imre oder der kleine Miſchko, manchmal auch eines der Mädchen mit Hülfe von drei bis vier ungeheuern weißen Wolfshunden abwechſelnd hüteten, ſehr zuſammengeſchmolzen. An Pferden hatten ſie nur noch fünf alte Stuten, die zu alt, und zwölf bis vierzehn Füllen, die noch zu jung zum Kriegsdienſt waren; achtzehn brauchbare Pferde hatten ſie, wie ſchon geſagt, abgeliefert. Oft kamen noch einige gedrückte oder verwundete Pferde hinzu, die vom ungariſchen Heere, als für den Augenblick dienſtuntüchtig, zurückgeſchickt waren, um ſie hier auf der Weide ſich erholen zu laſſen. Auch das Hornvieh beſtand nur noch aus einigen dreißig

Stücken, alles andere hatte man dem Heere gegeben, wie denn auch nur noch wenige Schweine und Schafe vorhanden waren. Auch erzählte mir die Frau einſt, ſie habe allen ihren ſilbernen Schmuck, ihre Töchter ſogar ihre ſilbernen Kreuze von der Bruſt, ſo wie 600 Gulden, die ſie ſich erſpart, in die ungariſche Kriegskaſſe freiwillig abgeliefert.

Welch ungeheure Hülfsmittel der Inſurrektion durch ſolche Begeiſterung des ganzen Volkes zu Gebot ſtanden, das wurde mir hier in der faſt nur von Weibern bewohnten Puſte recht klar. So kam es faſt täglich vor, daß irgend eine Nachricht ſo raſch wie möglich von einer ungariſchen Heeresabtheilung zur andern zu befördern war. Häufig geſchah dieß durch Feuerſignale, hohe Stangen, mit Maisſtroh umwickelt, die von Puſte zu Puſte loderten. Nachts war ſtets ein Familienglied auf der Wacht, um nach dem Signal zu ſpähen und es im nächſten Augenblick weiter zu geben. Noch häufiger aber kamen reitende Boten, gewöhnlich kleine Buben, mit Briefen an, die dann ſogleich weiter befördert wurden. So wie ein ſolcher Bube ſich der Puſte von weitem näherte, klatſchte er noch im vollen Lauf des Pferdes mit der Peitſche und erhob ein gellendes Geſchrei. Kaum ward dieß gehört, ſo packte der kleine Miſchko das nächſte beſte zwei- oder dreijährige Füllen, das in der Nähe weidete, warf demſelben eine aus Binſenſtricken gedrehte Halfter über den Kopf und ſchwang ſich auf ſeinen nackten Rücken. Der ankommende Bote warf ihm die Depeſche zu, die gewöhnlich zwiſchen zwei kleine Holzbretter gebunden war, rief den Ort der Beſtimmung, Miſchko knallte tüchtig mit der Peitſche, ſtieß einen lauten Pfiff aus, und fort ſprengte das muthige Füllen, oft hinten und vorne ausſchlagend, über die weite Fläche der nächſten Puſte zu.

Solch ein Depeſchenwechſel dauerte keine Minute und kein Courier kann raſcher und ſicherer reiten als dieſe kleinen ungariſchen Buben. War Miſchko gerade nicht in der Nähe oder ſchon auf einem Courierritt fort, ſo trat eine der Töchter an ſeine Stelle. So weiß ich, wie in einer dunkeln ſtürmiſchen Regennacht, wo Miſchko ſchon fort war, als plötzlich wieder eine Depeſche kam, Wilma, ohne ein Wort zu ſagen, in die Heerde eilte, einem dreijährigen Hengſte ein Halfter umwarf, wie der Blitz auf dem Rücken des ſich hoch aufbäumenden Thieres ſaß, ihre lange Peitſche knallen ließ und fort in die dunkle Heide ſtürmte. Am andern Morgen ſaß ſie ruhig wieder an meinem Bette und erzählte mir, ſie ſey zwei Meilen hin und zwei Meilen zurückgeritten, aber ſchon etwas nach Mitternacht wieder zu Hauſe geweſen. Ueberhaupt war es ein wahres Centaurengeſchlecht; die beiden Mädchen ſo gut wie der Knabe griffen das erſte beſte zwei- oder dreijährige Füllen bei der Mähne, ſchwangen ſich auf, oft ohne demſelben eine Halfter umzulegen, und ſprengten auf der Heide hin und her.

Aber auch Lebensmittel aller Art wurden häufig von der Puſte in das Heerlager der Magyaren geliefert. Der alte Imre fuhr oft mit einem Wagen fort, der ſo ſchwer als die kleinen Röſslein ziehen konnten, mit Speck, Kukuruzmehl, Wein, Branntwein und Paprikahülſen (rother türkiſcher Pfeffer) beladen war, und kam erſt nach mehreren Tagen wieder. Alle dieſe Lebensmittel waren auf dem Felde in ſehr künſtlich angelegten Erdgruben verborgen, ſo daß wenn kaiſerliche Truppen kamen, ſie im Hauſe außer etwas Kukuruzmehl nichts fanden. So ward uns freilich der Krieg unendlich erſchwert, wir hatten beſtändig Strapazen aller Art auszuſtehen und konnten trotz der Tüchtigkeit unſerer Soldaten kaum von der Stelle kommen. Die Ungarn dagegen wurden ſtets auf's Schnellſte und Sorgfältigſte von allen unſern Bewegungen unterrichtet, und fanden faſt überall Lebensmittel aller Art, während wir ſo oft hungern und durſten mußten. Meine Nahrung in der Puſte war übrigens ziemlich einfach aber reichlich. Der Arzt hatte mir beim Abſchied dringend verboten, keine Speiſen zu genießen, in denen viel Paprika oder viel Speck ſey, und ſo konnte ich an den meiſten Nationalgerichten der Familie, bei denen dieſe beiden Dinge ſtets die Hauptrolle ſpielen, keinen Antheil nehmen. Milch, Kapoſta (Kohl), Mehlſpeiſen aus Kukuruz und Eiern bildeten meine Hauptnahrung, und der ſehr gute Wein, von dem mir meine Wirthin gab ſo viel ich wollte, bekam mir vortrefflich.

So kam ich allmälig wieder zu Kräften, und wenn auch noch manche Woche vergehen mochte, bevor ich wieder ein Pferd beſteigen konnte, ſo war ich doch ſchon ſtark genug, um ſtundenlang ſpazieren zu gehen und auf einem leichten Leiterwagen umherzufahren. Mit dem Gefühl der Geſundheit wurde aber auch der Wunſch, von hier fortzukommen, in mir von Tag zu Tag lebendiger. Ich beſchloß endlich, mich zur kaiſerlichen Armee durchzuſchleichen. Dieß war ſchwer und gefährlich, aber nicht unmöglich. Meine Hausgenoſſen, und vor allen die Hausfrau ſelbſt, ſuchten mir anfangs dieſen Gedanken auszureden und als unausführbar darzuſtellen. Als ich aber immer wieder davon anfing, ſagte die Mutter endlich: „Wohl, du kannſt es thun, denn unſer Gefangener biſt du nicht. Du haſt verſprochen, von Allem, was du hier geſehen haſt, nichts zu verrathen, und dein Wort wirſt du halten. Denn wenn du auch ein Deutſcher biſt und Ungarn mißhandeln hilfſt, das dir nichts zu Leide gethan, ſo biſt du doch ſonſt wacker. Zieh alſo dahin, wenn es dir gefällt."

Ich bat nun, man möchte mir einen leichten Leiterwagen, deren mehrere im Hofe ſtanden, verkaufen, ſo wie zwei Pferde, die kürzlich von der Armee als gedrückt und ſo zum Reiterdienſt untauglich hieher geſchickt worden waren. Ich wollte ſehen, ob ich nicht damit nach der croatiſchen Militärgrenze gelangen könne. „Wenn du mir verſprichſt, daß die Pferde mit deinem Willen niemals den Schwarzgelben dienen ſollen, kannſt du ſie nebſt Wagen und Geſchirr für acht Dukaten haben," ſo ſprach die Frau, und der Handel war bald abgemacht. Mit mehreren Säcken voll Kukuruz, einigen Speckſeiten und einem Fäßchen Ofner gut verproviantirt, ſtand mein leichtes Fuhrwerk mit den kleinen magern Gäulen in elendem Geſchirr am andern Morgen vor der Thüre des Hauſes bereit, mich in die ungewiſſe Ferne zu führen.

Der Abſchied von der braven Familie, die mich, den Feind ihres Landes, ſo liebevoll gepflegt hatte, ſchnitt mir in's Herz, und faſt hätte ſich mir das Auge mit einer Thräne gefüllt. Ich richtete noch an die Mutter die ſchüchterne Frage, ob ſie mir nicht erlauben wolle, ihr für die Bewirthung etwas zu bezahlen. Da ſah ſie mich ſtolz an und ſagte in ernſtem Ton: „Wie kannſt du Deutſcher einer Magyarin Geld für ihre Bewirthung bieten? Doch halt, unſer Land braucht jetzt Geld zum Krieg; gib mir einen Dukaten für die Woche, ich will ſie in die Kriegskaſſe ſchicken." Beſchämt reichte ich ihr ſieben Dukaten, da ich gerade ſieben Wochen in der Puſte zugebracht hatte. Ich drückte allen herzlich die Hand und beſtieg den Heuſack, der mir zum Sitze diente; meine feurigen Gäule ſprengten an, und raſch fuhr ich dem kaum erkennbaren Geleiſe nach, das nach Südweſten wies. — Wann werde ich dieſen einfachen, edeln Menſchen vergelten können, was ich ihnen ſchuldig geworden! *

* Die weitern Schickſale des Verfaſſers erzählt ein nächſtens folgender Brief.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, September.

(Fortſetzung.)

Nachſaiſon.

Auch die Großherzogin Stephanie iſt wieder in ihre hieſige Villa zurückgekehrt. Wunderliches Loos dieſer Fürſtin, aus dem einen Lande durch die Revolution vertrieben zu werden, während dieſe in einem andern Staate ihre Familie an die Spitze hebt! Die Tochter der Großherzogin Stephanie, die Prinzeſſin Marie, Marquiſe Douglas, verweilt zur Zeit in Paris bei ihrem in warmer Freundſchaft ihr zugethanen Vetter, dem Präſidenten Louis Napoleon. Von fremden Gäſten hat ſich auch der Erbprinz von Fürſtenberg mit ſeiner Gemahlin hier eingefunden und alle Anzeigen deuten auf einen glänzenden Winter, der beinahe in Einen Ring zuſammenlaufen dürfte mit der ungewöhnlich weit ſich hinausſpinnenden Badeſaiſon, zu deren ſpätem Blüthenflor zwei Landplagen ſich verſchwören mußten, Krieg und Cholera, jener, indem er den Beginn der Kurzeit hinausſchob, dieſe, indem ſie Flüchtlinge aus allen vier Winden zuſammen treibt an die ſchützenden Thermen, deren Dämpfe nach alter Tradition keine verderbliche Seuche aufkommen laſſen, wie denn ſchon einmal die Peſt aus der Gegend vertrieben ward, weil man die heißen Fluthen frei ſtrömen ließ. Gleich in den erſten Tagen nach Ausbruch der Cholera im Elſaß wurde Baden von den Straßburgern überſchwemmt, wie vorher von den Preußen. So wurden in Einem Sinne die Franzoſen Sieger über die Stämme aus Norden. In allen Gaſſen, in Wald und Thal hört man mehr franzöſiſch als deutſch ſprechen. Selbſt das herkömmliche Feuerwerk ſollte nicht fehlen im Kranze der Saiſon, ſo wenig wie das cosmopolitiſche Concert. Die einſame „lezte Roſe" Milanollo, die verwaiſte Schweſter, übernahm es die europäiſche Virtuoſität zu repräſentiren. — Die lauen Mondabende, die klaren Morgen, die uns der September wiederbrachte, waren den Ausflügen hold. Wenn ich auf meiner Bank am Berge ſitze, wie viele Menſchen, Nationalitäten und Schickſale ziehen da ſo nah an mir vorbei, einen Blick, ein flüchtiges Wort, ein Kniſtern im Gezweige zurücklaſſend! „Und das wollen Republikaner ſeyn?" habe ich mich erſt geſtern gefragt, als eine Caravane Franzoſen mit wüſtem Geſchrei, die duldſamen Eſel mißhandelnd, das Felſenecho beleidigte. Gerne hätte ich ihnen zugerufen: „gilt denn die liberté und fraternité für die gequälten Thiere gar nicht?" Gewiß iſt, daß Britten ſich nie ſo geberden würden. — Nach wie vor iſt die Promenade Paradeplatz für das bunte Gemiſch der fremden Uniformen. Neben dem mecklenburgiſchen Dragonerofficier und dem ſchwarzen Huſaren, der noch von den Tagen des alten Friedrichs her den Todtenkopf trägt, tauchen auch bayeriſche Cheraurlegers auf. Ich ließ mir berichten, wie die Kämpfe ihrer Landsleute zu Mannheim mit den Preußen entſtanden. Jene hatten den Unſtern, in allen Treffen zu ſpät zu kommen — midi à quatorze heures — und dieſe hänſelten ſie deßhalb fortwährend, da hieben denn die derben Leute von der Donau tüchtig auf die nordiſchen Spötter ein. — Jezt wandelt die „mecklenburgiſche Regimentstochter," welche, obgleich ſie ihre Truppe ſchnöde verlaſſen zu haben ſcheint, noch immer den blauen Rock mit rothem Kragen und den kleinen Degen an der Seite trägt, vor der Colonnade auf und nieder, an der Stelle, wo man ſonſt den verwundeten Adjutanten Mieroslawski's ſah, von einem hieſigen Bürger am Arme geführt. Der Adjutant war ein junger blaſſer Menſch mit ſchwarzem Bart, in einem langen ſchwarzen Ueberrock, wie ihn Geiſtliche zu tragen pflegen. Finſter war ſein Geſicht; er erinnerte an einen polniſchen Bauern. Faſt hätten ihn die anrückenden Preußen noch feſtgenommen. — Soll es denn wirklich zur Schmach unſerer Zeit mit dem Spiele wie mit dem Sklavenhandel ſeyn, beides nicht auszurotten, weil es Vielen Vortheil bringt? Gegenüber den wieder dichtumdrängten grünen Tiſchen, vor denen Waffenröcke aller Farben und Demantringe an weißen Frauenhänden ſchimmern, gegenüber dem hier im Bade noch immer entfalteten europäiſchen Luxus, wie ſchreiend tritt das tiefe Elend der Zeit, des Landes hervor!

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr 232. Donnerſtag den 27. September 1849.

Portenta terrarum.
Plinius.

Das Alter mancher Bäume iſt, und wäre es auch nur Gegenſtand der Neugierde, etwas höchſt Intereſſantes. Wir legen einen hohen Werth auf alle Reſte des Alterthums; ſollte es nun nicht auch höchſt anziehend für uns ſeyn, wenn man uns ſagte: dieſer oder jener Baum iſt ein Zeitgenoſſe der entfernteſten Geſchlechter?

Decandolle.

Vom hohen Alter der Bäume. *

Aus der dritten Auflage von A. v. Humboldts „Anſichten der Natur.“

(ſ. Nr. 225—228.)

In einem Garten der Stadt Orotava auf Teneriffa ſteht ein koloſſaler Drachenbaum, Dracaena draco. Wir fanden den Umfang deſſelben im Junius 1799, als wir den Pic von Teneriffa beſtiegen, 45 Pariſer Fuß. Unſere Meſſung geſchah mehrere Fuß über der Wurzel. Noch tiefer, dem Boden näher, gibt Le Dru dem Rieſenbaume 74 Fuß Umfang. Nach George Staunton hat in 10 Fuß Höhe der Stamm noch 12 Fuß Durchmeſſer. Die Höhe iſt nicht viel über 65 Fuß. Die Sage geht, daß dieſer Drachenbaum von den Guanchen (wie die Eſche zu Epheſus von den Hellenen, die von Xerxes geſchmückte Platane in Lydien, oder der heilige Banyanen-Feigenbaum auf Ceylon) verehrt wurde, und daß er 1402, bei der erſten Expedition der Béthencourts, ſchon ſo dick und ſo hohl als jetzt gefunden ward. Bedenkt man, daß die Dracaena überaus langſam wächst, ſo kann man auf das hohe Alter des Baums von Orotava ſchließen. Berthelot ſagt in ſeiner Beſchreibung von Teneriffa: »en comparant les jeunes dragonniers, voisins de l'arbre gigantesque, les calculs qu'on fait sur l'âge de ce dernier, effraient l'imagination.« Der Drachenbaum wird auf den canariſchen Inſeln, auf Madera und Porto Santo ſeit den älteſten Zeiten kultivirt, und ein genauer Beobachter, Leopold von Buch, hat ihn auf Teneriffa bei Igueſte ſelbſt wild gefunden. Sein urſprüngliches Vaterland iſt daher nicht Oſtindien, wie man lange geglaubt hat, und ſeine Erſcheinung widerſpricht der Behauptung derer nicht, welche die Guanchen als ein völlig iſolirtes, atlantiſches Stammvolk, ohne Verkehr mit den afrikaniſchen und aſiatiſchen Nationen, betrachten. Die Form der Dracänen iſt wiederholt an der Südſpitze von Afrika, auf Bourbon, in China und Neu-Seeland. In dieſen entlegenen Weltgegenden findet man Arten deſſelben Geſchlechts, keine aber im Neuen Continent, wo ihre Form durch die Yucca erſetzt wird. Man behauptet, daß im fünfzehnten Jahrhundert, in den früheſten Zeiten der normänniſchen und ſpaniſchen Conquiſta, in dem hohlen Stamme des Drachenbaums von Orotava an einem dort aufgerichteten kleinen Altar Meſſe geleſen wurde. Leider hat derſelbe in dem Sturm vom 21. Julius 1819 eine Seite ſeiner Krone (des Gipfels) eingebüßt. Es gibt einen ſchönen und großen engliſchen Kupferſtich, der den gegenwärtigen Zuſtand des Baumes überaus naturgetreu darſtellt.

Das Monumentale jener koloſſalen Lebensgeſtalten, der Eindruck der Ehrwürdigkeit, den ſie bei allen Völkern erzeugen, haben Veranlaſſung dazu gegeben, daß man in neuern Zeiten mehr Sorgfalt auf die numeriſche Beſtimmung des Alters und der Stammgröße verwandt hat. Die Reſultate dieſer Unterſuchungen haben es dem Verfaſſer der wichtigen Abhandlung: »de la longévité des arbres,« dem älteren Decandolle, Endlicher, Unger und andern geiſtreichen Botanikern nicht unwahrſcheinlich gemacht, daß das Alter mehrerer noch lebenden Individuen bis zu den früheſten hiſtoriſchen Zeiten, wenn auch nicht des Rillandes, doch von Griechenland und Italien hinauf-

* Wir glaubten im Abdruck dieſes Abſchnitts die zahlreichen Citate weglaſſen zu dürfen. D. Red.

Digitized by Google

reicht. »Plusieurs exemples,« ſagt Decandolle, »semblent confirmer l'idée qu'il existe encore sur le globe des arbres d'une antiquité prodigieuse et peut-être témoins de ses dernières révolutions physiques. Lorsqu'on regarde un arbre comme un agrégat d'autant d'individus soudés ensemble qu'il s'est développé de bourgeons à sa surface, on ne peut pas s'étonner si, de nouveaux bourgeons s'ajoutant sans cesse aux anciens, l'agrégat qui en résulte, n'a point de terme nécessaire à son existence.« Eben ſo ſagt Agardh: „Wenn in der Pflanze mit jedem Sonnenjahre ſich neue Theile erzeugen, und die älteren, erhärteten durch neue, der Saftführung fähige erſezt werden, ſo entſteht das Bild eines Wachsthums, welchen nur äußere Urſachen begrenzen.“ Die kurze Lebensdauer der Kräuter ſchreibt er „dem Uebergewicht des Blühens und Fruchtanſezens über die Blattbildung“ zu. Unfruchtbarkeit iſt für die Pflanze eine Lebensverlängerung. Endlicher führt das Beiſpiel eines Exemplars von Medicago sativa an, welches 80 Jahre lebte, weil es keine Früchte trug.

Mit den Drachenbäumen, die troz der rieſenhaften Entwicklung ihrer geſchloſſenen Gefäßbündel, nach ihren Blüthentheilen in eine und dieſelbe natürliche Familie mit dem Spargel und den Gartenzwiebeln geſezt werden müſſen, gehört die Adansonia (der Affenbrodtbaum, Baobab) gewiß zu den größten und älteſten Bewohnern unſeres Planeten. Schon auf den erſten Entdeckungsreiſen der Catalanen und Portugieſen hatten die Seefahrer die Gewohnheit in dieſe beiden Baumarten ihre Namen einzuſchneiden: nicht immer bloß zu rühmlicher Erinnerung, ſondern auch als marcos, d. h. als Zeichen des Beſitzes, des Rechts, das ſich eine Nation durch frühere Auffindung zuſchreibt. Die portugieſiſchen Seefahrer zogen oft als marco oder Beſitzzeichen das Einſchneiden jenes ſchönen franzöſiſchen Denkſpruches vor, deſſen ſich der Infant Don Henrique der Entdecker häufig zu bedienen pflegte: talent de bien faire. So ſagt Manuel de Faria y Souſa ausdrücklich in ſeiner Asia Portuguesa: »era uso de los primeros Navegantes de dexar inscrito el Motto del Infante, *talent de bien faire*, en la corteza de los arboles.«

Die älteſte Beſchreibung des Baobab (Adansonia digitata) iſt die des Venetianers Aloyſius Cadamoſto (der eigentliche Name war Alviſe da Ca da Moſto) von dem Jahre 1454. Er fand an der Mündung des Senegal, wo er ſich mit Antoniotto Uſodimare verband, Stämme, deren Umfang er 17 Klafter, alſo ohngefähr 102 Fuß, ſchäzte. Er hatte ſich mit den früher geſehenen Drachenbäumen vergleichen können. Perrottet ſagt in ſeiner Flore de Sénégambie, daß er Affenbrodtbäume geſehen, die bei nur 70 bis 80 Fuß Höhe 30 Fuß Durchmeſſer hatten. Dieſelben Dimenſionen waren von Adanſon in ſeiner Reiſe 1748 angegeben worden. Die größten Stämme des Affenbrodtbaums, welche er ſelbſt ſah (1749), theils auf einer der kleinen Magdaleneninſeln nahe am grünen Vorgebirge, theils an der Mündung des Senegal, hatten 25 bis 27 Fuß Durchmeſſer bei 70 Fuß Höhe, mit einer 170 Fuß breiten Krone. Adanſon ſezt aber ſeiner Angabe hinzu, daß andere Reiſende Stämme von 30 Fuß Durchmeſſer gefunden haben. Holländiſche und franzöſiſche Seefahrer hatten mit 6 Zoll langen Buchſtaben ihre Namen in die Bäume eingeſchnitten. Eine dieſer Inſchriften war aus dem fünfzehnten, die andern alle aus dem ſechzehnten Jahrhundert. Aus der Tiefe der Einſchnitte, welche mit neuen Holzſchichten überzogen ſind, und aus der Vergleichung der Dicke ſolcher Stämme, deren verſchiedenes Alter bekannt war, hat Adanſon das Alter berechnet, und für 30 Fuß Durchmeſſer eine Lebensdauer von 5150 Jahren gefunden. Er ſezt vorſichtig hinzu (ich ändere nicht ſeine bizarre Orthographie): le calcul de l'aje de chake couche n'a pas d'exactitude géométrike. In dem Dorfe Grand Galarques, ebenfalls in Senegambien, haben die Neger in einem hohlen Baobab den Eingang mit Sculpturen, welche aus dem noch friſchen Holze geſchnitten ſind, verziert. Der innere Raum dient zu den Gemeindeverſammlungen, die dort über ihre Intereſſen kämpfen. Dieſer Saal erinnert an die Höhle (specus) im Innern einer Platane in Lycien, in welcher der Conſul Lucinius Mutianus mit 21 Fremden ſpeiſte. Plinius (XII, 3) gibt einer ſolchen Baumaushöhlung etwas reichlich die Weite von achtzig römiſchen Fußen.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Rom.

(Fortſezung.)

Ueber den Totaleindruck eines Gebäudes, das jeder kennt, deſſen Name ſprichwörtlich geworden, iſt ſchwer noch etwas ſagen. Ein künſtleriſcher Eindruck iſt es nicht, ein wohlgefälliger auch nicht, auch möchte ich ihn nicht erhaben nennen, denn er drückt die ganze wuchtige Stabilität eines Römerbauwerks aus. Dieſes Gefühl bemeiſtert ſich unſer beſonders in den gewaltigen Arkaden, die nach außen um den Rundbau laufen, die Foyers unſerer Theater, Galerien, in denen drei Wagen neben einander fahren können, und getragen von Pfeilern, die der Ewigkeit trozen. Ich ſah das Coloſſeum im Morgenſchein, bei Nacht, von

Digitized by Google

Fackellicht, von bengaliſchem Feuer beleuchtet. Das war ein magiſch ſchauerlicher Anblick, denn auch die vollſten Feuerſtröme konnten nur Theile des Coloſſes mit ihrer rothen oder blauen Gluth anglühen, die andern zerklüfteten Maſſen blieben deſto dunkler. Die eigentliche Weihe gibt erſt der Mondſchein der Ruine. Von einer andern weiß ich nur aus der Erzählung. Hier ward in einer Nacht das römiſche Volk verſammelt; es legte den Eidſchwur ab für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens, es ſchwor zu ſterben gegen ſeine Unterdrücker. Freunde, die noch in Rom und bei der Feier zugegen waren, verſichern, das ſey die feierlichſte Beleuchtung des Coloſſeums, eine Scene geweſen voll Hochgefühlen, die ſich nicht beſchreiben laſſen.

Wo iſt das goldene Haus des Nero, das von einem Hügel über das Thal zum andern Hügel ſeine Bogen ſprengte? wo Neros Statue, deren Scheitel in die Wolken ragte? Noch zeigt man am Fuß des Coloſſeums eine viereckigte Ummauerung, die das Piedeſtal getragen haben ſoll. Von dieſem Palaſt aller Paläſte blieb nichts; das heißt, Niemand weiß, was dazu gehört hat. Aus dem Gewirr von coloſſalen Subſtructionen und kühn ſich aufgipfelnden Mauern, welche die Kaiſerpaläſte bilden, dürfte manches ein Theil jener neroniſchen Bauten geweſen ſeyn.

Es war mein Lieblingsſpaziergang in dieſes Labyrinth untergegangener Herrlichkeiten. Zwar auch nur durch eine Klingel, eine Thür und einen Händedruck erhält man Einlaß in die Kaiſerpaläſte, dann aber überläßt man es uns allein, uns zu orientiren. Vielleicht liegt darin ein Eingeſtändniß, daß ſelbſt die alles beſſer wiſſen wollende Wiſſenſchaft hier nicht aus und ein weiß. — Die Kaiſerpaläſte, ein fortgeſetzter Anbau durch viele Jahrhunderte, nahmen die ganze Höhe ein, auf welcher die Anfänge des alten Rom geſtanden, den Palatinus. Noch heute, trotz ihrer Zerklüftung und Ueberſchüttung, bilden ſie in ihrer Totalität nach außen zu eine Art Feſtung. Was erhalten iſt, was untergegangen, wer ſagt es? zu welchem Palaſt dieſe Mauer, dieſes Gewölbe gehörte, wer ahnt es? Wer weiß nur, was unter dem Schutt begraben liegt! In meiner Jugend kletterte ich mit banger Luſt auf unſere Bergruinen, ich wollte die Schauer des Alterthums einathmen. Ein Lächeln überkam mich hier, wenn ich an jene Schauer zurückdachte! Jene Jahrhunderte und dieſe Jahrtauſende, jene aneinander geklebten Bruchſteine, die in ihrer Verwitterung wieder werden, was ſie geweſen, Fels, und dieſe feſtverkitteten Backſteine, Kunſtwerke noch heut in ihrer Farbe, Feſtigkeit und Glaſur! Ein gothiſches Geſims, das ſich dort erhalten, erfreute mich; hier an der himmelhohen Wölbung noch die ausgebrochenen Caſetten und Roſetten. Endlich welche Räume, welche Maſſen! In einen Winkelhof dieſer rieſenhohen Trümmer könnte ſich ein Raubſchloß verſtecken.

Hier trittſt du hinaus auf ein Plateau, mit weichem duftenden Wieſenwachs bekleidet, von Hagebutten umwuchert; es ward Frühling, du freuſt dich, wie er nicht allein die Ruinen mit üppigem Geſträuch umgrünt, wie er mit ſeinem linden Arm weithin die Felder und Gärten belebt; es iſt eine entzückende Ausſicht von den Kaiſerpaläſten, wenn die Nachmittagsſonne die ewige Stadt mit ihrem matten Gold überhaucht. Auf dem Untergang ſolcher Größen, wie die Erde ſie nicht wieder ſah, keimt und wuchert und lacht die Natur mit derſelben Luſt, wie als Horaz und Virgil ſangen. Die Vögel ſingen auch. Da wird mir ein banges Halt! zugerufen; ein Loch öffnet ſich zu meinen Füßen. Ich hatte vergeſſen, daß der Hügel mit dem Sammetteppich, auf dem der Fuß ſo weich geht, es erſt ſeit anderthalb tauſend Jahren iſt; vorher war's die Oberfläche eines Gewölbes, das vielleicht ein kaiſerliches Prachtgemach überdeckte. Ich ſtehe auf einem bröcklichten Mauerwerk. Durch die Oeffnung in den Ziegeln blicke ich in eine ſchwindelnde Tiefe; der Marmorboden, Moſaik und Gold ſind freilich verſchwunden, der Pächter der Kohlgärten hat hier ſeine Ställe für Kühe und Ziegen, ſein Maisſtroh und ſein Heu thürmen ſich hoch an den ungeheuern Wänden. Wo Kaiſer ihre Schätze häuften, Trödelkram eines Bettlers!

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, September.

Die Parteien. — Kunſt. — Fr. Laun.

Wenn der verklärte Goethe bei der Feier ſeines hundertjährigen Geburtsfeſtes uns geiſtig nahe war und wahrnehmen konnte, wie wir ihn feierten, ſo wird er ſich ganz behaglich gefühlt haben, daß die, welche jene Feier veranſtalteten und unterſtützten, mit ſo viel Hingebung und Liebe ihn zu ehren ſuchten. Das Feſt war ein des Meiſters würdiges Opfer der Liebe, das ihm die allerdings noch kleine Zahl ſeiner wahren Verehrer brachte, aber auch zugleich ein Tag der Saat für künftige Ernte, der Saat der in den jüngern Geſchlechtern keimenden Liebe für den unſterblichen Dichter zu ſpäterer vielſeitigerer

Digitized by Google

und gerechterer Würdigung ſeines Lebens und Wirkens. — Wenige Tage nach dieſer Feier war der Jahrestag der ſächſiſchen Verfaſſung, der ſeither ſtets gefeiert worden war. Dieſesmal blieb der 4. September ein gewöhnlicher Werkeltag. Denn ein zum Beſten der Auswanderer veranſtaltetes großes Concert fiel doch wohl nur zufällig auf dieſen Tag. Es iſt eine ſolche Gleichgültigkeit ganz natürlich, denn keine Partei in Sachſen ſetzt jetzt noch große Hoffnung auf die Lebensfähigkeit unſerer Inſtitutionen. Der ſtreng conſervativen Partei iſt die Verfaſſung zu liberal geworden, den Radikalen iſt ſie nicht demokratiſch genug, die liberalconſervative Partei aber, die nur im deutſchen Bundesſtaate die gedeihliche Fortbildung der Verfaſſung erwarten konnte, ſieht dieſe Hoffnung mehr und mehr ſchwinden, und wird ſie vereitelt, ſo muß ſich unſer kleiner Staat doch allmälig abzehren. Denn die kleinen Staaten als ſelbſtſtändige Individuen tragen alle ſeit längerer Zeit den Krankheitsſtoff in ſich, der tödtlich werden muß, wenn ſie nicht im Bundesſtaate ſgenesen können. Daß unter ſolchen Umſtänden der bevorſtehende Landtag nicht mit großen Erwartungen betrachtet und die Wahlen dazu nicht eben mit großem Eifer vorbereitet werden, iſt natürlich. Wir ſind nach der Erhitzung und Ueberſpannung des vorigen Jahres kühl und matt geworden. — Doch zeigt ſich wieder eine ziemlich rege Produktionsluſt in der bildenden Kunſt, wie man auf unſerer vielbeſuchten Gemäldeausſtellung wahrnehmen kann. Neben der großartigen und gegenwärtig vorzüglich bedeutſamen Darſtellung der Peſt, der Hungersnoth, des Kriegs und des Todes nach der Offenbarung Johannis von Cornelius und Genellis geiſtreichen Compoſitionen verdienen einige Porträts, vorzüglich das der Jenny Lind von Magnus in Berlin, einige Genrebilder — beſonders ein reizendes Bauermädchen mit einer Ziege von Meierheim in Berlin — und ſehr viele hübſche Landſchaften beſondere Aufmerkſamkeit. Von den hieſigen Profeſſoren hat nur Hübner in einem anmuthigen Kinderbilde ein beachtenswerthes Lebenszeichen gegeben. Dagegen iſt eine Schülerarbeit von Wislicenus, ein Carton, der den Ueberfluß und das Elend ſehr geiſtreich darſtellt, vortrefflich; ſie wird von dem mit dem Preiſe ausgezeichneten jungen Künſtler in Oel ausgeführt werden. — Gutzkow hat ſeine Stellung an der hieſigen Bühne aufgegeben, bleibt aber zunächſt noch in Dresden. Auch Auerbach, der ſeit einigen Monaten in unſerer Nähe in Tharand ganz zurückgezogen lebt und faſt unbemerkt der Goethefeier beiwohnte, wird den Winter in Dresden zubringen. Und da laſſen Sie mich ſchließlich noch einen Cypreſſenzweig freundlicher Erinnerung auf das Grab Fr. Launs legen, der vor Kurzem hier hochbejahrt geſtorben iſt. Das Morgenblatt verdankt ihm, namentlich in früherer Zeit, manche willkommene Gabe. War er auch der neuen Zeit fremd geworden, ſo erhielt er ſich doch einen friſchen Sinn für die ihm verſtändlichere Vergangenheit, in welcher er mit manchen Koryphäen unſerer Literatur in näherer Verbindung gelebt hatte.

Baden-Baden, September.

(Fortſetzung.)

Die Preußen.

Heute begegneten wir einem eben erſt aus der Raſtatter Caſematte entlaſſenen Soldaten. Er hielt beide Hände vor das Geſicht. Endlich gelang es, ihm ſein Schickſal abzufragen. Er hatte ganz feuerrothe Augen; ich fragte ihn nach der Urſache. „Das kommt vom Heulen!“ ſagte er. — Oft ſehen wir die kranken Freiſchärler, unter ihnen einige mit abgenommenen Armen oder Beinen, aus dem Stadtſpital, dem gelben Hauſe gegenüber der Eiſenbahn, wo der am Echo vorüberführende Leopoldsweg ausmündet, nach dem Bade gehen. Die Gefangenen befinden ſich im franzöſiſchen Hofe. Im bekannten grünen Winkel, eine Herberge zwiſchen hier und Lichtenthal, hielt man auch verſchiedene loſe Mäuler aus den jüngſten Tagen in Haft, ſie ſind jezt aber zur Stadt gebracht, unter andern eine Wirthin von hier, welche mit bei ihr zechenden preußiſchen Soldaten zwar auf die Geſundheit ihres Königs, aber nicht des, wie ſie in vulgären Ausdrücken erläuterte, ihm dienſtbaren Großherzogs trinken wollte. Ein Britte, der von einem Beſuch der Caſematten in Raſtatt zurückkehrte, wurde nicht müde ſein Entſetzen zu äußern über die Verſtocktheit eines dort eingekerkerten zwanzigjährigen Schuhmachers, der ſich rühme, hinter einem Baume verſteckt drei Preußen erſchoſſen zu haben. Neulich im Wald hatte ſich auf der äußerſten Ecke der Bank, wo wir ſaßen, ein junger preußiſcher Soldat niedergelaſſen. Ein ſtattlicher Offizier ging vorüber, ſeine Frau am Arme, ein Kind voraus. Mit all der freundlich würdigen Repräſentation, die vom Prinzen von Preußen abwärts das ganze Heer bezeichnet, verweilte er fragend: „Gefällt es Ihnen hier beſſer als in Raſtatt? Haben Sie gutes Quartier?“ — „Ich wäre ſchon gut in Raſtatt geweſen; der Dienſt iſt freilich beſchwerlich, doch das ſchadet nicht; wenn nur nicht die Gefangenen wären, aber das iſt denn doch ſehr unerfreulich.“ — „Sehr läſtig!“ ſagte der Offizier und ging grüßend davon. Ganz charakteriſtiſch, wie er das Geſpräch abſchnitt und das möglicherweiſe auftauchende und hier doch ganz ungehörig, wo nicht unmöglich ſcheinende Gefühl in ſeine Schranken wies. — Wir haben nämlich in der kurzen Zeit hier ſchon mehrfach Garniſonswechſel erlebt. Es war beinahe wehmüthig anzuſchauen, als das zuerſt hier eingerückte Bataillon mit klingendem Spiel abzog. Es hatte ſchon eine Vergangenheit hier, ihm flogen Blicke und Winke nach, man merkte, es ließ Herzen zurück und Herzen folgten ihm. Daß die Preußen durch ihre ſoldatiſche Würde, durch ihre freundliche Geſittung Vorurtheile und gerade nicht unnatürliche Befürchtungen in Wohlwollen und Neigung zu verwandeln wußten, iſt der ſchönſte Sieg, den ſie im Lande errungen. Welcher Contraſt, wenn man dieſes Scheiden mit dem Empfange vergleicht, welcher noch vor wenig Wochen nach dem Treffen im Murgthale der fremden Einquartierung ward! Man erwies ſich damals ſo widerſpenſtig gegen die Preußen, daß ſie faſt nothwendig Härte entgegen ſetzen mußten. Ein preußiſcher Stabsoffizier erzählte: „Neben meiner Herberge ſtand ein großes Haus, deſſen wir bedurften. Der Eigenthümer entſchuldigte ſich, er könne nicht aufſchließen, der Schlüſſel ſey nicht da. „Wenn ich morgen wiederkomme,“ ſagte ich, „muß er da ſeyn, ſonſt werden Sie übergelegt.“ — Am andern Tag war der Schlüſſel richtig da. Ich ließ mir die Zimmer aufſchließen, ſie waren alle ganz leer. Nun machte ich meine Eintheilung: da kommt die Commandantur hinein, an Geräthe muß das und das hereingeſchafft werden u. ſ. w.“ — „Das iſt unmöglich.“ — „Wir wollen ſehen bis morgen; wenn nicht alles in Ordnung iſt, wie ich hier notirt habe, werden Sie übergelegt.“ — Am nächſten Tage fanden wir alles laut Angabe eingerichtet.“ — Thatſache iſt, daß z. B. in dem republikaniſchen Gaggenau die Mütter ihre Kinder vor den Preußen in die Keller flüchteten, „weil jezt das Kinderſpießen angehe.“ Dagegen prägt ſich nun der Reſpekt vor den Preußen unwillkürlich ſo tief ein, daß ich ſelbſt neulich in der Zerſtreuung allen Ernſtes erſchrack, wie über eine Verletzung des Belagerungsſtandes, als ein Hund aus einem Hauſe heraus auf einen vorübergehenden Füſelier losfuhr und ihn heftig anbellte.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 233. Freitag den 28. September 1849.

There is the moral of all human tales:
First Freedom and then Glory, — when that fails,
Wealth, vice, corruption — barbarism at last! — —
Admire, exult — despise — laugh, weep, — for here
There is such matter for all feeling! —

Byron.

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Die Archäologen geben nicht viel auf die Kaiſerpaläſte, im Bewußtſeyn, aus dem Räthſelchaos nichts entziffern zu können; als landſchaftliches Bild, als unaufgerolltes Gemälde einer ungeheuren Erinnerung kenne ich nichts ſchöneres in Rom. — In dieſe Ruinenkeilſchrift mußte ein Engländer, Maſter Mils, eine Villa hineinbauen, Papparbeit unter Granit, ein chineſiſch-gothiſches Haus. Leider daß dieſes Symbolum der Geſchmackloſigkeit mit ſeiner grellen Farbe weithin leuchtet durch die Stadt der Kunſt; könnte es doch ein Handwerksburſch für ihr Wahrzeichen nehmen.

Seltſam bleibt es, daß gerade ſo viele Triumphbogen, und mit ihrem Kunſtſchmuck, ihren Inſchriften, ſich erhalten haben, während die zahlloſen Paläſte und Tempel, deren Erhaltung einen praktiſchen Nutzen hatte für die Eroberer, in Schutt und Ruinen liegen. Was verſchaffte jenen Monumenten der Eitelkeit in den Augen der inländiſchen und ausländiſchen Barbaren einen ſolchen Reſpekt? Oder war es nur, weil hier kein Eiſen und keine Bronze aus den Mauern zu brechen war? Für uns freilich haben ſie einen andern Werth: der hiſtoriſch monumentale iſt ungleich größer als der künſtleriſche. Dort auf dem Bogen des Sever leſen wir die berühmte Correktur oder Cenſur, die ein Bruder übte gegen das Gedächtniß ſeines ermordeten Bruders: er ließ ſeinen Namen ausradiren. Auf Titus Ehrenbogen wird uns eine Illuſtration zur Geſchichte der Juden. In Titus Triumphzug prangt der ſiebenarmige Leuchter des Zionstempels. Conſtantins Bogen, der reichſte unter allen, iſt mit den Spolien früherer Ehrenbogen ausgeſtattet. Und auf allen dieſen Bogen, noch mehr auf Trajans Säule (auf ſeinem Forum), ſtudiren wir unſer eigen Alterthum, die Geſtalten der Barbaren und die ewig wiederkehrenden ihrer gefangenen Könige.

Von den Thermen haben ſich wenigſtens zwei, die des Titus und des Caracalla, beſſer erhalten als die Paläſte der Cäſaren. Dieſe öffentlichen Badeanſtalten, in ihrem alten Luxus, ihrer Ausdehnung gedacht, gewähren uns ein vollſtändigeres Bild als irgend etwas anderes von dem Lebensprozeß des in ſich ſelbſt verſinkenden Römerthums. Solcher koloſſalen Inſtitute der Verweichlichung und der Lüſte bedurfte es, um das Volk, das die Welt erobert, zur Sklaverei abzuſchwächen. Erſcheint uns doch hier eine erſte Ausführung des ſocialen Glückſeligkeitsreiches. Nur das Traumbild der Freiheit nahm der gütige Imperator ſeinen Römern, und dafür gewährte er ihnen allen, ohne eigene Sorgen, Glück, Vergnügen, Luſt; keine Bezahlung, nicht einmal Arbeit forderte er dafür, nur Folgſamkeit. Panem et Circenses gaben die alten Cäſaren dem ſchreienden Volke, die ſpätern bauten ihm üppige Badehäuſer, wo es Alles fand, was die Sinne verlangten, Pracht, Glanz, Bequemlichkeit, Bibliotheken, Gelegenheiten. Die Kunſt ſelbſt mußte ihre ſchönſten Werke herliefern, wie man denn in den Thermen die berühmteſten Antiken aufgegraben hat. Kein ſpaniſcher Habsburger, der in ſeinem Reiche die Sonne nicht untergehen ſieht, kein Großmogul, ſelbſt der Czar in Moskau wohnte nicht ſo prächtig als der römiſche Tagedieb in den Luſthäuſern, welche ſeine

Digitized by Google

Beglücker ihm aufrichteten. Bezahlt freilich mußte der Wohlſtand für Alle werden, damals wie jezt; damals bezahlten's die Völker der Erde mit ihrer Freiheit und ihrem Wohlſtande.

Die Thermen des Titus werden noch ausgeſchaufelt; man wird hier künftig eine volle Anſchauung von der Einrichtung dieſer Badehäuſer gewinnen. Noch ſind Stuck und Fresken an den Mauern; ſagt man doch, Rafael habe von hier ſeine Arabesken entnommen; ſpäter habe er den Gang wieder zuſchütten laſſen, damit Niemand weiter aus ſeiner Quelle ſchöpfe. Titus Thermen haben noch Fleiſch, die des Caracalla ſind nur Knochen. Nackt, Rieſenſkelette ſtehen die himmelanragenden Mauern der Caracalla- oder Antoninsthermen da, ein abgeſpültes Felsgebirge. In der Bewunderung dieſer koloſſalen Maſſen, die Räume einer kleinen Stadt umfaſſend, magſt du des Schauders dich nicht erwehren, daß es eine Zeit gab, wo man ſolche Kräfte für ein ſolches Spielwerk verſchwendete. Was thaten die Egypter anders? wendet man mir vielleicht ein. Der Deſpotismus that es freilich hier wie dort; aber kein Erklärer wird von den Pyramiden die Gottesidee ſtreichen, während dieſe Koloſſe der Lascivität, der Erſchlaffung des Menſchengeſchlechts, dieſe Tempel dem Gedanken errichtet ſind, wie eine Nation am beſten zu erniedrigen ſey, um ſie vom göttlichſten Gedanken, dem ihrer eigenen Freiheit und Menſchenwürde, zu entfernen.

Wie oft zog es mich gerade nach dieſen Trümmern an der äußerſten Spitze des wüſten Roms! Mein Auge, meine Schritte maßen gern die Umfaſſungsmauern, die, faſt ganz erhalten, ihnen den Anblick eines Caſtells gewähren. Ich maß die großen Badezimmer, groß genug, um eine kleine Flotte aufzunehmen; noch lieber ſtieg ich die enge Steintreppe auf die Bögen hinauf. Nur Stücke ſind noch da, oft nur ſchmale Streifen, ſchwindelnde Brücken über den Abgrund, wo ein nächſter Winterregen vielleicht ſchon den Kalk der Ziegel aufweicht, daß der kühn geſprengte Bogen einfällt; aber du widerſtehſt der Verſuchung nicht, doch hinüber zu ſchlüpfen; es ſind ja Römerbauten unter dir und du gewinnſt eine entzückende Ausſicht auf die Campagna.

Aber der Weg iſt lang, das Klettern, Schauen und Denken greift den Menſchen an, der von Fleiſch und Bein iſt, und der Leib verlangt auch ſein Recht. In dieſen Trümmerwüſten iſt kein Hotel, keine Reſtauration, darum tritt mit mir in die kleine Oſterie zur Molinetta am äußerſten Zipfel des Palatins. Erſchrick nicht vor der Unſauberkeit des einen Gemachs, das alles zugleich iſt, Entrée, Salon, Küche, Vorrathskammer, Hühnerſtall, Futterſchneide, Wachtlokal und Spieltiſch für die Douaniers. Der alte gemüthliche Wirth, deſſen Humor mich oft an Shakeſpeares good landlord of the garter erinnerte, deckt dir, wenn du oft kommſt, eine ziemlich reine Serviette auf den Tiſch, und findet er keinen zerbrochenen Stuhl mehr, weiſt er dir einen Platz an auf der Ecke der Hobelbank. Und ſchneeweiß ſind die Eier, welche er dir in Oel abſiedet, und der Frascatiwein, den er aus dem Keller holt, iſt golden an Farbe und Geſchmack, und in alten grünen Flaſchen, die den Maler entzücken. Ueber dem Hauſe iſt ein kleiner Garten, wo Tiſche und Bänke, die feſt in der Erde ſtecken, auch noch nicht ſo ganz morſch ſind von Wind und Wetter, daß man ſich ihnen nicht anvertrauen ſollte. Hier feierte ich, und viele mit mir, die genußreichſten Augenblicke in Rom. Als Landſchaft die Ruinen der Kaiſerpaläſte, der Thermen, um den Kopf ſpielend zwar verwelkte Rebengehänge, aber noch blühende Roſen (Ende Decembers), und vor dir auf dem Tiſch glühender Frascatiwein; und im Schutt in den Winkeln kleine Säulenknäufe, eine Stufe zum Stall ein antikes Basrelief. Ob Goethe gerade hier geweſen, weiß ich nicht. Sein Geiſt umwehte mich, wenn ich in die Molinetta trat.

Vom hohen Alter der Bäume.

(Schluß.)

René Caillié hat den Baobab im Nigerthale bei Jenne, Cailliaud in Nubien, Wilhelm Peters an der ganzen öſtlichen Küſte von Afrika gefunden, wo er Mulapa, d. i. Mlapa-Baum (eigentlich muti-mlapa), heißt und bis Lourenzo Marques, faſt bis 26° ſüdlicher Breite, reicht. Die älteſten und dickſten Bäume, die Peters ſah, „hatten 60 bis 70 Fuß im Umfang.“ Wenn Cadamoſto im fünfzehnten Jahrhunderte ſagte: eminentia non quadrat magnitudini; wenn auch Golberry in der Vallée des deux Gagnacks Stämme, welche an der Wurzel 34 Fuß Durchmeſſer hatten, nur 60 Fuß hoch fand, ſo muß dieß Mißverhältniß von Dicke und Höhe doch nicht für allgemein angenommen werden. „Sehr alte Bäume verlieren,“ ſagt der gelehrte Reiſende Peters, „durch allmähliges Abſterben die Krone, und fahren fort an Umfang zuzunehmen. Oft genug ſieht man am Littoral von Oſt-Afrika 10 Fuß dicke Stämme bis 65 Fuß Höhe erreichen.“

Wenn demnach die kühnen Schätzungen von Adanſon und Perrottet den von ihnen gemeſſenen Adanſonien ein Alter von 5150 bis 6000 Jahren geben, was ſie freilich in die Zeiten der Pyramidenbauer oder gar in die des Menes, d. i. in eine Epoche hinauf rückt, in welcher das ſüdliche Kreuz noch im nördlichen Deutſchland ſichtbar war (Kosmos Bd. II. S. 402 und 487), ſo bieten uns dagegen für unſere gemäßigte nördliche

Digitized by Google

Zone die ſichereren Schätzungen nach Jahresringen und nach dem aufgefundenen Verhältniß der Dicke der Holzſchichte zur Dauer des Wachsthums kürzere Perioden dar. Decandolle findet, daß unter allen europäiſchen Baumarten die Taxusſtämme das höchſte Alter erreichen. Für den Stamm der Taxus baccata von Braburn in der Grafſchaft Kent ergeben ſich 30, für den ſchottiſchen von Fotheringall 25 bis 26, für die von Crow-hurſt in Surrey und Rippon in Yorkſhire 14½ und 12 Jahrhunderte. Endlicher erinnert, „daß ein anderer Eibenbaum, auf dem Kirchhofe zu Grasford in Nord-Wales, der unter den Aeſten 49 Fuß im Umkreiſe mißt, über 1400 Jahr alt iſt, und einer in Derbyſhire auf 2096 Jahre geſchätzt wird. In Litthauen ſind Linden gefällt worden von 82 Fuß Umfang und 815 gezählten Jahresringen.“ In der gemäßigten Zone der ſüdlichen Hemiſphäre erreichen die Eucalyptusarten einen ungeheuren Umfang; und da ſie dabei über 230 Pariſer Fuß Höhe erreichen, ſo contraſtiren ſie ſonderbar mit unſern, nur in der Dicke coloſſalen Eibenbäumen (Taxus baccata). Herr Backhouſe fand in Emu-Bai am Littoral von Van Dimens Land Eucalyptusſtämme, welche am Fuß 66, in 5 Fuß Höhe über dem Boden noch 47 Fuß Umfang hatten.

Nicht Malpighi, wie man gewöhnlich behauptet, ſondern der geiſtreiche Michel Montaigne hat das Verdienſt gehabt, 1581, in ſeinem Voyage en Italie, zuerſt des Verhältniſſes der Jahresringe zur Lebensdauer erwähnt zu haben. Ein geſchickter Künſtler, der mit Anfertigung aſtronomiſcher Inſtrumente beſchäftigt war, hatte Montaigne auf die Bedeutung der Jahresringe aufmerkſam gemacht, auch behauptet, daß der gegen Norden gerichtete Theil des Stammes engere Ringe zeige. Jean Jacques Rouſſeau hatte denſelben Glauben, und ſein Emil, wenn er ſich im Walde verirrt, ſoll ſich nach den Ablagerungen der Holzſchichten orientiren. Neue pflanzen-anatomiſche Beobachtungen lehren aber, daß, wie die Beſchleunigung der Vegetation, ſo auch der Stillſtand (die Remiſſionen) im Wachsthum, die ſo verſchiedenartige Erzeugung der Holzbündelkreiſe (Jahreslagen) aus den Cambiumzellen von ganz andern Einwirkungen als von der Stellung gegen die Himmelsgegend abhangen.

Bäume, von denen einzelne Individuen zu mehr als 20 Fuß Durchmeſſer und zu einer Lebensdauer von vielen Jahrhunderten gelangen, gehören den verſchiedenſten natürlichen Familien an. Wir nennen hier: Baobab, Drachenbäume, Eucalyptusarten, Taxodium distichum Rich., Pinus Lambertiana Douglas, Hymenaea Courbaril, Cäſalpinien, Bombax, Swietenia Mahagoni, den Banyanenbaum (Ficus religiosa), Liriodendron tulipifera (?), Platanus orientalis, unſere Linden, Eichen und Eibenbäume. Das berühmte Taxodium distichon, der Ahuahuete der Mexikaner (Cupressus disticha Linn., Schubertia disticha Mirbel) von Santa Maria del Tule im Staate Oaxaca hat nicht, wie Decandolle ſagt, 57, ſondern genau 38 Pariſer Fuß Durchmeſſer. Die beiden ſchönen Ahuahuetes bei Chapoltepec (wahrſcheinlich aus einer alten Gartenanlage von Montezuma), die ich oft geſehen, meſſen nach der inhaltreichen Reiſe von Burkart nur 34 und 36 Fuß im Umkreiſe, nicht im Durchmeſſer, wie man irrthümlich oft behauptet hat. Die Buddhiſten auf Ceylon verehren den Rieſenſtamm des heiligen Feigenbaums von Anurahdepura. Die durch ihre Zweige wurzelnden Banyanen erreichen oft eine Dicke von 28 Fuß Durchmeſſer und bilden, wie ſchon Oneſikritus ſich naturwahr ausdrückt, ein Laubdach, gleich einem vielſäuligen Zelte.

Unter den Eichenſtämmen iſt von den ſehr genau gemeſſenen wohl der mächtigſte in Europa der bei Saintes im Departement de la Charente inférieure, auf dem Wege nach Cozes. Der Baum hat, bei 60 Fuß Höhe, nahe am Boden 27 Fuß 8½ Zoll, 5 Fuß höher noch 21½ Fuß, wo die Hauptzweige anfangen, 6 Fuß Durchmeſſer. In dem abgeſtorbenen Theile des Stammes iſt ein Kämmerchen vorgerichtet, 10 bis 12 Fuß weit und 9 Fuß hoch, mit einer halbrunden Bank, im friſchen Holze ausgeſchnitten. Ein Fenſter gibt dem Innern Licht, daher die Wände des, durch eine Thür verſchloſſenen Kämmerchens mit Farrenkräutern und Lichenen anmuthig bekleidet ſind. Nach der Größe eines kleinen Holzſtückes, das man über der Thüre ausſchnitt und in dem man 200 Holzringe zählte, war das Alter der Eiche von Saintes auf 1800 bis 2000 Jahre zu ſchätzen.

Von dem ſogenannten tauſendjährigen Roſenbaume (Rosa canina) an der Gruftkapelle des Doms zu Hildesheim iſt nach genauen urkundlichen Nachrichten, die ich der Güte des Herrn Stadtgerichtsaſſeſſors Römer verdanke, nur der Wurzelſtock von achthundertjährigem Alter. Eine Legende ſezt den Roſenſtock mit einem Gelübde des erſten Gründers des Domes, Ludwigs des Frommen, in Verbindung; und eine Urkunde aus dem eilften Jahrhundert meldet, „daß, als Biſchof Hezilo den damals abgebrannten Dom wieder aufgebaut, er die Wurzeln des Roſenſtockes mit einem, noch vorhandenen, Gewölbe umgeben, auf dieſem Gewölbe die Mauer der 1061 wieder eingeweihten Gruftkapelle aufgeführt und an derſelben die Zweige des Roſenſtocks ausgebreitet habe.“ Der jezt lebende, nur zwei Zoll dicke Stamm iſt 25 Fuß hoch, und etwa 30 Fuß weit an der Außenwand der öſtlichen Gruftkirche ausgebreitet; gewiß auch von bedeutend hohem Alter, und des alten Rufes werth, der ihm in ganz Deutſchland zu Theil geworden iſt.

Digitized by Google

Wenn übermäßige Größe der organiſchen Entwickelung im allgemeinen für einen Beweis langer Lebensdauer gehalten werden kann, ſo verdient aus den Thalaſſophyten der unterſeeiſchen Vegetation die Tangart Macrocystis pyrifera Agardh (Fucus giganteus) eine beſondere Aufmerkſamkeit. Dieſe Meerpflanze erreicht nach Capitän Cook und Georg Forſter bis 360 engliſche oder 338 Pariſer Fuß Länge und übertrifft alſo die Länge der höchſten Coniferen, ſelbſt die der Sequoia gigantea aus Californien. Capitän Fitz-Roy hat dieſe Angabe beſtätigt. Macrocystis pyrifera vegetirt von 64° ſüdlicher bis 45° nördlicher Breite, bis zur Bahia de San Francisco an der Nordweſt-Küſte des Neuen Continents. Joſeph Hooker glaubt ſogar, daß dieſe Fucusart bis Kamtſchatka hinaufſteige. In den Gewäſſern des Südpols ſieht man ſie ſchwimmen bis zwiſchen loſen Eisſchollen, pack-ice. Die zelligen, band- und fadenförmigen Gebilde der Macrocyſtis, welche durch ein klauenähnliches Haftorgan am Meeresboden befeſtigt ſind, ſcheinen in ihrer Verlängerung nur durch zufällige Zerſtörung begrenzt zu werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, September.

Goethe in Bern nicht gefeiert.

Blickte man in dieſen Tagen in die deutſchen Blätter hinein, ſo war es unvermeidlich, in jeder Nummer einigen Feſtbeſchreibungen zu begegnen, die alle das Datum des 28. Auguſt an der Stirne trugen. Die Korreſpondenten hatten Ende Auguſts nichts Eiligeres zu thun, als Feſtepiſteln zu ſchreiben. Fürchten Sie nicht, auch von mir mit einer ſolchen Feſtepiſtel behelligt zu werden. Zwar könnte auch ich von verſchiedenen Feſtlichkeiten berichten, die jüngſt in den hieſigen Zeitungen beſprochen wurden: von dem eidgenöſſiſchen Turnfeſte zu Zürich, von dem ſo eben die Jünglinge Berns, mit Preiſen und Ehren geſchmückt, zurückkehren; von dem Pflugfeſte zu Seedorf, an welchem der berühmte Name Erlach unter den Siegern im Wettpflügen ausgerufen wurde; von der feierlichen Enthüllung des Ehrendenkmals, welches zu Langenau im Emmenthale zum Andenken der im Sonderbundsfeldzuge gefallenen Berner errichtet wurde; von der Ueberreichung eines Ehrenſäbels an Ochſenbein, welcher in jenem denkwürdigen Krieg nicht nur das Entlebuch, ſondern zugleich die Sympathien ſeiner Mitbürger eroberte, durch die gegen die Beſiegten erwieſene „Humanität.“ Wie geſagt ließe ſich eine ganze Epiſtel zuſammenſchreiben über alle dieſe Feſtlichkeiten und Feierlichkeiten. Aber von der Feier, von der man jetzt in Deutſchland ſchreibt und lieſt, von der Feier des hunderſten Geburtstags Goethe's, läßt ſich beim beſten Willen aus der ſchweizeriſchen Bundesſtadt kein Wörtlein ſagen. Wer ſollte ſich in Bern darum kümmern, daß vor hundert Jahren ein Menſch das Licht der Welt erblickte, der nicht radikal war, ſondern höchſtens liberal, wenn nicht conſervativ oder ariſtokratiſch? Wer ſollte ſeinen Geburtstag bloß deßhalb feiern, weil er ein großer Dichter war? Etwa die Univerſität? Die feiert ſchon ſeit lange und hat in dieſem Augenblick noch Extraferien. Oder die verſammelten Großräthe? Die haben die Wahl ihres jüngſten Collegen, eines hieſigen Studenten, zu begrüßen; wie können ſie ſich zugleich mit der Geburtsfeier eines Dichters befaſſen? Oder der Bundesrath? Der iſt nicht feſtlich geſtimmt, ſondern ſeufzt Ach und Weh über allerlei Bedrängniſſe und Verlegenheiten. Aber das Publikum? Doch nicht gar der Bärenclub? Was hat der Radikalismus mit Goethe gemein? Oder die Ariſtokraten? Man findet in ihren Salons die Bilder von Radetzky und Windiſchgrätz und auf ihren Büchertiſchen franzöſiſche Prachtausgaben, aber vergebens ſucht man dort die Büſten von Schiller und Goethe oder die Werke dieſer deutſchen Dioscuren. Wo fände ſich alſo in der ſchweizeriſchen Bundesſtadt ein Verehrer des Gefeierten? Etwa unter den deutſchen Flüchtlingen? Die denken an andere Dinge, als an eine Feier deſſen, der geſungen hat:

> Nicht den Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
> Fortzuleiten . . . .

Und die Preſſe? Die nährt ſich und ihr Publikum mit Beweiſen von der Verrätherei Görgeys oder mit Ronge'ſchen Hanswurſtiaden und Ruge'ſchen Weltanſchauungen. Aber Goethe ragt zum Glück über den Dunſtkreis der ſchweizeriſchen Preſſe hinaus, wie die Spitzen der Berge über Wolken und Nebel. Zum Glück ſage ich, denn nichts Schlimmeres könnte ihm begegnen, als von ſeiner klaren, reinen Höhe herabgezerrt zu werden in den Sumpf ſolcher Blätter, welche zum Beiſpiel den greiſen Helden Radetzky eine „Standrechtsbeſtie“ nennen. Kaum ein einzelnes Blatt nahm mit den Worten: „in Deutſchland feierte man in dieſen Tagen Goethe's Geburtstag“ Notiz von dieſer Thatſache. Sonſt wurde mit keiner Zeile des Gefeierten gedacht. Am 28. Auguſt ſelbſt rührte ſich in ganz Bern nicht eine einzige Zunge, um der Bedeutſamkeit des Tages Worte zu leihen. Während ſich in Zürich wenigſtens einige Verehrer des großen Meiſters fanden, welche, um ſeine Büſte verſammelt, ihm eine Stunde dankbarer Erinnerung weihten, beſchäftigte man ſich in Bern — charakteriſtiſch genug für die Bundesſtadt — höchſtens mit Pflugproben und Ehrenſäbeln. In dem ſo eben erſchienenen Verzeichniſſe der Vorleſungen, welche im nächſten Halbjahre auf der hieſigen Hochſchule gehalten werden ſollen, wird die ganze Rubrik „Neuere Sprachen und Literatur“ durch zwei Nummern ausgefüllt, nämlich „ausgewählte Geſänge aus der divina comedia des Dante,“ und „ſchriftliche Uebungen zur Bildung des deutſchen Styls,“ ein kleiner Nachtrag zu dem, was ich in meiner letzten Korreſpondenz über die hohe Stufe dieſer Hochſchule geſagt habe.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 234. Sonnabend den 29. September 1849.

Goethe's Genius überflog den langſamen Gang des Zeitalters. Er bildete, wie jeder wahre Künſtler ſoll, ſein Publikum ſelbſt, arbeitete für die Nachwelt, und wenn unſer Geſchlecht höher ſteigt, ſo iſt es nicht ohne ſein Zuthun.

J. G. Fichte.

Goethe als Befreier.

Feſtrede, geſprochen im Kaiſerſaal zu Frankfurt a. M. *

Als vor ſiebzehn Jahren, inmitten einer Zeit, eben ſo gährend und unfertig wie die heutige, der greiſe Goethe verſchied, begann ein Geſchlecht zu erwachſen, das — wie Platen ſang — nicht mehr ſich harmlos in die Pflanzenwelt verſenkte, nicht mehr kantigen Bergkryſtall anſchaute, ſondern tief ergriffen war von des Menſchengeſchicks Entfaltung. Den Meiſten blieb ſeitdem unſer größter Dichter vorzugsweiſe als der beſchauliche Bramine von Weimar gegenwärtig; er, der kurz vor ſeinem Ende noch gelehrt hatte, daß nur derjenige ſich Freiheit und Leben verdient, der ſie täglich zu erkämpfen weiß. Und in der That war ſein Leben ein beharrliches Ringen, von welchem jeder Abſchnitt für ihn wie für uns den Standpunkt erhöhte; denn dem Goethe'ſchen Geiſte war es vor Allen gegeben, ſeine Sphäre vom Centrum aus in vollen Kreiſen zu erweitern, während es Andern kaum gelingt, nach einer Richtung hinaus Strecken zurückzulegen. Beſſer iſt ein hoher Standpunkt, als ewige Anflüge. Der ſcharfe, energiſche Geiſt faßt uns ſelbſtwirkend an und führt uns mit ſich zu ſcheinbarer Thätigkeit, um ſo leichter, je willenloſer und unbeſtimmter wir ſind. Der tiefe und reiche Geiſt aber erfordert unſere eigene Arbeit, und indem wir uns an ihm üben, ſchreiten wir fort in Wahrhaftigkeit, Beharrlichkeit und Selbſtbefreiung. Darum iſt die Aneignung des Goethe'ſchen Geiſtes kein ſchwächliches Verſenken in denſelben; es mag wohl dazu geworden ſeyn in jener matten Zeit, als man ſich an die Greiſenperiode des Dichters vorliebend anlehnte und das Abendroth ausrief für den vollen Tag. Uns aber, denen es beſchieden iſt, in einer Kampfeszeit ſeinen Jubeltag zu begehen, uns geziemt es, ihn als ſiegreichen Befreier zu begrüßen; und nicht bloß als Befreier im Gebiete der Sprache und Schrift.

Die Literaturgeſchichte weiſt nach, wie in den ſiebziger Jahren die warmblütige Kraft ſeiner Darſtellung, das raſch pulſirende Leben ſeiner knappen Sätze gegen die Wortfülle der Zeitgenoſſen meteoriſch auftrat; wie er Leſſings Werk fortſetzte und eine Schreibart ſchuf, emancipirt von Schnörkeln der Allegorie, von Zierrathen der Redekunſt und von Antitheſen des Witzes, eine Schreibart, die in Vers und Proſa den Gegenſtand ſelbſt erſcheinen läßt in durchſichtiger Klarheit, die endlich Niemanden dienſtbar iſt als dem deutſchen Sprachgeiſt und ihren eigenen innern Geſetzen. Goethes Verdienſt war gewiß auch hierin von ethiſcher Bedeutung; denn an ſeinem Beiſpiele vor Allen haben wir gelernt, wie hohe Meiſterſchaft nur der reinen Anſchauung, dem wahrheitliebenden Kunſtſtreben zu Theil wird; und obwohl ſonſt nicht eben ſchlagfertig, blieb er doch ſtets unerbittlich gegen jeden Verſuch, dem Formloſen durch Gefühlſeligkeit und falſche Andacht, durch Schwärmerei und Alterthümlerei eine Hebung zu verleihen.

Aber ſein Befreiungswerk umfaßt Größeres; in der harmoniſchen Fülle ſeines Weſens und Schaffens

* Bekanntlich ſollte bei der Feier von Goethes hundertjährigem Geburtstag zu Frankfurt ein Feſtalbum angelegt werden, und die vorliegende Rede war dazu beſtimmt. Das Vorhaben iſt erſt kürzlich aufgegeben worden; dieß erklärt die Verſpätung des Abdrucks in dieſen Blättern.

Digitized by Google

kämpfte er auf's Wirkſamſte gegen engherzige Lebensanſicht, gegen dumpfes Vorurtheil und deſpotiſche Schulbegriffe. Beſchränktheit war es, oder nur in der Hitze des Kampfes verzeihliche Täuſchung, wenn man ihn zu den Knechten werfen wollte, ihn, deſſen Wirken in leuchtender Vollendung eine Trophäe war für den ächt freien, vaterländiſchen Geiſt. Mißverſtändniſſe ſolcher Art dürfen uns nicht abhalten, den Kultus des Genies und Verdienſtes zu begehen, welcher der demokratiſchſte von allen Kulten iſt. — Sein Befreiungswerk aber vollbrachte Goethe als ein Dichter Gottes, der Sitte und des Vaterlandes.

Ja, als ein gotterfüllter Dichter zumeiſt, er, der niemals den Hinblick auf das Allwaltende verlor, von dem Tag an, wo er als Knäblein im Dachſtübchen einige Rauchkerzen als Opferflammen zündete, bis da er den vollendeten Fauſt unter ſieben Siegel legte, um ihn nie wieder anzuſchauen. Es iſt allbekannt, wie frei der große Dichter über poſitiven Symboldienſt ſich äußerte, wie verhaßt ihm der Proſelytismus war, während er doch zugleich die Ueberlieferung für ehrwürdig hielt, ſobald ſie ihm im Reinmenſchlichen zu wurzeln ſchien. Gerade darin iſt Goethe ein großartiger Träger des freien, maßvollen und gerechten deutſchen Geiſtes. Ihm als künſtleriſch vollendetem Individuum haben wir es nebſt Leſſing zumeiſt zu verdanken, daß es in unſerem Vaterlande vergönnt iſt, religiös und unabhängig zu ſeyn, ohne die Anknüpfung an das Göttliche zu verlieren. Während es bei andern Nationen wahr ſeyn mag, daß wo der Aberglaube endet, ſogleich der Unglaube beginnt, während man die Spötter aus Voltaires Schule, die Verzweifler in Byrons Art, als Atheiſten bezeichnete, konnte dieſes Wort gegen unſere Goethe, Schiller und Leſſing niemals angewendet werden. An ſchlagenden Ausfällen gegen Hierarchie fehlt es bei Goethe nicht, wie denn ſeinem allſeitigen Geiſte jedes Wahrheitsprivilegium zuwider war. Auch die trübe Sphäre des krankhaft Ahnungsvollen, der ſubjektiven Gottesbeziehungen zerfloß vor ſeiner lichtklaren Weltanſchauung. Aber wahrlich, nicht ungöttlich, ſondern im höchſten Grade gotterfüllt iſt die Lehre des unabhängigen Weiſen, der mit Einblick in vielfache Lebenswindungen und Kämpfe geſagt hat:

In einer Müh' zerrinnen alle Sorgen:
Birg dich in Gott, ſo biſt du wohl geborgen. —
Auch dieſer Spruch hat nicht gelogen:
Betrügt dich Gott, ſo biſt du wohl betrogen.

Auch in Bezug auf Sitte war Goethe zu jener Antwort berechtigt, die er vor zwanzig Jahren auf die Anfrage wegen eines ihm zu bauenden Denkmals ertheilte:

Ihr Deutſchen könnt mir ungeſcheut,
Wie Blüchern, Denkmal ſetzen;
Er hat von Franken euch befreit,
Ich von Philiſter-Netzen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(ſ. Nr. 224—230.)

Ohne ein menſchliches Weſen zu erblicken, fuhr ich den ganzen Tag auf der öden Ebene fort. Gegen Mittag, wo die Sonne furchtbar brannte, machte ich Halt bei einem halbzerſtörten Ziehbrunnen, aus dem ich mit großer Mühe mittelſt meines Hutes, den ich an der Peitſchenſchnur hinabließ, etwas Waſſer für meine Pferde ſchöpfte. Ich ſtärkte mich und die Thiere durch einige Stunden Ruhe und Speiſe und Trank, und fuhr dann raſch weiter. Einigemal ſah ich ſeitwärts einſame Puſten liegen, vermied es aber dieſelben zu berühren, da ich ſo wenig Menſchen als möglich begegnen wollte. Uebrigens war ich ganz wie ein ungariſcher Bauer gekleidet, in groben weiten Leinwandgatjen und eben ſolchem kurzen Hemd, einen runden, breitkrempigen Hut von grobem Filz auf dem Kopf; ein alter Schafpelz lag neben mir. Dazu war ich ſo gebräunt, daß ich wohl für einen gemeinen verwundeten Huſaren gelten konnte.

Als es dunkel ward, koppelte ich meine Pferde am Wagen feſt, warf ihnen Futter vor, ſuchte Heidekraut und dürres Geſtrüpp am Wege zuſammen, zündete es an und briet mir etwas Speck, den ich mit Kukuruzbrod und Wein verzehrte. Dann hüllte ich mich in meine Bunda und legte mich auf den Wagen zum Schlafen nieder. Es war ein eigenes Gefühl, ſo ganz allein zu ſeyn mitten in der ungeheuern Ebene, rings von Feinden umgeben, lediglich auf mich und meine eigenen Kräfte angewieſen; bald machte aber die Natur ihr Recht geltend, und ich ſchlief gut und ohne Störung bis zum frühen Morgen, wo ich mich anſchickte, meine unſichere Fahrt fortzuſetzen.

Ich war bereits einige Stunden gefahren, als mir ein ſtarker Trupp unordentlich gekleideter und ſchlecht bewaffneter Honveds, von einem in ſeine frühere Regimentsuniform gekleideten Korporal geführt, entgegenkam. Eine nicht angenehme Begegnung, die mir leicht Unheil bringen konnte; ich mußte aber gute Miene zum böſen Spiel machen. »Jonapot agyaſiöcka« (guten Tag, Gevattersleute) rief ich ihnen munter entgegen, »Jonapot,« lautete der Gegengruß. „Woher des Weges und wohin?“ fragten einige Neugierige. — „Bin ein verwundeter Huſar, kann leider nicht reiten

Digitized by Google

und führe nun Proviant, um doch etwas zu thun, und will nun nach Folna." — „Glück auf den Weg," erwiederte der Korporal, und so ließ man mich weiter ziehen. Das war beſſer gegangen als ich erwartet hatte, und meine Zuverſicht auf einen glücklichen Erfolg meiner Fahrt ward dadurch nicht wenig erhöht. Leider ſollte dieſelbe aber bald bitter getäuſcht werden. Nach einigen Stunden begegnete mir wieder ein ſtarker Trupp Reiterei, wohl an 400 Mann. Als ich in der Ferne Lanzenſpitzen blinken ſah, glaubte ich im erſten Augenblick, es ſeyen kaiſerliche Uhlanen, obgleich es faſt unmöglich war, daß ſolche hier ſeyn konnten. Es waren aber Reiter eines polniſchen Freicorps, größtentheils mit Lanzen oder geraden Senſen bewaffnet. Gleich die erſten derſelben hielten mich an und meinten lachend, das füge ſich gut, ich ſolle nur gleich mit ihnen umkehren, um die kranken Reiter zu führen. Vergebens proteſtirte ich dagegen und berief mich auf die Dringlichkeit meiner Fahrt. „Haſt du einen ſchriftlichen Ausweis, Bauer?" rief der Führer der Schaar, ein alter polniſcher Offizier mir herriſch zu, und als ich dieß verneinte, meinte er in ſeinem polniſch-deutſch-ungariſchen Kauderwelſch: „dann komm nur mit uns; ob du hier oder dort fährſt, muß einem ſo patriotiſchen Mann wie du ganz gleich ſeyn, und wir brauchen nothwendig Wagen, und damit fertig!" Dieß war eine üble Sache für mich; als Fuhrmann der polniſchen Legion zu folgen, lag gar nicht in meiner Berechnung, und die Gefahr entdeckt und dann als Spion auf der Stelle erſchoſſen zu werden, war nicht gering. Doch Noth kennt kein Gebot, und ſo mußte ich mich denn fügen. Ich reihte mich geduldig den fünf ſlowakiſchen Bauerwagen an, die dem Reitertrupp folgten, und fuhr nun, ſtatt nach Südweſten, nach Nordweſten.

Meine erſte Ladung waren vier polniſche und ein deutſcher Reiter, die das kalte Fieber in ſo hohem Grade hatten, daß ſie ſich nicht mehr auf ihren Pferden zu halten vermochten. Zähneklappernd lagen die armen Kerle eng aneinander gekauert auf meinem kleinen Wagen, von dem ihre Kameraden meinen Weinvorrath gleich weggenommen und jubelnd ausgetrunken hatten. Sonſt betrugen ſich dieſelben ordentlich, ja ſogar höflich gegen mich, wie denn überhaupt gute, ſelbſt ſtrenge Disciplin im Corps herrſchte. Die Leute waren größtentheils Gallicier, beſonders junge Leute aus Lemberg und andern galiciſchen Städten, und die Offiziere waren ſämmtlich polniſche Edelleute, die theilweiſe ſchon 1831 gegen die Ruſſen und 1846 gegen uns gefochten hatten. Uebrigens ſtacken unter der Mannſchaft auch viele Deſerteurs von unſern polniſchen Uhlanen- und Infanterieregimentern, die man leicht an ihrer ſteiferen militäriſchen Haltung erkannte. Die Bekleidung der Leute, in einer kurzen polniſchen Literka beſtehend, war gut, ihre Waffen in tüchtigem Zuſtande, die Pferde meiſt polniſcher Race, zwar ſchon etwas mitgenommen, aber noch ſehr brauchbar; kurz es war eine nicht zu verachtende Reitertruppe, wie ſich denn auch Abtheilungen dieſer polniſchen Legion früher wacker mit uns herumgehauen hatten. Mußte ich einmal Fuhrdienſt leiſten, ſo war ich noch am liebſten bei dieſen Polacken, da ich hier die wenigſte Gefahr lief entdeckt zu werden.

So zogen wir den ganzen Tag fort, fütterten zu Mittag und bivouakirten Abends im Freien. Unſere Wagen wurden im Kreiſe zuſammengeſtellt und rings mit Vorpoſten umgeben, ſo daß mir ein Entkommen unmöglich war. Neun Tage zog ich ſo als Fuhrmann mit der polniſchen Legion umher und lebte dabei wie die andern ſlowakiſchen Bauern von Mamaliga und ſchlief unter dem Wagen, in meine Bunda gehüllt. Gelegenheit zum Entweichen wollte ſich leider niemals finden, da wir Fuhrleute bei Nacht zu gut bewacht waren und wir faſt gar nie auf kaiſerliche Truppen ſtießen, zu denen ich hätte übergehen können.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, September.

(Fortſetzung.)

Der Bundesrath.

Ich bemerkte ſchon, der Bundesrath befinde ſich augenblicklich in allerlei Bedrängniſſen und Verlegenheiten. Er ſcheint dem Schickſale der deutſchen Centralgewalt entgegen zu gehen und könnte ſchon jetzt mit dem deutſchen Reichsminiſterium, ſtatt feindſeliger Noten, Beileidsbezeugungen und Condolenzſchreiben wechſeln. Er erläßt Befehle und Niemand reſpektirt ſie. Was die Ausweiſung der Flüchtlingshäupter und die Auslieferung des fremden Kriegsmaterials betrifft, ſo bleibt es wenigſtens in dieſen Punkten bei bloßen Beſchlüſſen; von einer Ausführung derſelben

Digitized by Google

iſt vorläufig eben ſo wenig die Rede, als von einer Durchführung der deutſchen Reichsverfaſſung. Ja, was noch ſchlimmer iſt, man fängt bereits an, den Bundesrath für den Widerſtand, den er in der Preſſe findet, durch Adreſſen zu entſchädigen, wie in Deutſchland den Erzherzog Reichsverweſer. In der Stadt circulirt in dieſem Augenblick eine Zuſchrift, in welcher ihm die Entrüſtung der Bürger über das „ſchamloſe Benehmen“ der Preſſe ausgedrückt werden ſoll. Beſonders die Berner Preſſe iſt es nämlich, welche nicht aufhört gegen die „Neutralitätshallunken“ in ihrer liebenswürdigen Weiſe zu Felde zu ziehen. Der „Guckkaſten“ gibt eine bildliche Darſtellung der Septemviri unter der Geſtalt von ſieben Waſchweibern, und der „Unabhängige“ ertheilt den Rath, den Bundespalaſt gleich ſo einzurichten, daß, wenn dem Bundesrath etwas Menſchliches paſſiren ſollte, man gleich daraus ein eidgenöſſiſches Findelhaus machen könne. Es iſt kein angenehmes Geſchäft, auch nur beiſpielsweiſe ſolche Aeußerungen ſchweizeriſchen Zartgefühls wiederzugeben, aber ein nothwendiges, wenn man ein getreues Bild hieſiger Zuſtände zeichnen will. Die Summe von Allem iſt, daß der Radikalismus höchſt unzufrieden iſt mit ſeiner eigenen Schöpfung, dem Bundesrathe, und daß dieſer allein bei den Conſervativen Unterſtützung und Vertheidigung findet. Fanden es doch die Radikalen durchaus nicht paſſend und zeitgemäß, Herrn Ochſenbein einen Ehrenſäbel für *frühere* Verdienſte zu überreichen. Man ſieht, der Bundesrath befindet ſich in einer höchſt mißlichen Lage. Indem er durch Mäßigung und Nachgiebigkeit einen Zuſammenſtoß mit dem Auslande zu vermeiden ſuchte, verſtieß er gegen ſeine eigenen Principien und mußte folglich mit ſeinem ganzen frühern Anhange zuſammenſtoßen. Und wie ſoll er ſich aus dieſem Dilemma heraushelfen? Die Unterhandlungen mit dem Auslande ſind noch nicht zu Ende und durch Katzenmuſiken, die man den unterhandelnden Offizieren bringt, werden ſie nicht zu Ende geführt. Die Schlußabrechnung möchte überhaupt noch nicht einmal begonnen haben. Jeder Nüchterne ſagt ſich nämlich, daß bei der jetzigen Wendung der Dinge eine ſolche früher oder ſpäter auch mit der Schweiz wird vorgenommen werden. Zwar die Furcht vor den preußiſchen Pickelhauben und das Geſchrei gegen dieſelben hat aufgehört und die ſogenannte Rheinarmee iſt entlaſſen. Die Gerüchte von heranrückenden Ruſſen und Oeſterreichern haben ſich ſchon zu oft wiederholt, als daß ſie noch beunruhigen könnten, und das von der deutſchen Zeitung gebrachte Theilungsprojekt wird als eine Unmöglichkeit belächelt. Daß aber die auswärtigen Mächte demnächſt der Schweiz die Frage vorlegen werden: was verſteht ihr eigentlich unter Neutralität und Aſylrecht, und welche Garantien bietet ihr, daß beides auf die gehörige Weiſe gehandhabt werde? Dieſe Ueberzeugung theilen alle Parteien. Nur ſind nicht alle einig über die Antwort, die auf jene Frage zu geben ſeyn wird. — Die Zeitungen beſchäftigten ſich jüngſt viel mit einer Verſammlung der Flüchtlingshäupter, die hier zu Bern im Hauſe des Profeſſors Vogt, Vaters des deutſchen Reichsregenten, ſollte gehalten worden ſeyn. Profeſſor Vogt erklärte jene Zeitungsnachricht für eine böswillige Lüge, und die deutſche Zeitung, die ſich von allen auswärtigen Blättern am meiſten mit der Schweiz zu thun macht, beweiſt die Unmöglichkeit einer neuen Verſchwörung und Schilderhebung durch die Flüchtlinge. Allerdings befinden ſich dieſelben heute nicht in der Lage, um morgen ſchon wieder losbrechen zu können; allerdings wäre es Wahnſinn, von der Schweiz aus einen neuen Einfall in Baden vorzubereiten; das hieße nichts anders, als ſich ſelbſt der Schlachtbank überliefern. Aber eben ſo kurzſichtig iſt die Annahme, daß die hier verſammelten Führer der Revolution durch den unglücklichen Ausgang in Baden von dem Revolutionsfieber gänzlich geheilt ſeyen, und daß ſie, weil ihre Plane heute oder morgen nicht zur Ausführung gebracht werden können, überhaupt keine Plane ſchmieden und verfolgen. Wer ſo argumentirt, der gleicht einem Schachſpieler, der, weil ihm in den nächſten Zügen nicht Schach geboten werden kann, vor ſeinem Gegner gänzlich ſicher zu ſeyn glaubt.

(Fortſetzung folgt.)

Baden-Baden, September.

(Schluß.)

Die Preußen.

Fleißig beſuchen vorzugsweiſe unſere Damen den in der katholiſchen Kirche abgehaltenen lutheriſchen Militärgottesdienſt der Preußen, erbaut von den trefflichen Vorträgen der gebildeten Feldprediger. Ein ergreifender geiſtlicher Redner kam neulich in Begleitung des ihm befreundeten Grafen Gröben hier an. Möchte der Geiſt des Evangeliums überall Wahrheit werden und ächte Früchte tragen! — Wenn man den guten Eigenſchaften der nordiſchen Gäſte Anerkennung zollt, ſo finden bei ihnen die Naturſchönheiten der fremden Thäler alle Gerechtigkeit. Wohl kein Preuße geht von Baden, ohne Thal und Gebirg in effigie in der Taſche mitzunehmen. Zu Hunderten werden bei Marx die Anſichten gekauft, die Abdrücke mit Goldrand u. ſ. w. vom Offizier, die ſchlichteren Blätter vom Landwehrmann. Jeder will den fernen Lieben in die Heimath ein Bild von dem eroberten Paradieſe ſenden, an dem auch er ſein Theil hat. Mancher arme Soldat kratzt ſich hinter dem Ohr, wenn das Briefpapier mit der Vignette vom alten Schloß oder von Lichtenthal, das *weiße* Blatt, worauf er ſeine Stoßſeufzer dem Liebchen in die Heimath ſenden, oder der alten Großmutter die Bitte um ein paar Zehrpfennige eindringlicher machen möchte, die Kräfte ſeines kleinen Lederbeutels überſteigt. Die dame de comptoir im Leſeſaal voll Goldleiſten, Spiegeln und lichtblauen Draperien, ſonſt nur gewohnt das leichtſinnig gewonnene und zerronnene Gold aller Länder Europas für hundert Ueberflüſſigkeiten auf den Tiſch vor ſich hinrollen zu ſehen, horcht mit ſeltſamem Lächeln auf, wenn die Pickelhauben in kindlicher Unbefangenheit um ein paar Kreuzer markten. Neulich, während ich mit einem Blicke wehmüthiger Pietät die Claſſiker muſterte, die in Marocquin und Goldſchnitt verlaſſen hinter Glas ſtehen, trat ein Füſelier ein. „Haben Sie die Geſchichte von der Genoveva?“ fragte er; „ich ſah ſie da außen am Laden hängen.“ — „Das iſt nicht die, welche Sie meinen,“ lautete der Beſcheid; „es iſt ein Theaterſtück.“ (Und zwar das Drama von Hebbel, einen Thaler oder mehr koſtend). „So?“ ſagte der Mann traurig, wie wenn man einen Freund verfehlt hat, „ſo? wenn es *die* geweſen wäre, hätt' ich ſie gleich gekauft.“ — Eine Stunde nachher gingen zwei Damen durch die Laubgänge an der Oos; beide trugen jene dichten blauen Schleier, welche von Albion bei uns eingewandert ſind. Mehrere Huſarenoffiziere kamen auf ſie zu. Einer von ihnen ſagte, gerade als er an den Frauen vorüberging, die nächſte derſelben fixirend, laut zu ſeinem Cameraden: „Ich habe die blauen Schleier doch nie leiden können!“ — Der preußiſche Lieutenant, wie er leibt und lebt! Zwiſchen dieſen zwei unſcheinbaren kleinen Anekdoten, die ſo ſcharf divergiren, liegt das ganze Heer; ſeine Sittengeſchichte dreht ſich um dieſe beiden Pole, die beiden Hauptmomente der Charakteriſtik: dort die Ehrfurcht und die Treue, hier die Selbſtüberhebung und der Anſpruch.

Beilage: Monatsregiſter September.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Zwiſchen den Garben. Von F. Freiligrath. 223.

Erzählungen.

Schwäbiſche Geſchichten. 210—215.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Nach Genua. 210—213.
Skizzen aus dem Fürſtenthum Lüneburg. 214—217.
Epiſoden aus der badiſch-pfälziſchen Revolution. 216—222.
Die Carrikatur ſeit dem 24. Februar. 218—220.
Bilder aus Rom. 221. 222. 223. 224. — 229. 230. 231. 232. 233.
Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. — 234.
Das nächtliche Leben im Urwald. Von A. v. Humboldt. 225—228.
Vom hohen Alter der Bäume. Von A. v. Humboldt. 232. 233.
Goethe als Befreier. Von Th. Creizenach. 234.

Korreſpondenz.

Frankfurt a. M. 210. — 219. 220. — Elberfeld. 210. 211. 212. — Berlin. 212. 213. 214. — Bern. 213. 214. 215. 216. — 232. 233. — Paris. 215. 216. 217. 218. — 227. 228. 229. 230. — Como. 218. 219. 220. 221. 223. 224. — Dresden. 221. 222. 223. 224. 225. 226. — 232. — Straßburg. 226. 227. 228. — Aus Oberöſterreich. 229. — Baden-Baden. 230. 231. 232. — 234.

Digitized by Google

Vierteljahrs-Schrift 1849.

Dritten Heftes zweite Abtheilung.

---

[92] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Abtheilung des dritten Heftes

der

deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1849.

Juli — September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Die verfassunggebende deutsche Reichsversammlung. (Schluß.) — Die Grundrechte und die Volksschule. — Die Revolution in der Pfalz. — Aus Goethes Archive.

Stuttgart und Tübingen, August 1849.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

ADDITAMENTUM PRIMUM

AD

REGESTA IMPERII.

ERSTES ERGÄNZUNGSHEFT

ZU DEN

REGESTEN DES KAISERREICHS

VON

1246—1313.

VON

JOH. FRIEDRICH BÖHMER.

gr. 4. brochirt. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

Mozin

vollständiges Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften.

Dritte Auflage aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

Vier Bände. Lexikon-Oktav. Subscriptionspreis 14 fl. oder 8 Rthlr. 10 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

1849.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter des Blatts entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 235. Montag den 1. Oktober 1849.

Yet to be known, shortens my made intent;
My boon I make it, that you know me not.
Shakespeare.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Endlich bot ſich mir doch die erſehnte Gelegenheit zur Flucht. Ich wurde vom Hauptcorps geſondert und mit noch einem Wagen unter einer Eskorte von ſechs Mann nach einer Puſte abgeſchickt, um dort Proviant zu faſſen. Auf dem Rückweg überfiel uns die Dunkelheit und nöthigte uns Halt zu machen und beim Bivouakfeuer zu übernachten. Meine Polen, ſo wie der ſlowakiſche Bauer, der den andern Wagen führte, hatten in der Puſte etwas zu viel Sliwowitzer (Pflaumenbranntwein) getrunken, und da lediglich kein Ueberfall zu fürchten war, man auch nicht das mindeſte Mißtrauen in mich ſetzte, ſo lagen ſie bald Alle in tiefem Schlaf um das Feuer. Dieſe vielleicht nicht ſo bald wiederkehrende Gelegenheit zur Flucht wollte ich nicht unbenüzt laſſen. Leiſe ſchob ich meinen Wagen, von dem ich die Kukuruzſäcke, mit denen er beladen war, zu Dreiviertheilen abgeworfen hatte, fünfzig Schritte zurück, dann führte ich das beſſere meiner Pferde, ein nur vom Sattel gedrücktes, ſonſt ganz gutes und ſehr ausdauerndes Thier, dahin und ſpannte es an. Mein anderes Pferd, alt und ſteif und zu einer raſchen Fahrt nicht geeignet, ließ ich zurück und warf dagegen das Kopfzeug einem jungen feurigen Roſſe über, das einer der Polen in der Puſte gekauft hatte. Es glückte mir auch, die beiden Thiere an den Wagen zu ſchirren, und dieſelben an den Köpfen faſſend, fuhr ich langſam und leiſe einige hundert Schritte fort, ſchwang mich dann auf meinen Sitz, ließ die Peitſche ſchwirren, und im Galopp ging es in die dunkle Nacht hinein.

Meine Flucht war geglückt, für den Augenblick wenigſtens war ich gerettet. In raſchem Lauf fuhr ich nun die ganze Nacht durch und fütterte erſt gegen Morgen meine Thiere tüchtig mit Kukuruz. Den Entſchluß, wo möglich die croatiſche Militärgrenze zu erreichen, mußte ich jezt, wo ich durch mein Umherziehen mit den Polen wieder zu weit nördlich gekommen war, aufgeben; ich wollte nun verſuchen bei Veſprim vorbei nach Steiermark zu gelangen. Gegen zehn Uhr, der Sonne nach, denn dieſe war meine einzige Uhr, ſtieß ich auf einen kleinen Bach, der in den Plattenſee zu laufen ſchien, und tränkte meine Pferde an demſelben; dann fuhr ich, ohne einen Menſchen zu ſehen, mich nach dem Stand der Sonne, Nachts nach den Geſtirnen richtend, unaufhörlich, aber langſam, um meine Thiere nicht zu ſehr zu ermüden, 24 Stunden lang fort, bis ich am andern Morgen die Fluthen des Plattenſees erblickte. Hier hielt ich unter dem Schatten einiger Weiden und Erlen, der mir bei der brennenden Sonnenhitze ungemein wohl that, eine Raſt von anderthalb Tagen, denn ich fühlte mich ſehr unwohl und meine Seitenwunde, die wieder ein ſchlimmeres Ausſehen bekommen hatte, ſchmerzte mich furchtbar. Meine Pferde koppelte ich am Wagen feſt und gab ihnen reichlich Futter; ich ſelbſt aber kühlte unaufhörlich meine erhizten Wunden mit naſſen Umſchlägen, wozu ich mir das Waſſer in meinem großen Hut aus dem See ſchöpfte, was mir viel Linderung verſchaffte. Meine Speiſe beſtand ſeit meiner Flucht aus Speck, von dem ich noch einen kleinen Vorrath hatte, und rohen oder

Digitized by Google

gerösteten Kukuruzkörnern, weil ich leider weder Mehl, noch Brod, noch eine Schüssel hatte mitnehmen können, da alles dieß auf dem andern Wagen war. Dazu hatte ich in meiner Tschuttora (große hölzerne Flasche) noch etwas Branntwein, den ich mit vielem Wasser vermischt trank.

Mit frischen Kräften und frischem Muth sezte ich meine Fahrt wieder fort. Gegen Abend kam ich in ein kleines Dorf, das fast ganz verlassen schien. Beim ersten Hause hielt ich an, um mir wo möglich Brod, etwas Wein und eine Schüssel zu verschaffen, was ich auch Alles erhielt, dabei aber zu meinem Schrecken erfuhr, daß gegen 6000 Mann Honveds und Husaren nur eine Stunde entfernt Rasttag hielten. Das waren schlimme Nachrichten, und doch mußte ich thun, als ob ich mich sehr darüber freute. Ich sprach noch mit dem Besitzer des Hauses, einem alten Bauer, als eine Husarenpatrouille in das Dorf ritt und ich zu meinem Entsetzen sah, daß die Leute die Uniform des Regiments trugen, bei dem ich bis vor dritthalb Jahren gestanden hatte; ja als sie näher kamen, erblickte ich in mehreren Gesichtern bekannte Züge. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war jezt größer als je. Die Husaren ritten aber zum Glück vorbei, ohne auf meinen Wagen zu achten. Kaum waren sie fort und ich athmete wieder freier, so kam eine Abtheilung Honveds gerade auf das Haus zu. Der Offizier, ein früherer Jurat aus Pesth, richtete gar verfängliche Querfragen an mich. Er mochte glauben, ich habe mich aus Feigheit dem ungarischen Kriegsdienst entzogen, und hatte wohl keine Ahnung davon, daß ich ein k. k. Offizier sey. Ich dachte aber, es sey am besten, mich aus freien Stücken als Fuhrmann anzubieten, um so jedem weiteren Examen zu entgehen. Ich sagte daher dem Honvedlieutenant, ich wolle ihn zu seinem Bataillon begleiten und demselben als Proviantfuhrmann dienen, da meine Leibwunde mir das Reiten nicht gestatte, wie er sich überzeugen könne. Dieses Anerbieten gefiel ihm, er lobte meinen patriotischen Eifer, und bald fuhr ich mit ihm zu seinem Bataillon, das nebst zwei andern unweit des Dorfes campirte. Der Major, ein alter, verwitterter magyarischer Landedelmann, der mehr fluchte als sonstige Worte sprach, nannte mich einmal über das andere einen verdammt braven Kerl und gab mir gleich die Oberaufsicht über die zehn bis zwölf kleinen Bauerwagen, die mit Proviant beladen dem Bataillon folgen mußten. „Es sind viel Zigeuner unter den Kerlen; hau die Hallunken, daß ihnen die Seele zum H. hinausfährt, wenn sie nicht Ordre pariren und entwischen wollen!“ rief er auf gut ungarisch.

So war ich denn zum Oberfuhrmann eines Honveddataillons avancirt, und ich mußte über mich selbst lachen, so wenig mir auch der Vertrauensposten zusagte. Es waren übrigens bei unserem Corps mehrere Husarenabtheilungen meines früheren Regiments und einige Leute kannte ich noch recht gut bei Namen. Ich wich ihren Blicken so viel als möglich aus, und sie gingen ahnungslos an mir vorüber, da sie im ungarischen Fuhrmann mit den schmuzigen Gatjen, der alten braunen Bunda und dem breitkrempigen Hut über dem stark gebräunten Gesicht unmöglich ihren ehemaligen Lieutenant vermuthen konnten. Auch mehrere Honvedsoffiziere hatte ich früher oberflächlich gekannt, da sie Gardisten bei der ungarischen Nobelgarde, oder Kadetten oder Lieutenants bei ungarischen Regimentern gewesen waren. Mit einem derselben, der jezt Hauptmann war, hatte ich vor zwei Jahren einige Wochen lang häufig in einem Kaffeehause zu Mailand Domino gespielt. Aber auch er, der mich natürlich keines näheren Blickes würdigte, erkannte mich jezt nicht wieder. Um indessen bei einem etwaigen Wiederzusammentreffen mit den Polen, denen ich entflohen war, besser verborgen zu seyn, vertauschte ich gleich am andern Tage meine beiden Pferde an einen ungarischen Bauer, der ein Paar Kosackengäule besaß, die man den Russen abgenommen hatte. Der Bauer gab mir noch eine große Tschuttora mit gutem Wein gefüllt in den Kauf, da die Thiere, wie er behauptete, nicht ungarisch verstehen und er nicht mit denselben sprechen könne.

(Fortsezung folgt.)

Goethe als Befreier.

(Fortsezung.)

Wohl sind gerade die Angriffe auf den sittlichen Gehalt des Dichters, und somit auf seine befreiende Kraft zu allen Zeiten die heftigsten gewesen. Was diejenigen Fehler betrifft, von denen er als Mensch sein bescheiden Theil trug, so hat er diese selbst mit so freier Wahrheitsliebe, ohne Verhehlung vieler banger und unheilvoller Ergebnisse geschildert, daß seine Darstellung wie eine Katharsis, eine Sühne des menschlich Mangelhaften erscheint; hierüber ist die Verhandlung geschlossen. Dagegen fanden ihn schon in der ersten Periode seines Ruhmes die heftigen Freunde weltmännischer und kühler, als ihren Begriffen von Tugend entsprach. Seit Klopstocks großem Wirken bildete sich ein Typus deutschen Jünglingthums voll Körperkraft, Begeisterung, Gefühlsüberfluß und Freiheitsliebe; damals ein Segen für Deutschland, das über ein Jahrhundert lang an den Zänkereien der

Digitized by Google

Schule gelitten hatte, und immer ein Segen, wo das Aufgebot an rüſtige, gläubige Thatkraft ergeht. Solcher Jugend war der Dichter des Götz und Werther als ein Leitſtern erſchienen, während bereits der Kern ſeiner wahrhaft freien Natur das Ueberſpannte und Pathetiſche von ſich abgelehnt hatte. Jener Grundton kehrte wieder in Männern der Revolutionszeit, in Burſchenſchaftern, in Turnern; und wenn ſie ſich literariſch äußerten, richteten ſie ſich oft gegen Goethe und gegen ſein undankbares Amt, inmitten der ehrenhaften Einſeitigkeit des Tages die unabhängige Bildung zu bewahren. Zu gleicher Zeit erhoben eifervolle Sittenrichter ihre Einſprache gegen jene Dichtungen Goethes, worin er bedenkliche und zweideutige Moralzuſtände mit ergreifender Wahrheit aufdeckt.

Dieſen heftigen Angriffen gegenüber fühlte ſich der Dichter recht eigentlich als Kämpfer des Freien und Schönen, und gerade das Jahrzehend, wo die Woge trüber, unduldſamer Lehren ſich gegen ſeinen Ruhm ergoß, iſt am reichſten an Sprüchen, die ſein Selbſtgefühl und ſeine Unabhängigkeit bezeugen. Er fühlt etwas von Ulrich Hutten in ſich und will die deutſche Sendung theilen, in Kunſt und Wiſſenſchaft ein Proteſtirender zu ſeyn.

Durch zwei entgegengeſezte Richtungen kann die ſittliche Freiheit angegriffen werden: einmal durch die Schranken eines engherzigen, herkömmlichen Urtheils, ſodann durch die Tyrannei der ſubjektiven Einbildungskraft, die ſich mit ihrem ganzen unklaren Anhang in die Verhältniſſe eindringen will. Nach beiden Seiten verhält ſich Goethe entſchieden frei, ächt ſittlich und der tiefen Eigenthümlichkeit des deutſchen Geiſtes gemäß. Daß er das Gewaltſame der ſubjektiven Empfindung nicht gelten ließ, das bezeugen eben jene hart angegriffenen Darſtellungen aus der Geſellſchaft. Ihm iſt es gefährlich und ſündhaft, mit der Leidenſchaft zu ſpielen und ihr dämoniſches Weſen zu verkennen, und der Theolog Reinhard konnte ſich der ſtrengen Anſicht über die Ehe erfreuen, die er in den „Wahlverwandtſchaften“ entwickelt fand. Hierher gehört auch Goethe's Spruch, der nicht bloß für junge Dichter gilt, daß die Muſe den Jüngling begleiten, aber nicht leiten ſoll; daß die Tendenz zum Schönen ein Leben ſchmücken, aber nicht ausfüllen kann. Aehnliches lehrt Schiller, bei dem doch das Ideale viel herriſcher auftrat, in jener vorzüglichen Abhandlung, welche ſchon in ihrem Titel ſagt, daß Grenzen nothwendig ſind beim Gebrauch ſchöner Formen. — Von der andern Seite jedoch hat Niemand mehr als Goethe dem Individuum die Freiheit ſeines Ausdrucks zugeſprochen, und fortwährend proteſtirt gegen herkömmliches und polizeiliches Einengen der Menſchennatur. Der Gegenſatz zwiſchen Jugend und Alter beſchäftigt ihn in ſeiner Greiſenzeit faſt unaufhörlich; er will kein Johannisfeuer verboten haben, vielmehr ſoll es bei der Hoffnung auf guten Wein dem Moſte vergönnt ſeyn, ſich eine Zeitlang abſurd zu geberden; ein alter Mann iſt ihm nur zu oft ein König Lear. Anmaßliche Wahrheit duldet er nicht, ſondern beſcheidene Ueberzeugung; den Irrthum findet er achtungswerth, wo ihm das Gepräge eigenthümlicher Anſicht beiwohnt. Das Aechte, Natürliche, auch das Derbe nimmt er gegen die Anſtandsförmlichkeit in Schutz, wenn es, wie bei Goethe ſelbſt, Ausfluß einer geſunden, reingeſtimmten Seele iſt. So gehen alle ſeine Urtheile in's Freie und Große, gegen das Willkürliche und Gewaltſame, mag es nun als politiſches Dogma auftreten, welches die Berechtigung der Volkseigenheit verkennt, oder als ſchwüle Kunſtandacht, welche die Technik überflüſſig machen ſoll, oder als wiſſenſchaftliche Formel, welche das übervolle Daſeyn in ihre Fächer einſchachtelt. Man ſieht, in dem alten Goethe liegen noch Mahnungen genug, wie einſt für Tiſchgenoſſen, ſo jezt für die Nachlebenden,

Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Reſolut zu leben.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Elberfeld, September.

Literatur.

Der neulich mitgetheilten flüchtigen Schilderung des unerquicklichen hieſigen Maiputſches will ich heute einige Worte über literariſche und andere unſchuldige Dinge folgen laſſen, denen der kriegs- und aufruhrſatte Leſer dieſer Blätter nach und nach wieder einige Aufmerkſamkeit zu gönnen beginnen dürfte. — Von literariſchen Sachen erwähne ich billig zuerſt eines bereits im

Digitized by Google

Januar erſchienenen, jedoch bloß als Manuſcript gedruckten dramatiſchen Werkes: „Appius Claudius. Tragödie in fünf Akten, von Friedrich Röber.“ Der junge Mann, deſſen ich früher bereits einigemal als eines vielverſprechenden dramatiſchen Talentes an dieſer Stelle erwähnte, hat die Geſchichte des Appius und der Virginia ziemlich getreu nach dem Livius dramatiſch behandelt, und zwar mit einer ſolchen körnigen Kraft und Lebendigkeit der Darſtellung, mit einer ſolchen Plaſticität der Charakterſchilderung, daß die hier erſchienene Kritik eines der gediegenſten hieſigen Philologen mit vollem Rechte ſagen durfte: „es weht ein Shakeſpeare'ſcher Geiſt in dieſem Werke.“ Das Stück iſt um ſo intereſſanter, als die darin geſchilderten Zuſtände und Kämpfe des römiſchen Proletariats ſo mannigfache Berührungspunkte mit der Gegenwart bieten; manche Stellen würden auf der Bühne von ſchlagendſter Wirkung ſeyn. Leider hat bis jetzt kein Theater den Verſuch gemacht, das Werk zur Darſtellung zu bringen, was freilich ſeine Erklärung in den Verhältniſſen finden dürfte; wenigſtens ſteht nicht leicht zu erwarten, daß eine Hoftheaterintendanz es auf die Bretter gelangen läßt, da die ſocialen und politiſchen wunden Flecke unſerer — oder eigentlich doch der altrömiſchen — Zeit mitunter etwas ſehr unſanft darin berührt werden. Es iſt Schade, daß der Verfaſſer es nicht im Frühling des vorigen Jahres ſtatt in dieſem Jahr vom Stapel gelaſſen hat; auch in der Poeſie macht ſich das ominöſe trop tard geltend. Uebrigens fürchte ich nicht, daß es für immer zu ſpät gekommen iſt. Der Verfaſſer beabſichtigt, ſeine ſämmtlichen dramatiſchen Erſtlinge (Triſtan und Iſolde, Heinrich IV. und Appius Claudius) demnächſt in einem Bande geſammelt in den Buchhandel zu bringen. Vielleicht erlauben Sie mir nächſtens einige Scenen des Appius Ihnen als Probe für dieſe Blätter mitzutheilen. — Das Herrig'ſche „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen“ iſt mit dem vorigen Monat aus dem hieſigen Bädeker'ſchen Verlage in den Verlag von Georg Weſtermann zu Braunſchweig übergegangen. Viehoff in Düſſeldorf iſt von der Mitredaktion zurückgetreten, nimmt jedoch nach wie vor thätigen Antheil an dem Werke, das durch die demnächſtige kräftige und ſtäte Mitwirkung des Profeſſors Hiecke zu Merſeburg eine neue Stütze gewinnen wird. Trotz der Ungunſt der Zeit gelang es dieſer verdienſtlichen Zeitſchrift ſich ihren Leſerkreis zu erhalten. — Von einem Mitarbeiter des Archivs, Dr. Düntzer zu Köln, erſchien im Bädeker'ſcher Verlage kürzlich ein ſehr ſchätzbares Werk: „Zu Goethe's Jubelfeier, Studien zu Goethe's Werken,“ das die bereits ſo umfangreiche Goethe-Literatur durch gediegene und dankenswerthe Mittheilungen bereichert. Hin und wieder will es mir ſcheinen, als ob auf unbedeutende Einzelheiten in den kritiſchen Unterſuchungen ein zu bibliothekariſch-archivariſch-ängſtliches Gewicht gelegt werde, was freilich einem deutſchen Gelehrten leicht begegnet. Außerdem brachte der Bädeker'ſche Verlag mehrere gute Auswanderungsſchriften, namentlich ein Werkchen über Texas von Victor Bracht und ein kleines aber gediegenes Buch über Auſtralien von Haßkarl. Die Schriften über Wisconſin von de Haas und Rauſenbuſch wurden ſchon früher erwähnt; namentlich die erſte hat große Verbreitung gefunden und manchen Auswanderer, deſſen Wahl noch ſchwankte, beſtimmt, ſich für dieſes Territorium zu entſcheiden, welchem übrigens in neueſter Zeit von Seiten der hieſigen Auswanderungsluſtigen Texas oder Indiana vorgezogen werden. Nach Texas ſind verſchiedene in den Maiaufſtand verwickelte oder doch politiſch europamüde bekannte Perſönlichkeiten Elberfelds und Barmens abgegangen und andere werden noch folgen.

(Fortſetzung folgt.)

Bern, September.

(Fortſetzung.)

Die Flüchtlinge.

Die Maſſe der Flüchtlinge mag wohl, wie man ſagt, durch Schaden klug geworden ſeyn; aber die Führer ſind weit davon entfernt, ihre Volksbeglückung für alle Zeiten aufgegeben und ſich zur Monarchie bekehrt zu haben. Die Republik bleibt ihr Ideal und deſſen Verwirklichung das Ziel ihres Strebens. Ich theile ein in hieſigen Blättern gedrucktes Gedicht mit, weil es unverholen dieſe Geſinnung ausſpricht. Die dichteriſche Begeiſterung iſt ſchon öfter an ihrer eigenen Partei zum Verräther geworden. So auch in dieſem Falle. Das Gedicht führt die Ueberſchrift „Vorbei?“ und lautet folgendermaßen:

Nun brich, o Herz, verzweifle kühnes Hoffen,
Es ſind dahin der heißen Jahre zwei,
Der Fürſten Geiſel hat das Volk getroffen:
Es iſt vorbei!

Venedig fiel und Ungarn iſt gefallen
Und hin iſt Alles, was ſich machte frei,
Des Standrechts rohe Schüſſe hör' ich knallen:
Es iſt vorbei!

Umſonſt war all das unmuthvolle Streben
Vom Seinefrom bis zu der Walachei,
Der Fürſten Joch zerſtört das Völkerleben:
Es iſt vorbei!

Umſonſt verbluteten die Freiheitshelden,
Die kühn bekämpft die grauſe Tyrannei,
Hohnlachend rufen Wrangel nun und Welden:
Es iſt vorbei!

Das große Drama hat nun ausgeklungen,
Von Neuem herrſcht des Oſtens blutge Drei,
Und was die Dichter feuervoll beſungen,
Es iſt vorbei!

Vorbei das große Drama? Nun und nimmer!
Glaubt, Völker, nicht, daß es vorüber ſey!
Denn der Verlaſſ'nen rächriſches Gewimmer
Iſt nicht vorbei.

Nur kurz Geduld! nicht ewig kann es dauern;
Wenn einſtens naht die rothe Lithauei
Und Fürſten winſeln hinter Kerkermauern,
Dann iſt's vorbei!

Was übrigens die Erklärung des Profeſſors Vogt betrifft, worin er eine Verſammlung in ſeinem Hauſe ableugnet, ſo ſchenken ſelbſt hieſige Blätter derſelben wenig Glauben. Man ſey, meinen ſie, von dieſer Partei, welche den jeſuitiſchen Grundſatz: »si fecisti, nega« zu dem ihrigen gemacht, zu oft betrogen worden, als daß man ſich auf's Neue durch bloßes Ableugnen täuſchen laſſe. Auffallend iſt es jedenfalls, daß man von einer ſolchen Verſammlung hier in Bern Kenntniß hatte, ehe in deutſchen Zeitungen das Nähere darüber berichtet wurde. Auch der Umſtand, daß die hieſigen radikalen Blätter hinterher ein ganz abenteuerliches Gerücht von einer Verſchwörung der Flüchtlinge gegen das Leben mehrerer Spione aufiſchten, ein Gerücht, welches auf den erſten Blick als eine leere Erfindung erſcheinen mußte, erregt den Verdacht, daß man dadurch auch jene Mittheilung von einer Verſammlung im Vogt'ſchen Hauſe zu einer bloßen Erfindung zu ſtempeln beabſichtigte. So viel iſt gewiß, daß viele Häupter, Vogt, Raveaux, Mieroslawsky, Blenker und andere ſich gegenwärtig in Bern aufhalten. Es bedarf da keiner beſondern Zuſammenkunft: die Verſammlung iſt permanent.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 236. Dienſtag den 2. Oktober 1849.

Einer ragte ſo hoch hervor aus allen, daß er in dieſer kalten und kahlen Zeit wie ein göttliches Wunder ſteht. Das iſt Goethe, der Dichter, nicht aus dieſer Zeit geboren, ſondern auf der einen Seite ein Bild der deutſchen Vergangenheit, auf der andern ein Bild ihrer Zukunft.

E. M. Arndt.

Goethe als Befreier.

(Schluß.)

Im vaterländiſchen Sinn endlich war Goethe ein Befreier, nicht bloß als einer jener Großen, die unſerem Volk in trüben Tagen durch geiſtigen Ruhm das Hochgefühl einer weltgeſchichtlichen Sendung verleihen konnten. Wer hat uns gleich ihm vor dem Auslande geehrt, mit ſolcher Liebe den Wirkungen des deutſchen Geiſtes im Nachbarlande nachgeforſcht, uns für die größten Geiſter der Fremde zum Gegenſtande der Achtung erhoben, ja es ihnen zur Nothwendigkeit gemacht, ſich mit unſerer Entwicklung zu beſchäftigen? Denn während die herrlichen Figuren Schillers einen univerſellen Charakter haben und ihr Verſtändniß durch das Eingehen in den deutſchen Geiſt nicht bedingt wird, iſt es nur Goethe'n gelungen, eine glänzende Reihe tief deutſcher Kerngeſtalten zu zeichnen, vom gutmüthig polternden Gaſtwirth im Städtchen bis zu dem an Selbſthülfe gewöhnten Ritter, vom bildungsluſtigen Kaufmannsſohn bis zu dem in die höchſten Probleme verwickelten Denker; Geſtalten, deren vaterländiſcher Gehalt unnachahmlich, unverwüſtlich iſt. Kein Anderer hat ſo geiſtvoll und kernhaft in Komödien und Sprüchen die poetiſche Volksſprache der Hutten und Hans Sachs aufgefriſcht; keiner ſo rein den urſprünglichen Ton unſeres Liedes an's Licht gebracht und dem Königsſohn in Uhlands Mährchen gleich die deutſche Poeſie wachgeküßt. Nie würde ihm begegnet ſeyn, was ſelbſt einem Schiller begegnete, in den alten Minneſängern bloß Lieder zu finden, wie ſie allenfalls auch ein Sperling dichten kann.

Die Goethe'ſche Sonne hat warm und wirkſam die Nebel dumpfer Beſchränktheit zerſtreut und das Schlachtfeld für künftige Kämpfe aufgehellt. Es ziemt uns nicht, ängſtlich abzuwägen, was von ſeinen Sprüchen etwa ſich gegen Preßfreiheit und allgemeines Wahlrecht anführen läßt; auch ſeinem großen Freunde, obwohl er ſich weit heftigere Ausfälle gegen die Revolution, weit ſtolzere Abweiſungen der Demokratie erlaubte, hat Niemand den Namen eines Befreiers abgeſprochen. Goethe hat mehr als Schiller das Naturgemäße und Nothwendige der franzöſiſchen Umwälzung anerkannt, und obwohl ihm dieſelbe durch das Ungeheure ihres Maßſtabes beängſtigend war, hat er doch in den Tagen der Schlacht bei Valmy geweiſſagt, daß von dieſem Ereigniß eine neue Aera der Weltgeſchichte beginne. Die Nachbildungen der Revolution in Deutſchland fand er gekünſtelt und urtheilte, ſie ſeyen ohne Gott, der ſich fern halte von Pfuſchereien. In ähnlichem Sinne waren ihm Charaktere wie Cato und Brutus wegen ihrer Vehemenz unheimlich, und er tadelt den leztern, daß er dem Cäſar das Reich nicht gönnte und es doch ſelbſt nicht zu regieren verſtand. Männer wie Cäſar und Napoleon dagegen zogen ihn an, weil er ſie als außerordentliche Leiſtungen der Natur ſchäzte, mehr noch, weil ſie zu herrſchen wußten. Von anderer Seite iſt Egmont die beredteſte Vertheidigung eines Volkes, das zur Wahrung ſeiner Eigenthümlichkeit zur Nothwehr greift; eine Nothwehr freilich, die nicht minder gegen die Plane eines Joſephs II., als gegen die eines Philipp ſich richten könnte. Nathan der Weiſe erzählt dem Sultan eine Allegorie, Marquis Poſa hält dem König eine glänzende Rede; beide geben ihrem Vortrag den allgemeinſten

Digitized by Google

Charakter, ſie ſind kaum denkbar ohne Publikum, und Nathan wünſcht ausdrücklich, die ganze Welt möchte ihn hören. Was Graf Egmont zu Alba ſpricht, wurzelt weit mehr im Boden der Sache. Hätte Goethe ſich eine eben ſo lehrhafte Darſtellung vergönnt, Egmonts Geſpräch wäre wohl nicht minder berühmt geworden; ihm aber war es gemäßer, den Redner nicht vor dem Dichter heraustreten zu laſſen, ſondern der Combination ſeines Kunſtwerkes getreu zu bleiben.

Uns kann die Beſchuldigung nicht irren, daß Goethe dem großen deutſchen Befreiungskampfe mit vornehmer Manier bequem zugeſehen habe. Seine Geſpräche mit Luden weiſen es anders aus, und Förſter erzählt, wie der alte Dichter die Waffen der Freiwilligen, welche von Halle auszogen, mit Worten voll Herzlichkeit weihte. Die jungen Männer, die am lebhafteſten die Begeiſterung anfachten, vor Allen Körner, prieſen ihn als den erſten, unſer Jahn ſogar als den deutſcheſten Dichter, und der fromme, treue Schenkendorf ſang ihm zu:

Du Herzog ohne Gleichen,
Du hoher Geiſterfürſt,
Der du in deutſchen Reichen
Auf ewig herrſchen wirſt!

Wohl hat er dasjenige, was man kraſſen teutoniſchen Patriotismus nannte, als einen Schulbegriff behandelt, oder als eine Kraftäußerung, die nur in gefahrvollen Zeiten aufgeboten werden dürfte; und wer kann heute noch behaupten, daß es überall ein Lebensbegriff geworden ſey? Aber gewiß mußte es Goethe'n tief berühren, als die deutſche Eigenthümlichkeit, die der Boden ſeiner Dichtung war, auf den Schlachtfeldern gerettet wurde; und wohl durfte er nach dem Sieg ausrufen:

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoßnen Bluts,
Und freuet euch von Jahr zu Jahr
Des unſchätzbaren Guts.

Er ſelbſt iſt ein ſolches unſchätzbares Gut, deſſen wir uns von Jahr zu Jahr erfreuen, und heute mit erhöhterem Sinn, damit ſich zeige, daß „das graue Frankfurt mit ſeinem ungeſchickten Pfarrthurm“ noch Achtung vor dem Guten und Schönen beherbergt. Feiern wir ihn daher nicht als ein geniales Glückskind, als ein allfertiges Talent, ſondern als Deutſchen, als Freien. Denn könnten wir die Kaiſer, deren Bilder auf uns niederſchauen, könnten wir den Hohenſtaufen, den Freund der Dichter, über ihn befragen, er würde erwiedern: „Deutſcher war Keiner als dieſer, und wenn ich je zur Auferſtehung gelangen ſollte, ſo iſt er einer der Herolde geweſen, die mich verkündet haben.“ Und dürften wir einen altclaſſiſchen Republikaner, einen Perikles oder Scipio als Todtenrichter berufen, er würde ſagen: „Haltet ihn in Ehren, ihr Deutſche, denn er hat euch zu Ehren gebracht, er hat euch gefördert, wie keiner; weihet ihm eine Bürgerkrone zu ſeinem Lorbeerkranz!“

Th. Creizenach.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

So zog ich mehrere Wochen mit dem Honvedbataillon umher, ohne daß ſich mir eine Gelegenheit zum Entwiſchen bot. Die harte Lebensweiſe voll Anſtrengungen aller Art, das viele Schweinefleiſcheſſen — es gab ſelten andere Lebensmittel als Speck und Kukuruz in allen Geſtalten — endlich der Genuß von Wein und Branntwein, weil das Waſſer meiſt ungenießbar war, verzögerten die Heilung meiner Schußwunde ſehr, und dieſe fing an bedenklich zu eitern. Sonſt ging es mir ſo gut als es unter dieſen Verhältniſſen gehen konnte.

Einen großen Schreck hatte ich eines Tags, da mir meine Bunda, in der all mein Geld, und was mir noch wichtiger, meine Legitimation als k. k. Offizier ſtack, geſtohlen worden war. Glücklicherweiſe entdeckte ich den Dieb, einen Honvedſoldaten, nach wenigen Stunden und erhielt meine Bunda unverſehrt wieder. Der Major, bei dem ich den Dieb verklagte, ließ ihm achtzig ſo tüchtige Stockſtreiche aufzählen, wie früher je welche in der öſterreichiſchen Armee aufgemeſſen worden ſind. Ueberhaupt fand ich, daß im Inſurgentenheere tüchtig geprügelt wurde und man überhaupt die Disciplin ſtreng zu handhaben ſuchte. Die Soldaten wurden ſehr reichlich mit Wein, Fleiſch und Kukuruz genährt und waren auch größtentheils gut gekleidet und bewaffnet. Von baarem Geld bekamen aber Soldaten und Offiziere nicht viel zu ſehen. Auch wir Fuhrleute erhielten außer Lebensmitteln für uns und unſere Pferde keine Bezahlung, ſollten aber ſpäter, wie man uns verſprach, mit einer Anweiſung auf irgend eine ungariſche Kaſſe entſchädigt werden. Einer großen Muſterung, die Meſſaros, der ungariſche Kriegsminiſter, über unſer Corps hielt, wohnte ich als Zuſchauer unter einem Haufen Bauern bei. Ich hatte früher in vielfachen Berührungen mit Meſſaros geſtanden, der Oberſt eines Huſarenregiments geweſen war, und damals hätten wir Beide nicht gedacht, daß er als General eines Inſurgentenheeres an mir als Proviantfuhrmann vorbeireiten würde.

Ich zog mit meinem Bataillon auch durch Peſth, da wir auf dem andern Donauufer operiren ſollten.

Digitized by Google

Ich hatte gehofft, wir werden wenigſtens eine Nacht in der Stadt zubringen, wobei ich es dann möglich zu machen geſucht hätte in der Dunkelheit zu entwiſchen und mich bei kaiſerlich Geſinnten zu verbergen. Allein vergebens; in einer langen Reihe unter ſtarker Eskorte zogen wir ohne den mindeſten Aufenthalt durch die Straßen der Stadt, und es war mir unmöglich mich auch nur einen Augenblick zu entfernen. Auf dem Balkon eines Hauſes ſtand ganz in ſchwarzer Trauerkleidung die Wittwe meines armen Freundes St., von deſſen Tod durch eine unſerer Kugeln ich früher geſchrieben habe. Ihr ſchönes, regelmäßiges Geſicht war ſehr bleich und hatte den Ausdruck der tiefſten Trauer. Welchen Wechſel des Schickſals hatten wir Alle erlebt! Vor drei Jahren hatte ſie, die ſchönſte, gefeiertſte junge Dame der Lombardei, ſtrahlend im herrlichſten Jugendglanz, dem ſchönen, kräftigen, reichen Mann, der die Augen aller Weiber auf ſich zog, die Hand gereicht, und ich, der junge, lebensluſtige Huſarenoffizier, hatte als Brautführer gedient; und jezt ſtand ſie, eine bleiche, trauernde Wittwe, einſam und verlaſſen da, ihr Gatte ſchlief den ewigen Schlaf auf der ungariſchen Heide, und ich zog als armſeliger Fuhrmann, den Wagen mit Mehl beladen, unter ihrem Fenſter vorbei. Auch ein paar hübſche jugendliche Mädchenköpfe, die einem Schweſterpaar von meiner Bekanntſchaft angehörten, bemerkte ich hinter den Fenſterſcheiben. Der einen mußte die Aehnlichkeit des Fuhrmanns mit dem bekannten Huſarenoffizier aufgefallen ſeyn; ich ſah, wie ſie ihre Schweſter anſtieß und mit dem Finger auf mich deutete.

Von Peſth zogen wir nordweſtlich weiter, einem ruſſiſchen Corps entgegen. Einmal beſtanden die Inſurgenten, denen ich folgte, ein ſtarkes Gefecht mit den Ruſſen, wobei aber auf beiden Seiten nicht viel herauskam. Ich ſelbſt mußte mit Wagen und Pferden auf einer Anhöhe hinter unſerer Linie bei den Bagagewagen bleiben. Gegen das Ende des Gefechts bekam ich aber nebſt zwei andern ſlowakiſchen Bauern den Befehl, unſere Pferde abzuſpannen und raſch mit denſelben in die Schlachtlinie zu rücken, um ſie dort vor eine Kanone zu legen, deren Beſpannung niedergeſchoſſen war. Beim kurzen Ritt dahin ſchmerzte mich meine Wunde fürchterlich. Mitten im heftigſten Feuer der Ruſſen legten wir unſere Gäule vor die Kanone, wobei eine ruſſiſche Kartätſchenkugel meinen Hut, der mir vom Kopfe gefallen war, zu meinen Füßen durchbohrte, und jagten davon. Einer der Bauern, dem das Schießen nicht recht behagen mochte und der während des Umſpannens entwiſchen wollte, ward von einem Huſaren der Bedeckungsmannſchaft bald wieder eingeholt und ihm mit tüchtigen Hieben mit der flachen Klinge der nöthige Muth zugeſprochen.

Aber für mich hatte das Gefecht einen noch traurigern Ausgang: meine Hoffnung, mich bei dieſer Gelegenheit retten zu können, war abermals getäuſcht, und jezt kam eine Muthloſigkeit über mich, wie ich ſie bisher nicht gekannt. Die ſchlechte Nahrung, die ungewohnte Beſchäftigung als Fuhrmann, die Unreinlichkeit, die ich nicht abwehren konnte, hundert kleine Unannehmlichkeiten und Leiden, verbunden mit der ſtets getäuſchten Hoffnung auf Befreiung, brachten mich geiſtig und körperlich ſehr herunter, und ich mußte oft alle meine Kräfte zuſammennehmen, um nicht zu erliegen. Endlich, nachdem ich lange vier Wochen mit den Honveds herumgezogen war, kam mir der Tag der Rettung.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, September.

(Schluß.)

Die Flüchtlinge. — Der bronzene Rudolf von Erlach. — Fremdenbeſuch.

Kaum hat ſich die Zahl der auf Staatskoſten verpflegten Flüchtlinge durch die Heimgekehrten um einige Tauſende vermindert — man ſchlägt die Zurückgebliebenen auf 6000 bis 7000 an — ſo ſendet Venedig neue Erſatzmannſchaften. Ein Glück iſt es für die Schweiz, daß Ungarn weiter iſt als Italien und Baden, ſonſt würde ſie ſchier erdrückt werden von ganzen Schaaren flüchtiger Magyaren. Schon die jetzigen Gäſte verurſachen genug Sorge und Mühe. Fortwährend ergehen neue Aufforderungen zu ihrer Unterſtützung. Namentlich fehlt es an hinreichender Kleidung, und mancher Blouſenmann mag ſchon jezt mit Schrecken an den Winter denken. Die Soldaten haben wenigſtens ihre warmen Waffenröcke, die Freiſchärler dagegen ſind durchgehends nur mit leichten Sommerkleidern verſehen. Die Blouſe mag warm genug ſeyn in der heißen Schlacht, aber nicht im kalten

Digitized by Google

Winter. Eine andere Noth iſt der Mangel an Arbeit. Zwar hat man auf's Neue den Vorſchlag gemacht, eine Geradlegung des Kardettes durch die vielen müßigen Hände vornehmen zu laſſen; aber auch dieſer Vorſchlag wird wie viele andere keinen Anklang finden. Es iſt wirklich ein Jammer, dieſe vielen jungen kräftigen Geſtalten den ganzen Tag in den Straßen, auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen unthätig umherſchleichen und ſich langweilen zu ſehen, und wenn es wahr iſt, daß Müſſiggang aller Laſter Anfang, ſo muß von ihnen dieſer Anfang bereits gründlich gelegt ſeyn. Dennoch hört man im Ganzen über ihr Betragen, einzelne Fälle ausgenommen, wenig klagen. — Ein Flüchtling, der bei einem Meiſter Arbeit bekommen, beſtahl dieſen um vierhundert Franken und machte ſich mit dem Raube auf und davon nach Amerika. Bei dieſer Gelegenheit will ich noch erwähnen, daß auch Karl Heinzen ſich endlich entſchloſſen hat die Schweiz zu verlaſſen, da ihm keine andere Wahl bleibe, als freiwillig oder „per Schub“ zu gehen. Er will auf's Neue nach Amerika überſiedeln, und da es ihm zu der „geringſten Dislocation“ an Mitteln fehlt, ſo fragt er in den öffentlichen Blättern an, ob Jemand geneigt ſey ihm 1000—2000 Thaler auf Zinſen zu leihen. Sollte ein Leſer eine ſolche Summe brach liegen haben, ſo wäre ſie alſo bei Herrn Heinzen in Genf unterzubringen.

Ich ſchilderte kürzlich die Statue Rudolphs von Erlach und ſagte unter anderem von ihr, daß ſie noch ganz im Schimmer der Neuheit glänze. Kurz darauf fand man ſie eines Morgens ganz mit ſchwarzen Flecken überzogen, die nur von abſichtlicher Bosheit herrühren konnten. Zwar wurde das Gerücht ausgeſprengt, jene Flecken ſcheinen nichts anderes, als die Spuren eines ſchwefelhaltigen Regen- oder Hagelwetters. Allein eine chemiſche Unterſuchung ergab ſehr bald, daß das blanke Erz mit einer ätzenden Säure überſchüttet ſey. Der Radikalismus lehnte natürlich dieſes Bubenſtück dadurch ab, daß er es den Ariſtokraten zuſchob. Nichtsdeſtoweniger mochte es doch wohl mit dem kurz vorher im Unabhängigen erhobenen Rufe: „die Ariſtokraten an die Laterne!“ in engſter Verbindung ſtehen. Jedenfalls iſt es ein würdiges Seitenſtück zu ſolchen Ausbrüchen der radikalen Preſſe. Glücklicherweiſe gelang es, durch ſaures Bier und andere Mittel den ſtattlichen Ritter von ſeinen Flecken wieder zu reinigen, und das Publikum, das bereits gleichgültig an ihm vorüberging, bleibt ſeitdem auf's Neue vor ihm ſtehen, um ſich in ſeinem Glanze zu ſonnen. Der Verfertiger der Statue, Vollmar, ſoll ſich in Paris um eine Miſſion nach Algier zur Ausführung der Statue Bugeauds beworben haben.

Seit langer Zeit hatten wir hier in dieſen Tagen die erſten Gewitter. Durch die anhaltende Dürre, welche vorherging, ſind die Spätfrüchte weniger gerathen, als die Haupternte. Die Kartoffeln ſind geſund, aber klein; Obſt iſt in reicher Fülle vorhanden und der Weinſtock verſpricht, wenn auch nicht viel Frucht, doch einen guten Jahrgang. Auch der Fremdenbeſuch iſt ungewöhnlich ſtark, ſo daß eine Berichtigung nöthig wird, wenn in einer frühern Nummer des Morgenblattes Jemand die Behauptung aufſtellt: „Es fehlen uns die Engländer. Im Berner Oberlande ſpielen Lawinen, Gletſcher und Waſſerfälle vor leeren Bänken.“ Seit vielen Jahren ſah die Schweiz nicht ſo viel Reiſende, als in dieſem. Ich ſelbſt begegnete neulich, als ich die Gemmi paſſirte, noch ſpät Abends auf dieſem beſchwerlichen Gebirgspaſſe drei bis vier Karawanenzügen, darunter einem Engländer, welcher mit verbundenen Augen auf einem Saumthiere an den ſteilen Abhängen vorübergeführt wurde. Er hatte bei dem Beſuche eines Gletſchers durch den Glanz des Schnees und Eiſes das Geſicht verloren und hoffte es in den Bädern von Leuk wiederzufinden.

Elberfeld, September.

(Fortſetzung.)

Journaliſtik.

Was die politiſche Literatur angeht, ſo ſind wir während des Belagerungszuſtandes, wo andere Städte ihre Zeitungen zu verlieren pflegen, um eine ſolche reicher geworden, die auch nach Aufhebung deſſelben noch ihr Daſeyn behauptet, wie man ſagt freilich in kümmerlicher Weiſe, oder richtiger, mit großen Geldopfern, denn das Unternehmen iſt auf Aktien gegründet und einſtweilen gut fundirt, da einige der reichſten Kaufleute an der Spitze ſtehen. Dieſe neue Schweſter der „Elberfelderin“ nennt ſich etwas anſpruchsvoll „rheiniſch-weſtphäliſche Zeitung;“ indeſſen ſcheint Rheinland-Weſtphalen bis jezt wenig Notiz von ihr zu nehmen. Die Tendenz dieſer rheiniſch-weſtphäliſchen Zeitung kann man am beſten kennen lernen, wenn man ächten Berliner Kreuzzeitungs-Extrakt mit ziemlich viel lauwarmem Waſſer und etwas Zucker genießt; oder auch: man nehme der genannten Kreuzträgerin die ſchwarz-weiße Jacobinermütze, ſetze ihr dafür eine dito Haube auf und gebe ihr etwa noch ein Gebetbuch in die Hand, ſo hat man die „Rheiniſch-Weſtphäliſche“ in eigener Perſon vor ſich. Wie ſchon geſagt, iſt das Beſtehen des Blattes fürs erſte geſichert, ob indeß die Aktionäre fortwährend geneigt bleiben werden, das Organ ihres chriſtlich-germaniſchen Abſolutismus mit immer neuen Geldopfern aufrecht zu erhalten, ſteht ſehr dahin, da die Herren zu gute Rechner ſind. An Abonnenten und Annoncen wird die Zeitung ſich niemals im entfernteſten mit ihrer Concurrentin, der Elberfelder Zeitung, meſſen können, wenn die Redaktion in der bisherigen Weiſe fortgeführt wird. Dieſe leztere, die Elberfelder Zeitung, fing, nachdem ſie lange Zeit für ſehr ächt ſchwarz-weiß gegolten hatte, kurz vor und während der Barrikadentage an, etwas in's Röthliche zu ſpielen, doch hat ſich dieſer fremdartige Schimmer wieder verloren; um ihr übrigens nicht Unrecht zu thun, muß man geſtehen, daß ſie keine engherzig preußiſche, noch weniger eine neupreußiſch reaktionäre Richtung hat, vielmehr dem preußiſch deutſchen liberalen Juſtemilieu angehört. Ihr Redakteur, Dr. Rave, iſt jedenfalls ein Mann von Geiſt und Wiſſen, ein gewandter Schläger auf journaliſtiſchem Fechtboden, bei dem es nur ſchade iſt, daß weit mehr die Luſt am Streite als der heilige Eifer für die Sache ihn im Gefechte zu beſeelen ſcheint; ſeine witzig polemiſchen Artikel ſind oft gar zu breit ausgeſponnen, ſo daß ſie am Ende ermüden. — Ein weiteres ſeit Kurzem wöchentlich zweimal erſcheinendes politiſch-ſociales Blatt heißt: „der Volksmann“ und wird von einem bekannten, der communiſtiſch-ſocialiſtiſchen Richtung angehörenden Literaten, Püttmann — ein geborner Elberfelder, der ſich ſeit einigen Monaten wieder hier niedergelaſſen — redigirt. Die erſte Nummer war Tags vor dem Ausbruche des hieſigen Aufſtandes erſchienen; die zweite konnte erſt nach Aufhebung des Belagerungszuſtandes an's Licht treten. Dieſer „Volksmann“ bildet die äußerſte Linke, den Berg, gegenüber der die äußerſte Rechte einnehmenden Rheiniſch-Weſtphäliſchen, und ſo ſind in unſerm Thale, da die „Elberfelder Zeitung“ das Centrum inne hält, die drei Hauptparteien jede durch ein Organ vertreten. Wahrſcheinlich wird aber der „Volksmann“ noch weniger im Stande ſeyn ſich zu halten als die rheiniſch-weſtphäliſche Zeitung, da ihm nicht bloß Abonnenten, ſondern auch Aktionäre fehlen; für ultraradikale Beſtrebungen iſt hier überhaupt kein Terrain.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

Nr. 15. Dienstag den 2. Oktober 1849.

[112] **Humboldt's Ansichten der Natur. Dritte Auflage.**

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ansichten der Natur

von

Alexander von Humboldt.

Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe.

2 Theile. 8. brochirt. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Bald nach seiner Rückkehr aus der neuen Welt, wo er durch erstaunliche wissenschaftliche Thätigkeit den Grund zu seinem Ruhme gelegt, gab Alexander von Humboldt seine Ansichten der Natur heraus, ein Buch, das eine Reihe der anziehendsten Naturbilder in der edelsten Sprache enthielt, wobei jedem Abschnitt wissenschaftliche Erläuterungen beigegeben waren. Humboldt verfolgte dabei den doppelten Zweck, „die Phantasie zu beschäftigen, und durch Vermehrung des Wissens das Leben mit Ideen zu bereichern." Er wollte nicht nur eine geistreiche Lektüre bieten; er wollte, indem er der belebten Schilderung einzelner Landstriche und Naturerscheinungen die wissenschaftlichen Belege beifügte, den Leser mit dem wahren Wesen der auf strenge Beobachtung gegründeten Wissenschaft bekannt machen; er wollte ihm durch die Einsicht in die durch die ganze Natur herrschende Gesetzlichkeit eines der reinsten und kräftigsten Bildungsmittel an die Hand geben. — Seit der ersten Ausgabe dieses vortrefflichen Buchs ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen. Mit dem Rufe des großen Naturforschers haben sich seitdem alle Zweige der Wissenschaft mächtig ausgebreitet, eine Menge ganz neuer Begriffe und Anschauungen sind zur Geltung gekommen, und so erwarb sich der kein geringes Verdienst, der ein Buch, das seiner Zeit für die deutsche Kultur von nicht geringer Bedeutung gewesen, nach den heutigen Standpunkten umarbeitete. Daß es aber dem hochverehrten Verfasser nach mehr als einem Menschenalter vergönnt seyn sollte, dieß noch selbst zu vollbringen, das erscheint uns als die wunderbare Krönung des reichsten und fruchtbarsten Lebens. Kaum hatte der Achtzigjährige mit seinem Kosmos dem gebildeten Europa das werthvollste Geschenk gemacht, so griff er mit Liebe zum bedeutenden Werk seiner Jugend, um es zum Genuß eines neuen Geschlechts zu verjüngen. — Die neue Ausgabe ist fast um die Hälfte stärker als die zwei früheren; mehrere Abschnitte sind ganz neu, die wissenschaftlichen Erläuterungen sind fast alle ergänzt oder durch neue inhaltreichere ersetzt; die den ältern unserer Zeitgenossen so werthen „Ansichten der Natur" sind nach dem heutigen Stande des Naturwissens und nach dem Bedürfnisse der Zeit völlig umgeschmolzen. — Humboldt selbst spricht es im Vorwort aus, daß die Verbindung eines literarischen und eines rein wissenschaftlichen Zwecks eigenthümliche Schwierigkeiten darbiete. Schwerlich möchte einer der jetzt Lebenden eine solche Aufgabe glücklicher lösen als der Mann, bei dem sich, was so selten ist, der höchste wissenschaftliche Scharfsinn und das ausgebreiteste Wissen mit dem bedeutendsten schriftstellerischen Talent vereinigt finden. Dieses Buch ist für alle Bildungslustigen von größter Bedeutung, und wer es genossen und darüber der wirren Gegenwart Deutschlands vergessen hat, der mag Trost aus dem Gedanken schöpfen, auf welcher Höhe ein Volk stehen muß, aus dessen Geist solche Werke geboren werden.

Stuttgart und Tübingen, September 1849. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[107] **Clara Blumenau's Biene.**

Von

Clara Blumenau's Biene,

eine neue Mustersammlung

für

schöne und nützliche Arbeiten

im Stricken, Häkeln und Sticken verschiedener Art.

Mit Abbildungen.

ist im Verlage von **J. J. Christen** in **Aarau** und **Thun** so eben das 9te Heft erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Clara Blumenau's „Biene" ist nicht nur Eines der billigsten, sondern auch der besten und zweckmäßigsten Journale, da die in demselben angegebenen weiblichen Arbeiten nur Geschmackvolles, Nützliches und Brauchbares darbieten. Auch dieses neue Heft bietet wieder eine ausgezeichnete Sammlung zur Auswahl von allem Möglichen.

Subscription auf Clara Blumenau's „Biene" wird fortwährend in allen Buchhandlungen angenommen. Der Preis des vollständigen Bandes von 6 Heften beträgt 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Die früher erschienenen Hefte, die den Beweis geben, daß nur wirklich Gutes und Werthvolles geliefert wird, sind auch einzeln durch jede Buchhandlung zu beziehen. Das erste bis vierte Heft kostet jedes 5 Ngr. oder 16 kr., das fünfte bis neunte Heft jedes 6 Ngr. oder 20 kr.

☞ **Bücher zu herabgesetzten Preisen.** ☜

[106]

Verzeichniss werthvoller Werke

aus allen Fächern der Literatur

welche von

F. A. Brockhaus in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen

durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Digitized by Google

[102] **Literarische Anzeige.**

In meinem Verlage ist erschienen und zu dem Preise von 1 7/10 Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Kaiser-Wahl

(Neupreußische Zeitbilder III. Band.)

von

A. von Sternberg.

Mit dieser dritten Novelle ist der kleine Cyclus abgeschlossen, der diesen Bildern aus der unmittelbaren Geschichte unserer Tage vorgezeichnet war. Es ist dabei ein Entwicklungsgang angedeutet: in den „**Royalisten**" der Ausbruch der Bewegung, in den „**Beiden Schützen**" ihre Fortentwickelung, in der „**Kaiserwahl**" ihr vorläufiger Schluß, nachdem durch die Worte Friedrich Wilhelm IV. am zweiten April dieses Jahres im Königsschlosse zu Berlin den Hoffnungen und Plänen einer gewissen Partei entschieden der Riegel vorgeschoben worden. Preußen hat an jenem denkwürdigen Tage neue Garantieen für seine Zukunft gegeben, und wir sehen das Drama nun rasch seinem Schlusse durch blutige Scenen entgegeneilen.

Bremen, September 1849.

Franz Schlodtmann.

---

[108] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zwischen den Garben.

Eine Nachlese

älterer Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

8. broch. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Freiligrath, den alten Freiligrath, dem die Tendenzdichtung noch fremdes Gebiet ist, werden die Freunde der Poesie in dieser Nachlese wieder erkennen. Es ist ganz der mächtige Künstler, der zunächst nur die Sprache auf dem Ambos gestalten zu wollen scheint, und dem unter den Hammerschlägen wie ein Wunder der schimmernde Gedanke, der funkelnde Witz, das strahlende Bild, ja der ganze Organismus des Gedichtes sich erzeugt. Aus Aegypten, aus der Krimm, von der Nordsee, vom heiligen Lande und vom heimischen Rhein zwingt er die Gestalten in seinen Zauberkreis, und die Dichter Frankreichs und Großbritanniens müssen seine eigenthümliche Kraftsprache reden. Alle diese Lieder sind fremd, sie sind neu, aber immer gesund und wohlthuend. Das Fieber der Zeit zuckt noch nicht in ihnen. So vermögen sie auch in der Gluthatmosphäre der Gegenwart, in der wir leben, uns zu erquicken.

Stuttgart und Tübingen, September 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[111] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch

der englischen und deutschen

Umgangssprache

von

Carl Eulenstein.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 9 Ngr.

Dieses Werkchen ist zunächst für solche bestimmt, welche in einer möglichst kurzen Zeit das nöthigste der englischen Sprache erlernen wollen, und deren Hauptzweck es ist, es bald zum Sprechen zu bringen. Um diesen Zweck am leichtesten zu erreichen, sind alle veralteten Ausdrücke sorgfältig vermieden und nur solche Wörter und Phrasen gewählt worden, welche im gewöhnlichen Leben häufig vorkommen. Auch sind die Gespräche so eingerichtet, daß sie ganz allmählig vom leichten zum schwereren fortschreiten, wodurch sie gleichsam einen Cursus der englischen Sprache bilden. Die am Ende des Werkchens gegebene Sammlung idiomatischer Ausdrücke enthält nur solche Phrasen, welche von gebornen Engländern fortwährend gebraucht werden.

Stuttgart und Tübingen, September 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[110] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Dritte Auflage.

8. brochirt. Preis fl. 2. 42 kr. oder Rthlr. 1. 20 Ngr.

Indem wir die dritte Auflage dieser Dichtung veröffentlichen, in welcher ächte Poesie aus einer frischen und tiefen Begeisterung für die Herrlichkeit des christlichen Glaubens Hand in Hand geht, hoffen wir, daß sich dieselbe wie die früheren recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und Tübingen, September 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[92] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Abtheilung des dritten Heftes

der

deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1849.

Juli — September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Die verfassunggebende deutsche Reichsversammlung. (Schluß.) — Die Grundrechte und die Volksschule. — Die Revolution in der Pfalz. — Aus Goethes Archive.

Stuttgart und Tübingen, August 1849.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

[109] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die landwirthſchaftlichen

Lehranſtalten Europa's

ihre Geſchichte, Organiſation und Frequenz

von

William Löbe,

Redacteur der landwirthſchaftlichen Dorfzeitung.

8. brochirt. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Der Herr Verfaſſer ſtellte ſich die Aufgabe, die in Zeitſchriften, Brochüren, Programmen zerſtreut liegenden Materialien über die große Anzahl höherer und niederer landwirthſchaftlicher Lehranſtalten zu ſammeln, zu ſichten und zu ordnen, und daraus ein Ganzes zu bilden. Die ſo entſtandene Schrift dürfte in ſcientiviſcher, pädagogiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht von Werth und Intereſſe ſeyn, zumal ſie noch als die einzige ihrer Art daſteht, und nicht nur ſämmtliche landwirthſchaftliche Lehranſtalten Deutſchlands, ſondern auch der außerdeutſchen Staaten umfaßt.

Stuttgart und Tübingen, September 1849.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

[71] Durch jede Buchhandlung iſt zu beziehen:

Karte

von Ungarn und Siebenbürgen

nebſt Theilen der angränzenden Länder.

Preis color. 45 kr.

Verlag der Lit.-artiſt. Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in München.

[99] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Dinglers

Polytechniſches Journal.

Dreißigſter Jahrgang.

Erſtes Auguſtheft.

Inhalt. Verbeſſerungen an Dampfmaſchinen; von Simpſon und Shipton in Mancheſter. Mit Abbildungen. — Bemerkungen über Hochdruckdampfmaſchinen, meine neueren Beobachtungen, Erfahrungen, Verſuche, Erfindungen und Verbeſſerungen auf dem Felde derſelben berührend; von Dr. Ernſt Alban in Plau. (Fortſetzung.) — Verbeſſerungen in der Fabrication der Schraubſtockbüchſen; von Wright. Mit Abbild. — Bromegrove's verbeſſerte Röhrenverbindung. Mit Abbild. — Lamberts Waſſerkaſten, welcher in dem Straßenpflaſter eingelaſſen iſt, um aus den Hauptwaſſerleitungsröhren bei Feuersbrünſten ꝛc. Waſſer ablaſſen zu können. Mit Abbild. — Beſchreibung einer Maſchine zur Führung des Demants zum Glasſchneiden; von Dr. Oſchatz. Mit Abbild. — Ueber Schlarbaums patentirte Verbeſſerungen an dem Petſchaft, und deſſen Oekonomie-Siegellack. Mit Abbild. — Oekonomiſcher Heißwaſſer-Apparat von Bertram. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in der Conſtruction der Stubenöfen und Kochöfen, patentirt für Newton. Mit Abbild. — Ueber Struve's Bergwerks-Ventilator; von Richardſon. Mit Abbild. — Budds Verbeſſerungen an Hohöfen. Mit Abbild. — Aventurinähnliche Porcellanglaſur; von Wächter. — Verbeſſertes Verfahren das Glas zu verſilbern; patentirt für Thomas Drayton in London. — Ueber die Wirkung des unterſchwefligſauren Natrons auf das Antimonchlorür unter dem Einfluß des Waſſers (Bereitung des Antimon-Zinnobers); von Strohl. — Die Fuchs'ſche Wandmalerei (Stereochromie). — Ueber die vortheilhafteſte Bereitung des Salmiakgeiſtes; von Dr. Mohr. — Bericht über eine Abhandlung des Hrn. Dr. Richard, Director der Geſtütſchule, über die Pferderennen als Verbeſſerungsmittel der Dienſt- und Militärpferde. — Miscellen. Ueber Lechatelliers Gegengewichte an Locomotive-Treibrädern. — Cowpers Glasdächer für Gewächshäuſer. — Verfahren die Säure aus dem ſchwefelſauren und phosphorſauren Kalk zu iſoliren; von Lewis Thompſon. — Verfahrungsarten um die Verfälſchung der Citronenſäure mit Weinſteinſäure zu erkennen; von Bouchardat. — Verfälſchung des Weinſteins. — Erkennung des Stearins im Wachs. — Anwendung des iriſchen Torfs zur Gewinnung verſchiedener Producte. — Preisaufgabe, den Torf betreffend. — Ueber die Erſchöpfung des Bodens an mineraliſchen Beſtandtheilen durch verſchiedene Ernten. — Ueber die neueſten Verſuche die in den Städten ſich anſammelnden menſchlichen Excremente als Dünger für die Landwirthſchaft verwendbar zu machen; von Dr. Ayres.

Zweites Auguſtheft.

Inhalt. Bemerkungen über Hochdruckdampfmaſchinen, meine neueren Beobachtungen, Erfahrungen, Verſuche, Erfindungen und Verbeſſerungen auf dem Felde derſelben berührend; von Dr. Ernſt Alban in Plau. (Nähere Beſchreibung der Dampfmaſchine.) Mit Abbild. — Lemaitre's Indicator für Dampfkeſſel, durch welchen das Speiſen derſelben überwacht wird, und welcher durch Glocken Zeichen gibt, wenn Unregelmäßigkeiten eintreten. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an den Locomotiven, den Hemmvorrichtungen und Kuppelungen für Eiſenbahnwagen, ſowie an Signalapparaten für Eiſenbahnzüge, von Thornton und Mc. Connell. Mit Abbild. — Dampfkeſſelofen zum Heizen mit Anthracit. Mit Abbild. — White's Kaminaufſatz oder Ventilator. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an Chronometern und andern Uhren, von Eiffe zu London. Mit Abbild. — Brights patentirte Verbeſſerungen an Lampen. Mit Abbild. — Verfahren thönerne Retorten zur Leuchtgasbereitung zu verfertigen, von Brothers. Mit Abbild. — Ueber die Vortheile und die Bereitung des Benzol-Leuchtgaſes; von C. B. Mansfield. Mit Abbild. — Beſchreibung einiger neuen Apparate für die analytiſche Chemie und die Probirkunſt; von J. Le Play. Mit Abbild. (Neuer Apparat zum Ausfällen der Metalle aus ihren Löſungen durch Schwefelwaſſerſtoffgas. Neue Apparate zum raſchen und ſichern Abdampfen von Flüſſigkeiten.) — Ueber die Anwendung des Meſſings zu Dachbedeckungen; von J. Oellacher in Innsbruck. — Ueber das Vorkommen von Gold in den Kieſen der Kupfergruben von Cheſſy und Sain-Bel (Rhône-Depart.) und ſeine Gewinnung daraus; von Allain und Bartenbach. — Ueber die Umwandlung der Aepfelſäure in Bernſteinſäure; von

Digitized by Google

Dessaignes. — Ueber die Darstellung der Bernsteinsäure aus äpfelsaurem Kalk; von J. Liebig. — Ueber den Kaffee und seine Bestandtheile; von Payen. — Ueber die Desinfection der Abtritte und die Darstellung von Poudrette; von A. Chevallier. — Miscellen. Das preußische Hundsdreigewehr. — Ueber die Stärke der Röhren aus Gutta-percha. — Ueber die Anfertigung geschliffener Krystallwaaren mit eingeschlossenen, scheinbar aus mattem Silber oder mattem Gold bestehenden Wappen, Brustbildern u. dgl. — Ueber die Anfertigung der sogenannten reticulirten Gläser und Millefioriarbeiten; von Prof. Knapp. — Ueber Fabrication künstlicher Bausteine. — Ueber das Sehen durch Fernrohre. — Ueber Reece's Behandlung des Torfs zur Gewinnung von Kerzenmaterial. — Ueber die Wirkung des Kohlenoxydgases auf den Kornwurm. — Die Seidentrocknungsanstalt in Zürich. — Ueber Pferdebremsen. Praktisches Mittel Ameisen zu vertreiben.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Novellen

von

Eduard von Bülow.

Drei Bände.

8. Velinp. brech. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: I. Der Verstand des Zufalls. — Das Gewissen. — Ein Frühlingstraum. — Die Brunnenkur. — Die neueste Melusine. — Ein Wiedersehen. — II. Das neue Leben. — Der Mönch. — Traum um Traum. — Die Offenbarung. — Der Schatz. — Die schwarze Burg. — III. Das Modell. — Die Sylvesternacht. — Die Emancipirten. — Die Geisterweihe. — Eine italienische Reise. — Nachwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[98] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat August 1849.

Größere Aufsätze.

Die Franzosen vor und in Rom. — Ein Gang durch Tunis. — Serbischer Verrath. — Die Indianer im Westen der Felsengebirge. — Beiträge zur physischen Geographie und zur Geologie der iberischen Halbinsel. a. Bilder aus der Bergterrasse von Hochandalusien. b. Die Sierra Nevada und die Alpujarras. c. Die Serrania de Ronda. — Die Lage der Theater in Paris. — System der Meeresströmungen. — Türkische Beerdigungsgebräuche. — Etwas über die Ansiedelung in Neuseeland. — Die schwarze Ader von Sombrerete. — Die diesjährige Parlamentssitzung. — Eine Jagdstreiferei in der wüsten Küstengegend von Abyssinien. — Zanzibar und der Imam von Maseat. — Chinesische Methode den grünen Thee zu färben. — Ungarn. — Die Gaunerherbergen in Mexico. — Die Juden im heiligen Lande. — Serbische Pferde. — Agapemone, der Aufenthalt der Liebe. — Die Quellen des bittern und süßen Wassers in den Felsengebirgen. — Die Kulies in Batavia. — Die Franziskaner in Jerusalem. — Der Ostermontag in Antignano. — Briefe eines Amerikaners aus und über Rußland. IV. — Ueber den Aufsatz von Stolz: „Die Altgäste in Java." — Der Theebau in Indien. — Die Klöster im Morgenland. — Der Racenhochmuth der Engländer und Angelsachsen. IV. — Ueber die Flora der Kohlenformation. — Eine Reise über die spanische Gränze. — Ein Orkan auf Antigoa.

Chronik der Reisen.

Wanderung von Massawa nach den Gebirgen und Aufenthalt zu Halai im Jahr 1847. — In St. Esteban.

Kleinere Mittheilungen.

Eisenbahn von Panama nach Chagres. — Magyarischer Zunder. — Dampfbootlinie zwischen Havre und Liverpool. — Kirchenslavisches Wörterbuch. — Die Beaufsichtigung der Eisenbahnverwaltung in England. — Kaffeepflanzungen in Sklaven- und in freien Ländern. — Sonderbare Begränzung des Hagels. — Die Eisenbahnen und der Baumwollenbau in England. — Ewiger Schnee auf dem Libanon. — Abnehmen der einheimischen Bevölkerung in Neuseeland. — Etwas über die Cinchona-Wälder. — Wolleeinfuhr in England. — Beobachtungen über den Einfluß der Elektricität auf die Cholera. — Sterblichkeit in London. — Günstige Wirkungen der Würmer auf den Feldern. — Wasserröhren von Gutta-Percha. — Cyklonomie. — Dampfschiffahrt auf dem Orinoco. — Vorsorge gegen Verbrechen in England. — Preis für Paul de Kocks Werke. — Dampfschiffahrt auf dem Indus. — Knochen eines Ichthyosaurus in England aufgefunden. — Ueber das Färben des Thees in China. — Eine kostspielige Gränzlinie. — Sonderbarer antiquarischer Fund in Frankreich. — Fossile Affen. — Ueber die Aufhebung der Abgaben, welche in England auf der Literatur lasten. — Auswanderung aus England. — Hincks' Ansichten über die assyrischen, babylonischen und die Wan-Inschriften. — Ein außergewöhnlicher Fisch. — Castren's Reiseanzeichnungen. — Finnische Zauberrunen. — Haß der Italiener gegen die Franzosen. — Angebliche Entdeckung in Westafrika. — Der Waldstrich im Innern des Staats Newyork. — Errichtung eines Denkmals für Ducange. — Canalverbindung in Nordamerika.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Unentbehrliches Handbuch

für die Besucher Roms.

In Unterzeichnetem ist erschienen:

Beschreibung Roms

Ein Auszug

aus der

Beschreibung der Stadt Rom

von

Ernst Platner und **Ludwig Urlichs.**

Mit einem lithographirten Plane der Stadt, einem ausführlichen Register und einer Chronologie der Päpste von dem heil. Sylvester bis auf unsere Zeiten.

gr. 8. Velinpapier. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Vorstehender Auszug aus dem grossen Werke der Beschreibung der Stadt Rom ist zunächst bestimmt, auch dem nicht gelehrten Kreise von Lesern als Führer in der ewigen Stadt zu dienen, und zur Betrachtung derselben eine erschöpfende Anleitung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 237. Mittwoch den 3. Oktober 1849.

Frangunter montes, planumque per ardua Caesar
Ducit opus.

Lucan.

Das Hochland von Cazamarca,

der alten Reſidenzſtadt des Inca Atahuallpa.

Aus der dritten Auflage von A. v. Humboldts „Anſichten der Natur.“

(ſ. Nr. 225—228. — 232. 233.)

Wenn man ein volles Jahr lang auf dem Rücken der Anti- oder Andeskette verweilt hat, zwiſchen 4° nördlicher und 4° ſüdlicher Breite, in den Hochebenen von Neu-Granada, Paſtos und Quito, alſo in den mittleren Höhen von acht- bis zwölftauſend Fuß über der Meeresfläche, ſo freut man ſich, durch das mildere Klima der Chinawälder von Lora allmählich in die Ebenen des oberen Amazonenſtromes — eine unbekannte Welt, reich an herrlichen Pflanzengeſtalten — herabzuſteigen. — —

Um von dem Gebirgsknoten von Lora herab ſüdſüd-öſtlich in das heiße Thal des Amazonenſtromes zu gelangen, muß man die Paramos von Chulucanas, Guamani und Yamoca überſteigen, Gebirgseinöden, die man in den ſüdlicheren Theilen der Andeskette mit dem Namen Puna (Wort der Oquechhuaſprache) belegt. Die meiſten von ihnen erheben ſich über 9500 Fuß; ſie ſind, ſtürmiſch, oft Tagelang in dichten Nebel gehüllt, oder von furchtbaren Hagelwettern heimgeſucht, aus denen das Waſſer nicht bloß zu vielgeſtalteten, meiſt durch Rotation abgeplatteten Körnern, ſondern auch zu einzeln ſchwebenden dünnen, Geſicht und Hände verletzenden Platten (papa-cara) zuſammengerinnt. Während dieſer meteoriſchen Prozeſſe habe ich bisweilen das Thermometer bis 7° oder 5° (über dem Gefrierpunkt) herabſinken und die elektriſche Spannung des Luftkreiſes, am Volta'ſchen Electrometer gemeſſen, in wenigen Minuten vom Poſitiven zum Negativen übergehen ſehen. Unter 5° fällt Schnee in großen, weit von einander entfernten Flocken. Er verſchwindet nach wenigen Stunden. Der baumloſen Vegetation der Paramos geben die ſparrige Verzweigung kleinblättriger, myrtenartiger Geſträuche, die Größe und Fülle der Blüthen, die ewige Friſche aller von feuchter Luft getränkten Organe einen eigenthümlichen phyſiognomiſchen Charakter. Keine Zone der Alpenvegetation in dem gemäßigten oder kalten Erdſtriche läßt ſich mit der der Paramos in der tropiſchen Andeskette vergleichen.

Der ernſte Eindruck, welchen die Wildniſſe der Cordilleren hervorrufen, wird auf eine merkwürdige und unerwartete Weiſe dadurch vermehrt, daß gerade noch in ihnen bewundernswürdige Reſte von der Kunſtſtraße der Incas, von dem Rieſenwerke ſich erhalten haben, durch welches auf einer Länge von mehr als 250 geographiſchen Meilen alle Provinzen des Reichs in Verbindung geſezt waren. Stellenweiſe, meiſt in gleichen Entfernungen, finden ſich aus wohlbehauenen Quaderſteinen aufgeführte Wohnhäuſer, eine Art Caravanſerais, Tambos, auch Inca-Pilca genannt. Einige ſind feſtungsartig umgeben, andere zu Bädern mit Zuleitung von warmem Waſſer eingerichtet, die größeren für die Familie des Herrſchers ſelbſt beſtimmt. Ich hatte bereits am Fuß des Vulkans Cotopari bei Callo ſolche wohlerhaltenen Gebäude (Pedro de Cieça nannte ſie im ſechzehnten Jahrhundert Aposentos de Mulalo) mit Sorgfalt gemeſſen und gezeichnet. Auf dem Andespaß zwiſchen Alauſi und Lora, den man den Paramo del Assuay nennt (14,568 Fuß über dem Meere, alſo ein viel beſuchter Weg über die Ladera de Cadlud faſt in der Höhe des Montblanc),

hatten wir in der Hochebene del Pullal große Mühe, unſere ſchwer belaſteten Maulthiere durch den ſumpfigen Boden durchzuführen, während neben uns in einer Strecke von mehr als einer deutſchen Meile unſere Augen ununterbrochen auf die großartigen Reſte der 20 Fuß breiten Incaſtraße geheftet waren. Es hatte dieſelbe einen tiefen Unterbau und war mit wohlbehauenem ſchwarzbraunem Trappporphyr gepflaſtert. Was ich von römiſchen Kunſtſtraßen in Italien, dem ſüdlichen Frankreich und Spanien geſehen, war nicht impoſanter als dieſe Werke der alten Peruaner; dazu finden ſich leztere nach meinen Barometermeſſungen in der Höhe von 12,440 Fuß. Dieſe Höhe überſteigt demnach den Gipfel des Pic von Teneriffa um mehr als tauſend Fuß. Eben ſo hoch liegen am Aſſuay die Trümmer des ſogenannten Palaſtes des Inca Tupac Yupanqui, welche unter dem Namen der Paredones del Inca bekannt ſind. Von ihnen führt ſüdlich gegen Cuenca hin die Kunſtſtraße nach der kleinen, aber wohl erhaltenen Feſtung des Cañar, wahrſcheinlich aus derſelben Zeit des Tupac Yupanqui oder ſeines kriegeriſchen Sohnes Huayna Capac.

Noch herrlichere Trümmer der alt-peruaniſchen Kunſtſtraßen haben wir auf dem Wege zwiſchen Lora und dem Amazonenſtrome bei den Bädern der Incas auf dem Paramo de Chulucanas, unſern Guancabamba, und um Ingatambo bei Pomahuaca geſehen. Von dieſen Trümmern liegen die lezteren ſo wenig hoch, daß ich den Niveauunterſchied zwiſchen der Incaſtraße bei Pomahuaca und der Incaſtraße des Paramo del Aſſuay größer als 9100 Fuß gefunden habe. Die Entfernung beträgt in gerader Linie nach aſtronomiſchen Breiten genau 46 geographiſche Meilen, und das Anſteigen der Straße iſt 3500 Fuß mehr als die Höhe des Paſſes von Mont Cenis über den Comer See. Von den zwei Syſtemen gepflaſterter, mit platten Steinen belegter, bisweilen ſogar mit cementirten Kieſeln überzogener (macadamiſirter) Kunſtſtraßen gingen die einen durch die weite und dürre Ebene zwiſchen dem Meeresufer und der Andeskette, die andern auf dem Rücken der Cordilleren ſelbſt. Meilenſteine gaben oft die Entfernungen in gleichen Abſtänden an. Brücken dreierlei Art, ſteinere, hölzerne oder Seilbrücken (Puentes de Hamaca oder de Maroma) führten über Bäche und Abgründe, Waſſerleitungen zu den Tambos (Hotellerien) und feſten Burgen. Beide Syſteme von Kunſtſtraßen waren nach dem Centralpunkte Cuzco, dem Sitz des großen Reiches (Br. 13° 31′ ſüdl.), gerichtet; die Höhe dieſer Hauptſtadt iſt nach Pentland's Carte von Bolivia 10,676 Fuß (Pariſer Maaßes) über dem Meeresſpiegel. Da die Peruaner ſich keines Fuhrwerkes bedienten, die Kunſtſtraßen nur für Truppenmarſch, Laſtträger und Schaaren leicht bepackter Lamas beſtimmt waren, ſo findet man ſie, bei der großen Steilheit des Gebirges, hier und da durch lange Reihen von Stufen unterbrochen, auf denen Ruheplätze angebracht ſind. Francisco Pizarro und Diego Almagro, die ſich mit ſo vielem Vortheil auf ihren weiten Heerzügen der Militärſtraßen der Incas bedienten, fanden für die ſpaniſche Reiterei eine beſondere Schwierigkeit da, wo Stufen und Treppen die Kunſtſtraße unterbrachen. Das Hinderniß war um ſo größer, als die Spanier ſich im Anfang der Conquiſta bloß der Pferde, nicht der bedächtigen, im Gebirge jeden Fußtritt gleichſam überdenkenden Maulthiere bedienten. Erſt ſpäter kam der Gebrauch der Maulthiere in der Reiterei auf.

Sarmiento, der die Incaſtraßen noch in ihrer ganzen Erhaltung ſah, fragt ſich in einer Relacion, die lange in der Bibliothek des Eſcorial unbenuzt vergraben lag: „wie ein Volk ohne Gebrauch des Eiſens in hohen Felsgegenden ſo prachtvolle Werke (caminos tan grandes y tan sovervios) von Cuzco nach Quito und von Cuzco nach der Küſte von Chili habe vollenden können?“ „Kaiſer Karl,“ ſezt er hinzu, „würde mit aller ſeiner Macht nicht einen Theil deſſen ſchaffen, was das wohl eingerichtete Regiment der Incas über die gehorchenden Volksſtämme vermochte.“ Hernando Pizarro, der gebildetſte der drei Brüder, welcher für ſeine Unthaten in zwanzigjähriger Gefangenſchaft zu Medina del Campo büßte und hundertjährig ſtarb im Geruch der Heiligkeit, ruft aus: „in der ganzen Chriſtenheit ſind ſo herrliche Wege nirgends zu ſehen als die, welche wir hier bewundern.“ Die beiden wichtigen Reſidenzſtädte der Incas, Cuzco und Quito, ſind in gerader Linie (SSO — NNW), ohne die vielen Krümmungen des Weges in Anſchlag zu bringen, 225 geographiſche Meilen von einander entfernt; mit den Krümmungen rechnen Garcilaſo de la Vega und andere Conquiſtadores 500 Leguas. Trotz dieſer Länge des Weges ließ Huayna Capac, deſſen Vater Quito erobert hatte, nach dem ſehr vollgültigen Zeugniß des Licentiaten Polo de Ondegardo, für die fürſtlichen Bauten (Incawohnungen) in Quito gewiſſe Baumaterialien aus Cuzco kommen. Ich habe ſelbſt noch an dem erſtern Orte dieſe Sage unter den Eingebornen verbreitet gefunden.

(Fortſezung folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Schluß.)

Zwanzig Wagen waren unter der Eskorte von einem Zug Huſaren ausgeſchickt, um Proviant zu

Digitized by Google

holen. Langſam bewegte ſich der Zug in einem dichten Wald vorwärts, als plötzlich der Ruf: „Feinde, Feinde!“ von unſerer Avantgarde erſcholl. Mit dem ihnen eigenen Muthe ſprengten die Huſaren vorwärts, ſich dem Feinde entgegen zu werfen, und bald konnte ich ſehen, wie ſie mit einem ſtarken Trupp ruſſiſcher Infanterie handgemein wurden. Den Bauern wurde befohlen, ihre Wagen ſo raſch als möglich umzuwenden und eiligſt zurückzufahren; ich aber warf beim Wenden abſichtlich meinen Wagen um, ſo daß das Fuhrwerk für den Augenblick nicht von der Stelle konnte. Die Huſaren kämpften unterdeß mit Löwenmuth gegen die feindliche Uebermacht und hielten dieſe wirklich ſo lange auf, daß alle Bauerwagen bis auf den meinigen ſich retten konnten. Ueber die Hälfte der Huſaren war gefallen, als endlich der Reſt derſelben in wilder Eile den Rückzug antrat.

Jezt oder nie mußte ich gerettet werden. Raſch kroch ich unter meinen umgeſtürzten Wagen, um ſo vor etwaigen Hieben der vorbeiſtürmenden Huſaren wie der nachjagenden Koſaken ſicher zu ſeyn, und abzuwarten, bis ich mich der nachrückenden ruſſiſchen Infanterie ergeben könnte. Es glückte auch vollkommen. Ein vorbeiſprengender Huſar hieb mit der flachen Klinge nach meinen Pferden, um dieſe anzutreiben, allein an den umgeſtürzten, mit Kukuruzſäcken beladenen Wagen gefeſſelt, mußten ſie wohl ſtehen bleiben. Bald kamen auch die erſten ruſſiſchen Infanteriſten bei meinem Wagen an und wunderten ſich nicht wenig, als ein Bauer unter demſelben hervor kroch und ſich ihnen als Gefangener übergab. Zwar wollten einige Koſaken, die unterdeß bei uns angekommen waren, mir meine Bunda abnehmen, und als ich mich ſträubte, erhob einer drohend ſeinen Kantſchuh gegen mich, allein der Korporal der Infanterie nahm mich in Schuz und duldete nicht, daß ich geplündert wurde. — Vergebens bemühte ich mich nun, mich dem Mann verſtändlich zu machen, da er kein Wort deutſch verſtand, brachte es aber durch Pantomimen aller Art und das Wort „Offizier,“ das ich oft ausſprach und dabei auf mich wies, dahin, daß man mich zum Lieutenant der Abtheilung führte. Allein auch dieſer verſtand weder deutſch noch franzöſiſch und ſchüttelte immer nur den Kopf, als ich ihm auf alle Weiſe begreiflich zu machen ſuchte, daß ich ein k. k. öſterreichiſcher Offizier ſey. Endlich ſchnitt ich meine Bunda auf, um ihm mein ſchriftliches Dokument zu zeigen. Die Schrift verſtand er zwar nicht, aber das Siegel unter derſelben flößte ihm einigen Reſpekt ein. Er ward nun ganz höflich, bot mir Branntwein aus ſeiner Feldflaſche an und befahl den Koſaken meine Pferde, welche ſich dieſe ſchon als gute Beute hatten zueignen wollen, wieder vor den Wagen zu ſpannen und dieſen für mich zuzurichten. Meine Kukuruzſäcke und Schmalztöpfe aber behielten die Soldaten und waren bald um ein großes Feuer eifrig beſchäftigt, ſich allerlei Backwerk daraus zu bereiten. Der Offizier winkte mir auf dem Wagen Platz zu nehmen, hieß einen Unteroffizier und einen Soldaten ſich neben mich ſetzen, zwei Koſaken mußten auf ihren kleinen zottigen Gäulen vorantraben, und ſo ward ich als halber Gefangener zum Bataillon geſchickt, das eine halbe Stunde von uns bivouakirte.

Der Oberſtlieutenant, ein großer ſchöner Mann, verſtand ſo viel deutſch, um mein Zeugniß leſen und meine mündliche Erklärung verſtehen zu können, und war ſehr artig gegen mich, bat mich aber, es nicht übel zu nehmen, wenn er mich vorläufig als einen gefangenen Offizier behandeln müſſe. Er gab mir, was das Erwünſchteſte war, etwas reine Wäſche aus ſeiner Garderobe und ein Paar alte Pantalons ſtatt meiner alten furchtbar ſchmuzigen Gatjen und ließ durch den Arzt des Bataillons meine Wunde unterſuchen und friſch verbinden. Auch lud er mich Abends zu ſeinem Nachteſſen ein, das aus guten Beefſteaks und ganz trefflichem Thee beſtand, der mir ein wahres Labſal war. Zum Nachtlager ließ er mir einige wollene Decken geben, wie die Offiziere ſie hatten, ſo daß ich vortrefflich ſchlief. Uebrigens war ein Unteroffizier beordert, mir zur Seite zu bleiben und unter keiner Bedingung zu geſtatten, daß ich mich entferne. Nach einem trefflichen Frühſtück aus Thee und Eiern bat ich den Oberſtlieutenant, der mit ſeinem Bataillon vorwärts marſchiren wollte, mich zum ruſſiſchen General zu ſenden, zu deſſen Corps er gehörte, da ich dort einen k. k. Offizier zu finden hoffen durfte.

Mit einem Koſaken, deſſen Pferd hinten am Wagen angebunden war, als Kutſcher, einem Infanteriſten als Ordonnanz, fuhr ich auf meinem Leiterwagen in das Hauptquartier des Generals, das zwei Stunden weiter zurücklag. Der Zufall wollte, daß ich den öſterreichiſchen Hauptmann, der als Ordonnanzoffizier beim ruſſiſchen General kommandirt war, ſehr gut kannte. Er lag eben, als wir einzogen, ſeine Morgenpfeife rauchend, im Fenſter des Gaſthofes. Der Mann machte große Augen, als er mich in dem Aufzug ſah, ſchüttelte mir herzlich die Hand und bezeugte ſogleich meine Unverdächtigkeit. Ich verſchaffte mir hier nun die nöthigſte Garderobe und Wäſche, um etwas anſtändiger auftreten zu können, und nahm durch Vermittlung des Hauptmanns den Diener eines gefallenen öſterreichiſchen Offiziers für die nächſte Zeit als Bedienten an. Zwei Tage blieb ich bei dem ruſſiſchen General und ward von ihm und ſeinen Offizieren auf's Artigſte und Zuvorkommendſte behandelt, obgleich mein körperlicher Zuſtand mir nicht erlaubte ihre Gaſtfreundſchaft in

Digitized by Google

vollem Maaße zu genießen. Ich ſchloß mich einem Militärtransport an und reiste auf meinem Wagen, in weiche wollene Decken gehüllt, in kleinen Tagemärſchen nach Mähren, wohin ich um Urlaub gebeten hatte. Glücklich erreichte ich auch das niedliche Städtchen, wo ich wußte, daß gute Pflege meiner harrte, und ſuche mich nun möglichſt zu erholen. Am ungariſchen Krieg werde ich in den nächſten Monaten keinen Antheil nehmen können, und in dieſer Friſt wird derſelbe hoffentlich ein glückliches Ende gefunden haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Elberfeld, September.

(Schluß.)

Journalliſtik. — Ph. Wackernagel. — Von der Heydt. — Kunſt.

Faſt hätte ich ein Blättchen vergeſſen, das vor allen Anſpruch auf eine Erwähnung hat, da ihm ſeit Kurzem eine traurige Berühmtheit zu Theil geworden iſt; daſſelbe nennt ſich „Kirchlicher Anzeiger“ und ſein Redakteur iſt Paſtor Feldner, lutheriſcher Prediger hierſelbſt. Das Blättchen, ſo klein es auch iſt, hatte ſchon oft einen fabelhaften Muth im Angreifen Andersdenkender, das iſt nicht pietiſtiſch Geſinnter, an den Tag gelegt; vor einigen Wochen aber führte es eine Heldenthat aus, und zwar gegen den Katholicismus, oder ſpezieller gegen eine in hieſiger Stadt gefeierte Prozeſſion. Der betreffende Artikel, ſehr arm an Logik, war ein Muſterſtück des religiöſen und confeſſionellen Fanatismus, und ging förmlich auf Aufreizung des proteſtantiſchen Theils der Bewohner gegen die katholiſchen Mitbürger hinaus. Dem Vernehmen nach iſt gegen den Herrn Pfarrer deßhalb eine Unterſuchung eingeleitet, was dem heiligen Eiferer, der ſich in Aufſuchung und Denunciation der Mitbetheiligten ausgezeichnet haben ſoll, ſehr ungelegen kommen mag. — Viel Federkrieg iſt ſeit einigen Monaten über die Wahl des Herrn Philipp Wackernagel zum Direktor der durch den Abgang des Profeſſors Egen verwaisten hieſigen Realſchule geführt worden, wobei die Geiſtlichkeit mit ihrem Anhange, die bei der Direktorwahl eine Hauptſtimme hatte, einer freiſinnigern Partei, zu der hauptſächlich die Lehrer des Inſtituts ſelbſt gehören, entgegenſtand. Leztere Partei wollte den Dr. Suffrian aus Minden wählen, wurde jedoch überſtimmt, da Wackernagel ein „entſchiedenerer Chriſt“ ſeyn ſoll als jener. Ob Wackernagel kommen wird oder nicht, iſt noch nicht ausgemacht; es iſt übrigens derſelbe, der als Herausgeber eines deutſchen Leſebuches und der Liederſammlung „Tröſteinſamkeit“ ſich bekannt gemacht hat, Bruder des Dichters Wilhelm Wackernagel. Oben gedachter Dr. Egen, der bis zu ſeinem Abgange als vortragender Miniſterialrath und Direktor des Gewerbeinſtituts nach Berlin — gegen Anfang dieſes Jahres — das Direktorium der Realſchule führte, war ein in vieler Hinſicht ausgezeichneter Mann, der namentlich in der Mathematik ſich einen Ruf erworben, ſpäter aber ſich mehr einer praktiſchen Thätigkeit als Mitdirektor der ihm viel verdankenden bergiſch-märkiſchen Eiſenbahn hingegeben hatte. Er erſcheint um ſo bedeutender, wenn man weiß, daß er Autodidakt war und ſeine Laufbahn als gewöhnlichſter Dorfſchulmeiſter begonnen hatte. Zum Bedauern Vieler iſt er kürzlich nach kaum achtmonatlichem Wirken in Berlin geſtorben. Egens Freund und Protektor, der Handelsminiſter von der Heydt, ſcheint die Berliner Luft beſſer zu vertragen; wenigſtens deutete ſein Ausſehen, als er kürzlich zum Beſuche in ſeiner Vaterſtadt anweſend war und unter dem Schutze des Belagerungszuſtandes acht Tage daſelbſt weilte, auf einen guten Geſundheitszuſtand hin. Wäre er in den Barrikadentagen gekommen, ſo hätte er an ſeinem hieſigen Hôtel mit rieſigen Buchſtaben das Wort „Lazareth“ leſen können. Damals herrſchte wegen der Kammerauflöſung ſelbſt unter gemäßigten Politikern und ruhigen Bürgern eine große Aufregung gegen ihn, da man ihm einen beſondern Antheil an jener miniſteriellen Maßregel zuzuſchreiben geneigt war; daß die neuere Wendung der Dinge und die deutſchere Haltung des Miniſteriums dieſe Stimmung bedeutend modificirt hat, mag der Umſtand beweiſen, daß Herr von der Heydt — am Tage ſeiner Abreiſe — zum Abgeordneten zur zweiten Kammer für Elberfeld gewählt wurde, worin denn Mancher das von ihm angeſtrebte Reſultat ſeiner Hieherkunft und den eigentlichen Zweck derſelben zu finden geneigt war. Von der Heydt iſt ein Mann von umfaſſenden kaufmänniſchen und juriſtiſchen Kenntniſſen, von unermüdlicher Thätigkeit und ſeltener Energie des Charakters, die bis zur Unbeugſamkeit fortgehen kann; jedenfalls iſt er im jetzigen Cabinet ſehr an ſeinem Platze. — Schließlich noch einige Worte über Elberfelder Kunſt und Künſtler. Richard Seel, zur Zeit der erſten Carrikaturenfreiheit als Erfinder des „deutſchen Michel“ und anderer Blätter oft genannt, hat in neuerer Zeit mehrere ſehr gelungene Porträts geliefert, von denen namentlich eines, einen kürzlich ausgewanderten hieſigen Demokraten (Dr. med. Bracht) darſtellend, auf der Kölner Kunſtausſtellung allgemeines Lob erntete. Wenn ſo die Malerei am Orte blieb, ging dagegen die Bildhauerkunſt in Philipp Weimar (deſſen ich in frühern Briefen als eines talentvollen Autodidakten der Plaſtik mehrfach gedacht) erſt nach Berlin und dann nach England. In London hat Weimar durch gute Empfehlungen und eigene Tüchtigkeit bereits einen ehrenvollen und lohnenden Wirkungskreis gefunden, was in England für einen Bildhauer, der Italien noch nicht geſehen hat, ſehr ſchwer ſeyn ſoll. Die Büſte Bunſens, des bisherigen preußiſchen Geſandten, wird als ein ſehr gelungenes Werk gerühmt, das ſeiner Kunſt den Weg zur höhern engliſchen Ariſtokratie bahnen half, für die er gegenwärtig beſchäftigt iſt. Bisher blieb Weimar faſt nur auf Büſten beſchränkt; einige kleine Skizzen, die er bei ſeiner lezten Anweſenheit hier modellirte, machen es ſehr wünſchenswerth, daß die Verhältniſſe ihm bald die Ausführung ſelbſtſtändigerer Werke der Sculptur geſtatten möchten. — Im Augenblick iſt auch der rühmlich bekannte Maler Kretſchmar, Schwiegerſohn eines hieſigen Arztes, hier anweſend, deſſen „Wüſtenſturm,“ der im Jahr 1844 im hieſigen Rathhauſe ausgeſtellt war, noch in friſchem Andenken ſteht. Kretſchmar malt ebenfalls gegenwärtig Porträts, die beſonders durch Lebendigkeit und Friſche der Farbe gefallen, wogegen Seels Eigenthümlichkeit mehr in ſtarker Ausprägung charakteriſtiſcher Züge hervortritt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 238. Donnerſtag den 4. Oktober 1849.

Adspicies sine lebe domum vitioque carentem?
Juvenal.

Privatwohnung in London.

Ein Ausländer kommt nach London, beabſichtigt einen längeren Aufenthalt und wünſcht — vielleicht ſchon aus Rückſicht für ſeine Börſe — das theure Hotel gegen eine Privatwohnung zu vertauſchen. Er geht ſelbſt eine zu ſuchen. Das Gehen nach einer Wohnung hat überall ſein Verdrießliches. Man kommt ſich vor wie eine Schnecke, welche ihr Haus abgeworfen hat, eines andern bedürftig das Ufer entlang kriecht und den Kopf in jede leere Muſchel ſteckt, bis ſie eine findet, die ihr wohnlich dünkt. Einen Freund, Geld oder eine Anſtellung ſuchen zu müſſen, das ſind unläugbare Uebel. Eine Wohnung ſuchen zu müſſen, iſt nun kein ſo großes Unheil; aber es hat doch immer etwas Wehmüthiges, ſich nach einer neuen Heimath umzuſehen, nach einem Ort, wo man ſein Haupt hinlegen kann. Wem nicht ein bewegtes Wanderleben und vielfache Logiserfahrungen die Bruſt mit dreifachem Erze umſchmiedet haben, dem wird es dabei oft ſeltſam um's Herz. Die Ungewißheit künftiger Behandlung, die Beſorgniß, unter unfreundliche, rückſichtsloſe oder unehrliche Menſchen zu gerathen, die fremden Geſichter, denen man begegnet, und die bald mehr, bald minder zahlreichen, jeden Wechſel unſeres Daſeyns und Wirkens begleitenden Unannehmlichkeiten geben einem das Gefühl, als ſolle man getraut oder geköpft oder ſonſt etwas Grauenvolles mit einem vorgenommen werden. Es bedarf kaum der Verſicherung, daß dieß bei dem ein Logis ſuchenden Ausländer in London doppelt und dreifach der Fall ſeyn muß. Zum Verdruß geſellt ſich hier wirkliche Gefahr, und Vorſicht iſt nöthiger als irgendwo.

Zuvörderſt muſtere der Ausländer die Straße, in welche er ſich einzumiethen gedenkt. Hat ſie Branntweinpaläſte zu Eckhäuſern, ſo fliehe er ſie gleich Peſt und Sünde. Er ſtudire die Phyſiognomie der Straße, denn wie Alles, haben in London auch die Straßen ihre Phyſiognomien, und erſcheint ihm die fragliche als eine anſtändige, ruhige Straße, eine, wo Leute wohnen, die zwar nicht überreich ſind, aber ſich gut aufführen, ſo kann er — doch nur vorläufig — darauf Bedacht nehmen. In einer Straße der Art balgen ſich die Häuſer nicht mit einander, ſondern ſtehen beiſammen in wechſelſeitiger brüderlicher Eintracht; weder Holzpflaſter noch alberner Aſphalt haben ſich an dem achtbaren, altherkömmlichen Pflaſter vergriffen; die Gaslaternen ſind in trefflichſter Ordnung, die in das Pflaſter eingelaſſenen Feuerpflöcke, d. h. die Stöpſel der Hähne auf den Waſſerleitungen, welche bei Ausbruch eines Feuers abgenommen werden, immer friſch und glänzend angeſtrichen, die Geländer vor den Häuſern um die Küchenvorhöfe zierlich und rein, das Trottoir feſt, eben und ohne Makel. Wer für alles dieß kein Auge hat, muß jedenfalls bemerken, daß ohne beſondere Tagesereigniſſe gleichzeitig ſelten mehr als drei oder vier Fußgänger, ein Miethcab und ein Dienſtmädchen ſich blicken laſſen. Es iſt eine ruhige Straße — a quiet street.

Indeſſen, wie geſagt, entſcheide ſich der Ausländer deßhalb noch nicht. Die Straße mag allen Erforderniſſen, allen Wünſchen entſprechen; aber wie ſteht es um die nächſte Nachbarſchaft? wie ſieht es um die Ecke herum aus? Befindet ſich dort etwa ein Miethwagenſtand, ſo mindert dieß die empfehlenswerthen Eigenſchaften um ein Beträchtliches. Es iſt möglich, ſogar wahr-

ſcheinlich, daß die gefiederten und ungefiederten „Hühner und Hähne“ — wie man ſie hier nennt — die ſich gern, die gefiederten am Tage, die ungefiederten bei Nacht, in der Nähe eines Miethwagenſtandes aufhalten, die ruhige Straße ſtark beunruhigen und die Cabführer ſie, gerade weil ſie eine ruhige Straße iſt, am liebſten zu ihrem Kampfplatze machen. Oder ein einmündendes Gäßchen kann ein kleines St. Giles, ein enges und deßhalb um ſo gefährlicheres Diebsgäßchen ſeyn. Von ſolchem bleibe der Ausländer fern. Er ſehe ſich alſo nicht bloß um, ehe er wählt, ob ein halb unterirdiſcher Gang in die Straße herein lugt, oder hinter derſelben, wo Pferdeſtälle und Wagenſchuppen ſeyn ſollten, eine langgeſtreckte, vielfenſtrige Fabrik mit nur Sonntags raſtenden Hämmern und nur Sonntags nicht ſchwirrenden Rädern vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend arbeitet, ſondern er frage auch, am beſten einen Polizeidiener, ob etwa Studenten der Medicin oder Chirurgie in oder unweit der Straße hauſen. Letzteres allein kann einen ſeine Ruhe liebenden Menſchen entſcheiden. »Three of these gentry,« verſicherte neulich ein Kläger gegen drei ſolche Ruheſtörer, »are quantum sufficiens to anoy and disturb a whole parish of lodgers.« Mithin keine der hübſchen, ſcheinbar ruhigen Straßen in der Nähe der großen Hoſpitäler oder der Londoner Univerſität!

Iſt die Straße gewählt, ſo kommt die Reihe an das Haus, und an „Wohnung zu vermiethen“ fehlt es beſonders in den ruhigen Straßen faſt nie. Hier betrachte der Fremde wieder die Phyſiognomie. Iſt Alles an Fenſtern und Thüre ſauber, ſo berechtigt dieß zu der Annahme, daß phyſiſche und moraliſche Reinlichkeit ein Hauptartikel im Glaubensbekenntniſſe der Wirthin iſt. Man kann allerdings hierin eben ſo gut irren, wie wenn man das Gegentheil daraus folgert, daß der Vermiethzettel hinterm Fenſter ſchief hängt, ein weißer Vorhang in's Graue ſchillert oder ein Sprung ſich durch eine Glasſcheibe zieht.

Nach der Wahl des Hauſes und ſobald man geklopft, habe man Acht, wie lange es dauert, ehe die Thür geöffnet wird. Dauert es über die zweite Minute und muß man ein zweitesmal hämmern, während etwas in der Flur ziſchelt oder etwas auf der Treppe rumort, ſo ſtehe man ſofort vom Miethen ab. Drei gegen Eins, die Wohnung eignet ſich nicht für einen Ordnung liebenden Menſchen. Geht aber die Thür in gebührender Friſt auf, ſo verſäume man nicht, der öffnenden Dienerin, ob jung oder alt, hübſch oder häßlich, feſt in's Antlitz zu ſehen. In ihm ſpiegelt ſich der Charakter der Wirthin. Sieht das Mädchen hager, halb gewaſchen und niedergedrückt aus, ſo iſt ihre Gebieterin muthmaßlich, was in London zwar nicht ein Drache, aber mit derſelben Bedeutung ein „Meſſer“ heißt. Erblickt man dagegen ein roſiges, fleiſchiges, zierliches, freundliches Mädchen, ſo bedarf es keiner andern Anrede, als: man wünſche die Wohnung zu ſehen. Die Dienerin zeigt das Logis und kennt auch den Preis. Findet der Fremde beides ſeinen Wünſchen entſprechend, ſo frage er nach der Wirthin, ſchließe keinenfalls ab und mache auch keinerlei Zuſage, bevor er dieſelbe geſehen. Dieſe, wenn auch nur Aug in Auge, kennen zu lernen, iſt wichtiger als ſich die Wohnung zeigen zu laſſen, und es gibt „Beiſpiele von Exempeln,“ daß einer beſſer gefahren iſt, der eine Wohnung bloß nach dem Ausſehen der Wirthin gemiethet, als der bloß die Zimmer angeſehen hat.

Der humoriſtiſche Boz, sive Dickens, äußert irgendwo, von der geſetzlichen Nothwendigkeit, Lehrjahre zu beſtehen, ſeyen in England drei Gewerbe frei, das der Schuldirektricen, das der Vermietherinnen möblirter Zimmer und das der Staatsmänner. Sey eine Dame in ihren Verhältniſſen herabgekommen, habe ſie, wie man zu ſagen pflegt, beſſere Tage geſehen, ſo vermiethe ſie chambres garnies oder errichte eine Schule. Sey daſſelbe einem Lord begegnet, ſo werde er Geſandter, Staatsſekretär, Departementschef. Wechſel der Umſtände gelte für hinreichende Befähigung, und wer in einer Lebensſphäre es zu nichts bringen könne, dem diene dieß als Grund, eine andere zu verſuchen. — Die humoriſtiſche Wahrheit dieſer Aeußerung bei Seite gelaſſen, unterliegt es keinem Zweifel, daß in London eben ſo häufig die allerbeſten wie die allerſchlechteſten möblirten Zimmer bei in ihren Verhältniſſen herabgekommenen Frauen gefunden werden. Vielleicht erklärt ſich dieß am einfachſten daraus, daß, während die einen als Logisvermietherinnen durch Sitte und Betragen ſich derſelben Achtung verſichern, welche ſie früher in glücklicheren Tagen genoſſen, andere in ihrer neuen Stellung eben ſo eitel und thöricht ſind, wie ſie es in ihrer frühern geweſen, nur daß ſie ſich dadurch natürlich in ihrer dermaligen untergeordneten Stellung noch lächerlicher machen. Es ſcheint beim Gewerbe des Logisvermiethens wie bei jedem andern zu geſchehen, daß diejenigen darin das Beſte leiſten und den meiſten Gewinn davon haben, die dazu erzogen worden ſind. In der Regel wohnt es ſich bei den Frauen am comfortabelſten, welche früher gedient haben.

(Schluß folgt.)

Das Hochland von Cazamarca.

(Fortſetzung.)

Wo durch Geſtaltung des Bodens die Natur dem Menſchen großartige Hinderniſſe zu überwinden dar-

Digitized by Google

bietet, wächst bei unternehmenden Volksſtämmen mit dem Muth auch die Kraft. Unter dem deſpotiſchen Centraliſationsſyſteme der Inca-Herrſchaft waren Sicherheit und Schnelligkeit der Communication, beſonders der Truppenbewegung, ein wichtiges Regierungsbedürfniß. Daher die Anlage von Kunſtſtraßen und von ſehr vervollkommneten Poſteinrichtungen. Bei Völkern, welche auf den verſchiedenſten Stufen der Bildung ſtehen, ſieht man die Nationalthätigkeit ſich mit beſonderer Vorliebe in einzelnen Richtungen bewegen; aber die auffallende Entwickelung ſolcher vereinzelten Thätigkeiten entſcheidet keineswegs über den ganzen Culturzuſtand. Aegypter, Griechen,* Etruſker und Römer, Chineſen, Japaner und Inder zeigen uns dieſe Contraſte. Welche Zeit erforderlich geweſen iſt, um die peruaniſchen Kunſtſtraßen zu ſchaffen, iſt ſchwer zu entſcheiden. Die großen Werke im nördlichen Theile des Inca-Reichs, auf dem Hochlande von Quito, müſſen allerdings in weniger als 30 oder 35 Jahren vollendet worden ſeyn: in der kurzen Epoche, welche zwiſchen die Beſiegung des Herrſchers von Quitu und den Tod des Inca Huayna Capac fällt, während über das Alter der ſüdlichen, eigentlich peruaniſchen Kunſtſtraßen ein tiefes Dunkel herrſcht.

Man ſetzt gewöhnlich die geheimnißvolle Erſcheinung von Manco Capac 400 Jahre vor der Landung von Francisco Pizarro auf der Inſel Puná (1532), alſo gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, faſt 200 Jahre vor der Gründung der Stadt Mexico (Tenochtitlan); einige ſpaniſche Schriftſteller zählen ſtatt 400 gar 500 bis 550 Jahre. Aber die Reichsgeſchichte von Peru kennt nur dreizehn regierende Fürſten aus der Inca-Dynaſtie, welche, wie Prescott ſehr richtig bemerkt, nicht eine lange Periode von 400 oder 550 Jahren ausfüllen können. Quetzalcoatl, Botſchica und Manco Capac ſind die drei mythiſchen Geſtalten, an welche ſich die Anfänge der Cultur unter den Azteken, Muyscas (eigentlicher Chibchas) und Peruanern knüpfen. Quetzalcoatl, bärtig, ſchwarz gekleidet, Großprieſter von Tula, ſpäter ein Büßender auf einem Berge bei Tlarapuchicalco, kommt von der Küſte von Panuco, alſo von der öſtlichen Küſte von Anahuac, auf das mexicaniſche Hochland. Botſchica, oder vielmehr der bärtige, lang gekleidete Gottesbote Nemterequeteba (ein Buddha der Muyscas), gelangt aus den Grasſteppen öſtlich von der Andeskette auf die Hochebene von Bogota. Vor Manco Capac herrſchte ſchon Cultur an dem maleriſchen Geſtade des Sees von Titicaca. Die feſte Burg von Cuzco auf dem Hügel Sacſahuaman war den älteren Gebäuden von Tiahuanaco nachgebildet. Eben ſo ahmten die Azteken den Pyramidenbau der Tolteken, dieſe den der Olmeken (Hulmeken) nach; und allmählig aufſteigend, gelangt man auf hiſtoriſchem Boden in Mexico bis in das ſechste Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Die toltekiſche Treppenpyramide von Cholula ſoll nach Siguenza die Form der hulmekiſchen Treppenpyramide von Teotihuacan wiederholen. So dringt man durch jegliche Civiliſationsſchicht immer in eine frühere ein; und da das Bewußtſeyn der Völker in beiden Continenten ungleichzeitig erwacht iſt, liegt das phantaſtiſche Reich der Mythen bei jeglichem Volke immer unmittelbar vor dem hiſtoriſchen Wiſſen.

Trotz der großen Bewunderung, welche die erſten Conquiſtadores den Kunſtſtraßen und Waſſerleitungen der Peruaner gezollt haben, ſind die einen und die andern nicht bloß nicht unterhalten, ſondern muthwillig zerſtört worden, ſchneller noch, Unfruchtbarkeit durch Waſſermangel erzeugend, in dem Littoral, um ſchön behauene Steine zu neuen Bauten anzuwenden, als auf dem Rücken der Andeskette, oder in den tiefen ſpaltartigen Gebirgsthälern, von welchen dieſe Kette durchſchnitten wird. Wir waren gezwungen, in den langen Tagereiſen von den Syenitfelſen von Zaulaca bis zu dem verſteinerungsreichen Thale von San Felipe (am Fuß des eiſigen Paramo de Yamoca) den Rio de Guancabamba, welcher ſich in den Amazonenſtrom ergießt, wegen ſeiner vielen Krümmungen 27mal zu durchwaten, während wir hier abermals an einer uns nahen, ſteilen Felswand immerfort die Reſte der hochaufgemauerten, geradlinigen Kunſtſtraße der Incas mit ihren Tambos ſahen. Der kleine kaum 120 bis 140 Fuß breite Gießbach war ſo reißend, daß unſere ſchwer beladenen Maulthiere oft Gefahr liefen, in der Furth fortgeriſſen zu werden. Sie trugen unſere Manuſcripte, unſere getrockneten Pflanzen, alles, was wir ſeit einem Jahre geſammelt hatten. Man harret dann am jenſeitigen Ufer mit unbehaglicher Spannung, bis der lange Zug von 18 bis 20 Laſtthieren der Gefahr entgangen iſt.

(Fortſetzung folgt.)

* Wenn die Hellenen, ſagt Strabo (lib V p. 235 Caſaub.), bei ihrem Städtebau beſonders dadurch glücklichen Erfolg erwarteten, daß ſie Schönheit und Feſtigkeit bezielten, ſo haben die Römer dagegen vorzüglich das bedacht, was jene unbeachtet ließen: Steinpflaſter der Straßen, Hinleitung vielen Waſſers und Abzugsgräben, welche den Schmutz der Stadt wegſpülen konnten in die Tiberis. Sie pflaſterten alle Landſtraßen, ſo daß Frachtwagen die Waaren der Handelsſchiffe bequem aufzunehmen vermögen.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, September.

Der Anſchluß an das Dreikönigsbündniß. — Die Preußen. — Journaliſtik.

Die Preußen hätten wir nun; wann aber werden wir ſie wieder los? Dieſe Frage ertönt aus Aller Munde, und nicht ſelten von einem ſchweren Seufzer begleitet. Faſt mehr aber noch beſchäftigt man ſich mit Vermuthungen und Unterſuchungen darüber, wie wir zu dem Unglück gekommen? und als ſolches wird es nur von denen nicht angeſehen, die zur Beförderung ihrer Sonderzwecke es über uns gebracht. Es konnte nicht fehlen, daß jede der beiden ſtreitenden Parteien die Schuld der andern in die Schuhe ſchob. Laſſen Sie mich ſchweigen von den Auftritten beim Einzug der aus Schleswig zurückkehrenden Preußen und von den Folgen dieſes unverantwortlichen Unfugs. Auf jeden Fall ſind dabei von Seiten unſerer Regierenden Unterlaſſungsſünden begangen worden, und wie die Dinge ſich geſtaltet haben, müſſen die Schuldloſen dafür büßen, denen man Exekutionstruppen in das Haus legt. Dieſe ſchlimmen Vorfälle haben aufs deutlichſte gezeigt, daß die bisherige Behörde unmöglich nach gewohnter Weiſe fortregieren kann, und doch ſcheint unſer Senat dieß um jeden Preis, ſelbſt um den der Unabhängigkeit der Vaterſtadt, zu wollen. — Man ſpricht jezt von dem Plan, in Folge jener betrübten Ereigniſſe die Bürgergarde aufzulöſen, um ſie ſpäter neu zu organiſiren; indeß kann von einer Volksentwaffnung, die doch wohl dadurch erzielt werden ſollte, bei uns nicht die Rede ſein, da hier Jeder, bis auf eine kleine Anzahl Unvermögender, ſich ſelbſt bewaffnet und uniformirt, folglich der Staat kein Recht hätte die Waffen einzufordern. Man ſoll zwar den Verſuch einer ſolchen Entwaffnung gemacht haben, indem man die Gewehre durch die Feldwebel abfordern ließ, um ſie, wie man vorgab, zu percuſſioniren; allein dieſer Verſuch ſcheiterte daran, daß man allenthalben erklärte, das Gewehr behalten zu wollen, wie es einmal ſey. Indeß iſt es dem Senat, der durch ſeinen Abgeordneten, den Syndikus Banks, ſchon lange den Anſchluß Hamburgs an das Dreikönigsbündniß unterhandeln ließ, unter dem Schutze der preußiſchen Bajonette gelungen, die Einwilligung der Erbgeſeſſenen zu dieſem zu erlangen, ein Reſultat, das den in die höhere Politik unſerer Staatsmänner nicht Eingeweihten ſo unerwartet kam, daß man ſeinen Ohren nicht trauen wollte, als man das Ergebniß des lezten Conventé vernahm. Man ſpricht davon, daß ſowohl den dem Anſchluſſe an Preußen, wegen des Zollverbandes, abgeneigten Freihändlern, als auch den mittagenden Aeltermännern der Aemter und Gewerbe für ihre Zuſtimmung Verſprechungen gemacht worden ſeyen, die man dann nicht gehalten, indem man nur als Wunſch aufgeſtellt, was jene als Bedingung ihrer Zuſtimmung verlangt hatten, nämlich den Nichteintritt in den Zollverband. Wäre über dieſe Angelegenheit im Allgemeinen abgeſtimmt worden, ſo müßte der Antrag des Anſchluſſes unter den vorwaltenden Umſtänden durchgefallen ſeyn; aber bei uns ſtimmt jedes der fünf Kirchſpiele für ſich, und erlangt man die Zuſtimmung der drei kleinſten, die zuſammen kaum ſo viele Stimmen haben, als eines der größeren, ſo geht ein Beſchluß der Minderheit durch, was an ſich ein Unſinn iſt. So ſiegte der Senat denn auch dießmal und unſere lezte Hoffnung bleibt das Nichtzuſtandekommen des Dreikönigsbündniſſes. Der Senat hat aber auf jeden Fall an Preußen einen Freund und Rückhalt durch die gezeigte Willfährigkeit ſich erworben und wird bei vorkommender Gelegenheit davon Gebrauch zu machen wiſſen.

Ueber das Verhalten der preußiſchen Exekutionstruppen hört man, bis auf einige wenige Ausnahmen, nur Lobendes. Die Mannſchaft zeigt ſich geſittet, beſcheiden und ſelbſt über Erwarten freiſinnig. Freilich hatten wir zu Anfang einige Regimenter polniſcher Landwehr, deren Geiſt, wie bekannt, nicht eben entſchieden ſchwarz-weiß genannt werden kann, und der Aufenthalt hier und in Schleswig-Holſtein dürfte nicht dazu beigetragen haben dieſe Färbung ſchärfer hervorzuheben. Die früher ſich auf 9000 Mann belaufende preußiſche Beſatzung iſt jezt unter 4000 herabgeſunken; dieſe aber ſcheinen feſten Fuß bei uns faſſen zu wollen, was man aus einigen getroffenen Anordnungen ſchließen muß. Weniger zufrieden als mit den Gemeinen iſt man im Allgemeinen mit den Offizieren; doch werden Unziemlichkeiten derſelben, wenn ſie zur Sprache kommen, von Seiten des Oberbefehlshabers ſtreng gerügt. So wurde ein Offizier, der nicht nur auf dem nur für Fußgänger beſtimmten Jungfernſtieg ſeine Reiterkünſte zeigte, ſondern die friedlich vor den Pavillons Sitzenden durch Heranſprengen vertrieb, zu einer Arreſtſtrafe verurtheilt. — Eine große Plage für die Quartierträger iſt der Umſtand, daß die berüchtigte jütſche Unreinlichkeit die arme Mannſchaft ſelbſt mit einer höchſt ekelhaften Einquartierung beſchenkt hat, die ſie nun auf ihre Wirthe überträgt. Dieß drückt den Hamburger faſt noch ſchwerer als die Ernährung und Beherbergung der unwillkommenen Gäſte, da hier bis in die unterſten Schichten der Bevölkerung hinab die größte Reinlichkeit zu Hauſe iſt. Auch der Krätzigen ſoll es eine bedeutende Anzahl unter den zurückgekehrten Preußen geben, da in Jütland dieſe Hautkrankheit etwas ganz Gewöhnliches iſt. Man iſt den armen Leuten nach Kräften behülflich, ſich wieder zu reinigen, und ſie ſind überaus dankbar dafür. So erhielt ein Wohlhabender fünf Mann Einquartierung und ſeine erſte Frage an ſie war, ob ſie rein ſeyen? Als ſie mit Achſelzucken antworteten, ließ man ſie ſich völlig entkleiden und baden und reichte ihnen darauf neue Wäſche und Bekleidung; die, welche ſie bis dahin getragen, wurde zum Reinigen fortgeſandt und ihnen beim Abzuge wieder zugeſtellt; ihre Dankbarkeit ſoll keine Grenzen gekannt haben. Auf ſolche Weiſe kann ſich indeſſen nur der Reiche gegen die doppelte Einquartierung ſchützen; auch hört man über nichts ſo bitter klagen, als eben darüber.

Die Organe der Oeffentlichkeit wachſen wie Pilze über Nacht aus der Erde. Seit meinem lezten Bericht haben wir zwei neue Blätter bekommen, die den ominöſen Titel: „der Grobian" führten; jezt ſind beide zwar wieder eingegangen, allein der eine hat nur ſeinen Titel verändert; wie er in ſeiner lezten Nummer behauptet, will er aber auch ſeine Sprache verfeinern, was in jeder Hinſicht gerathen ſeyn dürfte. Der Vater des „Grobians" Nr. 1, Dr. Krüger, büßt für ſeine etwas zu grobe Freimüthigkeit im Kerker, ein Schickſal, dem er nach der Sprache, die er unſerer höchſten Behörde gegenüber in ſeinem Blatte führte, nicht entgehen konnte. Er erklärte alle Mitglieder des Senats und der bürgerlichen Collegien für hängenswürdig und bediente ſich überhaupt ſolcher Ausdrücke, deren ein Gebildeter ſich unter keinen Umſtänden bedienen darf.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 239. Freitag den 5. Oktober 1849.

Dans l'ancien monde, ce sont les peuples et les nuances de leur civilisation qui donnent au tableau du voyageur son caractère principal; dans le nouveau l'homme et ses productions disparaissent, pour ainsi dire, au milieu d'une nature sauvage et gigantesque.

A. de Humboldt.

Das Hochland von Caxamarca.

(Fortſetzung.)

Derſelbe Rio de Guancabamba wird in ſeinem untern Laufe, da wo er viele Waſſerfälle hat, auf eine recht ſonderbare Weiſe zur Korreſpondenz mit der Südſeeküſte benuzt. Um die wenigen Briefe, welche von Trurillo aus für die Provinz Jaen de Bracamoros beſtimmt ſind, ſchneller zu befördern, bedient man ſich eines ſchwimmenden Poſtboten. Man nennt ihn im Lande el correo que nada. In zwei Tagen ſchwimmt der Poſtbote (gewöhnlich ein junger Indianer) von Pomahuaca bis Tomependa, erſt auf dem Rio de Chamaya (ſo heißt der untere Theil des Rio de Guancabamba) und dann auf dem Amazonenſtrome. Er legt die wenigen Briefe, die ihm anvertraut werden, ſorgfältig in ein weites baumwollenes Tuch, das er turbanartig ſich um den Kopf wickelt. Bei den Waſſerfällen verläßt er den Fluß und umgeht ſie durch das nahe Gebüſch. Damit er von dem langen Schwimmen weniger ermüde, umfaßt er oft mit einem Arm einen Bolzen von leichtem Holze (Ceiba, Palo de balsa) aus der Familie der Bombaceen. Auch wird der Schwimmende bisweilen von einem Freunde als Geſellſchafter begleitet. Für den Proviant brauchen beide nicht zu ſorgen, da ſie in den zerſtreuten, reichlich mit Fruchtbäumen umgebenen Hütten der ſchönen Huertas de Pucara und Cavico überall gaſtliche Aufnahme finden.

Der Fluß iſt glücklicherweiſe frei von Crocodilen; ſie werden auch in dem obern Laufe des Amazonenſtroms erſt unterhalb der Cataracte von Mayaſi angetroffen. Das träge Unthier liebt die ruhigeren Waſſer. Nach meiner Meſſung hat der Rio de Chamaya von der Furth (Paso) de Pucara bis zu ſeiner Einmündung in den Amazonenſtrom unter dem Dorfe Choros, in der kleinen Entfernung von 13 geographiſchen Meilen, nicht weniger als 1668 Fuß Gefälle. Der Gouverneur der Provinz Jaen de Bracamoros hat mich verſichert, daß auf dieſer ſonderbaren Waſſerpoſt ſelten Briefe benezt oder verloren werden. Ich habe in der That ſelbſt, bald nach meiner Rückkunft aus Mexico, in Paris auf dem eben beſchriebenen Wege Briefe aus Tomependa erhalten. Viele wilde Indianerſtämme, die an den Ufern des obern Amazonenfluſſes wohnen, machen ihre Reiſen auf ähnliche Weiſe, geſellig ſtromabwärts ſchwimmend. Ich hatte Gelegenheit, ſo 30 bis 40 Köpfe (Männer, Weiber und Kinder) aus dem Stamme der Xibaros im Flußbette bei ihrer Ankunft in Tomependa zu ſehen. Der Correo que nada kehrt zu Lande zurück auf dem beſchwerlichen Wege des Paramo del Paredon.

Wenn man ſich dem heißen Klima des Amazonenbeckens nähert, wird man durch eine anmuthige, zum Theil ſehr üppige Vegetation erfreut. Schönere Citrusbäume, meiſt Apfelſinen (Citrus Aurantium Riſſo), in geringerer Zahl bittere Pomeranzen (C. vulgaris Riſſo), hatten wir nie vorher, ſelbſt nicht auf den canariſchen Inſeln oder in dem heißen Littoral von Cumana und Caracas, geſehen, als in den Huertas de Pucara. Mit vielen tauſend goldenen Früchten beladen, erreichen ſie dort eine Höhe von 60 Fuß. Sie hatten, ſtatt der abgerundeten Krone, faſt lorbeerartig anſtrebende Zweige. — — Wir blieben 17 Tage in dem heißen Thale des obern Marañon

Digitized by Google

oder Amazonenfluſſes. Um aus dieſem an die Küſte der Südſee zu gelangen, erklimmt man die Andeskette da, wo ſie nach meinen magnetiſchen Inclinationsbeobachtungen zwiſchen Micuipampa und Caxamarca (Br. 6° 57′ ſüdl., Länge 80° 56′) von dem magnetiſchen Aequator durchſchnitten wird. Man erreicht, anſteigend, die berühmten Silbergruben von Chota, und beginnt von da an über das alte Caxamarca, wo vor jezt 316 Jahren das blutigſte Drama der ſpaniſchen Conquista ſpielte, über Aroma und Gangamarca mit einiger Unterbrechung in die peruaniſche Niederung herabzuſteigen. — —

Der enge Weg von Micuipampa nach der alten Incaſtadt Caxamarca iſt ſelbſt für die Maulthiere ſchwierig. Der Name der Stadt war urſprünglich Cassamarca oder Kazamarca, d. i. die Froſtſtadt; marca in der Bedeutung einer Ortſchaft gehört dem nördlichen Dialekt, Chinchayſuyo oder Chinchaſuyu, an, während das Wort in der allgemeinen Oquechhuaſprache: Stockwerk des Hauſes, auch Schüzer und Bürge bedeutet. Der Weg führte uns fünf bis ſechs Stunden lang durch eine Reihe von Paramos, in denen man faſt ununterbrochen der Wuth der Stürme und jenem ſcharfkantigen Hagel, welcher dem Rücken der Andes ſo eigenthümlich iſt, ausgeſezt bleibt. Die Höhe des Weges erhält ſich meiſt zwiſchen neun- und zehntauſend Fuß. Es hat mir derſelbe zu einer magnetiſchen Beobachtung von allgemeinem Intereſſe Veranlaſſung gegeben: zu der Beſtimmung des Punktes, wo die Nord-Inclination der Nadel in die Süd-Inclination übergeht, wo alſo der magnetiſche Aequator von dem Reiſenden durchſchnitten wird.

Wenn man endlich die lezte jener Bergwildniſſe, den Paramo de Yanaguanga, erreicht hat, ſo blickt man um ſo freudiger in das fruchtbare Thal von Caxamarca hinab. Es iſt ein reizender Anblick; denn das Thal, von einem Flüßchen durchſchlängelt, bildet eine Hochebene von ovaler Form und 6 bis 7 Quadratmeilen Flächeninhalt. Es iſt dieſe Hochebene der von Bogota ähnlich, und wahrſcheinlich wie ſie ebenfalls ein alter Seeboden. Es fehlt hier nur die Mythe des Wundermannes Botſchica oder Idacanzas, des Hohenprieſters von Iraca, welcher den Waſſern am Tequendama durch die Felſen einen Weg öffnete. Caxamarca liegt 600 Fuß höher als Santa Fé de Bogota und daher faſt ſo hoch als die Stadt Quito, hat aber, durch Berge rund umher geſchüzt, ein weit milderes und angenehmeres Klima. Der Boden iſt von der herrlichſten Fruchtbarkeit, voll Ackerfeld und Gartenbau, mit Alleen von Weiden, von großblüthigen rothen, weißen und gelben Daturaabarten, von Mimoſen und den ſchönen Quinuarbäumen durchzogen. Der Weizen gibt in der Pampa de Caxamarca im Mittel das fünfzehnte bis zwanzigſte Korn; doch vereiteln bisweilen Nachtfröſte, welche die Wärmeſtrahlung gegen den heitern Himmel in den dünnen und trockenen Schichten der Bergluft verurſacht und welche in bedachten Wohnungen nicht bemerkbar ſind, die Hoffnung reicher Ernten.

(Fortſetzung folgt.)

Privatwohnung in London.

(Schluß.)

Gefällt dem Fremden die Wirthin und iſt er mit dem geforderten Preiſe zufrieden, ſo vergeſſe er vor dem Abſchluſſe dreierlei nicht. Erſtens die Extras. Beſpricht man dieſelben nicht, ſo werden ſie oft eine Quelle verdrießlichen Zerwürfniſſes. Wegen des Betrags derſelben mag der Fremde mäkeln und markten ſo viel er Luſt hat; das ſchadet nicht; aber in Betreff des Miethzinſes unterlaſſe er es. Je ſtärker er ſchraubt, deſto ſicherer kann er ſeyn wieder geſchraubt zu werden. Es iſt dieß einer der Fälle, wo zweimal zwei nicht vier macht und Erſparniß Verſchwendung wird. Demnächſt gedenke er des Hausſchlüſſels, und will er nicht ein für allemal ſpäteſtens um zehn Uhr zu Hauſe ſeyn, ſo beſtehe er darauf, einen eigenen Hausſchlüſſel zu erhalten. Er wird ihm anfangs artig verweigert, dann noch artiger zugeſtanden werden, vorausgeſezt, daß der begehrte Nachweis ſeiner Reſpektabilität, was namentlich ſeine Zahlungsfähigkeit bedeutet — und auf ſolchen muß Jeder gefaßt ſeyn, ob Engländer oder Ausländer — ſich ſo herausſtellt, daß gegen das Anvertrauen des Schlüſſels keinerlei Bedenken obwalten kann. Es wäre der Gipfel alles Eigendünkels, wollte ein Fremder, und zumal der Ausländer, in London, dieſem Sammelplatze der abgefeimteſten Spitzbuben und der bedrängteſten Flüchtlinge, durch die Anmuthung, ſich in der erwähnten Beziehung auszuweiſen, ſeine Ehre gekränkt fühlen. Er darf im Gegentheil annehmen, daß, je größeres Gewicht die Hausfrau auf das »reference« legt, und je ſorgſamer ſie ſich nach ſeiner „Weltſtellung“ erkundigt, deſto größer die Reſpektabilität, die Achtbarkeit ihres Hauſes und aller derer iſt, mit welchen er daſelbſt zuſammentrifft. — Sollte wider Erwarten und wider die Regel, ungeachtet eines tadelloſen reference, ein eigener Hausſchlüſſel abgeſchlagen werden, ſo kann etwas zum Grunde liegen, woraus dem Comfort des Miethers Gefahr droht, und hält er das Sprüchwort für richtig, daß ein erſter Verdruß beſſer als ein lezter, ſo wird er wiſſen, was er zu

Digitized by Google

thun hat. Für die wenigſten Ausländer dürfte es eine Nothwendigkeit ſeyn, für keinen iſt es wünſchenswerth, ſtets ſpät in der Nacht heimzukommen; aber Bedingung ſeiner Unabhängigkeit iſt es, unbeſchränkter Herr ſeiner Zeit zu ſeyn, und wünſchen muß jeder, nach Belieben kommen und gehen zu können. Das Mittel hierzu iſt und bleibt ein eigener Hausſchlüſſel.

Drittens überzeuge man ſich, bevor es zu ſpät iſt, daß die zum Verſchließen eingerichteten Möbeln auch wirklich verſchließbar ſind. Möglich, daß bald ein Schloß, bald ein Schlüſſel fehlt, oder trotz beiden ein Kaſten, ein Fach, ein Deckel nicht ſchließt. Am häufigſten iſt der Mangel der Schlüſſel. Was man nun von den Geräthen zum Verſchließen benutzen will, das verlange man ohne Weiteres in den erforderlichen Stand geſetzt und laſſe ſich durch kein Verſprechen hinhalten. London iſt ein Ort, wo dergleichen Mängeln in next to no time, wie der Ire ſagt, abgeholfen werden kann; iſt man aber erſt eingezogen, ſo ſoll es morgen und morgen und wieder morgen geſchehen. Auf jede Erinnerung folgt eine Entſchuldigung und ein Verſprechen, bis man des Erinnerns müde wird, die Sache in Vergeſſenheit kommt und man Gelegenheit findet ſein Vertrauen zu bereuen. Die Wirthin nimmt das Drängen keineswegs übel; ſie ſieht darin eine Forderung, zu welcher man berechtigt und zu deren Erfüllung ſie verpflichtet iſt, obſchon ſie ſich derſelben zu entziehen ſucht. Auch ſoll der dem Ausländer hier aus Erfahrung ertheilte Rath die Ehrlichkeit der Londoner Logisvermietherinnen und ihrer Dienerſchaft nicht im Entfernteſten verdächtigen. Miſtreß Thomſon iſt die ehrlichſte Frau von der Welt, jeder Zweifel wäre ein Verbrechen, und Fanny, das Dienſtmädchen, trägt in ihrem redlichen Geſichte einen offenen Empfehlungsbrief. Allein abgeſehen davon, daß man nach dem Gebote der Klugheit Niemand in Verſuchung führen ſoll, und daß nach altem Recht den, der Gelegenheit zum Stehlen gibt, die Hälfte der Schuld trifft, iſt es um die Ehrlichkeit der engliſchen Dienſtleute eine eigene Sache. Derſelbe Diener und dieſelbe Dienerin, welche ſchon der Gedanke, etwas Verſchloſſenes zu öffnen und auch nur den Werth einer Stecknadel zu entwenden, oder an irgendwo offen daliegendem Gelde ſich zu vergreifen, mit dem Schauer einer Todſünde überrieſelt, werden muthmaßlich keinen oder einen ſchnell bewältigten Gewiſſensſkrupel empfinden, einen Theil vom Inhalte der Theebüchſe und der Zuckerdoſe, Papier, Zwirn, Seide und Aehnliches, was ſie ſich kaufen müßten, in ihren Nutzen zu verwenden. Die engliſche Sprache nennt dergleichen Diebereien pilferies und der unter der engliſchen Dienerſchaft gültige Criminalcodex führt dieſelben nicht unter den Vergehen auf.

Viele Ausländer wiſſen das nicht, und Engländer, die es wiſſen, bezeichnen ſolche „Schnipfeleien“ mit dem Ausdrucke: spontaneous consumption — natürliche Verzehrung. Man hat ſich vom Weinhändler — vielleicht vom Branntweinſchenken an der Ecke, aber das ſagt man nicht, man ſagt vom Weinhändler — eine Flaſche Cognac holen laſſen und daraus das Quantum zu einem Glaſe Grog, mithin ungefähr ſo viel entnommen als im Halſe war. Will man an einem der folgenden Abende, weil die Witterung kalt oder heiß, naß oder trocken iſt, ſich daſſelbe Erwärmungs- und Erfriſchungsmittel bereiten und greift nach der zwar ſorgſam zugeſtöpſelten, aber ſorglos bei Seite geſtellten Flaſche, ſo hebt ſie ſich überraſchend leicht auf. Man hält die „ſchwarze“ gegen das Licht, und richtig, der Inhalt iſt ein volles Viertel unter den Hals geſunken; der Cognac hat ſich um ſo viel verzehrt. Oder man kauft für fünf Schillinge ein Pfund beſtens empfohlenen, grün und ſchwarz gemiſchten Thee, ſchüttet ihn in die von der Wirthin erhaltene, genau ein Pfund haltende Blechbüchſe, drückt ihn feſt, ſchüttelt die Büchſe und hört, weil ſie gepfropft voll iſt, kein Geräuſch. Zwiſchen dieſer Manipulation und dem erſten Gebrauche des Thees war man ausgegangen. Man ſchüttelt jezt die Büchſe, der Thee raſſelt: ein oder zwei Fingerbreit haben ſich verzehrt.

In gleicher Weiſe vermindert dieſer geheimnißvolle Naturprozeß Zucker, Butter, Pomade, Zahnpulver, kölniſches Waſſer, wenn die Dinge unverſchloſſen ſind, und ſchont ſelbſt die Kohlen nicht, von denen man ſich zur Erſparniß einen eigenen Vorrath angeſchafft und in einen unverſchloſſenen Raum gelegt hat. Dieſe kommen einen dann ohne Zweifel theurer zu ſtehen, als wenn man den Kohlenkaſten für den enormen Preis von fünf Silbergroſchen von der Wirthin füllen läßt. Der hieraus der Wirthin erwachſende Gewinn gehört zu den verſchiedenen Steuern, welche ſie auf ihre Miether ausſchreibt, durch das Dienſtmädchen einſammeln läßt und als bequeme Gelegenheit benutzt, denjenigen zu ſchrauben, der hinſichtlich des Miethzinſes ſie geſchraubt hat. Steuern der Art mögen ſich auf fünf bis zehn Prozent von allen Gegenſtänden belaufen, welche Betty oder Fanny auswärts holt oder man von der Wirthin nimmt. Ein Pfund Schöpskotelette bezahlt einen Penny oder zwei Pence, je nachdem die Wirthin dem fetten Fleiſche oder dem magern, oder dieſem vor jenem den Vorzug gibt. Delikateſſen, wie Geflügel, Wildpret und Fiſch, werden bedeutend höher angeſezt, genau nach dem die Einkommenſteuer regulirenden Prinzipe, daß zahlen muß wer hat. Der Aufſchlag in der

Digitized by Google

Wochenrechnung für einen Hummer richtet sich weniger darnach, seit wie lange der Hummer das Meer, als seit wann der Fremde seine binnenländische Heimath verlassen hat. Und so weiter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, September.

(Fortsetzung.)

Journalistik. — Die Herzogthümer. — Wiederherstellung des Handelsverkehrs.

Blätter der Art finden freilich leicht große Verbreitung, weil die Masse stets begierig nach Skandal ist; allein sie sind der Freiheit äußerst nachtheilig, indem sie den Feinden derselben einen nicht zu verwerfenden Vorwand an die Hand geben, die freie Presse in Mißkredit zu bringen. Dieß haben auch diejenigen eingesehen, die sich des „Grobians" seit der Einkerkerung des Dr. K. annahmen, und sie bemühen sich jezt ein gediegenes Oppositionsblatt aus dem früher so ungeschlachten Organ zu machen. Die besten liberalen Schriftsteller sollen sich zur Herausgabe vereinigt haben, und somit werden wir neben dem wackern „Freischütze" noch ein zweites würdiges liberales Organ erhalten. Es wird den Titel: „der Opponent" führen und die lezten Nummern brachten bereits einige bedeutende Aufsäze. — Ein sehr großes Publikum, wohl das größte hat die „Reform;" sie erscheint in einer Auflage von etwa 9000 Exemplaren und ihr Einfluß auf die untersten Volksschichten ist unberechenbar groß. Obgleich das zweimal in der Woche erscheinende Blatt für den kleinen Mann, trotz seiner Wohlfeilheit, doch fast zu hoch kommt — jährlich 6 Mark 8 Schillinge oder 2 Thlr. 18 Gr. preuß. Cour. — erblickt man es in den Händen jedes Arbeitsmannes, und ein solcher würde lieber seinen Schnaps opfern, als seine Reform, die er am Mittwoch und Sonnabend mit einer Andacht liest, als enthielte sie ein Evangelium. Der beigegebene Holzschnitt, in der Regel eine Carrikatur, erhöht noch den Werth des Journals in den Augen solcher Leute. Ein vortrefflich redigirtes Blatt: „der Volksfreund," herausgegeben von einem der talentvollsten Mitglieder unserer Constituante, Ferdinand Löwe, hat aufgehört zu erscheinen, da der Herausgeber nach England gegangen ist. Wahrscheinlich soll der „Opponent" ihn ersezen, wenigstens wird dieser in demselben Sinn und Geiste redigirt werden. Wenn nun alle diese liberalen Blätter gut neben einander bestehen können und durch die Concurrenz wenig leiden, so thun sie dagegen den Organen, die die Reaktion vertreten, bedeutenden Abbruch, was natürlich die Verstimmung der Herausgeber der lezteren gegen die glücklichern Concurrenten vermehrt. Die Abonnentenlisten der Parteiblätter könnten ziemlich genaue Auskunft über den Stand der verschiedenen politischen Parteien geben und man würde auf diesem Wege zu Resultaten gelangen, die unsern Reaktionären völlig unerwartet seyn dürften. Die große Masse ist durchaus liberal gesinnt und nur durch die Geldsäcke der Aristokratie und Bourgeoisie wird scheinbar ein Gleichgewicht erhalten; auf wie lange? das steht dahin. Jezt hat das Volk erst den einen Fuß aus seiner Wiege vorgestreckt: vielleicht gehört ein Jahrhundert dazu, bis es gehen lernt, aber es wird es lernen.

Die Theilnahme für die Herzogthümer, wie man hier Schleswig-Holstein gern nennt, ist eine eben so rege als schmerzliche, zumal die Dänen den unedelsten Gebrauch von einem Siege machen, den sie wahrlich nicht sich und ihrer Tapferkeit zuzuschreiben haben. Nach allen Nachrichten, die uns aus Schleswig zugehen, treten sie dort, trotz der vom Könige erlassenen süßlichen Ansprache an seine ehemaligen Unterthanen, wie barbarische Feinde auf und erlauben sich nicht nur alle Arten von Uebergriffen, sondern begehen Barbareien, die sie auf ewig in der Geschichte brandmarken müssen. Wie die Verhältnisse dort sich schließlich gestalten werden, davon weiß Keiner etwas. Es wird aber, wenn gleich nicht von Seiten der Statthalterschaft, doch von den meisten Beamten in Schleswig ein edler Muth gezeigt, indem sich mit jedem Tage die Zahl der Proteste gegen die Herrschaft der Dänen bis nach abgeschlossenem Frieden mehrt und man lieber das Aeußerste erdulden, als einen Theil des Landes zur Rettung des Ganzen an die Feinde abtreten will. Man fährt indeß mit den Aushebungen fort und freudig strömt Jung und Alt zu den Waffen. Der fast überreiche Erntesegen füllt die Kassen wieder und belebt den Muth. Dadurch, daß Meere und Ströme von der Blokade befreit sind, blüht auch der Handel frisch auf und einige Produkte, namentlich Butter, die überaus im Preise gesunken waren, weil die Ausfuhr nach England stockte, heben sich wieder. — Auch in Hamburg herrscht jezt ein reges Leben und Treiben und der fast verödete Hafen liegt wieder voll Schiffe. An einigen Artikeln, namentlich an Steinkohlen, war in der lezten Zeit schon ein drückender Mangel eingetreten, und hätte die Blokade noch länger gedauert, so wäre man mit den Eisenbahnen in große Verlegenheiten gerathen. Wie auf ein Zauberwort ist jezt alles in Fülle wieder da und der rege Verkehr gibt vielen Tausenden Brod, die bereits der Verzweiflung nahe waren. — Auch unter unsern Arbeitsleuten hat sich der Associationsgeist geltend gemacht und seine Früchte getragen. Diejenigen Arbeiter, welche an den Gassenecken zu stehen und auf Herbeirufen durch die Kaufleute zu warten pflegen, sind dahin übereingekommen, nicht mehr um jeden, sondern nur zu einem bestimmten Preise, zwei Mark (24 Groschen) für den Tag, den Kaufleuten ihre Dienste leisten zu wollen. Diese Summe wird zwar im übrigen Deutschland groß erscheinen, ist es aber nicht in Betracht der schweren Arbeit, wobei Menschen oft die Stelle der Pferde beim Fortschaffen großer Lasten leisten müssen, und des hiesigen sehr theuern Lebens.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 240. Sonnabend den 6. Oktober 1849.

King. — Well have we done, thrice-valiant countrymen! —
And Crispin Crispian shall ne'er go by,
But we in it shall be remembered.

Shakespeare.

Das Pié-di-grotta-Feſt in Neapel.

1849.

Dicht beim Eingange der Grotte des Pauſilipp, welche, über ein drittel Millie lang und Tag wie Nacht durch zahlreiche Lampen erleuchtet, den an antiken und modernen Villen wie an maleriſchen Ausſichten und an Höhlen und Spalten in gleichem Maße reichen Tuffſteinhügel durchſchneidet, einſt für Fuhrwerk die einzige Verbindung zwiſchen Neapel einerſeits, andererſeits Pozzuoli und Cuma's, Bajä's und Miſene's berühmter Küſte, ſieht man am Ende der faſhionablen Hauptſtraße der Stadt, der Riviera di Chiaja, eine kleine Kirche, welche nach der Lokalität die Madonna di Pié di grotta heißt. Seit lange pflegte die Frömmigkeit der Bewohner der Hauptſtadt, namentlich der Fiſcher und Schiffer, welche den nahen Strand der Mergellina wie der Chiaja bewohnten, hier den Tag vor Mariä Geburt feſtlich zu begehen, bis ein politiſch kriegeriſches Ereigniß dem Feſte eine beſondere Bedeutung und neue Form verlieh.

Im Jahr 1744 erfüllte Mittelitalien jenes Kampfgetümmel des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges, welches erſt vier Jahre darauf mit dem Aachener Frieden ſein Ende erreichte. Oeſterreich konnte es nicht verſchmerzen, daß das ſchönſte und reichſte Stück des Antheils, welcher ihm bei der Theilung der einſt ſo großen ſpaniſchen Monarchie zugefallen war, einem Andern gehören ſollte. In einem einzigen glücklichen Feldzuge hatte der jugendliche Carl von Bourbon, der zweite Sohn Philipps V. und der Eliſabeth Farneſe, Erbe von Parma und Piacenza durch Recht ſeiner Mutter, Neapel erobert und ohne große Schwierigkeiten auch die Inſel Sicilien den Oeſterreichern entriſſen. Dieſe wollten nun wieder nehmen, was ſie vor zehn Jahren verloren hatten. Der Anfang des Feldzugs war ihnen günſtig. Der Graf von Lobkowitz, welcher die kaiſerlichen Truppen befehligte, drang auf der adriatiſchen Seite bis zum Tronto, dem Grenzfluſſe des Königreichs, vor, zog hierauf, die ſchlechten Wege in den Abruzzen ſcheuend, in die römiſchen Gegenden hinab, die Hauptſtraßen gewinnend, welche über Ceprano und San Germano, wie an dem Albaner und Volſker Gebirge entlang nach Capua und Neapel führen, letztere nicht mehr die geradlinige Via Appia, welche ſeit Jahrhunderten der Zerſtörung und Verſchlammung durch die pontiniſchen Sümpfe überlaſſen worden war und erſt durch Papſt Pius VI. mit großartig glücklicher Anſtrengung wieder hergeſtellt wurde.

Velletri war der Ort, wo das kaiſerliche und das neapolitaniſche Heer einander längere Zeit gegenüber ſtanden. Velletri liegt maleriſch auf einer beträchtlichen Anhöhe, welche ſich nördlich den Albaner Bergen anſchließt, auf den übrigen Seiten aber, namentlich nach Süden, ſteil abfällt und die große ſumpfige, ungeſunde Niederung der Campagna und der Sümpfe überblickt, während nach Norden in einer Entfernung von drei bis vier Millien der anſehnliche Monte Artemiſio die Ausſicht begrenzt. Das öſterreichiſche Lager befand ſich auf der römiſchen Seite, auf den weinreichen Hügeln, welche ſich gegen Genzano und den See von Nemi hin erſtrecken. König Carl hatte die Stadt ſelbſt beſezt und deren nächſte Umgebung. Die erſte Poſition war die vortheilhaftere, obgleich der Beſitz der Stadt dieſe Vortheile einiger-

Digitized by Google

maßen aufwog. In offenbaren Nachtheil aber geriethen die Deutſchen, als der Graf von Gages, welcher die bei Carls Heere befindlichen ſpaniſchen Hülfstruppen befehligte, durch nächtlichen Ueberfall den Monte Artemiſio nahm, der ihre Stellung beherrſchte. Lobkowitz wollte die Scharte wieder auswetzen und verſuchte nach langem Harren einen Hauptſchlag. In der Nacht vom 10. auf den 11. Auguſt rückte er gegen die Stadt, nicht eher bemerkt, bis er durch das neapolitaniſche Thor in dieſelbe eindrang. Aus dem Schlafe geweckt, floh der König, mit ihm ſein Bundesgenoſſe der Herzog von Modena, welchen die Kaiſerlichen aus ſeinem Lande verjagt hatten, der franzöſiſche Geſandte und andere Herren. In und bei dem Kapuzinerkloſter, welches nicht ferne von der Stadt eine vortheilhafte Lage hat und wo der größere Theil des neapolitaniſchen Artillerieparks ſtand, ſammelten ſich die Fliehenden. Alles was in der Stadt war, wurde geworfen oder getödtet und der Monte Artemiſio wieder genommen. Der Sieg ſchien in den Händen der Kaiſerlichen.

Der Tag brach an, als der König, die Gefahr ſeiner Lage ermeſſend, wenn er nicht gleich Rath ſchaffte, mit raſcher Geiſtesgegenwart die Seinigen ſammelte. Mit den Reſervetruppen und den Flügeln, die wenig oder gar nicht in's Gefecht gekommen waren, rückte er in drei Kolonnen vor, deren mittlere die Stadt angriff. Die Gegner, den Vortheil für gewiß haltend, hatten ſich in der Dunkelheit plündernd zerſtreut, als die zurückkehrenden Neapolitaner die engen und ſteilen Gaſſen hinanſtürmten. Zu gleicher Zeit eroberte De Gages ſeine Bergſtellung wieder: auf allen Seiten wich der Feind. Nach mehrſtündigem Kampfe zog er ſich in ſeine frühere Poſition zurück; der König beſetzte auf's neue die Stadt und einige Zeit darauf fand der kaiſerliche Feldherr es gerathen, die Expedition gegen Neapel aufzugeben, wo man vergebens auf einen Aufſtand zu Gunſten Oeſterreichs gehofft hatte, und ſeine Schaaren der Lombardei zuzuführen. König Carl, damals nicht über 28 Jahre alt, beſuchte Rom und kehrte dann in ſein ſchönes Reich zurück, das während der noch übrigen fünfzehn Jahre ſeiner Regierung, bevor ihm als Carl III. die ſpaniſche Krone anheimfiel, des Friedens ſich erfreute, und mehr als unter irgend einem frühern oder ſpätern Herrſcher an Kultur und Wohlſtand zunahm, und zugleich durch gute Inſtitutionen, weiſe Reformen, große Werke und glänzende Bauten auf vielfache Weiſe gewann und ſich bereicherte.

Der Sieg bei Velletri, an ſich ſelber minder bedeutend als in ſeinen Folgen, wurde nebſt dem ganzen Feldzuge am Tronto und in den Albaner Bergen Gegenſtand der zierlichen und beredten hiſtoriſchen Schilderung eines der beſten Latiniſten des vorigen Jahrhunderts, Caſtruccio Buonamici von Lucca, welcher ſich beim königlichen Heere befand. Beim Volke Neapels aber, das ſich weder um Geſchichte noch um Geſchichtſchreibung kümmert, iſt dieſe Waffenthat durch das Dankfeſt in Erinnerung geblieben, welches die Madonna di Pié di grotta ſo berühmt gemacht hat. Ein militäriſches Schauſpiel wurde mit dem Kirchenfeſt verbunden. Alles was von Truppen in Stadt und Umgebung lag, mußte, dem Gelübde König Carls zufolge, die Feier des Tages verherrlichen helfen, welche dem neapolitaniſchen Heere zur Ehre gereichte. Auf hundert Jahre ward die Dauer des Feſtes angeſetzt, auf weit länger ſomit, als die Feier unſerer deutſchen Siegestage gewährt hat, die doch noch ganz andere Bedeutung haben; wir begehen bereits Leipzig und Waterloo nicht mehr, geſchweige Belgrad und Roßbach. Als das Jahrhundert ablief, wurde das Feſt um ein zweites verlängert.

(Fortſetzung folgt.)

Das Hochland von Caxamarca.

(Fortſetzung.)

Kleine Porphyrkuppen (wahrſcheinlich einſt Inſeln im alten, noch unabgelaufenen See) erheben ſich in dem nördlichen Theile der Ebene und durchbrechen weit verbreitete Sandſteinflöze. Wir genoſſen auf dem Gipfel einer dieſer Porphyrkuppen, auf dem Cerro de Santa Polonia, eine anmuthige Ausſicht. Die alte Reſidenz des Atahuallpa iſt von dieſer Seite mit Fruchtgärten und wieſenartig bewäſſerten Luzernfeldern (Medicago sativa, campos de alfalfa) umgeben. In der Ferne ſieht man die Rauchſäulen der warmen Bäder von Pultamarca aufſteigen, die noch heute den Namen baños del Inca führen. Ich habe die Temperatur dieſer Schwefelquellen 55°,2 Réaumur gefunden. Atahuallpa brachte einen Theil des Jahres in den Bädern zu, wo noch ſchwache Reſte ſeines Palaſtes der Zerſtörungswuth der Conquiſtadores widerſtanden haben. Das große und tiefe Waſſerbecken (el tragadero), in welchem der Tradition nach einer der goldenen Tragſeſſel ſoll verſenkt und immer vergebens geſucht worden ſeyn, ſchien mir, ſeiner regelmäßigen runden Form wegen, künſtlich über einer der Quellenklüfte in Sandſtein ausgehauen.

Von der Burg und dem Palaſte des Atahuallpa ſind ebenfalls nur ſchwache Reſte in der mit ſchönen Kirchen geſchmückten Stadt übrig geblieben. Die Wuth, in der man, von Golddurſt getrieben, ſchon vor dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, um nach tief liegenden Schätzen zu graben, Mauern umſtürzte

und die Fundamente aller Wohnungen unvorſichtig ſchwächte, hat die Zerſtörung beſchleunigt. Der Palaſt des Inca lag auf einem Porphyrhügel, welcher urſprünglich an der Oberfläche (d. i. am Ausgehenden der Geſteinſchichten) dermaßen behauen und ausgehöhlt worden war, daß er die Hauptwohnung faſt mauerartig umzingelt. Ein Stadtgefängniß und das Gemeindehaus (la Casa del Cabildo) ſind auf einem Theil der Trümmer aufgeführt. Dieſe Trümmer ſind am anſehnlichſten noch, aber doch nur 13 bis 15 Fuß hoch, dem Kloſter des heil. Franciscus gegenüber; ſie beſtehen, wie man in der Wohnung des Caciquen beobachten kann, aus ſchön behauenen Quaderſteinen von 2 bis 3 Fuß Länge, ohne Cement auf einander gelegt, ganz wie an der Inca-Pilca oder feſten Burg des Cañar im Hochlande von Quito.

In dem Porphyrfelſen iſt ein Schacht abgeteuft, der einſt in unterirdiſche Gemächer und in eine Galerie (Stollen) führte, von der man behauptet, daß ſie bis zu einer andern, ſchon oben erwähnten Porphyrkuppe, zu der von Santa Polonia führt. Dieſe Vorrichtungen deuten auf Beſorgniſſe von Kriegszuſtänden und auf Sicherung der Flucht. Das Vergraben von Koſtbarkeiten war übrigens eine alt-peruaniſche, ſehr allgemein verbreitete Sitte. Unter vielen Privatwohnungen in Caramarca findet man noch unterirdiſche Gemächer.

Man zeigte uns im Felſen ausgehauene Treppen und das ſogenannte Fußbad des Inca (el lavadero de los piés). Ein ſolches Fußwaſchen des Herrſchers war von läſtigen Hofceremonien * begleitet. Nebengebäude, die, der Tradition nach, für die Dienerſchaft des Inca beſtimmt waren, ſind zum Theil ebenfalls von Quaderſteinen aufgeführt und mit Giebeln verſehen, zum Theil aber von wohlgeformten Ziegeln, die mit Kiescement abwechſeln (muros y obra de tapia). In denen der letztgenannten Conſtruktion kommen gewölbte Blenden (Wandvertiefungen) vor, an deren hohem Alter ich lange, aber wohl mit Unrecht, gezweifelt habe.

Man zeigt in dem Hauptgebäude noch das Zimmer, in welchem der unglückliche Atahuallpa vom Monat November 1532 an neun Monate lang gefangen * gehalten wurde; man zeigt auch den Reiſenden die Mauer, an der er das Zeichen machte, bis zu welcher Höhe er das Zimmer mit Gold füllen wolle, wenn man ihn frei ließe.

(Fortſetzung folgt.)

* Nach einem uralten Hofceremonial ſpuckte Atahuallpa nie auf den Boden, ſondern nur in die Hand einer der vornehmſten Damen ſeiner Umgebung; „alles," ſagt Garcilaſo, „der Majeſtät wegen." El Inca nunca escupia en el suelo, sino en la mano de una Señora mui principal, por Magestad. (Garcilaſo, Comment. Reales P. II. p. 46.)

* Der gefangene Inca wurde kurz vor ſeiner Hinrichtung auf ſein Verlangen ins Freie geführt, um ihm einen großen Cometen zu zeigen. Der „grünſchwarze, mannsdicke" Comet (Garcilaſo ſagt P. II. p. 44: una comota verdinegra, poco menos gruesa que el cuerpo de un hombre), den Atahuallpa vor ſeinem Tode, alſo im Juli oder Auguſt 1533, ſah und den er für denſelben bösartigen Cometen hielt, welcher bei dem Tode ſeines Vaters Huayna Capac erſchienen war, iſt gewiß der, welchen Appian beobachtete (Pingré, Cométographie T. I. p. 496, und Galle, Verzeichniß aller bisher berechneten Cometenbahnen in Olbers leichteſter Methode, die Bahn eines Cometen zu berechnen. 1817, S. 206) und der am 21. Juli, hoch im Norden ſtehend, in der Gegend des Perſeus gleichſam das Schwert vorſtellte, das Perſeus in der rechten Hand hält (Mädler, Aſtronomie 1846 S. 307; Schnurrer, die Chronik der Seuchen in Verbindung mit gleichzeitigen Erſcheinungen" 1825 Th. II. S. 82). Das Todesjahr des Inca Huayna Capac hielt Robertſon für ungewiß; aber nach den Unterſuchungen von Balboa und Velasco fällt es in das Ende des Jahres 1525, und die Angaben von Hevelius (Cometographia p. 844) und Pingré (T. I. 485) würden durch Garcilaſo's Zeugniß (P. I. p. 321) und die Tradition, die ſich unter den amautas (que son los filosofos de aquella Republica) erhalten hatte, Beſtätigung finden. — Ich will hier nachträglich auch die Bemerkung einſchalten, daß Oviedo allein und gewiß mit Unrecht, in der unedirten Fortſetzung ſeiner Historia de las Indias behauptet, der eigentliche Name des Inca ſey nicht Atahuallpa, ſondern Atabaliva geweſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Auf der Eiſenbahn von London nach Berlin.

London und Berlin — wie ferne und wie nahe! Der Dampf hat für Raum und Zeit einen ſehr verſchiedenen Maßſtab geſetzt; man kann ihn gleichſam als das ſo lang geſuchte Elixir einer verlängerten Exiſtenz betrachten, denn Zeit gewonnen heißt ja auch Leben gewonnen. „Von London nach Paris in zwölf Stunden!" ſtand überall in großen Buchſtaben verzeichnet, und der Preis für dieſen Wunderflug iſt ſo unbedeutend, daß in nicht langer Zeit ganz England die Hauptſtadt ſeines Antipoden

Digitized by Google

in Augenſchein genommen haben wird. — „Von London nach Berlin“ ſteht noch nirgends geſchrieben, ein Umſtand, der höchlich zu beklagen; denn das unglückliche Individuum, das zu dieſer Tour verdammt iſt, findet ſeinen Weg keineswegs gebahnt und muß ſich in allerlei Aufſchub und Hinderniſſe fügen, die wenig nach Ambroſia ſchmecken. Die Unzulänglichkeit alles Irdiſchen blickt aus allen Ecken hervor. Da von Adams Zeiten her nur Wenige mit der See ſich befreunden, ſo wollte ich von dem launiſchen Elemente nicht mehr koſten, als die Nothwendigkeit gebot, und dieß war die Ueberfahrt von Dover nach Calais. Der Weg von lezterem Orte bis Brüſſel war erſt eben fahrbar geworden; die Eiſenbahn bis dahin machte ihre erſten Verſuche, und der Bahnhof in Calais hatte noch keine Aufnahmezimmer für die Paſſagiere. Ich litt alſo nothwendig durch die Unvollkommenheit, die jedem Anfang anklebt. Jeden Tag um zwei Uhr fährt die Mailpoſt von Dover nach Calais, und ebenſo jede Nacht; vom andern Ufer fahren ebenfalls zwei franzöſiſche Schiffe zu demſelben Zwecke ab. Die Sicherheit und Häufigkeit dieſer Verbindung muß den Reiſenden anziehen. Auch ſind die Fahrzeuge wunderſchön ausgeſtattet und mit einem Luxus eingerichtet, der kaum übertroffen werden kann. Von London bis Dover fährt man in vierthalb Stunden, von zehn Uhr bis halb zwei, und um vier Uhr iſt man in Calais. Die Eiſenbahn (erſte Klaſſe) koſtet ein Pfund Sterling, alſo ungefähr ſieben Thaler; die Ueberfahrt mit dem Boote 2 Thaler 20 Groſchen, wozu denn freilich noch kleine Nebenausgaben kommen, die die Summe ſteigern. In Calais wird ein Paß gefordert und viſirt; da werden die Koffer geöffnet und die ſteuerbaren Sachen verzollt, und für lezteres, was ſchon an und für ſich höchſt läſtig für den Reiſenden iſt, fordern die Beamten noch eine Belohnung. Das danke ihnen wer kann! Du glückliches Albion! landet man an deinen Ufern, ſo erfährt man keine ſolche Zumuthung. Dort ſchützen die Geſetze, aber ſie beeinträchtigen nicht. — Mit Mühe entzogen wir uns endlich dem Gedränge und den tauſend Anforderungen, mit denen man uns umdrängte. Unſer Gepäck wurde gewogen und wir befanden uns in einem Wagen, wo wir wenigſtens für Stunden vor jedem fremden Angriffe geſchüzt waren. Aber wie nun weiter? Erſtlich wollte man uns kein Billet bis Köln geben, nur bis Douai. Dort angekommen, mußten wir fünf Stunden warten, bis der nächſte Zug kam. Dieſe Zeit verbrachte man in einem Wartezimmer, wo des Bier- und Weindunſtes allzuviel war, wo jedes Alter, jeder Stand, jedes Individuum, das einen Kopf auf den Schultern trug, Aufnahme fand, und wo ſich daher eine Fülle allerliebſter Gruppen entwickelte, an dem ſich das Auge des Beobachters weiden mochte. Ein junger Deutſcher aus New-Orleans hatte ſich uns angeſchloſſen; ihm überließ ich es meine Gefährtin zu unterhalten, und das Geſicht in beide Hände begrabend, verfiel ich ſcheinbar dem Schlafe. Der junge Mann ſprach mit Enthuſiasmus von ſeinem neuen Vaterlande, das ihn ſeit ſechs Jahren aufgenommen und zu ſeiner Zufriedenheit gehegt und gepflegt hatte. Er rühmte den zunehmenden Wohlſtand der Stadt, die jezt ſchon 400,000 Einwohner zähle und alljährlich weiter um ſich greife. Er rühmte das Klima, das ihm immer als höchſt angenehm erſchienen, und das nur in den zwei heißeſten Sommermonaten dem Todesengel das Schwert in der Geſtalt des gelben Fiebers in die Hand gebe. Er rühmte ſchließlich die Stellung der Frauen, die dort noch eine ſo ſeltene Waare ſeyen, daß man ſie wie auf Händen trage und ſich glücklich ſchäze, ein Individuum an ſich zu ketten, von dem man in New-Orleans noch erwarte, daß es himmliſche Roſen ins irdiſche Leben flechte. Er verſicherte, Jeder, der mit einem kleinen Kapital ſich dort ankaufe, habe in wenigen Jahren eine Exiſtenz. Ich muß geſtehen, inmitten meines Halbſchlummers wandelte mich eine rechte Luſt an, mich in den Indigopflanzungen von New-Orleans zu verlieren. Aber ach! ſchon griff die rauhe Wirklichkeit in das geträumte Elyſium der andern Hemiſphäre!

(Fortſezung folgt.)

Hamburg, September.

(Schluß.)

Goethe's hundertjähriger Geburtstag. — Ausſichten.

Unter 100 Mark (40 Thaler) Jahresmiethe findet eine Arbeiterfamilie in der Stadt keine nur irgend erträgliche Wohnung, und die Acciſe vertheuert die unentbehrlichſten Lebensmittel ſo, daß man gewiß nicht zu viel annimmt, wenn man auf den Kopf 10 Mark rechnet; folglich entrichtet eine Arbeiterfamilie von nur ſechs Köpfen dem Staate allein an indirekter Steuer 25 Thlr.; außerdem ſind aber auch noch direkte zu bezahlen. Die Acciſe, eine Laſt, die vorzugsweiſe den in der Stadt lebenden Armen trifft, verſchaffte denen, die Reformen erſtrebten, ohne Zweifel die meiſten Anhänger; auch iſt der Arbeiterſtand bei uns faſt ohne Ausnahme demokratiſch geſinnt. Es iſt in der That ein ſchreiendes Unrecht, daß der die Hälfte des Jahrs auf dem Lande, folglich außerhalb der Acciſelinie lebende Millionär dem Staate nur halb ſo viel an indirekter Steuer zu zahlen hat, als der Proletarier, der ihm durch ſeinen Schweiß die Million erwerben helfen mußte.

Goethe's hundertjähriger Geburtstag iſt auch hier, d. h. auf unſerer Bühne, gefeiert worden. Die zufällig hier anweſenden Herrn Frodor Wehl und Karl von Holtei veranſtalteten eine Art Feſtſpiel, in dem recht hübſche Verſe vorgekommen ſeyn ſollen, das aber im Ganzen mißfiel. Man hatte Scenen aus Goethe'ſchen Dramen durch Verſe mit einander verknüpft, ſoll aber in der Wahl nicht ganz glücklich geweſen ſeyn, ſo daß ſich das anweſende Publikum über die Maßen gelangweilt fühlte. Laſſen Sie mich geſtehen, daß ich mich, bei aller meiner Verehrung für den größten deutſchen Dichter, nicht dazu aufgelegt fühlte der Feier beizuwohnen. Der Ernſt der Zeit, die tiefe Betrübniß über die Zertrümmerung ſchöner und gerechter Wünſche und Hoffnungen machen mein Gemüth faſt unempfänglich für die Kunſt, und ſo konnte ich nur im ſtillen Kämmerlein Gott dafür danken, daß der Welt an jenem Tage ein Mann geboren wurde, dem jeder wahrhaft Gebildete unſerer Zeit einen bedeutenden Theil ſeiner Bildung verdankt. Ueber das Mißlingen der Goethefeier wird übrigens von mehreren Orten geklagt, ſogar von Frankfurt, ſeiner Wiege, und in Wien ſcheint man auch mit den veranſtalteten Feſtlichkeiten wenig zufrieden geweſen zu ſeyn, da von einigen Dichtern und Künſtlern, darunter Friedrich Hebbel, eine Nachfeier — moutarde après dîner — veranſtaltet wurde; ob ſie beſſer ausgefallen, werden wir hören. Daß Zeiten, worin ſich lebhafte politiſche Beſtrebungen kund geben, der dichteriſchen Produktion nicht günſtig ſind, lehrt uns die Geſchichte der Literatur; aber ſie gebären Dichter und Künſtler, die in ruhigeren Zeiten ſich entfalten und die dann dafür doppelt empfänglichen Gemüther mit ihren Produktionen entzücken. Wenn ein Orkan heult, vernimmt man den ſanften Klang der Leier nicht. Wie Goethe und Schiller gleich nach der erſten franzöſiſchen Revolution, Uhland und ſeine Mitſänger gleich nach den Befreiungskriegen uns mit ihren Dichtungen entzückten, wird auch dieſe ungeheure Zeit Künſtler in ihrem Schooße tragen, und uns vielleicht einen zweiten Shakeſpeare, Raphael oder Mozart bringen. Mit dieſer tröſtlichen Hoffnung will ich für heute ſchließen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 241. Montag den 8. Oktober 1849.

Quid non mortalia pectora cogis,
Auri sacra fames!

Virgil.

Das Hochland von Cazamarca.

(Fortſetzung.)

Xerez in der Conquista del Peru, die uns Barcia aufbewahrt hat, Hernando Pizarro in ſeinen Briefen und andere Schriftſteller jener Zeit geben dieſe Höhe ſehr verſchieden an. Der gequälte Fürſt ſagte: „das Gold in Barren, Platten und Gefäßen ſolle ſo hoch aufgethürmt werden, als er mit der Hand reichen könne.“ Das Zimmer ſelbſt gibt Xerez zu 22 Fuß Länge und 17 Fuß Breite an. Was von den Schätzen der Sonnentempel von Cuzco, Huaylas, Huamachuco und Pachacamac bis zu dem verhängnißvollen 29. Auguſt 1533 (dem Todestage des Inca) zuſammengebracht wurde, ſchätzt Garcilaſo de la Vega, der Peru ſchon 1560, in ſeinem zwanzigſten Jahre, verließ, auf 3,838,000 Ducados de Oro.

In der Kapelle des Stadtgefängniſſes, das, wie ich ſchon oben erwähnte, auf den Ruinen des Incapalaſtes gebaut iſt, wird Leichtgläubigen mit Schauder der Stein gezeigt, auf dem „unauslöſchliche Blutflecke“ zu ſehen ſind. Es iſt eine 12 Fuß lange, ſehr dünne Platte, die vor dem Altar liegt, wahrſcheinlich dem Porphyr oder Trachyt der Umgegend entnommen. Eine genaue Unterſuchung durch Abſchlagen wird nicht geſtattet. Die berufenen drei oder vier Flecken ſcheinen hornblend- oder pyroxenreiche Zuſammenziehungen in der Grundmaſſe der Gebirgsart zu ſeyn. Der Licentiat Fernando Monteſinos, ob er gleich kaum hundert Jahre nach der Einnahme von Caramarca Peru beſuchte, verbreitet ſchon die Fabel, Atahuallpa ſey in dem Gefängniß enthauptet worden und man ſehe noch Blutſpuren auf einem Steine, auf dem die Hinrichtung geſchehen ſey. Unbeſtreitbar iſt es und durch viele Augenzeugen bewährt, daß der betrogene Inca ſich willig, unter dem Namen Juan de Atahuallpa, von ſeinem ſchändlichen fanatiſchen Verfolger (dem Dominikanermönch Vicente de Valverde) taufen ließ, um nicht lebendig verbrannt zu werden. Strangulation (el garrote) machte ſeinem Leben ein Ende, öffentlich unter freiem Himmel. Eine andere Sage gibt vor, man habe eine Kapelle auf dem Stein errichtet, wo die Strangulation vorgefallen ſey, und Atahuallpa's Körper ruhe unter dem Steine. Die vermeintlichen Blutflecke blieben dann freilich unerklärt. Der Leichnam hat aber nie unter dieſem Steine gelegen; er wurde nach einer Todtenmeſſe und einer feierlichen Beerdigung, bei welcher die Gebrüder Pizarro in Trauerkleidern (!) zugegen waren, zuerſt auf den Kirchhof des Convento de San Francisco und ſpäter nach Quito, Atahuallpa's Geburtsſtadt, gebracht. Die leztere Translation geſchah nach dem ausdrücklichen Wunſche des ſterbenden Inca. Sein perſönlicher Feind, der verſchlagene Rumiñavi (das ſteinerne Auge genannt, wegen der Entſtellung des einen Auges durch eine Warze) veranſtaltete in Quito, aus Liſt und politiſchen Abſichten, eine feierliche Beerdigung.

In den traurigen architektoniſchen Reſten dahingeſchwundener alter Herrlichkeit wohnen in Caramarca Abkömmlinge des Monarchen. Es iſt die Familie des indiſchen Caciquen Aſtorpilco. Sie lebt in großer Dürftigkeit doch genügſam, ohne Klage, voll Ergebung in ein hartes, unverſchuldetes Verhängniß. Ihre Abkunft von Atahuallpa durch die weibliche Linie wird

Digitized by Google

in Caramarca nirgends geläugnet, aber Spuren des Bartes deuten vielleicht auf einige Vermiſchung mit ſpaniſchem Blute. Beide vor dem Einfall der Spanier regierenden Söhne des großen, aber für einen Sonnenſohn etwas freigeiſteriſchen Huayna Capac, Huaſcar und Atahuallpa, hinterließen keine anerkannten Söhne. Huaſcar wurde Atahuallpa's Gefangener in den Ebenen von Quipaypan, und auf deſſen heimlichen Befehl bald darauf ermordet. Auch von den beiden übrigen Brüdern des Atahuallpa, von dem unbedeutenden jungen Toparca, welchen Pizarro (Herbſt 1533) als Inca krönen ließ, und von dem unternehmenderen, ebenfalls gekrönten, aber dann wieder rebelliſchen Manco Capac, ſind keine männliche Nachkommen bekannt. Atahuallpa hinterließ einen Sohn, als Chriſt Don Francisco genannt, der ſehr jung ſtarb, und eine Tochter, Doña Angelina, mit welcher Francisco Pizarro in wildem Kriegsleben einen von ihm ſehr geliebten Sohn, des hingerichteten Herrſchers Enkel, zeugte. Außer der Familie des Aſtorpilco, mit der ich in Caramarca verkehrte, wurden zu meiner Zeit noch die Carguaraicos und Titu-Buscamayta als Verwandte der Inca-Dynaſtie bezeichnet. Das Geſchlecht Buscamayta iſt aber jezt ausgeſtorben.

Der Sohn des Caciquen Aſtorpilco, ein freundlicher junger Menſch von ſiebzehn Jahren, der mich durch die Ruinen ſeiner Heimath, des alten Palaſtes, begleitete, hatte in großer Dürftigkeit ſeine Einbildungskraft mit Bildern angefüllt von der unterirdiſchen Herrlichkeit und den Goldſchätzen, welche die Schutthaufen bedecken, auf denen wir wandelten. Er erzählte, wie einer ſeiner Altväter einſt der Gattin die Augen verbunden und ſie durch viele Irrgänge, die in den Felſen ausgehauen waren, in den unterirdiſchen Garten des Inca hinabgeführt habe. Die Frau ſah dort kunſtreich nachgebildet im reinſten Golde Bäume mit Laub und Früchten, Vögel auf den Zweigen ſitzend, und den vielgeſuchten goldenen Tragſeſſel des Atahuallpa. Der Mann gebot ſeiner Frau, nichts von dieſem Zauberwerke zu berühren, weil die längſt verkündigte Zeit (die Wiederherſtellung des Incareichs) noch nicht gekommen ſey. Wer früher ſich davon aneigne, müſſe ſterben in derſelben Nacht. Solche goldenen Träume und Phantaſien des Knaben gründeten ſich auf Erinnerungen und Traditionen der Vorzeit. Der Luxus künſtlicher goldener Gärten (Jardines ó Huertas de oro) iſt von Augenzeugen vielfach beſchrieben, von Cieza de Leon, Sarmiento, Garcilaſo und andern frühen Geſchichtſchreibern der Conquiſta. Man fand ſie unter dem Sonnentempel von Cuzco, in Caramarca, in dem anmuthigen Thale von Yucay, einem Lieblingsſitze der Herrſcherfamilie. Da wo die goldenen Huertas nicht unterirdiſch waren, ſtanden lebend vegetirende Pflanzen neben den künſtlich nachgebildeten. Unter den leztern nennt man immer die hohen Maisſtauden und Maisfrüchte in Kolben als beſonders gelungen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Pié-di-grotta-Feſt in Neapel.

(Fortſetzung.)

So ward denn auch im laufenden Jahre das Pié-di-grotta-Feſt feierlich begangen. Während der ganzen Nacht vom 7. auf den 8. September war das Volk auf den Beinen. In Neapel und in der entſetzlichen Hitze, welche mit anhaltender Dürre und ſchwerem Scirocco bis weit über die gewohnte Zeit hinaus gewährt hat, iſt zwar die Nacht weit angenehmer als der Tag; aber das endloſe Umherrennen und Lärmen auf den Straßen (wer Neapel kennt, weiß was es mit neapolitaniſchem Lärm auf ſich hat) war dennoch höchſt ermüdend, namentlich wenn es nicht, wie vor den erleuchteten Tavernen bei Santa Lucia und die Mergellina entlang, wo Tiſch an Tiſch ſtand und froh getafelt ward, einen praktiſchen Zweck hatte. Das Volk ſchien der Ruhe nicht zu bedürfen, ſondern ſich mit Maccaroni als Erſatzmittel zu begnügen, denn am frühen Morgen waren die Straßen ſchon wieder gefüllt. Dann begann das Hin- und Herziehen des Militärs. Die gewöhnliche Garniſon Neapels war durch Regimenter aus der Nachbarſchaft verſtärkt worden; von Capua, Gaeta, Nola, Avellino hatte man alle für den Augenblick entbehrliche Mannſchaft herberufen. Vor dem königlichen Schloſſe zogen die Truppen im Parademarſch vorüber, an 26,000 Mann. König Ferdinand ſtand auf dem Balkone des ſchönen Palaſtes, welchen zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ein ſpaniſcher Vicekönig, der Graf von Lamos, in der Nähe und im Zuſammenhang mit der Hauptveſte der Stadt, dem Caſtel nuovo Carls I. von Anjou, begonnen hatte, Domenico Fontana, welcher in Rom ſo viele Paläſte und Fontänen gebaut und Obelisken errichtet hatte, war der Architekt der nachmaligen königlichen Wohnung, welche in ſpätern Zeiten, und namentlich in der unſrigen, vielfach vergrößert und verſchönert ward und jezt zu den prächtigſten Europas gehört, mit ſeltenen Kunſtſchätzen geſchmückt und in günſtiger Lage den ganzen Golf und Porticis und Pompejis Küſte mit dem Veſuv und Sorrentos anmuthigen Strand beherrſchend. Seit dem Mai vorigen Jahrs war es das erſtemal, daß der König ſich öffentlich zeigte. Die Umwälzungen des Unglücksjahres, welchen der Straßen-

Digitized by Google

kampf des 15. Mai plötzlich ein Ende machte, hatten leider die Saat des Mißtrauens zwischen Fürst und Volk aufschießen lassen, und statt den Verdacht von der Hand zu weisen, während doch die ungeheure Majorität der Nation loyal gesinnt und ihm ergeben war, schloß der König sich in seine Paläste ein und zog dann, als die römische Revolution Papst Pius IX. zwang auf einem Felsen am Mittelmeer eine Zufluchtsstätte zu suchen, mit seiner Familie nach Gaeta. So hatten ihn seit fünfzehn Monaten nur wenige von Neapels Bewohnern gesehen.

Der Platz, welchen die Reiterstatuen Carls III. und seines ihm unähnlichen Sohnes Ferdinand I. schmücken, die Colonnaden der Kirche S. Francesco di Paola, der Palast des Prinzen von Salern und der vormalige der Königin Mutter und alle anstoßenden Häuser waren mit Menschen gefüllt, während die Truppen defilirten, die Garden zuerst, dann die Linie. Es war das schönste Heer — schöne Leute, schöne Uniformen, im Allgemeinen gute Haltung; viele derselben hatten die unzweifelhaftesten Proben von Bravour abgelegt; in den Straßen der Hauptstadt, in Calabrien, in Sicilien hatten sie den Aufstand siegreich bekämpft; es war eine traurige Pflicht, welche sie zu erfüllen gehabt, der Kampf gegen Brüder, aber sie hatten die Monarchie gerettet. Drei Schweizer Regimenter waren unter ihnen, deren eines bei Taormina und Catania die Hälfte seiner Mannschaft verloren hatte, der Nerv des Heeres, mit Medaillen und Ehrenzeichen reichlich und verdient bedacht. Der militärische Geist hat in neuern Zeiten Fortschritte gemacht unter den Kindern des italienischen Südens, aber es fehlt viel daran, daß sie die Unarten, welche ihnen so herben, aber leider nicht ungerechten Spott zugezogen, abgelegt hätten, und auch heute noch sind die fremden Regimenter für das Königreich beider Sicilien eine Lebensfrage, und Ferdinand II. verdankt ihnen die Wiedergewinnung der Hälfte seines Reiches nicht nur, sondern seinen Thron.

So wie die Truppen vorrückten, bildeten sie Spalier von dem Schloßplatze an bis zum Pausilipp, die Strada del Gigante und Sta Lucia entlang, vorüber an Chiatamone und der Vittoria, so benannt nach dem Siege bei Lepanto, und nun die Chiaja der Länge nach, in doppelten Reihen, jedes Regiment mit Fahnen und Musikcorps. Am Strande, längs der anmuthigen Villa Reale, deren grüne frische Boskette bei dem unaufhörlichen blendenden Sonnenglanze einen um so erwünschteren Spaziergang bieten, ankerten die spanischen Kriegsschiffe, welche einige Tage zuvor mit dem Papste von Gaeta gekommen waren, und mehrere neapolitanische, bunt beflaggt, die Mannschaft auf den Segelstangen. Das englische Linienschiff Prinz-Regent, welches wohl ein Jahr lang dagelegen hatte, war plötzlich auf und davon, sey es, daß das Fest ihm nicht behagte oder die Nachbarschaft. Die Schiffe salutirten und die Forts salutirten, Castel nuovo, Castel Sant'Elmo und Castel dell' uovo, die drei bedeutendsten der Vesten Neapels, jetzt von keiner militärischen Wichtigkeit mehr, wenn es nicht etwa gilt, die Stadt selber, die allergetreueste, aber bei jedem Anlaß tumultuirende, zu beherrschen, aber aus den Zeiten der Normannen, der Hohenstaufen und Anjous nicht bloß manche Erinnerungen bewahrend, sondern auch aus spätern noch, aus Masaniellos und des Herzogs von Guise Tagen, wo es hunderttausend bewaffneten Bürgern und Lazzaronen nicht gelang sie einem Häuflein Spanier zu entreißen, während in dem verhängnißvollen Jahre 1799, wo Verrath im Innern das Werk der Angreifenden sehr erleichterte, St. Elmo dem General Championnet, Castel nuovo Kellermann keine große Mühe machte.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Synodalverſammlung.

In der politiſchen Windſtille, welche hier ſeit mehreren Monaten herrſcht, deren Dauer aber natürlich Niemand verbürgen kann, war der Entſchluß der hohen Geiſtlichkeit, ein Concil oder vielmehr eine Synode zu halten, eine unerwartete und Aufſehen erregende Tagesbegebenheit. Wäre die franzöſiſche Geiſtlichkeit gewohnt ſolche Synoden zu halten, ſo hätte ſich außer dem Clerus und ſeinen Journalen Niemand um die Sache bekümmert. In dieſem Jahrhundert iſt aber in Frankreich noch keine Synodalverſammlung gehalten worden, und in dem mit dem Papſte von Bonaparte geſchloſſenen Concordat iſt ausdrücklich beſtimmt, daß keine ohne förmliche Erlaubniß der Regierung ſtattfinden dürfe. Es iſt, ſcheint es, den Biſchöfen ſeitdem nicht eingefallen, um eine ſolche Erlaubniß anzuhalten, mithin hatte die Regierung auch keine Gelegenheit gehabt ſolche zu ertheilen oder zu verweigern. Schon im vorigen Jahrhundert waren die biſchöflichen

Digitized by Google

Verſammlungen faſt gänzlich außer Brauch gekommen. Deſto mehr war man verwundert, plötzlich ein Concil vom Erzbiſchofe von Paris ausgeſchrieben zu ſehen, ohne daß derſelbe von einer Bewilligung von Seiten der Regierung etwas ſagte, und ohne daß er die Beweggründe zu dieſem Schritte angab. Eine gerichtliche Zeitung machte die Regierung auf das Ungeſetzliche dieſes Verfahrens aufmerkſam, und einige Tage darauf erſchien ein Bericht des Miniſters des öffentlichen Unterrichts und Cultus an den Präſidenten der Republik, und darauf ein Dekret, das alle Concilien, welche die Geiſtlichkeit in dieſem Jahre halten würde, erlaubte. Dieſes Dekret ſchien faſt noch ſonderbarer als der Entſchluß des Erzbiſchofs von Paris ſelbſt; denn es bewilligte etwas, während die Geiſtlichkeit um nichts angehalten hatte, bloß um den Schein zu retten, als ob das als Staatsgeſetz geltende Concordat nicht verletzt worden ſey. In dieſem Sinn erſchienen abermals Bemerkungen in der Gazette des tribunaux, und hierauf ließ die Regierung in einem ihrer Blätter erwiedern, jene Verfügung des Concordats gehöre zu den Geſetzen, welche der Vergeſſenheit anheimzufallen verdienen, und es wäre ſonderbar wenn in einem Freiſtaate die Geiſtlichkeit nicht ſollte zuſammentreten können, um ſich über ihre Angelegenheiten zu berathen. Damit hatte der Streit ein Ende, und der Erzbiſchof eröffnete ſeine Synodalverſammlung, welche noch fortdauert und der heutigen Geiſtlichkeit ſelbſt etwas ganz Neues iſt. Nach einigen ihrer Blätter ſollte die Berathung über die Freiheit des Unterrichts auf dem Programm der Verhandlungen ſtehen, da bekanntlich die Regierung der geſetzgebenden Verſammlung ein Geſetz vorgelegt hat, wodurch die bisherige oberſte Behörde des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, nämlich die Univerſität, ihre Gewalt verliert und der Geiſtlichkeit das Recht eingeräumt wird, freie Unterrichtsanſtalten zu leiten und mit den Civilbeamten im Rathe der Unterrichtsbehörden zu ſitzen. Da nun aber der miniſterielle Bericht, der die Abhaltung des Concils geſtattet, bloß von Disciplinarſachen ſpricht, ſo werden ſich die Herrn Biſchöfe ſchwerlich über die eigentlichen geiſtlichen Angelegenheiten verſteigen, ſo wichtig es auch für die Geiſtlichkeit ſeyn mag, daß das Geſetz hinſichtlich des Unterrichtsweſens durchgehe.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, September.

(Fortſetzung.)

Auf der Eiſenbahn von London nach Berlin.

Es pfiff und ziſchte und brauſte da draußen, und eine Donnerſtimme brüllte durch die Thüre: „Meine Herrn, wollen Sie gefälligſt ihre Billete nehmen?“ Aber das Nehmen war ſo leicht nicht, als das nehmen Wollen. Da ſaß ein einziger Beamter und theilte die Zettel aus, und das Gepäck zu wägen war Niemand da. „So packen Sie es doch ungewogen auf!“ bat ich und bat wieder, aber vergebens. „Wenns gar nicht anders geht, ſo ſchmeißen wir's wohl ſo hinein, aber ſonſt nicht.“ Ich mußte alſo abwarten, ob's gar nicht anders ginge, und am Ende gings doch, aber ſo, daß ich die lezte blieb und daher von meiner Gefährtin getrennt wurde, die in einem andern Wagen einen Platz ſuchen mußte. Nun gings fort bis Brüſſel, wo wir um neun Uhr ankamen. Abermals mußten neue Zettel genommen, das Gepäck wieder gewogen werden. Die Wage iſt immer in einem Zimmer, und in dieſes muß jedes Stück getragen und dann wieder heraus getragen werden. Ich bemühte mich den Officianten zu erklären, wie man es im praktiſchen England mache, wo von ſolchen Umſtänden keine Rede ſey. Da ſeyen Leute bereit, die, ſobald man ausſteige, das Gepäck auf einen Schiebkarren laden: die Wage ſey in die Erde verſenkt, ſo daß der Karren darüber hinfahre und nur einen Moment darauf anhalte, während deſſen der dabei angeſtellte Beamte an eine Feder drücke und das Gewicht nenne, worauf aus einem Fenſter daneben eine Stimme die Summe rufe, die das Uebergewicht ausmache, und eine Hand einen Zettel heraushalte, gegen den ſie das Geld empfange. Der Schiebkarren fahre indeſſen weiter und lade ſeine Bürde im Gepäckwagen ab, während ein anderer Karren auf die Wage fahre. So gehe es fort, ruhig, ordentlich, ohne Geräuſch und Gedränge, ohne Schreien, Bitten oder Ellenbogenſprache. Auch dürfen alle dieſe Leute kein Geld nehmen, während von Calais bis Berlin bei jedem Wagenwechſel die Gepäckträger ſich um eine Belohnung melden und oft recht unverſchämt in ihrer Forderung ſind. Ich fürchte aber, daß meine ganze Rede eine verlorene geweſen; die Leute ſahen das Mangelhafte der Einrichtung ein, da ſie aber perſönlich nicht dabei litten, ſondern nur die Reiſenden, ſo konnte ihr Egoismus ſich nicht ſo ſchnell für die Leiden des Andern begeiſtern. Und doch waren dieſe Leiden für Damen herb genug. Am Abend des zweiten Tages erreichten wir Köln und begaben uns gleich nach Deuz, um mit dem nächſten Zuge weiter zu gehen. Welch ein Gewirre, welch Toben und Schelten! Ein ſtattlicher Mann in Uniform, der die Aufſicht führte, ſezte den Subalternen die Köpfe zurecht, die eben daran waren die Ankommenden zu prellen. „Fünf Silbergroſchen zahlen Sie für den Omnibus, meine Herren! Fünf Silbergroſchen, keinen Pfennig mehr! Das iſt der geſetzmäßige Tarif und wir wollen die Reiſenden nicht um mehr gepreßt wiſſen!“ — Der Omnibusmann machte ein langes Geſicht und fügte ſich unwillig dieſem unwiderſtehlichen Gebote. Ich ſtellte einen Mann mit einer Nummer am Hute bei meinem Gepäcke an und ging in das Wartezimmer. Dort herrſchte eine Zigeunerwirthſchaft. Alles aß, trank und ſchnatterte durch einander, und man konnte kaum ein Plätzchen finden. „Nur Geduld,“ hieß es, „der Zug für Düſſeldorf geht gleich ab, dann wirds leer.“ — Und ſo war's. Nach wenig Minuten lichtete ſich der Raum und wir athmeten hoch auf. Wäre der Zug weiter gegangen, ſo hätten wir uns angeſchloſſen; ſo aber mußten wir auf den folgenden warten, der ganz durch nach Magdeburg und Berlin ging, und hatten daher bis neun Uhr Zeit. Nun ein ordentliches Abendeſſen, dachten wir, und freuten uns nach einer Fahrt von ſechs und dreißig Stunden einmal wieder auf ebener Erde ſitzen und wie ein Menſch eſſen zu können. Aber ach! l'homme propose et Dieu dispose! „Wollen Sie gefälligſt das Zimmer räumen, meine Damen?“ ſchrie eine Unkenſtimme in unſere Ohren. Ich glaubte der Mann irre ſich und erwiederte, wir ſeyen Paſſagiere, die auf den nächſten Zug harrten. „Gleichviel!“ hieß es; „das Zimmer wird verſchloſſen.“ Das mußten wir uns gefallen laſſen, es war auch am Ende einerlei, denn wir konnten ja doch nichts unternehmen wollen, als ſchlafen und eſſen. Aber nein, auch das gönnte man uns nicht. Die Lampen werden ausgelöſcht; es wäre ſchlechte Oekonomie das Gas unnütz brennen zu laſſen. „Nun wohl, ſo bleiben wir im Dunkeln.“ — „Verzeihen Sie, das iſt auch gegen das Reglement.“ — „Zum Henker mit Ihrem Reglement! Damen, die eine Reiſe von London hierher gemacht, die ſo müde ſind, daß ſie kaum auf den Füßen ſtehen können, dieſe wollen Sie in der dunkeln Nacht im Regen auf die Straße hinausjagen? Es kann Ihnen nicht Ernſt ſeyn!“ — „Es thut mir leid, aber es iſt einmal ſo.“ — Was half es? Man muß wohl gute Miene zum böſen Spiel machen, wenn man muß.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 242. Dienſtag den 9. Oktober 1849.

Pugne levis, bellumque fugax, tormaeque vagantes,
Et melior cessisse loco quam pellere miles.

Lucan.

Das Piè-di-grotta-Feſt in Neapel.

(Schluß.)

Glänzend war der königliche Zug. Die mächtigen vergoldeten Staatscarroſſen, beinahe zur Hälfte aus Glasſcheiben beſtehend, die Aufzäumung der Pferde, die Läufer und übrigen Bedienten in großer Livrée, die Kutſcher unbedeckten Hauptes — Alles erinnerte an die Rococozeit und an ſpaniſchen Pomp. Ein leerer vergoldeter Staatswagen, die ſogenannte Carrozza di Rispetto, fuhr vorauf, dann kamen die vornehmſten Hofbeamten, hierauf König und Königin, von mehreren Generalen zu Pferde und der Nobelgarde umgeben. Es folgte der Kronprinz, Herzog von Calabrien, und nach ihm die übrigen königlichen Kinder bis zu dem kleinſten, welches der Papſt vor wenigen Wochen in der Kathedrale Gaetas Maria delle Grazie Pia getauft hatte. Das Prinzeßchen lag an der Bruſt der Amme, ein anderes ſchlief, überwältigt von der Hitze des Tages und der langen Dauer der Ceremonie. Des Königs Brüder folgten und ſein Oheim, der Prinz von Salern mit ſeiner Gemahlin, und was zum Hofe gehörte. Stallmeiſter ritten neben jedem der königlichen Wagen her. In der Kirche, von welcher das Feſt den Namen hat, hielten ſie ihre Andacht, und in derſelben Ordnung, überall von Muſik geleitet, bewegte ſich der Zug nach dem Schloſſe zurück. Es war Nacht, bevor die Truppen wieder ihre Quartiere erreichten, welche ſie Vormittags verlaſſen hatten; glücklicherweiſe war der Himmel etwas wolkig und die Sonnenhelle minder ſtark als an den vorhergehenden Tagen, aber Wein und Waſſer, welche überall ausgeboten wurden, wo die Soldaten ſtanden, mochten unter allen Umſtänden ein willkommenes Labſal ſeyn.

Auf demſelben Boden, wo Carl III. ſich Lorbeeren geſammelt hatte, fand nach 105 Jahren, am 19. Mai, ein zweiter Kampf ſtatt, minder ehrenvoll als jener, der oben geſchildert worden. Auf die Nachricht von der Landung des gegen das republikaniſche Rom beſtimmten franzöſiſchen Expeditionscorps unter General Oudinot de Reggio, war König Ferdinand mit den Truppen, die er in und bei Gaeta hatte, und mit denen, die er in der Eile zuſammenziehen konnte, etwa 12,000 Mann, augenblicklich über Terracina bis Albano vorgerückt. Mit den Franzoſen war zu keinem rechten Einverſtändniß zu gelangen; die Römer benuzten dieß, und ihre Freicorps, von dem durch ſeine Kühnheit wie durch ſeine ungewöhnlichen Schickſale bekannt gewordenen Parteigänger Garibaldi geführt, hielten die Neapolitaner in Athem. Beim Angriff auf das am Abhange der Sabiner-Herniker Berge liegende Städtchen Paleſtrina mit Verluſt zurückgeſchlagen, aus Frascati verſcheucht, ſahen die Truppen, denen es an ordentlicher Führung fehlte, in jedem nächtlichen Lärm einen Ueberfall des Feindes und fingen an, ungeachtet ihrer überlegenen Mittel und an ſich vortheilhaften Stellung, das Vertrauen auf ſich ſelber zu verlieren, das ſchlimmſte, was einer Mannſchaft begegnen kann. Endlich zog ſich der König, wohl einſehend, daß er, ohne Zuſammenhandeln mit den Franzoſen, gegen Rom nichts auszurichten vermöge, von Albano auf Velletri zurück. Der Weg, der zu großem Theil an maleriſcher Schönheit kaum ſeines Gleichen hat, läuft auf den lezten Abhängen

Digitized by Google

der Hügel gegen die Campagna hin, in militärischer Beziehung höchst ungünstig, weil steil auf- und niedersteigend und auf der einen Seite überall von den Höhen dominirt. Ich war am Abend des 17ten Zeuge des beginnenden Rückzugs zwischen Velletri und Genzano. Fußvolk und Reiterei, Artillerie und Train, Alles war zusammengeschachtelt; die Maulthiere, mit denen die neapolitanischen Geschütze bespannt sind, legten ihre störrische Natur bei jeder Brücke und jeder Anhöhe an den Tag; Flüche und Hiebe erschollen in Menge durcheinander; alle fünf Minuten gerieth der Zug wieder in's Stocken. Vetturinwagen hatten sich den Bagagewagen angeschlossen; bisweilen schien's ein unauflösbarer Knäuel. Die Soldaten waren verstimmt und fragten, ob Garibaldi in Velletri sey oder die Ihrigen? Wäre der römische Guerrillachef an diesem Abende wirklich in der Nähe gewesen und hätte er einen Angriff auf diese verworrene Vorhut der Abziehenden gemacht, so waren diese und mit ihnen die Hälfte der Artillerie verloren in diesen Hohlwegen.

Am folgenden Tage zog der König, welcher die Nacht in dem Chigi'schen Palaste in Aricia zugebracht hatte (wer, dem Rom bekannt, erinnert sich nicht des pittoresken Oertchens und der herrlichen Bäume und der schönen Wege nach Albano und dem See?), mit dem Gros seiner Truppen nach Velletri. Es war kaum durchzukommen in den engen Straßen; überall zogen oder lagerten Soldaten in und vor der Stadt, unter den Bäumen und Hecken; die Sonne brannte unbarmherzig und dicke Staubwolken verhüllten Alles. Hier war es, wo die römischen Schaaren, von Garibaldi und dem titulären Obergeneral Rossetti geführt, welche auf der Straße von Palestrina und Valmontone die Gruppe der Albaner Berge umgangen hatten, die Neapolitaner angriffen. Hätte König Ferdinand seine günstige Stellung, seine unendlich überlegene Reiterei und Artillerie, so wie den guten Willen der Truppen gehörig benutzt, so würde Roms Belagerung nicht noch sechs Wochen gewährt haben. Er benutzte das alles nicht, selbst nicht die Position beim Kapuzinerkloster: des Ahnherrn Beispiel blieb ohne Nachahmung. Von Seiten der Römer wurde der Kampf gleich regellos geführt; die Hauptsache war ein Tirailleurgefecht, welchem ein Reiterei-angriff Seitens der Neapolitaner folgte. Wäre dieser mit gehörigem Nachdruck und Unterstützung ausgeführt worden, so war der Tag entschieden; aber dieß geschah nicht, und nachdem die Römer, welche viele der Ihrigen verloren, sich etwas zurückgezogen hatten, sezte der König seinen Marsch über Cisterna nach den Sümpfen fort, und schon am folgenden Tage gingen seine Truppen über die Grenze. Aus Cisterna und Terracina und den Häusern an der Straße hatten die Bewohner sich bei der Kunde des Rückzugs der Neapolitaner in das nahe Volsker Gebirge geflüchtet; sie schienen keine Vorliebe für militärische Gäste zu haben, und als kurz nachher die Spanier, welche unter General Cordova bei Gaeta gelandet, dieselbe Straße nach Rom zu einschlugen, fanden sie in dem verödeten Terracina, welches schon in Friedenszeit keine großen Ressourcen darbietet, nichts als verschlossene Thüren und keine Spur von Lebensmitteln. Sie sollen ihren Unmuth ziemlich unsanft ausgelassen haben.

Kurze Zeit nachdem die Neapolitaner Velletri geräumt hatten, zogen die republikanischen Schaaren, die verlierenden, in Rom ein und stimmten ein Siegesgeschrei an, weil der Kampfplatz ihnen geblieben. Die ganze Affaire war ein Valmy im Kleinen, eine bloße Kanonade, wobei gewaltig viel Pulver verschossen worden war, und König Ferdinand verscherzte unbegreiflicherweise die schönste Gelegenheit, beim Pié-digrotta-Fest der Madonna für einen Sieg zu danken, welcher Roms Befreiung vom Terrorismus beschleunigt, viel Unglück und viele Verluste verhütet und ein Gegenstück zu den rühmlichen Thaten seines Urgroßvaters geliefert hätte.

Das Hochland von Caxamarca.

(Fortsetzung.)

Die krankhafte Zuversicht, mit welcher der junge Astorpilco aussprach, daß unter mir, etwas zur Rechten der Stelle, wo ich eben stand, ein großblüthiger Daturabaum, ein Guanto, von Golddraht und Goldblech künstlich geformt, den Ruhesitz des Inca mit seinen Zweigen bedecke, machte einen tiefen, aber trüben Eindruck auf mich. Luftbilder und Täuschung sind hier wiederum Trost für große Entbehrung und irdische Leiden. „Fühlest du und deine Eltern," fragte ich den Knaben, „da ihr so fest an das Daseyn dieser Gärten glaubt, nicht bisweilen ein Gelüste in eurer Dürftigkeit, nach den nahen Schätzen zu graben?" Die Antwort des Knaben war so einfach, so ganz der Ausdruck der stillen Resignation, welche der Race der Urbewohner des Landes eigenthümlich ist, daß ich sie spanisch in meinem Tagebuch aufgezeichnet habe: „Solch ein Gelüste kommt uns nicht; der Vater sagt, daß es sündlich wäre. Hätten wir die goldenen Zweige sammt allen ihren goldenen Früchten, so würden die weißen Nachbarn uns hassen und schaden. Wir besitzen ein kleines Feld und guten Weizen." Wenige meiner Leser, glaube ich, werden es tadeln, daß ich der Worte des jungen Astorpilco und seiner goldenen Traumbilder hier gedenke.

Digitized by Google

Der unter den Eingebornen ſo weit verbreitete Glaube, daß es ſtrafbar ſey und Unglück über ein ganzes Geſchlecht bringe, wenn man ſich vergrabener Schätze, die den Incas gehört haben können, bemächtige, hängt mit einem andern, beſonders im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte herrſchenden Glauben, mit dem an die Wiederherſtellung eines Incareichs, zuſammen. Jede unterdrückte Nationalität hofft Befreiung, eine Erneuerung des alten Regiments. Die Flucht von Manco Inca, dem Bruder des Atahuallpa, in die Wälder von Vilcapampa am Abhange der öſtlichen Cordillere, der Aufenthalt von Sayri Tupac und Inca Tupac Amaru in jenen Wildniſſen haben bleibende Erinnerungen zurückgelaſſen. Man glaubte, daß zwiſchen den Flüſſen Apurimac und Beni oder noch öſtlicher in der Guyana Nachkommen der entthronten Dynaſtie angeſiedelt wären. Die von Weſten nach Oſten wandernde Mythe des Dorado und der goldenen Stadt Manoa vermehrte ſolche Träume. Raleigh's Einbildungskraft war ſo davon entflammt, „daß er eine Expedition auf die Hoffnung gründete, die Inſelſtadt (imperial and golden city) zu erobern, eine Garniſon von drei- bis viertauſend Engländern hineinzulegen und dem Emperor of Guiana, der von Huayna Capac abſtammt und ſein Hoflager mit derſelben Pracht hält, einen jährlichen Tribut von 300,000 Pfund Sterling aufzulegen, als Preis für die verheißene Reſtauration in Cuzco und Caramarca.“ Spuren von ſolchen Erwartungen einer wiederkehrenden Incaherrſchaft haben ſich, ſo weit die peruaniſche Oquechhuaſprache verbreitet iſt, in den Köpfen vieler der vaterländiſchen Geſchichte etwas kundigen Eingebornen erhalten.

Wir blieben fünf Tage in der Stadt des Inca Atahuallpa, die damals kaum noch ſieben- bis achttauſend Einwohner zählte. Die große Menge Maulthiere, die der Transport unſerer Sammlungen erheiſchte, und die ſorgfältige Auswahl der Führer, welche uns über die Andeskette bis in den Eingang der langen, aber ſchmalen peruaniſchen Sandwüſte (Desierto de Sechura) geleiten ſollten, verzögerten die Abreiſe. Der Uebergang über die Cordillere war von Nordoſt gen Südweſt. Kaum hat man den alten Seeboden der anmuthigen Hochebene von Caramarca verlaſſen, ſo wird man im Anſteigen auf einer Höhe von kaum 9600 Fuß durch den Anblick zweier grotesker Porphyrkuppen, Aroma und Cunturcaga (eines Lieblingsſitzes des mächtigen Geiers, den wir gewöhnlich Condor nennen), in Erſtaunen geſetzt. Sie beſtehen aus fünf- bis ſiebenſeitigen, 35 bis 40 Fuß hohen, zum Theil gegliederten und gekrümmten Säulen. Die Porphyrkuppe des Cerro Aroma iſt beſonders maleriſch. Sie gleicht durch die Vertheilung ihrer über einander ſtehenden, oft convergirenden Säulenreihen einem Gebäude von zwei Geſchoſſen. Domartig iſt dieß Gebäude mit einer abgerundeten, nicht in Säulen geſonderten dichten Felsmaſſe bedeckt. Solche Porphyr- und Trachytausbrüche charakteriſiren recht eigentlich den hohen Rücken der Cordilleren und geben denſelben eine ganz andere Phyſiognomie als die Schweizer Alpen, die Pyrenäen und der ſibiriſche Altai darbieten.

Von Cunturcaga und Aroma ſteigt man nun im Zickzack an einem ſteilen Felsabhange volle 6000 Fuß hinab in das kluftartige Thal der Magdalena, deſſen Boden doch aber noch 4000 Fuß über dem Meere liegt. Einige elende Hütten, von denſelben Wollbäumen (Bombax discolor) umgeben, die wir zuerſt am Amazonenfluſſe geſehen, werden ein indiſches Dorf genannt. Die ärmliche Vegetation des Thals iſt der Vegetation der Provinz Jaen de Bracamoros ziemlich ähnlich, nur vermißten wir ungern die rothen Gebüſche der Bougainvillaea. Das Thal gehört zu den tiefſten, die ich in der Andeskette kenne. Es iſt eine Spalte, ein wahres Querthal, oſt-weſtlich gerichtet, eingeengt von den gegenüberſtehenden Altos de Aroma und Guangamarca. — — Aus dem milden Magdalenen-Thal hatten wir gegen Weſten nun wieder drittehalb Stunden lang die den Porphyrgruppen des Alto de Aroma gegenüberſtehende Wand 4800 Fuß hoch zu erklimmen. Der Wechſel des Klimas war um ſo empfindlicher, als wir an der Felswand oft in kalten Nebel eingehüllt wurden.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Schluß.)

Auf der Eiſenbahn von London nach Berlin.

Hut und Shawl wurden angelegt und eine Promenade unternommen, auf der wir denn am Ufer des Rheins in ein Hôtel gelangten, das uns auf ein paar Stunden Obdach und Nahrung bot. Es war finſtere Nacht, als wir wieder auf die Straße hinaus traten. Vor uns lag die Brücke über den Rhein, in deſſen glatter Fluth die Lichter aus den am Ufer gelegenen Häuſern ſich vielfach wiederſpiegelten. Dorthin lag der Dom; ſeine dunkeln Mauern zeichneten ſich am lichten Nachthimmel ab, den

Digitized by Google

eine Wolkenmaſſe wie eine hohe Gebirgskette umlagerte. Es war ſchön, ſehr ſchön, ſo in die ernſte tiefe Stille von Erde und Himmel, Fluß und Flur hinein zu ſchauen, und dabei Gegenwärtiges und Vergangenes in einer Bilderreihe am innern Blick vorübergleiten zu laſſen. Der Menſch ſteht in ſolchen Momenten gleichſam unweſentlich da, und nur das geiſtige Auge beſpiegelt ſich im Seyenden. — Ich erwachte aus meinen Gedanken und eilte nach dem Bahnhofe zurück, wo unſer ſchon die bunteſte Miſchung von neu angekommenen Reiſenden harrte. Dießmal war es keine Möglichkeit ſich durchzudrängen. Ich mußte einen Menſchen mit einer Nummer beſtechen, mir meine Sachen wägen zu laſſen, wozu ſeine Ehrlichkeit ſich auch gleich verſtand. Ich ſelbſt hatte Mühe ein Billet zu erhalten, erhielt aber nur ein halbes! Ich wollte nach Bückeburg — Bückeburg? — Wer kennt Bückeburg? — Nach Bückeburg konnte man mir keines geben, nur nach Minden; von Minden bis Bückeburg mußte ich dann wieder ein anderes nehmen. O gütige Allmacht! in einem ſo vielfach getheilten Reiche, wie mein Vaterland, iſt das Reiſen doch recht ſchwer! Alſo bis Minden. Dort auf dem Bahnhof dieſelbe Mühe, ja noch weit größere, denn es fanden ſich zufällig eine Menge Auswanderer dort ein, die der Kiſten und Kaſten ſo große und viele hatten, daß gar kein Durchkommen war. Endlich erfaßte ich wieder ſo einen lieben Mann mit einer Nummer, der mir für fünf Groſchen die Wohlthat erzeigte, meine Sachen wägen zu laſſen, und ſo legte ich denn die paar Stationen bis Bückeburg glücklich zurück, herzlich froh endlich einmal von all dem Wägen und Zahlen frei zu ſeyn. — Das kleine liebe Bückeburg mit ſeinem romantiſchen alten Schloſſe, mit ſeinen grünen Fluren, ſo ſchön vom Weſergebirge begrenzt, und mit ſeinen niedlichen Häuschen und freundlichen Einwohnern macht den allerliebſten Eindruck einer Reſidenz en miniature. Alles klein und niedlich! Doch halt! was ſage ich da? Nein, nein nicht Alles! Da geht der Hofmarſchall und Schloßhauptmann. Iſt das ganze Hofperſonal ſolcher Art, ſo kann der Hof wohl klein, aber nicht niedlich ſeyn. — Der Ort beſitzt auch ein geiſtiges Licht, einen bekannten Schriftſteller, Victor Strauß. Bückeburg kann ſtolz darauf ſeyn, daß es einen Mann beſitzt, mit dem ſich doch ein Wort reden läßt. Auch einen Landtag hat es gehabt und nach vielen Debatten den Damen den Zutritt verſtattet, ein Punkt, der eben keiner Debatte bedurfte, da die fleißigen Bückeburgerinnen ſchwerlich oft den Strickſtrumpf um der Politik willen bei Seite legen werden. — Ungern verließ ich das liebe Städtchen, um mich nach Magdeburg zu begeben, wo ich im gräulichſten aller Bahnhöfe in ein Labyrinth von ſchmutzigen Gängen gerieth, denen wieder entlaufen zu ſeyn mich heute noch Wunder nimmt. Und von da nun ging's nach dem ſtattlichen Berlin, wo es ſo reaktionär ausſieht, daß man ſich nur wundert, wie nicht alles lieber völlig ſtille ſteht, und wo man überall hört, ein Demokrat könne kein reſpektabler Menſch ſeyn.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Die Polenverſammlung. — Der Friedenscongreß.

Einige kirchliche Blätter tadeln zwar den Geſetzvorſchlag, weil er der Geiſtlichkeit nicht Macht genug über den Unterricht einräume, und denſelben nicht ausſchließlich in ihre Hände gebe; ſie kann aber ſehr froh ſeyn, wenn ſie alles erlangt, was ihr der Geſetzvorſchlag einräumt, und beſonders, wenn ſie es behält. Denn heut zu Tage iſt auf die Stabilität der Staatseinrichtungen und der Geſetze wenig zu rechnen; was eine Regierung baut, wird von einer folgenden umgeworfen. Ein Theil der dießjährigen Sitzungen der geſetzgebenden Verſammlung iſt damit hingegangen, daß man ſehr viel von dem, was im vorigen Jahr beſchloſſen worden war, wieder zurückgenommen hat, und ſo kann es ſehr leicht auch mit dem gehen, was man in dieſem Jahr beſchließt. Wir leben in einer Zeit, wo Begebenheiten und Geſetze einander drängen wie in einem Guckkaſten. — Eine vom biſchöflichen Concil ſehr verſchiedene Verſammlung war die der in Frankreich lebenden polniſchen Flüchtlinge, von der die Journale wenig geſprochen haben. Viele der armen Flüchtlinge, welche ſeit langen Jahren in Frankreich Zuflucht und Unterſtützung gefunden hatten, ſind ſeit fünfzehn Monaten abgezogen, in der Hoffnung, in der allgemeinen europäiſchen Verwirrung zur Wiederherſtellung ihres Vaterlandes wirken zu können. Sie haben gekämpft, aber vergebens; viele haben das kühne Unternehmen mit ihrem Leben gebüßt, andere irren brodlos und verlaſſen umher, und die in Frankreich gebliebenen Polen ſehen ſich ferner als je vom Ziele ihrer Hoffnungen und Wünſche, und ſo haben ſie endlich den Entſchluß gefaßt auszuwandern und in den Vereinigten Staaten oder in andern Strichen Amerikas ein neues Vaterland zu ſuchen. Bisher waren ſie hier immer in zwei Parteien geſpalten, eine demokratiſche und eine welche bloß die Wiederherſtellung ihres Vaterlandes bezweckte. Dieſe Spaltung zeigte ſich auch bei jener Berathung. Der eine Theil meinte, man ſolle in Amerika eine polniſche Colonie gründen, damit die polniſche Nationalität erhalten werde, und eine polniſche Republik geſtiftet werden möge, welche dereinſt als Macht auftreten könnte. Andere hoben die Schwierigkeiten eines ſolchen Plans bei den geringen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln hervor und glaubten, man ſolle einfach die Auswanderung der Polen nach Amerika betreiben. Dieſer Theil der Verſammlung war der zahlreichere, und ſeine Anſicht drang durch. Die polniſche Colonie und Republik wurden aufgegeben, man blieb bei der einfachen Auswanderung und ernannte eine Commiſſion, welche die Mittel zur Ausführung vorſchlagen ſoll. Die Zeitung, welche die polniſch demokratiſche Partei hier herausgibt, »Tribune des peuples,« war mit andern Blättern während des Belagerungszuſtandes von Paris ſuspendirt; ſie iſt ſeitdem wieder erſchienen und vertheidigt dieſelben Grundſätze wie früher, doch mit mehr Umſicht und Mäßigung als einige franzöſiſche Blätter, welche ſo oft zu Geldbuße und Haft verurtheilt worden ſind, daß ſie ſich nur mit Mühe halten. — Den bekannten Friedenscongreß hätte man bereits wieder vergeſſen, ſo ernſthaft und wichtig auch dieſer Verein war, wenn ſich nicht der Pariſer Witz in Carrikaturen und Vaudevilles über denſelben ausgelaſſen hätte. Es war das erſtemal, daß man in Paris engliſche und amerikaniſche Quacker in ihrer altmodiſchen barocken Tracht öffentlich auftreten ſah. Es war als ſeyen die Freunde eigens in der Abſicht gekommen, den Pariſern neuen Stoff zum Lachen zu liefern, und es fanden ſich ſogleich Zeichner, um zum Behuf der komiſchen Revues die Leute abzuconterfeien, und mehrere Theater haben den Friedenscongreß in ſatiriſchen Vaudevilles ausgebeutet. Allerdings war der Zeitpunkt, da in Europa eine Million Soldaten unter den Waffen ſtand und Städte und Dörfer verheerte, ſonderbar gewählt, um einen Friedenscongreß zu halten, welcher die ſtehenden Heere verdammte; andererſeits konnten gerade die Begebenheiten der neueſten Zeit als Belege der Wahrheit dienen, daß nichts erwünſchter für Europa und für die ganze Welt iſt, als der Frieden.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 243. Mittwoch den 10. Oktober 1849.

O Wandrer, ſieh dort ausgedehnt
Ein blau Gebirg, und horch, es tönt
Die Luft von fernem Glockenklange!
Wie bebeſt du von innrem Drange!
Wie ſcheint die Welt dir ſo verſchönt!
Die Ferne ruft,
In die ſich deine Seele ſehnt!

Carl Mayer.

Aus Vorarlberg und Tirol.

Der Wanderer, welcher in dieſen flüchtigen Reiſeblättern ſeine Erinnerungen und unmittelbar erworbenen Eindrücke niederlegt, muß ſich dem wohlwollenden Leſer nach ſeiner Perſönlichkeit und ſeinen Reiſeabſichten mit wenigen Worten vorführen, um ihn über ſeine Stimmung und über den Werth, welchen dieſe Blätter etwa noch jezt haben könnten, nicht in Ungewißheit zu laſſen. Die Reiſe wurde in jener proſphetiſch ſchwülen Zeit vor unſern Märztagen ausgeführt, wo ein immer deutlicheres Bewußtſeyn uns Alle durchzuckte, es nahe die Sterbeſtunde einer alten Epoche, deren Agonie die Einſichtigern ſchon längſt erkannt hatten. Und damals eilten gerade die Nothhelfer und Heilkünſtler in Staat und Kirche herbei, um der Sterbenden die gleichfalls veralteten Heilmittel in verſtärkten Gaben beizubringen, während die jungen Kräfte des in ihr ſchon keimenden neuen Lebens den widerwärtigen Trank von ſich ſtießen. Dieſer ſtille Kampf dauerte damals ſchon geraume Zeit. Der Verfaſſer, ſelber an ihm in Thun und Leiden vielfach mitbetheiligt, wollte endlich in ſeinem Ringen eine Pauſe machen: er ſuchte nicht nur leibliche Erholung in der ſtärkenden Luft der Bergwälder und Hochgebirge, im Dufte der Matten und in der Kühlung einſamer Bergſeen; er wollte auch ausruhen von den geiſtigen Spannungen der Gegenwart, von der unaufhörlichen Reibung, welche die Tagesfragen hervorriefen, zumal wenn man ſehen mußte, wie die ſogenannt Gebildeten unaufhörlich bemüht waren, durch die Tagespreſſe wie durch ihre Geſpräche jene Fragen immer mehr in die Verworrenheit hineinzuſchieben. Er ſuchte großartige Natur, unreflektirte Unmittelbarkeit des Volkes, geſunde, ſpannungsloſe Ruhe der ganzen Umgebung; er ſuchte endlich einen Erdwinkel, wo man noch zufrieden wäre, wo die allgemeine Mißſtimmung nicht hingedrungen. Er wählte Tirol: was er fand vom Geſuchten, und was nicht, wird der geneigte Leſer erfahren, wenn er die nachfolgenden Blätter durchlaufen will. Aber zu Einem kann der Verfaſſer ihn getroſt einladen: im gegenwärtigen Augenblicke ſind die Spannungen zu einer faſt unerträglichen Höhe geſteigert; ganz Deutſchland und faſt jeder Einzelne mit ihm fühlt die Wehen der neuen Geburt. Eine Pauſe, eine kurze Erholung, ein erfriſchendes Lüftchen dazwiſchen! Eilt in die Natur, ihr Armen, auf die hohen Berge, in die geheimſten Wälder, und werdet dort wieder ſtillgefaßt und geduldig in euch. Könnt ihr es nicht, ſeyd ihr an eure Schwelle gefeſſelt — nun ſo vergönnt dem Wanderer, durch ſeine ſchlichten Erzählungen die Eindrücke jener Erfriſchung hervorzurufen, die er ſelber aus der ewig jungen Natur geſchöpft.

I. Der Bodenſee und Bregenz.

Durch ein flaches, aber fruchtbares Land nähert man ſich von Norden her allmählig dem See. Von Tettnang aus, der lezten Poſt vor Lindau, wird die Gegend dem See zu immer intereſſanter, das Land fruchtbarer und geſegneter. Wein, Obſt, Nußbäume, Hopfenbau, alle Getreidearten vom Buchweizen bis zum Welſchkorn, dazwiſchen Flachs, üppigſte Wieſen und Laubhölzer zeugen von der Fruchtbarkeit des Bodens, der auch durch künſtliche Bewäſſerung als ein wohlgepflegter ſich kund gibt. Aber der Aufblick nach dem Süden verkündet Größeres. Durch die grünen

Digitized by Google

Baumwipfel zeigen ſich immer entſchiedener die Umriſſe der Berge vom Süduſer des Sees, unten die flacheren Höhen, darüber zackige Gipfel, über welche hier und da, auf eine noch höhere Region hinweiſend, Schneeberge hervorragen. Freilich blieben die oberſten Gipfel durch weißes Gewölk verdeckt, welches der inmittelſt eingetretene Oſtwind immer ſtärker über Appenzell und Vorarlberg zuſammentrieb, mir übrigens ein willkommener Reiſegefährte, weil auf gutes Wetter deutend. Nachdem der Weg ſich lange durch den reichſten und lieblichſten Garten aller Fruchtbarkeit gewunden hatte — ich meine, daß der feuchte Dunſt des Sees die benachbarten Fluren beſonders ſegnen müſſe, denn ihre Vegetation erinnert an die Gegenden des Genfer und der norditalieniſchen Seen — kamen wir endlich nach Lindau, das ſich lange vorher durch allerliebſte Gärten und Landhäuſer ankündigt. Die Stadt iſt weit in den See hinausgebaut und nur durch eine etwa zweihundert Schritte lange Brücke mit dem Lande verbunden. Hafen, Dampfſchiffe, etwas Handel, beſonders mit Getreide, Hopfen; doch ſonſt iſt die Stadt nicht ſonderlich wohlhabend anzuſchauen. Die Concurrenz und die Eiferſucht der deutſchen Kleinſtaaten neben einander läßt keinen einzelnen Platz am See zu entſchiedener Blüthe kommen. Hier mußten wir unſere Päſſe vorweiſen und dafür — bezahlen.

Dann ſogleich nach Bregenz weiter, das über das Waſſer hin leicht zu erreichen ſcheint. Der Landweg führt ſehr angenehm an dem Seeufer hin, den Vorarlberger Bergen entgegen, die mit Wieſen und Gehölz, abwechſelnd auch mit Häuſern und Kapellen bis obenhin beſäet, einen freundlichen Anblick geben. Gegenüber öffnet ſich das Rheinthal, von der einen Seite den Einblick in's Appenzeller Land gewährend, voran der hohe, ſteil abfallende Kamör; von der andern Seite ſchiebt ſich ein mächtiger Berg einzelnſtehend hervor, das Lichtenſteiner Gebiet bezeichnend. Weiterhin gen Vorarlberg zu konnte man mir die übrigen Bergſpitzen nicht mehr nennen. So fuhren wir, nachdem wir die öſterreichiſche Mauth glimpflich paſſirt hatten, um den öſtlichen Winkel des Sees Bregenz zu. Hier haben früher die Felſen bis dicht in den See hinein geſtarrt, ſo daß der Weg bergaufwärts ging und ein Felſenpaß, die „Klauſe“ genannt, den Eingang in's Vorarlberg durchaus verſperrte. Die neuere communicirende Zeit hat Oeſterreich dieſe Clauſur von Deutſchland ſelbſt zerſtören laſſen; die Felſen am See ſind geſprengt und eine breite, hoch aufgemauerte Terraſſe mit ſchönen Vorplätzen, lebhaft an ähnliche Bauten am Oſtufer des Comer Sees erinnernd, führt jezt nach Bregenz hinein, während das alte zertrümmerte Felſenthor über dem Wege in ein modernes Panorama, um den Seeanblick zu genießen, verwandelt iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Das Hochland von Caxamarca.

(Schluß.)

Die Sehnſucht, nachdem wir nun ſchon achtzehn Monate lang ununterbrochen das einengende Innere eines Gebirgslandes durchſtrichen hatten, endlich wieder der freien Anſicht des Meers uns zu erfreuen, wurde durch die Täuſchungen erhöht, denen wir ſo oft ausgeſezt waren. Von dem Gipfel des Vulkans von Pichincha, über die dichten Waldungen der Provincia de las Esmeraldas hinblickend, unterſcheidet man deutlich keinen Meerhorizont, wegen der zu großen Entfernung des Littorals und der Höhe des Standorts. Man ſieht wie aus einem Luftball herab in's Leere. Man ahndet, aber man unterſcheidet nicht. Als wir ſpäter zwiſchen Lora und Guancabamba den Paramo de Guamani erreichten, wo viele Gebäude der Incas in Trümmern liegen, hatten uns die Maulthiertreiber mit Sicherheit verkündigt, daß wir jenſeits der Ebene, jenſeits der Niederungen von Piura und Lambajeque das Meer erblicken ſollten; aber ein dicker Nebel lag auf der Ebene und auf dem fernen Littoral. Wir ſahen nur vielgeſtaltete Felsmaſſen ſich inſelförmig über dem wogenden Nebelmeere erheben und wechſelsweiſe verſchwinden: ein Anblick dem ähnlich, welchen wir auf dem Gipfel des Pic von Teneriffa genoſſen. Faſt derſelben Täuſchung unſerer Erwartungen waren wir auf dem Andespaß von Guangamarca, deſſen Uebergang ich hier erzähle, ausgeſezt. So oft wir, gegen den mächtigen Bergrücken mit geſpannter Hoffnung anſtrebend, eine Stunde mehr geſtiegen waren, verſprachen die des Weges nicht ganz kundigen Führer, unſere Hoffnungen würden erfüllt werden. Die uns einhüllende Nebelſchicht ſchien ſich auf Augenblicke zu öffnen, aber bald wurde auf's neue der Geſichtskreis durch vorliegende Anhöhen feindlich begrenzt.

Das Verlangen, welches man nach dem Anblick gewiſſer Gegenſtände hat, hängt gar nicht allein von ihrer Größe, von ihrer Schönheit oder Wichtigkeit ab; es iſt in jedem Menſchen mit vielen zufälligen Eindrücken des Jugendalters, mit früher Vorliebe für individuelle Beſchäftigungen, mit Hang nach der Ferne und einem bewegten Leben verwebt. Die Unwahrſcheinlichkeit, einen Wunſch erfüllt zu ſehen, gibt ihm dazu einen beſondern Reiz. Der Reiſende genießt zum voraus die Freude des Augenblicks, wo er das Sternbild des Kreuzes und die Magellaniſchen Wolken, die um den Südpol kreiſen, wo er den Schnee des Chimborazo und die Rauchſäule der Vulkane von Quito, wo er ein

Digitized by Google

Gebüſch baumartiger Farren, wo er den ſtillen Ocean zuerſt erblicken wird. Tage der Erfüllung ſolcher Wünſche ſind Lebensepochen von unauslöſchlichem Eindruck, Gefühle erregend, deren Lebendigkeit keiner vernünfteinden Rechtfertigung bedarf. In die Sehnſucht nach dem Anblick der Südſee vom hohen Rücken der Andeskette miſchte ſich das Intereſſe, mit welchem der Knabe ſchon auf die Erzählung von der kühnen Expedition des Vasco Nuñez de Balboa gelauſcht, des glücklichen Mannes, der, von Franz Pizarro gefolgt, der erſte unter den Europäern, von den Höhen von Quarequa auf der Landenge von Panama den öſtlichen Theil der Südſee erblickte. Die Schilfufer des caſpiſchen Meeres, da wo ich daſſelbe zuerſt an dem Mündungsdelta des Wolgaſtromes geſehen, ſind gewiß nicht maleriſch zu nennen; und doch war mir ihr erſter Anblick um ſo freudiger, als mich in früheſter Jugend auf Carten die Form des aſiatiſchen Binnenmeeres angezogen hatte. Was ſo durch kindliche Eindrücke, was durch Zufälligkeiten der Lebensverhältniſſe in uns erweckt wird, nimmt ſpäter eine ernſtere Richtung an, wird oft ein Motiv wiſſenſchaftlicher Arbeiten, weitführender Unternehmungen.

Als wir nach vielen Undulationen des Bodens auf dem ſchroffen Gebirgsrücken endlich den höchſten Punkt des Alto de Guangamarca erreicht hatten, erheiterte ſich plötzlich das lang verſchleierte Himmelsgewölbe. Ein ſcharfer Südweſtwind verſcheuchte den Nebel. Das tiefe Blau der dünnen Bergluft erſchien zwiſchen den engen Reihen des höchſten und gefiederten Gewölks. Der ganze weſtliche Abfall der Cordillere bei Chorillos und Cascas, mit ungeheuren Quarzblöcken von 12 bis 14 Fuß Länge bedeckt, die Ebenen von Chala und Molinos bis zu dem Meeresufer bei Trurillo lagen, wie in wunderbarer Nähe, vor unſern Augen. Wir ſahen nun zum erſtenmal die Südſee; wir ſahen ſie deutlich, dem Littoral nahe eine große Lichtmaſſe zurückſtrahlend, anſteigend in ihrer Unermeßlichkeit gegen den mehr als geahndeten Horizont. Die Freude, welche meine Gefährten, Bonpland und Carlos Montufar, lebhaft theilten, ließ uns vergeſſen, das Barometer auf dem Alto de Guangamarca zu öffnen. Nach der Meſſung, die wir nahe dabei, aber tiefer als der Gipfel, in einer iſolirten Meierei im Hato de Guangamarca machten, muß der Punkt, wo wir das Meer zuerſt geſehen, nur 8800 bis 9000 Fuß hoch liegen.

Der Anblick der Südſee hatte etwas feierliches für den, welcher einen Theil ſeiner Bildung und viele Richtungen ſeiner Wünſche dem Umgange mit einem Gefährten des Capitän Cook verdankte. Meine Reiſepläne hatte Georg Forſter früh ſchon in allgemeinen Umriſſen gekannt, als ich den Vorzug genoß unter ſeiner Führung das erſtemal (jezt vor mehr als einem halben Jahrhunderte) England zu beſuchen. Durch Forſters anmuthige Schilderungen von Otaheiti war beſonders im nördlichen Europa für die Inſeln des Stillen Meeres ein allgemeines, ich könnte ſagen ſehnſuchtsvolles Intereſſe erwacht. Es hatten dieſe Inſeln damals noch das Glück wenig von Europäern beſucht zu werden. Auch ich konnte die Hoffnung nähren einen Theil derſelben in kurzem zu berühren; denn der Zweck meiner Reiſe nach Lima war zwiefach: der den Durchgang des Merkur vor der Sonnenſcheibe zu beobachten, und das Verſprechen zu erfüllen, das ich dem Capitän Baudin bei meiner Abreiſe von Paris gegeben, mich ſeiner Weltumſeglung anzuſchließen, ſobald die franzöſiſche Republik die früher dazu beſtimmte Geldſumme darbieten könnte.

Nordamerikaniſche Zeitungen hatten in den Antillen die Nachricht verbreitet, daß beide Corvetten, le Géographe und le Naturaliste, um das Cap Horn ſegeln und im Callao de Lima landen würden. Auf dieſe Nachricht gab ich in der Havana, wo ich mich damals, nach Vollendung der Orinocoreiſe, befand, meinen urſprünglichen Plan auf, durch Mexico nach den Philippinen zu gehen. Ich miethete ſchnell ein Schiff, das mich von der Inſel Cuba nach Cartagena de Indias führte. Aber die Baudin'ſche Expedition nahm einen ganz andern als den erwarteten und angekündigten Weg: ſie ging nicht um das Cap Horn, wie es der frühere Plan war, als Bonpland und ich dazu beſtimmt worden waren; ſie ſchiffte um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Zweck meiner peruaniſchen Reiſe und des lezten Ueberganges über die Andeskette war demnach verfehlt; aber ich hatte das ſeltene Glück, während einer ungünſtigen Jahreszeit in dem Nebellande des niedern Peru einen heitern Tag zu erleben. Ich beobachtete den Durchgang des Merkur vor der Sonnenſcheibe im Callao, eine Beobachtung, welche für die genaue Längenbeſtimmung von Lima und des ſüdweſtlichen Theiles des Neuen Continents von einiger Wichtigkeit geworden iſt. So liegt oft in der Verwickelung ernſter Lebensverhältniſſe der Keim eines befriedigenden Erſatzes.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Oktober.

Raſtatt.

Wenn man ſich Raſtatt nähert, fällt der Blick zuerſt auf die verödeten Schanzen der Preußen, rieſigen Maulwurfhügeln ähnlich, trübe Denkmale der Belagerung, und auf ſchwarze Trümmer, die Brandſtätte des ſonſt ſo ſchmucken Bahnhofs. Von den Wällen flattert die Fahne der Sieger. Offiziere kommen und gehen, darunter auch badiſche Epauletten; leichte Fuhr-

Digitized by Google

werke eilen der Stadt zu. Der lebhafte Verkehr um die Feſtung leiht ihr etwas von einem Hafenplatze. Wie viele Schickſale ſchiffen ſich auch hier aus und ein! Hunderte aus den Caſematten entlaſſener badiſchen Soldaten reihen ſich um die Dampfwagen. Einige tragen noch irgend ein Stück vom traurigen bunten Tuch auf dem Leibe, andere die Tracht des Bauern oder Proletariers, weiße und graue Kittel. Viele ſchmauchten, nur wenige ſahen übel aus, kein einziger ſchlecht; die meiſten lachten oder ſtierten behaglich in die Welt. Von Trauer, von Verzweiflung keine Spur, auch nicht von Reue. Umſonſt ſuchte man auf allen dieſen jungen Geſichtern nach irgend einem bedeutenden Motive. Etwas Triviales, Dumpfes waltete vor und man erhielt nichts als den Eindruck von einer Heerde Menſchen, die eben bald da bald dorthin getrieben wird. Der rohe, faſt verwilderte Ausdruck einiger Frauensperſonen, welche gaffend am Wege ſtanden, fiel unangenehm auf. Ueberall Elend und Verſunkenheit der Zuſtände, wie ſie großen geſellſchaftlichen Erſchütterungen vorausgehen oder folgen. — Ich habe eben bemerkt, daß das Ausſehen dieſer befreiten Schaar die Stickluft der Caſematten nicht anzuklagen ſchien. Uebrigens behauptet man, daß nach dem Ausſpruch geſchickter Aerzte ein Mann, der nur vierzehn Tage den Peſthauch dieſer Jammerhöhlen eingeathmet habe, zerſtört ſey, wenigſtens ſiech für ſeine ganze Lebenszeit. In einer Caſematte befinden ſich 130—140 Gefangene; dabei nur ein paar Luftlöcher, die innen breit durch die Dicke der Mauern laufen und außen ſchmal, kaum handbreit ſind. Abends, wenn die Unglücklichen ſich auf ihr faules Stroh niederlegen, rufen ſie einander noch zu. In der Nacht fallen immer — durch Neckereien oder Verſuche zur Flucht veranlaßt — einige Schüſſe, den Schläfer jählings erweckend, der auf kurze Zeit ſeine Leiden vergeſſen durfte. Morgens, wenn der Tag graut, da rufen ſie einander von Neuem an, die Schickſalsgenoſſen, eine düſtere Tagwache. Wenn der Nachbar nicht antwortet, auf wiederholten Ruf doch nicht antwortet, betaſtet man ihn, rüttelt ihn, erſt leiſe, dann ſtärker und ſtärker. Wacht er auch dann noch nicht auf, dann weiß man, daß er todt iſt und gibt ihm ein kurzes Abſchiedswort mit auf die weite Reiſe. Sonſt hatte man täglich zwölf bis vierzehn Leichen in den Caſematten, jezt aber viel mehr, ſeit die anſteckenden Krankheiten wüthen, das Nervenfieber, und auch die Cholera, wie Unterrichtete verſichern wollen, den officiellen Berichten zum Trotze, welche nichts von den Schildwachen melden, die auf ihrem Poſten umfallen, von dem aſiatiſchen Würgengel erfaßt. — Manches was mir Augenzeugen von dieſen Feſtungskerkern erzählt haben, erinnerte mich unwillkürlich an die Schauer der Sklavenſchiffe. Man hat mir von den Caſematten geſprochen mit finſterem Blick, mit auf der Bruſt geballter Fauſt, mit glühenden Zähren. Nur wer ſelbſt an Ort und Stelle iſt, erhält einen Begriff, wie ſehr das dort vergoſſene Blut die Menſchen fanatiſirt, und kann das gehäufte politiſche Märtyrerthum wenigſtens nicht politiſch weiſe finden. Die gewaltſam concentrirte Bitterkeit gräbt ſich im Volke nur um ſo tiefer ein. Das Unglück iſt zu verzweigt, nicht eine Familie ohne ſchmerzhafte Wunden.

(Fortſezung folgt.)

Paris, September.

(Fortſezung.)

Theater.

Auch die Balanz, welche ſich die geſezgebende Verſammlung ertheilt hat, obgleich ſie die Hände voll Arbeit hatte, und die Mitglieder 25 Francs täglich beziehen, hat den Stoff zu einem derben Vaudeville geliefert. Die Theaterfreiheit wird noch immer in vollem Maße ausgeübt; aber freilich iſt der Witz und die Satire der Vaudevilliſten meiſt nur gegen die Ueberwundenen nämlich die Demagogen gerichtet, welche allerdings Unheil genug geſtiftet haben, um den Unwillen ordnungsliebender Dichter zu reizen; dieſe haben aber jezt doch allzu leichtes Spiel, da ſie wohl wiſſen, daß ihre Gegner nicht die Macht haben ſich an ihnen zu rächen. Das Publikum, das es mit der ſiegenden Partei zu halten pflegt, beklatſcht freilich die Ausfälle wider die Demagogen; aber eben dieſes Publikum beklatſchte im Frühlinge vorigen Jahrs die wilden Ausbrüche der damals ſiegreichen Demagogen. Die Aeußerungen des Theaterpublikums geben keinen ſichern Maßſtab für die herrſchende Stimmung der Gemüther. Nur ſo viel iſt gewiß, daß man der gewaltſamen Umwälzungen müde iſt und Ordnung und Ruhe erhalten wünſcht.

Die Regierung hat der großen Oper einen Vorſchuß bewilligen müſſen, nur damit die Vorſtellungen nach ſechswöchentlicher Unterbrechung wieder in Gang kommen konnten. Jezt tanzt Carlotta Grisi wieder, und zwar ſo heiter und unbefangen, als ob keine Revolution ausgebrochen wäre. Der Meyerbeer'ſche Prophet ſoll erſt ſpäter wieder vorgenommen werden; zuvor verſpricht man ein Ballet und eine Auber'ſche Oper. Auber wird alt und der Verluſt der königlichen Kapellmeiſterſtelle in den Tuilerien muß ihn ſchmerzen; ihm bleibt aber die Direktion des Muſikconſervatoriums und ſeine Operetten werden oft gegeben, ſo daß er ziemlich beträchtliche Gebühren daraus ziehen muß, freilich bei weitem nicht ſo viel als vor der Revolution. Halevy hat eine Operette vollendet, wozu der auch ſchon bejahrte Scribe mit einem Gehülfen den Text geliefert hat, und man ſtudirt ſie bereits an der Opéra comique ein, für welche Halevy in den lezten Jahren Val d'Andorre und les Mousquetaires de la reine geſezt hat, Operetten, welche noch immer mit großem Beifalle gegeben werden. Seine Muſik iſt tiefer gedacht, aber auch rauſchender als die Auber'ſche, und zuweilen nicht ſo gefällig. Viel Aufſehen in der dramatiſchen Welt macht der Entſchluß der Dlle. Rachel, ſich in künftigem Winter ganz von der Bühne zurückzuziehen. Das Théâtre français wäre halb verloren, wenn ſie dieſes Vorhaben wirklich ausführte. Es iſt möglich, daß ſich die gefeierte Sängerin nach Ruhe ſehnt, da ſie ohne Zweifel bereits ſo viel erworben hat, daß ſie bequem davon leben kann; andererſeits iſt ſie in ihren beſten Jahren und könnte mit ihrem ausgezeichneten Talente noch lange die Stüze der hieſigen großen Bühne bleiben, wo keine mit ihr wetteifern kann. Auf ihrer lezten Gaſtreiſe durch Frankreich hatte ſie einige Schauſpieler und Schauſpielerinnen mit ſich genommen, da ſie aus Erfahrung wußte, wie ſchlecht eine tragiſche Künſtlerin auf Provinzialbühnen unterſtüzt wird, und um dieſes Herumziehen bequem und doch nicht allzu koſtſpielig zu machen, hatte ſie einen großen Wagen mit mehreren Abtheilungen bauen laſſen, in dem die Schauſpieler nebſt Zubehör untergebracht waren. Ueber dieſen Theſpiskarren haben die Tageblätter geſpottet, denn worüber wird in Paris nicht geſpottet? Aber der Einfall war gut, und ihre Darſtellungen auf den Provinzialbühnen müſſen dadurch gewonnen haben. Im Hippodrom werden noch immer Stiergefechte unſchuldigſter Art gegeben; die armen Thiere ſind ſo gutmüthig, daß man weit und breit keine gutmüthigeren finden könnte; ſie haben noch keinem Toreador ein Leid gethan, und wenn man ſie nach der Vorſtellung in ihren Stall zurücktreiben ſieht, iſt man ganz erbaut über ihre Sanftmuth und ihren Gehorſam; es ſind wahre Muſterſtiere.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 244. Donnerſtag den 11. Oktober 1849.

Ces plaines incultes doivent déplaire à tous ceux qui spéculent sur la terre, et veulent l'exploiter pour les besoins de l'homme. Mais les âmes rêveuses, que la mort occupe autant que la vie, se plaisent à contempler cette campagne de Rome, où le temps présent n'a imprimé aucune trace; cette terre qui chérit ses morts, et les couvre avec amour d'inutiles fleurs.

Madame de Staël.

Bilder aus Rom.

Von Willibald Alexis.

(ſ. Nr. 229—233)

Die Campagna.

Eine braune, zerklüftete Heide, durchriſſen hier von Winterbächen mit Steingeröll, durchrieſelt dort von lieblichen Waſſerbächen, die unter üppigem Grün ſich ſchamhaft verbergen; hier ein Garten, dort ein Sumpfloch, aus dem mephitiſche Dünſte ſteigen, hier Aroma, dort Schwefeldampf; hier jähe Abſtürze, dort eine Fläche mit Heidekraut, Stechpalmen und Ginſter, auf denen das wilde Roß umſonſt nach Hinderniſſen ſucht. Eine Einöde, eine Grabſtätte, eine lachende Flur, je nachdem die Sonne ſie vergoldet oder der Sturm graue Wolken und Regenſchauer über ſie hintreibt. Nichts als Wüſte, meinſt du, von der Natur nach ihren lezten Erdrevolutionen ſo zurückgelaſſen mitten in einem Eden. Die Bewohner ſind wandernde Hirten; ſieh in ihre blaßgelben Geſichter mit den fieberglänzenden ſchwarzen Augen, ihre verkümmerten Körper in rauhe Pelze und Baſtſchuhe gehüllt. Das ſind die Kinder der Wildniß; eine Erd-, eine Strauchhütte ihre Wohnung, oder ein ausgehöhltes Grab, aus deſſen niedrigem Thore das Thier, der Menſch und der ſchwelende Rauch des Feuerherdes zugleich den Ausgang ſuchen in eine Natur, die nur den unvernünftigen Geſchöpfen Lebensſtoff bietet.

Und der nächſte Umblick ſagt dir, wie falſch deine Rechnung war. Die Ruinen, mit denen die Campagna überſäet iſt, ſprechen von einer Kultur, die die Gegenwart beſchämt. Was ſind dieſe koloſſalen Mauerſtücke, die gen Himmel ſich gipfeln, die, entkleidet jeder Pracht, abgeſtumpft von Wetter und Staub, doch noch in ihrer Maſſenhaftigkeit prachtvoll daſtehen? Die Gräber der Optimaten eines Weltreiches. Was ſind jene kunſtvoll geſchlungenen Bogengänge, die in endloſen Reihen von den Gebirgen durch die Ebene nach der ewigen Stadt ſich ziehen? Doch es ſind nicht allein Ruinen von Aquädukten und Grabmälern, überall, wo eine kleine Höhe ſich erhebt, finden ſich Trümmer von Villen, Römerlandhäuſern. Und die Römer ſiedelten ſich nicht, wie die Slaven, in Sümpfen an, am wenigſten da, wo ſie, frei vom Staub und Lärm der Stadt, ihre Villeggiatur halten wollten. Welche Gartengehege mögen ſich zu Füßen dieſer Villen hingezogen haben, welche Blumen- und Sträucherpracht, welche Gänge von Moſaikböden um die Marmorfelſen, unter denen die Aſche ihrer Ahnen in kühlen Urnen ruhte! — Aber nun ward es Einöde und wird Einöde bleiben — wie lange?

Das iſt die Campagna von Rom, einigen eine monotone Wüſte, andern ein Paradies. Ich ſah ſie als Wüſte, wenn ich von kalten Februarſtürmen durchrieſelt, von Strichregen gepeitſcht, durch ihre Gräberſtraße wanderte; als Paradies, wenn die Märzſonne Abends die Steinkoloſſe anröthete, ein violetter Duft die braune Ebene überhauchte und die Berge von Albano blau am öſtlichen Horizonte flimmerten.

Da iſt Wüſte, da iſt Natur, da iſt Erinnerung, Freiheit, Alles, wonach du verlangſt, wenn es dir in der Weltſtadt zu enge wird. Da brauchſt du nicht die Klingel zu ziehen, wenn du ein Monument beſichtigen willſt, kein geſchwätziger Cicerone klebt ſich an deine Ferſen, da hindert dich keine mannshohe

Digitized by Google

Mauer. Steht dir eine im Wege, ſo kletterſt du hinüber, iſt ſie dir zu hoch, ſo wirfſt du einige Steine hinunter oder klemmſt dich durch eine Spalte. Es ſchadet nichts, hier iſt ja vollkommene Freiheit, und was du nicht thuſt an dieſen preisgegebenen Ruinen, thut der nächſte Sturm. Hier ſtreifen die Touriſten, die Künſtler herum, die Engländer und Engländerinnen ſprengen auf ihren Roſſen und ſpielen steeple chase über den claſſiſchen Mauern der Roma vecchia.

Ein angeſehener Landsmann, der in Rom domicilirt, der ganz für ſeine Kunſtdenkmale lebt, verſicherte mich, ſeine Seelenwonne, die Silberblicke des römiſchen Lebens ſeyen es, wenn er auf flüchtigem Pferde allein durch die Campagna ſprenge. Wunderlieblich der Mai, wenn es grünt, blüht und duftet, ein Sammtteppich über eine Ruinenſtätte gebreitet; der Zauber bringt aus der Erſcheinung in die Seele; aber wenn die Sonne die Heide gebräunt, fahle Halme, ſtruppige, nackte Büſchen, Diſteln und Neſſeln die Trümmer umwehen, kommt aus der Seele der belebende Hauch, und mit dem Sturm fliegt er über die Gräberſtätte.

Durch die Campagna zieht ſich eine uralte Straße; ganz deutlich erkennſt du ſie. Ihre mächtigen Quader, ſtahlſchwarz, glänzend, hier polirt von der Zeit, von den Füßen, Rädern, den Stürmen und Regengüſſen der Jahrtauſende, ſind Italiens ſolideſte Antiquität. Von dieſem Pflaſter hallte wieder der eherne Tritt der Römerheere, die Hufe der römiſchen Equites. Hier zogen die Hopliten gegen Gallien und Germanien, hier verfolgten ſie den Spartacus und ſeine Gladiatoren; zur Seite dieſer Straße wurden die römiſchen Soldaten, welche von Sklaven ſich ſchlagen ließen und vor Sklaven flohen, mit Weinreben zu Tod geſtrichen, an Kreuze genagelt. Auch noch auf den Römerzügen werden deutſche Rüſtungen, Lanzen und Hufe dieſem Baſalt und dieſer Lava Töne entlockt haben, wenn die ſchwäbiſchen Cäſaren ihre Heerfolge nach Neapel und Apulien führten. Und noch heute verfolgt nicht allein dein forſchendes Auge die Spuren der berühmten Via Appia; nein, ihr Pflaſter liegt an vielen Stellen, den Jahrtauſenden zum Trotz, noch ſo zu Tage, daß der Hirt die Heerden, der Fuhrmann ſeine Pferde darauf treibt. Nur iſt es für die Räder eleganter Wagen allerdings ein eben ſo mißlicher wie beſchwerlicher Weg, wie wenn die Equipage eines Urenkels unſerer Burggrafen über den Pflaſterdamm getrieben wird, der zur Zugbrücke ihres Stammſchloſſes führte. That es allein die Zeit, oder waren die Römer darin minder ſkrupulös als bei ihren andern Bauwerken? Es ſind zwar quadermäßig behauene Steine, aber nicht immer von gleicher Höhe, noch winkelrecht in einander gefugt. Mit einem Wort, es fährt ſich ſchlecht auf der antiken Straße mit modernem Fuhrwerk, und wir möchten glauben, daß auch zur Zeit, als dieſe Straße noch nicht verfallen war, ſie nur für antike Räder und Fuhrwerke und andere Roſſeshufen gebaut war, als für in Federn hangende Kutſchen, leichte Cabriolette und die Zucht unſerer Stutereien. Schaudern wir nicht in unſerer Pferde Seelen, wenn wir die alten ſchweren Eiſengebiſſe in den Rüſtkammern betrachten?

(Fortſezung folgt.)

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortſezung.)

Bregenz, eine ziemlich unanſehnliche Stadt, iſt in einen ſchmalen Keſſel hinein gebaut, den das Gebirge mit dem hervortretenden Gebhardsberge bildet; jezt war ſie wegen der bedrohlichen Schweizer Wirren mit öſterreichiſchen Truppen überfüllt. Gleich nach der Ankunft machte ich mich, nach der erſten Erfriſchung, auf den Weg, um den Gebhardsberg zu erſteigen, der weit ſichtbar über den See hervorragt. Es iſt eine mäßige Anhöhe im Süden der Stadt, oben eine Kirche und Wallfahrtsort; die Burgtrümmer umher, Ruinen des Pfannenberges, ſind zu einem Wirthshauſe mit Belvedere umgearbeitet, wo ſich höchſt vergnüglich ſeyn läßt. Wie ich ſo den Berg heraufſteige, begegne ich einem Bregenzer Bürger, der mit ein paar im Graſe gelagerten Mädchen ſchwazt. Ich frage nach dem ſichern Wege und er verräth dabei, daß er ſchon oben geweſen. Ich finde dieß „ſchade," und der wackere ältliche Mann entſchließt ſich, den Weg noch einmal in meiner Geſellſchaft heraufzu machen, um mir „Alles zeigen und beſchreiben zu können." Der ſich durch den Bergwald dahinwindende Pfad auf die Höhe war nun wirklich höchſt anmuthig; Lerchenbäume, Ebereſchen mit reichen Gehängen rother Beeren, Laub- und Buſchholz allerlei Art, weidende Kühe immer höher den Berg hinauf. Endlich waren wir oben, wo die Weitſicht über den See und in's ſüdliche Alpenland hinein die Mühe des Weges belohnte. Ueber den fernen Bergſpitzen lag Dunſt und Nebel; dennoch, was ich wirklich ſah, war ein kühnes und großes Berggemälde. Die erſten hohen Klippen des morgenden Weges ſtarrten mir entgegen, und unmittelbar zu meinen Füßen verloren ſich drei Flußmündungen in den See: die Aa, * aus dem Bregenzer

* Aa oder Ach heißt überhaupt Bergbach: Aar, Aare, Arve (in Chamouny) iſt nur Eine Bezeichnung für denſelben Begriff.

Wald kommend, einem völlig einſam liegenden ſchmalen Bergthale, an deſſen Ende eben noch ein Berghaupt, mit Schnee bedeckt, hervorragt, dann die Fuſſach und endlich zuhinterſt der Rhein. Aber je länger ich in den Nebel ſchaute, deſto mehr enthüllten ſich mir die Appenzeller Gebirge, deren einige in die Region des ewigen Schnees hineinragen; es mußten die Kuhfirſten ſeyn. Endlich ließ ſich der Fuß des Hochſäntis deutlich erkennen, aber ſein mächtiges Haupt blieb den ganzen Tag in Nebel gehüllt. Die Städte am See lagen, leicht zu überblicken, vor uns, und im Norden ſchloßen die Kuppen des Argenberges bei Ißny die Landſchaft.

Droben auf dem Belvedere neben dem Wirthshauſe gab es mancherlei Zuſpruch von wechſelnden Gäſten. War die Geſellſchaft auch nicht von europäiſcher Miſchung, wie auf dem Rigi oder im Chamounythale, ſo blieb ſie doch intereſſant und mannigfaltig genug. Einige Damen aus dem fernen Norden ergingen ſich in den üblichen Ausrufungen des Entzückens, eine ſogar, indem ſie Parallelſtellen aus dem Childe Harold engliſch recitirte, von dem erſtaunten Beifall eines jungen wohlgebauten öſterreichiſchen Offiziers begleitet, welcher mir nachher als ein Graf Eſterhazy bezeichnet wurde. Ein bayeriſcher Hauptmann aus Lindau war ſein Begleiter und Gaſt, von ihm mit der gutmüthigſten Aufmerkſamkeit behandelt. In Sprache und natürlich offenem Benehmen war wenig Unterſchied zwiſchen den beiden Kriegern zu bemerken. Ich geſellte mich als norddeutſcher Civiliſt zu ihnen und ward herzlich empfangen. Es liegt etwas abſichtslos Aufgeknöpftes und zutraulich Nachläſſiges in dieſer Aufnahme, eine Art von natürlicher Gemüthshöflichkeit, die ſehr fühlbar abweicht von unſerer nordiſch abſichtsvollen Art, uns zu betragen und den Andern uns darzubieten.

Dieß begründet am ſichtbarſten den vielbeſprochenen Unterſchied zwiſchen Nord- und Süddeutſchland. Wir Nordländer machen uns mit Beſonnenheit zurecht für jedes Verhältniß, unſer ſüdliche Nachbar läßt ſich machen durch das Verhältniß ſelbſt, das friſch und augenblicklich auf ihn einwirkt. Aber man glaube nicht, wegen dieſer nächſten Zugänglichkeit ihn beherrſchen oder fortreißen zu können; das iſt die beſtändige Täuſchung des Nordländers, der ſeine größere Geiſtesbeweglichkeit für wahre Ueberlegenheit zu halten pflegt. Auch ich erfuhr dieß einigermaßen. Wir guckten durch verſchiedene Sehrohre und tauſchten unſere Vermuthungen über die Namen der Berge und unſere lezten Reiſeerinnerungen aus. Da gedachte ich denn zu imponiren, indem ich die neueſten Berichte von den großen rheiniſchen Feſten zu Ehren von Beethoven und der Königin von England mitbrachte; ein paar politiſche Neuigkeiten und Winke fehlten nicht. Man hörte mich gelaſſen an, aber weder mit beſonderer Neugier, noch mit parteinehmender Theilnahme; dieſe Sachen lagen ihren unmittelbaren Intereſſen fern, jenſeits der Mauer, welche ſchon lange nicht ohne Kunſt um Oeſterreich gezogen iſt.

Dieß ergab ſich noch mehr bei den weitern halbpolitiſchen Geſprächen des Abends. Das Gefühl eines wenn auch nicht einigen, doch ganzen und zuſammengehörenden Oeſterreichs beherrſcht jene Leute ſo ſtark, ihre eigene Welt erſcheint ihnen ſo groß und von ſo umfaſſendem Intereſſe, daß alles übrige Deutſchland ihnen von ſelbſt ein fremdes bleibt. Höhere ideale Nationalbedürfniſſe haben ſie nicht, und ſo geſtand mir mein Graf ſehr naiv, daß er zwar die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ kenne und den Dichter dazu, daß er ſich aber ſchwer überreden könne, hier ein für Oeſterreich förderliches Element angeſchlagen zu ſehen. Das Pfaffen- und Spionenweſen brauchten ſie freilich nicht, ſonſt aber ſey es im Kaiſerſtaat gut beſtellt.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Oktober.

(Fortſezung.)

Raſtatt. — Karlsruhe.

„In der erſten Zeit, unmittelbar nach Unterdrückung des Aufſtandes,“ erzählten mir zwar betheiligte, aber glaubwürdige Perſonen, deren Bericht ſich von vielen Seiten beſtätigt, „in der erſten Zeit ward in die Gewölbe von Raſtatt und Germersheim gebracht was nur irgend hinein ging. Ein junger Mann, der durch Verſehen auch mit eingekerkert, aber bei näherer Unterſuchung entlaſſen ward, beſchrieb die Lage als eine fürchterliche. Im engen Raum konnten die Gefangenen nur ſtehen, ſo

feſt aneinander gepreßt, daß keiner weder Hand noch Fuß zu rühren vermochte. Niemand konnte auch nur einen Augenblick hinausgehen. So blieben ſie drei Tage und drei Nächte eingeſchloſſen und bekamen weder Speiſe noch Trank. Am Morgen nach der dritten und letzten Greuelnacht ſchloß ein Offizier die Thüre auf; er öffnete, aber hineinzutreten wagte er nicht, die Luft war zu giftig; man vermochte kaum mehr in dieſen Dünſten zu athmen. Der Offizier ſagte mit Recht: „Wer kann, gehe hinaus.“ Wie viele waren umgefallen, ohnmächtig oder todt! Da mußten die Leute erſt die Leichen der Ihrigen hinaustragen, ehe ſie ſelbſt hinaus konnten. Der erwähnte junge Mann hatte den Arm voll rother Flecken, als ihn die Seinigen zum erſtenmal wieder ſahen. In dieſer erſten Schreckenszeit der Gefangenſchaft, welche gewiß mehr durch Noth bei übergroßer Anhäufung der Maſſen, als irgendwie durch Härte, wenigſtens keine vorſätzliche, entſtand, ſaugten ſich die Halbverſchmachteten das Blut aus den Armen, nur um etwas Feuchtes an die Lippen zu bekommen. Später brachte man ihnen das Eſſen in Fäſſern und ſie ſpeiſten von einem irdenen Teller, auf dem vielleicht ſchon zwanzig vor ihnen gegeſſen.“ — Wie mancher der an jeden Comfort, oder doch wenigſtens an den der Reinlichkeit, gewöhnten Söhne gebildeter Familienkreiſe mochte ſich da mit Ekel abwenden! Das war freilich eine Gleichheit, die keiner konnte anſtreben wollen. Um die Verzweiflung in dieſen einſt ſo geſegneten Gauen mit Einem Zuge zu zeichnen, erwähne ich, daß man mir zwei Frauen nannte, welche in kurzer Friſt wahnſinnig geworden, die eine weil ſie ihren Mann, die andere weil ſie den Sohn in den Caſematten wußte.

Karlsruhe ſelbſt glich zur Zeit, als die Mehrzahl der fremden und nordiſchen Truppenkörper auf dem Heimmarſche begriffen war, einem glänzenden Feldlager. In den Straßen drängten ſich bunt die prächtigen Uniformen. Die deutſchen Volksſtämme, ſchlank oder kurz, blond oder braun, blauäugig oder ſchwarz, mit deutſchen oder ſlaviſchen Zügen, hatten ſich faſt alle eingefunden beim Waffenſtelldichein; ein fröhliches geſchäftiges Wogen. Ich ſah in lachende rothwangige Mädchengeſichter, denen ſchmucke Soldaten vorerzählten. Allein hinter dem muntern Treiben lauert doch etwas Tragiſches. Man fühlt eine Schwüle in der Atmoſphäre; es verhehlt ſich nicht, daß die Menſchen hier unter der Wucht eines großen Unglücks und Schreckens athmen. Die Einwohner gehen ſchnell durch die Gaſſen wie bei ſtrenger Winterkälte oder ſtürmendem Regen. Selbſt der ganz harmloſe Fremde wird gewarnt, ja recht vorſichtig zu ſeyn. Ein achtbarer Bürger, erzählten ſie, ſaß neulich Abends im Wirthhaus; ſeine fünfjähriges Söhnlein kam ihn abzuholen. „Du kannſt ja ſo ſchön ſingen,“ ſagten die Freunde und forderten das Kind auf ihnen eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit zu geben. „Vater, was ſoll ich denn ſingen?“ fragte es; „ſoll ich auch das Heckerlied ſingen?“ — „Sing was du willſt, was du eben kannſt.“ Und da ſang denn der Kleine unter ſeinen andern Liedchen auch das Heckerlied. In der nämlichen Nacht ward der Vater abgeholt und in die Caſematten gebracht.

(Schluß folgt.)

Paris, September.

(Schluß.)

Kunſt. — Literatur.

Die Künſtler vermiſſen ſchmerzlich den königlichen Hof, der ſo viele derſelben beſchäftigte; indeſſen werden von der Regierung mehrere bedeutende Bauten fortgeſetzt oder angefangen. Dahin gehört das Louvre, das zum Theil reſtaurirt wird, in Erwartung der Entſcheidung der geſetzgebenden Verſammlung über den Ausbau dieſes Palaſtes; eben ſo wird die alte Kathedralkirche Notre-Dame äußerlich wiederhergeſtellt, und zwar mit den urſprünglichen Verzierungen, welche auf die Anordnung eines in der Kunſt wenig bewanderten Domkapitels verunſtaltet worden waren. Faſt vollendet iſt die Reſtauration der Sainte-Chapelle (der alten Hofkirche) neben dem Juſtizpalaſt, und die neue St. Clotildenkirche in der Vorſtadt St. Germain, welche vom deutſchen Baumeiſter Gau in gothiſchem Styl gebaut wird, rückt ziemlich raſch vor. Die Maler haben einige Kirchen und Paläſte auszumalen, und die großen Begebenheiten der letzten achtzehn Monate müſſen manchen Stoff zu Darſtellungen liefern. Nach der allgemeinen Kunſtausſtellung in den Tuilerien hatte man die Gemälde und Statuen, welche einer Auszeichnung würdig erachtet worden waren, in der Orangerie der Tuilerien zuſammengeſtellt, und dort alſo eine Art Kunſtblumenleſe veranſtaltet, ſo daß die Zuſchauer das Beſte der großen Ausſtellung mit einem Blicke überſchauten. Da war freilich kein geniales Meiſterſtück zu finden, aber manches ſehr Tüchtige. Sehr ausgezeichnet wurde ein junger Bildhauer Namens Cavelier. Eine Statue deſſelben, eine über ihrer Arbeit eingeſchlummerte Penelope, galt allgemein für das beſte Bildhauerſtück der letzten Kunſtausſtellung. — Für die Schriftſteller ſind die Politik und der Roman die lockendſten Fächer. Dieß weiß Lamartine recht gut; daher läßt er die Dichtkunſt ruhen und arbeitet an ſeiner politiſchen Monatſchrift, für die ihm ein Verleger 30,000 Fr. jährliches Honorar bezahlen ſoll, und die in allen Zeitungen mit großen Buchſtaben und noch größern Lobhudeleien angekündigt wird. Dieſe Zeitſchrift gefällt aber nicht jedermann, und Lamartine iſt vielen Angriffen von Seiten der demagogiſchen Blätter ausgeſetzt. Sie werfen ihm vor, daß er aus Sucht den großen Herrn zu ſpielen und mit fürſtlichem Aufwande zu leben, aus der Literatur einen Handel gemacht habe, Buchhändlerſpekulationen treibe, ſogenannte vertrauliche Geſtändniſſe fabricire u. ſ. w. Eugene Sue und George Sand laſſen einſtweilen die Tagespolitik bei Seite und ſchreiben wieder Romane für die Feuilletons der großen Blätter. Alexander Dumas thut ſchon ſeit Jahr und Tag nichts anderes, und dieſer unerſchöpfliche Romandichter findet noch immer Stoff zu 10—12bändigen Romanen oder romanhaften Memoiren. Nebenbei ſetzt er auch noch ſeine Monatſchrift fort, man hört aber wenig davon, und er hat keinen Verleger, der wie der Lamartineſche einige tauſend Francs auf Anzeigen verwendet. Louis Blanc, der in London lebt, läßt gleichfalls eine Monatſchrift in Paris erſcheinen, und dieſem Beiſpiele will jetzt auch wieder Proudhon folgen, da er kein Blatt mehr zu ſeiner Verfügung hat. — Der conſervative Verein, der ſich eine Zeitlang in der Poitiersſtraße verſammelte, und aus dem das jetzige Miniſterium hervorgegangen iſt, glaubte Wunder zu wirken mit den von ihm beſtellten anti-ſozialiſtiſchen Flugſchriften, welche er, nachdem er Geldbeiträge dazu geſammelt, in ganz Frankreich zu geringen Preiſen oder gar unentgeltlich austheilen ließ, damit ſie als Gegengift wider die communiſtiſchen und ſozialiſtiſchen Blätter dienen möchten. Zu eben dieſem Zwecke hat der Verein Geld unter die in ſeinem Sinne geſchriebenen Blätter als Unterſtützung vertheilt. Alles dieſes hat mehr als hunderttauſend Francs verſchlungen, welche von Wohlhabenden und Wohlgeſinnten beigeſteuert worden waren. Aber nun ſucht die „Preſſe“ dem Verein zu beweiſen, daß dieſes gerade ſey, als ob man das Geld ins Waſſer geworfen hätte, indem die Flugſchriften, mit Ausnahme der Thiersſchen, ſtatt von den beſten Schriftſtellern der Nation, von unbekannten Menſchen verfaßt ſeyen, welche unmöglich auf das große Publikum wirken können. Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 245. Freitag den 12. Oktober 1849.

— Kommt's nicht dem Herrn zu gut,
Wenn ſein Kriegsvolk etwas auf ſich halten thut?
Wer anders macht ihn als ſeine Soldaten
Zu dem großmächtigen Potentaten?

Schiller.

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortſetzung.)

Ich brachte den übrigen Theil des Abends mit andern öſterreichiſchen Offizieren der Garniſon ſehr angenehm hin, die frei, offen und wohlwollend, wiewohl nicht ſonderlich gebildet und weltgewandt waren. Auch ihre Stimmung ſchien ganz und entſchieden gegen Metternichs Syſtem und die Prieſterherrſchaft, welche ſie als eng verbunden bezeichneten, namentlich gegen die Jeſuiten, die, nachdem ſie in Tirol feſten Fuß gefaßt, ſich nun auch verſuchsweiſe durch zwei Ausſendlinge in Vorarlberg ausbreiten wollten, gegen den Willen des Biſchofs. Eben ſo gründlich haßten und verachteten ſie aber auch die Schweizer mit ihrem vielköpfigen, unſteten Regiment, aber doch weit mehr die Jeſuitenfreunde als die „Liberalen," indem ſie in jenen die unmittelbare Veranlaſſung zu ihrem ſchlechten Garniſonsdienſt in Vorarlberg fanden. Uebrigens fehlte es ihnen offenbar an jeder politiſchen Ueberſicht der Verhältniſſe; ſie betrachteten Alles nur vereinzelt, und auch in ihre Jeſuitenfeindſchaft miſchte ſich kein eigentlicher Oppoſitionsgeiſt, indem ſie die Beförderung dieſes Ordens in Oeſterreich als ein politiſches Zeichen von allgemeiner Bedeutung erkannt hätten. Dagegen war ihr militäriſcher Geiſt durchaus tüchtig und achtunggebietend. Sie hatten bei ihrem Garniſonswechſel ein bedeutendes Stück Welt kennen lernen, Italien und Slavonien, Siebenbürgen und Bosnien, Oberſchleſien und Vorarlberg waren die äußerſten Grenzen ihrer militäriſchen Wanderung. Wie viele Völker, Sitten, Sprachen werden durch die Disciplin dieſes Heeres zur Einheit verarbeitet! wie tüchtig muß dieſer Organismus ſeyn! Wenn von Oeſterreich als compakter Macht und Einheit die Rede iſt, ſo wird man eigentlich nur ſein Heer meinen können.

II. Feldkirch und Bludenz.

Dieſen Morgen hatte mir der Himmel eine epigrammatiſche Ueberraſchung zubereitet. Wie ich auf die noch dunkle Straße heraustrete, um mich in den Wagen nach Feldkirch zu ſetzen, überſchüttet mich ein warmſanfter Regen und rings umher liegt Alles in Dunſt und Näſſe. Ich ergab mich darein, das weitere Schickſal des Tages noch nicht verloren gebend, und ſuchte nur bei dem ſteigenden Andrange von Paſſagieren im Wagen in das Cabriolet neben den Kutſcher zu kommen, um, wenn auch nur verſchleiert, die Gegend kennen zu lernen. — Der Weg führt in das breite Rheinthal hinein, zuerſt über die ſchon geſtern beſprochene Aa, die, aus dem Bregenzer Wald herabkommend, ein breites Kiesbette mit wenig Waſſer ausfüllt. Ihr zerſtörendes Toben bei Hochgewittern und Schneeſchmelzen überſchwemmt das ganze Bregenzer Thal und eine lange Brücke geht über ihr heute faſt leeres Bett: immer ein Zeichen der Höhe und Bedeutung der Gebirge, von denen der Fluß herabkommt. So fährt man gegen Dornbirn, einen großen, wohlbevölkerten, mit allerlei Fabriken und Rothfärbereien verſehenen Marktflecken. Die hintern Berge, gegen welche man gerade anfährt, verengen das Thal immer mehr, und hinter dem Orte laufen

Digitized by Google

ſie am Wege in mäßiger Entfernung links zur Seite, gleich einer ungeheuern Wand, mit völliger Steile abfallend. Irrt' ich mich nicht in dem Gefüge, ſo ſind es große Quarz- und Porphyrblöcke, ganz ähnlich wie im Arvethale gegen Chamouny hin und, nur in kleinerem Maßſtabe, der „rothe Fels" oberhalb Kreuznach im Nahethal. Gegen Hohenembs zu treten die Felſen immer höher und mächtiger bis an den Weg hinan, und das Schloß Montfort, welches, jezt zu einer Artilleriekaſerne eingerichtet, mitten im Orte liegt, wird von einem mächtigen Felſen überragt.

Beim Weiterfahren gewann auch die Witterung ein beſſeres Anſehen. Der Regennebel ballte ſich immer mehr in Wolken zuſammen und verließ die fernen Berge, die nun ſtets deutlicher ſich zu entſchleiern begannen, und ſo erlebte ich, immer näher gegen Feldkirch fahrend, das erſte großartige Bergſchauſpiel auf dieſer Reiſe, indem ſich die Vorarlberger, Appenzeller und Toggenburger Alpen, in deren weiten Bergkeſſel ich hineinfuhr, mit einemmale im Halbkreis vor mir ausbreiteten. Ganz zur Rechten, jenſeits des Rheins, erblickte ich die niedern Appenzeller Berge über Altſtetten, welche ſich allmählig bis zur mächtigen Gebirgswand des Kamör erhoben, dem ich heute ferner ſtehend beſſer beikommen konnte, als vor zwei Jahren, wo ich gerade unter ihm dahin fuhr. Je ferner den hohen und mächtigen Bergen, deſto deutlicher und größer erſcheinen ſie. Dicht hinter dem Kamör, aber halb von ihm bedeckt, der Hochſäntis und Altmann, in ihrem ewigen Schnee erglänzend; aber auch dieſe ſchloſſen noch nicht den Proſpekt, ſondern die vielgezackten Kuhfirſten und der Balfries, ein intereſſanter, aber wenig genannter hoher Gebirgsſtock über dem Wallenſtedter See, noch mit Schnee bedeckt, endeten von dieſer Seite die Schweizer Ausſicht. Kaum war die Stelle zu erkennen, wo der Rhein bei Sargans und Azmoos ſich durchdrängt. Auf der andern Tiroler Seite zunächſt die Lichtenſteiner Höhen, die ſich bis nach Feldkirch hinziehen; dann erblickt man durch ein Thal, welches die Fruß, ein reißender Bergbach, durchſtrömt, die Gletſcher und Eisberge des Hochgerrach, welcher durch die langgeſtreckten Berge des Vorarlberg mit dem Adlerberg zuſammenhängt.

So fuhr ich durch Gözi, rechts die bedeutende Burgruine Neuburg, nach Altenſtadt, wo im breiter gewordenen Thale die Fruchtbarkeit des Bodens wieder in ihre Rechte tritt. Der Weinbau beginnt und zieht ſich an der Südſeite eines kleinen waldbewachſenen Bergrückens bis Feldkirch. Hier ſchließt ſich der Proſpekt und die Stadt ſcheint in einem völligen Keſſel zu liegen, mit ſtarrenden, unerſteiglichen Bergen umgeben, die in jedem Augenblick ſie zu vernichten drohen. Beſonders wenn man von Norden kommt, iſt der Anblick der Stadt in hohem Grade maleriſch. Weinbau, Gärten, die hellen und ſtattlichen Häuſer der Stadt, ein großes Regierungsgebäude, neu aufgeführt, Gaſthäuſer und Kaufläden, auf die allgemeine Lebenskultur und auf großſtädtiſch geſicherten Comfort deutend; und dicht darüber ſchaut der ewige Schnee herein, die unveränderliche Naturmacht in ihrer gewaltigen Geltung uns nahe rückend.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Dieſe uralte Straße, die jeder Stümper in der Archäologie von Rom bis Albano verfolgen kann, gehört aber nicht allein der Campagna an. Sie fängt mitten in Rom an und zieht ſich weit hin in die Albaneſer Gebirge, ja ſie geht durch die pontiniſchen Sümpfe, und auf ihre Spuren, auf ihre unverkennbaren Merkmale ſtößeſt du bis in's Neapolitaniſche. — Dieſe Merkmale ſind Grabſteine. — Es war die große Straße des lebendigſten Verkehrs in der römiſchen Welt, die Heer- und Handelsſtraße zwiſchen Rom und Neapel, und zugleich war es der Kirchhof der römiſchen Patricierfamilien. Ich nehme den Namen Patricier, verſteht ſich, im weiteſten Sinne. Wer reich war und ſich ausgezeichnet genug dünkte, um ein prachtvolles Denkmal ſeiner Erinnerung zu weihen, pflanzte es auf, rechts oder links, an der Via Appia. Sie ward die Todtenſtraße. In der Campagna ſelbſt ſcheint Monument an Monument ſich gereiht zu haben, eines das andere an Koſtbarkeit und Größe überbietend. Wo das Gebirge anfängt, verſchwinden diejenigen, die in faſt regelmäßiger Entfernung von einander uns begleiten; dafür erheben ſich einzelne in coloſſaler Größe. So vor Albano der verwitterte Thurmbau, den die gelehrt ſpielende Sage zum Grabmal des Aſcanius macht, und hinter der Stadt, links an dem Wege nach Aricia, das caſtellartige Monument mit vier abgeſtumpften Kegeln. Jene Sage macht es zum Denk- und Grabmal der Horatier und Curiatier, während die Kritik in ihm ein uraltes Monument der vorrömiſchen Zeiten erkennt. Noch aus den pontiniſchen Sümpfen taucht hie und da ein halb verſunkener Sarkophag hervor.

Wie viele Denkmäler ſind untergegangen! Sind ſie von den Barbaren zerſtört? Naturmenſchen pflegen vor

Digitized by Google

Gräbern Reſpekt zu haben; Barbaren hätten Grund genug gehabt, die eiteln Schauſtücke römiſchen Ruhmes zu zerſtören, jene Triumphbogen, welche ſo oft ihr eigenes Unglück und ihre Schmach feierten. Dieſe aber ließen ſie ſtehen; ſollten ſie es nun geweſen ſeyn, die ſich an jenen vergriffen? Die Art der Verſtümmlung an den noch erhaltenen Grabmälern ſpricht deutlich dafür, daß nicht Feinde und Eroberer, ſondern Nachbarn und Erben die Verwüſtung angerichtet. Die werthvollen Marmorquader, womit die Denkmäler plattirt geweſen, hat man abgeriſſen, wer weiß zu welchem modernen Denkmal! Weder Gothen noch Vandalen packten Marmorblöcke in Kiſten und Schiffe.

Während der Gräberkultus uralt iſt, ja ſelbſt in glaubenloſen Zeiten eine religio dafür ſich erhielt, wird man doch in der Regel die Gräberwelt von der der Lebendigen getrennt ſehen. Faſt jedes Volk hatte ſeine Gottesäcker, Campo santos in ſeiner Art; ſeine Todten ſollten einſam ruhen, getrennt vom Geräuſch der Welt, aber ſchön. Die ſlaviſchen Völker thürmten ihre Gräber auf ſanften Höhenzügen, wo es anging mit der Ausſicht auf das Meer. So finden wir noch heute die Hünengräber an den Küſten der Oſtſee. Nur die Römer begruben die ihrigen an der Landſtraße. Man könnte eine pietiſtiſche Auslegung dafür ſuchen: das lebendige Geſchlecht ſollte täglich an den Tod gemahnt werden. Dieſe Erklärung wird Niemand in den Sinn kommen, der nur entfernt den römiſchen Charakter kennt. Es war Oſtentation; eine ſeltſame Oſtentation, aber im Sinne des Volks. Konnte man nicht mehr ſeine Großthaten, ſeine republikaniſche Tugend und Einfachheit, ſo wollte man wenigſtens ſeinen Reichthum, ſeinen Anſpruch auf Größe und Nachruhm zeigen. Kaiſer, Adel und Optimaten wetteiferten darin, durch ein koloſſaleres, prachtvolleres, ſelbſtſtändigeres Grabdenkmal es den andern zuvorzuthun. Auf das Schauen und Geſchautwerden war es abgeſehen, und welchen beſſern Platz gab es dafür, als die Seiten der Landſtraße, wo täglich die Sendlinge, die Hülfeflehenden aller Länder und Völker nach Rom pilgerten? Sie ſollten die Größe des römiſchen Volks erkennen lernen in ſeinen Grabhäuſern. Es war ein patriotiſcher Stolz: ſo wohnen die Römer ſelbſt in ihrem Tode.

Nicht allen freilich waren die Mittel dazu geboten. Das war nur ausführbar den begüterten Geſchlechtern, den Günſtlingen der Cäſaren, ihren Generalen, reich gewordenen Kaufleuten und Gewerbtreibenden. Man überbot ſich dabei vielleicht mehr in Pomp als in Geſchmack, wie das jüngſt entdeckte Grabmal einer Bäckerfamilie anzudeuten ſcheint. Die griechiſche Kunſt hatte mannigfach den orientaliſchen Eindrücken weichen müſſen; der Generalintendant Cäſtius hatte aus Egypten ſich eine Pyramide geborgt, um unter derſelben ſeinem Stande gemäß zu ruhen, und König Mauſolus würde ſich unter manchem Denkmal römiſcher Handwerker da anſtändig gebettet gefunden haben, wo die Nachkommen der Fabricier vor der überladenen Pracht eine Schamröthe überkommen hätte, ob ſie deſſen auch würdig ſeyen.

Anſtändige Begräbniſſe gab es aber auch für die minder bemittelten Familien. Es fanden ſich Entrepreneurs, die große Grabgewölbe anlegten. Auf einer ſchmalen geraden Steintreppe ſteigt man in die geräumige Gruft, an deren vier Wänden und auch an dem viereckigen Mittelpfeiler, der das Gewölbe trägt, ſich halbrunde Niſchen befinden — Bienenkörbe oder Taubenneſter, woher der Name Columbarien — in welche die Urnen, Aſchenkrüge, Lampen der Verſtorbenen geſezt wurden. Unter jeder Niſche iſt Platz für eine kurze Inſchrift.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Goethefeier.

Die Goethefeier iſt hier begangen worden mit dem Ernſt und der Würde, wie ſie der Bedeutſamkeit des Feſtes angemeſſen waren, aber in weiteren Kreiſen iſt dieß nicht erkannt worden. Vielen war es recht, daß der Götz wieder einmal gegeben wurde. Daß dieß als Einleitung zur Säkularfeier von Goethe's Geburtstag, am erſten Tage des auf drei Tage vertheilten Feſtes geſchah, iſt wohl größtentheils unbeachtet geblieben. Die Wiſſenden hatten ſich, als bei dem Feſt betheiligt, eingefunden, und ſo war das Opernhaus, der Feierlichkeit wegen zur Aufführung gewählt, in allen ſeinen Rangabſtufungen gefüllt. In dieſem Sinn allein hat das Volk von Berlin an der Goethefeier Theil genommen. Weniger konnte dieß am folgenden Tage der Fall ſeyn, wo Goethe als lyriſcher Dichter gefeiert werden ſollte. Dazu hatte man in der Singakademie eine muſikaliſche Aufführung veranſtaltet. Hier ließ der beſchränkte Raum nur einen kleinen Kreis von Theilnehmern zu; auch hatte der Eintrittspreis, und daß nichts zu ſehen war, kein Helm und kein Küraß, und nur ſanfte Harmonien zu hören, aber kein Sporengeklirr

und Schwertergeraſſel, viele der Beſucher vom vorigen Tage abgehalten. Die Feier in der Singakademie war wohl die gelungenſte der getroffenen Veranſtaltungen. Die beliebteſten Lieder Goethe's mit ihren an's Herz dringenden Melodien, die ein Reichardt, ein Zelter, ein Beethoven dem Dichter nachgedichtet haben, wurden von kunſt- und kenntnißreichen Sängern vorgetragen. Manch faltenreiches Antlitz unter den Zuhörern erheiterte ſich, als die bekannten, vielleicht ſchöne Jugenderinnerungen weckenden Klänge den Saal durchhallten. Die Compoſitionen neuerer Meiſter, ſelbſt eines Mendelsſohn, machten weniger lebhaften Eindruck; ſie gehören der jetzigen Generation an, und dieſe war ziemlich ſchwach vertreten im Auditorium. — Die Radziwillſche Muſik zum zweiten Akt des Fauſt, der recitirt wurde, ſchloß ſich, freilich nicht ganz folgerichtig, dem Liederklange an; indeß der Fauſt durfte nicht unberührt bleiben, und es war immer beſſer ihn auf dieſe Weiſe vorzuführen, als auf der Bühne; der Fauſt auf der Bühne mit all dem jämmerlichen Beiwerk, das dieſer angehört, und mit den Kräften wie ſie die Jetztzeit bietet, heißt das Rieſenwerk zur Puppenkomödie herabwürdigen. — Am dritten Tage ſchloß das Feſt mit der Aufführung der Iphigenia. Es hatte ſeine Schwierigkeiten, die Vorſtellung zu Stande zu bringen. Krankheit und Tod haben die geeigneten Kräfte unſerer Hofbühne decimirt; den Kunſtjüngern aber, deren Bildung in unſere Tage fällt, darf man nicht zumuthen, daß ſie Goethe'ſche Verſe ſollten ſprechen können. So war man genöthigt Darſteller zu wählen, die der früheren Zeit angehören. Daß ſie es unternahmen in den Gewändern, die ihnen längſt nicht mehr paßten, vor das Publikum zu treten, war ein Opfer, das ſie den Manen Goethe's brachten, und wofür reichlich geſpendeter Beifall ſie kaum entſchädigen konnte. — Ein ſchön gedichteter Epilog Tiecks bildete den Schluß der Vorſtellung und des Feſtes. Tieck gehört nicht zu denen, die Goethe nahe ſtanden. Goethe ſelbſt hat ſich über ſein Verhältniß zu ihm offen ausgeſprochen. Aber die klangreichen Verſe der Dichtung enthielten nur Liebe und Verehrung gegen den größern Dichter, und der poetiſche Hauch der ſie durchwehte, ließ erkennen, daß der lebende Dichter würdig den todten zu feiern wußte. — Vor der Theatervorſtellung war das Feſtmahl. Ohne ein ſolches und die es begleitenden Reden wäre das Feſt nicht vollſtändig geweſen. Die Reden machten, daß diejenigen Feſtgenoſſen, welche das Theater nicht verſäumen wollten, genöthigt waren, auf den Braten und das Deſſert zu verzichten. Dieſes wäre nicht nothwendig geweſen, wenn die Redner ſich weniger weitſchichtig hätten vernehmen laſſen. Das parlamentariſche Mittel die Reden abzukürzen, das Rufen nach Schluß, wäre hier nicht angebracht geweſen. Ob die angewendeten weniger verletzend waren, laſſen wir dahin geſtellt; mindeſtens verfehlten ſie ihre Wirkung. Hat der deutſche Gelehrte einmal ſeine Rede Wort für Wort ausgearbeitet, ſo dürfte es zu den Unmöglichkeiten gehören ihn zum Aufhören zu bewegen, ſo lange noch eine Zeile ungeleſen iſt. Der eine Redner, durch ein jubelndes Hoch unterbrochen, welches man ihm brachte und möglichſt verlängerte, um ſo auf freundliche Weiſe den Schluß zu erzwingen, wartete gelaſſen den Sturm ab; dann fuhr er fort mit den Worten, bei denen er ſtehen geblieben.

Berlin ſieht jezt viele Fremde in ſeinen Mauern. Die Kammern tagen und die Volksvertreter ziehen manchen Beſuch nach ſich aus den Provinzen. Sollicitanten bringen ihre Wünſche perſönlich an den Mann, der ihnen der richtige ſcheint, um die Kammern, durch dieſe den Miniſter in Bewegung zu ſetzen, daß er ihnen willfahre. Frauen und Töchter kommen um nachzuſehen, ob der Gatte und Vater wohl aufgenommen iſt in dem kalten egoiſtiſchen Berlin, ob die Wirthin ihn gehörig pflegt; es wird wohl auch ein feindſeliger Blick auf ein hübſches Wirthstöchterlein geworfen, welches dem Herrn Abgeordneten den Kaffee bringt. Die horrenden Preiſe aber, die der Deputirte zahlen muß für Eſſen, Trinken, Wohnen, ſtören alle die ſchönen Illuſionen, die man ſich vorläufig in der Heimath gemacht hat, die nämlich, daß von den Diäten bedeutende Geſchenke und Putz und Schmuckgegenſtände abfallen werden, und deren Einkauf zu leiten, zu überwachen hauptſächlich die Reiſe nach Berlin unternommen worden iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Karlsruhe, Oktober.

(Schluß.)

Zeitſtimmungen.

Nur einzelne, ſorgfältig gekleidete Perſonen ſieht man in den herbſtlichen Alleen. Männer mit conſervativen Hüten und Stöcken, büreaukratiſche und ariſtokratiſche Geſtalten, die thun als gingen ſie ſpazieren, und wichtig und geheimnißkramend zu zwei mit einander reden. Das Schloß liegt wo möglich noch ſtiller, noch tiefer verzaubert da als ſonſt; die Bäume im Hofgarten, die Baſſins mit ihren Schwanen, alles wie im bleiernen Schlafe. Man hat es der Stadt von jeher zu ſehr angemerkt, daß ſie nur als ein Zufälliges hinzukam, ſich nur an den Herrſcherſitz reihte, wie ein Fächer ſich an das fürſtliche Haupt lehnend. Sie verrieth in ihrer Phyſiognomie immer etwas von Klein-Potsdam. Dieſe ahnungsvolle Familienähnlichkeit konnte jezt nur gehoben werden durch die vor der Reſidenz aufgepflanzten preußiſchen Kanonen, unmittelbar neben dem Erzbilde des alten Großherzogs, welcher ſich wohl ſchwerlich von ſolchem Schmucke mochte träumen laſſen. Aus ihren ſchwarzen Schlünden ſcheinen ſie vom Regentenſitze aus gleichſam das ganze Land anzugrinſen. So hat das Geſchick unſerer Tage die freundliche Wohnung eines wohlmeinenden Fürſten in eine Meduſa verwandelt. Um den Weg etwas abzukürzen, wollte ich arglos zwiſchen den Kanonen durchgehen. Aber obgleich ich — mein Wort darauf — nichts weniger als einem Freiſchärler gleiche, rief mich die Schildwache gebieteriſch mit einem Verweiſe an. — Wrangel hängt an allen Bilderläden. Im verfloſſenen Jahre ſah man in dieſen gläſernen Geſchichtsarchiven der Gegenwart Blum, den Erzherzog Johann u. ſ. w. Wo ſind die Hecker und die Gagern? Das geht reißend hinunter in den Wirbel, Blatt um Blatt, Staatsmann, Feldherr, Fürſt und Republikaner, Rechte, Linke, Prieſterrock und Calabreſer; nichts kommt zurück. — Was für ein Gewimmel von Soldateska an der Eiſenbahn! die marſchfertigen Heſſen, die Mecklenburger Dragoner, deren Silberhelme in der Abendſonne funkeln, die preußiſchen Krieger aller Gattungen ungerechnet. Ein Zug brauſt an mir vorbei mit teufliſchem Pfiff. „Den hat der Böſe!“ ſagten ſie. „Im lezten Wagen iſt Corvin mit ſeiner Frau; er kommt auf zehn Jahre nach Bruchſal.“ — „Darum war alles ſo voll Soldaten; ſie hatten ihn ganz umringt,“ meinte jemand. Ein Karlsruher Wehrmann, der in der Nähe ſtand und den ich um Auskunft fragte, entgegnete: „Ich weiß nichts davon, ich ſehe ſo etwas nicht an, ich habe keine Freude daran; warum ſoll ich einen Unglücklichen noch begaffen?“ — Und gleich ſchien es ihn zu reuen, als habe er zu viel geſagt. — Wenige Augenblicke noch, und alle dieſe Scenen lagen hinter mir. In den Wagen aber welch ein Schnarren und Schnattern! Die Leute ſprachen von nichts als von Krieg und Peſt, von Cholera und Raſtatt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 246. Sonnabend den 13. Oktober 1849.

Ici chaque pierre a son nom,
Ici chaque débris sa gloire.
Je passe, et mes pieds ont foulé
Les restes d'un dieu mutilé,
Ou la poussière d'un grand homme.
Delavigne.

Bilder aus Rom.

(Fortſetzung.)

Die vielen Namen, die Titel der Verſtorbenen, die Schmerzergüſſe ihrer Hinterbliebenen klingen in der lateiniſchen Sprache ſo prachtvoll für die Familien der Freigelaſſenen wie die ſtolzen Inſchriften der patriciſchen und plebejiſchen Geſchlechter. Die Archäologie erklärt uns nämlich, daß die Columbarien nur für die Familien der Freigelaſſenen beſtimmt geweſen. Wer zum erſtenmal in eine dieſer Grüfte hinabſteigt, wird ſich wunderbar ergriffen fühlen. Erſt vor Kurzem ſind ſie aufgefunden worden. Nachdem Schutt und Staub weggeräumt, ſtehen ſie nach ſo vielen Jahrhunderten da, als wäre das Gewölbe von geſtern, als erwarte es morgen wieder in ſeinen noch leeren Niſchen neue Einwohner für ewig. Achtzehnhundert Jahre, ſo lange kann man rechnen, daß die bis jezt aufgefundenen Columbarien ſtehen! Das iſt für dieſe Erde eine ziemliche Ewigkeit. Es ſieht ſo nett und reinlich darin aus. Auch die Kunſt rief man zur Ausſchmückung herbei. Die Wandecken, wo keine Niſchen anzubringen waren, ſind bemalt, chablonenmäßig freilich. Da ſieht man ländliche Scenen, Figuren und Gruppen, wie der Pinſel der Stubenmaler auch in Pompeji an Fluren und Treppen ſie anbrachte, und, was man nicht erwarten ſollte, auch laſcive Gegenſtände darunter. Jene Entrepreneurs ruhen ſelbſt längſt in ihren Gruftgewölben, aber es ſind neue Entrepreneurs, welche die Plätze gekauft, die Columbarien ausgraben laſſen und ſie der Schauluſt der Fremden öffnen. Jenes wie dieſes kein uneinträgliches Geſchäft.

Vor fünfzig oder ſechzig Jahren ungefähr war es, daß man im Innern der Stadt einen Schutt- und Erdhügel durchſtach, ich weiß nicht zu welchem Zweck — es liegt ein Gemüſegarten oder eine unbedeutende Vigne oben — und dabei wieder auf einen Theil der appiſchen Straße ſtieß. Das Pflaſter wird noch heute wie unberührt durch ſpätere Jahrhunderte in der aufgegrabenen Höhle gezeigt, und nach dem Umſtande, daß es an Geſtalt der einzelnen Steine, an Farbe und Breite der Straße ſich wenig von dem unterſcheidet, welches ſeit Jahrhunderten zu Tage liegt, mögen wir zurückſchließen, daß auch dieſes ſich wenig durch die Zeit verändert hat. Welche ſchmalen Straßen, welche engen Brücken bauten die Römer, über die ſie ihre gewaltigen Heeresmaſſen wälzten, die Welt zu erobern! — Das aber war die geringere Entdeckung. Die Via Appia ging hier an einer Maſſe vorüber, welche Spaten und Hacke nicht ſo leicht durchſtachen als den aufgehäuften Schutt. Es war ſenkrechter Tuffſteinfelſen, und als man weiter grub, entdeckte man eine Pforte, die zu einem Grabgewölbe führte, d. h. einer Höhle, durch Menſchenhand in den Tuffſteinfelſen gehauen, in vielen Windungen, wie die Gänge eines Bergwerkes, durch das Geſtein ſich ſchlängelnd, mit Sarkophagen und Denkſteinen angefüllt. Halte die Fackel oder das Licht, womit du jezt durch die feuchten Gänge bald auf bald ab, vorſichtig auf dem ſchlüpfrigen Boden gehſt, halte ſie an die Wände und wohlerhaltene römiſche Inſchriften glänzen dir entgegen: uralte Schrift, aber einen Namen lieſeſt du aus allen heraus: Scipio! Es iſt die Gruft der Scipionen.

Ward je im neuen Rom ein glücklicherer Fund

Digitized by Google

gethan, ich meine nicht für den Kunſtfreund, ſondern für den Antiquar und Hiſtoriker, — das wohlerhaltene Erbbegräbniß des berühmteſten, des leuchtendſten Geſchlechts aus den Zeiten der Republik! — Schauer des gewaltigen Alterthums umwehen dich. Da iſt nichts von der Künſtlichkeit und Zierlichkeit der Columbarien, nichts von der Pracht und Maſſenhaftigkeit, von dem koſtbaren Marmor der Monumente aus der Kaiſerzeit, auch nichts von den künſtleriſchen Reliefs, welche die zahlloſen aufgefundenen Sarkophage des Alterthums ſchätzenswerth machen. Die Scipionen bedurften dieſes Schmuckes nicht.

Es iſt ein Stück Geſchichte, aus der Erde aufgegraben, ein ganz anderes Stück, als die kleinen Provinzialſtädte Herculanum und Pompeji es lieferten. Was bedeutet ihre Präfektenfamilie Balbus, die wir in allen ihren Mitgliedern, zu Roß und zu Fuß, Mann und Weib, Mutter und Töchter mit ſprechender Familienähnlichkeit kennen gelernt und jezt täglich wohl erhalten im Muſeo Borbonico zu Neapel ſehen können, gegen die Namen der Scipionen! Wer etwa bezweifelte, was Livius ſchrieb, hier iſt der Beweis. Zweitauſend Jahre lag es in der Erde, da iſt keine Täuſchung: die Scipionen haben gelebt. Und doch iſt eine Täuſchung da unten: die Steine, welche dort im Tuffſtein ſtehen, die Inſchrift, die wir beim Fackellicht entziffern, iſt nur Copie. Der damalige Papſt ließ die ächten Grabſteine aus der Gruft herausnehmen und in den Vatikan ſtellen. Uns dünkt dieß ein Raub an der heiligen Gruft. Spätere Beſitzer haben ihn wenigſtens dadurch auszugleichen geſucht, daß ſie völlig getreue Abbilder in die Höhle ſezten. Der Sarkophag des alten Scipio Barbatus ſteht nun auch an heiliger Stätte im Muſeum des Vatikans, in derſelben Halle, wo eine andere Reliquie der Republik an der Wand hängt, eine Tafel dem Mummius gewidmet, nach der Eroberung von Korinth. Sie ward zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter einem Weingarten gefunden. Das iſt alſo ein doppelter Beweis, daß es eine Republik Rom, daß es Scipionen und einen Mummius gegeben. Die Mummius kommen in neueſter Geſchichte wieder vor, die Scipionen ſind ſeltener. Der Sarkophag des alten Scipio, nicht aus Marmor, nur aus einer Bimsſteinmaſſe, nur etwas edler als der ſchlechte Tuffſtein, in dem er gefunden ward, ſchlicht mit wenigen Verzierungen, iſt doch ein ſprechendes Zeugniß eines edlen Geſchmacks, der ſchon in jener alten Zeit der Republik herrſchte. So berühmt ward er, daß man ihn in tauſend Abbildungen vervielfältigt hat. Als Dintenfaß verſchickt ihn die induſtrielle Spielerei bis über das atlantiſche Meer. Und ſeine vollſtändige, unverlöſchte Inſchrift ward ſogar den Philologen eine reiche Fundgrube. Mußten ſie doch, ſchwer ward es ihnen, einräumen, daß die Römer ſchon den Reim nicht allein gekannt, ſondern ihn ſelbſt in ihrer feierlichſten Monumentalſprache nicht verſchmäht hatten.

(Schluß folgt.)

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortſezung.)

Feldkirch iſt dicht vor die Schlucht gebaut, welche die Ill, ein mächtiges und rauſchendes Bergwaſſer, hoch oben aus dem Montafuner Thal herkommend, in die Berge geriſſen hat, um ſich den Weg in's Rheinthal zu bahnen. Die beiden Bergreihen, die hier faſt zuſammenſtoßen, ſind ſo hoch und gewaltig, und ſind zugleich ſo ſteil abgeſprengt, daß man ſich kaum die Gewalt klar zu denken vermag, die ſolche Riegel brechen konnte. Aus dieſer Schlucht ſtürzt nun die Ill hervor, um ſogleich für einige Räder benuzt zu werden, welche die großen Fabriken nöthig machen. Es ſind die mächtigen Baumwollſpinnereien der Herren Eſcher aus Zürich und Canal aus Feldkirch — die modernſte Induſtrie dicht neben der gewaltigſten Natur. Dieſe enge Schlucht iſt zugleich ein berühmter militäriſcher Punkt: mehrmals, beſonders in den Jahren 1799 und 1800, fanden hier die blutigſten Kämpfe zwiſchen Oeſterreichern und Franzoſen ſtatt; jene wollten den Feind von der Engpforte Tirols abtreiben, dieſe ſuchten den Eingang zu erzwingen. Die leztern ſiegten. Ein ſtattliches Schloß am Eingange der Schlucht deutet auf frühere Befeſtigung dieſer Stelle; jezt iſt ſie aufgegeben, weil die Stellung durch ein Seitenthal umgangen werden kann.

Die einzige Schönheit der Gegend von eigenthümlichem Charakter ließ mich wünſchen, ſie näher zu ſtudiren; ich beſchloß daher den kurzen und ſchönen Weg bis Bludenz zu Fuß zurückzulegen. Ich machte mich Mittags im allerbeſten Humor auf den Weg, um durch das Illthal ins eigentliche Tirol einzudringen. Gleich hinter der Stadt die erwähnte enge Schlucht; nachher erweitert ſich das Thal und nimmt den gewöhnlichen Charakter an, der auch den Schweizer Thälern zukommt: in der Mitte der Fluß, zu beiden Seiten Wieſen und Felder, im Hintergrunde ahnungsvoll hereinſchauend ein Schneegebirge, welchem man ſich entgegenbewegt; mein Lieblingsſchauſpiel, mitten aus der üppigen Natur und vollen Fruchtbarkeit heraus auf die ewigen, Quellen ſpendenden Firnen hinzuſehen. Dabei mußte mir die warme duftige Ueppigkeit der Vegetation auffallen; die Luft, bei bedecktem Himmel ziemlich heiß, war trächtig von den kräftigſten Gerüchen; es war ein Luftkräuterbad. Die zahlreichen Ortſchaften mit ſtattlichen, neugebauten

Häuſern zeugen vom Wohlſtande der Vorarlberger; auf mein Befragen nach den Beſitzern einiger ſchönen landhausähnlichen Gebäude, die keiner Stadt Schande gemacht hätten, erfuhr ich, daß es Bauern ſeyen. Den Grund erfuhr ich auch: die Theilung des Grundbeſitzes iſt beſchränkt, und neben Ackerbau und Viehzucht beſchäftigen noch Fabriken die Kräfte der Minderbeſitzenden, und was die Hauptſache, der Boden iſt frei von den Zehnten und Gülten, wie in der Schweiz, weil es keinen Adel gibt.

Vom treulich feſtgehaltenen Katholicismus dieſer Gegend zeigen ſich überall die Spuren. Es ſind nicht bloß die Crucifixe und Heiligenbilder, es ſind auch andere ſehr gemüthliche Zeichen. So fiel mir ein Votivbild am Wege in die Augen. Herantretend ſehe ich auf ihm den Weg ſelber mit den umliegenden Häuſern und Bergen roh abgebildet; ein umgeſtürzter Güterwagen bedeckt einen Menſchen; links unten am Rande kniet eine männliche Figur mit dem Kreuze in den betend erhobenen Händen und Maria mit dem Kinde ſchwebt oben darüber. Ein 22jähriger Jüngling aus Leutkirch in Schwaben war hier im Winter 1841 mit ſeinem Wagen verunglückt: ſo beſagte die Inſchrift des Gemäldes, welche zugleich den Armen, in der Fremde Geſtorbenen der Fürbitte der Frommen empfahl. Mich rührte dieſe Hoſpitalität nach dem Tode und ich erkannte wieder, wie ſich die Katholiken als eine eng verbundene Freimaurerbrüderſchaft betrachten; dem Andersglaubenden wäre nichts ſpendirt worden. — Späterhin begegnete ich ein paar Pilgerinnen aus Nauders in Tirol, die mir ein anderes, in ſeiner Art ebenſo merkwürdiges Beiſpiel jener ſolidariſchen Einheit der Katholiken gaben. Sie erzählten, daß ſie von einer Wallfahrt nach Maria-Einſiedeln in der Schweiz zurückkehrten, welche ſie für eine andere unternommen hätten, jede um acht Gulden „ſchwer Geld.“ Zwei mußten es ſeyn, um die vorgeſchriebene Zahl der Gebete für ihre Mietherin deſto raſcher abhalten zu können und die erwartete Hülfe dadurch zeitiger herbeizuſchaffen. Die Proteſtanten verurtheilen das Alles viel zu ſchnell, denn wie roh und ſinnlich die Fäden manchmal auch ſeyen, durch die der Katholik mit dem Ueberſinnlichen in Verbindung erhalten wird, das Band überhaupt wird doch nicht zerriſſen, wie ſo oft bei uns, und iſt dieſe Beziehung, iſt der Weg zum Himmel einmal gangbar erhalten, wie holpericht und düſter er auch ſey, wir können uns allſtets auf ihm aus der Miſère des Lebens emporſchwingen, und je mehr dieſer Pfade, deſto beſſer.

Gegen Bludenz zu verengt ſich das Thal, um endlich hinter dieſer Stadt ſich in zwei Schluchten abzuzweigen. Die Ill kommt rechts aus dem Montafuner Thal, welches hinten im Vermontthale mit bedeutenden Gletſchern und Höhen endet, deren einige deutlich in den Geſichtskreis treten. Jenſeits dieſes Bergrückens iſt das untere Engadin mit den Quellen des Inn, welcher nach entgegengeſezter Richtung fließt. Das andere linkshin gelegene Thal, Kloſterthal genannt, wird von der Alfrey durchſtrömt, welche gerade vom Arlberge herabkommt. Auch das Montafuner Thal iſt reich bewohnt und durch ſeine ſüdöſtliche Lage begünſtigt: rings umher viele Obſts, beſonders Kirſchbäume, mit der eigenthümlichen Frucht der langſtieligen Bergkirſche, dunkelroth von aromatiſchem Geſchmack. Man bereitet daraus das weitverſandte Kirſchwaſſer, indem man die ganzen Früchte in Fäſſern bis zur Weingährung aufbewahrt, dann die Kerne ausſondert, um ihren Blauſäuregehalt nicht zu ſtark vorwalten zu laſſen und endlich das Ganze deſtillirt.

Bludenz iſt keineswegs der düſtere, unfreundliche Ort, wie ihn mein Reiſehandbuch bezeichnet. Gleich am Eingange von Feldkirch her ſteht das neuerbaute prächtige Wohnhaus eines Herrn Götzner, das jeder Reſidenz Ehre machen würde, deſſelben, dem auch im Grunde des Thales, mitten unter ſtarren Felſen, ein mächtiges Fabrikgebäude gehört, eine Baumwollenſpinnerei, welche der Gegend viel Wohlſtand verleiht, indem ſich um ſolche Fabriken kleine Ortſchaften zu bilden anfangen. Möge nur dieſer ſchöne Erdwinkel vor der Fabrikübervölkerung bewahrt bleiben und allen ſchlimmen Begleitern, die ſie bei ſich führt! Wer kann daher den Leuten verdenken, wenn ſie ſich gegen unbedingte Freizügigkeit wahren? Und ſo ſtand ich denn abermals an der Schwelle der ſchwierigſten politiſchen und geſellſchaftlichen Fragen. Der lezte Blick der ſcheidenden Sonne ließ mich indeß alles Andere vergeſſen; ich war wieder allein mit der Natur. Auf dem Weg gegen Feldkirch, den ich gekommen, noch einmal zurückkehrend, hatte ich den herrlichſten Alpenanblick. Die Sonne, mit Wolken kämpfend, wandte ſich endlich zum Untergehen und ſtrahlte noch einmal Alles erhellend in die Welt. Ihr lezter Strahl fiel auf das Schneefeld der Seeſa Plana, das zwiſchen den beiden hohen Felszacken ſich deutlich erkennen läßt, und auf den daraus ſich herabſenkenden Gletſcher, welcher die Bürs aus ſich entläßt, die nach kurzem Laufe in die Ill fällt. Die ſchon verdüſterte Felſenumgebung, bekrönt mit den leuchtenden Firnen, das uniſone Rauſchen der Bergwaſſer, dazwiſchen das Jodeln der heimkehrenden Sennen, das ſchon träger, wie ſchlafbedürftig klang, die ſchrägen Blicke des Abendroths in die müde Welt — Alles ſtimmte zuſammen, um auch in meinem Innern Erde und Himmel zu verbinden und es in das dämmernde Gefühl der Ewigkeit einzuhüllen. Ich ſah wieder, „daß Alles ſehr gut war“ — bis auf den Menſchen.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortſezung.)

Die Gewerbeausſtellung.

Weiter bringen die Eiſenbahnen aus den Provinzen ganze Heereszüge von Beſuchern, welche in beſondern Wagenzügen zu billigeren Preiſen hieher ſpedirt werden. Dieſe werden durch die Gewerbeausſtellung herbeigezogen. Daß Berlin eine ſolche veranſtaltete ungeachtet der Ungunſt der Zeit, wurde als ein Wagſtück betrachtet, dem man vollſtändiges Mißlingen vorherſagte. Die Prophezeihung iſt nicht eingetroffen. Die Menge des Ausgeſtellten wie der Beſucher lohnt reichlich das Aufgewendete an Kapital und Mühe. Man ſieht ein, daß ſchon wieder etwas gemacht werden kann; dieß dürfte auch zu andern Unternehmungen Antrieb geben, um ſo mehr da die Gewerbeausſtellung, ein reines Privatunternehmen, ohne jede Mitwirkung der Regierung in's Leben getreten iſt. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß einer, daß einige es gekonnt hätten; für einzelne Kräfte iſt das Unternehmen zu großartig; vielmehr erforderte es viele und vereinte Kräfte. Dieſe aber lieferte der hieſige polytechniſche Verein, der die ganze Angelegenheit in die Hand genommen hat. Der polytechniſche Verein war dazu berufen, da er die Gewerbthätigkeit Berlins nach allen Richtungen hin vertritt. Ihm gehören die hervorragendſten Techniker der Hauptſtadt an, Gewerbtreibende jeden Berufes, in ihm iſt die Arbeit vertreten, aber auch das Kapital. Und dieſes leztere war zuvörderſt in Anſpruch zu nehmen, wenn die Sache gelingen ſollte. Es mußten Räume gemiethet und dieſe mußten eingerichtet, es mußte den Vermiethern Gewähr geleiſtet werden und denjenigen, welche die Produkte ihres Fleißes aus ihren Händen geben ſollten. Das alles iſt geſchehen, und nun erfreut ſich jeder des gelungenen Werks, der welcher es fördern half, der welcher die Elemente dazu liefert, der welcher es zu beſchauen kommt. Hier ſieht man was der Aſſociationsgeiſt unſerer Zeit zu leiſten vermag; wir wollen ihn preiſen, wenn er ſich in ſolchen Richtungen bewegt. Für die Ausſtellung nun hat man das Kroll'ſche Etabliſſement gewählt. Es reicht mit ſeinen weitausgedehnten Räumen kaum hin, die Maſſen des Zuſammengetragenen zu faſſen. Alles was irgend die Witterung vertragen kann, z. B. die größeren Gußarbeiten aus Zink, die jezt die Bildwerke erſezen, welche ſonſt aus dem hier koſtbaren Steinmaterial für die Architektur gefertigt wurden, iſt außerhalb des Gebäudes aufgeſtellt. Und es iſt Berlin allein, welches dieſes ungeheure Material lieferte. Sollte jezt eine ſolche Ausſtellung ſtattfinden wie im Jahr 1844, wo ganz Preußen und die Staaten des Zollvereins daran Theil nahmen, das Zeughaus mit ſeinen gewaltigen Räumen, damals dazu bewilligt, würde jezt nicht mehr ausreichen. Die Anordnung alles deſſen, was unter Dach und Fach gebracht werden, iſt geſchmackvoll und auf das Verſtändniß des Beſchauers berechnet. Man gewinnt, ohne von der Maſſe überwältigt zu werden, leicht einen Ueberblick über die ſo vielfach verſchiedenen Richtungen, in denen ſich die Gewerbthätigkeit bewegt. Es iſt erſichtlich, daß dazu die Erzeugniſſe derſelben vom rohen, kaum in die erſte Form gebrachten Stoff bis zur künſtleriſchen Ausarbeitung vorhanden ſeyn müſſen, daß für den Technologen vom Fach der Stoff, iſt er in einer gewiſſen Vollkommenheit dargeſtellt, gleiche Bedeutung hat, wie die Gegenſtände, zu denen er verarbeitet iſt, aber auch daß der Beſchauer, dem ſolche Kenntniß nicht beiwohnt, ſich zu denen wenden wird, die durch Form, durch Farbe, durch Glanz das Auge vornehmlich anziehen. Und ſo iſt es. Bei den Töpferarbeiten, bei den feinen Eiſengußarbeiten, die als Bijouterien ihren Weg bis über den Ocean finden, bei den Porzellanen mit ihren kunſtreichen Formen, dem Glanz der Vergoldung, der Pracht der Farben, die unſere Manufaktur ſo blendend hervorzurufen weiß, bei den Goldſchmiede- und Juwelierarbeiten, bei den reichen Seidenſtoffen endlich, deren Fabrikation in weltberühmter Vollkommenheit vornehmlich in einigen der Familien heimiſch iſt, die von den Refugié's herſtammen, welche durch Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertrieben wurden und die der große Kurfürſt in ſeine Staaten aufnahm, bei dieſen Produkten verweilen die Beſchauer und bilden ſich zu undurchdringlichen Knäueln. Dann heißt es der Majorität ſich unterordnen. Der neu hinzukommende Einzelne iſt gezwungen zu verweilen, wo er vielleicht vorüber möchte, und er wird fortgetrieben wenn er verweilen möchte. Da gelten keine Paſſionen und die Lehre, auf welche die Herſtellung der communiſtiſchen Phalanſtères ſich gründet, iſt nicht durchzuführen, obgleich alle, die verſammelt ſind, gleiche Berechtigung haben ihren Trieben zu folgen. — Neue Gewerbszweige, neue Erfindungen haben ſich freilich nicht ausbilden können in einer Zeit wie die leztvergangene. Man muß ſich genügen laſſen an der Fortbildung des Gegebenen. In dieſem Sinne iſt wahrhaft Erfreuliches geleiſtet. Eines Gewerbszweiges beſonders hat ſich Berlin vor allen andern Werkſtätten, vielleicht des Continents, wo nicht Englands bemächtigt, woher das Material zu uns kam. Es iſt die Verarbeitung des Harzes, welches Gutta percha genannt wird. Bekanntlich iſt dieſer Stoff von ähnlicher Beſchaffenheit wie der Kautſchuk, nur weniger leicht durch die Wärme löslich und von größerer Feſtigkeit, und daher zu vielen Dingen zu gebrauchen, zu denen der Kautſchuck nicht verarbeitet werden konnte. Man ſieht hier die Fabrikate aus dieſem neuen Stoff, von der Schuhſohle an, von der Schnur, die an Maſchinen zur Fortpflanzung der Kraft dient, bis zu den feinſten Preßwaaren wie Fruchtſchaalen, Kuchenkörbe, Geld- und Cigarrentaſchen und dergleichen mehr. Cigarrenſpitzen von dieſem Stoff werden zu tauſenden hier verbraucht, bei dem geringen kaum zu nennenden Preiſe, zu dem ſie geliefert werden können. — Die Ausſtellung muß übrigens mit Ablauf des Monats ihr Ende finden, da die loſen Künſte, welche in der Umhegung des Etabliſſements auf improviſirten Bühnen getrieben werden, ſich vor dem herannahenden Winter in bedeckte Räume, d. h. in die, wo jezt der Gewerbfleiß ſeinen Stapelplatz aufgeſchlagen hat, flüchten wollen. Der Einzug des Winters in Berlin iſt aber auf den 1. Oktober feſtgeſezt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 247. Montag den 15. Oktober 1849.

So viele Denkmäler ſind noch unentziffert, andere kaum angezeigt. Die Entdeckungen rücken indeß gewaltig fort, und der Trägſte wird gezwungen an ihnen Theil zu nehmen. Ein Reiſender geht auf der Spur des andern, einer berichtigt den andern, und die Geſchichte der überirdiſchen Denkmale wird in dieſelbe Combination treten, in welche ſeit einigen Jahrzehnten die Geſchichte der unterirdiſchen Vorwelt bereits ſehr rüſtig getreten iſt.

Herder.

Südamerikaniſche Hieroglyphen.

Aus der dritten Auflage von A. v. Humboldt's „Anſichten der Natur."

(ſ. Nr. 225—228.)

Im Innern von Südamerika, zwiſchen dem zweiten und vierten Grade nördlicher Breite, liegt eine waldige Ebene, die von vier Flüſſen, dem Orinoco, dem Atabapo, dem Rio Negro und dem Caſſiquiare, eingeſchloſſen iſt. Hier findet man Granit- und Syenitfelſen, welche, wie die von Caicara und Uruana, mit ſymboliſchen Bildern (koloſſalen Figuren von Crocodilen, Tigern, Hausgeräth, Mond- und Sonnenzeichen) bedeckt ſind. Dabei iſt gegenwärtig dieſer entlegene Erdwinkel, auf mehr als 500 Quadratmeilen Oberfläche, völlig menſchenleer. Die angrenzenden Völkerſtämme ſind auf der unterſten Stufe menſchlicher Bildung, nackt umherziehendes Geſindel, weit entfernt Hieroglyphen in Stein zu graben. Man kann in Südamerika eine ganze Zone dieſer Felſen, mit ſymboliſchen Zeichen bedeckt, vom Rupunuri, Eſſequibo und Gebirge Pacaraima bis an die Ufer des Orinoco und die des Yupura in mehr als acht Längengraden verfolgen. Die eingegrabenen Zeichen mögen ſehr verſchiedenen Zeitepochen zugehören; denn Sir Robert Schomburgk hat am Rio Negro ſelbſt Abbildungen einer ſpaniſchen Galeote gefunden, alſo ſpätern Urſprungs als der Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, und in einer Wildniß, wo damals die Eingebornen wahrſcheinlich eben ſo roh als jezt waren. Man vergeſſe nur nicht, daß Völker ſehr verſchiedenartiger Abſtammung in gleicher Rohheit, in gleichem Hange zum Vereinfachen und Verallgemeinern der Umriſſe, zur rhythmiſchen Wiederholung und Reihung der Bilder durch innere geiſtige Anlagen getrieben, ähnliche Zeichen und Symbole hervorbringen können.

In der Sitzung der alterthumsforſchenden Geſellſchaft zu London wurde den 17. November 1836 eine Denkſchrift des Herrn Robert Schomburgk über die religiöſen Sagen der Macuſi-Indianer verleſen, welche den obern Mahu und einen Theil der Pacaraimagebirge bewohnen, einer Nation, die folglich ſeit einem Jahrhundert (ſeit der Reiſe des kühnen Hortsmann) ihre Wohnſitze nicht verändert hat. „Die Macuſis," ſagt Schomburgk, „glauben, daß der einzige Menſch, welcher eine allgemeine Ueberſchwemmung überlebt, die Erde wieder bevölkert, indem er die Steine in Menſchen verwandelt habe." Wenn dieſe Mythe, die Frucht der lebendigen Phantaſie dieſer Völker, an Deucalion und Pyrrha erinnert, ſo zeigt ſie ſich unter einer etwas veränderten Form bei den Tamanaken des Orinoco. Wenn man dieſe fragt, wie das Menſchengeſchlecht dieſe große Fluth, das Zeitalter der Waſſer der Mexikaner, überlebt habe, dann antworten ſie ohne Zögern, „daß ſich ein Mann und eine Frau auf den Gipfel des hohen Berges Tamanacu an den Ufern des Aſiveru gerettet und dann die Früchte der Mauritiapalme über ihre Köpfe hinter ſich geworfen, aus deren Kernen Männer und Weiber entſprungen wären, welche die Erde wieder bevölkerten."

Einige Meilen von Encaramada erhebt ſich mitten aus der Savane der Felſen Tepu-Mereme, d. h. der gemalte Felſen; er zeigt mehrere Figuren von Thieren und ſymboliſche Züge, die viel Aehnlichkeit mit denen haben, welche wir in einiger Entfernung oberhalb Encaramada bei Caycara (7° 5′ bis 7° 40′ Br., 68°

Digitized by Google

50′ bis 69° 45′ L.) gesehen. Dieselben ausgehauenen Felsen findet man zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo (2° 5′ bis 3° 20′ Br.), und was am meisten auffallen muß, auch 140 Meilen weiter in Osten, in der Einsamkeit der Parime. Ich habe die leztere Thatsache in dem Tagebuche des Nicolas Hortsmann aus Hildesheim, von dem ich eine Copie von der Hand des berühmten d'Anville gesehen, außer allem Zweifel gesezt. Dieser schlichte, bescheidene Reisende schrieb alle Tage an Ort und Stelle dasjenige nieder, was ihm bemerkenswerth erschien; und er verdient um so größeren Glauben, als er, voll Mißvergnügen, das Ziel seiner Forschungen, nämlich den See Dorado, die Goldklumpen und eine Diamantgrube, welche sich bloß als sehr reiner Bergkrystall ergab, verfehlt zu haben, mit einer gewissen Verachtung auf alles herabblickt, was ihm auf seinem Wege begegnet. Am Ufer des Rupunuri, dort wo der Fluß, mit kleinen Cascaden angefüllt, sich zwischen dem Macaranagebirge hinschlängelt, findet er am 16. April 1749, bevor er in die Umgebungen des Sees Amucu kommt, „Felsen mit Figuren," oder, wie er portugiesisch sagt, de varias letras, „bedeckt." Man hat uns auch bei dem Felsen Culimacari am Ufer des Cassiquiare Zeichen gewiesen, die man nach der Schnur abgemessene Charaktere nannte; es waren aber weiter nichts als unförmliche Figuren von Himmelskörpern, Crocodilen, Boaschlangen und Werkzeugen zur Bereitung des Maniocmehls. Ich habe in diesen bemalten Felsen (piedras pintadas) keine symmetrische Ordnung oder regelmäßige, räumlich abgemessene Charaktere gefunden. Das Wort letras im Tagebuch des deutschen Chirurgen darf daher, wie es mir scheint, nicht im strengsten Sinne genommen werden.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Rom.

(Schluß.)

Hinaus aus dem Thore von Sanct Sebastian! Bald fängt die heilige Wüste an. Laß dich die hohen Gartenmauern nicht kümmern, welche dir die Aussicht noch immer beschränken wollen. Es blickt über ihre Firsten schon manches alte Grabmonument, von Epheu umschlungen, von Lorbeerstrauchwerk sein unerklimmbarer Gipfel überwachsen. Diese Gräber wurden zu Thürmen, die aus einer vorhistorischen Zeit, formlos, gedankenlos zu dir herabschauen, seit die barbarischen oder nichtbarbarischen Räuber ihre Marmorumkleidung abgerissen. Das zusammengebackene innere Mauerwerk scheint unverwüstlich. Der Raublust bietet es nichts mehr, nicht einmal Bausteine; auch Sturm und Regen scheinen nicht mehr herauswühlen zu können, so tief auch ihre Geiergriffe hinein gehen. Das sind Ruinen für die Ewigkeit bestimmt.

Dort links in einer Kirche wieder ein Stück vom Pflaster der appischen Straße. Eine heidnische Straße als Reliquie in einer christlichen Kirche? Allerdings, denn Christi Fußtritte sind darauf abgedrückt, als nämlich der heilige Petrus vom Wege nach Rom umkehren wollte und Christus ihm begegnete und ihn zu seiner Pflicht rief. Unter Glas und Rahmen siehst du die Fußabdrücke der Erscheinung. Doch sind dieß nicht die ächten Fußtritte, denn diese hängen ausgeschnitten, auch unter Glas und Rahmen, in einer andern benachbarten Kirche; aber auch die Copie ist so heilig, daß viele hunderttausend Lippen sie jährlich küssen. — Und rechts eine andere Kirche! Hier findest du einen Eingang in die Katakomben und kannst Stunden lang in dunkeln Gängen umirren und die Grabstätten der Heiligen dir zeigen lassen; nur suchst du umsonst nach den weiten Hallen, die zur Kirche dienen könnten. Eng, schmal, lang, lichtlos, feucht, nirgends Räumlichkeit, und du bezweifelst die Legende und vielleicht auch die Geschichte, wornach in diesen Katakomben Tausende verfolgter Christen jahrelang gelebt und ihrem Gott gedient hätten. Da ist höchstens Platz, um als Leiche auszuruhen. Wenn auch die andern Katakomben geräumiger wären, ist man doch schon zu der kritischen Ueberzeugung gekommen, daß die verfolgten römischen Christen nur ab und zu, wenn die Inquisition droben zu arg wüthete, sich in diese Höhlen zurückgezogen haben, bis die Verfolgungswuth verraucht war. Um hier jahrelang auszudauern, geschweige daß man nicht begreift, wovon sie gelebt, hätte nicht allein die christliche, auch die menschliche Natur damals von einer ganz andern Beschaffenheit seyn müssen.

Das Terrain hebt sich, nachdem wir einen ziemlich erhaltenen Cirkus durchschritten, wo man noch deutlich den Kampfplatz sieht der „Wagen und Gesänge." Gigantische Mauern ringsum, so sauber die Backsteine gefügt, als wäre es Arbeit von gestern. Auf der Kante der Höhe ein gewaltiger runder Thurm, aus Quadern gebaut, wie nur der Römerarm sie hob, aber darüber Zinnen, wie nur der Feudalherr des Mittelalters seine Burgen krönte. Und so wird dein Auge durch die Bauwerke ringsum geirrt. Du trittst in eine Baronenburg von ehrwürdigem Alterthum: hier eine gothische Kapelle, wüste Mauern, durch die der Wind seit Jahrhunderten heult. Es ist kein Zweifel, du bist im Mittelalter, es war eine gewaltige Zwingburg, und doch tritt die Antike überall mit ihrem unauslöschbaren Stempel heraus. Solche Thürme,

Digitized by Google

ſo regelmäßig, ſo ſchön, von ſo gewaltigem Umfang baute kein Feudalherr. Auch in Italien ließen ſie ihre Thürme, ihre „Lug in's Land," ſchmal und hoch in die Wolken ſchießen. Es iſt etwas, was dich oft in Italien irren wird, in den mit demſelben Roſt der Zeit überzogenen Ruinen das Alterthum vom Mittelalter zu unterſcheiden. Endlich aber wird auch dafür das Auge geſchärft.

Eine Burg war es, von Feudalherrn erbaut, eine Burg gewiß von Bedeutung, da ſie eine der Hauptſtraßen von Rom in's Gebirge beherrſchte; ja die Via Appia lief hindurch. Aber ihr feſteſtes Bollwerk, der Thurm, der die Burg überlebt, war nichts als das Grabmal einer Frau, der Cäcilia Metella, der Gattin des Craſſus. Noch ſteht das Gewölbe, in welchem ihr kunſtvoller Sarkophag ſtand. Dieſen ſelbſt findeſt du in einem Hofwinkel des Palazzo Farneſe in Rom, kunſtvolle Basreliefs darauf, eine Jagd. Iſt ſo viel des Reichthums in Rom, daß man keinen beſſern Platz für ihn fand?

Iſt das Caſtell und ſein ewiges Grab hinter dir, ſo biſt du im Freien, in der ewigen Ruinennatur der Campagna. Du folgſt der Via Appia; hier iſt ſie fahrbar, dort mit Geſtrüpp überwachſen. Ruinen an Ruinen, Grabmäler an Grabmälern, unförmliche, verwitterte Geſtaltungen; Felſen ſcheinen es, wie die Phantaſie ſie nur in dem Adersbacher Sandſteingebirge ſucht. Hier haben Sturm und Regen und Fluthen unten ausgewaſchen, und der Coloß ſtreckt oben ſeinen breiten Rücken himmelwärts, umhangen mit maleriſchem Strauchwerk, ein umgekehrter Zuckerhut. Dort ragt eine ſpitze Pyramide, hier weißt du gar nicht, womit die unförmliche Geſtaltung vergleichen, und doch zeigen ſich Linien, Niſchen, Wölbungen in dem blatternarbigen Geſtein, wie nur der Kunſtſinn der Alten ſie der todten Maſſe eindrückte. Die Geiſter der alten Römer möchte ich ſehen, wenn ſie nächtlich umwandeln, ihre prachtvollen Grabmonumente zu betrachten, die ihren Sinn, ihre Größe verewigen ſollten, und es ſind Geſpenſter geworden, Räthſel, die Niemand entziffert.

Was kümmern dich die Meierhöfe, die dazwiſchen eingeſtreut liegen! Der Eſel, die Ziege, der Ochs, der Menſch, der Strauchzaun und die Mauer, die ſie aus alten Steinen ohne Kitt übereinander gehäuft, überſtehſt du, wenigſtens ſtören ſie dich nicht. Die lebendigen Hinderniſſe jagſt du fort, die Mauern überſpringſt du, oder reißeſt ſie ein. Hier iſt Freiheit; nur bedenke, daß auch jene Bewohner ſie üben können, und wer der Stärkere iſt, wäre im Recht. Jage zu Roß, laufe zu Fuß, tummle dich, wälze dich, wenn die Luſt dich überkommt, im Graſe; es iſt Alles erlaubt, der Spielplatz iſt unendlich. Er zieht ſich hin bis Albano, bis in's Gebirge, nur mit mannigfacher Abwechslung. Da erheben ſich noch manche Hügel mit Kapellen, Gehöften, Burgen, alle auf altem Mauerwerk, vielleicht Villen, vielleicht Tempel, vielleicht Grabmäler. Der Antiquar ſelbſt gibt ſich hier nicht mehr Mühe, dieſes Meer von Ungewißheit zu ergründen. Da erhebt ſich maleriſch die Roma vecchia, ein Convolut zum Theil wohlerhaltenen Mauerwerks, wo offenbar ein Luxusbau geſtanden; einen Badeſaal erkennſt du noch, und iſt dein Sinn müde der Räthſel, alle mit gigantiſchen Lettern geſchrieben, ſo ſchau hinaus in die Ferne und ſtärke deine Stirn wieder an den regelrecht gezogenen Arkadenlinien der Aquädukten, von der Abendſonne vergoldet. Biſt du ſelbſt endlich müde, hungrig, durſtig, ſo entdeckt dein Auge auch irgendwo an der Straße eine Oſterie. Querfeldein über Neſſeln und Ginſter und Dornen drauf los; hier ſpringſt du über eine Quelle mit den Reſten einer antiken Mauerumfaſſung, dort über einen tief einſchneidenden Bach, und am gaſtlichen Feuer der offenen Flurhalle, auf der Bank am Tiſch erquickt dich der Wein von Frascati oder Albano. Die Hühner legen auch in der Campagna Eier, Brod hängt im Netz, auch Zwiebeln, Käſe, wenn du ihn magſt, und iſt der fette Schinken ausgegangen (von Schweinen, die mit edlen Kaſtanien genährt werden), ſo hat doch noch nie die Salamiwurſt in einer Oſterie gefehlt. Aber vorher mit dem Wirthe handeln, das gehört zur Sache, wenn auch nicht um den Preis zu mindern, doch zur Unterhaltung; ſo lernt man ſich gegenſeitig kennen, achten. Noch romantiſcher vielleicht, wenn du alle dieſe Dinge mit dir gebracht hätteſt zu einem Mahl unter den Trümmern. Wenn es regnet, iſt in der Roma vecchia immer ein Gewölbe, das dich ſchützt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Burgund, September.

Paris und die Provinzen.

Wir haben in dieſen Blättern ſchon öfters darauf aufmerkſam gemacht, wie die franzöſiſchen Provinzen beſonders in Wiſſenſchaft und Kunſt den laſtenden Druck und die Anmaßung der Hauptſtadt fühlen und ſich davon loszumachen ſuchen. In Beziehung auf politiſche Stellung beklagten ſie ſich früher nicht über die Centraliſation, weil ſie deren Nothwendigkeit für

Digitized by Google

Frankreichs Macht und Bedeutung erkannten. Aber auch in dieſer Beziehung hat ganz unerwartet die Februarrevolution mit ihren Folgen eine merkwürdige, für Frankreichs ganze Zukunft bedeutende Veränderung herbeigeführt. — Man nahm nach dem 24. Februar die erſten telegraphiſchen Nachrichten aus der Hauptſtadt ohne Proteſtation hin. Man hoffte die wahren Rettungsmittel werden ſchnell gefunden werden. Man machte in der Provinz eine Menge Konjunkturen. Bald hieß es, die zerſtreuten, auseinandergetriebenen Deputirten würden ſich in einer Stadt des innern Frankreichs vereinigen, berathend zuſammentreten, die Armee um ſich berufen, mit ihr gegen Paris ziehen, um die Revolution zu bekämpfen und zu ſtürzen. Wenn die Departements keine entſchiedenen und ſchnellen Maßregeln ergriffen, die Frankreich hätten retten können, ſo muß man ſie entſchuldigen, denn ſeit undenklichen Zeiten waren ſie in Unterwürfigkeit gehalten worden. Ohne Rath und Leitung, ohne Haupt hatten ſie kein Zutrauen zu ſich ſelbſt, in ihre eigenen Kräfte. Sobald aber die Republik proklamirt war, dachten die Provinzen über die Bedeutung dieſes Wortes nach und fragten ſich, ob darin nicht mehr Drohendes als Hoffnungsreiches liege, und mit welchem Recht ſich einige von den Arbeitern der Vorſtadt St. Antoine vorgeſchobene Männer erlaubt hätten, Frankreich eine neue Regierung aufzudrängen und die Verfaſſung zu ändern, ohne das Land vorher zu fragen. Ueberall zeigte ſich gleich im Anfang entſchiedene Abneigung gegen die Männer und die Lehren der Revolution vom 24. Februar. — Dieſe kalte oder gar feindliche Haltung der Provinzen mußte die Männer der proviſoriſchen Regierung beunruhigen. Sie beſchloſſen daher die Departements zu unterwerfen und wählten dazu die Zwangsmittel aus der wildeſten Zeit der franzöſiſchen Revolution. Es war eine Renaiſſance der Grundſätze und der franzöſiſchen Politik von 1793. Man erneuerte die alten Deviſen der Jakobiner, man nahm wieder die Waffen des Comité du salut public zur Hand; man ſchleuderte Abſetzungsdekrete gegen alle Beamte, die im Verdacht der republikaniſchen Lauheit ſtanden; man löſte die Municipalräthe auf und ſezte willkürlich Lokalkommiſſäre an ihre Stelle. Es wurde ein Heer Agenten gebildet, Leute aller Art, größtentheils übelberüchtigte, müßige, unſittliche und ganz unwiſſende junge Leute, ehemalige Conſpirateurs, betrügeriſche Bankerutiers u. ſ. w., um ſie in die Provinzen zu ſchicken, die ſie agitiren und unterwerfen ſollten. Es wurden Commiſſäre aller Grade mit unbedingten Vollmachten ernannt; ſie ſollten ſogar Macht haben über die Juſtiz, ſie ſollten die Maſſen aufregen und nach ihrem Gutdünken verwenden. Dazu kamen fürchterliche Drohungen und Proklamationen, worin anarchiſche Leidenſchaftlichkeit alle Scham und Scheu ablegte, um die Einwohner einzuſchüchtern.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, September.

(Schluß.)

Kunſt. — Schadow.

Eine Kunſtausſtellung findet in dieſem Jahre nicht ſtatt; erſt zum nächſten Frühjahr iſt eine ſolche ausgeſchrieben. Es iſt zu hoffen, daß dieſe lohnender für die Künſtler ſeyn wird als die lezte, welche bald nach den Märztagen eröffnet wurde. Wer hätte damals Ruhe genug gehabt, ſich dem Beſchauen von Kunſtwerken mit ganzer Seele hinzugeben! Die Säle, in welchen viel Schönes zuſammengebracht war, blieben leer; an manchen Tagen nur, wenn der Eintritt frei war, ſammelte ſich ein zahlreicheres Publikum, welches indeß ebenfalls keinen erfreulichen Eindruck machte, da man wußte, welche Veranlaſſung es hergeführt hatte. Daß die nächſtjährige Ausſtellung reichhaltig, auch nur der Zahl der Kunſtgegenſtände nach, ausfallen wird, iſt zu bezweifeln. Wenn die Kunſtjünger die ſchweren Musketen ergreifen und auf dem Exercirplatz, in der Wachtſtube, wohl gar auf blutigem Schlachtfelde ſich aufreiben, dann bleibt zum Schaffen von Kunſtwerken weder Zeit noch Fähigkeit. Der Verluſt dürfte übrigens nicht zu groß ſeyn; diejenigen, bei denen es zu bedauern wäre, wenn ſie ein Jahr hindurch nichts producirt hätten, haben ſich wohl weniger an den kriegeriſchen Uebungen des vorigen Jahres betheiligt. Aber das läßt ſich befürchten, daß dieſe Zeit niederdrückend und lähmend auf manche Künſtlerſeele gewirkt, ſie zum müßigen Hinbrüten, ſtatt zum freudigen Schaffen veranlaßt haben wird, beſonders da ein Impuls von außen, der ein Herausreißen aus ſolchen Zuſtänden nothwendig gemacht hätte, überall gefehlt haben wird. Wer hätte auf der Vollendung einer Beſtellung beſtanden, ein neues Bild in Auftrag gegeben, in einer Zeit wo jeder nur daran dachte, ſich die Mittel zur eiligen Flucht bereit zu halten! Da wird manche Thräne gefloſſen, mancher Seufzer, und auch mancher Fluch ausgeſtoßen worden ſeyn; aber es wird auch Mancher, der ſich vor dem Wirrſal der Zeit in ſein ſtilles Atelier flüchtete, Muth wie Zerſtreuung in angeſtrengter Arbeit geſucht, ſeine innerſte Empörung über den Wahnwitz, der am Ruder war, der Leinwand anvertraut, mit Zorneskraft in den harten Stein gehauen haben. Wenn wir Zeiten äußerer Gefahr, äußeren Druckes, tiefer ſittlicher Verderbniß Meiſterwerke der Poeſie, der Rhetorik, der Geſchichtſchreibung verdanken, warum ſollen wir nicht hoffen können, daß auch die Kunſt das Elend der vergangenen Zeit durch großartige Hervorbringungen adeln wird? Wer aber dennoch verzweifelt, dem will ich ein Buch empfehlen, woran er ſich wieder aufrichten kann. In dieſem Buche ſind die Geſchicke verzeichnet, die die Kunſt in Preußen, insbeſondere in Berlin erlitten, und wie nach langen Jahren ſchweren Druckes ſie ſich wieder erhoben hat zu neuer und größerer Blüthe. Das Buch iſt vom alten Schadow geſchrieben. Wenn man in Berlin vom alten Schadow ſpricht, ſo weiß jeder, daß damit der Dr. Johann Gottfried Schadow, der Ritter, der Direktor der Akademie der Künſte ꝛc. ꝛc. gemeint iſt. Trotz aller äußern Ehren heißt der Mann dennoch kurzweg: der alte Schadow, früher damit der Vater von den Söhnen, dem jetzigen Direktor der Akademie zu Düſſeldorf, dem Stifter einer neuen Schule, dem Herrn Wilhelm von Schadow und dem leider zu früh verſtorbenen Bildhauer Rudolf Schadow in Rom, zu unterſcheiden wäre. Seit etwa zwanzig Jahren heißt der Vater der alte Schadow, weil er nun wirklich alt geworden, und wie es den Anſchein hat, wird er noch lange unter uns wandeln als der alte Schadow, ein rüſtiger, lebensluſtiger Greis. Seitdem er die ehrenvolle Benennung des Alten in der That führt, hat er ſich von der Ausübung ſeiner Kunſt, der Bildhauerei, fern gehalten. Wie die Kunſt eine andere geworden, in einem Zeitraum von fünfzig Jahren, ſo hat ſich auch die Gunſt des Publikums andern, ſpätern und wirklich größeren Talenten zugewendet. Der Ruhm des älteren Künſtlers leidet dadurch nicht. Er hat ſeiner Zeit genug gethan. Die Erfahrungen ſeiner langen Kunſtlaufbahn hat er in dem Werke, wovon ich rede, niedergelegt. Es heißt: „Kunſtwerke und Kunſtanſichten.“ Beigegeben iſt ein Atlas mit Umriſſen von den Werken des Vaters wie der Söhne. Das Buch iſt würdig ausgeſtattet in der Decker'ſchen Oberhofbuchdruckerei erſchienen, kein Duodezbändchen unſerer Tage, mit dem in der Hand man ſich allenfalls auf den Divan ſtreckt. Das Buch iſt auch eine äußerlich würdige Erſcheinung, vor dem das Broſchürengeſindel unſerer Tage verſchwindet.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 248. Dienſtag den 16. Oktober 1849.

Il faut donc te rouvrir, tombe long temps fermée!
Sanglante Josaphat de notre grande armée!
Levez-vous, habitans des plaines de malheur!

Méry et Barthélemy.

Waterloo.

Vier und dreißig Jahre nach der Schlacht.

Am 18. Juni 1849, alſo am vier-und-dreißigſten Jahrestage jener blutigen, in ihren Folgen unermeßlichen Schlacht, beſuchte der vielgeleſene franzöſiſche Schriftſteller Léon Gozlan das berühmte Schlachtfeld und legte ſeine Eindrücke, Empfindungen und Anſichten in einem Aufſatze der Revue des deux Mondes vom 15. Auguſt dieſes Jahres nieder. — Ich muß geſtehen, daß mich ein eigenthümliches wehmüthiges Gefühl bei Durchleſung dieſer Blätter ergriff, ein Gefühl, das meine deutſchen Leſer würdigen werden, wenn ich ihnen ſage, daß ich auf demſelben Schlachtfelde, freilich mit ganz andern Gefühlen, den 18. Oktober des Jahres 1815 im Kreiſe gleichgeſtimmter Kameraden gefeiert und ſchon vor Jahren eine Beſchreibung jenes unvergeßlichen Tages in einer meiner frühern Schriften mitgetheilt habe.*

Schwerlich dürfte es mir wohl vergönnt ſeyn, am Abend meines Lebens jene denkwürdige Ebene noch einmal zu beſuchen; aber den Augen des Geiſtes hat ſie der franzöſiſche Wanderer nach ſo langem Zwiſchenraume wieder lebhaft vorgeführt. Willſt du, deutſcher Leſer, mir noch einmal folgen in jenes denkwürdige Gefild, wo die Unabhängigkeit unſeres Vaterlandes zum zweitenmal erobert wurde? Es dürfte nicht ohne Intereſſe für dich ſeyn, den Franzoſen und den Deutſchen hier neben einander zu vernehmen.

Als wir am genannten Tage des Jahres 1815 den Wald von Soignies durchritten, der ſich von Brüſſel nach dem Dorfe Waterloo hinzieht, hatte ſich ein trüber, nebliger Oktobermorgen über die herbſtlichen Fluren ausgebreitet und die eintönige Stille um uns ward nur durch die Hufen der Pferde und das Raſcheln des Laubes unterbrochen, das, vom Herbſtwinde fortgeführt, kreiſelnd zur Erde fiel. Eine helle, warme Juniſonne lachte dagegen dem franzöſiſchen Reiſenden. Und doch, wie widerſprechend trotz der äußern Einflüſſe unſere beiderſeitigen Gefühle! In meinem Innern wehte es damals, trotz der herbſtlichen Schauer, wie Frühlingsluft der neuerkämpften Freiheit, während ein niederdrückendes Gefühl des gebeugten Nationalſtolzes die Bruſt des Franzoſen, trotz der heitern Juniſonne, ängſtlich beklemmt. Der dichte Wald von Soignies, der auf beiden Seiten den Fahrweg begrenzt, macht ſeiner Stille wegen — denn kein Vogel regt ſich hier — einen unheimlichen Eindruck auf ihn, während die kühlere Temperatur, durch die Waldung bedingt, ihn wie mit einem Decemberfroſt durchſchauert und der Morgenthau des 18. Juni ſich erkältend auf ſeine Glieder niederſenkt.

Mit dem Gefühle der tiefſten Rührung betraten wir damals die Kirche von Waterloo, an deren einfachen weißen Wänden Marmortafeln die Namen der hier gefallenen Offiziere der Nachwelt verkünden. Eine bleiche junge Dame in tiefer Trauer, auf den Arm eines ältlichen Begleiters geſtützt, trat uns daraus entgegen. Sie hatte an der Grabſtätte ihres Mannes gebetet und theilte dann mit milder Hand Almoſen an die flandriſchen Bauernknaben aus, die ſich ihr neugierig in die Kirche nachgedrängt hatten.

* Vorträge vermiſchten Inhalts, gehalten im Muſeum zu Frankfurt a. M. Franz Varrentrapp. 1837.

Digitized by Google

Auch unſer Franzoſe trifft hier mit einer ohne alle Begleitung reiſenden Engländerin zuſammen. Aber man weiß eigentlich nicht recht, was man von dieſer Zuſammenkunft denken oder ſagen ſoll. Iſt ſie wahr, erdichtet oder nur in's Groteske gezeichnet, um zu einer Satire auf den engliſchen Nationalcharakter zu dienen? Die Dame ſeufzt bald über einen William, bald über einen Tom, bald über einen James. Sie reizt dadurch die Neugierde des Franzoſen. Er fragt und es findet ſich, daß ſie in jener mörderiſchen Schlacht acht Brüder an demſelben Tage und beinahe zur ſelben Stunde verloren hat. Sie iſt das einzige Kind, die alleinige Erbin ihres Vaters geblieben, der ihr in ſeinem Teſtament die traurige Pflicht auferlegt, jedes Jahr am 18. Juni auf dem Grabe der Brüder zu weinen. Da ſie nun das Grab nicht kennt, ſo vergießt ſie auf dem weiten Schlachtfelde bald hier, bald dort pflichtſchuldigſt einige Zähren. Vermuthlich hat die Gewohnheit ihren Schmerz bereits ſo ſehr gelindert, daß ſie ſich bei dem Franzoſen angelegentlichſt erkundigt, ob man im Dorfe Waterloo Beefſteaks mit Eiern zum Frühſtück erhalten könne. Ich meine, wer jedes Jahr dieſe Gegend beſucht, der müſſe ſchon die Hausgelegenheiten kennen.

Doch wie bei einem Shakeſpeareſchen Drama neben dem Indifferentismus des engliſchen Nationalcharakters auch das tragiſche Motiv nicht fehlen darf, ſo iſt hier die tiefergreifende Epiſode jener treuen, heldenmüthigen Lady Pool eingeflochten, welche damals die ganze engliſche Armee durchlief, jezt nach ſo langen Jahren von dem belgiſchen Führer erzählt und von jener wunderlichen Engländerin dem franzöſiſchen Wanderer beſtätigt wurde. Bekanntlich waren die wüthendſten Angriffe der franzöſiſchen Armee auf das Dorf Mont-Saint-Jean gerichtet, nach dem auch die Franzoſen die Schlacht nennen. Hier in dem Erdgeſchoſſe des einzigen Wirthshauſes befand ſich während des ganzen Kampfes eine junge Engländerin, die Braut eines Offiziers im Corps des Generals Picton, die ihrem Geliebten bis zu dieſem gefährlichen Punkte gefolgt war. Unter ſtrömendem Regen, unter dem Donner und Blitz der Geſchütze, von Blut und Tod vom Morgen bis zum Abend umringt, ſah ſie ihre Landsleute vor dem ſtürmenden Andrang der Franzoſen mit dem Schreckensrufe zurückweichen: die Schlacht iſt verloren! ſah ſie einige Stunden ſpäter unter dem fürchterlichen Kanonendonner der Feinde wieder muthig vordringen. Durch die zertrümmerten Fenſter des Gaſthofs wurden Haufen Verwundeter in das Zimmer des Erdgeſchoſſes geworfen. Die Unglückliche, bis an die Knöchel im Blute watend, muſterte ängſtlich die Geſichtszüge Aller. Stöhnen, Schmerzruf umgibt ſie erſt, dann Röcheln, dann Stille des Todes. So bleibt ſie, bis die Sonne ſinkt und der Sieg ſich für ihre Landsleute entſchieden hat. Da ſpringt ein junger Offizier über Leichen in den Saal in ihre Arme. Feſt halten ſich Braut und Bräutigam umſchlungen im Uebermaß des ſeligſten Entzückens. Aus dem blutigen Gemetzel hat der junge Held ſich das Leben gerettet, aber ach! die Geliebte hat unter den Entſetzen jenes ſchreckenvollen Tages die Sprache verloren. Die engliſchen Aerzte hofften Geneſung von ruhigeren Tagen und beſonders von der ehelichen Verbindung, die ſo treue Liebe krönen ſollte. — So weit wußte ich die rührende Geſchichte ſelbſt. Den Schluß theilte die Engländerin dem Franzoſen mit. Nach beendigtem Feldzug heirathete Lady Pool den Geliebten, Kinder umſpielten ihre Knie, aber ihre Sprache war und blieb unwiederbringlich verloren.

(Fortſetzung folgt.)

Südamerikaniſche Hieroglyphen.

(Schluß.)

Schomburgk iſt nicht ſo glücklich geweſen, die von Hortsmann geſehenen Felſen wiederzufinden, doch hat er andere am Ufer des Eſſequibo bei der Cascade Waraputa beſchrieben. „Dieſe Cascade," ſagt er, „iſt nicht allein durch ihre Höhe berühmt; ſie iſt es auch durch die große Menge der in Stein eingehauenen Figuren, welche viel Aehnlichkeit mit denen haben, die ich auf St. John, einer der Jungferninſeln, geſehen und unbedenklich für das Werk der Caraiben halte, welche vor Zeiten dieſen Theil der Antillen bevölkert haben. Ich verſuchte das Unmögliche, einen dieſer Felſen zu zerhauen, der Inſchriften trägt und den ich mit mir nehmen wollte; doch der Stein war zu hart und das Fieber hatte mich entkräftet. Weder Drohungen noch Verſprechungen konnten die Indianer dahin bringen, einen einzigen Hammerſchlag gegen dieſe Felſenmaſſen, die ehrwürdigen Denkmäler der Bildung und der Ueberlegenheit ihrer Vorfahren, zu thun. Sie halten dieſelben für das Werk des großen Geiſtes, und die verſchiedenen Stämme, welche wir angetroffen, ſind ungeachtet der großen Entfernung doch damit bekannt. Schrecken malte ſich auf den Geſichtern meiner indianiſchen Begleiter, die jeden Augenblick zu erwarten ſchienen, daß das Feuer des Himmels auf mein Haupt herabfallen würde. Ich ſah nun wohl, daß mein Bemühen fruchtlos war, und mußte mich daher begnügen, eine vollſtändige Zeichnung dieſer Denkmäler mitnehmen zu können." Der lezte Entſchluß war ohne Zweifel das Beſte, und der Herausgeber des engliſchen Journals fügt zu meiner großen Freude in einer Note hinzu: „es iſt zu wünſchen, daß es Andern nicht beſſer als Herrn Schomburgk gelingen und daß kein Reiſender einer

Digitized by Google

civiliſirten Nation ferner an die Zerſtörung dieſer Denkmäler der ſchutzloſen Indianer Hand anlegen werde."

Die ſymboliſchen Zeichen, welche Robert Schomburgk in dem Flußthal des Eſſequibo bei den Stromſchnellen (kleinen Cataracten) von Waraputa eingegraben fand, gleichen zwar nach ſeiner Bemerkung den ächt caraibiſchen auf einer der kleinen Jungferninſeln (St. John); aber ungeachtet der weiten Ausdehnung, welche die Einfälle der Caraibenſtämme erlangten, und der alten Macht dieſes ſchönen Menſchenſchlages, kann ich doch nicht glauben, daß dieſer ganze ungeheure Gürtel von eingehauenen Felſen, der einen großen Theil Südamerikas von Weſten nach Oſten durchſchneidet, das Werk der Caraiben ſeyn ſollte. Es ſind vielmehr Spuren einer alten Civiliſation, die vielleicht einer Epoche angehört, wo die Racen, die wir heutzutage unterſcheiden, nach Namen und Verwandtſchaft noch unbekannt waren. Selbſt die Ehrfurcht, welche man überall gegen dieſe rohen Sculpturen der Altvordern hegt, beweist, daß die heutigen Indianer keinen Begriff von der Ausführung ſolcher Werke haben. Noch mehr, zwiſchen Encaramada und Caycara an den Ufern des Orinoco befinden ſich häufig dieſe hieroglyphiſchen Figuren in bedeutender Höhe auf Felſenwällen, die jezt nur mittelſt außerordentlich hoher Gerüſte zugänglich ſeyn würden. Fragt man die Eingebornen, wie dieſe Figuren haben eingehauen werden können, dann antworten ſie lächelnd, als erzählten ſie eine Sache, die nur ein Weißer nicht wiſſen könne: „daß in den Tagen der großen Waſſer ihre Väter auf Canots in ſolcher Höhe gefahren ſeyen." Dieß iſt ein geologiſcher Traum, der zur Löſung des Problems von einer längſt vergangenen Civiliſation dient.

Es ſey mir erlaubt hier noch eine Bemerkung einzuſchalten, welche ich einem Briefe des ausgezeichneten Reiſenden Sir Robert Schomburgk an mich entlehne: „Die hieroglyphiſchen Figuren haben eine viel größere Ausbreitung, als Sie vielleicht vermuthet haben. Während meiner Expedition, welche die Unterſuchung des Fluſſes Corentyn zum Zwecke hatte, bemerkte ich einige gigantiſche Figuren nicht nur am Felſen Timeri (4° ½ N. B., 57° ½ W. L. von Greenw.), ſondern ich entdeckte auch ähnliche in der Nähe der großen Cataracte des Corentyn in 4° 21′ 30″ N. Br. und 57° 55′ 30″ W. L. von Greenw. Dieſe Figuren ſind mit viel größerem Fleiß ausgeführt als irgend welche, die ich in Guyana entdeckt habe. Ihre Größe iſt ungefähr 10 Fuß und ſie ſcheinen menſchliche Figuren vorzuſtellen. Der Kopfputz iſt äußerſt merkwürdig; er umgibt den ganzen Kopf, breitet ſich beträchtlich aus, und iſt einem Heiligenſcheine nicht unähnlich. Ich habe Zeichnungen dieſer Bilder in der Colonie gelaſſen, und werde wahrſcheinlich im Stande ſeyn ſie einſt geſammelt dem Publikum vorzulegen. Weniger ausgebildete Figuren habe ich am Cuyuwini geſehen, welcher Fluß ſich in 2° 16′ N. Br. von NW her in den Eſſequibo ergießt, auch ſpäter ähnliche Figuren am Eſſequibo ſelbſt, in 1° 40′ N. Br., vorgefunden. Dieſe Figuren erſtrecken ſich daher, wirklichen Beobachtungen zufolge, von 7° 10′ bis 1° 40′ N. Br. und von 57° 30′ bis 66° 30′ W. L. von Greenwich. Die Zone der Bilderfelſen, ſo weit ſie bis jezt unterſucht worden iſt, breitet ſich daher über ein Fläche von 12,000 Quadratmeilen (nach der Rechnung von 15 Längenmeilen auf einen Grad) aus, und begreift die Baſſins des Corentyn, Eſſequibo und Orinoco in ſich, ein Umſtand, von welchem man auf die vorige Bevölkerung dieſes Theils des Feſtlandes ſchließen kann."

Merkwürdige Reſte untergegangener Kultur ſind auch die mit zierlichen Labyrinthen geſchmückten Granitgefäße, wie die irdenen, den römiſchen ähnlichen Masken, welche man an der Mosquitoküſte unter wilden Indianern entdeckt hat. Ich habe ſie in dem pittoresken Atlas, welcher den hiſtoriſchen Theil meiner Reiſe begleitet, ſtechen laſſen. Alterthumsforſcher erſtaunen über die Aehnlichkeit dieſer à la grecs mit denen, welche den Palaſt von Mitla (bei Oaraca in Neu-Spanien) zieren. Die großnaſige Menſchenrace, die ſowohl in den Reliefs am Palenque von Guatimala als in aztekiſchen Gemälden ſo häufig abgebildet iſt, habe ich nie auf peruaniſchen Schnitzwerken geſehen. Klaproth erinnert ſich, ſolche übergroße Naſen bei den Chalchas, einer nördlichen Mongolenhorde, gefunden zu haben. Daß viele Stämme der nordamerikaniſchen, canadiſchen, kupferfarbenen Eingebornen ſtattliche Habichtsnaſen darbieten, iſt allgemein bekannt, und ein weſentliches phyſiognomiſches Unterſcheidungszeichen derſelben von den jetzigen Bewohnern von Mexiko, Neugranada, Quito und Peru. Stammen die großäugigen, weißlichen Menſchen an der Nordweſtküſte Amerikas, deren Marchand unter 54° und 58° Breite erwähnt, von den Uſün in Innerafien, einer alano-gothiſchen Race, ab?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Oktober.

Contraſte mit Schießen.

Längſt ſchon zog es mich nach den Naturmyſterien des Thales von Weckelsdorf in Böhmen. Schon vor ein paar Jahren erwähnte ich in einem Korreſpondenzartikel des Morgenblatts dieſes Felſenlabyrinths, welches in ſeiner wunderbaren Bildung und großen Ausdehnung damals für das größere Publikum gleichſam erſt entdeckt worden war. Ich that es nach

Digitized by Google

der Relation eines Reiſenden in einem öffentlichen Blatte, hegte aber ſeitdem immer den Wunſch, mich ſelbſt zu überzeugen, ob die kühne Behauptung, der berühmte Steinwald zu Adersbach ſey nur unbedeutend dagegen, wirklich begründet ſey. So machte ich in einer kleinen Geſellſchaft endlich ſelbſt einen Ausflug über die nahe böhmiſche Grenze und nach Weckelsdorf.

Der Reiſende, der zum erſtenmal vom Waldenburger Kreiſe Schleſiens aus die Grenze überſchreitet, wird ziemlich überraſcht durch alle die Gegenſätze, welche ſich in Sprache, Religion, Tracht und Sitte ſchon im erſten böhmiſchen Dorfe aufdrängen. Er kann übrigens nicht in Zweifel darüber gerathen, wo er ſich befindet, denn an dem Grenzpunkte der nach Braunau führenden Nebenzollſtraße lieſt man neben dem kaiſerlichen Doppeladler auf hoher Tafel: „Land Böhmen.“ Das iſt mehr, als ſelbſt die ſonſt vortreffliche preußiſche Straßenpolizei in Stadt und Dorf leiſtet; denn die preußiſche Provinz, in die man von irgend einer Grenze her eintritt, iſt dort nirgends, ſo viel mir bekannt iſt, in ſolcher Weiſe ausdrücklich amtlich angezeigt. — Die in den kurzen Sylben beſonders accentuirte Ausſprache des Deutſchen im Munde des gebildeten Böhmen fällt über der Grenze dem Ohre ſogleich auf. Der Königgrätzer Kreis Böhmens, der hier an Schleſien ſtößt, iſt gerade nicht ſo ſtockböhmiſch, aber auch nicht rein deutſch, wie die an Sachſen grenzenden Kreiſe. Das czechiſche Sprachelement erſcheint an dieſer Grenzſeite mit dem deutſchen ſo vermiſcht, wie etwa in Schleſien das ſogenannte Waſſerpolniſche dicht am rechten Oderufer eine Strecke ſtromaufwärts. Die Einwohner verſtehen meiſt böhmiſch und deutſch. In der männlichen Tracht unterſcheiden ſich des Landvolks gedrungene ſchwerfällige Geſtalten von den Schleſiern durch die ſchwarze Manchesterjacke und die hohen Stiefeln, im weiblichen Anzuge durch das hellrothe Kopftuch und die kurzen Röcke. Dazu kommt noch die eigenthümliche Geſichtsbildung des ächten Böhmen, ein gewiſſer elegiſcher Typus der erdfahlen Züge. In dem träumeriſchen Ernſte der dunkeln Augen ſcheint die Trauer über die letztvergangenen Jahrhunderte, über den Fall des Vaterlandes, über den Verluſt ſeiner politiſchen und religiöſen Freiheit zu ſchwimmen. — In der Grafſchaft Glatz mit ihren mächtigen vier einſchließenden Gebirgsmauern, der wichtigen Baſtion Schleſiens gegen Böhmen, iſt noch alles ſtreng und hoch katholiſch, und wer von dort aus das Nachbarland betritt, wird ſich in dem religiöſen Kultus, der ſich an allen Wegen mit Crucifixen, Heiligenſtatuen und Kapellen geltend macht, ganz zu Hauſe fühlen. Wer aber nach Braunau aus dem Waldenburger Kreiſe Schleſiens durch die langgeſtreckten ſchönen Fabrikdörfer Tannhauſen und Wüſte-Giersdorf fährt, der wird den hier vorherrſchenden nüchternen Proteſtantismus über der Grenze plötzlich mit allem ſenſualiſtiſchen Gepräge des katholiſchen Kultus vertauſcht ſehen. — Mit all den Gegenſätzen von Nationalität, Religion und Sitte iſt auch das hieſige Grenzleben beſonders intereſſant, und es iſt nicht allein die Lockung des unverſteuerten wohlfeilen Weines, welche den ſchleſiſchen Grenzer ſo oft nach Böhmen hinüberzieht, und beſonders im Winter in Schlittenpartien den geſelligen Verkehr zwiſchen beiden Nachbarländern ſo lebhaft macht. Gewiſſe böhmiſche Grenzdörfer (Wieſe, Dittersbach und Weckelsdorf), wo ſpekulative Wirthe für einen raffinirten Lebensgenuß ſorgten, ſind um der nationalen Originalität willen dem Gebirgsſchleſier die liebſten Sammelpunkte zum Vergnügen. In ſtattlichen Gaſthäuſern und hübſchen Tanzſälen tritt bei guter Prager Muſik dort überall die nationale Fröhlichkeit eigenthümlich und lockend hervor.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Burgund, September.

(Fortſetzung.)

Paris und die Provinzen.

Dieſes Einſchüchterungsſyſtem hatte aber ganz andere Folgen als die beabſichtigten. Bisher war der Widerſtand in den Departements paſſiv geweſen, man hatte ſich viel gefallen laſſen, nun aber wurde er auf einmal aktiv, während in den Nachbarländern Frankreichs, in Deutſchland und Italien, die Pariſer Februarrevolution noch Bewunderung und Nachahmung fand. In Bordeaux, Montauban, Amiens, Perpignan und Grenoble verjagten die Einwohner Ledru-Rollins Commiſſäre. An andern Orten hatten ſie Mühe, ſich vor dem erbitterten Volk zu retten. — Die Provinzialzeitungen, die vor der Februarrevolution nur eine ängſtliche und langweilige Wiederholung der Pariſer Journale geweſen waren, begriffen nun auf einmal ihre eigentliche Beſtimmung. Sie vereinigten ſich, ließen ihre kleinen Provinzialrivalitäten ſchweigen und verbanden ſich zu gemeinſchaftlichem Wirken gegen die proviſoriſche Regierung. Dadurch zeigte und entwickelte ſich mancher Charakter, manches Talent, das ſonſt wohl im Dunkeln geblieben wäre. Die Preſſe in den Departements erhob ſich nun immer feſter gegen die Agenten Sobriers und Ledru-Rollins. Sichtlich ſtieg ihr Muth, ungeachtet aller Pariſer Drohungen. Die Provinzialpreſſe hat ſich in dieſem Kampf gegen die Revolution große Anſprüche auf Frankreichs Dank erworben. Beſonders müſſen der Courier de la Gironde, das Memorial Bordelais, der Courier de la Somme, der Courier de Marſeille, der Courier und die Gazette de Lyon, der Impartial von Rouen, der Indépendant de Toulouſe, die Gazette de Languedoc und die Guienne gerühmt werden. Dieß ſind jetzt kräftige Mittelpunkte der öffentlichen Meinung in den Provinzen, und wie es ſich jetzt zeigt, muß jede verſtändige Regierung Frankreichs, welchen Namen ſie auch haben mag, aufmerkſame Rückſicht darauf nehmen. — So hatten ſich die Provinzen gegen Paris geſtellt, als die allgemeinen Wahlen für die Nationalverſammlung vorgenommen wurden. Dieſer erſte Verſuch mit dem suffrage universel regte das ganze Land gewaltig auf. Die proviſoriſche Regierung fürchtete dieſe Bewegung mit Recht und ſuchte daher die Wahlen zu verzögern, die Provinzen aber gründeten große Hoffnungen darauf, denn dadurch gerade war ihnen die Möglichkeit gegeben, neue, unabhängige, redliche Männer zu wählen, die ſich bisher in den Municipalitäten, den Conseils généraux und ſonſt hervorgethan hatten, bisweilen als gemäßigte Gegner der Regierung Ludwig Philipps. Dabei hatte man damals noch großes Vertrauen zu Lamartine, in dem man das Prinzip der Mäßigung, das Haupt der république du lendemain erkannte, als Gegenſatz der Ledru-Rollinſchen république de la veille. — Die Provinzen verlangten beſonders dreierlei: Reviſion aller Akte der proviſoriſchen Regierung ſeit dem 24. Februar, Bekämpfung der Revolutionsmänner, die eben Herren in Paris waren und im Begriff ſtanden die Unabhängigkeit der Nationalverſammlung zu bedrohen. Endlich verlangten ſie, das Hôtel de Ville ſolle Rechnung ablegen über ſeine Ausgaben ſeit der Revolution, und beſonders über die ſo drückende Steuer der 45 Centimen auf den Grundbeſitz. In den Departements wurden beſonders die Candidaten der république du lendemain gewählt; ſo Lamartine in zehn Departements, Ledru-Rollin kaum in einem einzigen außerhalb Paris, wo er ſämmtliche Clubs, die Kämpfer der Barrikaden und die revolutionäre Armee der ateliers nationaux zu ſeiner Verfügung hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 249. Mittwoch den 17. Oktober 1849.

Herauf hier! Mein Gebirg iſt alt,
Steht in urſprünglicher Geſtalt.
Verehre ſchroffe Felſenſteige!

Goethe.

Aus Vorarlberg und Tirol.

III. Landeck und Finſtermünz, die Etſchquellen.

Bekanntlich iſt Tirol nur nach ſeiner Südſeite, Italien zu, offen und zugänglich; nach allen andern Seiten wird es von den natürlichen Bollwerken hoher Gebirge oder enger Päſſe geſchützt. Gegen Vorarlberg, mit welchem es übrigens ſchon lange unter gemeinſamen Fürſten verbunden iſt, bildet der hohe und anſehnliche Gebirgsſtock des Arl- oder Adlerbergs die natürliche Grenze, und macht zunächſt einen merklichen Unterſchied in Boden und Klima. Wenn wir Vorarlberg fruchtbar und ziemlich bewohnt fanden, ſo bieten die nächſten Thäler Tirols, in welche wir von hieraus hinabſtiegen, nur dunkel bewaldete Berge mit ſchmalen Triften zwiſchen den reißenden Bergſtrömen, bei ſparſamer und armer Bevölkerung. Auch der Dialekt weicht ab: die ſtärkeren Gutturaltöne, welche in Vorarlberg noch an die Schweiz erinnern wollten, verſchwinden und machen einer weicheren Ausſprache Platz, welche dem oberbayriſchen und Salzburger Idiom ſich annähert.

Der Arlberg, mit ſeinen ſchneebedeckten Kuppen ſchon weithin ſichtbar, wird von Vorarlberg aus allmählig erſtiegen, während er gegen Tirol zu ſteiler abfällt. Bald hinter Bludenz beginnt der Weg zu ſteigen und windet ſich im anmuthigen Kloſterthale, von der Alfenz durchſtrömt, auf einem kunſtreich gebauten Wege allmählig aufwärts. Doch iſt die Steigung noch unbedeutend bis nach Dalaas, der erſten Poſt. Jezt aber, da es unterdeß Tag geworden und der Regen aufgehört hatte, traten die Vorberge des Arlsberges mit ihren zahlreichen, vielverſchlungenen Schluchten uns immer mächtiger entgegen. Nur die höchſten Spitzen des Berges, welche ich geſtern vor Augen gehabt, blieben im Nebel verborgen, welchen ein heftiger, von Weſten wehender Wind vergeblich zu verſcheuchen ſuchte. Bis zur nächſten Poſt, Stuben, einem ärmlichen Dorfe am Fuße des eigentlichen Arlberger Paſſes, ſtrebt der Wagen immer mühſamer mit Vorſpann hinan. Hier aber verließen wir denſelben, um die lezte Höhe, einen Weg von ſieben Viertelſtunden, in mancherlei Windungen langſam emporzuſteigen. Und hier iſt Hochalpennatur; die Lärchen, das am Boden dahinkriechende Krummholz, endlich die Alpenroſen, Gentianen, Saxifragen bezeichnen nach einander dem Wanderer die verſchiedenen Höhenſchichten, und eine vegetationsloſe Oede beginnt unmittelbar unter dem ewigen Schnee. Doch erreicht dieſer Bergpaß, den man an ſeinem höchſten Punkte auf 6200 Fuß über dem Meer angibt, noch lange nicht die Schneelinie. Indeſſen kamen wir allmählig über die Region der Regenwolken hinaus, die durch den kühleren Wind in Nebel verwandelt im Thale feſtgehalten wurden, aus dem wir kamen; aber wir empfanden wohl an der ſchärferen Luft, daß die nächſte Himmelsgabe, die uns hier erwartete, nur Schnee ſeyn könne. Und nun begannen die eigentlichen Gebirgsgeſpräche, die ich ſo liebe, über Wolkenflug und Schneetreiben, über Sturm und Hochgewitter, denen der Menſch mit ſtiller Kraft trozt und endlich die rohen Naturgewalten überliſtet, weil er ihre ſtreng gezogenen Grenzen kennt.

Der Condukteur erzählte von den Mühen und Aengſten, die er im Winter zu beſtehen habe, um im Schneeſturme die Wagen weiter zu bringen; er ſchilderte

Digitized by Google

dieſen Paß ärger als ſelbſt das Stilfſer Joch. Am ſchlimmſten ſeyen die Windſtöße, welche, von unten kommend, Roſſe und Wagen umzureißen drohen und in die Abgründe zu ſchleudern. Doch bemerkt man ihr Nahen an allerhand Zeichen und ſchüzt ſich, indem man hinter Felsſtücke oder in die aufgemauerten Galerien zu entkommen ſucht. Auch die mich begleitenden öſterreichiſchen Offiziere erzählten um die Wette von ihrer Ueberraſchung, wie ſie, mitten im heißeſten Frühjahr aus ihrer Garniſon in Italien zum Einmarſch in Vorarlberg aufgebrochen, auf dieſen Höhen achtzehn bis zwanzig Fuß hohe Schneelagen getroffen, und die engern Thäler und Schluchten, die Schutzwehren der Straße neben den Abgründen dermaßen eingeſchneit, daß ſie eine ganze neue Welt vor ſich erblickten.

Oben auf dem höchſten Punkte des Paſſes, der wie die Furka, der Gotthard, der Simplon, der Brenner u. ſ. w. die höchſten Gipfel neben oder über ſich hat und daher keine Ausſicht gewährt, ſtehen die Grenzpfähle von Vorarlberg und Tirol hoch aufgerichtet mit den Provinzialwappen. Ich fragte nach ihrer politiſchen Bedeutung. Da wollte man denn wiſſen, daß die Verwaltungsbehörde beider Länder zwar dieſelbe, indem ſie unter der Regierung in Innsbruck ſtehen, daß aber ihre Landesſchulden getheilt ſeyen, indem das ärmere Tirol daran einen ſtärkern Antheil habe als Vorarlberg, ein beneficium ſiebile der Trennung, wenn man zugleich bedenkt, wie reich das ſüdliche Tirol an den edelſten Erzeugniſſen iſt, welche nur durch die Stockung des Verkehrs nach Außen unverwerthet bleiben. Eine freie Verbindung mit Deutſchland würde ihm ſein Deficit ſchon heilen.

Ein wenig abwärts von der Höhe des Paſſes nach der Tiroler Seite hin liegt, von einigen Häuſern umgeben, das Hoſpiz zu St. Chriſtoph, eine Kapelle mit einem dicht anſtoßenden Hauſe, mit rohen Fresken freundlich angemalt — eine jener menſchenfreundlichen Stiftungen des Mittelalters, ſchon im Jahr 1388 gegründet, zulezt im Jahr 1836 erneuert. Hier wohnt jahraus jahrein ein Geiſtlicher, der den Sennhirten umher die Meſſe lieſt und zum Schuz der Verunglückten dient. Freiwillige Steuern im Lande bringen den Bedarf auf und ein paar wackere Capuziner (ich habe ſie auch ſpäter auf achtungswerthe Weiſe kennen lernen) verſehen den ſchweren Dienſt. — Jezt raſch herabfahrend, kommen wir in das enge Stanzer Thal, von der Roſanna durchſtrömt, die, am Arlberge entſpringend, ihr Gewäſſer einem andern Stromgebiete, dem des Inn und der Donau zuſendet. Elende Bergdörfer, St. Anton und St. Joſeph, folgen, ärmlich ſchmuzige Holzhütten, von Sennen und Holzſchlägern bewohnt. Das Thal, von emporſtarrenden Bergen eingeengt, von dunkeln Tannen umdüſtert, macht wie die Nebenthäler, den Eindruck der Naturſchwermuth und mönchiſcher Einſamkeit. Die Schroffheit der Berge hindert den Kornbau, und ſo iſt türkiſcher Weizen, an günſtigen Stellen gepflanzt, die Hauptnahrung des Volkes neben Käſe und Milch. Ihr entſpricht die gelbe ungeſunde Geſichtsfarbe der Bewohner, unter denen ſich auch Cretine (Fere nach der Landesſprache) finden ſollen.

(Fortſezung folgt.)

Waterloo.

(Fortſezung.)

Wenige Monate nach der Schlacht wurde mit Kugeln, Säbeln, Bajonetten, Tſchakos, Kokarden, Adlern, Knöpfen, allen möglichen Montirungsſtücken der gefallenen Franzoſen, ja mit dem blutgefärbten Stroh aus den Meiereien von den flamändiſchen Bauern ein ſyſtematiſcher Handel getrieben. Beſonders kauften die Engländer mit der ihnen eigenthümlichen Begierde auch die unbedeutendſten Reliquien jenes heißen Tages. Daß aber nach vier und dreißig Jahren derſelbe Handel ſtattfindet, das kann billig Verwunderung erregen. Ganz naiv warnt der Brüſſeler Kutſcher unſere franzöſiſchen Reiſenden, ja nichts von dieſen Ueberreſten zu kaufen. Hier iſt eine ganz neue Art von Induſtrie entſtanden. Auf gemeinſchaftliche Koſten beſäen die Bauern der benachbarten Dörfer das Feld auf mehrere Stunden im Umkreis mit kupfernen Adlern, Knöpfen, Kugeln u. ſ. w. und laſſen dieſe Saat unter dem Schnee — denn im Winter beſucht Niemand das Schlachtfeld — ruhig liegen, um ſie nach einem Aufenthalte von acht Monaten aus der feuchten Erde wieder auszugraben. Blei und Kupfer, durch die Näſſe oxydirt, haben eine ſo alterthümliche Farbe bekommen, daß ſie ſelbſt den feinſten Beobachter täuſchen und unter den Anhängern des großen Kaiſers immer neuen Enthuſiasmus erregen. — „Aber das iſt ja ein ſchändlicher Betrug!“ — „Was wollen Sie, mein Herr! Das Land iſt ſehr arm, und wem ſchadet es im Grunde?“

Es gibt nicht nur keine ächten Reliquien von Waterloo mehr, ſelbſt der Boden des Schlachtfeldes hat ſich ſo ſehr verändert, daß Wellington, als er einige Jahre nach der Schlacht das Terrain beſichtigte, zu wiederholtenmalen ausrief: „Sie haben mir mein Waterloo verdorben!“ — Die Gegend, wo der Kampf am heißeſten gewüthet, wo die Batterien am wirkſamſten auf einander geſpielt, wo Sieg und Niederlage ihre tiefſten Spuren eingedrückt — der eigentliche Wahlplaz iſt

Digitized by Google

verſchwunden, hat ſein Erdreich hergeben müſſen, um den Berg zu erbauen, auf dem nun der belgiſche Löwe ruht. Nur zwei Monumente, rechts und links vor dem Dorfe Mont-Saint-Jean, zeigen einfach und würdevoll den Platz der alten Schlacht an. Das zur Rechten befindliche iſt dem Andenken Alexander Gordons, Adjutanten Wellingtons, gewidmet, der hier auf dem Felde der Ehre blieb. Das zur Linken, eine Pyramide mit breiter Baſis, ernſt und würdig gehalten, wurde von den Offizieren der engliſchen Legion ihren hannöverſchen Waffenbrüdern errichtet, die hier den Tod der Helden ſtarben. Von allen dieſen Denkmalen war am 18. Oktober 1815 noch keine Spur vorhanden. Das Schlachtfeld ſtellte ſich uns in ſeiner ganzen einfachen und natürlichen Größe dar. Das Dorf Mont-Saint-Jean zeigte noch überall die Spuren des Kampfes. Das Pflaſter war aufgeriſſen, die Dächer abgedeckt, die Thüren ausgehoben, die Fenſter zertrümmert. Das ganze Dorf ſtand noch öde und menſchenleer. Jezt hüpfen aus jeder Thür niedlich, ſelbſt kokett gekleidete Bäuerinnen den Reiſenden entgegen und bieten Albums und Erinnerungsblätter von den merkwürdigſten Punkten des Schlachtfeldes mit erläuternden Noten an. Ueberall findeſt du dieſe Verkäuferinnen, in jedem Hohlweg, auf jedem Hügel, an jedem Monumente, ſelbſt auf der Spitze des Löwenberges. Kein Regen hält ſie ab, kein Staub, keine Sonne. Doch ſind ſie immer artig und zuvorkommend, ihr mögt kaufen oder nicht.

Das Schloß Hougomont, vor dem insbeſondere die Schotten mit eiſerner Tapferkeit gegen eine überlegene Macht ausgehalten hatten und in geſchloſſenen Gliedern hingeſtreckt worden waren, liegt noch in Ruinen, zerſtört von der Feuersbrunſt. Napoleon, von ſeiner Höhe gewahrend, wie dieſes blutige Einzelgefecht einen Theil ſeiner Truppen in Anſpruch nahm, rief: »Quelques canons, huit obusiers, et que cela finisse!« — Bald ſtürzte das Schloß unter den Flammen ein, die Franzoſen wie Engländer verzehrten. Wohnlicher iſt der Pachthof deſſelben Namens geworden. Seine äußere Mauer, die das Gehöfte mit dem Schloß verbindet, zeigt noch dieſelbe Geſtalt wie bei der Schlacht, unzählige Spuren von Kugeln ſchnell gehauene Schießſcharten, die Tod und Verderben auf die anſtürmenden Franzoſen ſendeten. Nun wuchern Mooſe, Flechten, Winden und Epheu darin empor und friedliche Lacerten mit hellen Augen huſchen darin auf und nieder.

Wer möchte es dem Franzoſen verargen, wenn ein geheimer Widerwille, ein ſchlecht verhehlter Ingrimm ihn gegen Alles, was er hier hört und ſieht, ungerecht macht? So findet auch der belgiſche Löwe auf ſeinem künſtlichen Berge, zu dem zweihundert zwei und zwanzig Stufen führen, nicht die mindeſte Gnade vor ſeinen Augen. Er behandelt ihn verächtlich, wie einen Brüſſeler Nachdruck. Der Löwe iſt nicht von Bronze, wie viele Reiſende behaupten, ſondern nur von bronzirtem Eiſen, hervorgegangen aus der großen Gießerei des berühmten Cockerill zu Seraing. Als Kunſtwerk verdient er keine Beachtung. Wenn man glaubt die Schlacht von Waterloo gewonnen zu haben, wenn man von allen Weltgegenden Fremde auf einen weltgeſchichtlich ſo berühmten Punkt herbeizieht, ſo müßte man der Gegenwart wie der Nachwelt ein anderes Monument darbieten. Man hat eben der belgiſchen Induſtrie befohlen, einen Löwen hierher zu liefern, wie wenn man eine Locomotive bei ihr beſtellt hätte. Dieſer Löwe von geſchlagenem Eiſen, alſo von demſelben Metall wie ein Kochkeſſel, erſcheint ihm wie ein lächerliches Spielzeug, das man nur um den wohlfeilſten Preis erhalten wollte. Als die franzöſiſche Armee zur Belagerung der Citadelle von Antwerpen am Fuße dieſes Monuments vorüber zog, ergriff ſie ein ſo heißes Gefühl des verlezten Nationalſtolzes, daß ſie den Löwen niederzureißen beſchloß. Schon ſtanden die Leitern an dem Piedeſtal, die Soldaten des Geniecorps machten ſich an die Arbeit, die Zerſtörung ſollte beginnen. Da eilte der Marſchall Gerard, einer der Helden von Waterloo, herbei. Er allein hatte das Recht die Soldaten von ihrem ſträflichen Beginnen abzuhalten. Widerſtrebend gehorchten ſie dem Anführer, ſchickten aber einige Kugeln hinauf und verſtümmelten den Schweif des königlichen Thiers.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Burgund, September.

(Fortſezung.)

Paris und die Provinzen.

So athmete Frankreich wieder auf, es faßte Muth und Hoffnung. Es ahnete nicht, was ihm Entwürdigendes, Unſinniges, Fürchterliches, Blutiges noch bevorſtand. Selbſt Lamartine ſahen ſeine Anhänger und Freunde machtlos von den Umſtänden fortgeriſſen wie Mazeppa; er ließ Fleiſch und Glieder in den verſchiedenen Phaſen der Revolution. Vor Kurzem war er noch im Beſiz von mehreren Millionen Stimmen geweſen

die alle ihre Hoffnung auf ihn ſetzten; bald aber fragte man ſich, was aus ihm geworden ſey, denn ſchon war keine Spur mehr vorhanden von ſeiner ehemaligen grenzenloſen Popularität. Als er aus einem Irrthum, aus einem Mißgriff in den andern verfallen war, als die Nationalverſammlung zuletzt einſtimmig erklärte, die proviſoriſche Regierung habe ſich um das Vaterland verdient gemacht, als ſie eine Exekutivkommiſſion, beſtehend aus Arago, Marie, Garnier-Pagès, Lamartine und Ledru-Rollin ernannte, war in den Provinzen nur Ein Schrei der Mißbilligung; die Nationalverſammlung mit ihrer Beſtimmung, den revolutionären Geiſt zu erſticken, war gleich am erſten Tag unter die Herrſchaft deſſelben gerathen. — Während Barbes, Blanqui und Sobrier in Paris die Clubs vermehrten und darin von der Exekutivkommiſſion unterſtützt wurden, während ſie die Arbeiter in Regimenter eintheilten und zu einer Inſurrektion vorbereiteten, um ſich die Regierung der Republik bleibend zu ſichern, wurde der Unwille in den Provinzen immer ſtärker und allgemeiner. Ihre Journale beſchränkten ſich nicht darauf, den Zorn über dieſe Umtriebe auszuſprechen, ſie bedrohten die Regierung mit Repreſſalien und materieller Oppoſition. Die Steuer der 45 Cent. ging nicht mehr ein. Viele bezahlten ſie gar nicht, weil ſie nicht ihr letztes Geld hergeben wollten, andere ſahen im Nichtbezahlen der Steuer ein Mittel gegen eine ſo verdächtige Regierung zu proteſtiren. Man war überzeugt, es werde bald in der Hauptſtadt ein blutiger Kampf ausbrechen. Man beſchloß den Befehlen durch den Telegraphen keine Folge mehr zu leiſten und Frankreich nicht in eine neue Revolution ſtürzen zu laſſen. Entſchloſſene Männer beredeten ſich unter einander im Nothfall mit bewaffneter Hand zu widerſtehen und alle Verbindung mit Paris abzubrechen, wenn von da ein neuer Terrorismus ausgehen ſollte. — Die Inſurrektion des 15. Mai brach aus. Durch ſie ſchwanden im Lande vollends alle Illuſionen und Hoffnungen; die Provinz bereitete ſich immer mehr zum Widerſtande vor. In mehreren Departements mußten neue Wahlen vorgenommen werden. Dießmal zeigte ſich nicht mehr, wie früher, der Widerwille gegen alte Namen. Man war mit den früher gewählten neuen Männern nicht zufrieden geweſen; ſie hatten zu wenig Einſicht und Feſtigkeit gezeigt, um Frankreich aus dem ſchrecklichen Chaos zu ziehen. Man wählte jetzt alſo Männer, die ſchon mehrmals in den Kammern geſeſſen hatten. So wurden Thiers, Victor Hugo, Ch. Dupin, der General Changarnier, Molé, der General Rulhière, der Marſchall Bugeaud, A. Fould, Rivet und andere gewählt, Männer, die Frankreichs wahre Bedürfniſſe kannten. Bei Thiers und Molé war die Wahl mit wahren Ovationen in den Departements begleitet. In ganz entgegengeſetztem Sinne wählte Paris. Da traten P. Leroux, Lagrange und Proudhon, die Kämpfer des Socialismus und Communismus auf. Man hätte aufmerkſamer auf dieſen Unterſchied ſeyn ſollen. Er beweiſt, daß die Departements vor Allem Frankreich wieder auf den Weg der Ordnung und des Rechts führen wollten, daß aber Paris noch heftig vom Geiſt der Empörung und chimäriſcher Ideen beſeſſen war.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Böhmen, Oktober.

(Fortſetzung.)

Grenzverkehr.

Des Schleſiers Auge blickt fragend in das des Böhmen, dem der Begriff des Lebens ſo ganz anders aufgegangen iſt. Aber er wirft ſich neben dieſem mit offenen Armen in den vollen, breiten Strom des Lebensgenuſſes, alle Spitzfindigkeiten der Aufklärung vergeſſend. Eine große Zahl Menſchen aller Stände findet ſich aus beiden Nachbarländern zur Winterszeit in den genannten Dörfern zuſammen; ſie ſind recht eigentlich die Vereinigungspunkte beider Nationalitäten, wo ganz zwanglos eine Emancipation der Geſellſchaft ſtattfindet, und Vergnügen die Loſung iſt. — Da ſieht man ſelbſt den Breslauer Elegant mit dem Braunauer Bauermädchen tanzen, das im kurzen ſeidenen Reifrocke und in der blauen Spitzenhaube ſich recht anſtändig bewegt, während der reifere Mann, am Trink- und Speiſetiſche beharrend, behaglich den leichten Oeſterreicher oder ſchweren Ungar prüft, der hier in allen ſüßen und herben Nüancen zu haben iſt. Die bedeutenderen böhmiſchen Weinwirthe längs der Grenze reiſen in der Regel ſelbſt nach Ungarn, um ſich den Winterkeller möglichſt vortheilhaft zu beſtellen. — Zwiſchen den deutſchen Schleſiern und den Czechen herrſcht alſo, wie geſagt, auf dieſer Grenzſeite Böhmens ein recht herzliches nachbarliches Einvernehmen, und ſelbſt im vorigen Jahre, wo von Czechomanie und dem Haſſe gegen die Deutſchen in den Zeitungen ſo viel die Rede war, hat man nie von irgend einem Conflikte zwiſchen Böhmen und Schleſiern etwas gehört, der in nationalem Fanatismus ſeinen Urſprung hatte. Der dem Germanismus feindſelige czechiſche Nationalgeiſt mag ſich wohl meiſt auf Prag und ſeine Nähe, wo die Slowanſka Lipa unmittelbar ihr Weſen trieb, beſchränkt haben.

In der Nähe der Grenze, wo ſich die zerſtreuten Häuſer von Ober-Wüſte-Giersdorf hinaufziehen, verliert das Gebirge zur Rechten den erhabenen und doch anmuthigen Charakter, den es von der Waldenburger Hochebene aus hat, und geht in ausdrucksloſe lange Kämme über. Links macht dagegen das Eulengebirge noch fortwährend einen impoſanten Eindruck. Ein dichtbewaldeter, langgeſtreckter Bergrücken liegt quer vor, und auf ſeiner Höhe zieht ſich die Grenzlinie hin. Ein ganz neues Gebirgstheater öffnet ſich hier dem Blicke. Es iſt ein heiterer, vielbelebter Thalkeſſel, aus deſſen einſchließenden Höhen als bedeutendſter Punkt die groteske Sandſteinmaſſe der Heuſcheuer wie eine Naturfeſtung emporragt. In der Mitte des lachenden Thals liegt maleriſch hingegoſſen die freundliche Stiftsſtadt Braunau mit ihrer ſtattlichen Benediktinerabtei, und die Introduktion in das öſterreichiſche Kaiſerreich kann nicht einladender ſeyn, als durch dieſe reizende Berglandſchaft. — Am Abhange des Grenzberges liegt das erſte böhmiſche Dörfchen Johannisberg mit dem k. k. Nebenzollamte, wo wir angehalten wurden. Im Bewußtſeyn unſerer preußiſchen Unverdächtigkeit bei erlaubten demokratiſchen Anſichten und Grundgefühlen hatten wir als bloße Spazierende keine Päſſe oder ſonſtige Ausweiſe mitgenommen. Aber der Herr Zolleinnehmer fragte an dem das Land verſperrenden Schlagbaume ſchärfer darnach, als wir erwartet hatten. Es ſchien ihm weit mehr um unſere Perſönlichkeiten als um etwaige Zollbarkeiten zu thun, und nur mit Mühe ward uns erlaubt, bis zu dem weißen lockenden Wirthshäuſel in der Nähe des geöffneten Schlagbaumes zu fahren, wo der Wirth unſern Miethkutſcher als alten Bekannten begrüßte, und wir Alle unter ſeine ſchützenden Flügel krochen, indem wir dem günſtigen Zufalle für eine Art von Legitimation durch ihn dankten. Die kaiſerlichen Grenzzolleinnehmer, welche zugleich polizeiliche Grenzwächter ſind, mochten wohl ungewöhnlich ſtrenge Weiſung wegen der einpaſſirenden Fremden haben; der Wirth im Weinhäuſel meinte indeß, das Herauskommen aus dem Kaiſerſtaate halte jetzt noch ſchwerer, weil vor den ſtrengen Rekrutirungen ſo viele Ausreißer ihr Heil über der Grenze ſuchen, die keine Luſt haben, vor die ungariſchen Kanonen geführt zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 250. Donnerstag den 18. Oktober 1849.

No one could have anticipated that within the short space of four days from the beginning of the hostilities, the die would be irrevocably cast, annihilating for ever the imperial sway of Napoleon.

Siborne.
History of the battle of Waterloo.

Waterloo.

(Fortsetzung.)

Unser Wegweiser auf dem Schlachtfelde war zwar nur ein flämischer Bauer, aber nichts desto weniger eine für uns höchst merkwürdige Erscheinung. Er war der Führer Napoleons, war derselbe, der während der ganzen Schlacht nicht von seiner Seite gewichen und ihn zuerst auf den Vortrab des preußischen Armeecorps unter Bülow, vorwärts des Waldes von Frichemont, aufmerksam gemacht hatte. Wie oft mußte er uns den Ausruf des Kaisers: C'est Grouchy! und die Bewegung wiederholen, womit er diese Worte begleitete! Der Besuch der merkwürdigsten Positionen nahm unsern ganzen Tag in Anspruch, und nicht wenig ermüdet erreichten wir endlich auf der Straße von Charleroy jenen unscheinbaren Meierhof mit dem vielbedeutenden Namen, dessen eine Hälfte damals noch in Asche lag. La belle Alliance, ein Gehöfte, das von hier aus die Anhöhe beherrscht, war das Ziel unserer Wallfahrt. Hier hatte Napoleon seine Beiwacht, von hier aus lenkte er alle Unternehmungen. Dieser kleine Meierhof sah seine Adler sich stolzer als je entfalten, hörte die Nachricht des gewissen Sieges, womit er um drei Uhr Nachmittags einen Boten nach Paris absandte, und war einige Stunden später Zeuge der vollständigsten Niederlage und der ungeregeltsten aller Fluchten. Hier trafen sich bei sinkender Nacht durch den glücklichsten aller Zufälle die Helden des Tags, der greise Blücher mit dem jugendlichen Feuerkopf und der ernste, unerschütterliche Wellington.

Jezt machen sich's Reisende und Führer bequemer. Ist einmal das Monument erstiegen, so beginnen von seiner Höhe die lezteren ihr Amt. Die Hand gegen den Horizont ausgestreckt, bezeichnen sie die Hauptpunkte der Schlacht und die Stellungen der feindlichen Colonnen, die Gehöfte, die Dörfer, die Schluchten, die Hügel, die Hecken, bald von den Franzosen genommen, bald von den Engländern wieder erobert. Was aber hierbei das Sonderbarste ist, die Plätze, wo so blutige Auftritte sich begeben, zeigen jezt keine Spur mehr von jenem Drama. Die gütige Mutter Natur hat Alles verwischt und den ganzen Schauplatz in ihren einförmigen grünen, friedlichen Mantel gehüllt. Dort bei jener Gruppe von Bäumen fiel General Ponsonby, wo der Wind das Getreide hin und her weht, General Picton, als er eben einen mörderischen Angriff auf die Franzosen ausführte. Da drüben, wo sich jener weiße Rauch erhebt, stand die kaiserliche Garde. Am Abhang jenes Grabens ward der Prinz von Oranien verwundet. Wo jene Schnitter ausruhen und die Heerde an der Heerstraße weidet, sprengt Wellington, zum dritten- oder viertenmale die Schlacht verloren gebend, in ein Carré und nöthigt es dadurch zum felsenfesten Stehen. Dort zwischen der Heerstraße von Nivelles und Jenappes, wo sich eine Gruppe kleiner Gärten pyramidalisch erhebt, hatte Napoleon seinen erhöhten Standpunkt. Jenseits des Meierhofes La Haye, wo jene Waldung beginnt, stürzten die Preußen unter Bülow hervor, griffen den Grafen von Lobau an und entschieden den Sieg.

Der Franzose steht auf Nadeln. Die Erzählung kränkt, das ist begreiflich; aber er hat doch noch einen

Digitized by Google

Troſt gefunden. Er hat nämlich von den Führern herausgebracht, daß die Reiſenden der Nationen, die keinen Antheil an der Schlacht genommen, ſich durch unveränderliche Sympathien von einander unterſcheiden. Die Ruſſen ſtellen ſich im Allgemeinen, mit wenigen Ausnahmen, auf die Seite der Engländer und Deutſchen, während die Dänen, die Schweden, die Italiener, die Spanier, die Portugieſen, die Nord- und Südamerikaner ſich offen für die Franzoſen ausſprechen. „Wir haben alſo den größten Theil der civiliſirten Welt für uns!“ ruft er triumphirend aus. Gönnen wir dem gekränkten Nationalſtolz dieſe kleine Genugthuung, wenn ſie anders wahr iſt. Aber geſtehen wir es uns frei und mit edlem Selbſtbewußtſeyn, daß ohne der Preußen Dazwiſchenkunft das Drama eine andere, minder glückliche Wendung genommen hätte.

Ja, die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht! Trotz dem, daß Wellington überfallen wurde und Blücher nach der heldenmäßigſten Gegenwehr ſich vor der Uebermacht hatte zurückziehen müſſen, erblaßte am 18. das Geſtirn des Gewaltigen hier für immer. Am 15. Juni des Jahres 1815 befanden wir uns noch wohlgemuth im Theater zu Brüſſel, Engländer, Belgier, Hannoveraner, Braunſchweiger und Preußen. Niemand hielt die Eröffnung der Feindſeligkeiten für ſo nahe. Wellington war auf einem Balle, wenn ich nicht irre bei dem Herzog vom Richmond. Gegen ſieben Uhr bildeten ſich Gruppen auf dem Platze de la Monnaie vor dem Theater. Wir glaubten bei hellem Himmel ein Gewitter im Anzuge. Erfahrenere Offiziere hören in dem fernen Rollen deutlich Kanonendonner. Bald fliegen Kuriere mit der Nachricht herbei, Napoleon habe die Preußen unter Zieten mit Uebermacht angegriffen und nach Charleroy zurückgedrängt. Nun ändert ſich die Scene. Das Theater entleert ſich, alle Offizere eilen ihren beſtimmten Waffenplätzen zu. Der 16te iſt ein Tag des Schreckens und der Trauer. Während Napoleon bei St. Amand und Ligny mit ſeiner Hauptmacht die Preußen unter Blücher zurückdrängt, ſendet er das Corps von Ney gegen die Engländer, um ſie zu hindern den Preußen zu Hülfe zu eilen. Bei Quatrebras entſpinnt ſich jenes hartnäckige Gefecht, in dem der ritterliche Herzog von Braunſchweig-Oels an der Spitze ſeiner tapfern Braunſchweiger fällt.* Auch dieſes Corps wird zurückgedrängt. Wellington iſt genöthigt, um mit Blücher in Verbindung zu bleiben, ſich auf ſeine zweite Vertheidigungslinie nach Waterloo zurückzuziehen. Blücher, der ſich von St. Amand und Ligny in guter Ordnung zurückgezogen hatte, verſpricht Wellington, falls er eine Schlacht annehmen würde, mit ſeiner ganzen Armee zu unterſtützen.

(Schluß folgt.)

* Eine Kartätſchenkugel ſtreifte ihm den rechten Arm, drang auf dieſer Seite in die Bruſt und zur linken wieder heraus. Er ſtürzte, ohne einen Laut von ſich zu geben. Die Ahnung ſeines nahen Todes erfüllte ihn, als er zu Pferde ſtieg. Sein treuer Kammerdiener erlaubte mir, eine ſeiner Locken abzuſchneiden, die ich noch als theure Reliquie verwahre.

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortſetzung.)

Gegen eilf Uhr endlich in Landeck, welches an der Mündung dreier Thäler liegt und in welchem drei beſuchte Straßen ihren Knotenpunkt finden: die eine kommt von Deutſchland und der Schweiz, die andere aus dem Oberinnthal her hat ſchon die beiden Wege aus Italien über das Stilfſerjoch und von Trient und Meran in ſich vereinigt; die dritte endlich wendet ſich, dem Laufe des Inn folgend, gegen das Innere von Tirol, nach Innsbruck zu. Daraus erklärt ſich, warum es früher befeſtigt war, da noch ein ziemlich mächtiges Schloß in der Stadt ſelbſt über dem Inn ſich erhebt und weiter unten, jenſeits des Fluſſes, ein anderes in Ruinen liegt. Die Specialgeſchichte Tirols iſt noch wenig kultivirt im Lande; ich erkundigte mich vergebens nach dem dort hauſenden Geſchlechte. Nur die dunkle Tradition exiſtirt, daß der vom Kaiſer Sigismund vertriebene und geächtete Friedrich „mit der leeren Taſche“ als Minneſänger verkleidet hierher gekommen ſey, um die Geſinnungen ſeines Volkes zu erforſchen und es zu ſeinem Beiſtande zu entflammen, was ihm endlich auch gelungen — ein gar nicht übler Gegenſtand für eine legitimiſtiſch romantiſche Oper, die auch, wenn der Dekorateur die maleriſche Lokalität porträtiren wollte, zu den herrlichſten Gebirgslandſchaften Gelegenheit geben würde.

Landeck, als Stadt unbedeutend, bietet doch wegen ſeiner glücklichen Lage die Gelegenheit zu den reizendſten Ausflügen. Ich wählte den kürzeſten und bequemſten Weg zum Waſſerfalle bei dem Dorfe Zams, und dieß gab zu einem der ſchönſten Spaziergänge Veranlaſſung, durch das zufällige Beiwerk menſchlich natürlicher Annäherung, welches ſich daran anſchloß. Ich werde das unſchuldige Abenteuer nicht vergeſſen, wiewohl ich nichts weniger als Abenteuerliches darin finde, wenn über das Conventionelle hinaus menſchliche Wechſelanziehung ſich geltend macht, und wie es eigentlich immer ſeyn ſollte unter uns, nur der Eindruck der Perſönlichkeit wirkt, ohne ein Vorher und Nachher, ohne weitere Beabſichtigungen und Folgen.

Digitized by Google

Der Weg führte mich den Inn abwärts gegen Imſt zu, wo man bei dem Dorfe Zams den Fluß auf einer ſtattlichen Brücke paſſirt. Ein großes Nonnenkloſter weiter unten ſchließt von hier aus den Proſpekt. Wenn man über die Brücke gegangen, wendet man ſich links den Bergen zu nach einem Dutzend Häuſer, welche an einem Bache dahingebaut ſind; hoch über mir konnte ich ſchon das obere Ende des Waſſerfalls erblicken, deſſen Rauſchen weit in's Thal ertönte. Ich kam näher und eine freundliche Frau wies mich in den eigentlichen Pfad hinein, wo endlich ein munteres ſechzehnjähriges Mädchen ſich erbot mich weiter in den Berg hineinzuführen zum Eingange der Schlucht, aus welcher das Waſſer herabſtürzt. Der Weg war ſteil und abſchüſſig; aber die rüſtige Bergmaid faßte mich ſo feſt an der Hand, daß ich ohne viele Mühe heraufgelangte und vor dem ſeltſamſten Naturſpiele ſtand. Aus einer ſchroffen Bergſchlucht, deren ganze Höhe man nicht verfolgen kann, kommt ein mächtiger Waſſerſtrahl herunter, theilt ſich im Fallen, indem er an einem halb ausgewaſchenen Felſen zerſchellt, und bildet unten zwei Cascaden. Dieſes ganze Waſſerweſen iſt nun eifrig benuzt, um verſchiedene Oel- und Sägemühlen zu treiben, und etwa zehn Familien leben von dieſer nie verſiegenden Kraft, die, nachdem ſie vielleicht noch fünfzig Schritte weiter gefloſſen, ſich als breiter Bach in den Inn ergießt; ein Fluß von kürzeſtem Leben und von wohlthätigſter Wirkung, ein ſegensreicher Dämon für dieſe Armen.

Nachdem ich das klug begreifende und kundig antwortende Mädchen über Berg und Gegend ausgefragt, wandte ich mich allmählig zur Betrachtung ihrer ſelbſt. Längliches Geſicht, hübſche, regelmäßige Züge mit ſchönen Zähnen, freundliche hellbraune Augen, die Miene gutmüthiger Schalkheit und gänzlicher Unſchuld und Unbefangenheit, trotz der ſechzehn Jahre körperlich noch unentwickelt, wie es mir ſchien. Ihr Vater, Schmied in den verſchiedenen Mühlen, hat zehn Kinder; ſie iſt das älteſte der Kinder zweiter Ehe, Ziegenhirtin, gänzlich unbekannt mit der übrigen Welt, die ſie mit einer ſo verwunderten Neugier betrachtete und das Mitgetheilte ſo gar nicht anzuknüpfen vermochte an die ihr bekannte Welt, wie etwa ein Aſtronom die Oberfläche des Mondes betrachtet. Sie fragte mich „mit Verlaub," wo ich herkomme; ich ſpreche nicht öſterreichiſch, auch nicht tiroliſch; von den übrigen Ländern Deutſchlands hatte ſie nichts gehört. Die Frage, ob es Kirchen in meinem Vaterlande gebe, ob ich katholiſcher Chriſt ſey, ſchien ihr ſehr am Herzen zu liegen. Da fragte ich ſie, ob ſie mit mir kommen wolle, wenn ich ſie mitnähme in mein Land und Haus, um mir und den Meinigen zu dienen. Sie war erbötig dazu, indem ihr Vater doch noch viele Kinder habe; ohnehin ſeyen zwei Schweſtern im Nonnenkloſter, welche ihn unterſtützen müßten. Aber, meinte ſie, wenn ſie mit mir ginge, müſſe ſie wiſſen, wie viel Tage ſie zu gehen hätte; denn daß ich ſelbſt zu Fuß herangewandert ſey, das verſtand ſich ihr von ſelbſt. Dann machte ihr Bedenken, ob ſie die Hauswirthſchaft in unſerer Art führen könne, da ſie nur Ziegen melke; doch wolle ſie ſich Mühe geben, und die heilige Jungfrau werde ihr dabei ſchon helfen, wenn ſie ſie anflehe. Mich rührte dieſe innere Wahrhaftigkeit und ich ſtand beſchämt vor dem Mädchen, das in meinen Worten die gleiche Aufrichtigkeit geſucht hatte, kein bloß verſuchendes Geſpräch oder eine bedeutungsloſe Phraſe. Ich hatte in Tirol ein ſchlichtes Naturvolk aufgeſucht: hier ſtand es vor mir in dieſem lieblichen Mädchen, das keine Art von Blödigkeit oder Mißtrauen zeigte und in völliger Unkunde der Gefahren war, in die ſie ein ſchlechter Sinn hätte verwickeln können. Und dennoch hatte auch ich mich an ihr vergangen, mich ungeſchickt, unwahr gegen ſie bewieſen. — Wer war der ächt Humane, wahrhaft Gebildete? ich oder ſie mit ihrer lautern Unſchuld und vertrauenden Frömmigkeit?

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Oktober.

(Fortſetzung.)

Stift Braunau.

Es ging jezt auf ziemlich ſchlechtem Wege fort nach Braunau. Das Grenzſtädtchen mit etwa 3000 Einwohnern iſt hiſtoriſch merkwürdig, weil die hieſige Kirche zum heiligen Wenceslaw an die Veranlaſſung zum dreißigjährigen Kriege erinnert. Die Verfolgung der zahlreichen Proteſtanten im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts durch den Braunauer Abt Wolfgang Seeländer von Paſſowitz führte einen Aufſtand herbei, wobei dem Prälaten der Gehorſam aufgekündigt und die Kloſtergüter eingezogen wurden. Nach der Schlacht am weißen Berge wurden ſie zurückgegeben, und die von den Evangeliſchen 1609 erbaute Kirche riß man auf kaiſerlichen Befehl nieder. An ihrer Stelle erſtand die heutige zu Ehren des heiligen Wenceslaw, was bekanntlich den erſten Funken zu dem dreißigjährigen Kriegsbrande weckte. — Unter den acht katholiſchen Kirchen erhebt ſich die im Innern etwas düſtere, aber prächtige Stiftskirche als erſte auf dem

Digitized by Google

Felsufer der Sazawa, welche das lachende Thal durchrauscht. Sie ist nebst der großartigen Abtei an der Stelle eines uralten Schlosses um 1322 angelegt und zu dem Erzstifte Brewnow bei Prag gehörig. — Beim Wiedersehen der klösterlichen Prachtgebäude erinnerte ich mich an einen der interessantesten Tage meines Lebens. Es war am 21. März des vorigen sturmbewegten Jahres, als ich auf die Einladung des jetzigen infulirten Abts Dr. Johann Rotter in Gesellschaft eines Freundes nach Braunau reiste, um an dem Namensfeste des Ordensstifters Sanct Benedikt im Kloster Theil zu nehmen. Wir preußischen Gäste waren ungemein neugierig auf die Wirkung, welche die vor wenigen Tagen ausgebrochene Wiener Revolution und ihre Errungenschaften auf die stereotypen Zustände des uns wohlbekannten Stiftsländchens plötzlich ausgeübt haben mochten, während die blutigen Vorfälle in Berlin uns noch nicht bekannt waren. Wirklich war überall ein neuer Geist unter den Böhmen auf überraschende Weise sichtbar. Selbst der damalige sonst sehr strenge Zolleinnehmer in Johannisberg kam uns am Schlagbaum mit einem höchst liberalen Gesicht entgegen, sprach freiwillig viel über die verheißene Constitution, und versicherte, daß er sich, statt der frühern amtlichen Devotion unter Metternich'schem Regimente, nun auch „eine constitutionelle Goschen" (Maul) anschaffen wolle. In den Gasthäusern, wo sonst nicht eine Sylbe über Politik verlautete, unterhielten sich die gebildeten Böhmen mit ruhiger Heiterkeit über die plötzliche Umwandlung der Staatsverhältnisse, und zwar oft in so verständiger Auffassung und klarer Beleuchtung derselben, wie man sie auf einem Boden, der für allgemeinere politische Bildung so lange brach gelegen, nicht hätte erwarten sollen. Man sah gerührt, mit welchem Behagen sie sich des so lange unterdrückten Rechtes der freien Gedankenäußerung bedienten. Auch an der mit zahlreichen weltlichen und geistlichen Gästen besetzten Klostertafel war ein Geist der neuen Zeit, eine Physiognomie der Geselligkeit in diesem Geiste vorherrschend, wie sie in diesen alten Mauern vielleicht noch niemals wahrgenommen worden. Das Interesse an den sich überstürzenden Tagesbegebenheiten ließ bei sehr vielen Klosterbrüdern die festliche Bedeutung des Tages und das reiche Mahl als Nebensache erscheinen. Das Auge war mehr auf die Prager Zeitung oder auf den politisirenden Nachbar als auf den Teller gerichtet; an der Prälatentafel aber las der Pater Prior mit seinem böhmischen Accent einen eben empfangenen deutschen Brief aus Wien vor, der die dortigen blutigen Ereignisse vom 15. März ausführlich schilderte. Bei dieser außerordentlichen Stimmung wagte ich das Außerordentliche. Ich ließ durch meinen Freund einige Strophen vortragen, welche in der Form eines Toastes auf den ebenso liebenswürdigen als gelehrten Prälaten den kühnen Versuch machten, den kirchlichen und wissenschaftlichen Beruf des Benediktiner Ordens mit dem allgemeinen menschlichen Berufe zur Erringung sittlicher und politischer, also christlicher Freiheit in dem Einklange darzustellen, für den jetzt der Völkergeist Europas sich ausgesprochen habe. Ich war so glücklich, durch Form und Inhalt des Gedichtes allgemein zu befriedigen, wie ein mehr als hundertstimmiger Beifall bezeugte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Burgund, September.

(Fortsetzung.)

Paris und die Provinzen.

So brach die Juniinsurrektion aus. Die von verbündeten Communisten, Socialisten und Montagnards bedrohte Regierung hütete sich wohl, den Departements durch den Telegraphen herrische Befehle zukommen zu lassen, sie bat nur alle halbe Stunden dringend um Unterstützung. Die Nationalgarden aus den Departements kamen auch von allen Seiten zur rechten Zeit herbei, und die Demagogen wurden bezwungen. Die Paris zu Hülfe gezogenen Nationalgarden kehrten voll Abscheu vor dem Bürgerkrieg und dem Barrikadenkampf in ihre Heimath zurück. Sie waren Zeugen gewesen von der Wuth der in der Hauptstadt zusammengedrängten Arbeiterhaufen, die durch unsinnige Lehren, oder durch wirkliches Elend gestachelt, sich für unversöhnliche Feinde des Eigenthums und des Kapitals erklärten. — Zwar hatte man sie diesmal geschlagen, war aber Hoffnung da, sie von ihren Irrthümern zu bekehren? ihre geistigen Schäden zu heilen? War der Kriegszustand der Hauptstadt das Mittel Frankreich zu beruhigen und zu befriedigen? — Von nun an begriffen die Provinzen, daß sie, und nur sie den bürgerlichen Verein retten könnten. Vorab verlor man alles Zutrauen zur Nationalversammlung und zur Regierung. Ueberall fühlten die Einwohner das Bedürfniß sich einander zu nähern, sich zu einigen. Freiwillig traten sie zusammen unter der Führung erfahrener Männer. Auf ganz einfache und natürliche Weise geschah nun, was durch Gesetze nie herbeigeführt werden kann. Zwischen den Männern, die zur Vertheidigung der Ordnung und des Gesetzes zusammengetreten waren, bildete sich von selbst eine Art von Hierarchie nach dem guten Ruf, der Erfahrung und den dem Vaterland geleisteten Diensten. Man stritt nicht mehr wie sonst über politische Meinungen, Ansichten, Systeme und Farben; alle Parteien und Classifikationen verschwanden, man sah endlich ein, daß sie zu nichts führten. — Unter dem Einfluß dieser merkwürdigen Bewegung erfolgten schon die Wahlen zu den Municipalitäten und den conseils généraux in den Departements. Welcher Unterschied zwischen diesen Wahlen und denen, welche vier Monate zuvor in denselben Departements vorgenommen worden waren! In den größeren Städten wurden nur Männer gewählt, die sich unter der Restauration und unter Ludwig Philipp durch Eifer, Kenntnisse und Erfahrung ausgezeichnet hatten; ausgeschlossen wurden Alle, die an der Februarrevolution hingen. Auf dem Lande legten die Leute ihre früheren Vorurtheile gegen die großen Grundeigenthümer ab. Sie gingen vielmehr zu ihnen und baten sie die Communalverwaltung zu übernehmen. Ihr natürlicher Verstand sagte ihnen, die besten Vertheidiger und Vertreter der öffentlichen und gesellschaftlichen Ordnung seyen immer die, welche bei der Unordnung am meisten zu verlieren haben. So nahmen viele hochstehende und reiche Männer, die sich 1830 aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatten, kleine Stellen als Maires oder Municipalräthe an. Die Wahlen für die conseils généraux hatten noch mehr Bedeutung. Darin traten die alten Notabilitäten des Landes wieder auf, ehemalige Pairs von Frankreich, Deputirte, vom gouvernement provisoire suspendirte Magistrate. — Allgemein war die Mißbilligung im Lande, als Paris entschied, daß künftig Frankreich nur Eine Kammer als Nationalrepräsentation haben solle. Man kannte Frankreich und die Franzosen im Innern des Landes besser als die Redner im demokratischen Parlament. In diesem Sinn war auch die Antwort des Landes auf jene falsche Theorie. Merkwürdig zeigte sich der Verstand und der richtig unterscheidende Blick, womit die Wahlen in den Departements vor sich gingen. Die Candidaten wurden mit sicherer Unterscheidung für Niederes und Höheres gewählt: die einen für die Municipalräthe, die andern für die Departementalräthe. Man berücksichtigte dabei ihren Charakter, die Art ihrer Kenntnisse und Erfahrungen, besonders aber ihr früheres Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 251. Freitag den 19. Oktober 1849.

— O thou goddess,
Thou divine nature, how thyself thou blazon'st
In these!

Shakespeare.

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortsetzung.)

Unterdeß versuchte ich ablenkende Fragen und Gespräche und fand auch hier innerhalb seines beschränkten Kreises Gemüth, rein menschliche Theilnahme und Urtheil, als ich ihr von dem Elend der großen Städte erzählte, wo sie nur nicht begriff, warum die Menschen sich von so überfüllten und ungesunden Orten nicht entfernten, um nach Tirol zu kommen, wo noch so Viele Platz hätten. Die „Gebildeten" glauben immer mit Geld ein begangenes Unrecht oder einen erwiesenen Dienst ablösen zu können, eigentlich nur, um auf überlieferte Weise sich zufrieden zu stellen. Auch mir blieb nichts anderes übrig; als ich endlich scheiden mußte, schenkte ich ihr ein nicht unansehnliches Geldstück und sagte ihr, sie solle es bewahren und fleißig dazu sparen zu ihrer „Aussteuer." Sie kannte zuerst die Bezeichnung nicht; als ich meine Meinung ihr näher verständigt hatte, bemerkte sie: sie werde nicht heirathen, wiewohl sie es möchte, und es ihr überhaupt zum Leben gehörig zu seyn schien. Die jungen Bursche müßten alle Soldaten werden und kämen dann selten zurück in ihre Heimath; wo sollten ihnen die Männer herkommen? Als ich ihr nicht ohne unterdrückte Bewegung zum Abschiede die Hand reichte, schien eine Wolke des Unmuths über ihr Gesicht zu ziehen. Ich war vielleicht der Einzige in ihrem Leben, der ihr von andern Ländern und weitern Hoffnungen geredet, ferne, ungeahnte Möglichkeiten in ihr geweckt hatte. Da stand nun dieses schöne, kerngesunde Mädchen vor mir, mit den besten, vielseitigsten Kräften für's Leben, die nie entwickelt werden, mit einer Kraft der Treue und Aufopferungsfähigkeit, die das wahrhaft Schätzenswerthe und Liebenswürdige am Menschen ist: ein Wesen, dazu verurtheilt, nie zu erreichen, was sie sollte, nie zu erlangen, was sie wünschen darf! Wenn die Natur unzählige Keime ausstreut, welche nie aufgehen, so ist die Verschwendung in der Geisterwelt noch viel größer und räthselhafter. Wenn der begabteste, gepflegteste Mensch nicht wird, was er werden könnte, wenn er sich statt dessen in allerlei angekünstelte Verkehrtheiten hineinarbeitet, wie sollen wir klagen, indem wir jenem gegenüber das reichste, gesundeste, lebensfähigste Geisteswesen verkümmern sehen in Nichtbeachtung! Das ist die ernste Frage, der tiefere Kern der communistischen Wünsche, die wenigstens die kranke Stelle kennen, wenn sie auch ihre grelle Bezeichnung und die Rache des Unmuths darüber schon für das Heilmittel halten. Diese gottgemäße Befreiung der Persönlichkeiten, diese Zufriedenstellung in ihrer gesunden Geistigkeit wollte das Christenthum der Menschheit zubereiten; aber die ernstweltliche Seite seines Evangeliums muß noch anbrechen.

Dergleichen halbtraurige Gedanken beschäftigten mich auf dem Rückwege, wo ich am Ufer des Inn, über Felsen und Nebenpfade dahinsteigend, einen nähern Weg zur Stadt zurück nahm. Die Abendnebel stiegen zu den Bergen vom Flusse auf; der Umblick über das enge Thal den Inn hinabwärts war ernst und erhaben. Eine Veste, Kronburg, ein Wallfahrtsort der Umgegend, wie mich meine Tirolerin belehrt hatte, auf einem steilen, zuckerhutähnlichen Felsen über dem Strome liegend, beschloß den Horizont; übrigens rings umher hohe Kuppen, scheinbar ohne

Digitized by Google

Ausgang. Tiefe Abendeinsamkeit um mich her: ein Bergfalke, über den Inn daher fliegend, suchte schreiend sein Nest; der einzige sonst vernehmliche Laut war das Rauschen des schon dunkelnden Stromes unter mir. Es war mir, wie immer bei solchen Gelegenheiten tiefer Natureinsamkeit, wohl, klar und gefaßt. Der betrachtende Mensch gleicht einer stetig leuchtenden Fackel in der Finsterniß umher; von ihm erst empfangen die Gegenstände ihr Licht, er beseelt und genießt sie; aber zugleich hält er sein bewußtes Wesen ihrem Wechsel gegenüber fest, der an ihm vorbeizieht, der ihm nichts anhaben kann.

Auf dem weitern Rückwege, den ich zulezt über ein Dörflein beeilte (Stanz, glaube ich, genannt), holte ich ein Mädchen ein, welches zum Rosenkranze in die Stadtkirche ging. Auch diese war wohlgebildeten Wesens und verständig. Sie erzählte mir ihr und der Ihrigen einfaches Leben: ihr Vater, Flößer und Zimmermann, geleitet die Holzsendungen gen Innsbruck hinab, und im Winter schneidet er Kienspäne, welche auf dem Lande statt der Lichter dienen. Garten- und Viehzucht fallen ihr und der Mutter zu. Sie sind arm, das wenige baare Geld, welches der Vater vom Tagelohn seines Flößgeschäftes erwirbt, wird durch Kleidung und Abgaben verzehrt; sie leben vom Brode des Welschkorns, von Kartoffeln und Käse; Fleisch kommt fast nie auf ihren Tisch. Ich suchte ihr, um meinen vorigen Fehler wieder gut zu machen, unsern begünstigteren Stand herabzusetzen: sie sey gesund und stark und eigentlich ohne Sorgen, wir oft kränklich, unruhig strebend und von manchen Aengsten und Nöthen heimgesucht, von denen sie keinen Begriff hätte. Sie ließ es sich wohl gefallen und meinte, man könne mit dem Platze zufrieden seyn, auf welchen Gott und seine Heiligen uns hingestellt.

So schloß die kleine Wallfahrt harmonisch und beruhigend. Durfte ich mich nicht rühmen, „in der besten Gesellschaft“ gewesen zu seyn? Auch der spätere Abend verdarb nichts daran. Ich verbrachte ihn unter allerlei österreichischen Militärgesprächen, die den leichten Sinn und die etwas lockern Sitten dieses Standes, aber auch gelegentlich den Ernst dieses Berufes an den Tag legten. Es war meine Tirolerin in höherer Potenz. Auch wurden bei Gesang und Musik eifrigst Proben vom Polkatanze abgelegt, die grotesk genug ausfielen und sich sehr zu ihrem Vortheile von unsern nackten Ballpolkas unterschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Waterloo.

(Schluß.)

Am 17ten ist Waffenruhe auf beiden Seiten. Beide Armeen nehmen ihre Stellungen ein. Napoleon wendet sich mit seiner Hauptmacht gegen die Engländer und läßt Grouchy zur Beobachtung Blüchers bei Wavre zurück. Dieser glaubt das ganze Blüchersche Armeecorps vor sich zu haben, während ihm nur das von Blücher detachirte Corps des Generals Thielemann gegenüber steht. Am 18. Morgens fällt der Regen in Strömen. Erst gegen zehn Uhr erhellt sich der Himmel. Franzosen und Engländer stehen auf dem Schlachtfelde von Waterloo einander gegenüber. Napoleon, die feindliche Armee kampfgerüstet erblickend, bricht in die Worte aus: »Ah, je les tiens enfin, ces superbes Anglais!« Im Vertrauen auf Blüchers Wort nimmt Wellington die Schlacht an. Die Gerechtigkeit muß selbst der Franzose den Britten widerfahren lassen, daß sie mit den Hannoveranern, Braunschweigern, Nassauern und Belgiern wie Mauern standen. Aber Nachmittags hatte Wellington alle Reserven in's Feuer gezogen. Der Wald von Soignies zeigte das Bild eines Rückzugs. In Brüssel machte man sich fertig die Franzosen zu empfangen.

In der ersten Schlachtlinie stand noch am 18. Oktober 1815 jener merkwürdige Baum, bekannt unter dem Namen Arbre Wellington. Unter ihm, den feindlichen Kugeln am meisten ausgesezt, stand der brittische Feldherr den ganzen heißen Tag des achtzehnten. Wüthend suchten die Franzosen auf Mont-Saint-Jean vorzudringen und die Schlachtlinie der Engländer zu durchbrechen. Ney an der Spitze von drei Kolonnen wirft sie bis nach Haye Sainte zurück. Dreimal wechselt das Loos der Schlacht. Nur Ein Engländer stand, ohne seine Position zu verändern, am Morgen, am Mittag, am Abend fest, wie der Baum, an den er sich lehnte: es war Wellington. Oft von seinem ganzen Stabe getrennt, sah er zweimal die Flucht der Seinen und endlich ihren Sieg. Doch soll er zwischen drei und vier Uhr Nachmittags mehreremal ausgerufen haben: »Where is Blucher! where is Blucher!« Dieser Baum ist jezt ebenfalls verschwunden. Nach Einigen hat ihn ein Lord gekauft und ihn auf seine Besitzung verpflanzt; nach Andern waren es englische Spekulanten, die aus seinem Holze Dosen, Tische, Sessel u. s. w. drehen ließen, um sie in London zu verkaufen, ein Geschäft, das sich gut rentirte und vermuthlich wie jener Reliquienhandel nie endet. Es gehört zu meinen theuersten Erinnerungen, noch unter dem Baum gestanden und von hier aus das Schlachtfeld übersehen zu haben.

Wenn der französische Reisende dem Muthe, der Standhaftigkeit und Ausdauer der Engländer volle Anerkennung widerfahren läßt, so ist er dagegen um so ungerechter gegen die Preußen. Er räumt ihnen einen gar zu leichten Sieg ein. Ohne ihre Dazwischenkunft wären zwar die Engländer geschlagen gewesen; was ist das aber für ein Verdienst, mit ungeschwächten Kräften eine Armee wie die französische anzugreifen, die bereits

Digitized by Google

durch zwölfſtündigen Kampf ermattet war! — Daß doch der beleidigte Nationalſtolz ſo blind gegen die Wahrheit macht! Die Schlacht ſtand zwar ſehr zweifelhaft für die Britten, und ohne die Preußen wäre ihr Rückzug auf Brüſſel unvermeidlich geweſen, aber geſchlagen waren ſie um vier Uhr ſo wenig, daß die Franzoſen noch keine ihrer Poſitionen weggenommen, die ſchon verlorenen die Engländer wieder erobert hatten. Nur waren ihre Reihen ſehr gelichtet und es drohte der Augenblick der Entſcheidung günſtig für die Feinde auszufallen.

Blüchers Heer ſoll ungeſchwächt geweſen ſeyn, und doch hatte es den ganzen 16. bei St. Amand und Ligny mit der größten Ausdauer gekämpft, hatte ſich fechtend und geordnet zurückgezogen und nahm ſchon am 18. den Kampf wieder an. Ehre der preußiſchen Tapferkeit und Ausdauer! Hätte eine franzöſiſche Armee daſſelbe vermocht? Es ſey uns erlaubt daran zu zweifeln. So ungeſtüm tapfer die Angriffe der Franzoſen ſind, ſo leicht erlahmen ſie, ſtellt ſich ihnen kaltblütiger Heldenmuth und Ausdauer entgegen. Sagt doch ſelbſt Napoleon auf St. Helena von ihnen: »Les Français ne savent pas se retirer; une fois en déroute ils vous glissent dans la main.« — Bülows Corps marſchirte im forcirteſten Marſche, um noch an dem Kampfe Antheil zu nehmen. Mein verehrter Freund, General v. Rhaden, der ſich bei dieſem Corps befand, verſichert in ſeinen „Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten," daß der Feldherr gezwungen war den erſchöpften Truppen auf eine Stunde Raſt zu gönnen.

Es fällt dem Franzoſen gar zu ſchwer den Preußen die Entſcheidung des Siegs zuzuſchreiben. Er gibt ihnen daher noch zwei Alliirte, den Zufall und den Verrath des einen Generals der vor der Schlacht zu dem Feind überging (Bourmont), ſo wie das Ausbleiben des andern (Grouchy), und ſchließt mit dem pathetiſchen Ausrufe: „Gott hat ſie gerichtet!" — Wie ſchwer iſt es doch Geſchichte zu ſchreiben und die Wahrheit an den Tag zu bringen! General Excelmans, der an jenem verhängnißvollen Tage bei Grouchys Corps die Kavallerie commandirte, lebte im Jahr 1818 einige Zeit in Frankfurt und ich war ſein Arzt. Wir ſprachen oft über Waterloo, von wo damals die Kanonade ſo deutlich nach Wavre hinüberdröhnte, daß Excelmans den Marſchall beinahe fußfällig bat nach der Richtung des Schalls aufzubrechen und dem Kaiſer zu Hülfe zu eilen, der unaufhörliche Kanonendonner verrathe eine große Schlacht. Vergebens! Grouchy blieb unerbittlich. „Der Kaiſer," erwiederte er, „hat mir meine Poſition hier angewieſen. Ich habe Blücher vor mir; ich darf ohne Befehl meine Stellung nicht verlaſſen. Es laſtet eine zu große Verantwortlichkeit auf mir." — Grouchy täuſchte ſich, denn ihm ſtand nur Thielemann gegenüber. Napoleon täuſchte ſich, er hielt Grouchy für geſchlagen. Hätte er ahnen können, daß dieſer noch an der Spitze eines Corps von 40,000 Mann ſtand, er hätte zu Paris anders gehandelt.

Die Entfernung zwiſchen Grouchy und der Hauptarmee war auch zu bedeutend, als daß jener hätte zur rechten Zeit eintreffen können. Auch hier habe ich einen Augenzeugen anzuführen. Der polniſche Oberſt Jenowitz, der ebenfalls geraume Zeit in unſerer Stadt lebte, und am Tage der Schlacht bei Napoleon Adjutantendienſte that, hat mich zu wiederholtenmalen verſichert und darüber auch eine Broſchüre erſcheinen laſſen, wie er vom Kaiſer an Grouchy mit der Ordre abgeſchickt worden, ungeſäumt zu ihm zu ſtoßen. Der Boden ſey aber von dem Nachts in Strömen fallenden Regen ſo durchweicht geweſen, daß er mehrmals mit dem Pferde geſtürzt, und als er am Abend beim Marſchall eingetroffen, habe er ſchon flüchtige Offiziere von der Armee des Kaiſers mit der Nachricht von der verlorenen Schlacht vorgefunden.

Ehe ich mich von jener merkwürdigen Epoche trenne, will ich noch einer Aeußerung des Grafen Las Caſes gedenken, die ich oft aus deſſen Munde hörte. So oft auf St. Helena von Waterloo die Rede war, brach der Kaiſer in die Worte aus: »Croyez-moi, dans la bataille de Waterloo les peuples se sont suicidés eux-mêmes!« — Ich konnte nicht umhin, dem treuen Gefährten Napoleons darüber meine Verwunderung, wie meine Zweifel zu äußern: „Wie, Napoleon, von Elba zurückgekehrt, wäre ſo durchaus ein Anderer geworden, daß er es mit der Freiheit der Völker redlich gemeint haben ſollte! Lag die Bürgſchaft für dieſe Freiheit denn je in ſeinem Charakter? War nicht ſein Standpunkt während der hundert Tage ein ganz falſcher, und hätte ein Mann wie Napoleon mit zwei widerſpenſtigen Kammern regieren können?" — „Napoleon," lautete die Antwort, „war ein Kind des Volks. Er hatte ein Herz für ſeine Intereſſen, ſeine Wünſche, ſeine Neigungen. Er hat es ja oft genug geäußert: Nicht die Alliirten haben mich vom Thron geſtürzt, ſondern die freiſinnigen Ideen. Ich hatte mich in meiner Zeit geirrt und bin ein ganz Anderer von Elba zurückgekehrt. Ich allein konnte den Völkern die wahre Freiheit ohne Gefahr für die Fürſten bringen. Ich hatte dazu den Beruf, die Macht wie die Kraft!"

Guter, treuer Las Caſes, Mann mit den grauen Haaren und dem kindlichen Herzen, für dich war Napoleon kein Menſch, er war dein Gott! Glaube mir, hätte er bei Waterloo geſiegt, er wäre bald wieder der Alte geworden. Nein, ſeine Miſſion war vollendet, ſeine Seite in den Annalen der Weltgeſchichte vollgeſchrieben. Aber ſein Märtyrthum auf Helena hat ihm viele feindliche Herzen verſöhnt und die Tage, die ihm folgten, dienten wahrlich nicht dazu, die Epopöe der ſeinigen zu verdunkeln. A. Clemens.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Burgund, September.

(Fortſetzung.)

Paris und die Provinzen.

Die Männer für die Departementalräthe wurden beſonders unter denen gewählt, die ſich am meiſten durch Talent und bereits geleiſtete Dienſte ausgezeichnet hatten. Dabei nahmen die Wähler immer Rückſicht auf freie, unabhängige Stellung, den Glanz eines berühmten Namens, das Andenken an eine untadelhafte ehrenvolle Vergangenheit, unabhängiges Vermögen. So zeigte das Volk ſehr richtigen Inſtinkt für den Nutzen und die Verſchiedenheit einer Deputirten- und einer Pairskammer, eines Ober- und eines Unterhauſes; es ließ ſich auch in dieſer Beziehung nicht mehr durch die Vorurtheile, Einſeitigkeiten und Irrthümer der Demokratie leiten. — Immer ſichtbarer wurde es, daß die Nationalverſammlung keine Rückſicht auf die Stimmung des Landes nahm, vielmehr von einer Verblendung zur andern fortſchritt, bis ihr auf einmal, aber zu ſpät, ein helles Licht aufging. — Im Sommer 1848 war das Departement der untern Charente in großer Bewegung. Zur Beitreibung der Steuer der 45 Cent. wurden Zwangsmaßregeln angewendet. Die ſchon durch den Stillſtand der Arbeit und der Geſchäfte verarmten, überdieß über die Exceſſe der rothen Republikaner unwilligen Einwohner weigerten ſich die außerordentliche Steuer zu bezahlen. Mitten in dieſer Volksgährung wurde der Name Ludwig Bonapartes von einigen Bauern auf dem Markte laut ausgeſprochen. Es war gerade der Tag vor der Wahl eines Deputirten für das Departement. Dieſer Name wirkt wie ein elektriſcher Schlag, in einem Augenblicke geht er von Mund zu Mund und darauf ruft das aufgeregte Volk: vive l'Empereur! Schnell dringt der Ruf von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte. Es knüpfen ſich daran die Erinnerungen nicht bloß an den Ruhm Frankreichs in der Kaiſerzeit, ſondern auch an den energiſchen Willen, womit Napoleon die Hyder der Revolution und der Demagogie erſtickt und erdrückt hatte. — Vom Lande gingen die Leute begeiſtert zur Wahl in die Stadt. Die Maires ziehen an der Spitze ihrer Gemeinden; Fahnen mit dem Namen Ludwig Bonapartes werden aufgeſteckt, der Prinz wird zum Repräſentanten des Volks ernannt. Aehnliches geht im Departement der Yonne vor, und ſelbſt in Paris. — Die Nationalverſammlung verſtand in ihrer Verblendung dieſe merkwürdige Stimmung des Volkes nicht, oder ſie täuſchte ſich wenigſtens über ihre Bedeutung. Sie meinte, es genüge ihr entgegenzuarbeiten und ſie zu unterdrücken. Sie nannte dieſe Volksſtimme le caprice d'une foule ignorante. Die Herren vergaßen aber dabei ganz das allgemeine Wahlrecht, das ſie ſelbſt dem Volk gegeben hatten, und das ſie ihm nun wieder nehmen und unter nichtigem Vorwand der Nationalverſammlung vindiciren wollten. Bald ſah man aber ein, daß ſich dieß bei der impoſant gewordenen Volksſtimme in den Provinzen nicht thun laſſe. Das Volk dagegen vergaß nicht den böſen Willen und den mißtrauiſchen Verſuch, ſeine Wahl zu beſchränken oder irrezuleiten. Es war dieß ein großes Glück für den an ſich höchſt unbedeutenden Ludwig Bonaparte, deſſen Name jetzt die Loſung aller Oppoſition wurde, vollends als die Nationalverſammlung die Unklugheit beging, bei der Präſidentenwahl den durch ſeinen Namen, ſeine Familie und ſeine politiſchen Verbindungen ganz der Revolution angehörigen General Cavaignac als Candidaten Louis Bonaparte entgegenzuſtellen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Böhmen, Oktober.

(Fortſetzung.)

Weckelsdorf.

Das verfloſſene Jahr hat viel geändert, und heute würde der Beifall für ein ſolches Gedicht ausbleiben, wenn auch der darin ausgeſprochene chriſtliche Grundgedanke, daß die Wahrheit uns von der Lüge der Geſchichte befreien und zur Freiheit, zur Humanität führen müſſe, noch heute wie immer ſeine Geltung behalten muß. — Der Prälat Rotter hat übrigens an dem damaligen neuen Geiſte der Zeit die ſchlimmſten Erfahrungen gemacht. Er reiste bald nach dem Benedictsfeſte zu dem ſich verſammelnden Landtage nach Prag, und hatte bei den dortigen ſpätern Ereigniſſen, welchen das Bombardement von Windiſchgrätz ein Ende machte, von dem augenblicklich herrſchenden czechiſchen Fanatismus an Perſon und Eigenthum die empörendſten Brutalitäten zu erdulden. — Das Stift hat durch die neue Zeit auch anſehnlichen Schaden gehabt. Seine fetten Einkünfte ſind durch die Ablöſung der bäuerlichen Robotdienſte in der Herrſchaft um vieles magerer geworden; allein ich hörte doch, der Schade ſey nicht ſo groß, als ich ihn bedauert hatte.

Die Reiſe ging fort nach dem fabelhaften Weckelsdorf. Es iſt ein anſehnlicher Marktflecken, dem Grafen Nummerskirchen gehörig. Schon in der Ferne zeigen ſich die dahinter liegenden Höhenzüge mit den zerklüfteten grauen Sandſteinmaſſen bekränzt, welche in ihrer großartigen, ſeltenen Geſtaltung ein Thal einſchließen, wie es vielleicht kein zweites auf Erden gibt. Aber ſelbſt in der nächſten Nähe hat der Beſucher kaum eine ſchwache Vorſtellung von dieſer eigenthümlichen Naturſchöpfung, die ihre ungeheuern ſtaunenswerthen Geheimniſſe nur Schritt um Schritt entwickelt. Im Gaſthauſe, wo wir einkehrten, um einen Führer in das Felſenlabyrinth mitzunehmen, blätterten wir in dem Fremdenbuche, und fanden hin und wieder enthuſiaſtiſche Atteſte über die Großartigkeit des gehabten und uns bevorſtehenden Naturgenuſſes. Wir brachen auf. Der Weg führt Anfangs durch ein weites anmuthiges Wieſenthal mit dem Hinblicke auf die gewaltigen Felſenkronen der es weiterhin einſchließenden Höhen. Immer mehr verengt ſich das Thal; die nackten ſchroffen Felsmaſſen ziehen ſich mehr in daſſelbe hinab und treten dem Auge näher. Ein reinlicher geebneter Sandpfad zieht ſich an ihrem Fuße hin, und der ſtaunende Wanderer ſchreitet auf ihm ohne die geringſte Beſchwerde weiter durch das erhabene Felſentheater, mit dem der berühmte Cadersbacher Steinwald in der That nicht zu vergleichen iſt. — Bei dem ſich mehrenden Beſuche hat der Grundherr, Graf v. Nummerskirchen, ſich dieſes Jahr das große Verdienſt um die reiſende Welt erworben, daß er den frühern mühevollen Naturpfad durch dieſe Felſenwunder ſo bequem wie in einem Parke anlegen ließ. Felsſpalten und Abgründe ſind überbrückt und ſonſt ſchwer zugängliche Punkte mit ſichern Stiegen an ſchützenden Mauern verſehen. Auch ein Schweizer Häuschen in einem der Gründe, wo Erfriſchungen eingenommen werden können, ſoll in dieſem Jahre noch fertig werden. Hinter demſelben beginnen die großartigſten Partien, deren Myſterien eine in der Felswand angebrachte Thür verſchließt, und bei der Oeffnung der Pforte erhebt der angeſtellte Führer ein kleines Eintrittsgeld als Beiſteuer zum Wegebau und zu deſſen Unterhaltung.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 252. Sonnabend den 20. Oktober 1849.

The bloody proclamation to escape,
That follow'd me so near, taught me to shift
Into a madman's rags.

Shakespeare.

Die Incantada.

Eine Erzählung von Franz Kugler.

Wer hätte in dem phantaſtiſchen Wanderer, der beim früheſten Morgen einſam und irr über die Hügel des alten Macedonierlandes hinſtürmte, den ehrenwerthen brittiſchen Maler James Stuart erkennen mögen! Von europäiſch civiliſirter Tracht, von Haarbeutel, Puder, Schnallen, und was ſonſt dazu gehörte, war nichts an ihm zu finden. Er erſchien wie ein Eingeborner des Landes; doch hatte er den langen rothen Kaftan, der ihn am ſchnelleren Laufen hinderte und ihn ſeinen Verfolgern ſchon von weitem ſichtbar machen konnte, von ſich geworfen und auch ſeine übrige Tracht, ſo gut er es in der Haſt vermochte, abenteuerlich entſtellt. Die bunte Schärpe hatte er um den Feß geſchlungen; ihre Enden flatterten ihm ſeltſam um das Haupt. Ausgeſandte Spürer hätten ihn nicht ganz leicht wieder erkennen mögen. Immer aber war es ihm, als höre er noch den Ruf der Meute, die zur Nachtzeit ſeine Spur verfolgt hatte; wie ein aufgeſcheuchtes Wild war er ſtundenlang querfeldein geflohen.

Die Sonne war bereits emporgeſtiegen, als er auf eine breite Heerſtraße gelangte. Nicht weit vor ihm ſchritten einige Männer hin, die einen mit Gepäck beladenen Eſel führten. Stuart wünſchte nichts ſehnlicher, als ſich irgend einer ſichern Begleitung anzuſchließen, mußte aber befürchten, daß ſeine einſame Erſcheinung, zumal bei ſeinem ſeltſamen Anzuge, Befremden und Verdacht erregen möchte. Dem vorzubeugen, und wohl wiſſend, wie der Orientale dem Wahnſinnigen Theilnahme und ſelbſt Ehrfurcht zu zollen pflegt, beſchloß er ſich verrückt zu ſtellen. Er hatte jene Männer bald erreicht und führte, ſie begrüßend, ſein Vorhaben mit allerlei wunderlichen Geberden und Worten aus, wie ſie ihm der Augenblick gerade eingab. Die Liſt gelang vollkommen; die Leute empfingen ihn, wenn auch nicht ohne eine gewiſſe Scheu, doch mit freundlichſtem Wohlwollen. In kurzer Friſt hatte er zu ſeiner größten Freude von ihnen herausgebracht, daß man ſich auf der Straße nach Salonichi befinde. Auf ſeine hingeworfene Aeußerung, daß auch er dorthin gehe, luden ſie ihn freiwillig ein, in ihrer Begleitung zu bleiben, was er gern annahm. Es waren friedliche Einwohner von Salonichi, Griechen, die von Cares kamen, dem Hauptorte jenes merkwürdigen, unfern gelegenen Kloſterſtaates, welcher die Halbinſel des Berges Athos einnimmt; ſie hatten dort allerlei Schnitzwerk, wie es die Kalojeren, die „guten Väter" vom heiligen Berge anfertigen, eingekauft, um daſſelbe in Salonichi weiter zu verhandeln.

So ſchritt man gemeinſchaftlich des Weges hin. Stuart, durch die glücklich überſtandene Gefahr zur heiterſten Laune angeregt, vergnügte ſich daran, ſeine Rolle als Wahnſinniger mit Kunſtgeſchick weiter zu ſpielen. Er ließ ſich in allerlei fabelhaften und wunderbaren Reden vernehmen, in denen es wie ein Zug geheimnißvoller Weisheit durchklang, deren Deutung er ſeinen Begleitern überließ. Sie blickten ihn mit ſcheuer Ehrfurcht an. Als aber Stunde auf Stunde hinging und die Sonne allgemach eine erhebliche Glut zu verbreiten anfing, da verſagte ihm die Luſt zu weitern Orakelſprüchen; die Anſtrengungen der Nacht

Digitized by Google

machten ihr Recht geltend, und er ſehnte ſich herzlich nach einiger Raſt. Eine dichte Platanengruppe zur Seite des Wegs, unter deren Schatten eine friſche Quelle hervorſprudelte, mochte ſchon manchen müden Wanderer beherbergt haben. Es bedurfte keiner Aufforderung von ſeiner Seite, um auch den Begleitern die Annehmlichkeit des Platzes begreiflich zu machen. Man beſchloß die Zeit der Mittagshitze hier abzuwarten, da man auch mit dieſer Verzögerung Salonichi noch zur guten Stunde erreichen konnte. Man lagerte ſich möglichſt bequem, öffnete den Speiſeſack und theilte auch Stuart wohlwollend von deſſen Inhalte mit.

Unter den Griechen befand ſich ein junger Mann mit feinen, aber etwas düſtern und trüben Geſichtszügen. Er war Stuart um ſo mehr aufgefallen, als er auf dem ganzen Marſche keinen Theil am Geſpräche genommen hatte, vielmehr ſchweigend und in ſich gekehrt hinter den Andern hergegangen war. Wohl aber hatte Stuart bemerken können, wie er ihn bei ſeinen phantaſtiſchen Orakelſprüchen jedesmal mit beſonderer Aufmerkſamkeit und einer eigenen Art von Forſchbegierde betrachtet hatte. Jezt, nachdem man die einfache Mahlzeit eingenommen, und als ein jeder ſich behaglich zur Ruhe ſtreckte, zog jener eine Geige hervor und fing an leiſe Melodien zu ſpielen, wie ſie Griechen oder Zigeuner mit Geige, Guitarre und Clarinette wohl zum Tanz aufzuſpielen pflegen. Es war keine ſonderliche Kunſt darin, weder in den Melodien noch im Vortrage, doch wußte der junge Menſch in ſein einfaches Spiel einen gewiſſen ſchwermüthigen Ausdruck zu legen, der Stuart auf eigenthümliche Weiſe anzog. Die Uebrigen ſchienen aber nicht eben ſo zu empfinden, oder ſie waren das Spiel ihres Genoſſen ſchon hinlänglich gewohnt. „Dimitri!“ ſo rief ihm der Aelteſte unwillig zu, „was ſtörſt du uns jezt, wo wir erfriſchenden Schlummers bedürfen! Laß das! auch ohne deine Tanzweiſen kannſt du die Wache halten.“

Der junge Mann gehorchte augenblicklich und ſteckte die Geige wieder ein. Die Uebrigen hatten ſich dem Schlummer bald hingegeben. Stuart wäre gern ihrem Beiſpiel gefolgt; doch fühlte er ſich von all den vorangegangenen Ereigniſſen innerlich zu ſehr angeregt; er konnte keinen Schlaf finden. Als Dimitri bemerkte, daß er wach blieb, ſchlich er ſich in ſeine Nähe, ihn ſcheu anblickend, als habe er ihm etwas mitzutheilen, was er doch nicht auszuſprechen wage. Stuart leitete das Geſpräch mit unbedeutenden Dingen ein; dann fragte er ihn, was er auf dem Herzen habe.

„Ach ja!“ begann jener, „ich hab's wohl geſehen, Bruder, du biſt nicht von hier, du biſt aus fernem Lande und ſprichſt nicht wie die Andern; du weißt viel was die Andern nicht wiſſen; du beſitzeſt geheime Wiſſenſchaften, die ſie nicht kennen. — Sieh, Bruder,“ fuhr er zutraulicher fort, „der Dimitri muß ein bitteres Geheimniß mit umhertragen, und er ſucht und ſucht, und kann es nicht löſen. Darum bin ich mit den Männern hingezogen zum heiligen Berge, ihr Gehülfe zu ſeyn bei ihren Einkäufen, aber ich gedachte den guten Vätern auf dem heiligen Berge, die ſo viel Bücher haben, in denen viele Wiſſenſchaften aufgezeichnet ſind, und deren Geſchäft es iſt, Tag für Tag in den Büchern zu leſen und die Wiſſenſchaften zu lernen — ihnen gedachte ich mein Geheimniß vorzulegen und ſie um die Auflöſung zu bitten. Aber ſie wollten mich an ihrer Wiſſenſchaft nicht Theil nehmen laſſen. Einen fragte ich, und noch einen, und noch einen, und jeder ſagte mir, ich ſey ein Thor, daß ich in ſolche Dinge eindringen wolle.“

(Fortſezung folgt.)

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortſezung.)

IV. Von Finſtermünz nach Meran.

Am 21. Auguſt bald nach fünf Uhr aufgebrochen in hellem Haufen und in wenigſtens ziemlich anſtändiger Geſellſchaft. Ich hatte mir einen Platz im Coupé des Wagens erſtritten und kam ſo neben einem jungen engliſchen Ehepaare zu ſitzen, welches mir ſchon am vorigen Tage im Vorübergehen aufgefallen war. So das Oberinnthal hinauf in einer im Ganzen einförmigen Gegend. Der Inn ſtrömt daher zwiſchen waldbewachſenen Bergen weder von beſonderer Höhe noch von abwechſelnder Form. Nur militäriſch wichtig iſt, wie wir erfuhren, der Engpaß am Waſſer zwiſchen Fließ und Pruz, bei der Pontlazbrücke. Ein kleiner Heerhaufen Franzoſen und Bayern, welche von Landeck aus in's Vintſchgau geſchickt werden ſollten, um daſſelbe zu entwaffnen, wurde hier von den Bergen aus angegriffen, ein guter Theil durch wohlgezielte Schüſſe und herabgeworfene Felsſtücke getödtet; der Reſt kapitulirte. Bei meinem Reiſebuchſchreibenten,* der es faſt wörtlich aus Murrays bekanntem »Itinerary« abgeſchrieben hatte, das mein engliſcher Reiſegefährte bei ſich führte, fand ſich dieſe Begebenheit mannigfaltig ausgeſchmückt, beſonders durch den Zuſaz, daß bei dieſem Ueberfalle ein lange

* „J. Reichl Reiſehandbuch für Salzburg, das Salzkammergut, Tirol.“ Berlin 1845, welches im Ganzen zu empfehlen, in ſeinen einzelnen Angaben aber nicht immer zuverläſſig iſt.

Digitized by Google

angelegter Plan und hineinlockende Hinterliſt obgewaltet habe. Ganz anders erzählte uns ein Profeſſor aus Feldkirch, der aus Prutz gebürtig, jezt ſeine Vakanz zu Hauſe genoß, hier an Ort und Stelle ſelbſt, auf der Treppe vor dem Wirthshauſe, die Begebenheit als Augenzeuge, indem er mit dem Finger uns die verſchiedenen Angriffspunkte bezeichnete. Auch in dieſem Falle, wie ſonſt bei noch entſcheidenderen Begebenheiten, hat der (ſogenannte) Zufall die Sache herbeigeführt, keine künſtlich geſchürzte Verſchwörung.

Es war im Auguſt des Jahrs 1809; das Land ſchien unterworfen und ſollte entwaffnet werden. Der Unwille darüber in den Thälern umher war groß; eine kleine Schaar von Bauern lauerte der heranziehenden Colonne auf und feuerte aus ſichern Verſtecken auf ſie. Dieſe, ſtatt raſch vorzurücken, machte Halt und gab deſto mehr Blöße, und ſo wurde plözlich in allen Dörfern und Thälern umher Sturm geläutet. Schon in der nächſten Nacht waren die Bewaffneten aus den Seitenthälern des Oberinnthals zuſammengeſtrömt und beſezten alle Höhen. Um eilf Uhr Morgens kapitulirte die feindliche Schaar. Der alte Geiger, jezt 82 Jahre alt, damals improviſirter Anführer, ſoll nach der Verſicherung jenes Profeſſors noch im Dorfe Ladis leben und gelegentlich die Umſtände in bezeichneter Weiſe erzählen. Da der einfache Profeſſor kaum die Relationen der ſpätern Geſchichtſchreiber des Tiroler Freiheitskampfes kennt, ſo gebe ich jene Erzählung wegen ihrer Naivetät und innern Wahrſcheinlichkeit zu freier Vergleichung. Auch hier beſtätigt ſich die wichtige und bezugreiche Lehre, daß die Weltbegebenheiten aus weit einfacheren, aber innerlicheren Motiven hervorgehen, als die nachherige hiſtoriſche Auslegung es begreifen will. Eine allgemeine Volksſtimmung iſt keine Verſchwörung; es bedarf einer ſolchen gar nicht, wo jene vorhanden: die zum gemeinſamen Werke Verſchworenen ſprießen dann unverſehens hervor.

Während der Raſt des Wagens ſpazierte ich viel mit einem jungen tiroler Adeligen, der in Innsbruck das Jus ſtudirte. Dabei kam mancherlei über den innern Zuſtand des Landes zum Vorſchein. Ich faſſe hier alles zuſammen, was ich damals und bei vielen andern Gelegenheiten darüber erkundete. Tirol leidet noch immer an den Landesſchulden, welche ihm die „Befreiungs"-Kriege von 1805 und 1809 zugezogen haben, und das geldarme Volk wird durch die an ſich nicht übermäßigen Steuern hart gedrückt. Die Geldarmuth rührt aber her von dem gänzlichen Stocken alles größern Verkehrs, von dem Mangel an Ausfuhr, beſonders ihrer trefflichen und im Ueberfluß vorhandenen Weine. Dabei iſt der Mangel an baarem Gelde ſo groß, beſonders im ſüdlichen Tirol, daß das fremde Silbergeld im gewöhnlichen Verkehr ein bedeutendes, dem Lande ſehr nachtheiliges Agio erhält. Aber auch allerlei Verfaſſungswidrigkeiten hat die Regierung allmählig ſich beikommen laſſen. Sie hat verfaſſungsmäßig ſich verpflichtet, keine ausländiſchen Truppen in's Land zu laſſen; jezt iſt es bedeckt mit denſelben, welche dem Bauern für eine ſehr geringe Entſchädigung als monatelange Einquartierung ſehr läſtig fallen. Es ſollten keine ſtehenden Truppen im Lande ausgehoben und ſeine Schützen nie aus Tirol herausgezogen werden; jezt iſt ein Regiment Schützen errichtet worden, welches in dieſen Tagen nach Italien abmarſchirt iſt. Man murrt nicht gerade und macht nicht lebhafte Oppoſition, woran es hier zu Lande an jedem Organ fehlen würde; aber die Stimmung bleibt eine gedrückte, die Liebe zu Oeſterreich eine zweifelhafte.

Auch die Prieſterfrage kam wieder zur Sprache. Mit der Pfarrgeiſtlichkeit und auch mit den Kapuzinern, von denen das Land voll iſt, ſey man ſehr zufrieden. Wie ſehr jene vom Volke äußerlich verehrt werden, durch Handküſſe und Kniebeugungen, davon konnte ich mich in jedem Augenblicke überzeugen, aber ſie iſt der Mehrzahl nach auch brav, ſittenſtreng und wohlthätig. Mit den Jeſuiten dagegen kann ſich Niemand befreunden; Erbſchleicherei, Einmiſchung in alle weltlichen Angelegenheiten, Verdrängung der andern Orden wird ihnen Schuld gegeben, ihr Einfluß auf Univerſität und Schule ſoll lähmend ſeyn; kurz auch hier die bekannten Anklagen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Oktober.

(Fortſezung.)

Die Sandſteingewölbe von Weckelsdorf.

Indem man in dem Felsgehänge ringsum zunächſt zwiſchen einem wilden Steinzerwürfniſſe wegſchreitet, wird das Toben des darunter hinſtürzenden Waldſtromes gehört, der durch eine Felſenſpalte unter dem ſogenannten Wegſteine auch geſehen werden kann. In dem ſich nun öffnenden engeren Thale iſt eine der erſten intereſſanten Sandſteinmaſſen der ſogenannte Thränenſtein, weil zu allen Zeiten tropfenweis Waſſer herabrieſelt. An einem Abgrunde hin,

Digitized by Google

in welchem der Waldbach rauſcht, führt der Weg nun auf der einen Seite des jetzt noch ziemlich breiten Thales dicht an den thurmhohen, ſenkrecht abfallenden Felsgebilden hin, welche dieß- und jenſeits theils durch ihre Maſſenhaftigkeit und kühne Stellung, oft ſcheinbar im Widerſpruche mit dem Geſetze des Gleichgewichts, theils durch ihre ſeltſame Krönung des Gipfels fortwährend den ſtaunenden Blick feſſeln. — Der Führer nimmt dabei jedesmal eine feierliche Stellung an und nennt mit angelerntem gellendem Tone den Namen des Felſengebildes, auf den es nach einer oft nur ſehr entfernten Aehnlichkeit mit irgend einem Gegenſtande von ihm oder Andern getauft worden iſt, wie die Wundergeſtalten in Ubersbach. Hier wie dort muß die Phantaſie zur Herausfindung der Aehnlichkeiten oft ungebührlich zu Hülfe genommen werden, und das ganze gewerbliche Erklärungsgeplärre iſt widerwärtig in einer ſo großartigen Schöpfung, wo die Natur ſelbſt bei jedem Schritte mit Millionen Zungen redet, wenn der denkende, ſie erforſchende und verſtehende Freund ihr naht. Einem Solchen verdirbt oder zerſtört das Geſchwätz des Führers den großen, in ſeiner Art einzigen Eindruck, ſtatt ihn zu leiten. — Da wurde auf und an den ewig ſchweigenden ſchwarzgrauen Felſenmauern und Rieſenſäulen, wegen der Aehnlichkeit der Felsgruppen mit aufgehäuften Säcken, bald ein Getreidemarkt, bald ein Wollmarkt aufgezeigt. Anderswo mußte man ſich einzelne Felsgeſtalten als Kanzel, Fleiſcherbeil und dergleichen anpreiſen laſſen. Der gewöhnliche Verſtandesmenſch, der in dem erhabenen Ganzen eben nichts weiter als ſolche meiſt weit herbeigezogene Aehnlichkeiten bewundern will, findet dabei überraſcht ſeine Rechnung, und es macht ihm alles vielen Spaß. Manche Steingebilde in der Höhe gewähren auch wirklich, beſonders aus einiger Ferne von unten geſehen, einen äußerſt täuſchenden Anblick, z. B. die ſogenannte „Braut von Braunau," eine von der Natur auf dem thurmhohen Felſen geſchaffene Steinfigur, welche einem ſitzenden Mädchen gleicht. Das Haupt mit dem gewöhnlichen Kopfputze der Braunauerin iſt der Gegend der Stiftsſtadt zugewendet; daher der Name des Steinbildes. Auch das Jägerhaus, die Uhus, das Rebhühnchen ꝛc. ſind intereſſante Gebilde von täuſchender Aehnlichkeit. — Die Hauptſache iſt aber der durch das Ganze ſich aufdrängende und leitende Grundgedanke, wie ſeltſam hier der urſprüngliche Schöpfungsprozeß gewaltet hat, wie ungeheuer der geſtaltende Kampf der Elemente bei der Zerklüftung der Sandſteinmaſſen geweſen ſeyn muß, wie viele Millionen Jahre dazu gehörten, daß Luft und Waſſer in beſtändiger Arbeit dem großen Felſentheater alle die wunderbaren Scenen, Gruppen und Figuren ankünſteln konnten, welche uns in ein andächtiges Staunen verſetzen. — Der gedankenvolle poetiſche Wandler ſieht auch wohl in der großen wilden Zerriſſenheit dieſes Thales in Höhe und Tiefe, in der Zerklüftung der majeſtätiſchen ſchroffen Felſenmauer oben, im Fichtengrün und dem Sturzbach unten, ein wahrhaftiges Abbild der jetzigen Zuſtände Europas. Aber das Gleichniß paßt nur auf einen Moment; denn wenn auch das Leben der Völker ewig iſt, wie die Felſen ihrer Länder, ſo iſt es doch nicht ſtarr und ſtumm wie ſolche todte Rieſenbilder, es pulſirt in ewigem Wechſel und in beſtändiger Bewegung.

(Schluß folgt.)

Aus Burgund, September.

(Fortſetzung.)

Paris und die Provinzen.

Die Nationalverſammlung kannte die Provinzen und den dort herrſchenden Geiſt nicht, ſie ahnete nichts von dem in Frankreich erſtarkten Widerſtand gegen die Pariſer Tyrannei. Dabei darf man Folgendes nicht überſehen. Der ruhmgekrönte Name Napoleons erſchien in dieſer Nacht allgemeiner Unordnung, allgemeinen Umſturzes wie ein heller Leuchtthurm, der in den Hafen führen könnte, wie es Napoleon am 18. Brumaire zu Frankreichs Rettung, Glück und Ruhm gelungen war. Man glaubte im Namenserben des Kaiſers wenigſtens die Tradition ſeiner Macht zu finden. Selbſt die altbourboniſche Partei in den Provinzen ſtimmte häufig für Bonaparte, denn vor Allem wollte auch ſie Sicherheit und Ordnung. So allein iſt es erklärlich, daß der durch ſeine Perſönlichkeit unbedeutende Mann ſechs Millionen Stimmen, Cavaignac dagegen, der Candidat der Nationalverſammlung, trotz ſeiner großen Verdienſte bei Bekämpfung der Juniusinſurrektion, kaum anderthalb Millionen erhielt. Und ſechs Millionen Stimmen laſſen ſich nicht durch Wahlumtriebe gewinnen, ſie können nur aus einer herrſchenden Stimmung der Einwohner hervorgehen. Bei dieſer Wahl vereinigten ſich die einflußreichſten Journaliſten aus den Departements in Paris, nicht um ſich da unter Befehl zu ſtellen, wie dieß wohl vor dem 24. Februar geſchehen wäre, ſondern um die bedeutendſten Männer der gemäßigten Partei über die wahre Stimmung der Provinzen aufzuklären. Sie ſprachen ſich darüber in einem trefflichen Manifeſt entſchieden aus und erklärten, Ludwig Bonaparte ſey ihr Candidat. Sie ſprachen ſich ſo aus voll Vertrauen in ihre Kraft, mitten in der Hauptſtadt und im Angeſicht der Pariſer Preſſe, die ſeit undenklichen Zeiten ohne allen Widerſpruch geherrſcht hatte. — Faſt zu gleicher Zeit traten die Conseils généraux zuſammen. Auch ſie zeigten entſchiedene Oppoſition gegen Paris, aber auch Mäßigung. Der früher ſo enge, alle Politik ausſchließende und auf die niedere Adminiſtration beſchränkte, ganz im Sinne der Centraliſation vorgeſchriebene Wirkungskreis der Conseils généraux wurde ſchnell und ungeſtüm überſchritten; die große Politik des Landes und des Volks wurde herrſchend und die kleine Adminiſtration verſchwand. Man ſtritt ſich nicht mehr wie ſonſt Tagelang über die Claſſificirung der Wege, über die Ausbeſſerung der Straßen, über die Aufmunterung der Pferdezucht, über die Wiederanpflanzung ausgegangener Bäume u. ſ. w.; man dachte fortan nur an die Gefahr und die Leiden des Vaterlandes. Man dachte nur an die Pariſer Mai- und Juniinſurrektion, man ſuchte die Mittel, um die Rückkehr ſolcher Ereigniſſe unmöglich zu machen, oder ſie durch das ſchnelle, kräftige Einſchreiten der Provinzen zeitig zu unterdrücken. Man fragte ſich, ob die Anarchie in Paris nun entſchieden beſiegt, ob nicht ein neuer Verſuch zu fürchten ſey? was zu thun wäre, wenn ſolche Zuſtände wiederkehrten? ob die Departements auch künftig unthätig und unbewaffnet dem Deſpotismus irgend einer neuen Revolution in Paris unterworfen bleiben ſollten, wie am 24. Februar? — Allgemein dachte man für dieſen Fall auf Widerſtand gegen Paris. In den Handels- und Fabrikſtädten Rennes, Lille, Angers, Bordeaux, Nouen und Amiens wurden heftige Reden gehalten. Da hieß es: „Hören wir endlich auf, das Joch von Paris zu tragen; dulden wir nicht, daß einige tauſend Verſchworene nach Willkür über das Schickſal von fünfunddreißig Millionen verfügen; geſtatten wir nicht, daß eine Handvoll ſchlechter oder irregeführter Leute die Unthätigkeit oder Feigheit der Einwohner, den Schrecken einiger, die Nachſicht vieler, beſonders aber die Unerfahrenheit der Regierung benutzt, um ſich des ehrwürdigen Raumes der Nationalrepräſentation zu bemächtigen und die Deputirten des Landes daraus zu verjagen."

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 253. Montag den 22. Oktober 1849.

Ungeheuer iſt die Felswand von Finſtermünz, die über den Gebäuden aufſteigt. Die ganze Schlucht mit den wilden braunen Schroffen, aus denen harſam die Tannen aufſprießen, mit dem rauſchenden Fluß tief unten und der ſchmalen Decke blauen Himmels oberhalb, zuſammen mit den einſamen Reſtchen, die ſich die Menſchen in dieſe drückende Enge hereingebaut, macht einen nicht gemeinen Eindruck.

L. Steub.

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortſetzung.)

So kann eine Reaktion gegen dieſen merkwürdigen Orden ſelbſt in dieſem allerkatholiſchſten Lande nicht ausbleiben; aber ſeine ſo einzige, ſo unübertrefflich centraliſirende Organiſation kann ihn plötzlich zu einem andern machen, wenn er ſieht, daß die bisherige Form ſein Untergang iſt. Der berühmte Spruch: sint ut sunt, aut non sint, braucht bei ihm gar nicht das lezte Wort zu bleiben. Ich halte es für einen Mißverſtand ſeiner Gegner wie ſeiner Pfleger, daß er immer nur ein äußeres Rüſtzeug für die Kirche ſeyn müſſe. Kann dieſe, wie ſich ſicherlich finden wird, nur durch geiſtige Wiedererneuerung, durch freiere Umgeſtaltung den andern Mächten des Lebens gewachſen bleiben, ſo wird ſich dadurch dieſem Orden auch eine höhere Miſſion aufthun, die er nicht wird ablehnen können.

Unter ſolchen Geſprächen waren wir endlich gegen die Poſt Finſtermünz gelangt. Etwa eine halbe Stunde vorher paſſirt man auf einer Brücke ein Schweizer (Graubündner) Zollhaus, zum Weiler Schalkl gehörend, an ſich wenig intereſſant. Aber der Bach, der ſich hier durch die hohen Kalkberge eine Kluft gebrochen hat, und die Kluft ſelbſt ſind äußerſt merkwürdig. Es iſt ein ganz ſchmaler Schlund, ſteilabwärts in die himmelhohen Felſen geſchnitten, wie in einen Käſe, ohne daß das Waſſer links und rechts den mindeſten Platz übrig ließe. Es iſt der Taminaſchlund im Kleinen, aber viel enger und tiefer, und es bleibt ein intereſſantes geologiſches Problem, auch nur annähernd die Zeitdauer auszumitteln, wann der Fluß angefangen haben muß, den ungeheuern Felſen bis zu dieſer gewaltigen Tiefe durchzuſpülen. — Bei Finſtermünz ſelbſt erreichen die Felſen eine ganz ungewöhnliche Höhe und Steilheit; ſie engen dadurch den Inn ſo gewaltig ein, daß er in einem rechten Winkel um eine Ecke ſich beugend plötzlich in ein anderes Nebenthal ſich hineinwirft und nun mit etwas veränderter Richtung gegen Norden zu nach Landeck abfließt. Der Weg, mitten durch dieſe Engen am Fluſſe ſich hindurchwindend, geht plötzlich vom linken auf das rechte Ufer über, auf einer Brücke, welche von einem alten Caſtell und Feſtungsthurme vertheidigt iſt; ein jezt ſchadhaftes Fallgatter konnte den Weg völlig verſperren. Gegenwärtig iſt jedoch Alles verfallen und die untern Räume ſind in ein Brauhaus, zum „Bräu von Finſtermünz" verwandelt. Die Vernachläſſigung dieſer militäriſchen Poſition fiel mir auf; ich ſollte jedoch ſogleich den Grund erfahren.

Gleich darauf folgt eine der erhabenſten Bergpartien, nur der Via mala zu vergleichen. Der Weg, hinter Finſtermünz das Innthal verlaſſend, erhebt ſich mit kühnem Schwunge links aufwärts gegen die ſteilen Felſen; eine bedeckte Galerie, über welche ein Waſſerfall herſtürzt, ſchützt im Winter vor den herabfallenden Lawinen; der Inn murmelt weit unten in der Tiefe und man blickt von der Höhe hinein in die Berge des Unter- und Oberengadin, von welchen der Inn herſtrömt, und die in den kühnſten Formen übereinander gethürmt ſind; die Eisberge des Septimer mit den Silſer Seen, den Quellen des Inn, begrenzen die Fernſicht. Aber ſogleich wendet ſich die Straße links um eine ſteile Ecke und wir ſind in eine andere

Digitized by Google

Felsſchlucht eingepreßt, die ein Flüßchen, der „Stillebach" durchſtrömt. Die ſteil herabhängenden Wände laſſen kein Ufer, der Weg iſt in den Felſen geſprengt und an der engſten Stelle mit einer Citadelle geſchüzt, welche den Eingang hermetiſch verſchließt. Dieſes bewundernswürdige Bauwerk, welches die Oeſterreicher hier in aller Stille angelegt haben, vertheidigt die Zugänge des Landes ſo gründlich, daß man alle früheren Befeſtigungen eingehen laſſen konnte, während es mit einer Compagnie Beſatzung vollſtändig zu halten iſt: ein Ehrenbreitſtein im Kleinen, im verlaſſenſten Winkel der Welt, und mitten in der Gebirgseinöde ſo überraſchend, daß es wie ein bewaffnetes Epigramm uns entgegenſpringt. Es hat die Form eines Montalembertſchen Thurmes, gerade über dem Fluß gebaut, der darunter in einem Waſſerfalle ſich daherſtürzt; die Kaſematten ſind in den Felſen gehauen, das Ganze eng mit dem Felſen verwachſen und aus demſelben Geſtein. Schießſcharten für Kanonen und Kleingewehr umgeben das Ganze, regelmäßig vertheilt, und eben darum maleriſch das Gebäude zierend; oben als höchſtes Bollwerk ein runder Thurm mit Schießöffnungen für die Schüzen, um ſicher und weit oben und unten hin die Schüſſe in's Thal zu ſenden; gegenüber eine kleine Kaſerne, weiter oben ein Pulverhaus; 25 Mann die ganze Friedensbeſatzung.

Wir gelangten endlich, noch höher ſteigend, auf die Gebirgsfläche, welche die Waſſerſcheide zwiſchen dem adriatiſchen und dem Nordmeere bildet, eine kahle Hochebene, 4100 bis 4500 Fuß hoch, von noch höheren Spizen umſtarrt, welche nach der Nordſeite Schnee zeigen, weiter hinten Gletſcher verbergend, aus welchen Bäche abfließen theils nach Norden in den Inn, theils ſüdlich in die Bergſeen, aus denen die Etſch entſpringt. Weiter hinten die berühmten Oezthalferner, welche jedoch von dieſer Seite unzugänglich ſind. Der erſte Ort auf der Höhe iſt Nauders, ein armes Kirchdorf mit einem abſeits liegenden ſtattlichen Schloſſe, Raudersberg, dem Sizе eines Landgerichts. Nur Viehzucht kann beſtehen und weniger Haferbau; auch kam es uns empfindlich kalt vor mitten im Auguſt. Ein Bauersmann, übrigens luſtig genug, ſchilderte mir ſeinen Zuſtand mit wenigen Worten: „Neun Monate Winter, drei Monate kalt, nur Haferbrod, Käſe und Milch zum Leben." Welch eine Situation für einen wohlſtudirten Gerichtsbeamten, an dieſen Sizе der Gerechtigkeit verſezt zu werden! Aber die Straße ſteigt noch höher, gegen das Oertchen Reſchen zu, wornach die ganze Gebirgshöhe Reſchen-Scheidegg heißt. Von hier aus wendet ſich der Weg ſanft und allmählig der andern Seite Europas zu, und plözlich erblickt man auch eine neue Gebirgs- und Waſſerwelt. Der Ortler (12,400 Fuß hoch, der höchſte Berg der rhätiſchen Alpen) erhebt ſich mit ſeiner Hauptſpize, tief bis an ſeinen Fuß mit ewigem Schnee bedeckt, in regelmäßig koniſcher Geſtalt, reicht aber noch weit rechtshin mit andern Gebirgsrücken und Spizen, eine wohl noch ziemlich undurchforſchte Gebirgswelt.

(Fortſezung folgt.)

Die Incantada.

(Fortſezung.)

Dimitri hielt inne. „Und in welche Dinge wollteſt du eindringen?" fragte Stuart. — „Sieh, Bruder," fuhr der junge Grieche fort, „es gibt manchen Zauber in der Welt, manchen böſen, übermächtigen Zauber, und wer ihn löſen ſoll, von dem wird viele Weisheit gefordert. Du weißt es, Menſchen können verzaubert werden in Thiere und in Pflanzen und in Steine. Sage mir, und du machſt Dimitri zum glücklichſten Menſchen: wie wird ſolcher Zauber gelöst? wie wird denen, ſo in Stein verwandelt und lange Jahre qualvoll gebunden waren, wie wird ihnen Athem und Seele und Liebeskraft zurückgegeben?"

Dimitri hatte die lezten Worte mit leidenſchaftlicher Stimme geſprochen und ihn mit beiden Händen heftig gefaßt; ſeine Augen leuchteten in heftiger Glut. Stuart bemerkte erſt jezt, daß ihm, der den Wahnſinn nur ſpielte, hier Einer gegenüberſtand, deſſen Gemüth von Bildern, wie ſie nur wirkliche Geiſtesſtörung erzeugen mochte, erfüllt war. Er befand ſich in einer nicht ganz unbedenklichen Lage; indeß ſchien es ihm am gerathenſten, mäßig und vorſichtig auf die phantaſtiſchen Ideen des jungen Mannes einzugehen.

„Und du kennſt," fragte er, „ſolche Steine, die einſt Menſchen waren gleich uns, mit Fleiſch und Bein?" Dimitri ſtuzte einen Augenblick, indem er Stuart argwöhniſch anblickte. Bald aber heiterten ſich ſeine Züge wieder auf. „Ich traue dir, Bruder!" rief er. „Du wirſt nicht hingehen, wenn ich nicht da bin, du wirſt deine geheime Kunſt nicht ohne mich zur Ausführung bringen. Gib mir deine Wiſſenſchaft! die Klagen, die ich mit den Klängen meiner Geige ausſprach, mochten ja nimmer den harten Stein erweichen!" — „Laß mich's überlegen," erwiederte Stuart. „Die Wiſſenſchaft iſt ſchwer und ich muß meinen Geiſt ſammeln. Laß mich ruhen und auf das Flüſtern der Platanen lauſchen. Vielleicht daß mir der Geiſt Etwas offenbart. Laß mich jezt ruhen und ſtöre mich nicht." — Dimitri zog ſich ehrerbietig zurück. Stuart legte ſich

Digitized by Google

auf's neue zur Raſt nieder. Die ſeltſame Lage, in der er ſich befand, überdenkend, fühlte er allmählig die müden Glieder ſich löſen. Er ſchlummerte ein.

Die Sonne hatte ſich bereits geſenkt, als ihn die lauten Stimmen ſeiner Reiſegenoſſen wieder weckten. Man rüſtete ſich zur Fortſetzung der Wanderſchaft. Stuart ſprang empor, von dem kurzen Schlummer neu gekräftigt und von der Hoffnung neu gehoben, nun bald das Ziel ſeiner Irrfahrt erreicht zu haben. Dimitri machte ſich in ſeiner Nähe zu ſchaffen und ſah ihn mit dem Ausdruck fragender Bitte an. Stuart legte den Finger auf den Mund. „Der Geiſt hat in dunkeln Worten geſprochen," flüſterte er ihm zu. „Doch habe Geduld, Dimitri, einſt wird das Geheimniß ſich löſen."

Die Geſellſchaft ſetzte ſich auf's neue in Bewegung. Die Straße fing an ſich zwiſchen den wellenförmigen Hügeln, welche der Landſchaft einen etwas eintönigen Charakter gaben, allmählig abwärts zu ſenken. Je weiter man kam, um ſo mehr bebaut und gepflegt zeigte ſich der Boden. Hier und dort waren Arbeiter auf dem Felde beſchäftigt; Alles kündigte an, daß man ſich einem volkreichen Platze, für deſſen Bedürfniſſe die Umgegend mit zu ſorgen habe, nähere. Endlich, nach etwa zweiſtündigem Marſch, öffnete ſich das Thal und der glänzende Spiegel des Golfs lag vor den Blicken der Wanderer, links die mächtige Stadt Salonichi mit ihren Kuppeln und Minarets ſich den Uferhügel empor breitend und auf der Höhe von einer feſten Citadelle bekrönt. Zahlreiche Schiffe lagen auf der Rhede; aus dem Frankenviertel der Stadt winkten die Fahnen der europäiſchen Conſulate dem europäiſchen Wanderer ein gaſtliches Willkommen entgegen. Das ganze reiche Bild ſpielte bei dem Schein der abendlichen Sonne in wunderſamen Lichtern und Farben. Die Männer hielten einen Augenblick inne. Stuart fühlte ſich bei dem unerwarteten Anblick in tiefer Seele ergriffen.

Er hatte ſchon darauf Bedacht genommen, das Spiel der abenteuerlichen Rolle, mit welcher er vor den Reiſegenoſſen aufgetreten war, leiſe und unvermerkt herabzuſtimmen. Er wußte es, daß England hier, an einem der wichtigſten Handelsplätze der Levante, ein bedeutendes und einflußreiches Conſulat beſaß, und es kam ihm nunmehr alles darauf an, ſich unverzüglich, bevor ihn irgend ein neues Wirrſal erfaßte, unter den Schutz des britiſchen Conſuls zu begeben. Die Reiſegefährten fanden in ihrer ſchlichten Gutmüthigkeit nichts Verfängliches darin, als er ſie, gelegentlich noch einzelne phantaſtiſche Worte dazwiſchen werfend, vorſichtig über die Verhältniſſe von Salonichi, den dortigen Handel, den Aufenthalt der fremden Conſuln und namentlich über das britiſche Conſulat auszuforſchen begann. Sie gaben ihm nach beſtem Wiſſen Beſcheid.

In kurzer Friſt hatte man ſich der Stadt genähert. Zur Seite des Weges, nahe am Ufer des Golfs, erhob ſich eine Gruppe hochgewölbter Kaſtanien, in deren Schatten ein Kaffeewirth ſeine Bude aufgeſchlagen hatte. Die Gefährten ſagten Stuart, daß die vornehmen Franken, die in Salonichi wohnten, dieſen Punkt ausgewählt hätten, um ſich hier täglich in der Stunde vor Sonnenuntergang zu verſammeln und ſich der kühlenden Seeluft oder eines erfriſchenden Bades zu erfreuen. In der That bemerkte Stuart dort, als man in geringer Entfernung vorüber zog, mehrere Männer, deren Geſichtszüge und ganzes Weſen, trotz der üblichen orientaliſchen Kleidung, welche ſie trugen, doch ſofort Söhne des europäiſchen Weſtens erkennen ließen. Er bat die Gefährten, einen Augenblick zu verweilen, und ging raſch auf die Franken zu. Wenige Worte reichten hin zur Verſtändigung mit dieſen und namentlich mit dem britiſchen Conſul, der ſich glücklicherweiſe unter ihnen befand. Da der letztere ſich überzeugte, daß er hier einen der Hülfe ſo bedürftigen wie würdigen Landsmann vor ſich habe, ſagte er Stuart alle Unterſtützung zu und bot ihm unverzüglich das eigene Haus zur Wohnung an. Stuart ſäumte nicht das freundliche Anerbieten dankbar anzunehmen. Doch noch ſtanden die Reiſegefährten mit ihrem Eſel am Wege, ſeiner harrend. Stuart eilte zu dieſen zurück und gab ihnen fröhlichen Muthes Aufſchluß über die ſeltſame Rolle, zu der er ſich in ihrer Begleitung veranlaßt geſehen; er dankte ihnen für ihre Theilnahme und reichte ihnen für den Dienſt, den ſie ihm geleiſtet, einige Piaſter. Verwundert und erſtaunt wußten ſie auf eine ſo plötzliche Verwandlung kaum ein Wort zu erwiedern; doch nahmen ſie die Silberſtücke, die ihnen unvermuthet beſchert wurden, gern an und ſteckten ſie eilig ein, als fürchteten ſie, daß auch mit dieſen wieder eine Verwandlung vor ſich gehen möchte. Dann trieben ſie ihre Thiere an und ſchritten weiter.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Böhmen, Oktober.

(Schluß.)

Die Sandsteingewölbe von Weckelsdorf.

Zu der vorhin erwähnten Thüre in der dem Pfade quer vorliegenden Felsmauer, zu der man sonst durch eine unbequeme und ziemlich gefährliche Kletterpartie gelangte, führt jetzt eine bequeme Steintreppe. Man tritt nun in das eigentliche Heiligthum des Wunderthales, mitten in die hier mehr aneinander gedrängten ungeheuern Felssäulen selbst, welche links zu zerklüfteten Massen zusammengewachsen sind, während sie rechts ihre schroffe Reihenfolge fortsetzen. Es führen jetzt Stiegen, Brücken und Schutzmauern über den vielfach zerrissenen Felsboden, wo bisweilen Gruppen gelber Veilchen blühen. Das Thal ist zur wirklichen Felsenhalle geworden, in welche mitunter geräumige Grotten, Höhlen und verdeckte Gänge ausmünden. Diese todtstillen Klüfte sind wie geschaffen zum Wohnsitze erhabener Mysterien, zu Zufluchtsorten gegen die Verfolgung. Im Hussiten- und dreißigjährigen Kriege haben sie auch den protestantischen Flüchtlingen dazu gedient; indeß soll auch einmal eine Räuberbande diese Höhlen bevölkert haben. — Der geschwätzige Führer nennt einen der Vorplätze den Domhof, eine gewaltige Felsmasse mit einem Eingange den Münster, und stört das Todesschweigen dieser Klüfte bald hier, bald da durch einen Pistolenschuß. Von einem hohen Felsenstandpunkte herab, hält er auch wohl zu einer Erhöhung des Trinkgeldes eine Rede an die hochverehrten Reisenden, und zu dem für sie am Schlusse ausgebrachten Lebehoch accompagnirt ein Horniß mit schmetternden Tönen. — In den schwarzgrauen Felsengängen ist alles Leben erstorben, doch die ewig schöpferische, ewig haushälterische und schmückende Natur klebt an die kahlen, kühlen Felsenwände immer noch hie und da eine seltene Alpenpflanze, wo nur noch ein Gedanke von Nahrung, ein paar Staubkörnchen und ein Wassertropfe, wenn auch nicht ein einziger Sonnenstrahl vorhanden ist. — Das Felsenlabyrinth verschließt wie ein Zauberschloß das groteske Thal, und nur durch einen Höhlengang gelangt man in ein anderes, anstoßendes Thal, zu dem eine Stiege hinabführt. Ein aus Steinplatten gebildeter Weg führt rechts an einem schattigen Laubwäldchen hin über eine kleine feuchte Wiese, während links noch in langer Mauer sich die Fortsetzung der mit Adersbach zusammenhängenden phantastischen Felsenwelt hinzieht. Sobald man um die Ecke des Wäldchens biegt, erweitert sich das Wiesenthal in reizendster Mannigfaltigkeit der Umsichtspunkte. Auf dem niedern vorliegenden Höhenkamme winkt eine Felspyramide zu weiter Fernsicht in das gesegnete Böhmenland, und rechts bildet in malerischer Ruhe ein Dörfchen den Hintergrund gegen das offene Land. — Die Abendsonne überglänzte bereits die Gegend, und wir schlossen hier die Wanderung, indem wir auf demselben Wege zurückkehrten. Man kann bei guter Zeit indeß noch zu den Trümmern des Bergschlosses Bischofstein gehen, und von da auf einem andern Wege durch die Felsen zurückkehren. — Der geistreiche Verstorbene hat irgendwo gemeint: die Wunder von Adersbach zu sehen, sey eine Reise von fünfhundert Meilen werth. Darauf sage ich: die Felsenwunder von Weckelsdorf zu sehen, ist dann eine Reise von fünfzehnhundert Meilen werth. — Ich will zugeben, daß es in dem Adersbacher Steinwalde mehr einzelne phantastische Felsgestalten gibt, welche irgend einer gesuchten Aehnlichkeit näher kommen. Aber der Schauplatz ist beschränkt, eine einzige kühle pflanzenreiche Schlucht, die man in kurzer Zeit durchwandert, und mit einer Felsenquerwand geschlossen findet. Es sind hier nur die Felsgebilde allein, welche die Bewunderung in Anspruch nehmen. In Weckelsdorf ist es das großartige Theater schon an sich, das stundenlange, tiefe und ziemlich breite Thal mit seiner ganzen phantastischen, grotesken Deforation, mit seinem Sturzbache, seinen dreimal höhern Felssäulen, seinen Felsgängen und der Felsenburg zum Schlusse.

Aus Burgund, September.

(Schluß.)

Paris und die Provinzen.

Die Provinzen denken nicht an Verschwörung oder Föderalismus, sie sagen es aber offen und mit Ueberlegung, was ein allgemein gefühltes Bedürfniß Frankreichs ist; die Provinzen haben jetzt denselben Willen, wie einst die Provinzen Galliens, sie wollen nicht, daß ferner Rom alle ihre Interessen verschlinge. Solche und ähnliche Gedanken wurden in ganz Frankreich laut und die Provinzen kamen alle in Folgendem überein: die conseils généraux der Departements sollen sich künftig sogleich vereinigen, wenn die Nationalversammlung gewaltsam aufgelöst werde; überdieß sey es nöthig, daß die administrative Centralisation aufhöre. Die Departements Gironde, untere Seine, Pas de Calais, Eure, Nord, la Manche, Ille und Vilaine, Oise und mehrere andere nahmen diese Vorschläge an und operiren jetzt darnach. Ehemals waren die conseils généraux nicht öffentlich, nun wurden sie allen zugänglich. Dadurch und durch ihre ganz veränderte Richtung und Thätigkeit wurden sie eine Art von Provinzialparlamente oder Provinzialstände. Die Leute strömten in Menge herbei und hörten stundenlang mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Es entwickelte sich schnell ein wahrer öffentlicher Geist in Frankreich, wo vor Kurzem nur ein Pariser öffentlicher Geist zu finden war. Diese würdige, ich möchte sagen großartige Haltung macht auch in diesem Augenblick die conseils généraux anziehender als das politische Gerede vieler Pariser Zeitungen. Unverkennbar ist bei diesen die üble Laune, die ihnen die Emancipation der Provinzen verursacht. Sie können sich auch nicht verbergen, daß daraus eine ganz neue Politik und Geschichte Frankreichs hervorgehen wird. — In manchen Departements bildeten sich auch bei Gelegenheit der conseils généraux Ausschüsse zur Vorbereitung der allgemeinen Wahlen. Sie stehen in Verbindung mit den Arrondissementsausschüssen, an denen die tüchtigsten Männer des Bezirks Theil nahmen. Es hat sich auch in dieser Beziehung ein ganz anderer öffentlicher Zustand gebildet. Der politische Einfluß der Hauptstadt auf die Provinzen ist größtentheils gelähmt. Paris hat seine Macht auf launenhafte Weise mißbraucht, und darüber sind die Provinzen mißtrauisch geworden; sie haben ihrerseits Zutrauen auf ihre Kraft gewonnen, ja sie sind drauf und dran sich bei einer neuen schicklichen Veranlassung der Regierung zu bemächtigen und sie in irgend eine Provinz zu entführen, um sie unabhängig von Paris zu machen. — Durch diese mächtige Erhebung der Provinzen hat die Nationalversammlung viel in der öffentlichen Meinung verloren. Louis Bonaparte ist jetzt Präsident der Republik als laute Protestation von sechs Millionen Franzosen gegen die Männer des 24. Februars. Das Ministerium erkennt jetzt, daß die Schwerkraft und Macht nicht mehr in der Majorität der Nationalversammlung, ebensowenig in der Bevölkerung von Paris liegt, sondern daß es seine Stütze in der Meinung der Provinzen suchen muß. — Diese Errungenschaften der Provinz sind groß und müssen allen guten Franzosen Muth einflößen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 254. Dienstag den 23. Oktober 1849.

— Vernimm
Aus Einer Freveltat der Griechen ganze Tücke.
Schiller
nach Virgil.

Die Incantada.

(Fortsetzung.)

Dimitri blieb stehen und hielt Stuart unwillig fest. „Und du willst," begann er zürnend, „du willst mir die Lösung des Geheimnisses nicht sagen? du willst Dimitri, der dir vertraut hat, seiner Qual überlassen?" — „Ei, Freund!" rief Stuart lachend; „man soll dem Heiligen freilich keine Kerzen und dem Kinde keine Brezeln versprechen. Der Geist, glaub' es mir, er hat mich über das Geheimniß im Dunkeln gelassen." — Mit einem schnellen Ruck machte er sich von ihm los. Dimitri stand eine Weile mit gekreuzten Armen da, das Auge düster auf den Boden geheftet, dann folgte er den Andern langsam nach.

In dem Hause des Herrn Paradise — dieß war der Name des britischen Consuls von Salonichi — fand Stuart die gastlichste Aufnahme. Nach langer Entbehrung genoß er hier zum erstenmal wieder das Vergnügen, an einem Familienleben Theil zu nehmen, welches sich nach europäischer Weise bewegte, getragen durch feine, gesellige Bildung und inniger verbunden durch jene abgeschlossene Stellung, auf welche sich die Franken in der Levante zurückgeführt sehen. Mit lebhafter Theilnahme vernahmen Paradise und die Seinen die Erzählung der Schicksale, welche ihren Gast zu ihnen geführt.

Stuart war von jener Sehnsucht nach den Wundern der alten griechischen Kunst, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so manche edlere Gemüther erfüllte, schon früh lebhaft ergriffen gewesen. Zur Anschauung ihrer Werke zu gelangen, die Gesetze ihrer Schönheit den Zeitgenossen auf's neue zum Bewußtseyn zu bringen, war ihm als eine beneidenswerthe Lebensaufgabe erschienen. In einem Kreise gleichgesinnter junger Künstler, die sich in Rom zusammengefunden, hatte er in Gemeinschaft mit Nicholas Revett den Entschluß gefaßt, Griechenland selbst zu bereisen, die dortigen Denkmäler aufzusuchen und ausführliche bildliche Aufnahme von ihnen anzufertigen. Bei den damaligen Zuständen Griechenlands mochte die Ausführung eines solchen Unternehmens gewagt und selbst gefahrvoll erscheinen; doch fühlten sich die Freunde von der Begeisterung für das gesteckte Ziel über die etwaigen Bedenken hinaus getragen; auch hatten sie die Freude, als sie ihren Plan veröffentlichten und zur Unterzeichnung auf das über die Denkmäler herauszugebende Werk aufforderten, lebhaften und vielseitigen Anklang zu finden. Von einzelnen reichen Engländern wurden ihnen überdieß sehr ansehnliche Unterstützungen zur Ausführung ihres Vorhabens zu Theil. Vornehmlich war es auf die Aufnahme und Herausgabe der Denkmäler von Athen abgesehen.

Mit allem Erforderlichen ausgerüstet, hatten Stuart und Revett ihre künstlerische Wallfahrt angetreten. Nach einer längeren Seereise hatten sie am 17. April 1751 im Piräus geankert. Am folgenden Tage waren sie durch einen Griechen, Logotheti, nach Athen geführt worden, wo dieser das Amt eines britischen Consuls bekleidete. Sie nahmen bei Logotheti ihre Wohnung. Vor den wundervollen Denkmälern, den Bauwerken und Bildhauerarbeiten, welche Athen in mehr oder weniger erhaltenen Resten aus den

Digitized by Google

Zeiten ſeines ehemaligen Glanzes bewahrt hatte, ſahen ſie ihre kühnſten Hoffnungen erfüllt. Der Ernſt, die erhabene Grazie, das tiefe Lebensgefühl, alle die Eigenſchaften, welche der griechiſchen Kunſt einen ſo unüberwindlichen Zauber verleihen, traten ihnen hier in voller Wirklichkeit, in ihrer ganzen Bedeutung gegenüber. Sie machten ſich ſofort an ihr Werk und waren zwei Jahre hindurch, einzelne kleinere Ausflüge abgerechnet, damit beſchäftigt, dieſe Denkmäler auszumeſſen und ihre Erſcheinung in vollkommen getreue Abbildungen überzutragen, um die lezteren ſpäter zu einem Lehrbuche für Zeitgenoſſen und Nachkommen zuſammenfaſſen zu können.

Doch hatten ſie ihre atheniſchen Arbeiten noch nicht vollſtändig zu Ende gebracht, als unwillkommene Störungen dazwiſchen traten. Fern wirkende politiſche Ereigniſſe hatten dazu die Veranlaſſung gegeben. Sultan Mahmud, der damals das türkiſche Reich beherrſchte, hatte ſich mehr an Weibern, an dem Schimmer des Goldes und edler Steine erfreut, als an der Sorge der Regierung; dieſe hatte er gern ſeinem Günſtling Bechir, dem Kislar-Aga, der das Haupt der ſchwarzen Eunuchen des Serails war, überlaſſen. Sechs Jahre lang war der freche Sklave Herr des Reichs geweſen, bis endlich in Conſtantinopel ein Pöbelaufſtand ausbrach, der den Sultan nöthigte den Günſtling preiszugeben und ſeine Hinrichtung zu genehmigen. Sein Leichnam lag drei Tage nackt am Meeresufer, vom Pöbel verhöhnt und verwünſcht.

Die Einkünfte des attiſchen Landes aber gehörten dem Kislar-Aga als ein Theil ſeiner Beſoldung; der Woiwode Athens wurde von ihm ernannt. Der damalige Woiwode hatte allen Grund, von dem Sturz ſeines Gönners auch für ſich das Schlimmſte zu befürchten; er entfloh eilig, ward aber auf der Flucht gefangen. Ein anderer Woiwode trat an ſeine Stelle. Dieſer benuzte die verworrenen Zuſtände ſofort zu Erpreſſungen und Räubereien aller Art. Die Einwohnerſchaft Athens ſah ſich veranlaßt, ihm hierüber durch eine Deputation der angeſehenſten Bürger Vorſtellungen machen zu laſſen; zur Antwort berief er ſeine Schergen, die die Abgeordneten augenblicklich niedermezelten. Nur Wenige entrannen. Auf die Kunde ſolcher Gräuel aber ſtrömte das geſammte Volk vor dem Palaſte des Tyrannen zuſammen und warf Feuer hinein; doch glückte es dem Woiwoden ſich durchzuſchlagen und auf die wohlbefeſtigte, von türkiſchen Soldaten beſezte Akropolis zu flüchten. Hier ward er förmlich belagert gehalten, bis Truppen, von dem Paſcha von Negropont entſandt, eintrafen, denen er ausgeliefert werden mußte. Er ward in Ketten abgeführt.

Zuſtände dieſer Art waren für künſtleriſche Unterſuchungen und Arbeiten nicht geeignet. Stuart und Revett beſchloſſen daher, ſchon als die Unruhen ausbrachen, Athen auf einige Zeit zu verlaſſen, um ihre Arbeiten ſpäter, nachdem Ordnung und geregelter Verkehr in die Stadt zurückgekehrt ſeyn würden, mit beſſerem Erfolg wieder aufnehmen zu können. Sie beſuchten die Inſeln des griechiſchen Meers und ſchifften zur Küſte Kleinaſiens hinüber, überall für ihre Zwecke ſammelnd und beobachtend.

Nach vier Monaten kehrten ſie zurück. Die Stadt war von dem tyranniſchen Woiwoden befreit, doch hatten jene Auftritte, wie ſie ſich bald überzeugen mußten, eine Erregtheit, eine Leidenſchaftlichkeit unter dem Volke zurückgelaſſen, die den ferneren Aufenthalt in Athen nicht allzu erfreulich erſcheinen ließen. Die heuchleriſche Verſchmiztheit der Griechen, die die Franken allezeit zur Vorſicht nöthigt, verwandelte ſich gelegentlich in ein unumwundenes Raubgelüſte. „Gott bewahre uns vor dem Juden von Salonichi, dem Türken von Negropont und dem Griechen von Athen," ſo lautet ein altes Sprüchwort; Stuart und Revett fanden nur zu bald Gelegenheit die Wahrheit deſſelben, wenigſtens in Betreff der lezten Worte, beſtätigen zu können. Ihr atheniſcher Wirth, Logotheti, hatte ſich bis dahin, vielleicht aus Rückſicht auf ſeine Pflichten als britiſcher Conſul, mit mäßigen Vortheilen begnügt, die er von den beiden engliſchen Künſtlern bezogen; jezt trat er plözlich mit der Forderung von zweihundert venetianiſchen Zechinen auf, während ſie überzeugt waren, ihm für Wohnung, Dienſtleiſtungen und dergleichen augenblicklich nur mit einer Summe von ſiebzig bis höchſtens achtzig Piaſtern verpflichtet zu ſeyn. Sie erklärten, daß ſie nicht mehr zahlen würden, während Logotheti mit Ungeſtüm auf ungeſäumte Berichtigung ſeiner Forderung drang. Es entſpann ſich ein heftiger Streit, der zu Thätlichkeiten ausartete. Stuart ſchlug den Griechen zu Boden. Jezt kam die Sache vor den Erzbiſchof von Athen, der als ſolcher zugleich das Amt eines Richters in den Streitigkeiten unter den dortigen Chriſten verwaltete. Wie vorauszuſehen war, nahm dieſer die Partei Logothetis.

Unter ſolchen Umſtänden konnte von einer ruhigen Vollendung der noch vorliegenden künſtleriſchen Arbeiten nicht mehr die Rede ſeyn. Wollte man zu dieſem Ziele gelangen, ſo mußte man ſich zuvor eines einflußreichen, nachhaltigen Schutzes verſichert haben. Die Freunde hielten es daher für rathſam und nothwendig, ſich unmittelbar an den britiſchen Geſandten bei der Pforte, Sir James Porter in Conſtantinopel, zu wenden, bei dieſem die Beſchwerden gegen Logotheti anzubringen und ſich durch ſeine Vermittlung einen großherrlichen Ferman zur Förderung und Sicherung

Digitized by Google

ihrer Unternehmungen zu erwirken. Da es aber bei den mangelhaften Anſtalten für öffentlichen Verkehr ſchwer, wenn nicht unmöglich war, dergleichen durch briefliche Verhandlungen zu erreichen, ſo beſchloß Stuart, ſich ſelbſt zu dieſem Behufe nach Conſtantinopel zu begeben, während Revett in Athen zurückbleiben wollte, um in der Zwiſchenzeit die Arbeiten doch wenigſtens einigermaßen fortſetzen zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortſetzung.)

Zur linken Hand, durch eine ziemlich breite Einſattelung geſchieden, läuft eine Reihe von ſteilen Felſennadeln dahin, aus Schnee und Eis kahl emporſtarrend. Die Königswand nennen ſie die Eingeborenen; ſie reicht bis zur „Zufallſpitze," welche ihren mächtigen Gletſcher, den Zufallferner, gegen das St. Martellthal herabſenkt. An dem Fuße dieſer Berge hin läuft eine der höchſten und kühnſtgebauten Gebirgsſtraßen, die über das Stilfſer und Wormſer Joch, weit in die Schneeregion hineinragend und faſt unmittelbar von dem Fuße der Gletſcher des Ortler berührt; ich lernte ſie ſpäter kennen. Dicht vor uns erblicken wir einen ziemlich großen Bergſee, dunkeln, geheimnißvollen Waſſers, zwei kleinere folgen; in ihnen ſpiegelt ſich die gegenüberliegende erhabene Gebirgswelt (an den See unter dem Faulhorn erinnernd). Sie ſind die Quellen der Etſch, die gleich hinter dem lezten See bei Burgeis, wo die Straße bedeutend ſich ſenkt, als ziemlich ſtarker Fluß in Waſſerfällen das Thal ſucht und einen der ſchönſten und waſſerreichſten Alpenſtröme bildet, um in Verona mit den grünlich klaren Wogen an den hohen Burgen der Stadt vorbeizurauſchen. Bei Mals betritt ſie zuerſt die Ebene in einem ziemlich breiten Thale und das Vintſchgau bis nach Meran hin. Von oben in das Thal hinabzuſchauen war entzückend. Die Etſch ließ ſich mit ihren Windungen weithin verfolgen; zu beiden Seiten des Ufers bis an die Berge hinauf reihten ſich Dörfer an Dörfer, mit Schlöſſern, Ruinen, Kapellen, Landhäuſern; die Temperatur hauchte uns ſüdlich an, überall Fruchtbarkeit und Segen, und über dieß Alles ſchauten, wie ernſte Weltgebieter, die Eisberge herein.

Hier beginnt nun das Land des Weinbaus; die edelſten Obſt- und Rebenſorten ſind hier zu Hauſe und haben ſich von hier aus weiter nach Deutſchland verpflanzt. Auch war im Vintſchgau der Sitz der zahlreichen Adels- und Grafengeſchlechter von Tirol, welche zum Theil ausgeſtorben ſind, während noch mehrere ihre Burgen verlaſſen haben, um ſich in den Städten Innsbruck, Botzen, Brixen niederzulaſſen. Allenfalls zur Weinleſe beſuchen ſie ihr Stammgut, während es übrigens durch einen „Hausmann" verwaltet wird. So befindet ſich über Schluders, der Mündung des Stilfſer Paſſes gegenüber, hoch am Berge, mit herrlicher Ausſicht, das Schloß Churburg, dem Grafen Trapp gehörig und von ihm bewohnt; ſo weiter unten Schlanderburg, der ruinirte Sitz eines ausgeſtorbenen Edelgeſchlechtes, welches in den Kämpfen unter Friedrich mit der leeren Taſche eine Rolle ſpielte; endlich das halbverfallene, herrlich gelegene Schloß Caſtelbell, dem Grafen von Mamming gehörig, ebenſo Galſaun, Kaſten u. ſ. w. Das meiſte Land ringsumher iſt noch im Beſitze dieſes Landadels und daher durch Zehnten und Steuern gedrückt, ganz anders als in Vorarlberg, wo eine frühere günſtigere Geſchichte den Boden frei gemacht hat.

Der Weg nach Meran führt im breiten Thale der Etſch dahin, bald ferner, bald näher dem Fluſſe. Dieſer bildet mit ſeinen vielen Windungen oft Sumpfſtellen, welche mit ihren todtliegenden Waſſerlachen die Gegend umher ungeſund machen. Das Land iſt zu arm, um den häufig austretenden Fluß gehörig zu dämmen, und die Regierung hat es bei wiederholten Verſprechungen gelaſſen. Doch wird jezt von ihr an einer ſchönen Straße durch das Vintſchgau gebaut, was man mit Dank erkennt. Gegen Meran zu wird die Gegend immer fruchtbarer, der Weinbau häufiger. Die Reben werden in einer Höhe von zwölf bis vierzehn Fuß über breite Stangen gezogen, ſo daß ein einziger Stock, dem urſprünglichen Charakter des Rankengewächſes treu, ſich in üppiger Fülle ausbreiten kann. So werden ausgedehnte Weinlauben gebildet, unter denen ſich oft der Fahrweg dahinzog. Der ſchon reifenden, gegen den Wagen herabhängenden Trauben war eine Unzahl; Aepfel, Birnen, Feigen, Mandeln, Kaſtanien, an geſchüzten Stellen ſelbſt Cactus im Freien, alle von der kräftig im Thalkeſſel von Meran glühenden Sonne gezeitigt, verkünden die Gunſt dieſes Himmels, die Milde dieſes Klima. — Meran ſelbſt und ſeine herrliche Lage beſchreibe ich nicht näher; theils iſt ſie bekannt, theils möge ſie ſelbſt geſchaut und genoſſen werden von Jedermänniglich, der ſich an großartigſter Berggegend, an faſt italieniſcher Naturfülle und an kerndeutſcher Sitteneinfachheit zugleich ergözen will. Mein Lebenspfad hat mich an viele herrliche Punkte geführt, in und außer Deutſchland: eine ſolche liebliche Verbindung des entgegengeſezteſten Wünſchenswerthen habe ich aber nirgends gefunden.

(Schluß des vierten Artikels.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, Oktober.

Politische Stimmung.

Wenn es wahr ist, daß es mit Ländern und Städten, wie mit Frauen und Mädchen, am besten steht, wenn am wenigsten von ihnen gesprochen wird, so hat sich Hannover dauernd dieses Glückes zu erfreuen. Suchen Sie alle deutschen und nichtdeutschen Zeitungen und Zeitblätter durch und Sie werden finden, daß sich nur selten eine Stimme aus Hannover oder über Hannover vernehmen läßt, es sey denn, daß die Zeitung, die sich vorzugsweise die deutsche nennt und die einen besondern Haß gegen unsern Minister Stüve zu hegen scheint, weil er einer ihrer gefährlichsten Gegner ist, sich zuweilen bemüht, einige grundfalsche Nachrichten über das öffentliche oder Privatleben dieses Mannes oder auch über das hannoversche Hofleben oder die Stimmung des Landes zu verbreiten. Wenn ich nun selbst sagen soll, wie es bei uns zugeht, so weiß ich ebenfalls nicht viel zu sagen. Sie kennen das altsächsische Blut: zähe am Alten festhaltend, ruhig auch bei tiefer Bewegung im Innern und langsam im Vorrücken. Wenn auch in den größern Städten dieses Gepräge kaum noch zu sehen ist, so steckt es doch noch tief darin und das Landvolk hat es zum größten Theile ganz bewahrt. Unser Landmann ist gar kein Freund der Neuerung, geschweige denn der Revolution; das hat sich in den letzten Jahren deutlich auf's Neue bewahrheitet. Die tiefe Bewegung, welche ganz Deutschland ergriff, war bei uns mit ihrem Wellenschlage kaum noch auf der Oberfläche zu sehen, als in andern Theilen des gemeinsamen Vaterlandes noch Schlamm und Unrath aller Art aus dem Grunde emporgewirbelt wurde. Man erzählte sich im Frühjahr, der König habe auf die Anfrage des Reichsministeriums, wie viel Truppen er nöthigenfalls ohne eigene Gefahr außer Landes schicken könne, die Antwort ertheilt, er könne sie alle schicken. War das eine Anekdote, so war sie doch der getreue Ausdruck der herrschenden Stimmung, denn sie gefiel dem ganzen Lande. Viel Gefahr wäre allerdings nicht zu besorgen gewesen, selbst wenn Hannover von allen Truppen wäre entblößt worden. Die Monarchie braucht sich bei uns nicht auf die Bajonette zu stützen. Der Hannoveraner hängt an seinem alten Fürstenhause, wohl dem ältesten Europa's, mit doppelter Treue, seitdem es in den Mauern der eigenen Residenz wieder seinen Sitz aufgeschlagen. Die Freude, den Regenten wieder in seiner eigenen Mitte zu haben, ist zu neu, als daß es den Hannoveranern einfallen sollte, selbst naheliegende Beispiele nachzuahmen. Dazu sorgte die hannoversche Bürgerwehr mit anerkennungswerthem Eifer für Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung, vielleicht die einzige unter den Bürgerwehren größerer Residenzen, die ihre Aufgabe treulich erfüllt hat. Die Adressen unserer Volksvereine waren keineswegs der Ausdruck auch nur einer großen Minderheit, und die eigentlichen Wühler gab man meistens der Lächerlichkeit preis. Mit Ausnahme der neuen Provinzen Hildesheim und Ostfriesland, die im vorigen Jahre wie alle andern, an ein größeres Ganze gefesselten Landestheile (Polen, Rheinpreußen, Franken, Pfalz) ein Zucken in ihren Gliedern verspürten, blieb Hannover unberührt von jeder revolutionären Bewegung, oder diese wurde ihm höchstens scheinbar und künstlich aufgezwungen. Ich besinne mich überhaupt vergebens auf einen Zeitpunkt in der Geschichte, wo die Sachsen sich selbstständig in einen der großen Völkerstürme eingelassen haben. Die Reformation wurde geräuschlos bei ihnen eingeführt, denn sie gab ihnen zum Theil wieder, was ihnen gewaltsam genommen worden. An den Bauernkriegen haben sie sich gar nicht betheiligt. Nur gegen Karl den Großen haben sie gekämpft für ihren Herd und ihren Glauben, denn sie wollen ungestört seyn. Diese oft verkannte und verspottete Eigenthümlichkeit unseres Volksstammes hat uns denn auch in den Stürmen der Neuzeit vor gewaltsamen Erschütterungen und Uebereilungen bewahrt und vor all den unseligen Folgen, welche z. B. in Baden die Revolution nach sich gezogen. In ruhiger Entwicklung, nur mit etwas mehr Eile wie vorher, ging die Reform unserer öffentlichen Zustände vor sich. Das Land genießt des tiefsten Friedens, Handel und Wissenschaft sind ungestört, der Wohlstand mehrt sich, die Verbrechen nehmen ab statt zu, die Armee hat sich treu und tapfer bewährt. Die deutsche Frage allein ist es, die auch uns in fortwährender Spannung erhält und die sich auf der bevorstehenden Ständeversammlung sofort in den Vordergrund drängen wird. Wann die Stände zusammentreten und was für eine Stellung sie gegen das Ministerium einnehmen werden, diese beiden Fragen kann nur die Zukunft beantworten. Bis jetzt sind alle Antworten darauf bloße Hypothesen. Man sagt, die Wahlen seyen antiministeriell ausgefallen; gewiß, sofern das Ministerium an dem Dreikönigsbündniß und an der preußischen Politik festhält; allein dazu ist wenig Aussicht vorhanden. — Die Welfen haben im Grunde dasselbe Interesse wie die Wittelsbacher und Haus Württemberg, daß Oesterreich aus dem deutschen Bundesstaate nicht ausgeschlossen wird, nämlich ein dynastisches Sonderinteresse, nur daß Hannover es klüger zu verbergen weiß und sich nicht solche Blößen gibt, wie Bayern. Ein engeres Anschließen an Preußen allein macht die kleinen Staaten zu bloßen Vasallen des mächtigeren Bundesgenossen, während der Dualismus ihnen eine selbstständige Stellung zwischen den beiden Großmächten sichert. Dieser Gesichtspunkt leitet unstreitig auch die Stüve'sche Politik, und da er von vorn herein den dauernden Anschluß an das Dreikönigsbündniß an unerfüllte Bedingungen geknüpft hat, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die deutsche Frage bei uns eine ganz andere Wendung nehmen wird, als man bei der Wahl der Abgeordneten voraussetzte. Vielleicht erleben wir binnen Kurzem das seltsame Schauspiel, daß eine Kammer, von der man eine entschiedene Opposition gegen das Ministerium erwartete, mit diesem Hand in Hand geht. Denn diejenigen, welche trotz aller Deklamationen von ihrer Seite, daß man das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen dürfe, immer wieder auf die Frankfurter Reichsverfassung zurückkommen, bilden nur eine sehr kleine Minderheit. Es sind die Pessimisten, welche durch Hintertreibung jeglicher Einigung neue Verwirrung hervorzurufen bemüht sind, um das ihnen von den Regierungen entrissene Heft wieder in die Hände nehmen und das zu Frankfurt Begonnene in ihrem Sinne vollenden zu können. Die große Mehrheit der Kammer wird eben so wenig an der Frankfurter Verfassung festhalten wollen, als sie dem Dreikönigsbündnisse ihre Zustimmung ertheilen wird.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 16. Dienstag den 23. Oktober 1849.

[103] Der neueste Roman von **L. Schücking:**

Ein Sohn des Volkes.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

ist soeben im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Von dem Verfasser erschienen daselbst auch folgende Romane:

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. — **Die Ritterbürtigen.** Drei Theile. — **Eine dunkle That.**

[114] Bei Kollmann in Augsburg — Neff in Stuttgart — Palm in München — Montag und Weiß in Regensburg — Riegel und Wießner in Nürnberg und in allen Buchhandlungen ist zu haben und

als ein schätzbares Hausbuch, wodurch jede Krankheit geheilt werden kann, zur Anschaffung jedem Familienvater zu empfehlen:

Der Leibarzt

oder

500 der besten Hausarzneimittel

gegen 59 der gewöhnlichsten

Krankheiten der Menschen.

Als: **Magenschwäche, — Magenkrämpfe, — Diarrhöe, — Hämorrhoiden, — Hypochondrie, — Gicht, Rheumatismus, — Engbrüstigkeit, — Verschleimung des Magens und des Unterleibes, Harnverhaltung, — Verstopfung, — Kolik, — venerische Krankheiten,** wie auch **Ausschlag,** alle **Hautkrankheiten;** ferner **24 allgemeine Gesundheitsregeln, die Kunst ein 100jähriges Alter zu erreichen** und

Hufelands Haus- und Reise-Apotheke.

Achte Auflage. Preis nur 12 gGr. oder 54 kr.

NB. Ein solcher Hausdoctor sollte billig in keinem Hause, in keiner Familie fehlen; denn mit einem einfachen, guten Hausmittel kann man in den meisten Fällen die Krankheiten heben.

Auch bei Credner und Kleinbub in Prag — Hartleben in Pesth — Favarger in Triest — Gerold und Sohn in Wien vorrätdig.

[113] Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen:

Goethes Bildniß

nach dem noch unedirten Gemälde von Sebbers gestochen von Sichling.

In Folio. Preis ⅔ Thlr. — Vor der Schrift 1⅓ Thlr.

Wir bitten um einige Aufmerksamkeit auf dieses vorzügliche Bild, welches wir zu so mäßigem Preise bieten, und werden uns dann lebhafter Theilnahme an demselben versichert halten dürfen.

Leipzig im September 1849.

Breitkopf & Härtel.

[115] Von **Wolfram von Eschenbachs Werke, ins hochdeutsche übertragen von San Marte, 2 Bände,** haben wir auf vielfältige Wünsche, für unbestimmte Zeit, den frühern Subscriptionspreis von 4 Rthlr. wieder eintreten lassen.

Einzeln jedoch kostet der 1ste Band: Parcival enthaltend, und der 2te Band, enthaltend: Lieder, Wilhelm von Orange und Titurel nebst Eschenbachs Leben und Wirken, der jüngere Titurel von Albrecht und die Sage vom heil. Gral — jeder 2½ Rthlr.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

[118] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Jos. Konr. Bangold

königlich württembergischer Generallieutenant

Ueber die Cholera.

Ein Beitrag zur Beleuchtung des Wesens dieser Krankheit und zur Ermittlung einer entsprechenden Heilmethode, so wie eines angemessenen Verhaltens zur Vorbauung gegen dieselbe.

Preis 18 kr. oder 6 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[113] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Erstes Septemberheft.

Inhalt. Bemerkungen über Hochdruckdampfmaschinen, meine neueren Beobachtungen, Erfahrungen, Versuche, Erfindungen und Verbesserungen auf dem Felde derselben berührend; von Dr. Ernst Alban in Plau. (Specielle Beschreibung der Dampfmaschine). Mit Abbildungen. (Fortsetzung.) — Verbesserungen in der Construction der Dampfkesselöfen und Puddelöfen; von Coade. Mit Abbild. — Verbesserte Wassersäulenmaschine; von Greenstreet, Ingenieur in Liverpool. Mit Abbild. — Verbesserungen an Handmahlmühlen für Kaffee, Malz ꝛc.; von Adams. Mit Abbild. — Verbesserungen an elektrischen Telegraphen und Maschine zum Ueberziehen der Drähte mit Gutta-percha; von Barlow und Forster. Mit Abbild. — Analyse zweier hydraulischer Kalke, eines englischen (Portland-Cement) und eines deutschen; von Anton Hopfgartner aus Wien. — Bemerkungen zu Hopfgartners Analyse eines englischen und eines deutschen hydraulischen Kalkes; von Professor Dr. Max Pettenkofer in München. — Verfahren das Weißblech vom Zinn zu befreien, um es zu hämmerbarem Eisen verarbeiten zu können; von Ed. Schunck. — Vorrichtungen zum Trocknen und Verkohlen des Torfs und Anwendung der Torfkohle zur Düngerbereitung; von W. Rogers, Civilingenieur in Dublin. Mit Abbild. —

Digitized by Google

Verfahren feste und flüssige Hefe oder Bärme für Bäcker und Bierbrauer zu bereiten; von Wrigley. — Ueber die Zusammensetzung des Honigs; von Soubeiran. — Ueber die Zuckerarten; von Dubrunfaut. — Ueber die Bestimmung des Stärkmehls auf nassem Wege; von H. Schwarz. — Miscellen. Ueber die in England gebräuchlichen elektrischen Telegraphen; von Seguier. — Verbesserungen bei Anordnung von Wagenrädern. — Zersprungene Sensen und Sicheln zu löthen; von Mayr. — Verfahren Artikel aus Eisenblech oder Schmiedeisen mit einem glasartigen Ueberzug zu versehen; von Paris. — Ueber den Einfluß, welchen die Magnetisirung auf die Gestalt der Eisenstäbe äußert. — Ueber Nickel- und Kobalttrennung. — Ueber Lebruns Verfahren künstlichen Gyps zu bereiten. — Ueber Melsens' Verbesserung in der Rübenzuckerfabrication. — Ueber die Zersetzung des essigsauren Natrons durch Schwefelsäure in Bezug auf Bereitung der Essigsäure und des concentrirten Essigs; von Bley und Diesel. — Ueber Erkennung des Chiningehalts der Chinarinden durch deren äußeres Ansehen. — Firnißbereitung mit Harzöl; von Tastley. — Präparirte Baumwollgewebe zum Versenden des raffinirten Schweinefetts. — Ueber die Anwendung des groben baumwollenen Zeuges statt des Papiers zur Bereitung des sogenannten Polirpapiers. — Verfahren zum Prüfen des Opiums. — Masse zum Aufpoliren der Möbel. — Anwendung des Chlorzinks zum Zerstören der Wanzen.

Zweites Septemberheft.

Inhalt. Bemerkungen über Hochdruckdampfmaschinen, meine neueren Beobachtungen, Erfahrungen, Versuche, Erfindungen und Verbesserungen auf dem Felde derselben berührend; von Dr. Ernst Alban in Plau. Mit Abbild. (Schluß.) — Apparat zur Regulirung des Druckes in Dampfkesseln, von Dunn. Mit Abbild. — Maschine zum Reinigen des Getreides und des Mehls, von Ashby. Mit Abbild. — Hjorth's elektromagnetische Rotationsmaschine. Mit Abbild. — Löthlampe mit Terpentinöl-Dampf. Mit Abbild. — Einfacher Apparat zum Auswaschen der Niederschläge; von Summers. Mit Abbild. — Ueber die Darstellung des reinen Kobaltoxyds und des Thenard'schen Blaues; von Lonyet. — Ueber schmiedbares Messing; von Dr. Elsner. — Ueber eine Verunreinigung des Chloroforms, welche es zum Einathmen ungeeignet macht; von Soubeiran und Mialhe. — Ueber das Leimen des auf der Maschine gefertigten Papieres; von Dr. Müller. — Ueber die Bereitung des Feuerschwamms; von Reeinz. — Ueber eine neue Milchconserve; von de Lignac. — Ueber die Einführung zweier Nährpflanzen, der Picquotiane (Psoralea esculenta) und der Apios tuberosa in Frankreich; Bericht von Gaudichaud. — Miscellen. Eisendraht mit einem Zinkamalgam überzogen, als Leiter des elektrischen Fluidums. — Bewährte Metall-Legirungen für Locomotiven. — Bemerkenswerthes Verhalten des legirten Silbers beim Gießen. — Einfache Bereitungsweise des zu zahnärztlichen und andern Zwecken dienenden Kupferamalgames. — Verfahren zum Reinigen des kohlensauren und des unterschwefligsauren Natrons mittelst Krystallisation. — Verfahren zum Bereiten von Indealium. — Verfahren zur Bereitung reinen Stickgases; von Corenwinder. — Verbesserung in der Darstellung der Orseille aus Flechten; von Chaudois. — Verfahren zur Seifenfabrication, von Riepe. — Ueber die Bereitung und Anwendung der Harzbeize; von Hardenack. — Vorschriften zur Bereitung von Siegellack; von Pottinger. — Ueber die Gährung des äpfelsauren Kalks.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

[129] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Joh. Fr. Böhmer. Regesta Imperii inde ab anno MCXCVIII usque ad annum MCCLIV. Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VII. und Conrad IV. 1198—1254. Neu bearbeitet. Zweite Abtheilung. gr. 4. Auf geleimtem Velinpapier. LXXXVIII und 289 bis 392 Seiten (24 Bogen). Preis fl. 3. 36 kr. oder Rthlr. 2. 4 Ngr.

Mit dieser zweiten Abtheilung ist das Werk nunmehr vollständig. Dieselbe enthält außer den Auszügen von nahezu 200 die wichtigsten Reichsangelegenheiten betreffenden vermischten Urkunden, diejenigen von fast 700 bisher noch nie zusammengestellt gewesener päpstlicher Briefe, welche den tiefsten Einblick in die Verhältnisse der Päpste zu den Kaisern und zu Deutschland gewähren. Voran geht eine umfassende Einleitung, welche die Resultate des ganzen Werkes, und somit den Kern dieses Abschnitts der Kaisergeschichte nach den nun vervollständigten Quellen und den neuesten Forschungen in gedrängter Darstellung zur Uebersicht bringt. Archivare und Bibliothekare, Lehrer und Liebhaber der vaterländischen Geschichte werden in diesem Werk, welches im Ganzen über 3000 Urkunden und Briefe in gehaltvollen Auszügen und eine Menge von geschichtlichen Nachweisungen, Erörterungen und Fingerzeigen darbietet, die ächteste Grundlage für die Geschichte der betreffenden Periode, und reichen Stoff zur Verbesserung und Ergänzung aller bisher vorhandenen Darstellungen derselben finden.

Stuttgart und Tübingen, Oktober 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Bisthums-Synode

und die

Erfordernisse und Bedingungen

einer heilsamen Herstellung derselben.

Von dem Verfasser des Werkes:

Die großen Kirchenversammlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts.

8. brochirt. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[119] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1849.

Größere Aufsätze.

Frankreich. — Briefe aus Texas. IV. Auflösung des Mainzer Vereins; Reise nach Houston; gegenwärtige Verhältnisse des Vereins; vortheilhafte Aussichten für den Seidenbau. — Die Gurunuß. — Die alten Denkmäler in Kentucky. — Das Sinaikloster. — Die Stadt Aiguesmortes. — Die Salzbergwerke von Northwich. — Savindrug, die Königin der Dschengein. Zweiter Abschnitt; dritter Abschnitt. — Das Klima von Daurien. — Pontianak. Vierter Abschnitt. — Reynard über

Digitized by Google

die Geographie Abulfedas. — Die öffentlichen Bibliotheken, besonders in England. — Ein Familienschicksal in Algier. — Ueber Sanitäts-Einrichtungen in England. — Broffets georgische Studien. — Orientalische Studien über den Kaukasus und Südrußland. — Die geschwänzte Menschenrace. — Beiträge zur physikalischen Geographie und Geologie der iberischen Halbinsel. 3. Bilder aus der Bergterrasse von Andalusien. d. Die große Hochebene der östlichen Terrassenhälfte. — Die Klöster im Morgenlande. II. — Der Fall Ungarns. — Eine spanische Table d'Hôte. — Cuba; seine Hülfsquellen u. s. w. — Aus meiner Reisemappe. (Von Fritz v. Frank). Ein Schloß am Fuße der Karpathen. — Ueber die Namen der Kühe bei den Walachen. — Die neuere Geschichte der Mormonen. — Etwas über die Medicin bei den Buräten. — Die Gold- und Silberwährung. — Der Comfort in den Gasthöfen von Constantine.

Chronik der Reisen.

Reise nach Californien. Von Gerstäcker. Erster Brief. Zweiter Brief.

Kleinere Mittheilungen.

Zahl der Seidenwebstühle in Frankreich. — Ueber die Sprache der Kadjaker und Koloschen. — Außerordentliche Kampfferne. — Die Beschiffung des Flusses San Juan. — Die Lage der französischen Antillen. — Neuer Schritt auf der Bahn der Colonisation in England. — Die Lage der Dinge in Californien. — Der Reisende Panet im nördlichen Afrika. — Außerordentliches Meteor. — Bereicherung des englischen Museums. — Wiedergefundene Protokolle des englischen Oberhauses. — Rußlands Bevölkerung. — Ausländer in der amerikanischen Marine. Die französischen Eisenbahnen. — Das Geburtshaus des Ignaz von Loyola. — Belgische Stimmen über eiserne Häuser. — Der Handel Liverpools. — Geographische Unternehmungen nach Afrika. — Mädchenladung nach Californien. — Fossilien aus Neuseeland. — Capitän Stanley's Expedition. — Ein Stück der Iliade auf einer Papyrusrolle. — Die Fächerfabrication in Frankreich. — Der Mauthe Doog auf der Insel Man. Erklärung des Namens. — Die öffentlichen Gebäude in Paris. — Kohlen in Aegypten. — Vorschlag zu einer See-Pennypost. — Ostjakische Grammatik. — Rotatorische Dampfmaschine. — Wichtiges jüdisches Manuscript. — Witterung im Norden. — Der Weinbau in Kachetien. — Monarchismus in Mexico. — Einkommen in England und Frankreich.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postamter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

[114] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Armuth und Christenthum.

Bilder und Winke

zum christlichen

Communismus und Socialismus.

Von

Dr. Heinrich Merz.

8. brochirt. Preis 1 fl. — oder 20 Ngr.

Wenn allein die rettende Liebe, welche der Ursprung, das Wesen und die Aufgabe des Christenthums ist, den klaffenden Wunden einer durchwühlten Zeit und eines entsittlichten Geschlechtes Heilung und Hilfe zu bereiten vermag, so werden die Bilder und Winke, welche ein geistreicher Schriftsteller über „Armuth und Christenthum" aus der Geschichte der Vergangenheit und unter den edelsten Bestrebungen der Gegenwart gesammelt und in einer ebenso anziehenden als gemeinfaßlichen Form vorgetragen hat, Vielen willkommen sein, die sich über die tieferen Ursachen und über das dauernde Heilmittel des gesunkenen Wohlstandes und der aufgelösten Ordnung und Sitte zu verständigen wünschen. Das vorliegende Buch ist daher ein wichtiger Beitrag zu dem neuerwachten großen Werke der inneren Mission, und dürfte besonders geeignet seyn, das Interesse dafür unter den gebildeten Kreisen zu verbreiten.

Stuttgart und Tübingen, October 1849. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Leitfaden der Mnemotechnik

für Schulen

von

Carl Otto,

Verfasser des von ihm unter dem Namen *C. O. Reventlow* herausgegebenen Lehr- und Wörterbuchs der Mnemotechnik.

Ungefähr 3000 mnemotechnisch bearbeitete Daten aus der Geschichte und Geographie enthaltend.

8. Velinpapier. brochirt. Preis fl. 1. 20 kr. oder 24 Ngr.

Der Verfasser, auf die Grundlage fussend, welche er in seinem Lehr- und Wörterbuche der Mnemotechnik gegeben, bietet uns hier eine Reihe von beinahe 3000 Anwendungen seiner Methode auf die Geschichte und Geographie. — Durch diese Anwendungen wird man sich überzeugen, dass der praktische Nutzen der Mnemotechnik nicht mehr ein Problem ist, sondern dass dieselbe nachgerade als einen integrirenden Theil der Pädagogik sich gestaltet. Das Ziel, heisst es in der Vorrede, welches sich meine Mnemotechnik gesteckt, ist nicht das, Gedächtnisskünstler zu bilden oder der Vielwisserei Vorschub zu leisten, sondern die Last des Gedächtnisskrams, diese Legion von Zahlen und Namen, von Zeichen und Terminis, womit die Fundamentaldisciplinen übersäet sind, zu bewältigen, und sie auch Solchen zugänglich zu machen, denen es anwidert, und mit Recht anwidert, eine so geisteständende, gedankenlose, und dazu oft noch vergebliche Arbeit zu übernehmen, wie die ist, sich auf die hergebrachte Weise trockne Daten einzuprägen, die uns eben so langweilig wie nothwendig erscheinen. — In der That ist es an der Zeit, dass man auf Hülfsmittel bedacht ist, den ungeheuren, täglich wachsenden Stoff mit geringerem Zeitaufwand zu beherrschen, will man auch nur einigermassen den Anforderungen genügen, die man jetzt nicht allein an den Gelehrten und Studirten, sondern an jeden Gebildeten zu stellen gewohnt ist; — muss man darauf bedacht seyn, eine Eisenbahn des Gedächtnisses zu bauen, auf welcher Alles Das, was nur Sache des Gedächtnisses ist, schneller und sicherer an seinen Bestimmungsort befördert wird. — Den Anfang einer solchen Bahn bildet für das Gebiet der Geschichte und Geographie das vorliegende Werk.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

[71] Durch jede Buchhandlung iſt zu beziehen:

Karte

von Ungarn und Siebenbürgen

nebſt Theilen der angränzenden Länder.

Preis color. 45 kr.

Verlag der Lit.-artiſt. Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in München.

Humboldt's Kosmos.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kosmos.

Entwurf

einer phyſiſchen Weltbeſchreibung

von

Alexander von Humboldt.

Erſter und zweiter Band.

gr. 8. broch. Preis 9 fl. oder 5 Rthlr. 10 Ngr.

Allgemeine Ueberſicht des Inhalts:

I.

Einleitende Betrachtungen über die Verſchiedenartigkeit des Naturgenuſſes und die Ergründung der Weltgeſetze. — Begrenzung und wiſſenſchaftliche Behandlung der phyſiſchen Weltbeſchreibung. — Ein allgemeines Naturgemälde als Ueberſicht der Erſcheinungen im Kosmos.

II.

A. **Anregungsmittel zum Naturſtudium.** 1) Dichteriſche Naturbeſchreibung. — 2) Landſchaftmalerei. — 3) Cultur exotiſcher Gewächſe. B. **Geſchichte der phyſiſchen Weltanſchauung.** 1) Das Mittelmeer als Ausgangspunkt der Verſuche ferner Schifffahrt gegen Nordoſt, Süden und Weſten. — 2) Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Großen. — 3) Zunahme der Weltanſchauung unter den Lagiden. — 4) Römiſche Weltherrſchaft. — 5) Einbruch des arabiſchen Volksſtammes. — 6) Zeit der großen oceaniſchen Entdeckungen. — 7) Zeit der großen Entdeckungen in den Himmelsräumen durch Anwendung des Fernrohrs. — 8) Vielſeitigkeit und innigere Verkettung der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in der neueſten Zeit. — Anmerkungen und Inhalts-Ueberſicht der Bände I und II des Kosmos.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Wohlfeile Ausgabe von Schillers Gedichten.

Gedichte

von

Friedrich von Schiller.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Wir haben dieſe wohlfeile Ausgabe in Gemeinſchaft mit Herrn F. C. W. Vogel in Leipzig veranſtaltet und hoffen mit derſelben ein längſt gefühltes Bedürfniß zu befriedigen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 255. Mittwoch den 24. Oktober 1849.

Vos ergo amate peregrinos.
Deuteronomium.

Zugvögel in der Schweiz.

So schlimm sich der Beginn des Sommers für unsere Industrie im Allgemeinen, insbesondere aber für diejenigen angelassen hatte, deren Geschäft es ist, unsere schöne Schweizer Natur en gros und en détail in klingende Münze umzusetzen, so unerwartet gut fiel die zweite Hälfte desselben aus. Die Engländer kamen herein und das Vieh ging hinaus. Die Nachfrage nach Wasserfällen, Gletschern, Alpenglühen und Emmenthalerkäse wuchs von Tag zu Tag in der erfreulichsten Progression, und mit der Musselin- und Seidenweberei unserer industriellen Kantone nahm auch das Geschäft derer, die in schöner Aussicht, Gebirgsluft und Naturscenen machen, den unverhofftesten Aufschwung. *

Vor allen sind es die edlen Sprossen Altenglands, die uns heuer wieder mit ihrem zahlreichen und erwünschten Besuche erfreut haben. Es wurde einem ganz heimlich zu Muthe, als wie beim Schalle des herbstlichen Geläutes der Heerden, oder beim Anblick des Nelkenstocks, dessen Zweige und glutrothen Blüthen über das braune Laubengeländer herunterhängen, vor jedem Wasserfall, auf jedem erklimmbaren Berggipfel, auf jedem Dampfschiff und an jeder Table d'Hôte den in seinem schottischen Plaid wie ein Riesenwickelkind aussehenden Lord, Esquire oder Master, sein handbook of the traveller in der Hand, wieder zu sehen, die natürliche Staffage jeder Schweizer Landschaft. — Aber auch Russen, Franzosen, Amerikaner fehlten nicht, welch letztere, Jahr für Jahr zahlreicher erscheinend, auch auf diesem Feld wie auf so manchem andern der Mutter Altengland den Rang ablaufen zu wollen scheinen. Mit einer schönen Aussicht und einer guten Wirthstafel wird aber ein Yankee noch nicht vollkommen zufrieden gestellt; er muß wagen und spekuliren, Geschäfte machen und gewinnen können, und auch Franzosen und Russen haben allzu idyllische Gemüthsbewegungen bald satt. Wo wäre eine kleine Spielhölle besser am Platz gewesen, als in der Nähe des Elysiums „zwischen den Seen?" Wie amusant und pikant, nachdem man am frühen Morgen auf dem Faulhorn dem Lever Ihrer Majestät der Sonne assistirt und Mittags einer außerordentlichen Vorstellung des Regenbogens am Staubbach beigewohnt, Abends ein paar Stunden am grünen Tisch zu sitzen! — Der Teufel ist schlau und weiß seinen Vortheil zu wahren. Mußte er auch, wie Sie aus einer früheren Mittheilung erfahren haben, mit Schimpf und Gestank abfahren, als er förmlich und öffentlich um die Erlaubniß anhielt, im Interlaker „Bödeli" eine Filialhölle zu stiften, so gab er deßhalb die Partie doch noch nicht auf. Auf geheimen Schleichwegen kennt sich Freund Mephisto bekanntlich besonders gut aus. Es wurde von unverdächtigen Leuten ein einsam gelegenes Landhaus, der sogenannte „Jungfernblick" gemiethet und ein paar auf den Mann dressirte Braken angeschafft, denen die Aufgabe ward, unberufenen Neugierigen in die Waden zu fahren. Hier wurde nun in geheimnißvoller nächtlicher Stille, beim Scheine der Wachslichter, dem Dienste des rouge et noir, des

* Merkwürdigerweise war dieß Ihrem schweizerischen Berichterstatter bekannt, bevor Ihr deutscher Korrespondent aus der Schweiz sich die Mühe nahm ihn darüber belehren zu wollen. Anm. d. Eins.

Digitized by Google

trente et quarante und der Roulette obgelegen. Es gibt Republiken, wo die Polizei mit dem einen Fuße hinkt und am andern mindeſtens von Hühneraugen geplagt iſt; dafür aber hat die Preſſe Sperberaugen. Bald ſangen von jedem Dach herunter die Zeitungen von der Spielhölle im Interlaker Bödeli. Das einemal ſang das Lied von Herr v. N. N. Excellenz, der „nächten" fünfhundert Napoleon verſpielt, das anderemal erzählte es vom jungen Ruſſen Z. Z., der ſich in aller Frühe wegen Verluſt im Spiel eine Kugel durch den Leib gejagt, und ſo fort Tag für Tag. Da mußte ſich zulezt doch die Polizei, trotz ihrer Hühneraugen, auf die lahmen Beine machen. Aber der Teufel hat Flügel, wenn auch nur von den Fledermäuſen entlehnte, und ſo kam's, daß er längſt über den Brienzer Grat, den duftigen Jura und den blauen Rhein in eine der Mutterhöllen zu Homburg oder Wiesbaden zurückgeflogen war, als der Regierungsſtatthalter mit Schreiber und Landjäger im leeren Neſte anlangte.

Eine weitere Touriſtenklaſſe bildeten die Deutſchen — entſchuldigen Sie den Ausdruck, der mir entſchlüpfte — wollte ſagen die Preußen, Bayern, Mecklenburger, Kurländer, Holſteiner u. ſ. w. Die liebenswürdigſten unter allen Ihren Sprachgenoſſen ſind unbeſtreitbar die Reiſenden von der fernen Oſt- und Nordſee, die Bewohner jener flachen Sand-, Heide- und Marſchländer, denen Berge bisher bloß in ihren Kindermährchen vorgekommen. Durch Dampfkraft plötzlich bis dicht an unſere Alpenwelt herangerückt, fühlen ſie ſich wirklich wie in einem Mährchen; ſie wandeln unter uns mit aufgeregter Phantaſie wie in Tauſend und einer Nacht und genießen das ungeahnte Wundervolle in ſtets gehobener Stimmung und mit kindlicher Naivetät. — Dazu kommt ihre weiche melodiſche Sprache, die unſerem zur Diſtelkoſt kratzender Gutturallaute verurtheilten Ohr ſo wohl thut. Kein artigeres Genrebild, als eine ſolche aus Stralſund, Danzig oder Dorpat hergepilgerte Touriſtenfamilie, ſammt und ſonders mit zwei Klafter langen Alpenſtöcken bewaffnet und voll des ſtolzen Bewußtſeyns einen Berg zu erklimmen, den Führer an der Spitze, einen Hügel beſteigen zu ſehen, über welchen unſere Jungen mit geſchloſſenen Füßen zu hüpfen im Stande wären. — Irren wir nicht, ſo iſt eben einer ſolcher Caravane vor etlichen Tagen folgendes Abenteuer begegnet. Auf einer Rigifahrt begriffen, hatte ſie im „kalten Bad" übernachtet. Morgens zieht ſie mit Zurücklaſſung ihrer Effekten nach dem Kulm. Nachmittags zurückkehrend ſieht ſie ſich umſonſt nach ihrem geſtrigen Nachtquartier um. Durch eine dichte Nebelkappe den Blicken der übrigen Welt entzogen, war in der Zwiſchenzeit das kalte Bad bis auf den Grund abgebrannt und mit ihm ſämmtliches Gepäck, Geld und Valoren der Reiſenden. Sie mögen ſich über ihren Verluſt mit dem Gedanken tröſten, daß, wäre der Brand bei Nacht ausgebrochen, in Betracht des fünfſtockigen hölzernen Gebäudes ſtatt der Effekten wahrſcheinlich ihr eigenes Selbſt als Flammenopfer figurirt hätte. *

(Fortſetzung folgt.)

* So eben hören wir, daß der Gaſthof auf der großen Scheidegg zwiſchen Grindelwald und Meiringen ebenfalls in Feuer aufgegangen ſey.

Die Incantada.

(Fortſetzung.)

Eine vortheilhafte Gelegenheit, dieſe Reiſe raſch und ohne Gefahr zurückzulegen, ſchien ſich darzubieten, als man erfuhr, daß Hadſchi Ali, einer der erſten Aga's von Athen, im Begriff ſtehe, in Begleitung ſeines Bruders Hadſchi Achmet und eines großen Gefolges nach Conſtantinopel zu reiſen, um ſich beim Hofe des Großherrn um die Stelle des atheniſchen Woiwoden zu bewerben. Stuart erhielt auf ſein Anſuchen die Erlaubniß, ſich dem Gefolge anzuſchließen. Logotheti aber, wohl die Nothwendigkeit einſehend, daß auch er ſich bei den höhern Behörden zu verantworten haben werde, machte ſich gleichzeitig, mit anderer Gelegenheit, ebenfalls nach Conſtantinopel auf.

Die Reiſe, die Stuart im Gefolge des türkiſchen Aga's antrat, ging durch Gegenden von hoher klaſſiſcher Bedeutung, über Theben, Thermopylä, Lariſſa, durch das Thal Tempe, und von da weiter nordwärts, den Küſtenſtrich des Meerbuſens von Salonichi entlang. In den Gegenden, die man durchflog, wäre wohl Gelegenheit zu manchen ſchätzbaren Unterſuchungen und Entdeckungen geweſen; doch mußte Stuart ſich an den geringfügigen Beobachtungen genügen laſſen, die er vom Sattel ſeines Pferdes aus machen konnte. Indeß hatte er auf dergleichen von vorn herein verzichtet. Anderes aber machte ihm die Reiſe bald unbequem und er fing an ernſtlich auf ſich zu zürnen, daß er die Widerwärtigkeiten, die ſich für ihn hiebei ergeben mußten, nicht im voraus beſſer bedacht hatte. Er war der einzige Ungläubige unter dieſer Schaar von Muſelmännern, die ſich in Berg und Wald keiner Verantwortlichkeit ausgeſezt ſahen; er gehörte zu den Ausgeſtoßenen, deren Loos es war, Spott und Kränkung aller Art geduldig hinzunehmen. An Gelegenheiten dazu fehlte es nicht, zumal wenn er es ſich einfallen ließ, irgend ein altes Gemäuer oder Steinbild, an dem man vorüberritt, näher zu betrachten. Was ziemte es doch dem Giaur, vom Wege abzulenken

Digitized by Google

und eigenem Willen zu folgen! Auch fügte es sich auf allen Stationen des Weges, wo die Pferde gewechselt wurden, daß Stuart stets das schlechteste Pferd erhielt und daher den Uebrigen entweder nur mühsam zu folgen im Stande, oder alle möglichen Untugenden des Thiers zu bekämpfen genöthigt war.

Die siebte Nacht der Reise hatte man zu Ortho gerastet, nicht sehr fern von Salonichi, das rechter Hand liegen bleiben sollte. Als man hier am Morgen ausritt, erhielt Stuart zufälligerweise ein erträgliches Pferd, was aber so heftigen Zorn auf Seiten des Aga's erregte, daß er sich schleunigst und bescheiden erbot, dasselbe gegen irgend ein anderes umzutauschen. Mit großem Lärm ward der Vorschlag angenommen; Stuart aber beschloß im Stillen, die Gesellschaft, die ihm bald ernsthaft gefährlich werden konnte, bei der ersten passenden Gelegenheit zu verlassen. Gegen Abend kam man in ein Dorf, Langathia, wo wiederum die Pferde gewechselt wurden. Stuart begann hier wegen eines bequemeren Pferdes zu unterhandeln; aber kaum war dasselbe gewechselt, so war auch der Aga schon zur Hand, machte dem Stallknecht heftige Vorwürfe, daß er einem Giaur ein so gutes Pferd geben wolle wie einem Muselmann, und befahl dann dem Pferdehalter, der zugleich der Wirth der Dorfherberge war, die schlechtesten Pferde, die er im Stalle habe, vorzuführen. Dieser pries eines derselben als einen tüchtigen Harttraber; die Probe, die damit sofort gemacht wurde, fiel auch so vollständig nach dem Wunsche des Aga's aus, daß er mit lautem Lachen befahl, dem Giaur kein anderes als dieses zu satteln.

Jezt stellte sich Stuart, als werde er plötzlich von heftigem Kopfweh befallen; er klagte über Fieber und versicherte, daß er die Reise vor der Hand nicht fortsetzen könne; er bedauerte in dem Dorfe zurückbleiben zu müssen, und bat einen der Diener bei ihm zu lassen, damit dieser ihn auf dem noch übrigen Theil des Weges begleiten könne. Seine Absicht war, sich nach Salonichi zu begeben, wo er jedenfalls Gelegenheit zur besseren Fortsetzung der Reise zu finden hoffte. Man willigte ein, aber zugleich entspann sich ein heftiges Gespräch zwischen dem Aga, seinem Bruder Achmet, dem Wirth der Herberge und dem, welcher als Diener zurückbleiben sollte. Stuart konnte aus ihren Geberden entnehmen, daß das Gespräch ihn betreffe und irgend etwas in Bezug auf ihn verabredet werde. Es war ihm nicht wohl zu Muthe, und noch weniger, als nunmehr der Aga mit dem Gefolge aufbrach, Achmet aber gleichfalls in der Herberge zurückblieb. Wie, wenn man darauf dachte, sich seiner, der in Constantinopel an dem britischen Gesandten einen mächtigen Vertreter finden mußte und durch seine Klage den Planen des Aga's hinderlich werden konnte, hier in aller Stille zu entledigen? Dem Herbergswirthe mißtrauend, suchte er in andern Häusern des Dorfes ein Unterkommen, fand aber nirgends Aufnahme. Er ließ sich nun in der Herberge eines der innern Zimmer einräumen, stellte sein Gepäck um sich her und legte sich, die Pistolen im Gürtel, auf das Lager, scheinbar schlafend, dabei aber mit Gespanntheit auf Alles lauschend, was draußen vorging. Es war schon dunkel, als sein Diener, eine Lampe in der Hand, mit einem Janitscharen eintrat. Sie leuchteten ihm, der fortfuhr sich schlafend zu stellen, in's Gesicht, untersuchten das Zimmer und das Gepäck und flüsterten dann mit einander; der Janitschar machte eine Geberde am Halse, die nicht undeutlich zu erkennen gab, daß es sich um ein Kopfabschneiden handle; dabei erhob sich die Stimme des Dieners etwas: „Später, später, in der Nacht!" flüsterte er.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Theaterfreiheit.

Eine Folge der durch die Februarrevolution erworbenen oder vielmehr eroberten Theaterfreiheit war seit jenem Ereigniß die Darstellung politischer Zustände auf den hiesigen Bühnen. Von dieser Freiheit zeugen „der Ideenmarkt," „Eigenthum ist Diebstahl," „wilde Kastanien," „die Volksrepräsentanten in den Ferien" und noch viele andere Vaudevilles und Possen. Die Regierung hatte sich über diese Späße nicht zu beklagen, da sie meistens wider die socialistischen Umtriebe und Lehren gerichtet waren; nachdem die Socialisten, wenigstens vorläufig überwunden sind, mag es ihr nicht unlieb seyn, daß man die Herren und ihre ausschweifenden Theorien dramatisch durchhechelt. Einer der jetzigen Minister hat sogar, wie aus einem so eben bekannt gewordenen Schreiben des Direktors des Theaters der Porte St. Martin erhellt, die Meinung geäußert, es scheine

Digitized by Google

ihm ganz passend, daß das Theater auf die Verbreitung richtiger und guter Gesinnungen hin arbeite. Leider sind aber in Revolutionszeiten die „richtigen und guten Gesinnungen“ nicht immer genau von den unrichtigen und schlechten zu unterscheiden, und die Regierung selbst bekennt sich nicht immer zu denselben Grundsätzen; jede Partei, wenn sie ans Staatsruder gelangt, bringt ihre eigenen mit, welche zuweilen von denen ihrer Vorgänger verschieden sind wie Tag und Nacht. Dieß hat zu einem Ereignisse Anlaß gegeben, das seit einigen Tagen in den Zeitungen lebhaft besprochen wird. Jener Theaterdirektor, oder die für ihn arbeitenden Dichter waren auf den Einfall gerathen, das bewegte, verhängnißvolle Leben des jetzigen Papstes in einem großen Stücke mit vielem Bühnengepränge darzustellen. Die Hauptperson wollte man sine ira et studio schildern, ungefähr so wie unparteiische und vorurtheilslose Männer sie beurtheilen; das Ganze sollte ein für das Volk anziehendes Schauspiel werden. Ehe jedoch der vorsichtige Direktor sich entschloß die auf dreißig oder vierzig tausend Francs angeschlagenen Kosten aufzuwenden, wünschte er die Ansicht eines der Häupter der Regierung zu vernehmen, und ließ daher eine Skizze des Stücks Herrn de Fallour einhändigen, welcher, als dem Papste sehr zugethan, ein Theaterstück, in dem derselbe auftrat, strenge beurtheilen mußte. Dennoch schien der Minister den Gedanken, den Papst in würdiger und anständiger Weise auf die Bühne zu bringen, gar nicht zu mißbilligen; er übergab den Entwurf zur nähern Untersuchung einem Beamten; dieser machte dem Direktor einige Bemerkungen, und damit hatte die Sache ein Ende. Der Direktor setzte das Stück mit großen Kosten in Scene und es kam vorige Woche zur Darstellung. Die Dichter hatten es allen Parteien recht machen, oder es wenigstens mit keiner verderben wollen; wenn daher einerseits der Papst als ein redlich gesinnter Mann geschildert wurde, so rühmte man andererseits auch die römischen Republikaner, und das französische Heer, das der Republik gewaltsam ein Ende machte, bekam ebenfalls Lobsprüche wegen der bewiesenen Tapferkeit. Aber gerade dieses Bestreben der Dichter, allen zu gefallen, machte, daß keine Partei zufrieden war. Die Päpstlichen tadelten, daß man die Republikaner so glimpflich behandelt habe, und die Republikaner waren unzufrieden, weil die päpstliche Politik in so mildem Lichte dargestellt war. Erstere waren auch entrüstet darüber, daß die Dichter in das Jugendleben des Papstes zurückgegriffen und es gewagt haben, den Mann im ersten Aufzuge als Offizier, noch dazu als verliebten Offizier darzustellen. Die kirchlichen Zeitungen behaupten, was vom Papste in dieser Beziehung erzählt werde, sey falsch; einer seiner Verwandten, nicht er selbst sey Militär gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Hannover, Oktober.

(Schluß.)

Politische Stimmung — Neubauten.

Es kommt also auf das Ministerium an, sich in der deutschen Frage mit dieser Partei zu verständigen. In allen übrigen Fragen wird ihm die Kammer ihre Zustimmung nicht versagen. Mit der innern Verwaltung ist das ganze Land zufrieden und erkennt es dankbar an, daß Stüve mit außerordentlichen Anstrengungen geleistet hat, was nur möglich war. Der Finanzminister Lehzen hat mit solcher Umsicht und Sparsamkeit seines Amtes gewaltet, daß trotz der außerordentlichen Ausgaben die Finanzen sich im glänzendsten Zustande befinden. Der Minister des Aeußern, Graf von Bennigsen, hat von jeher bei der hannoverschen Bürgerschaft einen guten Namen gehabt, weil er hinsichtlich des Adelstolzes eine seltene Ausnahme machte. Der Kriegsminister Prott ist ebenfalls ein bürgerlicher Minister und ein einsichtiger und energischer Militär, der sich schon öfter höhern Anordnungen, die er als verkehrt erkannte, mit Entschiedenheit und Festigkeit entgegengesetzt haben soll. Der Kultusminister Braun endlich hat mindestens das Verdienst, daß er für die kirchlichen Angelegenheiten die rechten Kräfte in Thätigkeit zu setzen weiß. Bereits liegt der Entwurf einer neuen synodalen Kirchenverfassung vor, die er durch einsichtsvolle Männer hat ausarbeiten lassen, und nur die Geldbewilligung der Stände muß noch abgewartet werden, damit die erste Synode zusammenberufen werden kann. So findet unser jetziges Ministerium, wie gesagt, im ganzen Lande Anerkennung. Die deutsche Frage allein ist der noch zu lösende Knote. Fragen Sie nun, was für eine Stimmung, abgesehen vom Ministerium und von der zu berufenden Kammer, sich bei uns kund gibt hinsichtlich der deutschen Angelegenheit, so ist darauf zu antworten, daß die Wünsche und Bestrebungen durchgehends in zwei Richtungen auseinanderlaufen. Die ältere Generation, welche noch aus eigener Anschauung das Preußen von 1806 her kennt und nur dieses Preußen sich für alle Zukunft eingeprägt hat, sträubt sich mit Hand und Fuß gegen eine preußische Hegemonie. Ihr ist Preußen fortwährend der Inbegriff aller Schlechtigkeit und Rohheit, und sie will lieber wieder englisch werden oder gar chinesisch, als preußisch. Die jüngere Generation dagegen, die sich mit den Preußen der lezten Jahrzehnde mehr befreundet hat, wünscht in ihrem Drange nach deutscher Einheit nichts sehnlicher, als ein enges Anschließen an Preußen, da Oesterreich und Metternich ihr fortwährend als Symbol der Zersplitterung, der Kraftlosigkeit, der Unterdrückung jeder kräftigen, einheitlichen Entwicklung gelten. Sie will lieber eine Einigung ohne Oesterreich, als mit Oesterreich, selbst wenn der Einheitsstaat und ein Wechsel der Dynastie der Preis seyn sollte.

Aus unserer Residenz selbst läßt sich wie immer wenig Neues melden. Wer sie seit längerer Zeit zum erstenmale wieder sieht, wird finden, daß sich ihre Physiognomie in einzelnen Punkten bedeutend verändert hat. Die Wachen vor dem Portale des königlichen Schlosses und auf dem Schloßhofe tragen jezt statt der thurmhohen Bärenmütze die preußische Pickelhaube; denn in allen äußern, unwesentlichen Einrichtungen hat Hannover von jeher Preußen treulich die Schleppe getragen. Die alten Gebäude in der Umgebung des königlichen Schlosses werden nach und nach abgebrochen und freie Plätze oder schöne Neubauten treten an ihre Stelle. — Der Waterlooplatz ist durch eine großartige Kaserne und durch das aus Erz gegossene Denkmal des Generals von Alten verschönert. Auf der rechten Seite des Platzes, wenn man ihn vom Schlosse aus über die Leinebrücke betritt, nicht weit von dem Leipziger Philosophen, den sich Hannover zugeeignet hat, steht auch der alte Haudegen in Lebensgröße auf einem geschmackvollen, steinernen Piedestal, mit entblößtem Haupte, die rechte Hand in die Seite gestemmt, die linke auf dem Degenknauf und den Kriegsmantel lose um die Schultern geschlagen. Am meisten hat sich aber die Physiognomie in dem Theile der Stadt verändert, welcher der Eisenbahn am nächsten liegt. Hier hat sich ein ganz neuer Stadttheil erhoben und fortwährend steigen neue Bauten über die Gerüste empor. Glänzende Hôtels umgeben das prächtige Eisenbahngebäude, das auf der einen Seite die Inschrift trägt: nach Minden und Bremen, auf der andern nach Braunschweig, Köln und Hildesheim. Nicht weit davon wächst das neue prächtige Theater seiner Vollendung zusehends entgegen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 256. Donnerstag den 25. Oktober 1849.

Ich bin befreit! Befreit! O Wunder Gottes!
Schiller.

Die Incantada.

(Fortsetzung.)

Als Beide hinaus gehen wollten, begann Stuart sich zu regen, als wache er eben auf, und rief den Diener zurück. Er klagte über sein Uebel, forderte einige Dienstleistungen und ließ sich dann in ein Gespräch mit ihm ein. Möglichst unbefangen über allerlei Kleinigkeiten des gegenwärtigen Aufenthalts und über die bevorstehende Reise sprechend, suchte er dem Argwohn vorzubeugen, als habe er durchschaut, um was es sich handle. Nach einiger Zeit und als er bemerkt hatte, daß der Diener unbewaffnet war, sprang er vom Lager auf, schützte ein Bedürfniß vor, das ihn aus dem Hause treibe, und befahl dem Diener, ihm zu folgen. Der leztere gehorchte. Kaum waren sie im Freien und aus der nächsten Umgebung des Hauses entfernt, als Stuart seine Schritte zu verdoppeln begann und den Diener mit sich zog. Verwundert und betreten fragte dieser wiederholt, wo er hinaus wolle; Stuart antwortete nicht, bis er Dorf und Weg beträchtlich hinter sich hatte und der Diener laut versicherte, er werde jezt nicht weiter folgen. Nun hielt er an. „Ich weiß," sagte er, „daß Hadschi Ali befohlen hat mich zu tödten, und daß Achmet zurückgeblieben ist die Ausführung des Befehls zu überwachen. Auch du weißt darum. Aber auf welchen Lohn hoffst du? Ich will dir hundert Piaster geben, wenn du, der du die Wege kennst, mich wohlbehalten nach Salonichi bringst." — Der Diener schüttelte den Kopf und versicherte von Nichts zu wissen. Stuart steigerte sein Anerbieten bis auf fünfhundert Zechinen. „Ja doch," rief der Diener endlich lachend; „der Teufel hat keine Ziegen und verkauft doch Käse: ihr werdet mich hängen lassen, wenn ihr mich sicher habt!"

Als Stuart sah, daß mit dem Menschen nichts anzufangen war, daß aber auch jeder weitere Verzug ihm den Untergang bereiten konnte, zog er seine Pistolen hervor und sagte jenem, er werde allein den Weg zu finden wissen, aber seine Kugeln werden ihn erreichen, sobald er Lärm erhebe. Dann wandte er sich seitab und eilte so schnell wie möglich quer über die Felder in die Nacht hinaus. Nach halbstündigem Lauf kam er an einen kleinen Fluß, dessen Ufer mit hohem Schilf bewachsen war. Hier suchte er sich zu verbergen; doch schien es ihm nicht sicher genug. Bald fand er in der Nähe ein hohes Brombeergebüsch, das sich weit umher verbreitete; mit aller erdenklichen Sorgfalt kroch er so tief als möglich in das Gebüsch hinein, dessen stachlige Wölbungen eine schützende Decke über ihm bildeten.

Nicht lange hatte er hier gerastet, als er verschiedene Lichtschimmer in der Nacht auftauchen sah. Es waren Haufen von Türken, die mit Fackeln in den Händen das Feld durchschwärmten. Sie kamen näher; bei einem derselben erkannte er bald den Diener, der die Kunde von seiner Flucht überbracht haben mußte. Man hatte die Spuren seiner Füße aufgefunden und war durch sie bis an den Fluß geleitet worden. Eilfertig wurde das ganze Uferschilf durchsucht. Da man nichts fand, wandte man sich zum Brombeergebüsch. Das stachlige Geniste machte hier die Nachforschung schwieriger; nach einigen vergeblichen Versuchen, in das Innere desselben einzudringen,

Digitized by Google

fingen die Verfolger an ;große Reisbündel herbeizuschaffen, schichteten dieſe rings um das Gebüſch umher und zündeten ſie an, um das leztere ſelbſt in Brand zu ſtecken oder Stuart doch an unbemerkter Flucht zu hindern. Schon leckten die Flammen in das Gebüſch hinein, ſchon war der Verfolgte auf das Aeußerſte gefaßt, als ein höherer Wille zu ſeiner Rettung eintrat. Ein plötzlicher Regen löſchte die Feuerbrände aus und trieb die Türken, die nicht Luſt hatten ohne Zweck durchnäßt zu werden, in das Dorf zurück. Stuart wagte es wieder aufzuathmen.

Der größte Theil der Nacht war indeß vorübergegangen; der Morgen fing allmählig an zu dämmern. Da Stuart bei geſpannter Aufmerkſamkeit keinen Laut mehr in der Nähe vernahm und vorausſetzen konnte, daß die Maſſe der Verfolger ſich entfernt habe, ſo kroch er vorſichtig, die Piſtolen ſchußfertig zur Hand, wieder aus dem Gebüſche hervor. Ein freudiges Dankgefühl durchbebte ihn, als er die Stätte völlig leer fand. Eilig wandte er ſich nunmehr zur weitern Flucht. Hier haben wir ihn beim Beginn dieſer Erzählung gefunden.

Paradiſe, der britiſche Conſul von Salonichi, hatte es eine der erſten Sorgen für ſeinen Schützling ſeyn laſſen, einen Boten mit entſchiedener Vollmacht nach Langathia hinaus zu ſenden und dem dortigen Herbergswirthe das Gepäck, welches Stuart bei ſeiner Flucht zurückgelaſſen, abzufordern. Dort hatte man das glückliche Entkommen des Franken als ein wahres Wunder betrachtet. Die Herausgabe des Gepäcks durfte man nicht verweigern, und ſo konnte ſich Stuart bei ſeinem gütigen Wirthe in aller Bequemlichkeit einrichten. Denn obgleich es ſeine Abſicht war von Salonichi aus möglichſt bald nach Conſtantinopel zu gelangen, um dort ſeine Angelegenheiten weiter betreiben zu können, ſo mußte er doch dem freundlichen Andringen Paradiſes, dem der heitere, kunſtverſtändige Landsmann überaus wohl gefiel, nachgeben und ſich zunächſt zu einer längeren Raſt in Salonichi entſchließen. Gewichtige Gründe zur Unterſtützung dieſes Entſchluſſes waren einerſeits das Gerücht, daß im Norden die Peſt ausgebrochen und ſchon bis in die Gegend von Conſtantinopel vorgedrungen ſey, worüber man vorerſt genauere Kunde erwarten mußte, andererſeits der Umſtand, daß auch Salonichi mehrere Denkmäler des Alterthums beſaß, deren Erforſchung und bildliche Aufnahme den dortigen Aufenthalt hinlänglich belohnen konnte. Einſtweilen veranlaßte Paradiſe ſeinen Gaſt, dem britiſchen Geſandten in Conſtantinopel einen ausführlichen ſchriftlichen Bericht über ſeine geſammten Angelegenheiten zu erſtatten.

Auf den Ausflügen, welche Stuart durch die Stadt machte, um ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Denkmäler näher kennen zu lernen, war meiſt Paradiſe ſelbſt ſein Begleiter, oder er ſorgte doch dafür, jenen durch anderweitige Begleitung vor allen etwa zu befürchtenden Unannehmlichkeiten ſicher zu ſtellen. — Der rege Handelsverkehr, der in Salonichi herrſchte, das Gewühl am Hafen, die Pracht des Bazars, der nach dem Urtheil der Reiſenden ſelbſt den Bazar von Conſtantinopel übertrifft, alles dieß war wohl geeignet Stuarts Intereſſe in Anſpruch zu nehmen. Näher berührt und lebhafter angezogen fühlte er ſich durch jene Denkmäler, welche die Stadt, die ſchon im Alterthum einer der wichtigſten Plätze Macedoniens war, aus dieſen Zeiten vergangenen Glanzes bewahrt hat. Die Hauptſtraße der Stadt war an beiden Enden durch Triumphpforten begrenzt, die, ob auch halb vergraben in dem aufgehöhten Erdreich und umbaut von Häuſern und Hütten, doch noch die ganze ſtolze Pracht des Römerthums zur Schau trugen. Von einer Rennbahn, von einem Kaiſerpalaſte fanden ſich Ueberreſte. Eine der Moſcheen, von einer mächtigen Kuppel überwölbt, ſchien ein Rundtempel geweſen zu ſeyn, ähnlich dem Pantheon in Rom. Andere Moſcheen waren augenſcheinlich als Kirchen in den früheſten Zeiten des Chriſtenthums gebaut worden und mahnten mit ihren Architekturformen noch an die erhabene Kunſt des Alterthums. Ueberall trat dem Forſcher die reichſte Fülle künſtleriſcher Formen, die glanzvollſte Verwendung edlen und koſtbaren Materials entgegen.

(Fortſetzung folgt.)

Zugvögel in der Schweiz.

(Fortſetzung.)

Um ein Erkleckliches minder liebenswürdig als dieſe unbefangenen, gemüthlichen Kinder des Nordens iſt jene Zunft Ihrer reiſenden Landsleute, welche bei Ihnen mit dem allgemeinen Namen „Hofräthe“ bezeichnet wird. Sie bringen nebſt Reiſeapotheke und Luftkiſſen längſt gebackene, wohl kritiſirte und nach Vorſchrift legaliſirte Anſichten über Natur, Menſchen und Staatsformen mit, und fallen dann von einem Aerger in den andern, wenn unſere Berge nicht in ihre geologiſchen, und unſer Volks- und Staatsleben nicht in ihre politiſchen Syſteme hinein paſſen. Einer dieſer Männer, Ehren Nikolai, hat einſt Italien bereiſt und ſodann zur Erbauung aller Staats-

Digitized by Google

hämorrhoidarien ein Buch darüber herausgegeben. War es nicht ein naher Vetter deſſelben, der dieſen Sommer unſer Schweizerland mit ſeiner Gegenwart und Ihr geſchätztes Blatt mit ſeinen Korreſpondenzen beglückte? Gleich beim Eintritt über unſere Grenze führt ihm der Zufall irgend einen reiſenden Handelsjüngling entgegen, der nach Art dieſer Leute ein Tüchtiges renommirt und ſchwadronirt. Ihr Korreſpondent zieht ſich verduzt in ſeine Wageneke zurück und macht den logiſchen Schluß: die Schweizer ſammt und ſonders ſind eine ſchrecklich großmäulige, preußenfreſſeriſche Nation. Des andern Tages begegnen ihm im Eilwagen etliche Bauern oder Handelsleute. Was! ſolches Volk fährt mit der Poſt? Flugs wird gefolgert, die Schweizer ſeyen das trägſte Volk der Erde, nicht einmal die gemeinen Leute gingen da zu Fuß. Freilich, die ſchleſiſchen Weber werden ſchwerlich den Eilwagen benutzen. — Nun kommt der Mann nach unſerer Bundesſtadt Bern. Eben feiert Deutſchland Goethes hundertſten Geburtstag, und — können Sie's denken! — in Bern iſt keine öffentliche Feier, kein Denkmal wird enthüllt, nicht einmal ein Zweckeſſen findet ſtatt. Höchſtens erbaut ſich da und dort ein Verehrer des Dichters im Stillen an einem ſeiner Meiſterwerke. Dagegen hält man Viehausſtellungen, Pflugproben und ähnliche Feſte zur Aufmunterung und Anregung der Bauern und Gewerbsleute. „Das ſieht ihnen ähnlich, dieſen dummen Schweizer Kühen," ſchreibt er in ſein Taſchenbuch. — Eine Nummer des „Guckkaſtens" oder des „Unabhängigen," oder eines andern Winkelblattes fällt ihm in die Hände; darin iſt ſchwarz auf weiß zu leſen, der eidgenöſſiſche Bundesrath ſey keinen rothen Heller werth, er ſey reif zum fortjagen, und dergleichen Schmeicheleien mehr. Und darauf kein Standrecht, kein Belagerungszuſtand, nicht einmal ein ſimpler Preßprozeß! Der Bundesrath geht ſeiner Wege, als wären weder „Guckkaſten" noch „Unabhängiger" je unter einem Preßbengel hervorgebrochen. Einem lovalen Hofrath aber ſtehen dabei die Haare zu Berg; ſo läßt ſich keine drei Tage regieren, meint er, und ſieht den Bundesrath bereits Arm in Arm mit der deutſchen Centralgewalt dem Hades zuwandern. — Sie müſſen uns ſchon verzeihen, wenn wir ſolche Touriſten nicht ganz nach unſerm Geſchmacke finden, zumal ſie in der Regel auch blutwenig rentiren. Wir Schweizer halten dafür, daß wer grob ſeyn will, ſeine Grobheit wenigſtens ordentlich bezahlen ſolle.

Da loben wir uns dagegen das friſche muntere Blut, die deutſchen Muſenſöhne und Kunſtjünger, die von den deutſchen Univerſitäten und Akademien kommend die Ferienzeit auf eine Alpentour verwenden. Zwar ſind ſie nicht viel rentabler als die Hofräthe, laſſen uns aber mit ſchulmeiſtern ungeſchoren, lagern alpenlufttrunken unter der uralten Schirmtanne zwiſchen Alpenroſengeſträuch und Gentianen, laſſen den hellen Blick unbefangen ſchweifen über unſere duftigen Thäler, und nehmen unſer Land und Volk (einige ſagen ſogar unſere hübſchen Mädchen), wie unſer Herrgott ſie hat wachſen laſſen, ohne daran weder zu mäckeln noch zu deuteln.

Noch iſt einer lezten Klaſſe von Zugvögeln zu erwähnen, die nahezu ſo zahlreich wie die Wachteln der Iſraeliten in der Wüſte über den Rhein herübergekommen ſind, um mit gelähmten Flügeln ſich auf unſer Freiheitseiland niederzulaſſen. Wir reden nicht von Goldfaſanen, welchen nachzuſtellen unſere Gaſtwirthe ſtark gelüſten mochte; wir reden von armen Flüchtlingen, welche der gährende Moſt der deutſchen Revolution, nachdem Preußen das Faß mit eiſernen Reifen gebunden, als Oberhefe zum Spunten hinaus und in unſer Ländchen herübergetrieben hat. Wie ſoll ich es beſchreiben, das bunte Gemiſch, das ſich flüchtend vor preußiſchen Zündnadelgewehren und Spitzkugeln, wie die Thiere der amerikaniſchen Steppen vor dem Prairienbrand, unaufhaltſam über unſere Grenze drängte?

Neben der Baſſermannſchen „Geſtalt" in zerfezter Blouſe und mit rothem, nie durchforſchtem Urwaldsbart der gediente Soldat im ſauber gebürſteten Waffenrock, den kleinen Finger auf der Hoſennath einherſchreitend, als ob es zur Wachtparade ginge; — neben dem bartloſen Schüler, abgetränkt mit der Milch Eugen Sue'ſcher Romane, der alte Phantaſt mit grauem Haar, der zur Muskete gegriffen im guten Glauben, ſeine alten Burſchenſchaftsträume werden endlich wahr und Kaiſer Barbaroſſa komme nun gleich unter dem Lyſſhäuſer hervorgeſchritten; — neben dem gepreßten Volkswehrmann vom Fuße des Kniebis oder aus dem Wieſenthale, dem klaſſiſchen Boden Hebelſcher Idyllen, der Commis-voyageur der Revolution, der ſchon in Paris und Berlin, in Frankfurt, Wien und Dresden in Emeuten und Barrikaden gemacht hat.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortſetzung.)

Theater. — Reiſen auf Pränumeration.

Allerdings iſt es wohl noch keinem franzöſiſchen oder auswärtigen Theaterdichter eingefallen, einen noch lebenden Papſt zu einem dramatiſchen Helden zu machen. Natürlich mußte der Direktor erwarten, daß trotz aller Gewandtheit, mit der die Begebenheiten behandelt waren, ein Theil des Publikums ſein Mißvergnügen laut äußern würde. So kam es auch, und nicht nur von einer Seite; jede Partei pfiff aus was ihr mißfiel, und beklatſchte die Stellen, in welchen die Gegenſtände ihrer Verehrung mit einiger Achtung behandelt waren. So wurde oft zugleich gepfiffen und geklatſcht. Was aber der Regierung ſehr bedenklich ſchien, war, daß der Einzug der franzöſiſchen Truppen in Rom derb ausgepfiffen wurde. Natürlich galt dieß nicht den Soldaten, ſondern den, welche ſie hingeſchickt hatten. Die Regierungsblätter legten es aber ſo aus, als ob man das franzöſiſche Heer auf der Bühne habe beſchimpfen wollen, und zogen daraus den Schluß, daß die Regierung einen ſolchen Skandal nicht länger dulden dürfe. In der That wurde dem Direktor verboten das Stück ferner aufzuführen. Man ſagt, die Studenten haben beſchloſſen, insgeſammt ins Theater zu gehen, um Theil an dem Streite zu nehmen, und ihrerſeits erklärten ſich die Soldaten bereit, die Ehre ihrer Kameraden zu rächen. In der That hätte ſich der Schauſpielſaal in einen Kampfplatz verwandeln können. In dieſem Betracht war die Polizei allerdings berechtigt, die fernere Darſtellung des Dramas zu unterſagen und die Theaterdirektoren haben es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie durch Stücke der Art, welche den Parteigeiſt aufregen, ſich der Gefahr ausſetzen, daß die Polizei ſie verbieten muß. Es hieß der Direktor wolle den Miniſter des Innern wegen Ueberſchreitung der ihm zuſtehenden Gewalt vor Gericht ziehen und zur Erſtattung der auf die Darſtellung verwendeten Koſten anhalten, indem er, der Miniſter, die Aufführung Noms (ſo hieß das Stück) erlaubt und damit den Direktor irre geführt habe. Darauf ließ der Miniſter ſogleich in den Blättern erwiedern, ſeit dem Beſtehen der Republik habe er kein Recht Theatermanuſcripte einzuſehen, er habe daher auch keine Erlaubniß zu ertheilen. Die Theaterdirektoren ſeyen für die dramatiſchen Darſtellungen auf ihren Bühnen allein verantwortlich und die Regierung habe nur den Darſtellungen, welche die öffentliche Ruhe ſtören könnten, Einhalt zu thun. Dabei laſſen die miniſteriellen Blätter verlauten, durch den Vorfall im Theater der Porte St. Martin werde die Regierung genöthigt, an Maßregeln zu denken, um dergleichen Auftritten vorzubeugen, das heißt man müſſe die Theaterfreiheit durch ein Geſetz beſchränken. Eigentliche Cenſoren nach altem Styl wird die republikaniſche Regierung zwar nicht aufzuſtellen wagen, denn das Wort Cenſur iſt allzu verhaßt, aber wahrſcheinlich wird man eine Theaterjury oder eine von den Dichtern und Schriftſtellern oder von der Académie française gewählte Commiſſion in Vorſchlag bringen, welche vor der Aufführung ein Urtheil über die neuen Stücke abzugeben hätte. Es iſt aber ſo vieles andere zu thun, daß man wohl die Nationalverſammlung nicht ſobald mit einem ſolchen Geſetze beſchäftigen wird, zumal der Vorfall im Theater der Porte St. Martin bisher der einzige war, der eine ſolche Maßregel veranlaſſen könnte. — Einige Mitglieder der Nationalverſammlung haben den Antrag wegen einer außerordentlichen Unterſtützung der Theater wieder aufgenommen, aber ſchwerlich wird es damit beſſer gehen als das vorigemal. Es war zu befürchten, daß in dieſem Winter gar keine italieniſche Oper zu Stande kommen werde. Es ſcheint ſich indeſſen ein muthiger Impreſario gefunden zu haben, der das Wagniß unternehmen will. Ich habe neulich des Gerüchtes vom bevorſtehenden Abgang der Dlle. Rachel vom Théâtre français erwähnt, welchem Gerücht ſie keineswegs öffentlich widerſprochen hat. Seitdem haben die Tageblätter einen ſonderbaren Beweggrund ihres Entſchluſſes gemeldet. Ein Spekulantenverein ſoll ihr eine Million Francs angeboten haben unter der Bedingung, daß ſie ihre Zeit und ihr Talent dem Verein für eine beſtimmte Reihe von Jahren verkaufe oder vermiethe, nach Anordnung des Vereins in verſchiedenen Hauptſtädten Europas und Amerikas auftrete und die Einnahmen demſelben überlaſſe. Nun hat man freilich manche Spekulation erlebt, welche nicht ſonderbarer iſt als dieſe. Es gibt hier berühmte Romandichter, welche ſich, das heißt ihr Talent auf vier oder fünf Jahre an die Unternehmer großer Tageblätter vermiethet haben. Aber eine Million iſt viel Geld für die jetzige Zeit, und iſt ein Plan der Art im Werk, ſo wird die gebotene Summe wohl etwas kleiner ſeyn. Eine andere Spekulation, das gemeinſchaftliche Reiſen auf Subſcription nach England, hat nach fünfzehn Fahrten für dieſes Jahr ein Ende genommen. Das Ding ſcheint manchem Franzoſen behagt zu haben und die Reiſen werden daher im folgenden Jahre wieder beginnen, wofern die Spekulanten ihre Rechnung dabei gefunden haben. Jetzt iſt von einem noch weit großartigeren Plan der Art die Rede, von einer gemeinſchaftlichen Fahrt nach Algerien gegen das Ende dieſes Monats, die 600 Francs koſten ſoll. Die Reiſe ſoll drei Wochen dauern. Ein kleines Journal ſpottet darüber und bringt eine Reiſe der Art nach Indien in Vorſchlag, auf der die pränumerirenden Reiſeliebhaber mit Vogelneſterſammeln, einer Tigerhetze und der freiwilligen Verbrennung einer Hinduwittwe beluſtigt werden ſollen. Solche Spekulationen werden ſchwerlich gelingen, wenn es ſich von fernen Ländern handelt, aber Reiſen in ein Nachbarland, von einer Hauptſtadt in eine andere, und zwar in möglichſt kurzer Zeit, doch ſo, daß keine Hauptmerkwürdigkeit den Reiſenden entgeht, laſſen ſich durch erfahrene Unternehmer wohl ausführen, und vermuthlich werden ſie immer mehr in Brauch kommen, da der Menſchen ſo viele ſind, welche gern ein fremdes Land beſuchen möchten, aber wenig Zeit und auch nicht viel Geld darauf verwenden können, und wegen Unkunde der Sprache und der Landesbräuche den Prellereien der Gaſtwirthe und anderer Leute ausgeſetzt wären, wenn ſie allein reiſten. Das Vaudeville mag alſo immerhin ſeinen Witz über dieſe Spekulation auslaſſen; man lacht darüber, aber die Spekulation wird ſich halten, wenn ſie nicht durch übertriebene Konkurrenz ausartet. In Paris ſpottet man ja über alles, folglich auch über die Pränumerationsreiſen, und es müſſen auch wirklich drollige Auftritte dabei vorfallen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 257. Freitag den 26. Oktober 1849.

Invenio admiranas —
Conlectam exsilio pubem, miserabile volgus.
Virgil.

Zugvögel in der Schweiz.

(Schluß.)

Die ersten, welche ich sah, waren etwa anderthalb Dutzend Versprengte eines Scharfschützencorps, meistens Rheinpreußen. Es waren Künstler, Literaten, Gewerbsleute, ganz artige und gebildete Männer, aber von einer erstaunlichen Zungenfertigkeit, ihre Thaten zu erzählen und die Schuld der Niederlage von ihren auf ihrer Kriegsgefährten Schultern zu werfen. Hätte Einer die Summe der Pickelhauben zusammengerechnet, die jeder von ihnen mittelst seiner Büchse in den Soldatenhimmel hinüber spedirt haben wollte, der Kriegsminister in Berlin hätte sein Portefeuille längst einpacken können. Gleich am ersten Tage ihrer Ankunft ward diesen Männern ein lehrreiches Praktikum in der republikanischen Gleichheit gelesen. Sie waren in eine leer stehende Kaserne einquartiert worden und mußten Soldatenmenage machen. Der Kasernenmeister, ein humoristischer Kauz, las sich nun zum Holzspalten diejenigen aus, die sich durch Brillen und zarte weiße Hände auszeichneten. Weil jedoch dieses Geschäft zu Ende gebracht werden mußte, bevor gekocht werden konnte, und unterdessen Allen zusammen der Magen knurrte, so stellte sich das natürliche Verhältniß von selbst wieder her und jeder that, wozu er geschickt war.

Bald nach diesen Preußen kamen die Hanauer Turner, eine hübsche stolze Schaar, an vierhundert stark, darauf ein Theil des Blenkerschen Corps, die Holkschen Jäger der Volksarmee; dann Bayern in hellblauen Waffenröcken oder grün und rothe Chevaurlegers, endlich das Gros der badischen Regulären, saubere, ordentliche Mannschaft, bei welcher sich wider Erwarten eine erträgliche Disciplin handhaben ließ.

Es ist wahrlich ein herzzusammenschnürend Gefühl, diese Männer zu sehen, wie sie in stummer Trauer das bittere Brod der Verbannung essen, das ihnen eine leider kaum ausreichende Gastfreundschaft reicht. Denn wo sie von Zehntausenden auf einmal in Anspruch genommen wird, ist es für ein Ländchen wie die Schweiz kein leichtes Werk, Gastfreundschaft zu üben, und sollte sie auch bloß aus einem Strohlager und einer täglichen Fleisch- und Brodration bestehen. Die Flüchtlinge, welche keine eigenen Existenzmittel mitbrachten, wurden in der Regel in Kasernen oder andere öffentlichen Gebäude gelegt und genährt wie die eigenen Landeskinder, wenn sie im Waffendienst stehen. Für Kleidung und die kleinen Nebenbedürfnisse mußte die Privatmildthätigkeit sorgen; es bildeten sich zu diesem Zweck in den meisten Kantonen sogenannte Flüchtlingscomités, aus Schweizern und angesessenen Deutschen bestehend. Denselben wurden aus Deutschland etliche tausend Gulden zugeschickt, ein Erkleckliches, wenn es sich etwa um die deutsche Flotte gehandelt hätte, gerade hinreichend, um für das künftige Admiralschiff ein Frauenhofersches Fernrohr anzuschaffen; aber wo es galt, Zehntausende mit Schuhen, Hemden, wärmerer Kleidung zu versehen — wie weit sollte dieß reichen? Was ist aus euch geworden, ihr demokratischen Vereine Deutschlands? steht etwa Standrecht darauf, für flüchtige Brüder ein kleines Theilchen des täglichen Ueberflusses bei Seite zu legen? — Und ihr Alle, die ihr im Jahr der getäuschten Hoffnung 1848 das Morgenroth des Heils über Deutschland aufgehen zu sehen glaubtet,

Digitized by Google

habt ihr der Zehntauſende vergeſſen, deren Schuld es iſt, einen Schritt weiter gegangen zu ſeyn als ihr, um die Fata Morgana zu umarmen, die auch euch berückte? — Doch laßt's gut ſeyn; die Schweizer haben unter der rauhen Hülle ein gutes Herz, ſie werden Keinen weder erfrieren noch verhungern laſſen.

Laſſen Sie mich noch ein Zeugniß für Ihre unglücklichen Landsleute ablegen. Wo dieſelben unter militäriſcher Disciplin ſtanden, war ihre Aufführung mit wenigen Ausnahmen brav, beſcheiden, genügſam. Unſer Volk, welches ſie anfangs mit Mißtrauen aufnommen hatte, ſöhnte ſich in Folge deſſen mehr und mehr mit ihnen aus, ſo daß nun Mancher bei Bauern und Handwerkern zu beiderſeitiger Zufriedenheit in Arbeit ſteht. — Weniger Erfreuliches läßt ſich von den Führern melden. Kaum waren ſie über unſerer Grenze, ſo begann ein Krieg Aller gegen Alle, d. h. ein Federkrieg. Unſere Zeitungen wimmelten von Erklärungen Brentanos contra Struve, Struves contra Brentano, Sigels contra Blenker, Blenkers contra Sigel u. ſ. w. Dieſer giftige Nachkrieg konnte unſere Achtung für ſie natürlich nicht ſteigern. Als dann das bekannte Ausweiſungsdekret des Bundesraths erfolgte, fügte ſich die anfangs ſtutzig gewordene öffentliche Meinung bald, und unſere exekutive Behörde errang, als die Sache vor die Bundesverſammlung kam, einen glänzenden parlamentariſchen Sieg trotz alledem und alledem des „Gucklaſtens" und Conſorten. Es hatten jedoch die eidgenöſſiſchen Räthe zugleich möglichſte Humanität empfohlen. So mochte Brentano in guter Ruhe ſeine Pilgerfahrt nach den klaſſiſchen Stellen des Vierwaldſtädter Sees vollenden, ſinnend, wie viel leichter ſich vor fünfhundertfünfzig Jahren Republiken gründen ließen als heutzutage. Raveaux mochte ungeſtört ſeine einſamen Spaziergänge am Fuße des Brienzer Grats fortſetzen und eingedenk der Flüchtlingsnoten, die er vor kaum einem Jahr als Reichsgeſandter uns Schweizern aufgeſpielt, über den Wechſel irdiſcher Dinge Betrachtungen anſtellen. Dem ſtets witzigen Vogt blieb es vor der Hand unverwehrt, ſich in das Fremdenbuch des Faulhorns als „flüchtiger Reichsregent" einzuſchreiben. Struve blieb Zeit genug, an den ſonnigen Ufern des Leman mit Freund Heinzen die neue Theilung der Erde zu entwerfen. Blenker fand noch übrige Muße, Madame Blenker in eigener Equipage ſpazieren zu führen, dem gemeinen, zu Fuß wandernden Volke der Flüchtlinge zum Verdruß. Einzig dem Bürger Gögg wurde durch Mißverſtand einer allzueifrigen Kantonalpolizei die in Gais begonnene Molkenkur verbittert. Nun ſind dieſe Herren fort, tutti quanti. De mortuis et absentibus nil nisi bene. Wir trauen denſelben jedenfalls eine nobiere Geſinnung zu, als den Mitgliedern des großherzoglich badiſchen Mandarinenthums, welche, da in Baden der Heckerhut obenauf war, bei uns ein ſicheres und behagliches Aſyl erhielten, aber kaum zurückgekehrt nichts Eiligeres zu thun fanden, als in ihren Zeitungen die Gaſtfreunde von geſtern zu denunciren und wo möglich die ganze Meute der europäiſchen Wappenſchildhalter, vom nordiſchen Eisbären bis zum galliſchen Hahn, über ſie herzuhetzen.

Die Incantada.

(Fortſetzung.)

Auf dieſen Wanderungen durch die Stadt ging Stuart eines Tages am Judenviertel vorüber. Ueber die Mauer, welche die enge Straße auf der einen Seite begrenzte und hier das Beſitzthum der Juden abſchloß, ragte in geringer Entfernung ein altes Marmorgebälk empor, getragen, wie es ſchien, von verſchiedenartigen Geſtalten menſchlicher Bildung. Stuart ſah in freudiger Ueberraſchung, daß es ſich hier um ein antikes Werk von vorzüglicher und eigenthümlicher Kunſtſchönheit handle; auch durfte er hoffen, darin jenes Denkmal der Vorzeit gefunden zu haben, das ſchon von frühern Reiſebeſchreibern als der merkwürdigſte unter den Ueberreſten des alten Theſſalonica bezeichnet war und dem er bisher vergeblich nachgeſpürt hatte. Die enge Straße machte es unmöglich, mehr davon zu ſehen. Er meinte, die obern Fenſter der gegenüber ſtehenden Häuſer müßten Gelegenheit zum vollſtändigeren Ueberblick geben. Der Diener, der ihn begleitete, fand kein Bedenken, an der Thür des einen dieſer Häuſer zu pochen, deſſen dürftiges Ausſehen vorausſetzen ließ, daß der Wirth ſich gegen eine Belohnung dem Begehren willfährig erweiſen würde.

Das eintönig klagende Spiel einer Geige erſcholl aus einem der offenſtehenden Oberfenſter des Hauſes. Man ſchien drinnen das Pochen überhört zu haben. Da ſofort nicht geöffnet wurde, klopfte der Diener von neuem und ſtärker. Jetzt ſchwieg die Geige und ein Grieche ſchaute zum Fenſter heraus. Stuart erkannte augenblicklich das feine, ſchwermüthige Geſicht Dimitris. Er freute ſich, den jungen Mann, nach welchem er ſich in den Straßen der Stadt ſchon mehrfach vergeblich umgeſchaut, wieder gefunden zu haben; es drückte ihn wie eine geheime Schuld, daß er das zutrauliche Entgegenkommen deſſelben nicht beſſer zu lohnen im Stande geweſen. „Gott zum Gruß, lieber Bruder!" rief er zu ihm empor. „Denkſt du noch deines Wandergenoſſen? Komm herab, guter Dimitri, und laß mich ein in deine Wohnung! Wir

Digitized by Google

wollen ein Stündchen mit einander plaudern; du ſollſt mir Alles erzählen, was dir auf dem Herzen liegt."

Dimitri verſchwand und erſchien bald, den Riegel öffnend, an der Thür. Mit einiger Verwirrung muſterte er die ſtattliche Kleidung, welche Stuart trug. „Jüngſt warſt du," ſo hob er an, „ein armer Mann, gleich Dimitri, und jezt erſcheinſt du als einer von den Herren. Auch ſprachſt du zulezt zu mir, da wir ſchieden, wie du nicht hätteſt ſprechen ſollen. Ich weiß nicht, ob es recht iſt, daß ich dir traue; und doch — eine innere Stimme ſagt mir, daß du es biſt, der mir Hülfe bringen wird. Komm hinauf, komm hinauf in mein Zimmer!" — Stuart trat ein, bemerkte jedoch, daß Dimitri wiederum unſchlüſſig zauderte, als auch der Diener zu folgen ſich anſchickte. Stuart wies den lezteren an, vor der Thür zu verweilen und dort ſeiner zu warten. — Eilig öffnete nun Dimitri die Thür des Zimmers und zog Stuart an das Fenſter. „Sieh nun," rief er mit leidenſchaftlichem Schmerze, „ſieh nun auch du jenen unſeligen Zauber, der das ſüßeſte Leben zum Stein erſtarren machte!"

Stuart blickte hinaus. Das antike Denkmal, deſſen obere Theile er ſchon von der Straße aus wahrgenommen hatte, ſtand ihm in geringer Entfernung vollſtändig gegenüber. Es war eine korinthiſche Säulenſtellung, über deren Gebälk Pfeiler mit halberhabenen menſchlichen Geſtalten, ungefähr in Lebensgröße, angeordnet waren; über den Pfeilern lief ein anderes leichteres Gebälk hin. Stuart hatte bis jezt eine architektoniſche Compoſition ſolcher Art nirgends kennen gelernt. Leider war das Ganze nur ein Fragment, da nur noch fünf Säulen aufrecht ſtanden, eingebaut in die Giebelwand eines niedrigen Wohnhauſes, welches ſich daran lehnte. Die Pfeilerſtellung mit den Bildwerken ragte wie eine freie Galerie über dem Hauſe empor. Die Bildwerke ſchienen Geſtalten der griechiſchen Mythe darzuſtellen. Die Art und Weiſe, wie ſie mit den Pfeilern verbunden waren, ihre Behandlung und Ausführung erſchienen Stuart höchſt beachtenswerth. Die überraſchende Originalität des ganzen Werkes zog ihn ungemein an; er vermochte es nicht die Blicke davon abzuwenden.

Dimitri verhielt ſich ſtill und freute ſich des lebhaften Intereſſes, welches das Denkmal bei Stuart erweckte. „Nicht wahr," ſo unterbrach er endlich das Schweigen, „nicht wahr, ſie iſt ſchön, ſchön wie keine andere?" — „Von wem ſprichſt du?" fragte Stuart. — „Von wem ich ſpreche? kann ich denn von einer andern ſprechen, als von der Königin? Dort — blick hin! — die zweite mit dem leicht niederwallenden Gewande und dem breiten Stirnband, ſie, deren Locken auf die zarten Schultern herabfallen und deren Schleier ſich, vom Winde ſanft gehoben, wie der Bogen der Gnade um die ſüße Geſtalt breitet. O, ſie war eine Königin, die Völker und Herzen beherrſchte, und — zu herrſchen blieb ſie noch immer berufen!" — Seine Stimme, zu Anfang leidenſchaftlich gehoben, verlor ſich in leiſer Klage. Stuart erkannte jezt die eigentliche Krankheit ſeines armen Freundes und den verderblichen Wahn, von welchem das Gemüth deſſelben umfangen war. Allerdings aber war es ein Weib von eigenthümlich edler und anmuthsvoller Bildung, deſſen Darſtellung ihm Dimitri bezeichnet hatte. Es mochte das Bild einer Helena ſeyn.

„Du meinſt," begann Stuart nach einer Pauſe, „ſie ſey ein lebendes Weib geweſen und durch irgend einen Zauber in Stein verwandelt worden?" — „Komm," erwiederte der Grieche, „komm und ſetze dich her zu mir! Ich will dir Alles genau und getreulich berichten. — Viele, viele Jahre ſind es her, lange vorher, ehe die Türken in das Land kamen, da herrſchte über Griechenland ein mächtiger König, Alexander geheißen. Alexander war jung und herrlich und es trieb ihn, die Herrſchaft ſeines Schwertes über die Völker des Oſtens hinaus zu tragen. Die Könige des perſiſchen Reiches waren von alten Zeiten her Feinde Griechenlands und hatten den Griechen häufige Unbill zugefügt; Alexander gedachte Perſien mit großem Heereszuge anzugreifen und das perſiſche Königshaus vom Throne zu ſtoßen. Er ſammelte ſeine Völker in Salonichi und berief auch ſeine Bundesgenoſſen hieher, um große Heerſchau zu halten, bevor er den Kriegszug unternahm. Da kamen ſie von allen Enden des Reichs und aus den Nachbarländern nach Salonichi, Könige und Fürſten, Grafen und Edle, und die Straßen der Stadt wimmelten von hundertfach verſchiedenem Waffenvolk. Keinen unter den Bundesgenoſſen aber ſah Alexander lieber erſcheinen als den König von Thracien, denn er brachte das mächtigſte Hülfsheer und er war ſchon ſeinem Vater Waffenbruder und Kriegsgenoß geweſen. Darum gab er ihm auch einen Palaſt zur Wohnung, der ſo prächtig war, wie Alexanders eigener Palaſt, und der dem leztern ganz nahe zur Seite ſtand. Ein Säulengang verband beide Paläſte und darüber hin lief eine Galerie, welche hier und dort zu den Gemächern ihrer Wohnungen führte, alſo daß ſie einander zu jeder Stunde des Tages vertraulich und ohne die Straße zu berühren beſuchen konnten."

„Mit dem Könige von Thracien aber war auch deſſen junge Gemahlin nach Salonichi gekommen, die ſo ſchön war und die er mit ſolcher Glut liebte, daß er ſich nimmer von ihr zu trennen vermochte. Alexanders Herz war bis dahin gegen allen Reiz der Weiber unempfindlich geweſen. Beim Anblick der ſchönen

Digitized by Google

Königin flammte zum erſtenmal die Leidenſchaft mächtig in ihm empor; ſeine Krone und ſein Reich dünkte ihm nichts dagegen, wenn er ihre Liebe gewinnen könnte. Aber auch die Königin war von gleicher Leidenſchaft gegen ihn entzündet worden, denn viel herrlicher ſtrahlte das Auge Alexanders als der Blick des alternden Königs von Thracien."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Bänkelſänger. — Das neue Unterrichtsgeſetz. — Kunſt und Bauten.

Hat doch ſogar die Cholera zu ſcharfen politiſchen Witzen Anlaß gegeben, wie man aus einem Liede erſah, das neulich ein Bänkelſänger auf den Gaſſen ſang. Der Dichter ſagte darin, wenn er die Cholera wäre, ſo würde er ſich nützlich zu machen ſuchen, und zwar ſo:

J'emport'rais les royalistes,
J'emport'rais les Malthuziens,
J'emport'rais les regentistes
Et les Napoléoniens;
J'emport'rais le ministère,
J'emport'rais ... non, qui le dira?
J'emport'rais tout ce qu'il faut taire,
Si j'étais le choléra.

Der Bänkelſänger iſt zwar nicht wegen des Liedes vor Gericht gezogen, aber weil er ohne Erlaubniß der Polizei als Sänger aufgetreten war, vom Polizeigericht zu vierzehntägiger Haft verurtheilt worden. Der Dichter des Liedes iſt nicht bekannt. Es gibt hier viele arme Schlucker, welche bloß für die Bänkelſänger arbeiten und von dieſen ihre gedruckten Gaſſenhauer feil bieten laſſen. Man könnte hier eine bedeutende Sammlung von Liedern anlegen, welche unter dem Volke bleiben, und von denen die literariſche Kritik gar keine Notiz nimmt. Von Paris aus verbreiten ſie ſich auf die Jahrmärkte in der Provinz. Dieſe heckt dagegen eine andere Art von Flugblättern aus, nämlich Pamphlete geiſtlichen und myſtiſchen Inhalts. So fiel mir neulich ein Blatt in Hände, gedruckt in einer kleinen Stadt, Chatillon an der Seine, das den ſonderbaren Titel führt: „Ein von Gott herrührender und eigenhändig mit goldenen Buchſtaben geſchriebener Brief, wie er am 28. Oktober 1784 in der Baſtille Languedoc aufgefunden und von einem taubſtummen Kinde erklärt worden iſt." Das vorgebliche Sendſchreiben Gottes iſt mit goldenen Buchſtaben gedruckt, damit die Landleute gar nicht zweifeln können, daß es eine getreue Copie der Urſchrift ſey. Wie viel Aberglaube noch unter den Bauern in Frankreich herrſcht, ſah man bei der Ausbreitung der Cholera in den entlegenen Provinzen. An manchen Orten ging man den Aerzten zu Leibe, wenn ſie die Kranken behandeln wollten, an andern ließ man ſich weiß machen, die Brunnen ſeyen vergiftet. Eben ſo war es beim erſten Erſcheinen der Cholera im Jahr 1832, und ſeit dieſer Zeit ſcheint die Aufklärung keine großen Fortſchritte gemacht zu haben. Ob das neue Unterrichtsgeſetz die Volksbildung fördern wird, ſteht ſehr dahin. Dieſes Geſetz wird in der Nationalverſammlung zu lebhaften Debatten Anlaß geben, da ein Theil derſelben keineswegs aufgelegt ſcheint, der Geiſtlichkeit mehr Rechte als bisher einzuräumen. Nun nimmt aber der Regierungsentwurf der weiland königlichen Univerſität einen großen Theil der ihr von Napoleon übertragenen Oberaufſicht über den Unterricht im ganzen Reiche, und ſomit bekäme die Geiſtlichkeit die von ihr ſchon lange erſehnte Befugniß, Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten zu errichten und zu leiten, ohne daß eine Civilbehörde etwas darein zu ſprechen hätte. Dieß verträgt ſich nun allerdings beſſer mit der republikaniſchen Freiheit; wenn man aber weiß, daß die katholiſche Geiſtlichkeit in Frankreich keineswegs wiſſenſchaftlich gebildet iſt, und daß ſie in den Provinzen, wenigſtens in vielen, einen bedeutenden Einfluß auf die Bevölkerung ausübt, ſo ſteht zu fürchten, daß ſie den größten Theil der Jugend in ihre Anſtalten locken wird, ohne daß ſie im Stande wäre derſelben einen Unterricht zu ertheilen, der dem jetzigen Zuſtand der Wiſſenſchaften und der herrſchenden Staatsverfaſſung angemeſſen iſt.

Die Kunſtſchule hält in dieſen Tagen die gewöhnliche öffentliche Ausſtellung der von der Kunſtakademie ausgezeichneten und belohnten Kunſtwerke ihrer Schüler, welche ſofort drei Jahre auf Staatskoſten in Italien ſtudiren dürfen. Gewöhnlich ſtellt man bei dieſer Gelegenheit auch die von den Zöglingen der franzöſiſchen Akademie in Rom eingeſandten Kunſtwerke aus. Daran war aber dießmal nicht zu denken. Die jungen Künſtler mußten ſtatt zu malen und zu meißeln auf ihre Rettung bedacht ſeyn. Das akademiſche Gebäude in Rom diente während der Republik als Kaſerne und die jungen Künſtler hatten einſtweilen zu Florenz ihren Sitz aufgeſchlagen und dort wohl auch wenig zu Stande gebracht. Nun ſind ſie aber wieder in Rom und ſie werden Pinſel und Meißel wieder zur Hand nehmen können, ſo gut als ihre Collegen in Frankreich, die nun wieder fleißig arbeiten und ſich bereits anſchicken neue Kunſtwerke für die Ausſtellung im folgenden Jahre zu liefern, welche, wie es ſcheint, nicht mehr in den Tuilerien wie dieſesmal, ſondern in einigen leeren Sälen des ſo geräumigen Louvre ſtattfinden ſoll. Das großartige Projekt der Vollendung und Verſchönerung des Louvre, das die Regierung ſchon vor mehreren Monaten der Nationalverſammlung vorgelegt, und wozu ſie dreißig Millionen verlangt hatte, iſt weislich von der Verſammlung beſeitigt worden. Ein Dichter wie Victor Hugo fand natürlich dieſes Projekt himmliſch ſchön, und ſicher hätten viele Künſtler Gelegenheit gefunden ihre Phantaſie daran zu üben; aber woher ſollten zu einer Zeit, wo man noch nicht weiß, wie man alle dießjährigen Ausgaben decken ſoll, dreißig Millionen genommen werden? Um jedoch wenigſtens etwas zu thun, und die vielen Taglöhner in Paris während des Winters zu beſchäftigen, damit ſie nicht aus Hunger abermals Socialiſten werden und mit den Reichen theilen wollen, werden ungefähr ſechs Millionen verwendet werden, um das Louvre ganz frei zu ſtellen, die längs der Tuilerien laufende Rivoliſtraße bis ans Ende des Louvre zu verlängern, und zu dieſem Zwecke einige enge Gaſſen, deren Gefährlichkeit erſt die Cholera recht gezeigt hat, niederzureißen. Paris wird dadurch ſehr gewinnen; aber durch das viele Einreißen enger Gaſſen werden die kleinen Wohnungen ſeltener und theurer, und man wird daher darauf bedacht ſeyn müſſen, mehr Cités ouvrières zu errichten. Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 258. Sonnabend den 27. Oktober 1849.

Es rafft von jeder einen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt.

Schiller.

Die Marseillaise und „Freut euch des Lebens."

Ein deutscher Schriftsteller sagt in Bezug auf die Marseiller Hymne von der Republik: „Die Löwin gebar nur ein Junges, aber es war ein Löwe." * In der That kommt auch keines der vielen Kriegsgesänge, welche in jener aufgeregten Zeit erschienen, und selbst die besten desselben Verfassers nicht diesem Erguß glühendster Vaterlandsbegeisterung gleich. In einem Wurf vom Dichter und Componisten erzeugt, ging das Lied in Zeit von wenig Tagen zur Unsterblichkeit über. Alle, die es zum erstenmal hörten, wurden wie von einer plötzlichen Offenbarung erleuchtet, von tiefster Begeisterung ergriffen, und es prägten sich ihnen Worte und Töne um so leichter in's Gedächtniß, als das Ganze ein Griff war aus ihrem eigenen Herzen, ein Griff aus der erhöhten allgemeinen Stimmung. „Der wahre Dichter der Marseillaise," bemerkt treffend Felix Pyat, „war das Volk, das ganze Volk mit seinem unerschütterlichen Freiheitsglauben, das Vaterland mit seinen Befürchtungen und Hoffnungen, mit seinem edlen Aufschwung, seiner beispiellosen Begeisterung und ewigen Poesie. Der Dichter war nur der Brennpunkt, in welchem die Glutstrahlen der allgemeinen Stimmung zusammenschlugen und das Gemüth entzündeten, das dem gewaltigen Genius der Zeit Form und Ausdruck verlieh."

Das Lied entstand zu Straßburg zu Ende Aprils des Jahrs 1792. Um jene Zeit wohnte Rouget de l'Isle dort im Hause des Maire Dietrich, wo er in Quartier lag, einem Mittagsmahle bei, an welchem viele Offiziere Theil nahmen. Die damaligen politischen Ereignisse und der Krieg gegen Oesterreich gaben der Unterhaltung so aufregenden als unerschöpflichen Stoff. Besonders war dabei von Kriegsliedern und patriotischen Gesängen die Rede; man sprach sich mit Unwillen über die Carmagnole, das Ça ira und jene Unzahl gemeiner Erzeugnisse aus, womit Paris die Provinz überschwemme, und bedauerte allgemein, daß solcher Wust nicht durch edlere, würdigere Schöpfungen verdrängt werde. Als die Gesellschaft schied, zog sich Rouget de l'Isle, durch das Gespräch mächtig angeregt, in sein Zimmer zurück. Aber es wollte kein Schlaf über ihn kommen, Herz und Kopf glühten, er mußte singen, deklamiren, und bald zur Feder greifend, bald zur Geige brachte er auf und ab gehend, die ganze Nacht in fieberhafter Spannung zu. Des andern Morgens ging er zu seinem Wirth hinab und legte ihm das Niedergeschriebene vor, von dem er sich, wie er später gestand, noch keine Rechenschaft abzulegen vermochte. Dietrichs Tochter setzte sich an's Klavier, begann es vorzutragen, und die überraschende Wirkung, die es, je weiter sie sang und spielte, auf die Umstehenden äußerte, gab dem verblüfften Dichter erst das Maaß seiner bedeutenden Schöpfung. Rasch wurden die Gäste vom vorigen Abend zusammengeholt; der Vortrag wirkte wie der einschlagende Blitz, unwillkürlich stimmten Alle ein in den Gesang, Alle waren hingerissen, die Augen flammten, die Herzen schlugen hoch, wie ein Strom der Begeisterung rauschte die mächtige Hymne durch die Räume: im Leben des Dichters wohl der glücklichste und erhebendste Moment.

* Großheim, Fragment aus der Geschichte der Musik. Mainz 1832.

Digitized by Google

Man beeilte ſich die ausgeſezten Stimmen durch Abſchriften zu vervielfältigen und die Melodie von den Hoboiſten ausführen zu laſſen. Die Wirkung war merkwürdig. Die vorüberziehenden Soldaten, denen die unbekannten Töne erſchütternd in die Seele drangen, ſtuzten und horchten hoch auf. Es dauerte nicht lange, und Worte und Weiſe waren überall hin verbreitet und volksthümlich geworden. Vom Verfaſſer urſprünglich als „Geſang der Rheinarmee“ bezeichnet,* erhielt das Lied nach einem Bataillon Marſeiller Föderirter, die es zuerſt nach Paris brachten, die Volkstaufe, und die Feuertaufe beim Angriff auf die Tuilerien am 10. Auguſt. Seitdem wirkte es mit zaubermächtiger Kraft und ſpielte in den Revolutionskriegen eine wichtige, oftmals entſcheidende Rolle. Männer, Weiber, Kinder, eine furchtbare Lawine riß es alles mit ſich fort in den Todeskampf und ſtieß auf jeden Widerſtand mit vernichtender Gewalt. Klopſtocks Worte ſind bekannt. Wie manchem Führer war dieſer Schlachtgeſang ein mächtiger Bundesgenoſſe! wie mancher verdankt ihm einen großen Theil der errungenen Lorbeeren! „Ich habe geſiegt,“ ſchrieb Einer, „mit mir aber kommandirte die Marſeillaiſe;“ und ein Anderer: „Ohne die Marſeillaiſe einer gegen zwei, mit ihr einer gegen vier!“ Und noch jezt, wenn Greiſe von jener Zeit erzählen und von jenes Liedes wunderbarer Wirkung, weiß man nicht, ob es Phantaſiegebilde iſt, was wir vernehmen, ſo mährchenhaft erſcheint es, ſo traumhaft weht es uns an.

Am Tage nach der Schlacht von Jemappe, bei einem glänzenden Gaſtmahle, das Dumouriez den Oberoffizieren des neufränkiſchen Heeres gab und welchem auch der junge Herzog von Chartres (nachmals König Louis Philipp) beiwohnte, ward unter andern Zügen von Tapferkeit die Erſtürmung der öſterreichiſchen Verſchanzungen beſonders hervorgehoben, durch welche der Prinz die Schlacht entſchieden hatte. Der Hauptmann Rouget de l'Isle, der neben ihm ſaß, ergriff das Wort, um der glänzenden That ſeine Bewunderung zu zollen. „Nicht mir,“ entgegnete der Herzog, „ſondern Euch gebührt der Ruhm des Tages.“

(Schluß folgt.)

* In der 1796 erſchienenen Sammlung: Essais en vers et en prose, par Rouget de l'Isle führt es die Ueberſchrift: „Schlachtgeſang.“ Chant des combats, vulgairement l'Hymne des Marseillais.

Die Incantada.

(Fortſezung.)

„Bald hatten ſich Beide mit einander verſtändigt. Alexander wußte die günſtigen Stunden auszuſpähen, um der ſchönen Königin durch die Galerie des Säulenganges ungeſehen ſeinen Beſuch zu machen. Indeſſen waren Lauſcher zur Hand, welche dem Könige von Thracien das Liebesſpiel bald verriethen. Da erfüllte ihn die Wuth der Eiferſucht, und er beſchloß ſich an Alexander auf furchtbare Weiſe zu rächen.“

„Unter den Männern ſeines Gefolges befand ſich ein Zauberer aus dem Pontus; dieſer berechnete mit geheimer Wiſſenſchaft die Stunde, zu welcher Alexander der Königin ſeinen nächſten Beſuch zu machen beabſichtige, und ſchleuderte dann ſeine Zauberſprüche auf die Galerie, die einen jeden, der zu derſelben Stunde darüber hinging, augenblicklich in Stein verwandeln mußten. Bei Alexander aber war ein weiſer Mann, Ariſtoteles geheißen, der noch viel tiefere Wiſſenſchaft beſaß, als jener Zauberer aus dem Pontus. Ariſtoteles erkannte die Gefahr, die ſeinem Könige bereitet war; er enthüllte ihm Alles und veranlaßte ihn hiedurch, den Beſuch, den er der Königin bereits gemeldet hatte, aufzuſchieben und zu der beſtimmten Stunde in ſeinen Gemächern zu bleiben. Die Königin ahnete von dem Verrath und der Gefahr nichts; vergeblich harrte ſie des Geliebten. Wie Minute auf Minute verrann, wuchs ihre Sehnſucht immer drängender empor; endlich entſandte ſie eine vertraute Dienerin zu Alexander. Dieſelbe kehrte nicht wieder. Voll Unruhe und Bangigkeit erhob ſie ſich ſelbſt, nach den Gemächern Alexanders zu eilen. Plözlich erblickte ſie ihren Gemahl und den Zauberer aus dem Pontus hinter ſich. Die Angſt beflügelte ihre Schritte, während jene, die geheim gelauſcht hatten, ihr nachſtürzten, um ſie am Betreten der unheilvollen Galerie zu verhindern. Aber ſchon war ſie in dieſelbe getreten und im Eifer der Verfolgung hatten auch jene Beiden die Schwelle überſchritten. Augenblicklich erſtarrten ſie ſämmtlich zu Stein, wie die vorausgeſandte Dienerin ebenfalls ſchon als regungsloſes Steinbild daſtand. Da ſchlug das Ende der verhängnißvollen Stunde. Alexander kam, und mit all ſeiner Kunſt vermochte Ariſtoteles den unſeligen Zauber nicht wieder zu löſen. Gewaltige Kriegsthaten führte Alexander aus, er ſtürzte die Herrſchaft des Perſerkönigs, er erwarb Kronen auf Kronen, aber geheim im Herzen blieb ihm die Wunde ob des Verluſtes der Geliebten. Er ſtarb und ſein Reich zerfiel und die beiden Paläſte von Salonichi ſanken in Trümmer. Die Galerie aber, mit den Bildern der ſchönen Königin und ihrer Verfolger,

Digitized by Google

iſt ſtehen geblieben, und noch immer harrt ſie der Erlöſung aus dem Zauberbann, der ſie qualvoll gefeſſelt hält."

Dimitri ſchwieg und ſchien in trübes Nachdenken zu verſinken. Auch Stuart ſaß ihm eine Weile ſchweigend zur Seite. Das ſeltſame Geſchick ſeines jungen Freundes, deſſen geiſtiges Daſeyn einem phantaſtiſchen Mährchen verfallen war, erweckte ſein inniges Mitgefühl; er wünſchte lebhaft, ſein Gemüth auf irgend eine Weiſe aus dieſen Banden befreien zu können. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, das einen günſtigen Erfolg in dieſer Beziehung wenigſtens anbahnen konnte. Er hatte ſchon beſchloſſen, das Denkmal, an das ſich jenes Mährchen knüpfte, zunächſt bildlich aufzunehmen und namentlich von den ſchönen und eigenthümlichen Bildwerken genaue Zeichnungen anzufertigen. Hiezu war es nöthig, leichte Gerüſte vor dem Bau empor zu führen, um den angemeſſenſten Standpunkt zur Ausführung der Zeichnungen gewinnen und überhaupt alles Einzelne in zuverläſſiger Weiſe unterſuchen zu können. Dimitri ſollte ihm bei dieſen Arbeiten behülflich ſeyn. Er durfte vorausſetzen, daß der phantaſtiſche Inhalt des Mährchens bedeutend an Gewicht verlieren, daß der Eindruck jenes Marmorbildes, welches Dimitri als die Königin von Thracien bezeichnet hatte, weſentlich geſchwächt werden würde, wenn er ihn in die unmittelbare Nähe dieſer Geſtalten führte. Das ganze Phantaſiebild, das der junge Grieche in ſich trug, und das nur bei oberflächlicher Anſchauung aus der Ferne beſtehen konnte, mußte hiebei erſchüttert werden; auch mußten ſich ungeſucht vielfache Gelegenheiten darbieten, ihn zu einer kühlen, beſonnenen Betrachtung des Denkmals und ſeiner Conſtruktionsweiſe hinzuführen. Stuart machte hienach Dimitri ſeine Vorſchläge, die derſelbe mit tauſend Freuden annahm, wenn er auch nicht recht verſtand, was Stuart mit dem Denkmal beabſichtigte, vielmehr dabei immer an geheimnißvolle Maßregeln zur Bekämpfung jenes Zaubers dachte. Er hatte nur das Bedenken, ob der alte Jude, dem das Haus und der Hof, wo das Denkmal ſtand, zugehörten, ſeine Erlaubniß zum Unternehmen geben würde; Stuart meinte indeß, durch die Fürſprache des britiſchen Conſuls und nöthigenfalls mit Hülfe einiger Goldſtücke wohl zum Ziele gelangen zu können.

Nachdem Stuart verſprochen hatte, die Sache ſobald als möglich ins Werk zu richten und Dimitri zu den Arbeiten abzurufen, verabſchiedete er ſich von ſeinem jungen Freunde. Zu Hauſe erzählte er Paradiſe von ſeiner Entdeckung, von dem Mährchen, das ihm Dimitri mitgetheilt, und von deſſen ſeltſamer Leidenſchaft. Paradiſe entſann ſich des Denkmals und auch der gangbaren Sage über daſſelbe. Die Bewohner des Judenviertels — ſpaniſcher Abkunft, wie die meiſten Juden in der Levante, die dorthin vor dem fanatiſchen Glaubenseifer der chriſtlichen Beherrſcher Spaniens geflüchtet waren — pflegten das Denkmal nach jener Sage mit dem ſpaniſchen Namen der „Incantada," des Zauberhauſes, zu bezeichnen. Von dem alten Baruch, auf deſſen Grund und Boden das Denkmal ſtand und deſſen Haus ſich an die Säulen deſſelben lehnte, glaubte Paradiſe Empfehlendes berichten zu können. Das Sprüchwort, das gerade den Juden von Salonichi üble Dinge nachrühmt, finde auf ihn nicht allzuſtrenge Anwendung. Verſchmähe er auch keineswegs irgend eine Gelegenheit, die ſich ihm zur Gewinnung eines Vortheils darbiete, halte er auch mit Hartnäckigkeit an den geringfügigſten und äußerlichſten Satzungen des Judenthums feſt, ſo laſſe ſich mit ihm doch immer ein vollkommen ſicheres Geſchäft abſchließen. Er, Paradiſe, habe dieß hinlänglich erprobt. Zudem ſey Baruch ihm in mannigfacher Beziehung verpflichtet und wiſſe ſehr wohl, daß ihm der Einfluß des britiſchen Conſuls auch in künftigen Fällen wichtig ſeyn könne; es ſey daher auf keine Weiſe zu erwarten, daß er dem Plane Stuarts wegen der Aufnahme der Incantada und wegen der Einführung Dimitris irgend ein Hinderniß in den Weg legen werde.

Paradiſe hatte aber Stuart außerdem andere Dinge minder erfreulichen Inhalts mitzutheilen. Er hatte ſo eben eine Nachricht erhalten, welche das Gerücht von der im Norden ausgebrochenen Peſt nur allzu ſicher beſtätigte. Namentlich wüthete ſie bereits in Conſtantinopel auf die verheerendſte Weiſe. Es konnte durchaus nicht räthlich erſcheinen, daß Stuart jezt noch ſeine Abſicht nach Conſtantinopel zu reiſen zur Ausführung brachte. Beim Mangel aller Sicherheitsanſtalten, da die Türken dem Walten Gottes nicht vorgreifen zu dürfen meinten, war vielmehr zu vermuthen, daß die Peſt noch weiter, vielleicht auch nach Macedonien und Griechenland vordringen und daß Stuart ſich hiedurch genöthigt ſehen würde, die Levante ganz zu verlaſſen und zeitiger in ſein Vaterland heimzukehren, als in ſeiner und ſeines Freundes Revett urſprünglicher Abſicht gelegen hatte. Stuart ſchrieb daher unverzüglich an den lezteren nach Athen und forderte ihn auf, mit der nächſten Gelegenheit zu ihm nach Salonichi zu kommen, damit ſie hier, wo ſich zugleich für ihre Forſchungen ſo erfreuliche Ausbeute gefunden, den zu faſſenden Entſchluß gemeinſchaftlich berathen könnten.

(Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Politiſche Stimmung und Verſtimmung.

Wenn man die hieſigen Zuſtände des Augenblicks mit der nationalen Erhebung des vorigen Jahres vergleicht, ſo denkt man unwillkürlich an Parodie. Auf der einen Seite ſehen wir den Reichsverweſer mit ſeiner Centralgewalt, von Oeſterreich nothdürftig geſtützt, auf der andern den Prinzen von Preußen mit ſeinen Cohorten. Von der einen wie von der andern Seite kein durchgreifender Schritt; Noten hin und her, Zeitungsartikel. Während dem prügeln ſich zur Abwechslung die preußiſchen und bayeriſchen Soldaten in den Straßen und rütteln Bürgermeiſter und Rath aus ihrer paſſiven Stellung auf. Man wendet ſich an den Reichsverweſer, an das preußiſche General-Commando, beruft ſich auf die Verträge, nimmt Anſtoß an dem in der Proklamation des Prinzen von Preußen gebrauchten Ausdruck: Occupationsarmee, ſieht mit dem einen Auge nach Wien, auf die dort ſich vorbereitende Conferenz, mit dem andern nach Erfurt, auf den verheißenen Reichstag, verſichert hier, daß Schöff Harnier aus Berlin von den Bundesſtaatsunterhandlungen zurückgerufen worden ſey, und dort, daß er in Berlin bleiben werde, um den Anſchluß an den Bundesſtaat zu betreiben. Zwiſchen dieſem Allen bemerkt man große Gleichgültigkeit, die ſich mit vielem, wenn nicht mit allem zufrieden ſtellen laſſen würde. Wenn die Regierungen nicht klüger ſind, als die Nation begeiſtert und energiſch, ſo könnten große Thorheiten begangen werden, wofür über kurz oder lang eine traurige Zeche bezahlt werden müßte. Wir wollen alſo hoffen, daß man ſich nicht durch die Apathie des Volks irre machen läßt in den etwaigen geſchriebten Abſichten, und daß man ſäuberlich in der Reaktion verfährt. So viel iſt aber gewiß, daß wir nicht ſchneller als andere Völker Europas zu unſerm Heile gelangen werden. Wozu England zwei Jahrhunderte und wozu Frankreich ſeit Ludwig XI. ungefähr gleichviel Zeit bedurft hat, das werden wir nimmermehr auf dem Wege der Noten, der Unter- und der Verhandlungen erreichen. Wir werden, wie jene Nationen, eine harte Schule durchmachen müſſen, und wenn man uns ſagt, dieſelbe wäre vermieden worden, wenn nur der König von Preußen ſich zum deutſchen Kaiſer verſtanden hätte, ſo muß man dazu lachen. Große Regenten macht man nicht, und diejenigen, welche ſich nicht von der ihnen durch die Nationalverſammlung ſeligen Andenkens bewilligten Größe durchdrungen fühlten, haben ſicherlich klug und recht gethan, die ihnen zugedachte Erbſchaft nur cum beneficio inventarii anzutreten. Hätten ſie die Schulden der Parteien aus eigenen Mitteln zahlen ſollen, man würde bald eingeſehen haben, daß dieſelben dazu nicht ausreichten. Wir wollen gar nicht beſtreiten, daß die Gagern'ſche Idee für die Einheit das einzige Mittel iſt, dieſelbe ſchnell herzuſtellen. Aber in der Politik genügt das Mittel an und für ſich nicht; man muß auch über das Mittel gebieten können. Gagern erreichte durch einen kühnen Griff den Reichsverweſer, der durch die Uebernahme dieſer Würde nicht eben ein großes Wagniß beging, zumal ihm Volk und Fürſten die Hand boten. Der König von Preußen aber, den man ſich zu dem zweiten Experiment des Kaiſerthrons auserſehen hatte, mochte doch erkennen, daß er durch die Uebernahme dieſer Würde größere Gefahr lief, als die, ſie gelegentlich wieder zurückzugeben. Die Lage der Dinge rechtfertigt ſchon jetzt dieſe Vorausſicht. Wenigſtens ſteht feſt, daß die ſogenannte Kaiſerpartei den Kaiſer nicht geſchützt haben würde. Sie hätte in den Verſammlungen, in den Zeitungen u. ſ. w. für ihn viele Lanzen gebrochen, aber ſie wäre ſchwerlich ſtark genug geweſen, die Idee der Gebildeten zum Bewußtſeyn der Maſſe zu erheben. Ich kann Sie verſichern, daß ſelbſt unſere wohlhabende Stadt, die an der nationalen Einquartierung, dem einzigen Ueberreſte der Bewegung von 1848, der uns neben unſerer Conſtituante geblieben iſt, nicht gerade zu Grunde gehen würde, ſich ſchon jetzt in einer Stimmung befindet, die weit mehr auf die alten Verträge hinblickt, als auf die neue Einheit. Wenn gar der preußiſch-ſächſiſch-hannöverſche Reichstag in Erfurt zu Stande kommen ſollte, woran wir übrigens zweifeln, ſo würde Frankfurt Deutſchland noch weit mehr aufgeben, als es daſſelbe ſchon aufgegeben hat, denn es hat es nie ſo feſt in ſeinem Gefühle getragen, als in ſeinem Intereſſe. Und dem ungeachtet findet man in Frankfurt mehr Sympathie für die Sache, als vielleicht in irgend einer andern Stadt Deutſchlands, ſo wenig Worte man auch macht. Wer einigermaßen Beobachtungstalent beſitzt, wird bald herausfühlen, daß die Stimmung unſerer Stadt für den nationalen Fortſchritt ſolider Natur iſt; aber wenn die Menſchen Menſchen bleiben, ſo kann man es ſicher den Frankfurtern nicht verdenken, daß ſie ſo lange Frankfurter bleiben wollen, als ſie nicht wiſſen, was ſie beſſeres werden ſollen. Und wie ſollten ſie es wiſſen? Die deutſche Zeitung zeigt ihnen ihre Zukunft in Preußen, die verſtorbene Frankfurter Zeitung zeigte ſie ihnen in Oeſterreich. Hier erhält der Reichsverweſer die deutſche Einheit im öſterreichiſchen Intereſſe aufrecht, dort bemüht ſich der Prinz von Preußen für ſie im preußiſchen. Aber man ſieht ſie nirgends, und zum Ueberfluß prügeln ſich die Reichstruppen in den Straßen und kümmern ſich keineswegs darum, ob ſie ſich oder friedliche Bürger treffen. Kann Frankfurt ſich eine andere geſchichtliche Moral aus dem allen entnehmen, als die, daß es einſtweilen Frankfurt bleiben will? — Man hat uns für den Winter und bis zum 1. Mai 1850 eine neue proviſoriſche Centralgewalt verkündet. Unſere Theaterdirektion, die auch politiſch genug iſt ihre politiſchen Combinationen zu machen, hat, in Rückſicht auf dieſes Gerücht, dem Prinzen von Preußen geſchrieben und ihm eine Loge zur Verfügung geſtellt. Er hat jedoch geantwortet, daß er in Betreff ſeines Aufenthalts in Frankfurt noch keine Entſchließung faſſen könne. Der Prinz von Preußen beſitzt in hohem Grade das Talent mit dem Volke umzugehen. Er beſucht das Theater jedesmal bei ſeinem Hierſeyn und verfolgt die Darſtellung mit Intereſſe. Der Reichsverweſer dagegen zeigt ſich dem Publikum weniger und betheiligt ſich nicht an den geſellſchaftlichen Intereſſen deſſelben. Die Popularität, die er beſitzt, kommt aus ſeinem innerſten Weſen; dieſes überſieht man aber hier ſo leicht, wenn es ſo wenig in die Außenwelt tritt, wie das des Reichsverweſers, der in ſeiner öffentlichen Stellung nicht nur nichts von ſeinen früheren Gewohnheiten abgelegt, ſondern auch nichts hinzugethan hat, was dem Volke in die Augen fiele. Die neue Centralgewalt wird, wie man jetzt weiß, nicht durch fürſtliche Perſonen in Frankfurt vertreten werden, ſondern durch Reichscommiſſarien. Wir dürften alſo für dieſen Winter keinen bedeutenden Succurs von Außen für unſere geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu erwarten haben, zumal die zu erwartenden Diplomaten ſchwerlich mit den pecuniären Mitteln ausgerüſtet ſeyn werden, die der alten Diplomatie zu Gebote ſtanden.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 259. Montag den 29. Oktober 1849.

Non vahae redeat sanguis imagini.
Horat.

Die Incantada.

(Fortsetzung.)

Schon am nächsten Tage ward Stuart durch Paradise beim alten Baruch eingeführt und dieser, den man auf dem Hofe antraf, von dem Wunsche des Erstern in Kenntniß gesezt. Der Jude schäzte sich glücklich, seinem Gönner einen Dienst erweisen zu können; er bedauerte nur, daß nichts Besseres und Erheblicheres von ihm gefordert werde. Seine Ergebenheit sofort zu bezeugen, ließ er einen Teppich unter dem Lorbeerbaum, der zur Seite der alten Säulen stand, ausbreiten und kostbare Kissen darauf legen, indem er die Besucher dringend bat sich niederzulassen: man dürfe ihm das Vergnügen einer, wenn auch nur schlechten Bewirthung nicht versagen. Ein Knabe, der im Dienste des Juden stand und dem man es ansah, daß er in aller Hast seine beste Kleidung angelegt hatte, brachte Tabakspfeifen, Kaffee und andere Erfrischungen. Paradise und Stuart konnten nicht umhin dem Begehren des Alten zu entsprechen und seine Höflichkeitsbezeugungen, die freilich das Gepräge einiger Berechnung trugen, anzunehmen. Stuart bemerkte, als er den Kaffee einschlürfte und seine Blicke dabei über die bunte Unordnung des Hofes schweifen ließ, wie eines der Gitterfenster des Hauses sich leise öffnete und ein zartes jugendliches Mädchengesicht verstohlen nach den Fremden herausschaute. So wie ihre Augen denen des britischen Malers begegneten, ward das Fenster hastig wieder geschlossen.

Nachdem in solcher Art die Bekanntschaft mit dem alten Baruch auf's beste eingeleitet war, säumte Stuart nicht von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen und die Gerüste an den Seiten des Denkmals aufschlagen zu lassen. Beide Fronten der obern Pfeilerstellung waren mit Bildwerken geschmückt. Auf der Vorderseite schienen besonders Gestalten aus dem Sagenkreise von Troja dargestellt zu seyn; außer jener Helena glaubte Stuart hier zunächst einen Paris zu erkennen; ein vom Adler emporgetragener Jüngling an einem dritten Pfeiler konnte nur den Ganymed vorstellen. Auf der Rückseite waren Gestalten der bachischen Mythe enthalten. Stuart untersuchte Alles genau und machte sich dann an die bildliche Aufnahme der einzelnen Gestalten. Die gründliche Durchführung der Zeichnungen erforderte längere Zeit und veranlaßte ihn mehrere Wochen hindurch zur täglichen Wiederkehr.

Begreiflicherweise hatte das Unternehmen des Engländers die lebhafteste Neugier bei sämmtlichen Bewohnern des Hauses erregt, die sich zur staunenden Verwunderung steigerte, als man die ausführlichen Zeichnungen der Bildwerke, Spiegelbildern gleich, unter seiner Hand entstehen sah. Schon fing man an ihm bei der Arbeit selbst lästig und hinderlich zu werden; doch genügte ein hingeworfenes Wort über diese Unbequemlichkeit gegen Baruch, um das Gerüst sofort von allen überflüssigen Besuchern frei zu halten. Ueberhaupt war der Alte unausgesezt bemüht, sich gegen ihn in zuvorkommender Weise zu benehmen. Täglich erschien jener kleine Diener auf dem Gerüste, dem fleißigen Maler irgend eine Erfrischung, eingemachte Früchte oder Aehnliches zu bringen. Bald auch führte ihn Baruch, zum Zeichen besonderer Werthschäzung und Vertraulichkeit, in sein Familiengemach

Digitized by Google

ein, wo Stuart neben andern Angehörigen jenes anmuthige Mädchengesicht wieder sah, das bei dem ersten Besuch heimlich zum Fenster herausgeschaut hatte. Es war das Töchterchen des Juden, das dieser wie eine kostbare Perle hütete. Eben zur Jungfrau erblühend, hatte Debora noch nicht gewagt das Gerüst zu betreten, wo der fremde Mann arbeitete. Stuart freute sich, auch ihr die Blätter mit den Zeichnungen vorlegen und ihre naiven Aeußerungen darüber vernehmen zu können. Die Erwähnung der Sage über den Ursprung jener Bildwerke, die allerdings auch den Bewohnern des Hauses hinlänglich glaubhaft erschien, gab dabei Gelegenheit zu manchen heitern Scherzen. Im Uebrigen fand Stuart kein sonderliches Behagen an dem Innern des Judenhauses und an dem Verkehr, der dort herrschte. In einer Art geheimnißvoller Hast bewegten sich die Leute durcheinander, und mehrfach, wenn Waaren in den Hof eingeführt und eilfertig in den innern Gemächern des Hauses oder in den Kellern unter sichern Verschluß gebracht wurden, während Baruch mit den Ueberbringern handelte und feilschte, wollte es ihn gemahnen, als werde hier irgend ein vielleicht nicht sehr gesetzlicher Schmuggelhandel getrieben.

Indeß ließ sich Stuart dieß bei der eifrigen Beschäftigung mit seiner Arbeit wenig kümmern. So lebhaft sich aber sein Sinn in die schönen und edeln Formen der Bildwerke versenkte, so hohen Genuß ihm die Arbeit gewährte, so hatte er bei alledem doch auch Dimitri nicht vergessen. Zunächst war dieser bei dem Aufschlagen der Gerüste eifrig beschäftigt gewesen; mit voller Lust hatte er an der Arbeit Theil genommen, der stehende Trübsinn war dabei ganz aus seinen Zügen verschwunden, und fast zur Bewunderung war Stuart zuweilen hingerissen, wenn er dieses im Eifer der Thätigkeit zu neuem Leben aufblühende, begeisterungsvolle Gesicht betrachtete. Einer der ersten war sodann Dimitri oben auf dem fertigen Gerüst gewesen. Wie festgebannt stand er vor dem Bilde der Helena, in vollen Zügen gleichsam den Reiz ihrer Formen einsaugend. Stuart ließ ihn ruhig gewähren, überzeugt, wie er es schon vorher gewesen, daß der spröde, starre Stein doch allmählig von selbst die Entzauberung des jungen Mannes einleiten müsse. In der That hatte er sich nicht ganz geirrt. Schon nach einigen Tagen änderte sich Dimitris Benehmen; er stand minder unbeweglich vor der Helena, er ging zu den andern Bildwerken, verglich das eine mit dem andern, untersuchte die Art und Weise, wie die Steine des Denkmals zusammengefügt waren, und schien eine zeitlang von lebhafter innerer Unruhe, von widerstreitenden Gedanken erfüllt. Stuart gedachte zu warten, bis Dimitri selbst ihm entgegen käme, aus eigenem Antriebe ihm die Zweifel, die ihm augenscheinlich bereits aufgestiegen waren, vortrüge, um dann mit um so sichererem Schlage den ganzen traumhaften Wahn zerstören zu können. Unvermerkt aber ward es mit Dimitri wieder anders. Seine Unruhe, die sich fast bedrohlich gesteigert hatte, legte sich; er fuhr fort das Gerüst täglich zu besuchen, aber er sezte sich theilnahmlos an dem einen Ende desselben nieder, trüb vor sich hinstarrend. Sein Auge war erloschen, aus seinen Zügen schien alle jugendliche Spannung und Frische verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Marseillaise und „Freut euch des Lebens."

(Schluß.)

Das Befremden des Hauptmanns wahrnehmend, sezte der Herzog hinzu: „Ich sollte das Gehölz von Boussu einnehmen, wo sich der Feind festgesezt, und hatte zu diesem Angriff ein Bataillon Conscribirter aus St. Denis, die zum erstenmal in's Feuer gingen. So muthig als unerfahren rückten sie im Geschwindschritt vorwärts, und schon standen wir am Saume des Holzes, als uns unvermuthet eine Ladung begrüßte, die eine Menge der armen Jungen zu Boden streckte. Die Ueberraschung war so gewaltig, daß Alles den Kopf verlor und Reißaus nahm. Ich stand allein, kehrte um und rief und bat und fluchte und flehte; vergebens. Nach allen Seiten hin stoben die Neulinge auseinander und hörten nicht auf mein Wort. In meiner Verzweiflung über eine so schmähliche Flucht fällt mir ein lezles Mittel ein: ich schwenke auf meinem Degen den Hut und stimme aus voller Kehle das Lied an: »Allons enfans de la patrie, le jour de liberté est arrivé.« Das wirkte; bei diesen wohlbekannten theuern Worten machen die hintersten der Fliehenden Halt, andere folgen dem Beispiele. Sie kommen wieder auf mich zugelaufen, sammeln sich, stellen sich in Reih und Glied. Ich benutze den Moment, lasse sie in dichter Kolonne aufmarschiren, und fällt's Gewehr! vorwärts! geht's unter lautem Triumphgesang wieder auf den Feind los. Unerschrocken stürzen meine Pariser über ihn her, nehmen das Gehölz ein, erstürmen die Verschanzungen und erfechten singend den blutigen Sieg." — Wenn in spätern Jahren, als jene Jugendzeit fernab lag, an seinem Namenstage oder bei der Jahresfeier der Julitage, Louis Philipp Abends unter den Fenstern der Tuilerien die Musikbanden unter andern Stücken auch die

Digitized by Google

Marſeillaiſe blaſen hörte, mag er oftmals jenes Tages gedacht haben, und wohl auch anderer Tage noch aus ſeinem vielbewegten frühern Leben.

Rouget de l'Isle lebte während der Reſtauration in größter Dürftigkeit. Nach der Julirevolution ward ihm auf des Dichters Beranger Verwenden von der Regierung ein Jahresgehalt von zwölfhundert Franken. Er ſtarb am 26. Juni 1836 zu Chriſy le Roi in eines Freundes Haus, der ihn bei ſich aufgenommen und ſein Alter pflegte. Das Volk, das ihn zu Grabe geleitete, ſtimmte, als die Leiche hinabgeſenkt ward, zur lezten Huldigung noch einmal die patriotiſche Hymne an, der er ſeinen Ruf verdankte.

Sehr bemerkenswerth, weil charakteriſtiſch für die damaligen Zuſtände dieſſeits und jenſeits des Rheins, iſt es, daß zur ſelben Zeit, da in Frankreich der Löwe geboren wurde, das mächtigſte der Volkslieder, auch in Deutſchland ein Lied aufkam, das vor allen in's Volk drang und allgemein aus des Volkes Mund ertönte: der Schweizer Uſteri und Nägeli gemüthliches „Freut euch des Lebens.“ — Einen ſchlagenderen Contraſt dürfte es ſchwerlich geben. Längſt war in Trianons reizendem Schloßgarten, wo, dem Zeitgeſchmack huldigend und einer lieblichen Grille nachgebend, Fürſtinnen ihre ſeidenen Reifröcke und goldenen Fächer mit dem ländlichen Mieder und dem Schäferſtabe vertauſcht und in künſtlichen Sennhütten, gepudert und geſchminkt ein künſtlich ideales Leben geführt hatten, der königliche Hof urplötzlich von dem Ernſt des wirklichen Lebens aus dem erträumten goldenen Zeitalter herausgeſchreckt worden; längſt war in Frankreich die Schäferwelt mit ihren Florian'ſchen Spielen, ihren Dorat'ſchen Galanterien und Boucher'ſchen Amoretten vor dem Brüllen der Revolution wie Elfenſpuk verſtoben, als noch in Deutſchlands friedlichen Gauen die ſtille bürgerliche Idylle in voller Blüthe ſtand und man aus Herzensgrunde ſang: „Freut euch des Lebens!“

Die Marſeillaiſe läutete den gewaltſamen Riß ein zwiſchen Altzeit und Neuzeit und war der zuckende Blitz der Revolution; Martin Uſteris Lied iſt das ferne Wetterleuchten, unbewußt Ahnung und Mahnung zugleich. „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!“ das Lämpchen Genügſamkeit in kleinem Wirkungskreiſe, in engem Raume und beſchränkten Verhältniſſen, gefeſſelt an den einfachen häuslichen Herd, das Lämpchen Befriedigung in der Beſcheidenheit. — Und nun? wer freut ſich noch des Lebens? wo in der Welt glüht noch das Lämpchen Zufriedenheit? die Idylle, wohin iſt ſie geflüchtet? Wo iſt das ſtille Fleckchen, wohin nicht Bildung gedrungen, Politik und Eiſenbahnen? Mehr und mehr verbleicht aller Orten das Gemüth und wird Gemüthlichkeit durch Kultur verdrängt. Sollte denn beides mit Kosmopolitismus und Bildung unvereinbar ſeyn, oder ein weiter Geſichtskreis und eine weite Bruſt Blick und Herz für das Naheliegende abſtumpfen? — Vielleicht liegt Alles nur an der Scheide, auf der wir uns befinden und mit unſern alten Gefühlsgewohnheiten uns nicht in Anſchauungen und Verhältniſſe zu fügen und zu finden wiſſen, die uns unbehaglich fremd anwehen, aber dem heranwachſenden jungen Geſchlecht um uns her ſchon gemüthsheimiſch ſind. Daher der Zwieſpalt. Wir ſind auf der Kreisbahn der hiſtoriſchen Entwicklung mit der jüngern Generation, die den Uebergang nicht ſpürte, über den Punkt hinausgetrieben worden, zu welchem ſie und mit ihr eine kleine Anzahl der Unſrigen allmählig zurückkehren wird, nur auf einer höhern Stufe, bereichert, erleuchtet und verſöhnt: der Goethe'ſche Fortſchritt, der Kreislauf in der Spirallinie, aber mit aufſteigenden Knoten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Heidelberg, Oktober.

Das fremde Kriegsvolk.

Oft will es mich bedünken, der Herbſt ſey die eigentliche Apotheoſe der Heidelberger Natur, wenn ich die glühenden Berge betrachte, gigantiſche Blumenbeete, hoch im kryſtallblauen Aether, wie ein Traum vom Orient. Gleich ſtetem Abendglanz liegt auf ihnen der Abend der Jahrezeit. Noch einmal flammen die Blätter auf, wie von all den Sonnenſtrahlen, die ſie ſeit dem Lenze getrunken, als wollten ſie dieſelben in dem lezten Augenblicke dem Himmel dankbar wieder zurückſtrahlen — die Verklärung auf dem Geſichte eines Sterbenden. — Mit dieſer durchſichtigen Stille harmonirt freilich der Waffenklang nicht, und der Durchzug fremder Kriegsſchaaren verjagt die Waldgeiſter. Ueber keine von all den vielen und mannigfachen Gäſten verlautet eigentlich hier eine Klage, außer über die jüngſt durch die

Digitized by Google

Stadt heimkehrenden Hessen, welche das alte Epithet ihrer Tapferkeit, „die blinden Hessen," bekanntlich in diesen letzten Kämpfen wieder gerechtfertigt haben, übrigens mit dem traditionellen Muthe auch manche Fehler der Soldateska des dreißigjährigen Kriegs scheinen herübergenommen zu haben. Gegenüber von kleineren oder größeren Excessen, womit sich die Fama trägt, tritt die Ehrenhaftigkeit und Disciplin der Preußen doppelt günstig hervor. So viel als möglich lernt man daher mit dieser Besatzung sich versöhnen. Man mußte sie neulich sehen, diese Soldaten, bei der Gegenwart ihres Feldherrn, des Prinzen von Preußen. Alle waren strahlend, wie er kam; ein Wiederschein von Stolz und Vergnügen lag auf ihren Gesichtern. Keine Mühe scheuten sie, nichts war ihnen zu viel für ihn. Es läßt sich nicht läugnen, er hat eine moralische Gewalt über das Heer, und schon das beweist, möge man nun seine Ansichten theilen, sein System billigen oder nicht, daß ein solcher Mann etwas ist. Wir stoßen bei diesen Wehrleuten auf manche liebenswürdige kleine Züge. Da hat z. B. die Dankbarkeit eines genesenen Verwundeten in milde Damenhände, die auf sein Leidenslager im Spital ihm Pflege und Erquickung gebracht, ein rührendes Denkmal gelegt, ein Blatt Papier. Sauber schrieb er darauf das bekannte Lied eines preußischen Soldaten, das seitdem mehrere Zeitungen mit seinen charakteristischen Reimen gebracht haben. Das Blatt ist unten, oben, zu beiden Seiten, mit vielen kleinen Schleifen von bunten Seidenbändern, die festlich auf die Verse herabhängen, umkränzt. Die Armuth ist nie arm, wenn es gilt für ein Gefühl den Ausdruck zu finden, eine innere Wahrheit zu illustriren. Häufiger als die sentimentalen, sind hier freilich die lustigen Naivetäten. Auch an Industrie fehlt es nicht. Jeder beutet sein größeres oder kleineres Talent aus, so gut es eben gehen will, und wäre es nur um die geliebte Pfeife zu dotiren. Neulich ließ sich sogar einer als Taschenspieler sehen. Ein anderer erwirbt sich bei ahnungsvollen Gemüthern Ruhm im Kartenschlagen, eine Lenormand in Uniform. Der Sieger hat es immer leicht la bonne aventure zu sagen. — Um den gemüthlichen Charakter, den diese nordische Invasion mehr und mehr gewinnt, zu vollenden, begegnet man jetzt schon häufig den fremden Militärs im Kreise ihrer Familie. Ein ganz junger Offizier meinte deßhalb neulich achselzuckend, die Eisenbahn habe neben ihren vielen Vorzügen doch auch ihre Schattenseiten. Jetzt, da es keine Entfernungen mehr gibt, wie leicht fliegt auf dem Rücken des schnaubenden Drachen die junge Ehefrau durch die blaue Rheinferne und überrascht den Gatten, der noch einmal den Junggesellen spielen wollte! Auch die Wehrleute selbst, und nicht bloß die Offiziere, machen sich oft den Spaß ihre hausväterliche Würde zu verläugnen; jeder will ledig seyn. Es ist das Vorrecht des Soldaten frank und frei durch die Welt zu wandern. Alle möchten noch wünschen dürfen und gewünscht werden. Kenne ich doch ehrenwerthe Leute auch im süddeutschen Heere, die von ihren Kameraden geneckt werden, weil sie, schon beim Ausmarsche zum Feldmanöver, regelmäßig gleich in der ersten halben Stunde der ersten Tagreise ihren Trauring vom Finger ziehen und in der tiefsten Tasche verbergen, um schöne neugierige Augen bei der ersten Gelegenheit eine fesselose Hand errathen zu lassen. — Von der unheimlichen Nachbarschaft zu Mannheim scheinen uns die Berge zu bewahren. Sollte sich die Krankheit nicht an unsere Urfelsen heran wagen? Es ist viel Unglück für eine Stadt, auf der noch vor Kurzem Mieroslawski's Fahne wehte, nun auch von der Pest heimgesucht zu werden. Das Lazareth, in welchem eine alte Kloake, noch von alten Kriegszeiten her, plötzlich zusammenbrach, soll den Gifthauch ausgeathmet haben. Der Würgengel hat es, wie im Bunde mit den Siegern, recht eigentlich auf die Republikaner abgesehen, welche freilich durch ihr Mißtrauen gegen die Polizei und deren Vorschriften der Cholera entgegen kommen. Elend und Verzweiflung sind ja ohnehin deren beste Verbündete. Man dürfte sich nicht wundern, wenn ganz Baden die Cholera bekommen hätte; moralisch ist sie ohnehin da.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Oktober.

(Schluß.)

Theater.

Auf unserer Bühne sahen wir neu: „Im Walde," Schauspiel von Frau Birch-Pfeiffer, und „Deborah," Drama von Mosenthal. Das erstere Stück hat an den meisten Orten den gewohnten Birch-Pfeiffer'schen Erfolg gehabt. Hier gelang es den Schauspielern nicht, ihm zu demselben zu verhelfen. Das Stück ist nach der Dubevant'schen Erzählung: la mare au diable für die Bühne hergerichtet. In der Erzählung, wo der Dichter an die Phantasie der Leser appelliren kann, ist der Gegenstand sehr wirksam; im Drama dagegen, wo die Verfasserin es mit der unmittelbaren Wirklichkeit zu thun hatte, muß die Wirkung durch die Handlung, und dann durch die Schauspieler erreicht werden. Handlung aber hat das Schauspiel wenig, und was die Schauspieler betrifft, so sind sie, bis auf unsere Lindner, nicht eben geeignet einfaches Gemüthsleben auf dem Lande darzustellen. Rechnet man dazu den französischen Charakter der ursprünglichen Dichtung und die nicht selten bizarr-sentimentale Manier der Sand, so wird man einsehen, daß eine dramatische Bearbeitung der Novelle, die ihren geistigen Reiz durch die scenische Einschachtelung verloren hat, auf der Bühne selbst die nicht befriedigen kann, die für die französische Verfasserin schwärmen. — In Mosenthals „Deborah" ist die Behandlung der jüdischen Emancipationsfrage sehr gelungen. Wir müssen es mit Anerkennung hervorheben, daß die welthistorische Mission des Christenthums der Liebe in diesem Stück von einem Israeliten in der anschaulichsten Weise hervorgehoben wird, ohne daß dadurch die Berechtigung des Judenthums in der christlichen Gesellschaft verdunkelt erschiene. Wenn man behauptet, die Rolle der Deborah überrage den Rahmen des Bildes, das der Dichter auf steyrischem Grunde errichtet hat, und dessen übrige Einzelheiten die Auffassung und Einbildungskraft steyrischer Bauern nicht überschreiten, so wollen wir nicht widersprechen. Wir wollen zugeben, daß eine Jüdin kurz vor und zu Josephs II. Zeit schwerlich mit einer für die Tragödie sich eignenden poetischen Ausrüstung angetroffen worden seyn mag, und wäre sie es, wie hätte sie sich mit rasender Liebe an einen steyrischen Bauern hängen können, der seinerseits wiederum schwerlich Wohlgefallen an einer solchen Individualität gefunden hätte? Aber dieses Mißverhältniß, wenn es der Kritik auch auffällt, erscheint im lebhaften und fesselnden Gange der Handlung von keiner Bedeutung. Wenn Mosenthal nicht für diesen speciellen Gegenstand Dichter geworden ist (und er könnte es, da die Geschichte des greisen Knechts Israel gewissermaßen nationale Poesie ist, für die das Talent die Form leicht finden mag), so dürfen wir außergewöhnliche Hoffnungen an denselben knüpfen. Eines neueren Dramas mit so durchgreifendem Erfolge entsinnen wir uns nicht, und dieser Erfolg gründet sich nur auf die leitende poetische Idee, nicht auf moderne Effekte, wie sie von neueren dramatischen Autoren mit derselben rücksichtslosen Freigebigkeit benützt werden, mit welcher die Tagesgeschichte sie ihnen bietet.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 260. Dienstag den 30. Oktober 1849.

Unbeschreiblich schätzbar und wichtig bleibt das Andenken der Menschen mit seltenen Kräften und Anlagen zu einzelnen Fertigkeiten. Sie sind Phänomene, deren treue Abbildungen der Forscher der Menschennatur als unschätzbare Kabinetsstücke ansieht, zu denen er oft zurückkehrt, um an ihnen den unbegrenzten Umfang des menschlichen Geistes zu bewundern. Zu diesen gehört Mozart, ein Wunder frühreifen Talents

Niessen.
Biographie Mozarts.

Aus Vorarlberg und Tirol.

(s. Nr. 249—254.)

V. Mozarts Reliquien in Salzburg.

Ich schweige von Mozarts Bronzestatue auf dem St. Michaelsplatze zu Salzburg. Ueber solche halb porträtirte, halb ideal gehaltene Standbilder wird man immer verschiedener Meinung bleiben. Ich ehre und bewundere Meister Schwanthaler, und kann mich auch bei dem vorliegenden Werke allenfalls in seine Künstlerintentionen hineindenken; dennoch machte mir das Ganze einen kleinlichen, unvortheilhaften Eindruck, weil alle Porträtstatuen von Rechtswegen nahe bei der Wirklichkeit bleiben müssen. Mozarts Gesichtszüge und seine Körperlichkeit waren nun aber einmal nicht von imponirender Wirkung. Statt dessen eilte ich die historischen Spuren aufzusuchen, welche dieser Genius an seinem Geburtsorte zurückgelassen.

Das Haus, in dem er geboren und seine erste Jugend verlebt, war bald erkundet. Ich fand im dritten Stockwerk des Hauses, Getreidegasse 225, einen Unterbeamten, Herrn Sch. mit seiner Tochter, im Besitze der Wohnung, welche Vater Mozart inne gehabt, als ihm dieser Sohn geboren wurde. Das früheste Wohnzimmer des leztern schaut auf einen engen Hof hinaus, der mit Thürmen und hohen Gebäuden umgeben, jede Aussicht in's Freie und auf die Berge verschließt. Hier also erwachte dieser heitere und tiefe Genius und sang seine ersten Melodien dem blauen Himmel zu. Das Merkwürdigste war mir ein langer Brief, den mein Wirth herbeiholte, von der Hand des Vaters Mozart an die Frau Hagenauer, damalige Besitzerin des Hauses, gerichtet, worin er ihr bei der ersten Kunstreise des siebenjährigen Mozart im Jahr 1764 die Aufnahme seiner Kinder an dem Pariser Hofe beschreibt. Die bedeutendste Stelle ist, wo der Vater, selbst ein wackerer Musiker und Kirchencomponist, in die Worte ausbricht: es sey unglaublich, welche Wunder Gott an seinem Sohne thue, welche Fortschritte er täglich mache. So schaute der eigene Vater in seinem Sohne ein durchaus Fremdes, eine übernatürliche, ihm incommensurable Macht, welche er gewähren lassen müsse, und schrieb sie mit schlichtem Sinne, aber in ächter Wahrheit dem unerschöpflichen Quellpunkt aller geistigen Eingebung zu. Dieses tiefe, aber natürliche Grundgefühl, wie es in allen Völkern sich zu mythischen Apotheosen ausgebildet hat, begegnete mir hier im unwillkürlichen Bekenntniß eines guten Katholiken.

Nun wurde mir alsbald durch weitere Erkundigungen noch eine wichtigere Quelle originaler Nachrichten über Mozart eröffnet. Auf mein Befragen nach einem Familienbilde erfuhr ich, daß noch eine hochbejahrte Schwägerin von Mozart, nachdem seine Schwester und seine Gattin, beide in hohem Alter, vor mehreren Jahren verstorben seyen, in Salzburg am Mozartsplatze wohne — eine Frau Haibel. Ich begab mich zu dieser und fand nicht nur unerwarteterweise den Mozartschen Nachlaß und Briefwechsel — so weit ersterer nicht von André in Offenbach in Besitz genommen ist — sondern auch in der alten Schwägerin, welche Mozart in seiner lezten Krankheit verpflegt hat und überhaupt in Wien täglich um ihn gewesen ist, einen unerschöpflichen Schatz von Erinnerungen an diesen Großen, Seligen, Unvergeßlichen,

Digitized by Google

welche ihn mir bis zur persönlichen Bekanntschaft nahe rückten. Meine große Theilnahme ergriff die alte würdige Dame so, daß sie mir alle Briefe vorlegen ließ, welche er geschrieben. Ich erwähne ihres Inhalts weiter nicht, weil sie, wiewohl mit einigen Milderungen und Auslassungen, in Niessens Biographie abgedruckt sind. Seine Handschrift ist rund und gewandt, aber von ziemlich großen, langsamen Schriftzügen, seine Sprache und Orthographie österreichisch-deutsch; auch mischt er oft in seine Briefe, wenn sie verfängliche Personen und Gegenstände bezeichnen, eine Art von provinziellem Rothwelsch ein, welchen Ausdrücken eine spätere Handschrift, wahrscheinlich die seines ältesten Sohnes, Wolfgang Amadeus, die Erklärung übergeschrieben hat.

Ungleich wichtiger und gänzlich unbekannt sind die kleinen Compositionsfragmente, über achtzig an der Zahl, die Mozart hinterlassen, bald weniger, bald mehr ausgeführt: musikalische Embryonen zu Sonaten, Concerten, Liedern, Cantaten u. s. w.; die Notenschrift rein und fließend mit raschester Hand geschrieben und ohne Correkturen. Jedes, so weit ich die Sammlung durchsehen konnte, enthält einen originalen musikalischen Gedanken, der ganz und bis zu Ende hingeschrieben ist. Einzelne, so viel ich mich erinnere, hat er benuzt und weiter ausgebildet, andere, und die meisten, sind musikalische Seelchen geblieben, denen ihr Schöpfer den Leib zu geben unterlassen hat und die nun als halbwirkliche umherflattern. Ich gestehe, daß mich ein Schauer anwandelte vor der Nähe und Tiefe dieses unerschöpfbaren Bornes, der Gestalt auf Gestalt gebiert, ohne daß der Mensch, aus welchem er hervorquillt, seinem Andringen gebieten oder vor dieser heiligen Macht sich retten könnte, die ihm vielmehr das unaussprechlichste Glück ist, das tiefste und das getreueste Symbol, um uns das Geheimniß aller Weltschöpfung näher zu rücken.

Nun, was die würdige Frau mir von Mozarts Leben und Tode erzählte. Er war in Wien seiner amtlichen Stellung nach nur Substitut des Kapellmeister Adamberger, dessen Nachfolger er werden sollte, wofür er ein Wartgeld von 800 Gulden bezog. Glänzende Anerbietungen in's Ausland, namentlich nach Berlin, lehnte er ab aus Anhänglichkeit an Joseph II., den er sehr liebte; und so gelang es ihm endlich auf dem Todtenbette, die gehoffte Anstellung zu bekommen und ein sorgenfreies Auskommen in der Zukunft zu sehen — die nun jenseits des Grabes für ihn aufging. Seine Wittwe blieb nach seinem Tode mit einer Pension von 250 Gulden zurück.

Seine Lebensweise war, seinen beschränkten Verhältnissen angemessen, die einfachste: schlichte Hausmannskost, ein „Grieskoch," ein halb Dutzend „Dampfnudl'n" waren nicht selten seine ganze Mahlzeit. Vom Champagnertrinken und dergleichen, was man ihm nachgesagt, nichts; höchstens dann und wann ein „Punscherl" habe er geliebt, und dazu das Billardspiel, so daß er sogar in seinem Zimmer ein kleines Billard besessen. Uebrigens war er der heiterste, unbefangenste, gutmüthigste, hingebendste, wohlthätigste und hülfreichste Mensch, ohne Marotten und Launen, aber ganz unwillkürlich seiner Stimmung hingegeben; auch im Urtheile mild und mit den Werken seiner Kunstgenossen meist zufrieden, selbst die Musik Salieris, „der ihn nicht leiden mochte," anerkennend — gewiß mit Recht, da dieser neben Haydn sicher der einzige musikalische Genius in Mozarts Umgebung war. Mit seinem biedern und großen Landsmanne Haydn (auch einem Salzburger) stand er in innigster Du-Freundschaft. Die Alte behauptete, Haydn oftmals zu Mozart sagen gehört zu haben: „Mozart, gegen dich bin ich nichts!" Was sind aber unsere jetzigen verzwickten, geschraubten, Reminiscenzen zusammenleimenden Musiker und Componisten gegen den frischen, naturfreudigen, reichen und klaren Meister Haydn? Und werden diese sich als ein „Nichts" Haydn gegenüber bekennen wollen? Verstehen sie nur sein großes Künstlerwort, als er, von der Rührung über seine eigene Musik überwältigt, das Lob der Menge ablehnte und in die Worte ausbrach: nicht er habe dieß hervorgebracht, sondern von Oben seyen diese Klänge zu ihm herniedergestiegen?

(Fortsetzung folgt.)

Die Incantada.

(Fortsetzung.)

Stuart bemerkte die neue Veränderung seines jungen Freundes nicht ohne Sorge; fast gereute es ihn jezt in das phantastische Schicksal desselben überhaupt eingegriffen zu haben. Er sah ein, daß jezt Alles darauf ankam, ihn seinen brütenden Gedanken zu entreißen. Er berief ihn in seine Nähe und begann ein vertrauliches Gespräch mit ihm, indem er ihn scherzend fragte, ob er jenem Mährchen von der Incantada noch immer guten Glauben schenke. Dimitri gab zerstreute Antworten; er schien seine Gedanken auf dem Punkt, auf den ihn Stuart hinführen wollte, nicht sammeln zu können. Stuart ließ nicht nach, ihn in freundlich schonender Weise, aber immer bestimmter, immer eindringlicher dahin zurückzuführen. Endlich war es, als ob Dimitri aus einem Traume erwache. „O ich weiß es ja," rief er mit bitterem

Digitized by Google

Lächeln aus; „einſt war es reich hier innen in Dimitris Bruſt, und holde Bilder waren geſchäftig um ihn her, jezt iſt der Winter gekommen und Alles drinnen iſt ein ödes Feld! — Sieh dieſe Geſtalt!“ fuhr er fort, indem er auf das Bild der Helena deutete; „mit meinen Armen dachte ich ſie zu faſſen, an meinem Herzen ſie zum Leben zu erwärmen: aber auch mein Herz hat ſie kalt gemacht! Wie nah ich ihr bin, ſie iſt mir dennoch fern, ein Wolkenbild, das durch die Lüfte dahin gleitet; fort zieht es im Abendwinde und Dimitri bleibt allein, öd und allein!“

Noch blickten Beide, Stuart und Dimitri, auf das Bild der Helena, als plötzlich Deboras liebliche Geſtalt, unmittelbar zur Seite deſſelben, die Leiter emporgeſtiegen kam, die auf das Gerüſt führte. Im wunderſamſten Gegenſatz gegen das farbloſe Steinbild mit ſeinen geſpenſtiſch geöffneten leeren Augen erſchien das blühende Mädchen, deſſen Geſicht hoch erröthete und das die langen dunkeln Wimpern ſenkte, als es den Blicken der beiden Männer begegnete. Sie brachte die gewohnten Erfriſchungen für Stuart, indem ſie auf Elias, den Diener, ſchalt, der heut ſeine Pflicht verſäumt habe. Kaum hatte ſie das Gerüſt wieder verlaſſen, als Dimitri ſich haſtig an Stuart anklammerte. „Halte mich, Bruder!“ rief er, „die Bretter und die Steine ſchwanken, es will mich hinabreißen!“ — Stuart faßte den Schwindelnden mit feſtem Arm und ließ ihn, der bewußtlos zu werden ſchien, ſanft auf die Bretter niedergleiten. Dimitri lag mit geſchloſſenen Augen da, ſeine Bruſt arbeitete heftig. Durch den unvermutheten Zufall überraſcht, war Stuart nur bemüht, den jungen Griechen vor Schaden zu wahren.

Allmählig fing Dimitri wieder an leichter zu athmen, ein leiſes Roth floß durch ſeine Wangen, ein Lächeln umſpielte unmerklich ſeinen Mund. Dann ſchlug er die Augen auf, richtete ſich halb empor und blickte umher. „Das war kein Traum,“ hob er an, „das war Leben, volles, farbenglühendes Leben! Sprich, Freund, wer iſt ſie und wohin iſt ſie gegangen?“ — Stuart gab ihm die erforderliche Auskunft. Dimitri lächelte vor ſich hin und drückte ihm ſtill die Hand. „Es iſt gut!“ ſagte er endlich. „Die Stimme im Innern, die mich von dir Hülfe erwarten hieß, hat mich nicht getäuſcht. Ich danke dir, ich will dein Freund bleiben!“ — Dann fügte er hinzu, er entſinne ſich eben eines nothwendigen Geſchäfts, das er ſchon ſeit mehreren Tagen unverrichtet gelaſſen; er wolle es ſofort ausrichten. Stuart war beſorgt wegen ſeines plötzlichen krankhaften Anfalls; Dimitri aber meinte, das ſey vorüber; im Gegentheil ſey ihm ſo wohl, ſo leicht, wie lange nicht. Er grüßte den Freund und eilte fort. Stuart blickte ihm mit halb beſorglicher Empfindung nach. Eine plötzliche ſtarke Veränderung war mit Dimitri vorgegangen; es ſchien in der That, als habe Deboras unerwartetes Auftreten den Zauberwahn, der ihn befangen hielt, vernichtet. War er aber wirklich geheilt? und welche Folgen waren zu erwarten, wenn die Leidenſchaft, die der junge Grieche für jene lebloſe Schönheit genährt, ſich nun der lebendig blühenden zuwandte?

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, Oktober.

Lamartine und Ledru-Rollin.

Vor Kurzem iſt in dieſen Blättern von der unwürdigen Weiſe die Rede geweſen, in der Lamartine jezt die neue Ausgabe ſeiner Werke ausbietet und mit ſüßen Worten an den Mann zu bringen ſucht. Es iſt ihm darauf von Ed. Pingret, einem ausgezeichneten Maler, eine Antwort geworden, die wegen ihrer ſchlagenden Wahrheit für die Leſer nicht ohne Intereſſe ſeyn dürfte.

„Mein Herr, ich habe wohl das Recht, freimüthig auf Ihren Brief zu antworten, worin Sie mir neben vielen Tauſenden die Ehre erzeigen, mich zur Subſcription auf eine Ausgabe Ihrer ſämmtlichen Werke einzuladen. Ich bin Maler und Freund der Literatur, ich habe alſo Ihre unſterblichen Werke geleſen. Wenn ich nun nicht auf die neue Ausgabe unterzeichne, ſo geſchieht es nur, weil die Februarrevolution die Kunſt erdrückt, die Künſtler ins Elend geſtürzt, ja ſogar Manche zum Selbſtmord getrieben hat, wie den armen Antonin Moine, einen der ausgezeichnetſten Bildhauer Frankreichs. Vor der Februarrevolution lebte ich von einem kleinen Grundeigenthum und einigen Renten, jezt habe ich faſt nichts mehr. Ich kann nicht auf Ihre Werke unterzeichnen, weil die unſinnige Verſchwendung, die Erpreſſungen und Auflagen der proviſoriſchen Regierung alle Grundeigenthümer ebenſo ruinirt haben wie die Induſtrie und den öffentlichen Kredit, weil die Paris ernährenden Reichen und Fremden größtentheils fort ſind oder ſich ängſtlich einſchränken, um den

Digitized by Google

aus den Arbeitshäusern und Bagnos Entflohenen und Entlaſſenen, den Dieben, Räubern und Mördern Platz zu machen. Als Staatsbürger habe ich für Sie geſtimmt, Monſieur Lamartine, denn ich hielt Sie für einen der Männer, welche die Vorſehung dazu auserſehen, das unglückliche Frankreich aus den Händen der Räuber zu retten, die ſich ſeiner bemächtigt hatten, um es zu zerreißen und ſich in ſeine Stücke zu theilen. Dieſer Hoffnung aller Gutdenkenden verdankten Sie jenen unermeßlichen Beifall, den Sie jezt Volkswind (vent populaire) nennen, weil Sie wohl wiſſen, daß Sie ihn nicht mehr haben. Nein, er weht nicht mehr für Sie, er hat ſich völlig gedreht, als wir ſahen, wie Sie mit den tollen Montagnards zuſammenſtanden und ſich nicht von ihnen loszuſagen wagten. Aus Charakterſchwäche oder aus einem andern Grund, der wahrſcheinlich in der Folge offenbar werden wird, ſind Sie mit den Anarchiſten in genauer Verbindung geblieben, haben ſogar deren Rechtfertigung verſucht, auf der Rednerbühne, in Ihren Schriften und vor Kurzem vor dem Gerichtshof in Bourges. Durch dieſes unbegreifliche, ſchwer zu bezeichnende Benehmen haben Sie das Zutrauen der meiſten Franzoſen verſcherzt; jezt leiden Sie dafür die gerechte Strafe, indem Ihr Name in und außer Frankreich in Mißachtung geſunken. Unſer Volk, das Sie auf die Höhe erhoben hatte, nach der Ihr Ehrgeiz verlangte, und um deſſen Wahlſtimmen Sie jezt wieder bitten, wirft Ihnen die verhängnißvollen Worte ins Geſicht, die Sie zuerſt ausgeſprochen, die Sie der armen fürſtlichen Wittwe und den Waiſen zugeworfen, als ſie um Ihre Unterſtüzung baten: »Madame, il est trop tard!« — Ich weiß wohl, in der Meinung des Landes ſind Sie ein ehrlicher Mann geblieben. So z. B. wiſſen wir, daß Sie, trotz Ihrer finanziellen Verlegenheit, die Gelder der öffentlichen Werkſtätten und des Luxemburgs nicht verſchwendet, daß Sie nichts von den ſieben bis acht Millionen für ſich genommen haben, die nach einer Geſchäftsführung von hundert Tagen ohne Rechnung und Controle in der Kaſſe des Hôtel de Ville gefehlt haben, wir wiſſen, daß die patriotiſchen Geſchenke, die Gaben für die im Februar Verwundeten nicht durch Ihre Hände gegangen ſind, daß Sie keinen Theil gehabt an der Steuer der fünf- und vierzig Centimen, daß Sie ſeit dem 25. Februar kein Geld in fremden Fonds angelegt, daß nicht Sie die Creirung des Papiergeldes, mit andern Worten den Staatsbankerott vorgeſchlagen haben, wodurch die großen Umtreiber ungeheure Summen gewonnen hätten; nicht Sie haben die Plünderung der Paläſte und die Zerſtörung der Kunſtwerke darin befohlen. Nein, das Alles haben Sie nicht ſelbſt gethan, Sie haben es aber gewußt, Sie haben es geſchehen laſſen, Sie haben dieſen Schändlichkeiten zugeſehen, und Ihre damals ſo mächtige Stimme hat es auch nicht einen Augenblick verſucht die Greuel zu hindern."

(Fortſezung folgt.)

Heidelberg, Oktober.

(Fortſezung.)

Hecker und Struve.

Dieſes Mannheim, das in den Convulſionen der Neuzeit eine ſo große Rolle geſpielt, wie ſehr hat ſich ſeine Phyſiognomie verändert! Wie viele ſind vom Sturme verweht, die noch jüngſt auf dieſer lauten und nun ſo trübſeligen Bühne glänzten! Und andere, die hier im Frieden trauter Häuslichkeit niſteten, irren von geſtern auf heute verfehmt oder ſelbſtverbannt in der Fremde umher, vogelfrei, über Alpen und Meere. Wie ganz anders ſah es hier vor wenig Jahren aus, als Struve noch über Phrenologie ſchrieb, unter dem Namen „Carl Guſtav" Gedichte herausgab und ein Trauerſpiel, bevor er ein anderes ſelbſt aufführte! Dann wurde er Bräutigam und bald nachher brachen ſeine Feindſeligkeiten mit der Cenſur aus. Es war kein gutes Omen für dieſe Ehe, daß der Neuvermählte ſchon während den Flitterwochen in Haft kam. Jeden Tag konnte man das junge Paar Arm in Arm im Schloßgarten luſtwandeln ſehen, einen Polizeidiener hinter ſich, als Symbol der Zukunft. — In jenen beſſern Tagen Mannheims wohnten Freunde von mir dem Hauſe Heckers gegenüber. Zu ebener Erde war ſeine Schreibſtube. Wie viel Verwirrung, Kampf und Schmerz iſt aus dieſem kleinen freundlichen Raum für das Vaterland hervorgegangen! Oft ſah man hier durch die geöffneten Fenſter Hecker mit Struve arbeiten, gemeinſchaftlich leſen, ſchreiben, Papiere durchſuchen, mit dem Manne, der ſein und Deutſchlands böſer Dämon werden ſollte. Oft ſah man auch den Hausherrn auf ſeine Jagden fahren oder davon heimkehren. Wenn die erlegten Haſen aus dem Wagen getragen wurden, dachte er wohl nicht wie bald er drüben in den Urwäldern ſich Waidmannsheil werde ſuchen müſſen. Während er und ſeine Phantaſie durch die Wälder ſchweiften, ſaß die Frau Tag für Tag am Fenſter und arbeitete mit rührendem Fleiß. Aber die Kleinen, für die ſie arbeitete, die ſie treulich pflegte, kränkelten; eines nach dem andern ſtarb hin, und oft kehrte Hecker von ſeinen parlamentariſchen Reiſen nur heim, um wieder ein Kind zu begraben. In traurigen wie in heitern Ereigniſſen, bei allen Beſchäftigungen oder Zerſtreuungen, die ſein Leben ausfüllten, entfaltete er eine ganze Bildergalerie von eigenthümlich maleriſchen Trachten, welche ihm freilich trefflich ſtanden und ihm immer das Anſehen eines Novellenhelden gaben. In buntphantaſtiſcher Weiſe wechſelte beſonders der Schmuck von Mützen und Hüten für ſeine edle Stirn und das Lockenhaupt. Wenn er in ſeiner ſchwarzglänzenden Advokatenkleidung, die Mappe unter dem Arme, nach dem Hofgerichte ſchritt, glich er einem wandelnden Bilde alter Meiſter, einem Rathsherrn von Nürnberg. Mancher wird ſich noch erinnern Hecker im Hauſe ſeines Schwiegervaters bei der gewohnten Partie am Spieltiſche geſehen zu haben. Wie ein Fürſt trat er Abends in den Salon, wo die Geſellſchaft verſammelt war, und unwillkürlich verweilten alle Blicke auf der ſchönen herzgewinnenden Erſcheinung, und jeder Fremde betrachtete ihn überraſcht. Ich habe in der lezten Saiſon zu Baden öfters ſeine Schwiegermutter geſehen. Man nannte ſie ſeiner Zeit an Ort und Stelle „die Kaiſerin Mutter." Ich weiß nicht ob und wie weit ſie zu dem Witzworte Anlaß gegeben. Es cirkuliren Anekdoten von Frau Struve, wie ſie auf dem Piano der Großherzogin im Schloſſe ſpielen wollte und ſich zu Karlsruhe als „Landesmutter" ein parfümirtes Bad beſtellte. Wenn wir auch das Faktum nicht buchſtäblich glauben, ſo fallen uns doch dabei die Brillanten ein, mit denen Ledru-Rollins Frau ſich behing, die glänzende Einrichtung und die abgeſperrten Gärten der proviſoriſchen Regierung zu Paris. Wer von der Wiege an alles beſizt, bleibt leichter enthaltſam und beſcheiden im Genuſſe. Es mag etwas Dämoniſches in der Macht liegen; wie wenige Geiſter haben dieſem Zauber widerſtanden! Das Diaboliſche im Prunke wird Niemand läugnen; hunderte von verſuchenden Teufelchen ſcheinen im Golde, in Juwelen, in Sammt und Seide zu lauern.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr 261. Mittwoch den 31. Oktober 1849.

— Love is
Form'd by the eye, and therefore, like the eye,
Full of strange shapes, of habits, and of forms.
Shakespeare.

Die Incantada.

(Fortſetzung.)

Stuart hatte noch einige von den Steinbildern der Incantada zu zeichnen. Dimitri verfehlte nicht, ihn auch ferner täglich auf ſeinem Gerüſte, oft mehrmals des Tages, zu beſuchen; doch verweilte er niemals lang. Es war augenſcheinlich, daß die Unthätigkeit, der er ſich früher hingegeben, ihn jezt drückte; auch vernahm Stuart bald von ihm, daß er bei befreundeten Kaufleuten, die ſeine Geſchicklichkeit und Rüſtigkeit wohl zu nützen wußten, gute Gelegenheit zur Thätigkeit und auch zum Erwerb gefunden habe. Stuart überzeugte ſich zu ſeiner größten Freude, daß jene unerwartete Gemüthserſchütterung ſeinen jungen Freund vollkommen geheilt habe. Auch konnte er, trotz der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit, nichts wahrnehmen, was eine Leidenſchaft Dimitris für Debora verrathen hätte. Daß Debora ſelbſt allmählig ein anderes Anſehen gewann als in den erſten Tagen, da er ſie kennen gelernt, daß ſie höher und kräftiger erſchien, daß es aus ihren Augen zuweilen hervorleuchtete wie ein Blitz voll tiefer Glut, fiel ihm allerdings auf, doch lag eben nichts Befremdliches darin. War ſie doch gerade in dem Alter, in welchem bei Frauen die körperliche Entwicklung mit überraſchender Schnelligkeit zu erfolgen pflegt.

Die Aufnahme der architektoniſchen Theile der Incantada ließ Stuart bis zur Ankunft ſeines Freundes Revett anſtehen, der ſchon in Athen bei dieſem Theil ihrer gemeinſchaftlichen Arbeiten das Wichtigſte beſorgt hatte und darin mehr Erfahrung beſaß. So vergingen einige Wochen, in denen Stuart keine Veranlaſſung hatte das Haus des Juden zu beſuchen. Er benuzte dieſe Zeit zur Anfertigung von Bildniſſen des britiſchen Conſuls und ſeiner Familie, um ſich ſeinem gütigen Wirthe, zumal ihn das Näherdringen der Peſt bald zur Abreiſe von Salonichi nöthigen konnte, für die Fülle der Gaſtfreiheit, die er bei ihm genoſſen, in angemeſſener Weiſe dankbar zu bezeigen.

Nachdem Revett eingetroffen war, machte man ſich ſofort an den Abſchluß der Arbeit an der Incantada. Die Säulen, die Gebälke, die Pfeiler und ihre ſämmtlichen Schmucktheile wurden auf's Genaueſte ausgemeſſen und ebenfalls in die Zeichnung übergetragen. Da die Säulen in dem aufgehöhten Erdreich tief verſenkt ſtanden, ſo geſtattete Baruch, daß man eine derſelben bis an die Fundamente aufgrub, um auch hier die erforderlichen Maße entnehmen und die Formen aufzeichnen zu können. Außerdem beabſichtigte man, die Fundamente des Baues, ſo viel es die Umſtände zuließen, zu verfolgen, um, wenn irgend möglich, über den Plan dieſes Gebäudes, deſſen Anlage und Beſtimmung den Forſchern durchaus räthſelhaft blieb, zu irgend einer nähern Einſicht zu gelangen. Doch hatte Stuart noch nicht gewagt Baruch um die Erlaubniß zu dieſem weiteren Umwühlen ſeines Bodens anzugehen. Der Alte war ihm nicht ſo freundlich und zuvorkommend wie früher entgegengetreten; faſt mürriſch ſah er die Arbeiten der Fremden in ſeinem Hofe wieder beginnen. Debora war anfangs gar nicht zum Vorſchein gekommen; als Stuart ihr ſpäter einen flüchtigen Gruß ſagen konnte, war auch ſie ernſter, und es ſchien ihm, als ſey ihr Auge verweint.

Digitized by Google

Es mußte etwas in der Familie des Juden vorgefallen ſeyn. Von Dimitri war nichts zu ſehen. Vergeblich hatte Stuart an deſſen Thür gepocht, als er Revett zur Incantada geleitete. Auch ſpäter ſtellte er ſich nicht ein.

Mit Ausnahme der weitern Unterſuchung der Fundamente waren die Arbeiten beendet. Es war gegen Sonnenuntergang. Stuart und Revett waren eben auf dem Gerüſte beſchäftigt, ihre Zeichen- und Meßgeräthe zuſammenzulegen, als ein fremder Grieche mit einem Diener, der einen Waarenballen trug, in den Hof trat und nach Baruch fragte. Stuart blickte hinab und war höchlich überraſcht, als er in dem Griechen ſeinen atheniſchen Wirth, Logotheti, von dem er in ſo üblem Einvernehmen geſchieden war, erkannte. Er machte Revett darauf aufmerkſam, und Beide ſtellten ſich auf dem Gerüſte ſo, daß ſie, ohne vom Griechen bemerkt zu werden, ſein Vorhaben beobachten konnten. Baruch erſchien. Logotheti ſagte ihm, er ſey auf einer Reiſe begriffen, auf der er durch einen unglücklichen Zufall den größten Theil ſeines Geldes verloren habe. Er ſey genöthigt Einiges von ſeinen Beſitzthümern zu verkaufen, um die Reiſe fortſetzen zu können, und frage daher bei Baruch an, ob er geneigt ſey ihm die Stoffe, die in dem mitgebrachten Ballen enthalten ſeyen, zu einem mäßigen Preiſe abzukaufen. Der Jude verlangte die Stoffe zu ſehen. Logotheti ſchnürte den Ballen auf und breitete vor jenem eine Anzahl der ſchönſten orientaliſchen Zeuge aus. Baruch muſterte Alles mit ſcharfem, glänzendem Auge durch. Die koſtbaren Schätze verfehlten nicht auch auf die übrigen Bewohner des Hauſes, die bereits an Thür und Fenſtern gelauſcht hatten, ihren Eindruck zu äußern. Bald waren die Handelnden von einem Kreiſe von Zuſchauern, unter denen auch die Weiber nicht fehlten, umringt; man ſah ihren Mienen das nur mühſam zurückgehaltene Entzücken über dieſe Herrlichkeiten an. Debora, die mit dabei ſtand und wenigſtens für den Augenblick ihre frühere Heiterkeit wieder erhalten zu haben ſchien, brach gelegentlich in einen lauten Ruf der Bewunderung aus. Endlich hatte Baruch ſeine Muſterung vollendet, äußerte dann aber, er ſey nicht im Stande ſo koſtbare Stoffe zu bezahlen. Logotheti nahm ihn hierauf bei Seite und flüſterte ihm allerlei mit leiſer Stimme zu. Sie ſchienen ſich endlich zu vereinigen. Logotheti mußte ihm beſondere Aufſchlüſſe über die Herkunft der Stoffe ertheilt haben, denn Baruch rieb ſich nun mit innerer Freude die Hände und meinte, wenn Jener wirklich keine höhere Forderung mache, ſo könne aus dem Handel ſchon etwas werden. Er bat dann den Griechen die Zeuge wieder zuſammenzulegen und eilte in das Haus, das Geld zur Bezahlung zu holen.

Es reizte Stuart, mit Logotheti anzubinden. Er trat hervor und rief dem Griechen einen Gruß hinab, indem er ihn fragte, wie es ihm ſeit der Trennung ergangen ſey. Logotheti ſchrack auffallend zuſammen, als er ſich beim Namen genannt hörte und nun auch ſeinerſeits den britiſchen Maler erkannte; ſchnell aber hatte er ſich wieder gefaßt und antwortete mit kriechender Höflichkeit, es ſey ihm, wie man aus dem Verkauf erſehen könne, zu dem er genöthigt worden, auf der Reiſe übel genug ergangen; überaus glücklich aber mache es ihn, ſeine werthen Gäſte ſo unvermuthet und, wie es ſcheine, wieder in ſo glücklicher Ausrichtung ihrer Geſchäfte anzutreffen. Stuart erwiederte, wenn man in Athen in den Arbeiten geſtört worden, habe man in Salonichi um ſo freundlicheres Entgegenkommen gefunden; und als eben Baruch mit dem Geldſacke wieder aus dem Hauſe trat, rühmte er laut, wie viel er deſſelben Güte und Bereitwilligkeit verdanke; gewiß werde der gute Baruch morgen auch noch die neuen Arbeiten, die man beabſichtige, geſtatten.

Baruch ſchien nicht ſonderlich darauf gehört zu haben. Er zählte dem Griechen haſtig das Geld auf, das dieſer dankend einſteckte. Dann empfahl ſich Logotheti, indem er Stuart und Revett tauſendfache Wünſche für ihr ferneres Wohlergehen zurief. Baruch begleitete ihn zur Hofthür. Als ſie an der Grube vorüber gingen, welche die Engländer um die eine der Säulen hatten auswerfen laſſen, fragte er den Alten beißend und mit einigem Nachdruck, ob man ſchon die Schätze aufgefunden habe, nach denen die Herren Franken hier zu graben ſcheinen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortſetzung.)

Componiren konnte Mozart zu allen Tageszeiten und in allen Stimmungen, wiewohl er ungern aufſchrieb; oder vielmehr, er componirte wirklich fortwährend; denn ſehr häufig bemerkten die Seinigen an ihm, wie er mitten im Geſpräche, oder auch an den Vorgängen um ihn her theilnehmend, plötzlich zerſtreut und ſinnend in die Höhe ſah; er horchte dann dem Fluſſe von Melodien zu, die unaufhörlich in ſeinem Innern entſprangen. Wenn er vom Arbeitsfeuer ergriffen war, bemerkte er nicht, was um ihn her vorging; wenn man um ihn tanzte und lärmte, konnte er nachher wie erwachend fragen, was vorgegangen ſey. Dieſe Unwillkürlichkeit und Ganzheit ſeiner Conceptionen, der

Digitized by Google

ununterbrochene Fortfluß glücklichster Erfindung, worin ihm nur der gewaltige Händel zur Seite steht und an Tiefe und Großartigkeit noch übertrifft, dieß macht das Specifische seines Talentes aus. Jedes Gefühl, jedes Wort wurde ihm auf das Leichteste und in concentrirtester Gestalt zum vollendeten musikalischen Ausdruck erhoben. Dieß unterscheidet ihn wie von vielen Andern, so auch von Beethoven. Dieser erfand seine schönsten Motive vereinzelt auf Bergwanderungen und in der Natureinsamkeit und sezte sie nachher zu großartigen Einheiten zusammen; daher die freie lyrische Form der Symphonie, das Sprachlose, Allgemeine des musikalischen Ergusses, das Bedürfniß und der eigenthümliche Ausdruck seines Genius wurde. In Mozart war Alles, auch in der begrenztesten Form, sogleich ganz und fertig; daher nichts Ueberschwengliches, Gewagtes, Unschönes, nicht Sangbares aus seiner Feder hervorgegangen ist, während sich in Beethovens Gesangcompositionen oft genug Phrasen finden, welche wohl der ersten Geige oder dem Violoncell in den Mund gelegt werden können, nicht aber einem Menschen. Eben daher ist auch Mozart nichts mißlungen, er hat sich nie an die Grenze des Geschmacklosen verirrt, denn er brauchte sich nicht zu steigern und zu überbieten. Unsere gegenwärtige Opernmusik kann von ihrer echauffirten Ueberreizung nur gerettet werden, wenn sie sich wieder zu ihm bekehrt. Ich erkenne zwar dieses lobenswerthe Bestreben bei Lortzing, G. Schmidt u. A. an; hier kann aber nur Originalität und Frische der Erfindung den Sieg verleihen. Werden ihre etwas magern Produktionen im Stande seyn der genialen Ueberfülle Meyerbeers das Gegengewicht zu halten?

Ich werfe noch einige einzelne Züge her, welche mir die gute Alte mittheilte. Wenn er componirte, was selten oder nie am Clavier geschah, sondern frei hinschreibend, ging er nachher zu seiner Frau, wenn es Singsachen waren, mit den Worten: „Jezt, Stanzerl, wollen wir's probiren; höre, wie dirs gefällt.“ Die Frau sang sehr gut vom Blatte und so vernahm er seine eigenen Sachen zuerst von ihr, bestimmte sich wohl auch nach ihrem Urtheile, da sie Geschmack und Musikkenntniß besaß.

Seine Frau, Constanze, geb. von Weber, hatte zwei ältere Schwestern, die beide Sängerinnen waren. Die älteste, in Wien an den Musikus Hofer verheirathet, glänzte durch ihren hohen Sopran; für sie ist die Königin der Nacht geschrieben. Die zweite, schönste und talentvollste, war die erste Liebe Mozarts, und beide Elternpaare wünschten die Verbindung. Nach seiner zweiten Kunstreise, wo er in Salzburg eine Anstellung zu erhalten hoffte, wollte er sich mit ihr verheirathen, als er durch den Schauspieler Lange sie sich abtrünnig gemacht sah. Mit einem improvisirten Walzer schickte er ihr das Jawort zurück, und so entspann sich das Verhältniß mit der dritten Schwester Constanze, die als Sängerin am wenigsten bedeutete und nie das Theater betreten hat. Die vierte und jüngste Schwester, Sophie — eben meine Alte, der ich diese Notizen verdanke — war die Gattin des Musikdirektors Haibel in Slavonien, Compositeurs des zu seiner Zeit berühmten „Tiroler Wastel“ und einiger ähnlicher Opern.

Aus Mozarts Ehe entsprangen zwei Söhne. Der ältere, Wolfgang Amadeus, gleichfalls Musiker und Claviervirtuose, starb unverheirathet zu Carlsbad am 29. August 1842. Er hatte testamentarisch als seine Universalerbin die Frau von Baroni-Cavalcabo, geb. Gräfin Castiglione in Wien eingesezt, welche dadurch auch in den Besiz eines Theils des Mozartschen Nachlasses kam, der sich nun an drei Orten zerstreut findet, in Offenbach bei André, in der Mozartstiftung zu Salzburg und in Wien. Der zweite Sohn, Finanzbeamter in Mailand, ist gleichfalls unverheirathet, so daß der Name auszusterben droht, was ganz in der Ordnung ist, damit er desto reiner in seinen geistigen Nachwirkungen lebe. Ich finde es schön und bezeichnend, wenn ein großer Mensch, plözlich in die Geschichte eintretend, eben so plözlich ohne greifbare Nachkommenschaft aus ihr entweicht und bloß die leuchtenden Spuren seines Geistes hinterläßt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Pfälzer Galerie.

Jezt wo kühle Entnüchterung auf das große politische Feuerwerk gefolgt ist, wo jeder seine Rakete hat verknallen lassen, und wie früher die Wogen der Principien, die materiellen Interessen über uns zusammenzuschlagen drohen, nach dieser Wasser- und Feuerprobe erkennen wir es doppelt als Wohlthat, uns in die ideale Heimath flüchten, das Unvergängliche suchen, an ihm uns wieder zurecht finden und selbst gewinnen, und das rechte Maß für alle Lebenserscheinungen holen zu dürfen. Auch die artistischen Sympathien gehen in der gelehrten Bergstadt

Digitized by Google

nicht leer aus, wenn man sich von ihnen will leiten lassen. Ich beginne mit dem Antiquarium des Grafen Graimberg, weil es als solches nicht ohne charakteristische Merkwürdigkeit ist, und man demselben jezt zur Aufstellung Räume im Schlosse selbst zugedacht hat, mit dessen Geschichte es sich verwebt, und das der eifrige Sammler, ein greiser, von drei Revolutionen beraubter Emigrirter, ein ganzes Menschenleben hindurch mit rührendem Fleiße nach allen Seiten und in allen Weisen gezeichnet und wie eine alte treue Liebe verherrlicht hat, im Schnee wie im Sonnenbrande. Die Pfälzer Galerie, wie der Besitzer sie nennt, besteht wirklich aus den gemalten Annalen der Fürsten dieses Landes. Alles was aus ihren Palästen die Zeit hinausgeschleudert, hat sich hier wieder in bunter Reihe zusammengefunden. Die ganze Gesellschaft ist da, der ganze Rokokohof lebt auf, alles, die Frau des kurfürstlichen Bibliothekdieners mit eingeschlossen. Auch die Kammerfrau der Pfalzgräfin fehlt nicht, mit dem verschmizten hübschen Gesichte, die Zofe aller Zofen, eine wahre Susanne. Auf dem rechten Arme trägt sie das Hündchen der Gebieterin, in der linken Hand, die eilfertig die leichte Schürze hält, ein Briefchen. Die ganze Periode ist in dieser (vom Hofmaler Hofnas 1774 konterfeiten) Kammerfrau gezeichnet, von der hohen Goldmütze auf dem gepuderten Haare, den braunen vielsagenden Augen, dem frischen Mund — der aber unmöglich klein seyn konnte, denn er ward zu viel gebraucht, zum Reden und zum Küssen, bis zum knappen blaßblauen Mieder und dem Kaffeebrette auf dem Tische nebenan. Vielleicht fällt euch eine Dame auf, welche neben ihrer beträchtlichen eigenen Körperschwere noch eine Last von Spitzen und Stoffen trägt, und einen eigenthümlichen, die Haare ganz verbergenden Blonden-Aufsatz. Es ist die dritte Tochter Friedrichs III., Königs von Dänemark, 1650 geboren, 1671 mit dem Kurfürsten Karl von der Pfalz vermählt. Obgleich dieses dem Kurprinzen übersendete Bildniß der Braut einen Begriff von ihrer Corpulenz zu geben vermochte, entsezte sich doch der Bräutigam bei der Ankunft der Prinzessin über ihre unförmliche Dicke. Dort Clara Eugenia, Schwester des Don Carlos, als Wittwe des Erzherzogs von Oesterreich, 1622, im schwarzen Nonnenschleier der Franziskanerinnen. Hier Königin Christine im schwarzen Sammetmützchen mit langer dünner Stirnschneppe und mächtigem Spitzenkragen. Ludwig XIV. als dreijähriges Kind (Lebrun zugeschrieben) mit hocharistokratischem Gesicht, einen großen Lilienstengel in der Hand — das Gegenbild zum Christuskind von Hemling und andern ehrwürdigen Meistern — über dem Hemdchen ein breites blaues Ordensband, unter dem Arm den ebenfalls mit den Lilien geschmückten Globus. Seltsam stechen gegen all die Perücken und Kronen und Scepter und Reifröcke und Zöpfe die Porträts der gelehrten Universitätsnotabilitäten in ihrer Modernheit ab. Kuriositäten aller Art, von der Todtenmaske des gemordeten Kotzebue bis zu dem auf einer, von rothen Draperien umwallten Schüssel gemalten abgehauenen Kopf der Maria Stuart. — Doch sieht uns auch manches gute alte Bild recht lebensvoll an. So trat mir ein denkender Kopf entgegen mit geistiger hoher Stirne, feinen, langen, nach hinten etwas gelockten Haaren, gutmüthigen blauen Augen. Ich erfuhr, es sey Voß, im fünfundsiebzigsten Jahre gemalt von Jakob Nour. Der Dichter liegt auf dem Annenfriedhofe bestattet. Es schien mir nicht bedeutungslos, daß ich, gleich nachdem seine Züge sich mir unter Tausenden aufgedrängt hatten, durch ein Ungefähr an sein Haus geführt wurde. Wir kamen an eine Gartenthüre und durch diese auf einem mit Steinplatten belegten Weg zu einem Hinterhaus. Es dämmerte schon; wie war hier alles still! Schöne Pappeln stehen vor der Mauer des Gartens, in welchem hohe weiße Blumen durch das Dunkel schimmerten. Die feierliche Abendstunde machte das Haus doppelt bedeutsam.

(Schluß folgt.)

Straßburg, Oktober.

(Fortsezung.)

Lamartine und Leon-Rollin.

„Sie sind von adeliger Geburt, Legitimist aus Grundsatz, und doch wurden Sie bald nach 1830 der Feind der königlichen Regierung. Sie waren Ludwig Philipps Feind, weil er Ihrem Dünkel nicht schmeichelte, weil er Sie nicht zu dem bedeutenden diplomatischen Posten erheben wollte, auf den Sie Anspruch machten. Sie schrieben mit großem Talent Ihre Girondins, um damit, gleich den Mystères de Paris und dem Juif errant, eine Revolution vorzubereiten. Sie rühmten Robespierre ehrlosen und verruchten Andenkens. So waren Sie nicht aus Ueberzeugung und Grundsatz, sondern aus beleidigter Eitelkeit und aus Rache der unversöhnliche Feind eines Throns, den Sie hätten sollen stützen helfen. Sie sind ohne Ueberzeugung und Grundsatz Republikaner geworden und Sie haben auch die Republik wieder verlassen; Sie haben gestanden, Sie haben sich geirrt, Frankreich sey noch nicht reif genug für eine republikanische Regierung. Dieser Irrthum, diese Ihre Erfahrung ist Frankreich sehr theuer zu stehen gekommen! — Als Sie Europa in Flammen gesezt hatten durch ein pompöses Manifest, eine wahre politische Fata Morgana, die Frucht einer poetischen Einbildungskraft, keineswegs aber das Werk eines Staatsmannes, als Sie am Steuer des Staats standen und dessen Diktator waren, was haben Sie da gethan zum Wohl und Glück der Völker, denen Sie so viel versprochen, den Mund so wässerig gemacht hatten? Sie haben Nichts gethan. Aus Ihrer kurzen Geschäftszeit ist nichts übrig als Reden, Dekrete und Unsegen. Doch nein! Sie haben das allgemeine Wahlrecht einführen helfen, und gerade durch dieses haben Sie Ihre Stellung verloren; die Demagogen und die Rothen sind vorläufig aus der Regierung verdrängt, Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt, und dieß ist alles Dankes werth. Sie haben aus Groll Ludwig Philipps siebzehnjährige Friedensregierung bekämpft; wie lange konnte man Sie am Ruder lassen? siebzig Tage. Sie scheinen selbst Ihre Unfähigkeit zu gestehen, indem Sie sich in das stille Leben eines Literaten zurückziehen, in ein Leben, das Sie zu Ihrer Ehre und zum Glück des Landes nie hätten verlassen sollen, und am Ende werden Sie der Colporteur, der Commis voyageur Ihrer eigenen Werke. Immerhin gehört dazu Muth. — Sie haben sich oft gerühmt, Ihr Leben den Kugeln der Insurgenten ausgesezt zu haben. Es war aber nur Ihre Pflicht, dem Bürgerkrieg entgegen zu wirken. Jeder Nationalgardist hat im Kampf gegen die Insurrektion mehr gethan als Sie, ohne daß es so sehr seine Pflicht gewesen wäre. Viele sind mit der heroischen Selbstverläugnung gefallen und gestorben, wodurch sich der würdige Staatsbürger vom Intriganten, vom politischen Umtreiber, dieser Geißel der Menschheit, unterscheidet. Und doch wagten Sie zu sagen, die Februarrepublik habe Frankreich keinen Tropfen Blut gekostet. Ist denn dabei nicht sein reinstes Blut in Strömen geflossen? Um für so viele Schmerzen und Uebel, die Sie über uns gebracht, zu büßen, hätten Sie Ihre politische Laufbahn neben dem Erzbischof von Paris, neben den von den rothen Republikanern ermordeten Offizieren enden sollen. — Indem ich Ihnen meine Wahlstimme nicht gebe, bin ich Ihr gehorsamer Diener Ed. Pingret."

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Monatsregister Oktober.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dreiundvierzigſter Jahrgang.

1849.

November.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 262. Donnerstag den 1. November 1849.

So wirkt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte.
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
Goethe.

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortsetzung.)

Unter Mozarts Reliquien war mir noch ein Familiengemälde merkwürdig. Es stellt die beiden Geschwister Mozart vor, an einem großen Flügel ein vierhändiges Stück spielend. Die ernsten, decidirten Züge des damals siebzehnjährigen Mozart lassen ganz schon sein späteres Gesicht erkennen; seine etwas ältere Schwester erscheint als vollendete, interessante Schönheit. Der Vater Mozart, mit der Geige accompagnirend, zeigt etwas ängstliche, pedantisch schulmeisterliche Züge; das Bild der damals schon verstorbenen Mutter Mozarts, welches über der Gruppe angebracht ist, stellt diese in unverkennbarer Familienähnlichkeit mit ihrem Sohne dar; das Gesicht, geistreich und markirt, könnte vielleicht die Beobachtung bestätigen, die sich an der Geschichte unserer größten Männer bewährt, wie viel die Söhne der geistigen Erbschaft ihrer Mütter verdanken.

Auch das einfache, kaum fünf Octaven haltende Clavier mit weißen und braunen Tasten, so klein und leicht, daß man es bequem unter Einem Arme forttragen könnte; war mir merkwürdig unter Mozarts Hinterlassenschaft. Wie ein eingeklebter Zettel, von der Frau Mozarts mit vor Alter zitternder Hand geschrieben, kundgibt, war dieß das Instrument, an welchem er seine Zauberflöte, Cosi fan tutte, den Titus (diesen aber zum Theil im Reisewagen auf dem Wege nach Prag) und das Requiem componirte. Ich getraute mich nicht diesen geheiligten Tasten einen Ton zu entlocken. Sein Clavierspiel soll äußerst leicht, zart und ausdrucksvoll gewesen seyn. Seine Gesichtszüge, auf den gewöhnlichen Bildern im Rohen ähnlich, sollen doch schwierig zu treffen gewesen seyn, wegen des stets wechselnden Ausdrucks in seinem lebhaften Gesichte und in seinen leuchtenden hellblauen Augen. Seine Statur war mehr klein als groß, Hände und Füße von besonders schöner und proportionirter Form; in den spätern Jahren erhielt er eine etwas schwammige Beleibtheit, die ihm aber nicht übel stand. Außer dem Deutschen vermochte er sich auch fließend in der italienischen, französischen und englischen Sprache auszudrücken.

Die Geschichte vom Requiem erzählte die Alte ungefähr so, wie die gewöhnliche Ueberlieferung lautet. Allerdings war der erste Besteller desselben (der Graf Waldstein) anfangs unbekannt; ebenso, als Mozart nach seiner Rückkehr aus Prag von den Krönungsfeierlichkeiten, das Requiem mit großem Eifer, aber bei schon angegriffener Gesundheit zu componiren begann, soll in ihm die Ahnung aufgedämmert seyn, daß er es für sich selber schreibe. Aber bestimmt behauptet die Alte, daß noch auf dem Krankenbette Mozart Süßmaiern vorgeschrieben habe, wie er den Rest behandeln solle, so daß es ganz nach den Intentionen Mozarts vollendet, wenn auch zum Theil von Süßmaiers Hand geschrieben sey. Man kann dieß gelten lassen, bis auf den Schlußsatz, der in unpassender Weise einen frühern wiederholt. Genug, meine Zeugin, welche Mozart auf seinem lezten Krankenlager nie verließ, behauptet sich bestimmt zu erinnern, wie Süßmaier ihn wiederholt gefragt, und da er ihn nicht sogleich verstanden, von Mozart die Aeußerung empfangen habe: „Da stehen die Ochsen ꝛc.“ — Der

Digitized by Google

Tod erfolgte durch „eine hitzige Krankheit“ nach lange vorhergehendem Schwächegefühl, alſo wahrſcheinlich durch ein typhöſes Fieber. Der Arzt habe es verſehen und durch einen Aderlaß den Tod herbeigeführt. Ein oder zwei Tage vor ſeinem Tode — es war der 2. oder 3. December — war der Kranke ſo wohl, daß er ſeiner Schwägerin ſagte, er werde ſeiner Schwiegermutter in der Octave gratuliren können, jezt ſey er gerettet. Aber in der nächſten Nacht ſtellte ſich eine ſolche Schwäche mit Phantaſiren ein, daß der Arzt am tödtlichen Ausgang nicht zweifelte und Mozart ſelbſt ſeine Schwägerin am nächſten Morgen mit den Worten begrüßte, ſie ſolle bei ihm wachen die künftige Nacht, wo er gewiß ſterben werde. Sie eilte ſogleich zum Beichtiger und er empfing, wie er immer „ein guter Katholik“ geweſen war, die Sterbeſakramente. In der nächſten Nacht, unter muſikaliſchen Phantaſien, wobei er mit dem Munde den Paukenſchlag nachahmte, erloſch ſein Leben im noch nicht vollendeten 36ſten Jahre.

Dieß, das Weſentliche der langen Erzählungen jener guten Frau; es bildet in der unbewußten Schlichtheit, mit der es vorgetragen wurde, eine vollſtändige Schilderung dieſer großen und einfachen Perſönlichkeit. Als pſychologiſche wie als künſtleriſche Skizze iſt es mir unſchätzbar, ein ſo getreues Bild gewonnen zu haben, das mir den großen Meiſter bis zur perſönlichen Bekanntſchaft annähert.

(Fortſetzung folgt.)

Die Incantada.

(Fortſetzung.)

Als Stuart mit ſeinem Freunde von dem Gerüſte herabkam, trug der Diener des Juden den Zeugballen, der indeß wieder zugeſchnürt worden, ſo eben in das Haus. Stuart war bei dem Handel ein Gedanke gekommen, wie er es am ſchicklichſten einleiten könne, auch hier, wo er ſo viel Gefälligkeit genoſſen, die nicht wohl zu bezahlen war, doch ſeinerſeits ein freundliches Andenken zurückzulaſſen. Er ſagte zu Baruch, er beabſichtige ihm Einiges von den ſo eben eingehandelten Zeugen, etwa einen Shawl oder Aehnliches, abzukaufen. Baruch wollte den Diener zurückrufen; Stuart meinte aber, dieß ſey nicht nöthig, Debora ſolle für ihn ausſuchen was ihr gefalle. Er reichte dabei dem Juden mehrere Zechinen hin; zu dieſem Preiſe möge Debora ihre Wahl treffen und das Ausgewählte zur Erinnerung an ihn, wenn er im fremden Lande weile, behalten. Er mache dabei nur die Bedingung, daß Debora morgen, wenn man, wohl zum leztenmal, zur Arbeit wiederkehre, ſich in die ausgewählten Stoffe kleide, damit man doch wiſſe, wie ſie in Zukunft ſich darin ausnehmen werde. Debora, die dabei geſtanden hatte und jezt hoch erröthete, war über das unerwartete Geſchenk zu freudig überraſcht, als daß der Alte den Antrag abzulehnen wagte. Glücklich über den Handel, den er abgeſchloſſen, gab er jezt gern auch ſeine Zuſtimmung zu der beabſichtigten weitern Unterſuchung der Fundamente der Incantada.

Stuart hatte mit ſeinem Freunde kaum den Hof des Juden verlaſſen und die Thür, die von da auf die Straße führte, geſchloſſen, als ihm aus der Niſche der gegenüberliegenden Thür, die zu Dimitris Behauſung führte, der leztere entgegentrat. Stuart drückte ihm ſeine Freude aus, ihn nach langer Zeit endlich wieder zu ſehen. Dimitri bat ihn ihm einige Minuten zu ſchenken, er habe ihm wichtige Mittheilungen zu machen. Sein ernſtes, gehaltenes Weſen fiel Stuart auf; er willigte ein, begierig auf die Aufſchlüſſe, die er von Dimitri über ſo mancherlei erwarten konnte, und folgte ihm auf ſein Zimmer, während Revett zur Wohnung des britiſchen Conſuls voranging.

„Es iſt Euch bekannt, Herr Stuart,“ ſo begann Dimitri, als man Platz genommen hatte und die langen Tabakspfeifen dampften, „es iſt Euch bekannt, von welchem Irrwahn lange Zeit hindurch mein Gemüth befangen war. Ich ſorgte nicht mehr für das, was das Leben gebot, kümmerte mich um das Meinige auf keinerlei Weiſe und war auf dem Wege ein elender Bettler zu werden. Auf Eurem Gerüſt, wo ich jene Steinbilder mit den Händen berühren konnte, ließen die Träume von mir, aber nun ward es mir, als ſey es mit dem Leben gar zu Ende. Debora's Anblick hat mich zu neuem Leben erweckt. Ich will keine langen Worte machen: alle Leidenſchaft, deren mein Gemüth fähig war, wandte ſich auf ſie, aber nicht um wiederum müßig zu träumen, ſondern um ſie zu erwerben. Darum ſuchte ich meine Leidenſchaft zu bergen, bis ich ihrer würdig geworden war, ein Mann gleich andern Männern. Zu keinem andern ſprach ich ein Wort; aber ſie verſtand den Blick meiner Augen, und bald trieb mich's, mein ganzes Inneres ihr zu eröffnen. O ſie iſt mild und gut! und ich ſchaute in ihr Herz wie in einen Abgrund der Liebe! Kein Tag ging vorüber, ohne daß ich ſie insgeheim geſehen, geſprochen hätte. Ihr blickt mich an, Herr Stuart, Ihr fragt, wie es doch gekommen, daß wir das große, Hinderniß nicht bedacht, das zwiſchen uns lag? Ich ein Grieche, ſie eine Jüdin! Wenn wir beiſammen waren, ſo dachten wir eben nicht daran; war ich allein, ſo fiel es mir wohl zuweilen bei, aber ich

Digitized by Google

traute der Kraft unſerer Liebe, und — ich vertraue ihr noch. Denn jüngſt, als ich bei ihr war, kam plötzlich ihr Vater, Herr Baruch, hinzu und ich mußte arge Worte vernehmen. Faſt rauſte der Alte ſich ſein graues Haar, daß ihm ſolches an ſeinem Kinde widerfahren, daß ſie die Beute des Unreinen werden ſollte. Allen Grimm ſchüttete er über mich aus; ich aber ſchwieg ſtill, denn es war ja Debora's Vater, und Debora weinte. Er trieb mich aus von ſeinem Hofe und hieß mich nimmer wiederkehren. Seitdem, es ſind drei Tage her, habe ich ſie nicht wieder geſehen."

„Und was denkſt du nun weiter zu thun?" fragte Stuart, der dem jungen Mann mit lebhaftem Antheil zugehört hatte. — „Was zu thun?" antwortete Dimitri; „ich weiß es nicht. Ich kann nur ſagen, daß ich Debora liebe und daß ſie mich liebt, daß dieſe Liebe größer iſt als was den Griechen von der Jüdin ſcheidet, und daß ſie nur mit dem Tod enden kann. — Doch," fuhr er fort, indem ein ſchmerzliches Lächeln über ſeine ernſten Züge hinflog, „ich weiß ja nicht, ob Euch daran liegen mag, der Vertraute eines Liebespaares zu ſeyn; auch habe ich Euch nicht deßhalb bei mir zu weilen erſucht, um Euch eine Beichte über den Zuſtand meines Gemüthes abzulegen. Euch ſelbſt geht es an, was ich Euch eigentlich zu ſagen habe. Ich wollte Euch warnen, damit Ihr auf Eurer Hut ſeyn möget. Schon ſeit einigen Tage ſehe ich Leute hier durch die Gaſſe ſchleichen, die die Hofmauer und die Thür des Juden muſtern und mehrfach auch nach Eurem Gerüſt hinaufdeuten. Ich kenne ſie wohl, ſie gehören zu den Janitſcharen, die dem Paſcha bei ſeinen räuberiſchen Unternehmungen gegen Franken und Griechen nur zu gern behülflich ſind. Ob man gegen Euch, ob gegen den reichen Baruch etwas im Schilde führen mag, weiß ich nicht; ſo eben aber habe ich Worte vernommen, die jedenfalls Euch angehen möchten. Ich ſah von meinem Fenſter, wie ein fremder Grieche mit einem Diener und einem Janitſcharen zur Thür des Juden kam und jene Beiden eintraten, während der Janitſchar draußen blieb. Der Grieche verweilte geraume Zeit; endlich trat er wieder heraus und ſagte zum Janitſcharen mit boshaftem Lachen: „Melde deinem Herrn, daß Alles nach Wunſch geht; melde aber auch dem Aga, daß ich ſo eben jenen Franken gefunden habe, der ihm auf der Straße nach Stambul entwiſcht iſt. Er hat hier beim Juden Geſchäfte und wird morgen wieder hier ſeyn. Melde Alles genau; wie der Paſcha, ſo wird der Aga dir's lohnen."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, Oktober.

(Fortſetzung.)

Lamartine und Ledru-Rollin.

Allerdings zeigt ſich bei Lamartine und ſeinem Genoſſen Ledru-Rollin, daß die Gerechtigkeit in ihrem langſamen, aber ſichern Gang die großen politiſchen Sünder immer erreicht. Welche Lehre für die Ehrgeizigen, die auf die Irrthümer und Leidenſchaften des Volks ſpekuliren, für die Völker, die ihnen zum Spielwerk und zum Schlachtopfer dienen! Dieſe zwei Männer haben faſt allein die Februarrevolution vorbereitet und ausgeführt, ſie haben wenigſtens dabei eine ſo überwiegende, entſcheidende Rolle geſpielt, daß man ſagen kann, ohne ihre Initiative, ohne ihr ſchlaues, thätiges Zuſammenwirken hätte dieſe Revolution ſchwerlich ſtattgefunden. Beide ſind jetzt in peinlicher Lage, durch eigene Schuld, ohne einen unverſchuldeten Unglücksfall. Lamartine, der große Dichter und Schriftſteller, der hinreißende Redner, der Anſtifter und Führer einer großen Empörung, wird ſchon nach wenigen Monaten von dieſer Revolution mit Hohn zurückgeſtoßen, er ſinkt von der Höhe ſeines Ruhms und ſeiner Macht in kurzer Friſt zur Armſeligkeit herab. Raſch und mächtig in der Zerſtörung, war er ganz unmächtig im Gründen und Aufbauen. So auch Ledru-Rollin; der Diktator eines Tags, der Verſchwörer vor und nach dem 24. Februar iſt heute gezwungen auf fremder Erde ein Aſyl zu ſuchen vor der gerechten Rache der von ihm proklamirten Republik, die er wie ſein Leben behandeln, mißhandeln und betrügen zu dürfen glaubte. Lamartine ſah ſeine Strafe zuerſt im Abfall und in der Verachtung des früher verblendeten, ſpäter wieder zu ſeinen Sinnen gekommenen Volks. Daneben ſieht er durch unſinnige Verſchwendung und Spielſucht ſein großes Vermögen von mehreren Millionen zerrinnen. Um ſeinen ungeduldigen Gläubigern zu genügen, muß er ſogar ſeine Familiengüter verkaufen, und wer weiß, ob er ſelbſt dadurch den weiten Schlund auszufüllen vermag, der ſich vor ihm öffnet?

Man behauptet, die Februarrevolution und ihre Töchter in Italien, Deutſchland und Ungarn ſeyen nur das Ergebniß der

Digitized by Google

fortſchreitenden Ideen, der republikaniſchen Beſtrebungen unſerer Zeit. Die Monarchie ſey zerfallen, weil ihre Stunde geſchlagen habe, die Revolution habe nur praktiſch ausgeführt, was längſt von der Theorie behauptet worden ſey. Wer aber die Revolution in Frankreich durchgemacht hat, dem iſt es kaum zu verdenken, wenn er ſich auf ſolchen hohen Standpunkt nicht zu ſtellen vermag. Es gibt Leute genug in Frankreich, und zwar ſehr verſtändige, denen die Februarrevolution weder die Verdammung eines Syſtems, noch der Triumph eines andern iſt, ſondern nur eine neue und gelungene catilinariſche Verſchwörung. Wenn, meinen ſie, gegen das Ende Februars in Paris nicht ſo viele ſittlich verdorbene Leute geweſen wären, voll Anſprüchen, Bedürfniſſen und Schulden, hart von ihren Gläubigern gedrängt, geplagt von unerſättlicher Genußſucht, ohne Mittel ſie zu befriedigen, eigentliche Hochbummler der Geſellſchaft, ſo hätte es gar keine Revolution gegeben, oder ſie wäre in den Grenzen eines leicht zu unterdrückenden Straßenauflaufs geblieben.

(Schluß folgt.)

Heidelberg, Oktober.

(Schluß.)

Kirchhöfe.

Das Voßiſche Haus hat einen ſchmalen thurmartigen Flügel, der ein drittes Stockwerk bildet. In dieſem wohnte und ſchrieb Voß; die Familiengemächer lagen unten; dort ſtarb er auch. Die Freundin, welche mich geleitete, brachte ihm als kleines Mädchen einen Lorbeerkranz, der ihm in oder auf den Sarg gelegt ward. Wie viele gute Geiſter ſind hier aus- und eingegangen! Das Haus kam aber nicht in ungeweihte Hand. Ein Freund hat es gekauft, Fries, der Vater der zwei trefflichen Landſchafter. Manches ächte Kunſtwerk von ihnen und andern umſchließen nun dieſe Wände. Das Haus liegt nahe am romantiſchen Petrikirchhof, der mit ſeinem Cypreſſendunkel voll Friedensträumen uns ſo oft anzuziehen weiß. Alles grün umwachſen; ſehr alte Denkmale an der Kirchenmauer, um die ein ganz eigenthümlicher Weg von lauter Grabſteinen führt, zum Theil ſo ausgetreten, daß ich ſie anfangs für leere Platten hielt. Der einzige Pfad zwiſchen den Gräbern im dichten Grün auf Leichenſteinen! Unten befindet ſich nämlich ein gewölbter Gruftgang, der meiſt die adeligen Geſchlechter beherbergt. In dem leider weiß getünchten Gotteshaus — es iſt das älteſte in Heidelberg und hieß urſprünglich Kapelle zur Jungfrau der Einöde — fand ich in einer der Niſchen, welche der Bau zu beiden Seiten bildet, ſehr ärmlich mit dünnem Gewinde verziert und blau angemalt die lateiniſche Grabſchrift einer edeln und gelehrten Frau, welche den vielen ausländiſchen Berühmtheiten angehört, die im Mittelalter die Hochſchule verherrlicht haben, und wie mir des Glöckners Töchterlein verſicherte, unter der Steinplatte ruht, auf der wir ſtanden: Olympia Fulvia Morata aus Ferrara. Schon in ihrem vierzehnten Jahre hatte ſie ſich in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache ſeltene Kenntniſſe erworben und hielt in ihrem ſiebzehnten Jahre in der herzoglichen Akademie der Wiſſenſchaften Vorleſungen. Ihre proteſtantiſchen Geſinnungen zogen ihr die Verfolgungen der Inquiſition zu, welchen der Arzt Grünthler ſie entriß, indem er ihr ſeine Hand reichte. Die junge Frau folgte ihm nach Schweinfurt, und ſpäter nach Heidelberg, wo er Profeſſor der Medicin ward. Er verlor aber die Gattin ſchon im Jahre 1555 in ihrem neunundzwanzigſten Jahr, und neben ihr beſtattete man bald auch ihn, ſo wie ihren kleinen Bruder Aemilius. Der Bericht, den Grünthler über Olympias Verſcheiden an den Doctor Lorenz Frieß nach Tübingen richtete, iſt ſo rührend, daß ein Dichter ihre letzten Worte ſeiner Heldin in den Mund gelegt hat. (Juſtinus Kerner der „Sibille“ in den „Heimathloſen.“) „Da ſie nun,“ ſchreibt der Trauernde, „nach einem langwierigen und beſtändigen Fieber aus dem Schlafe kurz zuvor erwachte, ſchiene ſie mir, ich weiß nicht durch welche Süßigkeit, als ob ſie ganz fröhlich ſey und heimlich lache. Ich gieng näher zu ihr und fragte, warum ſie ſo holdſeelig lache? Ich ſahe, antwortete ſie, jezt im Schlafe einen Ort, der mit einem ſchönen und hellen Lichte angefüllet war. Und weil ſie wegen Schwachheit mehr Worte nicht hervorbringen konnte, ſagte ich: ſey gutes Muths, meine liebe Frau, du wirſt in dieſem ſchönen Lichte wohnen. Sie lächelte wieder, und nickte mit dem Haupt, und ein wenig hernach ſprach ſie: ich bin ganz fröhlich. Mehr hat ſie darauf nicht geredet, als da ſchon ihre Augen dunkel wurden, ſagte ſie: ich kenne euch faſt nicht mehr, aber alles andere ſcheint mir voll ſchöner Blumen zu ſeyn. Und dieſes iſt ihre lezte Rede geweſen. Denn nicht lang hernach iſt ſie verſchieden, nicht anderſt, als ob ſie von einem ſüßen Schlaf wäre überfallen worden.“ — Dicht an der uralten Kirche wohnt auch ſeit Jahren ein engliſcher Schriftſteller, deſſen Jugend und italieniſches Leben viel verwebt war mit den Dioscuren britiſcher Poeſie, den Brüdern in Unglück und Genie, den Cometengeiſtern Shelley und Byron. Captain Medwin hat die Converſationen des leztern veröffentlicht, deren Goethe gegen Eckermann öfters gedenkt; von erſterem aber, dem Verfaſſer der sensitive plant, hat er vor nicht zu langer Zeit ein beſonders durch den Reichthum des Materials anziehendes Lebensbild gegeben. Medwin iſt „an old Indian,“ wie er ſich ſelbſt nennt, d. h. er hat in Indien gedient, und beſchäftigt ſich nun die Denkwürdigkeiten ſeines eigenen Lebens aufzuzeichnen, in denen wir auch Lamartine begegnen werden, mit dem er in Florenz verweilte. — Der Petrifriedhof, von dem uns die mit guten Gemälden und einer Sammlung antiker Cameen gezierte Behauſung eines engliſchen Poeten und Jägers nicht entfernt hat, iſt jezt ganz nur maleriſche Scenerie und wird ſeit mehreren Jahren nicht mehr benüzt. Der neue Gottesgarten, hochgelegen, eine Stunde von der Stadt entfernt, belohnt dem Fremden die kleine Mühe einer Wanderung reichlich. Er hat etwas eigenthümlich Großartiges; eine ganze Anſiedlung von Todten, eine Colonie einer neuen Welt; und alle ſind hier Freiſchärler, abgeſehen von den vielen blutenden Söhnen der Revolution, um deren friſche Gräber der Herbſtwind fährt. Da hat ſich jeder der Einwohner-Schläfer gleichſam nach ſeinem Wunſch und Sinn eine Behauſung gewählt; hier ein einſames Bett im Waldſchatten oder am Felſenhang; dort wieder ein ganzes Dorf von Gräbern, eine Gemeinde im Leichenſtaat. — Einer kleinen Merkwürdigkeit Heidelbergs muß ich zulezt noch gedenken, die uns ein artiger Zufall entdecken ließ. Auf dem Wege zum Schloſſe überraſcht uns ein Regenguß. Wir flüchten uns in das erſte beſte der hochgelegenen Häuſer. Die Wirthsleute in dieſem Aſyl begrüßen uns freundlich und führen uns in einen Saal mit ſchöner Ausſicht. Es iſt die Trinkſtube der Preußen, d. h. der Studenten, nicht der Soldaten, und macht mit dem Gepräge der feineren nordiſchen Geſelligkeit auf den Eintretenden einen ganz behaglichen, heitern Eindruck; alles hängt voll Bildniſſen, Carrikaturen, Scenen aus dem Burſchenleben; manches Witzige, viele gewandte, zum Theil geiſtreiche Zeichnungen. Man könnte ſich ſtundenlang vor dieſen illuſtrirten Wänden unterhalten. Es ſind Annalen von Tagen, die nicht mehr ſind, vielleicht lange nicht wiederkommen. Nicht daß ich an einem verhältnißmäßigen Gedeihen der Univerſität zweifelte, man verkündet uns ſogar ſchon die Ankunft von Lernbegierigen für das Winterſemeſter; aber wer bringt der Zeit und dem Geſchlecht die ächte jugendliche Unbefangenheit zurück, die Frühlingsfriſche, den Quell des Humors?

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 263. Freitag den 2. November 1849.

Ah, what a unkind hour
Is guilty of this lamentable change!
Shakespeare.

Die Incantada.

(Schluß.)

Stuart dankte Dimitri für die Mittheilung, die ihm allerdings in Betreff ſeiner eigenen Sicherheit nicht gleichgültig ſeyn konnte. Er erzählte ihm dann vom Verkauf, den Logotheti mit Baruch abgeſchloſſen. Dimitri ſchüttelte den Kopf. „Ich fürchte," bemerkte er, „die Sache iſt nicht ganz richtig. Indeß, was iſt zu thun? Sorgt für Euch, werther Herr; ich werde jedenfalls dafür ſorgen, daß für Debora's Schutz, wenn es deſſen bedürfen ſollte, ein kräftiger Arm in der Nähe iſt." — Stuart reichte dem Freunde zum Abſchied ſeine Rechte. „Du biſt jezt ein Mann, Dimitri," ſagte er zu ihm. „Was da kommen wird, wiſſen wir nicht; aber was auch kommen mag, trage wie ein Mann und handle wie ein Mann!" Mit kräftigem Händedruck ſchied er von ihm.

Als Stuart heimkehrte und ſeinem Wirthe die Ereigniſſe des Tages und das, was Dimitri ihm mitgetheilt hatte, erzählte, glaubte Paradiſe auch Logotheti's Benehmen und ſeiner Aeußerung gegen jenen Janitſcharen vorausſetzen zu müſſen, daß irgend ein Unternehmen von bedrohlichem Ernſte gegen Stuart im Werke ſey. Er beſchloß ſofort näher nachforſchen zu laſſen. Es fehlte ihm nicht an geheimen Kanälen, durch die er von manchen Dingen welche die Umgebung des Paſcha's von Salonichi betrafen, Auskunft zu erhalten im Stande war. So konnte er Stuart ſchon am nächſten Morgen berichten, daß Hadſchi Ali, in deſſen Gefolge jener die Reiſe von Athen aus angetreten hatte, von Conſtantinopel zurückkehrend, wirklich in Salonichi eingetroffen war, und daß Logotheti ihn begleitet hatte. Beide konnten mit dem Erfolg ihrer Reiſe wenig zufrieden ſeyn, da Hadſchi Ali, trotz der im Serail des Großherrn aufgewandten Geldſpenden, die nachgeſuchte Woiwodenſtelle von Athen nicht erhalten, Logotheti aber die Stelle eines britiſchen Conſuls in Athen verloren hatte. Beides ſchien den nachdrücklichen Beſchwerden zuzuſchreiben, welche der Pforte von Seiten des britiſchen Geſandten über die Beleidigungen, die Stuart erlitten und die ſelbſt ſein Leben in die größte Gefahr gebracht hatten, vorgelegt worden waren. Da die politiſchen Verhältniſſe den Divan von Conſtantinopel nöthigten, ſich gegen die Regierung Englands für den Augenblick möglichſt willfährig zu erweiſen, ſo hatte man dieſe Beſchwerden nicht unberückſichtigt laſſen können. Es war auch ſehr begreiflich, daß Hadſchi Ali und Logotheti über dieſes Fehlſchlagen ihrer Plane höchlich erbittert ſeyn und die Gelegenheit willkommen heißen mußten, ſich an Stuart vollſtändig zu rächen. Da Paradiſe überdieß in Erfahrung gebracht, daß Hadſchi Ali mit dem Paſcha von Salonichi in freundſchaftlicher Verbindung ſtand, ſo war um ſo größere Vorſicht nöthig. Jedenfalls mußten Stuart und Revett ſich entſchließen, die ſchützende Behauſung des britiſchen Conſuls einſtweilen nicht zu verlaſſen und die Beendigung der Arbeiten an der Incantada vor der Hand aufzuſchieben.

Stuart war mit Revett den Tag über beſchäftigt geweſen, ihre Papiere und Zeichnungen zu ordnen. Bei der Durchſicht ſo mannigfaltiger Schätze, die man geſammelt, bei der Erinnerung an ſo viele genußreiche

Digitized by Google

Stunden, welche ſich daran knüpften, und über den Planen für die künftige Herausgabe dieſer Arbeiten hatten ſie die Gegenwart ganz vergeſſen, als gegen Abend Paradiſe mit tief bekümmerter Miene bei ihnen eintrat. „Wir müſſen ſcheiden, meine theuern Freunde!“ ſprach er. „Eures Bleibens iſt hier nicht länger. Ihr ſeyd es euch, dem Vaterlande und der edlen Kunſt, der ihr euer Leben gewidmet habt, ſchuldig, unverzüglich eines der Schiffe zu beſteigen, die ſchon ſegelfertig auf der Rhede liegen. Mich hält meine Pflicht an dieſem unſeligen Orte feſt. Das grauſe Ungeheuer, das bereits die nördlichen Provinzen des türkiſchen Reiches entvölkert hat, iſt nun auch in unſere Thore gezogen; in kurzer Friſt wird hier jener Zuſtand herrſchen, der ſchlimmer iſt als Krieg und Belagerung. Und wolltet ihr der Peſt Stand halten und verwegenen Muthes eure Arbeit weiter verfolgen, ſo möchten gleichzeitig Dolche für euch geſchliffen ſeyn, denen ihr noch weniger entgehen dürftet. Darum nochmals: wir müſſen ſcheiden!“

Stuart und Revett waren beſtürzt aufgeſprungen und erſuchten ihn um nähere Mittheilungen. Paradiſe lächelte ſchmerzlich. „Die Mittheilungen, die ich euch zu machen habe,“ ſagte er, „beginnen mit Baruchs Hauſe, wo es heut anders ausſieht als geſtern und ehegeſtern. Dort ward das Vorſpiel aufgeführt zum großen Trauerſpiel, welches jezt über Salonichi hereinbricht.“

Paradiſe erzählte nun den Freunden, wie am frühen Vormittag der Aga der Janitſcharen mit einem Trupp ſeiner Leute an der Pforte des Juden erſchienen war und ungeſtüm Einlaß gefordert hatte. Der Hauſe hatte ſchnell den Hof des Juden angefüllt und alle Ausgänge beſezt. Baruch war zitternd vor dem Aga erſchienen, ſich nach deſſen Begehr erkundigend. Dieſer hatte den Alten einen Diebshehler geſcholten, der koſtbare Zeuge, welche dem Paſcha entwandt ſeyen, in Verwahrſam genommen, und der um ſo härtere Strafe verdiene, als er ſich zugleich mit Zaubergeſindel eingelaſſen habe und mit ſtreng verbotener Kunſt nach Schätzen grabe. Man forderte die Zeuge, die er geſtern von einem Griechen empfangen, zurück, man hieß ihn die Franken vorführen, die, wie man wohl wiſſe, heut wieder gekommen ſeyen, um weiter nach den Schätzen zu graben. Der Alte betheuerte ſeine Unſchuld; er habe die Zeuge redlich gekauft und wolle ſie gegen den gezahlten Preis wieder ablaſſen; von Schatzgräbereien wiſſe er nichts und die Franken ſeyen heut gar nicht erſchienen. Man achtete nicht darauf; vielmehr fing die rohe Schaar an das Haus in allen Winkeln zu durchſuchen. Es währte eine kurze Friſt, ſo ward Debora, die ſich nach Stuarts geſtriger Bitte in einige der neuen Stoffe gekleidet hatte, auf den Hof hervorgeſchleppt. Man behauptete, ſie, die die entwandten Stoffe trage, müſſe ſofort zum Paſcha geführt werden; es war augenſcheinlich, daß es bei dem ganzen geſetzloſen Unternehmen vor Allem auf ſie und ihre Entführung abgeſehen war. Vergebens ſträubte ſich das unglückliche Mädchen, aus deſſen bleichem Geſicht es wie das Grauen des Todes hervorleuchtete; vergebens lag der Alte mit ſeiner übrigen Familie vor dem Aga auf den Knieen, ihm die größten Summen bietend, wenn er ihm ſein Kind laſſe. Schon ſchleppte man die halb Ohnmächtige zur Thür, als dieſe von außen aufgeſprengt ward. Dimitri, der den Vorgang von drüben mit angeſehen, ſtürzte bewaffnet herein; in einem Augenblick hatte er die Janitſcharen, die das Mädchen gefaßt hatten, mit ſeinem Meſſer niedergeſtoßen, aber ſofort warf ſich die empörte Menge auf ihn. Von der Uebermacht bewältigt, von vielen Stichen durchbohrt, ſank er nach kurzer Friſt nieder. Jezt wandte man ſich wieder zu Debora, die bewußtlos auf dem Boden lag; man hielt ſie für ohnmächtig und wollte ſie aufraffen. So wie man ihr aber in's Geſicht blickte, ſtürzte Alles, was ihr näher ſtand, mit einem Schrei des Entſetzens zurück. Das war keine Ohnmacht, das waren die Züge des Peſtkranken! Wie ein Sturmwind entflohen die Janitſcharen dem Hofe des Juden, ihm nur die Leichen der Gefallenen und ſein ſterbendes Kind, und mit dieſem die gewiſſe Zuverſicht des eigenen Untergangs zurücklaſſend. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Zeuge, die dem Juden von Logotheti verrätheriſcherweiſe verkauft worden, den Peſtſtoff enthalten hatten. Aehnlich mußte derſelbe noch ſonſt nach Salonichi eingeſchleppt worden ſeyn, denn noch andere Peſtfälle waren im Laufe des Tages in mehreren Stadtvierteln vorgekommen.

„Arme Debora! armer Dimitri!“ ſeufzte Stuart, als Paradiſe ſeine Mittheilungen beendet hatte. Er wehrte den Thränen nicht, die ihm über das Schickſal der Unglücklichen in's Auge traten. — Noch an demſelben Abend ordneten die Freunde ihr Reiſegepäck. Ein Schiff, das in der Frühe des nächſten Tages nach Smyrna abzugehen beſtimmt war, ſollte ſie aufnehmen. Mit dem anbrechenden Tage war man zum Abſchiede gerüſtet. Paradiſe, beſürchtend, daß noch zulezt irgend ein feindliches Unternehmen gegen Stuart beabſichtigt ſeyn könnte, geleitete die Freunde mit einer ſchützenden Umgebung, welche die Inſignien des britiſchen Conſulats trug, zum Hafen. Doch war die Vorſicht überflüſſig, da der plötzliche Schreck, welchen der Ausbruch der Peſt veranlaßt hatte, nichts von den Planen, die Hadſchi Ali etwa noch gefaßt haben mochte, zur Ausführung kommen ließ. Die Zahl der Peſtfälle hatte ſich über Nacht ſchon erheblich vermehrt; mit unheimlicher Unruhe bewegte ſich das Volk in den

Digitized by Google

Straßen. Am Ufer angelangt, nahm man raſchen Abſchied von einander. Stuart und Revett ließen ſich mit dem, was ſie als den Erwerb ihrer Reiſe heimführten, an Bord des Schiffes rudern. Der Anker ward emporgewunden und in den Strahlen der Frühſonne glitt das Schiff den ſchönen Golf hinab.

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Fortſetzung.)

VI. Aus Botzen.

Heute brachte ich den Abend, zum erſtenmal auf dieſer Reiſe, auf die unangenehmſte Weiſe hin, indem alle Ruhe und Gelaſſenheit mich nicht vor den widerlichſten Ausbrüchen des Fanatismus ſchützen konnte. Ich war in unſerm Hôtel bei der Abendverſammlung zufällig an einen Tiſch gekommen, wo ein junger, wie es ſchien ein norddeutſcher oder gar däniſcher Künſtler von ein paar jungen katholiſchen Geiſtlichen gedrängt wurde einzugeſtehen, daß im Proteſtantismus keine Kunſt noch Kunſtentwicklung möglich ſey, und zwar zufolge der ächten Idee der Kunſt ſelber. Sie verfuhren ſtreng logiſch. „Die Kunſt habe die Aufgabe, die Wahrheit im Gewande des Schönen zu zeigen; nun ſey aber die Wahrheit etwas Feſtes, Unwandelbares, Ewiges, folglich habe nur die Kirche, die ſich auch nie verändert habe, zufolge ihrer göttlichen Autorität dieſelbe in alleinigem Beſitze; mithin“ u. ſ. w. Wie Leſſings Huß und Aehnliches von ihnen charakteriſirt wurde, läßt ſich denken. Auf meine beſcheidene Zwiſchenfrage, wie denn Cornelius von ihnen taxirt werde, der ja vielerlei, und vielleicht ſein Treffſlichſtes, Menſchlichſtes in älterer Zeit gemalt habe, was zu dieſem Umkreiſe von Wahrheit nicht gehöre, ſo antwortete man mir, mit einiger Verwunderung, wie es ſchien, ob meiner Unkunde, dieſer ſey ja, wie Jedermann bekannt, ganz verweltlicht und unrein; er wurde tief in den Schatten geſtellt gegen die eigentlich katholiſchen und einzig großen Künſtler der gegenwärtigen Zeit, Veit und Overbeck, welche allein fähig ſeyen eine neue Kunſtepoche heraufzuführen, während das Kränkliche, ascetiſch Bleichſüchtige ihrer Compoſitionen ihnen kaum jezt Lebensdauer ſichert. Vollends wurde Kaulbach mit ſeinem neueſten „Thurmbau von Babel“ als in einer ſehr bedenklichen Kriſe begriffen dargeſtellt.

Durch meine weitern Fragen wurde die Verhandlung mehr auf das theologiſche Gebiet geführt; da kamen ſeltſame Vorſtellungen von unſerm „norddeutſchen“ philoſophiſchen und theologiſchen Treiben zum Vorſchein. Daß der Popanz des Pantheismus dabei eine große Rolle ſpielte, verſteht ſich; zugleich tauchten aber noch ſeltſamere Behauptungen auf, die der eine der jungen Theologen aus einer ausführlichen Beſchäftigung mit der neueſten philoſophiſchen und theologiſchen Literatur Norddeutſchlands geſchöpft haben wollte. Unſere Geiſtlichen ſollen behaupten und ſogar von der Kanzel es verkünden, der Menſch ſey Gott, ſey Entſcheider in lezter Inſtanz über Gut und Böſe, und dergleichen. Ich gab allerdings zu, daß ein verworrener Feuerbachianismus in der Schicht unſerer dilettirenden Literaten ſich vernehmlich mache; ich konnte aber leugnen, daß ſich dieß auf die eigentlich wiſſenſchaftlichen Männer erſtrecke, noch mehr, daß unſere theologiſchen Fakultäten und vollends unſere Kanzel mitbetheiligt ſeyen. Und da dieſer Feind einmal vorhanden, da dieſes Gift durch einen gründlichen Heilungsprozeß überwunden werden müſſe, ob ſie ſich wohl getrauten, mit den freien Waffen des Geiſtes dieſen Kampf zu unternehmen, da ſie nicht einmal im eigenen Lande der wiſſenſchaftlichen Plattheit eines J. Rouge zu wehren gewußt? Dann kam das oft Gehörte und Gedruckte von dem ſteten Wechſel der Meinungen in der proteſtantiſchen Kirche; kurz ich erfuhr hier an zahlreichen Beiſpielen, wie in dieſen Kreiſen die Wahrheit und die faktiſchen Zuſtände zurechtgemacht werden. Alles Einzelne der Anführungen, des Thatſächlichen iſt wahr, iſt wirklich verbrieft, aber der innere Zuſammenhang, der Geiſt und das Reſultat der ganzen Entwicklung ſind völlig entſtellt und auf die Seite gebracht.

Da nun auf dieſe Weiſe unſere erſten wiſſenſchaftlichen Namen angegriffen wurden, da ich ſelbſt, den man nicht kannte, in einem ſeltſamen Zerrbilde mir vorgeführt ward, glaubte ich die Offenſive ergreifen zu dürfen und ſagte meine Meinung gerade heraus. Dieß wurde ſehr übel aufgenommen und ich ſchied mit der Ueberzeugung, daß wenn die künftige Generation der katholiſchen Prieſterſchaft in dieſer Schule groß gezogen wird, die Kirche unwiederbringlich ihrem Verderben entgegen geht. Und doch würde der Tieferblickende und Wohlmeinende nichts inniger beklagen, als jeden ſolchen Ruin. Die gegenwärtige Zeit zerſezt ſich auf erſchreckende Weiſe in Selbſtſucht und Genußſeligkeit: hier gibt es kein Gegengewicht, als die tiefe, ſelbſt- und weltüberwindende Macht, die in der Religion liegt. Dieſe hat auch die katholiſche Kirche ſtets zu wecken gewußt und ihre ſchönſten Siege ſind die, welche durch Selbſtaufopferung, Wohlthätigkeit, ächte Humanität ſich kundgeben. In dieſem Gebiete kann ſie ſich immer neue Anſprüche auf unſern Dank und unſere Verehrung erwerben; dadurch wird ſie auch unüberwindlich und kann mit Stolz ausrufen, daß ſelbſt die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen werden, denn hier kämpft alles wahrhaft Menſchliche für ſie.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Moſenthals Deborah.

Unſere Zeit iſt für Werke der dramatiſchen Kunſt nicht ſehr empfänglich. Wir verbrauchen ſo viel Schrecken und Mitleid, ſo viel Sympathien und Antipathien für politiſche Perſonen und Zuſtände, daß uns für die Bühne wenig übrig bleibt, zumal wenn das Bild des Lebens, das ſie uns darſtellt, nicht das bewegte äußere, ſondern das tiefe innere Leben vor unſerm geiſtigen Blicke entfaltet. Was beweiſt das? ſagte ein eingefleiſchter Mathematiker, nachdem er den Cid von Corneille geleſen hatte. Wie wirkt das auf Verfaſſung, Volksvertretung und Volksvereine? ſind wir geneigt den Dichter zu fragen, der aus der olympiſchen Ruhe der Kunſt in unſer bewegtes Erdenleben tritt. Die Götter ſollen, das verlangt jezt ein großer Theil des Publikums, wie in den homeriſchen Geſängen mitkämpfen in den Schlachten der Menſchen, und wir verzeihen es den Kämpfern gern, wenn ſie auch die holde Göttin der Schönheit verwunden, vorausgeſezt, daß ſie für unſere Zwecke in die Schranken treten. Ob Troja durch ein hölzernes Pferd oder durch eine hohe Gottheit zerſtört oder auch gerettet wird, das iſt uns gleichviel, wenn der Ausgang nur unſern Wünſchen oder unſerer Partei entſpricht.

Wenn nun in unſerer Zeit ein dramatiſches Werk, das ſich fern von politiſcher Tendenz und politiſchen Anſpielungen hält, ſich dennoch auf allen größeren Bühnen Deutſchlands der lebhafteſten Theilnahme zu erfreuen hat, und ohne alle Reminiscenzen aus Treubünden oder demokratiſchen Vereinen, ein großes Publikum hinzureißen vermag, ſo ſpricht ſchon das für ſeinen Kunſtwerth, zumal wenn der Verfaſſer nicht einen ſchon berühmten Namen trägt, und ſich nicht auf einen alten literariſchen Adelsbrief ſtützen kann, der, trotz der deutſchen Grundrechte, durch das verbriefte Siegel Apolls und der Muſen immer noch Vorrechte gewährt. Unſer junger, bisher nur als Lyriker vortheilhaft bekannter Autor hat ſich dieſe Anerkennung als dramatiſcher Dichter durch das vorliegende Werk aus eigener Kraft erobert.

Die Heldin des Stücks iſt ein armes Judenmädchen aus der antediluvianiſchen Zeit, wo Chriſtenheit und Judenheit ſich gegenſeitig nur ihre Nachtſeiten zuwandten, und die Religion der Liebe ſich den Gedrückten und Geängſtigten in einem ſo entſetzlichen Hohlſpiegel darſtellte, daß ſie Liebe weder vertieth noch erzeugte. Deborah, ſo heißt die Heldin des Stücks, die Tochter Rabbi Davids, des weiſen Schriftgelehrten in Ungarn, hat, vater- und mutterlos, von glaubenswüthigen Schaaren ihre nächſten Verwandten ausplündern, verhöhnen und austreiben ſehen. Sie folgt denſelben, einem blinden Greiſe und einem unter dieſen Schreckensſcenen verwittweten Weibe, in ihren Irrwanderungen, des Greiſes Augenlicht, Beider Troſt und Verſorgerin. Aber je tiefer und aufgeregter ihr Gefühl, je wärmer und aufopfernder ihre Liebe, deſto brennender und verzehrender iſt auch ihr Groll gegen die Chriſtenheit, und beide, ihren Haß wie ihre Liebe, trägt ſie auf ihren Gott über, findet ſie, wie viele ihrer damaligen Leidensbrüder, in ihrem Gotte wieder.

(Fortſetzung folgt.)

Straßburg, Oktober.

(Schluß.)

Lamartine und Ledru-Rollin.

Dieſelben Beſtrebungen und Gelüſte, daſſelbe Ringen nach Bereicherung, Herrſchaft und Luxus, dieſelbe permanente catilinariſche Verſchwörung, derſelbe Haufe geld- und genußſüchtiger, zu allen Mitteln und Extremen bereiter Leute, verſtärkt von Vagabunden, Müſſiggängern, Betrogenen und Betrügern bedrohen noch heute Paris und werden auch wieder zur Exploſion führen, wie am 24. Februar, 15. Mai, 23. Juni 1848 und 13. Juni 1849, wenn die Regierung nicht unausgeſezt die Augen offen und die Hand am Schwert hat. — Wenn die ſchlechten Vermögensumſtände Lamartine's und Ledru-Rollins Haupturſachen der Februarrevolution waren, ſo darf doch ein Umſtand nicht überſehen werden, der ganz zu des erſtern Vortheil gericht. Lamartine, dieſer Ariſtokrat nach Geburt, Erziehung und Manieren, hat durch die Februarrevolution nur einen Augenblick Ruhe vor ſeinen Gläubigern gefunden, und der gänzliche Ruin ſeines Vermögens iſt dadurch nicht verhindert worden. Ledru-Rollin aber, der Volkstribun, deſſen perſönlicher und lächerlicher Prunk in grellem Widerſpruch ſteht mit den Grundſätzen und Tendenzen der Demokratie, iſt zweimal durch die Revolution vom Schuldgefängniß gerettet worden, zuerſt durch die Abſchaffung der Schuldnerhaft und dann — und dieß iſt die Hauptſache — durch die Bezahlung ſeiner Schulden aus der Staatskaſſe. — Lamartine muß jezt ſeine großen Güter Milly und Monceau verkaufen Um Milly zu retten, ſchrieb er vor Kurzem ſeine Confidences, d. h. ſeine Herzens-, Liebes- und Familiengeheimniſſe, die Empfindungen des Dichters, des Sohns, des Geliebten gab er als Feuilleton der „Preſſe" der ganzen Leſewelt Preis, und er verkaufte ſich damit dem Herrn Emil de Girardin. Aber dieß hat gar nicht weit gereicht, wie es ſcheint. Es wird jezt von Neuem angekündigt, Monceau ertrage 50,000 Franken, was mit Milly, zu 20,000 Franken, ein Einkommen von 70,000 Franken ergibt. Dieſe genügen alſo dem Spieler und Verſchwender Lamartine nicht; er muß das Capital den Zinſen nachwerfen. Und was vielleicht das Schlimmſte iſt, wer bedauert ihn jezt deßhalb? Vor zwanzig Jahren hätte man ſich um dieſe Güter gerißen. Manche hätten gern ein hohes Gebot darauf gethan, um nur die Quellen und Bäume zu haben, an denen Lamartine gelebt und gedichtet. Ja, wahrſcheinlich hätte man Milly und Monceau gar nicht verkaufen laſſen; durch eine Million Unterſchriften, vielleicht durch königliche Hand wären die Güter erhalten und Lamartine zurückgegeben worden. Die Republik und die Republikaner ſind weit entfernt für ihren Schriftſteller und Geſchäftsführer dergleichen zu thun. Vorigen Monat verbreiteten ſich ſogar die ſonderbarſten Gerüchte über ihn. Zuerſt hieß es, er ſey närriſch geworden; franzöſiſche und belgiſche Journale gaben ſelbſt Einzelnheiten über die Symptome ſeines Irreſeyns; dann hieß es an der Börſe, der berühmte Poet habe ſich ſelbſt getödtet. Wir können jedoch verſichern, daß er nicht krank iſt, ſondern ſich ganz wohl befindet und auf ſeiner kleinen Beſitzung Saint Point lebt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 264. Sonnabend den 3. November 1849.

Gottlob, daß Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit in dieser Welt oft genug auch Klugheit sind.
Frau v. Staël.

Die Cités ouvrières zu Paris.

Wenn man vom Boulevard Montmartre in die Vorstadt gleichen Namens geht und die Rue Rochechouart bis fast an die Barrière hinaufsteigt, so erblickt man zur Rechten ein großes Gebäude, dessen drittes Stockwerk der Vollendung nahe ist. Ueber dem Haupteingange steht geschrieben: »Cité ouvrière« und daneben weht eine französische Fahne. Das Gebäude scheint fast ein Palast werden zu sollen, aber es wird nicht für die große Welt, es wird für die Welt der Pariser Vorstädte errichtet, es soll einen schönen socialen Beruf, einen edlen Zweck der Humanität erfüllen.

Im Frühjahre bedeckte ein ungeheurer gelber Anschlag alle Pariser Straßenecken; man las darauf, es habe sich in Paris eine Gesellschaft gebildet zu dem Zweck, in den zwölf Arrondissements, aus denen Paris besteht, Cités ouvrières zu errichten. Was sind Cités ouvrières? fragten sich damals alle Leute. Man las zugleich auf dem großen gelben Anschlage, der Präsident der Republik habe für das Werk 50,000 Francs unterschrieben. Seitdem hörte man nur ab und zu in der Pariser Presse von den Cités ouvrières; man wußte aber, daß die Gesellschaft zu Stande gekommen sey und daß sich in der Rue Rochechouart wirklich die Mauern eines ersten Pariser Arbeiterpalastes erhoben. Die Subscriptionen für die Cités wurden zahlreich, und den eigentlichen Sinn und Charakter derselben hat Emil Girardin in seiner Presse bestimmt und klar mit folgenden Worten ausgesprochen: „Indem der Redakteur der Presse 20,000 Francs für die Cités ouvrières eingezahlt hat, will er damit ein Beispiel geben, auf welche Weise der Kampf gegen den Socialismus geführt werden muß."

Unmöglich kann der Socialismus, der extreme Socialismus, welcher unter den Arbeitern der Pariser Faubourgs seine Propaganda macht, würdiger und humaner bekämpft werden, als durch den Plan dieser Anstalten, womit wir die Leser heute unterhalten möchten. Chabert, dem man die Idee verdankt, glüht für sein schönes Werk und wir haben ihm persönlich die mannigfaltigsten Aufklärungen darüber zu verdanken. Er ist der entschiedenste Feind des extremen Socialismus, er ist der größte Freund und Wohlthäter der Pariser Arbeiter, und er hat nicht geruht, bis er die verschiedensten Classen der Gesellschaft und die Regierung für seinen Plan gewonnen hatte, der nun in der Rue Rochechouart seine erste Ausführung findet. Im November wird die erste Pariser Cité ouvrière fertig seyn und dann wird die ganze Pariser Journalistik davon zu sprechen anfangen.

Die Cités ouvrières sollen den vielen ungerechten Leiden abhelfen, welche die achtungswerthe Classe der Pariser Arbeiter schwer drücken und moralisch und physisch ihr mühevolles Leben belasten. Chabert sagte mir erst gestern: „Man darf streng gegen die Emeute seyn, wenn man alle gerechten Anforderungen befriedigt hat; man kann nur dann die Gefahren des Socialismus vermeiden, wenn man seine guten Keime fördert. Es gibt Leute in Frankreich, welche gegen den Socialismus nichts als Kartätschen und Gefängniß anwenden wollen; Gott behüte uns vor diesen unsern gefährlichen Freunden. Es gibt aber auch Socialisten, welche gern ihr Extrem bei Seite lassen, um praktisch auf die Verbesserung der Lage der arbeitenden

Digitized by Google

Classen hinzuwirken und uns bei den Cités ouvrières zu unterstützen. Diesen Gegnern wird man schon die Hand reichen können."

In Wahrheit, man braucht nur mitunter jene abgelegenen, traurigen Quartiere besucht zu haben, in denen die ungeheure Masse der Pariser Arbeiter ihre Zuflucht suchen muß und wo Elend und Verbrechen stets auf's engste verknüpft sind, um zu begreifen, was durch die Cités für Paris gewonnen wird. Wer die schrecklichen Arbeiterquartiere von Paris kennt, kann sich nicht darüber wundern, daß es hier nie an Soldaten der Emeute fehlt, so lange einen so großen Theil der Pariser Bevölkerung die allergeringsten Behaglichkeiten des Lebens entzogen bleiben. Der Zustand der großen Masse des Pariser Volkes von der Wiege bis zur Bahre ist schrecklich genug, auch ohne socialistische Uebertreibungen, und man braucht nur ein Herz für die Leiden der Menschheit zu haben, um an dem Werke Chaberts den innigsten Theil zu nehmen. Man müßte ein ganz fanatischer Parteimensch seyn, um das Werk anzugreifen, wie Proudhon es gethan hat.

Eine der dringendsten Reformen unseres Jahrhunderts, vor der nur die Unklugheit oder die Grausamkeit das Auge verschließen kann, besteht darin, den Arbeitern, namentlich in den großen Städten, und vor allen in Paris, bessere Wohnungen zu verschaffen. Das Elend der Wohnungen wird nur zu oft die Quelle alles andern Elends, selbst der Verworfenheit und des Verbrechens. Es ist ein übler Fleck unserer glänzenden Civilisation, daß tausende von Arbeitern, hunderttausende, wahrlich nicht bloß Faullenzer und verdorbene Subjekte, in Löchern wohnen müssen, wo ein Eigenthümer nicht einmal seine Hunde logiren würde. Wer den »rapport de M. Blanqui sur la condition des classes ouvrières« gelesen hat, kann sich ein ungefähres Bild davon machen. Und Blanqui ist ein Mann, dem man trauen darf; er gehört in keiner Weise zu den Socialisten. Dieses Werk Blanquis hat auf Chabert großen Einfluß geäußert. Es hat sein ganzes Mitleid, seine ganze Menschlichkeit angeregt und vielleicht haben wir nur diesen wahren und schrecklichen Schilderungen des Looses der Arbeiter in Frankreich die Cités ouvrières zu verdanken, welche gegenwärtig in Paris beginnen. Blanqui sagt: „Ich habe mich entschlossen, das Elend in seiner ganzen Blöße zu schildern, und ich rufe alle Männer von Ehre und Menschengefühl auf, demselben nach Kräften zu steuern." Das statistische Material über die Verbreitung der lezten Choleraepidemie liefert den traurigen Beweis, wie überwiegend die arbeitende Classe von ihr zu leiden hatte, und Blanqui muß die schreckliche Wahrheit aussprechen, daß, was die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens anbetrifft, die Verbrecher sich in einem weit bessern Zustande befinden als die meisten Arbeiter.

Der Plan der Cités ouvrières besteht nun darin, den freien Arbeitern mindestens dieselben Bequemlichkeiten zu gute kommen zu lassen, welche der Staat den Verbrechern gewährt, und das fruchtbare Princip der Gemeinschaftlichkeit nicht vom extrem socialistischen, sondern vom ökonomischen Gesichtspunkte aus für sie in Anwendung zu bringen. Wie man einen Staat mit Kanälen und Eisenbahnen durchkreuzt, wie man eine Stadt verschönert und ausbaut, wie alle Bewohner von der gemeinschaftlichen Beleuchtung Vortheil ziehen, so meint Chabert, daß man in seinen Anstalten den Arbeitern auch alle allgemeinen Bedürfnisse des Lebens verschaffen könne, ohne in das Extrem des Socialismus überzuschlagen. Chabert hat mir die vollständigen Plane zweier Cités gezeigt, der des zehnten und der des zweiten Arrondissements, welche lezlere eben jezt in der Rue Rochechouart ihrer Vollendung entgegen geht. Es sind stattliche Gebäudereihen, freilich mit etwas kasernenmäßigem Ausdruck, der sich übrigens bei solchen Instituten niemals wird vermeiden lassen. In der liebenswürdigen Persönlichkeit des Architekten Beugny hat Chabert für sein Werk den verständigsten Leiter gefunden. In jedem Pariser Arrondissement und später wo möglich in jedem Quartier soll eine Cité ouvrière entstehen, vorläufig aber hat man nach der Zeichnung von 16,800 Actien nur an die Errichtung der ersten in der Rue Rochechouart denken können, welche nun gewissermaßen die Probeanstalt werden und deren Erfolg über das Schicksal der andern entscheiden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Vorarlberg und Tirol.

(Schluß.)

Es war mir wahrhaft erfreulich, einige Tage darauf das Gegengift zu jenen zornigen Priestern in einem schlichten Kapuziner zu finden. Ich machte mit ihm in großer Gesellschaft die Reise von Brixen nach Innsbruck. Es war der Prior des Klosters in Imst, 39 Jahre alt, groß und von schönen Gesichtszügen. Er pries die Vorzüge seines Ordens, namentlich weil er auf gänzliche Armuth und Anspruchslosigkeit gegründet sey. Aber gerade weil sie bloß von Almosen lebten, fehle es ihnen niemals, werden sie auch von den Wirthen zuerst bedient, ja werden ihnen so reichliche Spenden zu Theil, daß ihre Klöster den Armen noch regelmäßige Almosen an Nahrung und Geld

Digitized by Google

geben könnten. Der Zweck des Ordens iſt, überall als „Cooperatores“ die Thätigkeit der ordentlichen Geiſtlichen zu unterſtützen, überall aber ſich rufen zu laſſen, ſo daß niemals — wie bei den Jeſuiten — eine ſelbſtſtändige Einmiſchung von ihnen zu fürchten ſey. Auch die gefährlichen, beſonders die mühſamen, läſtigen Stellen, auf den Berghoſpizen, an einſamen Orten des Gebirges, in zerſtreuten Gemeinden, ſind ihr Deputat, und ihr Stolz iſt das zu übernehmen, was jedem Andern zu ſchwer fallen würde, daher auch Krankenpflege während der Seuchen. Man konnte dem guten Mönche den Stolz auf einen Orden gönnen, der bloß in Entſagungen und Unſcheinbarkeit, in unbekannter Ueberwindung von Mühſeligkeiten ſeine Beſtimmung findet.

Auch die Einrichtung des Ordensſtifters iſt groß gedacht und weiſe: wer von den Vätern dreimal Prior war, muß wieder in den Stand der Gehorchenden zurück, und erſt nachdem er eben ſo lange (neun Jahre lang) den dienenden Brüdern zugeſellt war, kann er wieder gewählt werden. Auch darf keiner länger als drei Jahre an dem nämlichen Orte Prior ſeyn, damit er ſich nicht eingewöhne, ſondern ſtets zu neuer Wanderung in andere Verhältniſſe bereit ſey. Auch was der gute Pater über den Zweck der Seelſorge und das Hauptziel alles kirchlichen Lebens ſagte, war ſo einfach richtig und aus einer ſo lange bewährten Erfahrung geſchöpft, daß darüber kein Streit ſeyn konnte. Dabei fiel mir auf, wie er übrigens ohne alle willkürliche Salbung und Prieſterwendungen ſprach; er wußte, daß er für ſeine Sache keiner Schminke bedürfe, noch er ſelber einer perſönlichen Empfehlung. Uebrigens redete er bei aller Verherrlichung ſeines Ordens und ſeiner Kirche nie von ſich; er verſchwand völlig und wollte nur als ein unbedeutendes Glied jenes über Alles ehrwürdigen Ganzen betrachtet ſeyn.

Und dieß iſt ein großer Vorzug der katholiſchen Geiſtlichen vor den unſern, dieſes Bewußtſeyn, einem großen, wohlgegliederten, über die ganze Welt verbreiteten Reiche anzugehören, deſſen Aufträge ſie genau nach Vorſchrift (denn für alle erdenkbaren Fälle gibt es Vorſchriften in dieſer bewundernswürdig conſequenten Verfaſſung) auszuführen das Bewußtſeyn haben. Sie brauchen nichts perſönlich zu gelten, denn der Glanz der übertragenen Würde ſtrahlt auf ſie herab, während unſere Geiſtlichen, eigentlich auf ſich ſelbſt und ihre perſönliche Leiſtung angewieſen, mit einer beſondern Trefflichkeit und unausgeſetzter Salbung ſich uns entgegenzutragen ſuchen, was, lächerlich genug, manchmal bis auf ihre Weiber, als ihre freiwilligen Cooperatores, ſich erſtreckt. Es war merkwürdig, mit welcher Andacht und lauten Beiſtimmung der weibliche Theil der Geſellſchaft im Wagen an den Ausſprüchen des guten Kapuziners hing.

Ich trennte mich von ihm mit großer Herzlichkeit und wahrer Verehrung, und beim Abſchiede tauſchten wir die frommſten Segenswünſche. Ich gab ihm meine Karte, deren Namen ihm unbekannt und von keiner Bedeutung war; mir reichte der gute Pater das Bild des h. Franciskus, des Schutzheiligen ſeines Ordens, mit den Worten: er wiſſe zwar, daß dieß mir, als einem Andersgläubigen, keinen Werth haben könne; er beſitze aber nicht anderes, und auch mir, einem ſo guten und, wie er hinzuſetzte, frommen Manne, könne es nicht unwürdig ſcheinen, durch das Bild eines großen Heiligen an ſeine Tugenden und dadurch auch an ihn erinnert zu werden. Dieſe weit ſchlichter und natürlicher ausgeſprochenen Abſchiedsworte, als ich ſie hier wiedergeben kann, ſchloſſen taktvoll und harmoniſch von ſeiner Seite unſer kurzes Verhältniß. Ich werde dieſen wackern Prieſter nicht ſo leicht vergeſſen, und wünſche, daß viele ihm gleichen mögen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Barcelona, September.

Erſter Brief.

Perpignan.

Wir ſind glücklich angelangt „im Lande des Weins und der Geſänge.“ Wir gedenken hier bis Weihnachten zu verweilen, ſodann Valencia, Cadix, Sevilla zu beſuchen, einige Zeit in Madrid zuzubringen und etwa im Mai nächſten Jahres wieder bei Ihnen zu ſeyn. — Erlauben Sie mir, Sie zunächſt von meiner Reiſe von Marſeille nach Barcelona zu unterhalten.

Die Eiſenbahn brachte uns bis Montpellier; dort nahmen wir die Diligence. In Narbonne wurde im Interieur, wo ich mich befand, der ſechste (mittlere) Platz leer durch den Austritt eines jungen Abbé. Ich war nicht wenig froh darüber. Der Mann Gottes hörte nicht auf von der Cholera zu ſprechen, der wir ſo eben den Rücken gewandt; er gefiel ſich von Strafgerichten des Himmels zu reden; ein Doctor der engliſchen Hochkirche hätte nicht beſſer räſonnirt. — Eine Bonne brachte einen Degen in den Wagen und die Nachricht, General G*** werde von unſerer Geſellſchaft ſeyn. „Iſt's möglich!“ rief ein Engländer, der mit uns reiſte, „ein General in einer Diligence!

Digitized by Google

very curious indeed!“ Statt des Generals ſaß indeß nur ſein Diener ein, einen jungen Jagdhund auf den Armen haltend. Sein Herr hatte es vorgezogen ſich oben auf die Banquette der Imperiale zu ſetzen, weil er, wie ſein Diener bemerkte, im Interieur keinen Eckplatz haben konnte. Die Verwunderung unſeres Gentleman ſtieg, und erreichte den höchſten Grad, als der General auf dem hohen Sitze ſeinen Einzug hielt in den Hauptort des Departements (Perpignan), wo er bekannt war und wo er Commandant werden ſollte. Sonſt fiel dieß keinem Menſchen auf. Als der Wagen am Hôtel de Louxembourg hielt, reichte man dem alten, aber noch rüſtigen Offizier eine Leiter und eine freundſchaftliche Hand, um ihm herabzuhelfen; das war Alles. Dieſe edle Unabhängigkeit von abgeſchmackten Vorurtheilen, dieſe vollkommene Sicherheit, daß man durch den Platz, den man zufällig einnimmt, weder ſeinem Range noch ſeiner Würde das Geringſte vergibt, bildet einen ſchönen Zug im Charakter der Nation, und insbeſondere ihres Militärs. Eine ähnliche Selbſtverläugnung wäre in England unmöglich, ohne den größten Skandal zu erregen. — Wir verweilten einen Tag in Perpignan. Sprache, Tracht, Sitten des Volkes zeigen ein eigenthümliches catalaniſch-ſpaniſches Gepräge. Das Land hat bekanntlich, ehe es unter die Herrſchaft der katholiſchen und ſpäter der allerchriſtlichſten Könige kam, einen Theil des ſelbſtſtändigen, von eigenen Grafen regierten Cataloniens gebildet. Waſſer, Wein, Obſt ſind hier vortrefflich. Die Platanen der Promenade vor der Porte de Notre-Dame ſtehen ſo hoch als die Pappeln im Prado. Wir machten die Runde um die Feſtung, deren Werke man noch neuerdings ausgebeſſert und vermehrt hat, weniger, wie man uns ſagte, aus ſtrategiſchen Motiven, als um den armen Leuten Beſchäftigung zu geben. Indeß ſcheint das Elend hier eben nicht groß. Außer einigen alten Weibern, welche uns am Eingang der — ſehr ſehenswerthen — Kirchen um Almoſen baten, haben wir hier keinen Bettler getroffen. Abends hielten junge ſchmucke Burſche auf einem mit Laubgewinden geſchmückten Platze an der Porte de St. Martin ihre Nationaltänze (danses des Catalans) bei rauſchender Muſik und Fackelſchein. — Ich fand mich im Coupé allein, als wir Perpignan verließen. Unweit der ſpaniſchen Grenze nahmen zwei franzöſiſche Damen, Mutter und Tochter, an meiner Seite Platz. Dieſe that nicht den Mund auf; deſto redſeliger war jene. Sie machte uns freiwillig mit großer Lebhaftigkeit eine eben nicht ſehr verführeriſche Schilderung vom Volke, dem wir im Begriff waren unſern Beſuch abzuſtatten.

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Oktober.

(Fortſetzung.)

Meſenthals Deborah.

Auch in dem Sinne iſt die Bibel das Buch der Bücher, daß jede Bildungsſtufe, jedes tiefe Gefühl der Seele darin Ausdruck und Befriedigung findet, und wer kann den erſten Stein auf die Unglücklichen, Bedrängten, Liebeberaubten werfen, wenn ſie den Gott der Rache eben ſo und öfter als den Gott der Liebe aus ihr heraus laſen? Aber die Liebe, deren Deborah gegen den Stamm ihrer Feinde ermangelt, entzündet ſich in ihrer glühenden Seele für einen Jüngling chriſtlichen Glaubens, den ſie auf ihren Wanderungen mit der unglücklichen Judenfamilie in oder vielmehr bei einem Dorfe in Steyermark findet, das ihren Stammgenoſſen keinen Aufenthalt vergönnt. Er iſt ſeinerſeits von ihren Reizen und ihrer ſüdlichen Gluth mehr verzaubert, als eigentlich in Liebe entbrannt. Doch hat die Leidenſchaft für die ſchöne Jüdin auch die Anwendung der allgemeinen Menſchenliebe auf ihre Stammgenoſſen ihm zum Bedürfniß gemacht und zugleich die Liebe zu der ſchönen, edeln und liebenswürdigen Braut, welche ſein Vater und ſein Herz früher für ihn gewählt hatten, geſchwächt und in Schatten geſtellt. Der Dichter bringt uns in das Dörfchen. Wir lernen hier einen frommen, im edelſten Sinne des Wortes chriſtlichen Seelenhirten kennen. Ihm entgegen ſteht der Schulmeiſter des Orts, den das Geheimniß ſeines, ſeinen neuen Mitbürgern unbekannten jüdiſchen Urſprungs drückt und der zu einem wüthenden Judenfeinde geworden, um andern und zum Theil ſich ſelbſt ſeine frühere Geſchichte zu verbergen. Neben der ſanften liebreichen Braut erblicken wir den Dorfrichter, den gemüthlichen Vater des Jünglings, ſo wie die trefflich geſchilderte ländliche Bevölkerung, die bei aller idylliſchen Gutmüthigkeit, theils trotz, theils wegen ihres Chriſtenthums, mit Entſetzen hört, daß eine Judenfamilie den Weg zu ihren Thälern gefunden. Dieſe hauſt bettelnd und darbend im Steinbruche in den Gebirgen in der Nähe des Dorfs. Deborah drängt ſich in daſſelbe, um den Geliebten zu ſehen. Der Pädagog, „der Jugend grimmer Tyrann,“ ſchildert Gevatter Schneider und Bäcker, der Wirthin, der alten Liſe und allen Nachbarn und Nachbarinnen ſo lebendig die Gefahren, welche dieſe verpeſtende Nähe ihrer Religion, wie ihrem Handel und Wandel drohe, daß ein tauſendſtimmiges Halloh aufbraust, und das arme Mädchen ermordet würde, wenn der Pfarrer, der Richter und vor allem ihre edle und milde Nebenbuhlerin ſich ihrer nicht thätig annähmen und ſie mit Mühe retteten. Als aber ſpäter Joſeph (ſo heißt der junge Mann) mit ſeinem Geheimniß hervortritt, und dem Vater eröffnet, er habe der ſchönen Jüdin gelobt ſie mit über das Meer zu nehmen und da zu ſeiner Hausfrau zu erheben, da bricht der Sturm los. Niemand hört das mit Sanftmuth an, als die liebenswürdige Braut ſelbſt; das regt auch den Pfarrherrn auf, darüber entbrennt heftiger Zorn in des Vaters Seele. Er öffnet den Mund, um den Fluch zu ſprechen über den Sohn, aber, vom Schlage getroffen ſinkt er nieder, ehe das entſetzliche Wort über die väterlichen Lippen gekommen. Was aber ſein Wort vielleicht nicht vermocht hätte, das bewirkt dieſes ſchreckliche Verſtummen. Als der Greis ſich wieder erholt, iſt der Groll aus ſeiner Seele geſchwunden, während in des Sohnes Herzen die alte Liebe zu den Seinen wieder mächtiger geworden als die neue Liebe zu der Fremden. Aber wie iſt das unheimliche Liebesband zu löſen? Der Alte weiß Rath. Es iſt ja eine Jüdin: man finde ſie mit einem Stück Geld ab! Der Mephiſto, der Schulmeiſter, übernimmt den ſchändlichen Auftrag gern, und der ſchwache Jüngling läßt es geſchehen. Jener zieht darauf mit Gerichtsdienern und Geſellen aus. Am Oſterabend, wo die Juden in der Erinnerung an die alte Erlöſung die Hoffnung auf die neue ſchöpfen, verzweifelt im Steinbruche das unglückliche Judenweib an den Menſchen und an ihrem Gotte. Der blinde Greis, felſenfeſt im Glauben an den Herrn und den nahen zukünftigen Erlöſer, tadelt ſie vergeblich wegen dieſer Verzweiflung; ach, er ſieht nicht das weinende Kind, das drinnen nach Nahrung ſchreit! Da kommt ihr Schutzengel Deborah; ſie bringt Speiſe für das Kind und die Alten, und empfängt gerührt ihren Segen — zum leztenmale! Sie eilt davon, um des Jünglings zu harren, der in ihrer Seele ihren Gott aufgewogen, um deſſen willen ſie, dem unwiderſtehlichen Triebe ihres Herzens folgend, die Ihren verläßt, und das Kind, dem ſie Mutter war. Noch einmal blickt ſie hin nach ſeiner Unſchuld und eilt dann ihrem Schickſal entgegen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

Nr. 17. Samstag den 3. November 1849.

[127] Bei **Kollmann** in Augsburg — **Neff** in Stuttgart — **Palm** in München — **Montag u. Weiß** in Regensburg, bei **Riegel u. Wießner** in Nürnberg und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der industriöse Geschäftsmann,

oder **375** Anweisungen zur **Fabrikation** vieler Handels-Artikel.

Als: Künstliche Weine, Rum, Aquavite, Essige, Parfümerien, Essenzen und vorzügliche Seifen. — Saft-, Erd- und Lackfarben, Firnisse, Extracte, Chokoladen, Hefen, Mostriche, Stiefelwichsen und Tinten. Von C. F. Simon. Preis **20** Sgr.

Für Materialisten und jeden andern Geschäftsmann ist dieß Buch sehr nützlich. — Durch Anfertigung dieser Fabrikate kann man sich ein starkes Vermögen erwerben.

Auch bei **Credner und Kleinhub** in Prag — **Hartleben** in Pesth — **Favarger** in Triest und **Gerold u. Sohn** in Wien vorräthig.

---

[123] Im Verlag der Unterzeichneten sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1. **Literarischer Nachlaß**

der

Frau Caroline von Wolzogen.

Zwei Bände. Geheftet Preis 3½ Thlr.
Elegant gebunden 4 Thlr.

Bedeutend und anziehend durch die Briefe von Schiller (an Frau und Schwägerin) Goethe, Carl August, W. v. Humboldt, Knebel, Frau v. Staël, Voß, Körner, Graf Reinhard, Klinger, Fichte, v. Stein, Johannes Müller u. s. w.

2. **Yorik's sentimentale Reise.**

Aus dem Englischen des

L. Sterne.

Gr. Octav. Geheftet. Preis 2 Thaler.

Illustrirt durch die vortrefflichen Holzschnitte nach **Tony Johannot.**

3. **Religiöse Lieder**

von

Karl August Georgi.

Geheftet Preis ¾ Thlr. Elegant gebunden 1 Thlr.

Einfache, christliche Lieder, der häuslichen Erbauung gewidmet.

4. **Predigten**

von Dr. **Fr. A. Wolf.**

Sechs Sammlungen. Geheftet. Preis 8 Thlr.
Jede einzelne Sammlung 2 Thlr.

Leipzig im Oktober 1849.

Breitkopf & Härtel.

---

[105] **Miniatur-Ausgaben**

von

Ernst Schulze's Schriften.

Cäcilie.

Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.
Zwei Theile.
Elegant gebunden. 3 Thlr.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht in drei Gesängen.
Zweite Auflage.
Elegant gebunden. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

---

[122] Bei **Kollmann** in Augsburg — **Neff** in Stuttgart — **Palm** in München — **Montag u. Weiß** in Regensburg, bei **Riegel u. Wießner** in Nürnberg und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Das beste aller Gesellschaftsbücher:

Neuestes Gesellschaftsbuch

für fröhliche Kreise.

Enthaltend: **60 Fest- und Gelegenheitsgedichte, — 16 Festreden, 15 komische Deklamationsstücke, — 98 neue Gesellschaftsspiele, 18 Karten- und Würfelspiele — 15 magische Belustigungen, — 30 Kartenkunststücke, — 140 Charaden und Räthselfragen zur gesellschaftlichen Unterhaltung;** ferner **60 Tisch-, Trink- und Gesellschaftslieder.**

Zu häuslichen Festlichkeiten von Felix Engelmann.

Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

NB. Diess ausgezeichnete Gesellschaftsbuch bietet die Mittel, um Gesellschaftskreise zu erheitern, — Familienfeste zu erhöhen und Scherze und Heiterkeit in traulichen Stunden hervorzurufen.

Auch bei **Credner und Kleinhub** in Prag — **Hartleben** in Pest — **Favarger** in Triest und **Gerold und Sohn** in Wien, vorräthig.

---

[130] Bei **Flammer** und **Hoffmann** in Pforzheim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder zu haben:

Belgien

in politischer, kirchlicher, pädagogischer und artistischer Beziehung.

Von

Dr. Adolph Helfferich.

Groß 8. Geheftet. Thlr. 2. 10 Ngr. oder fl. 3. 30 kr.

Die Verlagshandlung freut sich, ein gewissenhaft und mit Sachkenntniß geschriebenes Werk über Belgien unter Umständen ausgeben zu können, die eine genauere

Digitized by Google

Kenntnißnahme dieses in mannichfacher Beziehung merkwürdigen Landes wünschenswerth machen. In allen Gauen Deutschlands beobachtete man mit der lebhaftesten Theilnahme die würdige und entschiedene Haltung, welche das belgische Volk einmüthig zur Wahrung seines constitutionellen Thrones annahm. Die Bande zwischen Belgien und Deutschland sind dadurch unauflöslich geworden. Vorliegendes Werk enthält ein überaus reiches Material, das beiden Theilen zur Belehrung und Warnung dienen kann und im gesammten Umkreis der Niederlande auf Beachtung Anspruch machen darf.

---

[135] So eben erschien im Verlag von **Friedrich Fleischer in Leipzig:**

Aus meinen Hütten.

Oder

Geständnisse und Träume

eines deutschen Schriftstellers.

Herausgegeben von

J. G. Kohl.

Drei Bände.

Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Der dem deutschen Publikum durch seine anziehenden Reisebeschreibungen längst bekannte Verfasser betritt diesmal ein anderes Feld, indem er anstatt einer Reise in irgend einen Theil der Außenwelt, einen Ausflug in das ihm noch näher liegende Land seiner Seele und seines Gemüths, in einer Reihe von Aufsätzen über Selbstbeobachtung, Einsamkeit, Phantasie, Gewöhnung ꝛc. bietet, welche in ihrer so ansprechenden aphoristischen Form, und gehoben von der so gewandten, oft wahrhaft rhetorisch und poetischen Darstellungsgabe des Verfassers, für den Gebildeten sich als eine der anziehendsten und wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der praktischen Psychologie darstellt.

Für Lese-Cirkel und Leihbibliotheken.

[133] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erin.

Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen

mit

lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern

und

Sammlung der besten irischen Volkssagen, Mährchen und Legenden

von

K. v. K.

Sechstes Bändchen.

8. brochirt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 10 Ngr.

Mit vorliegendem sechsten Bande ist diese interessante Sammlung vorläufig geschlossen und kostet nun vollständig 132½ Bogen stark 9 fl. 27 kr. oder 5 Rthlr. 22 Ngr. Statt aller Anpreisung lassen wir die Hauptabschnitte des reichhaltigen Inhalts folgen und bemerken nur noch, daß auch jedes Bandchen einzeln abgegeben wird.

Gerald Griffin, ein Schriftstellerleben. — Die begrabenen Beine. — Carrig-Glina. — Die Christnacht. — Columb-Kill (St. Columba) und der Druide. — Dherro Dhirtha. — Der Elfenborn. — Ein Mac Cul (Fingal). — Ein Mac Cul und der Lachs der Weisheit. — Ein Mac Cul's Ringerstein. — Ein Mac Cul und der Ostkönig. — Ein Mac Cul's Bergdieb. — Der Fräuleinthurm. — Der geborgte See. — Der gesegnete Torf. — Der Goban Saer. — Haus mit der Laterne (der Irrwisch). — Die Hasenjagd. — Der Holzkännchenmacher und die Elfen. — Sankt Kevin (Cavan). — Die heilige Latirin und der Schmied. — Die Münsterglocken von Limerick. — Der Mönchssee. — Oschin (Ossian) und das Land der Jugend. — Sankt Patrick's Esche und Quelle. — Der Pula. — Der Reiter ohne Kopf. — Der rothe Bettelmann. — Der Schloßbau von Ballinacarrig. — Die Spuckstadt. — Der Teufel als Naglergesell. — Der Todeskünder. — Die verfallene Schmiede. — Die Wehmutter und der Elf. — Anmerkungen.

Gerald Griffin, die Schulfreunde. — Der Biersee. — Die Bischofsinsel. — Der braune Mann. — Darby Duly und sein Schimmel. — Der Drehstein des Unheils. — Die drei Rathschläge. — Elfenbeute. — Die Elfenburg und der heilige Quell. — Der Elfenfürst von Knockma. — Ein Mac Cul und die Hexe mit dem Finger. — Der Fluch von Kilcounel. — Der Geschichtenerzähler in Verlegenheit. — Herr Dowling O'Hartigan. — Der Jagdruf des Elfenkönigs. — Mac Eneiry, der Habgierige. — Melcha und der See der Rache. — Die mißlungene Rettung. — Owney und Owney-na-Peak. — Der Poltergeist. — Der Priestersprung. — Der Räuber und seine Stute. Der Räubersturz. — Des Sackpfeifers Abenteuer. — Die Schwäne Lir's. — Die Stadt im See. — Sankt Columba. — Sankt Kiran. — Sankt Patrick. — Vom versunkenen Lande. — Die weiße Frau von Ballintobber. — Das Wichtelmännlein. — Kürzere Legenden und Volkssagen. — Einiges von irischen Heiligengeschichten und Volksüberlieferungen. — Aberglaube. — Sprichwörter. — Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen, October 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Albert Knapp.

Neueste Folge.

40 Bogen in Groß-Oktav. Velinpapier. Brochirt.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Dieser eng gedruckte, reichhaltige Band umfaßt größtentheils solche Gedichte des Verfassers, die noch nie öffentlich erschienen sind, und kein einziges der in den früheren Sammlungen seiner Poesien befindlichen, weßhalb er ein durchaus neues und selbstständiges Werk bildet, das eine gesichtete Auswahl der neuesten Erzeugnisse des Autors enthält und sich dabei ergänzend an die früher erschienenen Sammlungen anschließt, so sehr er auch durch sein größeres Format von ihnen verschieden ist. Die Rubriken dieser neueren Gedichte sind mit den älteren übereinstimmend geblieben, um dem Leser, der überhaupt christliche Poesien liebt, den Fortschritt der reiferen Jahre vor Augen zu legen. Der Geist, aus welchem sie geflossen sind, wird theils als der gleiche wie früher, theils noch als entschiedener gefunden werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Franz Dingelstedt.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Eine dichterische Persönlichkeit der neuesten Zeit, durch Schicksal und Talent gleich hervorragend und innerlich wie äußerlich reichbewegt, erscheint vor dem deutschen Publikum zum ersten Mal in einer vollständigen, kritisch geordneten und künstlerisch gestalteten lyrischen Sammlung, welche sich in drei Abtheilungen (Heimath — Wanderschaft — Rückkehr) naturgemäß gliedert. Es sind darin weder bloße individuelle Eindrücke noch bloße politische Gelegenheitsgedichte lose an einander gereiht; vielmehr zeigt ein poetisches Gesammtbild den ganzen Frühling eines deutschen Dichterlebens in seinem Fortschritt und Kampf, mit allen Verirrungen und Widersprüchen in warmen, treuen und offenen Zügen. Neben der Idylle vom Weserufer steht das Nachtstück aus Paris und London, mit heißen und grellen Farben gemalt; gleich nach dem Liebesliede klingt das Kriegsgeschrei der Zeit empor; Ironie und Elegie wechseln, auf und ab fluthend, wie das stürmische Meer der eigenen Stimmung oder

Digitized by Google

der fremden Umgebung. Nur aus der ersten Abtheilung wurden einzelne Blätter fliegend gekannt, und wir brauchen nur an das beredte Fürwort vor Jordans Kerker, an die begeisterte Feier Uhlands und der Brüder Grimm, an die zürnende Todtenklage für Chamisso oder Schomburg zu mahnen, um aufs Neue für sie zu interessiren; „Wanderschaft" und „Heimkehr" erscheinen dagegen hier zum ersten Male. Durch die ganze Sammlung geht, charakteristisch für deren reichen und mannigfachen Inhalt, eine düstere, zur Verneinung neigende, mit sich selbst unzufriedene Weltanschauung, während die Form überall eine seltene Leichtigkeit und Glätte mit strenger Correktheit vereinigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Stimmen der Völker

in

Liedern.

Gesammelt, geordnet, zum Theil übersetzt

durch

Johann Gottfried v. Herder.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 18 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Juniuslieder

von

Emanuel Geibel.

Vierte unveränderte Ausgabe.

Elegante Taschen-Ausgabe.

broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

In englischem Einband mit Goldschnitt 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Ngr.

Unter unsern jüngsten Dichtern hat schwerlich einer mehr Anerkennung gefunden als Emanuel Geibel. Seine Dichtung spricht das deutsche Gemüth gleich kräftig an, ob er sich auf dem Felde allgemein menschlicher Gefühle und Anschauungen bewegt, oder sich mit besonderer Begeisterung in die geschichtlichen Fragen des Tages versenkt. Die vorliegende Sammlung seiner neuesten Gedichte, hat Geibel „Juniuslieder" betitelt; dieselbe ist aber höchst mannigfaltig: eigentliche Lieder, Zeitgedichte, Sonette, Gelegenheitsgedichte, Sprüche, Scherze, Betrachtungen, kleinere und größere epische Dichtungen reihen sich an einander zu einem Kranze, der den zahlreichen Freunden des geist- und gemüthreichen Dichters die willkommenste Gabe seyn wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vasari Leben der Maler nunmehr complet.

[132] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten

Maler, Bildhauer und Baumeister,

von Cimabue bis zum Jahr 1567,

beschrieben von

Giorgio Vasari

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, so wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von

Ernst Förster.

Sechster Band.

Mit 6 lithographirten Bildnissen.

gr. 8. brochirt. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt, und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Wir freuen uns daher, dem deutschen Publikum mit dieser Uebersetzung ein Werk vorlegen zu können, welches Ton und Inhalt des Originals mit eben so viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Die Herausgeber, welche die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigener Ansicht und Untersuchung kennen, und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch sind, haben diese Uebersetzung mit allen wünschenswerthen Nachtragen und Berichtigungen ausgestattet, so daß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen.

Mit obigem Bande ist dieses ausgezeichnete Werk vollendet und kann nunmehr complet um den Preis von 30 fl. oder 17 Rthlr. 20 Ngr. durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, Oktober 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Neue Ausgabe in fünf Bänden gr. 8. auf feinem Velinpapier geschmückt mit dem Portrait des Dichters.

Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 15 Ngr.

Diese neue Ausgabe reiht sich in Format und Ausstattung ganz unserer Octav-Ausgabe von Schillers Werken an und ist neben der Ausgabe in Einem Bande die einzig vorhandene vollständige Ausgabe der Werke dieses beliebten Klassikers.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Hebel's Schatzkästlein mit Holzschnitten.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schatzkästlein
des rheinischen Hausfreundes

von

J. P. Hebel.

Mit 60 Holzschnitten.

8. brochirt. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Der Name des unübertroffenen Volksdichters und einfachen zum Herzen redenden Erzählers überhebt uns jeden Lobes dieses ebenso zweckmäßig bearbeiteten, als körnigen-inhaltreichen Lesebuches, das durch seine schöne Ausstattung zu Geschenken sich ganz besonders eignen dürfte.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

Friedrich Hölderlin's Werke.

Herausgegeben

von

Christoph Theodor Schwab.

2 Bände. gr. 8. broch. Preis 5 fl. 15 kr. oder 3 Rthlr.

Der erste Band dieser neuen Ausgabe enthält die Gedichte und den Hyperion. Erstere sind darin um ein ziemliches vermehrt, namentlich durch die bedeutende Erweiterung des dramatischen Fragments „**der Tod des Empedokles**" dessen vollständigere Auffindung schon Arnim, als ein ausgezeichnetes Glück für unsere Literatur so sehr wünschte. Dem Herausgeber, der dem unglücklichen Dichter in dessen letzten Lebensjahren persönlich nahestand, und sein Vertrauen genoß, wurden jene Vermehrungen durch freundliche Unterstützung von Seiten der Familie, so wie durch ein fortgesetztes mühevolles Studium der betreffenden Papiere möglich. Die Jugendgeschichte und einiges Prosaische, so wie Briefe, aus denen sich eine fortlaufende innere und äußere Lebensgeschichte Hölderlins ergibt, sind in dem mit einer biographischen Einleitung versehenen zweiten Band enthalten. Aus der Periode seines traurigen Gemüthszustandes sind nur einige Proben des biographischen Interesses wegen beigefügt worden, da der poetische Werth der Produkte aus dieser Zeit des Dichters im Allgemeinen gänzlich unbedeutend ist, was auch von der aus derselben Epoche herrührenden Uebersetzung einiger sophokleischen Stücke gilt, welche daher in diese Sammlung nicht aufgenommen ist.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 265. Montag den 5. November 1849.

Wenn auch der Glanz von ehedem erſtorben,
Zerſtückt ein Reich, das trotzte tauſend Jahren,
So ward dafür ein geiſtiges erworben,
Und immer ſchöner wird ſich's offenbaren,
Und fehlt ein Kaiſer dieſes Reiches Throne,
So nimm von uns, die du verdienſt, die Krone!
Platen.

Zur Goethefeier in Gießen.

Von Moriz Carriere.

Selig welchen die Götter, die gnädigen, bei der Geburt ſchon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

Aber Heil auch dem Land, in welchem ſolch ein Genius geboren ward, der von des Volkes Art und Weſen in ſtrahlenden Bildern ein ſchlackenlos unvergänglich Denkmal aufſtellt, deſſen Geſang den Herzen Aller eine Stimme leiht, deſſen Wort zur Fahne wird, um welche die Geiſter ſich ſchaaren, durch welche ſie ſich eins fühlen!

Solch Heil iſt uns Deutſchen heute vor hundert Jahren erſchienen, als Goethe geboren ward, der größte und deutſcheſte unſerer Dichter. Wie Homer die weltoffene Entfaltung eines jugendlichen Heroenlebens voll ungebrochener Gediegenheit, einig mit ſich ſelbſt und den Göttern, epiſch darſtellt, wie Shakeſpeare den Streit in der Menſchenbruſt und des Menſchen in der Welt, die Gegenſätze des Daſeyns in aller Härte und in allem Glanz, und in ihrer Auflöſung den Triumph des Geiſtes dramatiſch enthüllt, ſo hat Goethe die Geheimniſſe des Herzens und die Tiefen der Seele in ihrer Innerlichkeit, in ihren Wehen und Wonnen lyriſch mit vollendeter Meiſterſchaft offenbart, als er dem bildloſen Gefühl und der gewaltigen Leidenſchaft des Nordens die formenbeſtimmte Klarheit des Südens und das ſchöne Maß des Alterthums verſchmolz, als er in dem Reiche des Gedankens und des Gemüths das Erbtheil des Deutſchen ergriff und in deſſen Harmoniſirung ſeine eigenthümliche That erkannte. Nicht bloß daß er als ein wiedergeborener Volksſänger unter uns trat, dem alle Zauber der Melodie zu Gebot ſtanden, daß ſeine Lieder zart, ſchlank und leicht wie blumenumgaukelnde Schmetterlinge dahin ſchweben und doch eines Menſchengeſchick bezwingenden Gehaltes voll ſind, auch im Epos, auch im Drama wiegt bei ihm das lyriſche Element vor, denn immer ſind ſeine Arbeiten die aufbewahrten Freuden und Schmerzen des eigenen Lebens, denn überall iſt Goethe Seelenmaler; er ſchildert die Natur im Spiegel des Gemüths, die Zuſtände des Herzens intereſſiren ihn mehr als die Begebenheiten der Welt, der Kampf des Helden iſt bei ihm nicht nach außen gerichtet, ſondern im eigenen Innern werden die Schlachten geſchlagen, wird der Sieg erfochten und der Friede gewonnen.

Die Morgenröthe eines neuen poetiſchen Tags war durch Klopſtocks Begeiſterung und Leſſings verſtändige Manneskraft angebrochen und umleuchtete Goethes Wiege; der Sturm und Drang nach Natur und Originalität war der Kampfruf ſeiner Jugendtage, und einſtimmend in ihn führte er mit ſtudentiſcher Waffenluſt die Heldengeſtalt ſeines Götz hervor, zum Zeichen, daß er einer Zeit der Thaten auch ein Sänger der Thaten geweſen wäre. Damals aber lag auf unſerem Volk der dunkle Schmerz einer Unbefriedigung in der Gegenwart, jene dumpfe Schwüle, die das reinigende Wetter der Revolution bedurfte. Eigenes Liebesleid zeigte dem Dichter den Gegenſatz der poetiſchen Empfindungsfülle einer naturſchwärmeriſchen Sentimentalität gegen die Proſa, gegen die conventionellen Schranken des Daſeyns, und als Ausdruck dieſer Stimmung ſchrieb er den Werther. Denn das

Digitized by Google

war die Eigenheit seines Genius, das Wirkliche, das Selbsterlebte künstlerisch zu gestalten; den Schleier der Dichtung hatte er aus der Hand der Wahrheit empfangen, früh hatte ihn die Muse dazu geweiht, daß er alles, was ihn erfreute oder quälte, zu einem Gedichte machte, dadurch von sich ablöste und auf den Altar der Grazien niederlegte, die das keusche, reine Siegel auf die Lippen ihm gedrückt. Während seine Zeitgenossen sich noch in Werthers Leiden todesdüster hineinträumten, jauchzte seine befreite Seele lebensheiter im Egmont von der eigenen Jugendlust im Vollgenuß des Ruhmes und der Liebe, der neuen Liebe, die ihn zu neuem Dichten antrieb und einen Geist der Reinheit über ihn ausgoß, so daß sein Inneres lauter wurde wie gesponnen Gold. So konnte er im ersten Mannesalter es wagen, dem Ruf nach Weimar zu folgen und dort, wie früher in Frankfurt auch, des Daseyns Genialität in einem übermüthigen Wildfangshumor zu finden, dort ein Getümmel von Festen, Jagden und Aufzügen poetisch zu würzen. Sein Kopf war wie ein prasselndes Feuerwerk, alle streitenden Kräfte waren in ihm rege; auf Spaziergängen ward ihm ein Stück Reich nach dem andern übertragen; er wollte sehen wie weit und hoch er die Pyramide seines Daseyns ausbauen könne, einmal eingeschifft auf der Woge der Zeit, es versuchen, ob er entdecken und gewinnen, oder ob er scheitern, ob er sich mit aller Ladung in die Luft sprengen werde. Denn das seltene, selten ausgesprochene und noch weniger ausgesungene Glück durch die Anschauung eines harmonischen Gemüths und dessen liebevolle Aufnahme in das eigene Herz selber Ruhe in der Bewegung, Frieden im Kampf und eine sittliche Läuterung zu finden, es ward ihm gleich anfangs hier zu Theil, und während er den Widerspruch des Weltmanns und des Dichters selber erlebte und in seinem Tasso auszusprechen sich anschickte, begann er zugleich in der Iphigenia ein Denkmal jener innern Erfahrung einer heiligenden Liebe aufzustellen. Denn das ist ja der Grundton dieses wundervollen Gedichts: die stillerlösende, harmonisirende Macht eines weiblichen Gemüths, das durch die Reinheit der Seele und durch die Klarheit eines nie überwogenden Selbstbewußtseyns allen Irrsinn heilt und alle Schuld versöhnt.

Doch wie ein Zug nach dem Süden das deutsche Gemüth von jeher bewegt hat, wie dem deutschen Geist ein Höchstes nur gelingt, wenn er das Alterthum in sich wieder gebiert, das sollte Goethe nun an sich selbst inne werden. In den zehn Jahren des Weimarer Lebens war ihm die Sehnsucht nach Italien ein wahrer Schmerz geworden; hätte er ihr nicht genügt, er wäre zu Grunde gegangen; seine Abreise war eine Flucht, und als ein helleres Licht Farben und Formen um ihn hervorrief im fröhlichen Süden, brach sein Gefühl in den Ausruf aus: nun könne man doch wieder einmal an einen Gott glauben! Der Gedanke der Solidität, des strengen ernsten Arbeitens für einen großen Zweck, für die Ewigkeit, ging ihm auf in der ewigen Stadt, er feierte in Rom einen neuen Geburtstag, sein Geist ward zur Tüchtigkeit gestempelt, zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cités ouvrières zu Paris.

(Fortsetzung.)

Die großen Steinmassen, welche sich dort oben in der Rue Rochechouart erheben, geben bis jezt noch keinen rechten Begriff vom vollständigen Werk. Um den ganzen Plan schon jezt zu begreifen, muß man Beugny oder Chabert selber zum Führer haben. Jede Pariser Cité soll aus mehreren, meistens drei großen Gebäuden bestehen, welche durch Gärten und Höfe getrennt sind und überhaupt schon in einer offenen Gegend gelegen, der Luft freien Zutritt gewähren, während der Arbeiter in seinem engen Quartier bis jezt fast nur pestilenzialische Dünste einathmet. Jedes einzelne Gebäude wird ungefähr vierzig bis fünfzig Familien aufnehmen können. Jedes derselben wird aus drei bis vier Stockwerken bestehen, welche man nach einem sehr verständigen Plane in Wohnungen eintheilt. Jede dieser Wohnungen wird entweder aus einer Stube oder aus zwei Stuben und einer kleinen Küche bestehen. Die Gebäude werden in allen ihren Theilen durch Gas erleuchtet und die Röhren, welche im Sommer frische Luft herbeiführen, werden im Winter eine behagliche Temperatur durch den ganzen Arbeiterpalast verbreiten. Welch ein Contrast mit den gewöhnlichen Zuständen in den Vorstädten! Dem Schmutze und der Unsittlichkeit preisgegeben, liegen in Kellern und auf Dachböden ganze Familien; die Luft ist Gift, das Licht fehlt, im Sommer ist die Hitze, im Winter die Kälte gleich lästig. Der Arbeiter wird in den Cités Vortheile genießen, auf welche selbst der wohlhabende Eigenthümer in den engen Stadttheilen verzichten muß.

Zu ebener Erde werden in der ganzen Breite der Gebäude Magazine und Boutiken eingerichtet. Hier können die Arbeiter zu billigen Preisen alle Lebensbedürfnisse kaufen, und die, welche zu Hause arbeiten, ihr Geschäft betreiben, ohne daß darunter die Reinlichkeit ihrer Wohnung zu leiden hätte. Damit aber

Digitized by Google

in den Läden nur unverfälſchte Waaren feilgeboten werden, ſoll der Miethcontrakt nach Chaberts Plane jeden Handelsbetrug als Grund der unmittelbaren Ausweiſung bezeichnen. In einem dieſer Läden wird eine Apotheke eingerichtet und für alle Bewohner der Cité werden die Medikamente gewiſſermaßen unentgeltlich geliefert, indem der Aufwand für die Apotheke auf die ganze Miethe vertheilt wird. Es haben bereits viele Aerzte ihre Hülfsleiſtungen unentgeltlich angeboten, und ſo werden ſich denn die Bewohner dieſer Cités in luftiger, reinlicher, behaglicher Wohnung gegen Krankheit, Kälte, Hitze, Verfälſchungen geſichert fühlen. Aber dieſe großen Vortheile, welche man ihnen bieten will und deren die meiſten jezt entbehren, ſind noch lange nicht Alles. Jedes Gebäude verſorgt ſeine Bewohner mit kaltem und mit warmem Waſſer, und zwar um denſelben Preis, für welchen ſie die Medikamente beziehen, alſo gewiſſermaßen umſonſt. Auch Bäder werden eingerichtet. Und vielleicht noch mehr? Allerdings, auch Waſchhäuſer. Und noch mehr? Gewiß, auch Krankenzimmer. Noch mehr? Allerdings, Chabert läßt auch einen großen Saal einrichten, der allem Anſchein nach im Winter das Converſationslokal werden ſoll, wo die Arbeiter des Arrondiſſements mit Ihresgleichen Geſchäfte abmachen und immer anſtändige Unterhaltung finden können.

Es klingt zu ſchön, als daß es möglich werden könnte! höre ich ſagen, und dennoch habe ich Alles ſchon in Stein und Kalk geſehen. Es iſt wirklich der Ausführung nahe. Während die Arbeiter in ihren Faubourgs oft ſchlechter und elender als Thiere leben, werden ſie in den Cités beſſer und bequemer leben als kleine Pariſer Rentiers. Aber was werden ſie bezahlen? höre ich fragen, und eben ſo habe ich Chabert gefragt. Wenn, dachte ich, alle jene Bequemlichkeiten auf die Miethe geſchlagen werden, ſo wird dieſelbe ſehr hoch werden und der Arbeiter wird wahrſcheinlich in ſeinen ſcheußlichen Löchern, wo er an Leib und Seele verdirbt, in den Krallen von Spekulanten und habſüchtigen Hauseigenthümern bleiben müſſen. Aber Chabert hat mich lächelnd eines andern belehrt. „In den gewöhnlichen ſchlechten Arbeiterquartieren von Paris," ſagte er mir, „muß ein Arbeiter für ſich und ſeine Familie im Durchſchnitt 150 Franken Miethe, 35 Fr. für Heizung, 35 Fr. für Erleuchtung, 35 Fr. für Waſſer, 24 Fr. für Wäſche jährlich bezahlen, im Ganzen alſo 281 Franken. In unſerer Cité wird der Arbeiter wie ein Menſch leben können, er wird Alles reichlich und gut haben und für Alles das, was ihn in den gewöhnlichen Wohnungen mindeſtens 281 Franken koſtet, doch nur 150 Franken zahlen. Er wird alſo einen Ueberſchuß von 131 Franken gewinnen, mit dem er ſich in ſeiner Familie, in allen ſeinen Verhältniſſen bequemer, behaglicher, menſchlicher wird einrichten können."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

(Schluß.)

Moſenthals Deborah.

Da tritt der Schulmeiſter ein mit den Geſellen. Er gibt das Geld der armen bettelnden Judenfrau, die ihm gern dafür verſpricht, mit den Ihrigen nach Böhmen zu ziehen, wo ſie Verwandte findet. Das läßt der Schulmeiſter um ſo eifriger in Deborahs Namen berichten, da der alte Blinde in einer tief ergreifenden Scene den Apoſtaten erkannt hat, deſſen verlaſſenem Vater er im Tode die Augen zugedrückt, und ſeine Bosheit nun zugleich ſeiner Furcht und ſeiner Rache dient. Aber wird Joſeph die ſchlecht erſonnene Lüge als Wahrheit hinnehmen? Er beſinnt ſich keinen Augenblick. Das iſt der Fluch des eingewurzelten Vorurtheils, daß es, wenn auch im Augenblicke einer beſſern Aufwallung abgewieſen, doch wieder zurückkehrt, wenn es mit unſern Wünſchen und Intereſſen im Bunde ſteht. Er liebt freilich die Jüdin, aber da es eine Jüdin iſt, die er liebt, ſo glaubt er ſie gleichzeitig auch verachten zu dürfen. Mit empörender, und doch im Herzen des gewöhnlichen Menſchenſchlags begründeter Härte ſtößt er die Unglückliche von ſich, deren Zunge der Abſcheu vor der nichtswürdigen Beſchuldigung lähmt. Sie geht, aber um ihm an ſeinem Hochzeitstage wieder zu erſcheinen, ein Bild der Erinnyen, ihm und ſeinem Geſchlechte fluchend und die gräßlichſte Rache heraufbeſchwörend im Namen des Gottes, der ein liebloſes Geſchlecht mit ſeinem Zorne trifft und es keine Gnade finden läßt vor ſeinen Augen. Aber der Fluch wirkt nur betäubend, nicht vernichtend auf den Jüngling, der mehr das willenloſe Werkzeug als der eigentliche Schöpfer des maßloſen Unglücks der verſtoßenen Jüdin iſt. — Mehrere Jahre vergehen; Kaiſer Joſeph, der Menſchenfreund im Purpur, hat mittlerweile durch ſeine mildern Geſetze im Herzen ſeiner chriſtlichen wie ſeiner jüdiſchen Unterthanen mildere Geſinnungen erzeugt. Die Umwandlung im Herzen der Juden ſpricht ein Repräſentant der wahren alten Gotteslehre aus. Er iſt im Begriffe mit den Seinen nach der neuen Welt zu wandern, aber mit tiefem Schmerze reißt er ſich von dem geliebten deutſchen Vaterlande los, dem ſein ganzes Herz gehört, während ſein Geiſt in den heiligen Büchern den alliebenden Vater aller Menſchen erkannt hat. Daß dieſer Mann milder und vaterländiſcher fühlt als unſere Heldin, und

Digitized by Google

doch an der Spitze einer Auswanderungsgesellschaft steht, ist eine feine psychologische Beobachtung des Dichters. Milderer Druck stimmt das Herz milder, ist aber dem Geiste noch unerträglicher als harter, weil lezterer das Gefühl abstumpft oder auf falsche Fährten leitet. Deborah hat sich dem Zuge der Auswanderer angeschlossen, aber ihr Herz lechzt nach Rache, weil es von seiner Liebe sich nicht heilen kann. Sie zweifelt nicht, daß ihr Fluch in Erfüllung gegangen sey, und will sich an der Rache weiden, die sie gegen den Ungetreuen heraufbeschworen hat. Aber dieser hat ein edles, liebevolles Weib an seiner Seite, dessen Tugend den herben Fluch abgewandt hat. Sie hat ihrem Gatten ein liebliches Kind geboren, dem das Paar in schönem Gefühle reuevoller Erinnerung hier, edle Weiblichkeit dort den Namen Deborah gegeben. Ihr Haus blüht, und so weit es eine Sühne dafür gibt, ein edles Herz gebrochen zu haben, ist der Gatte bemüht sie zu finden. Mild gegen alle Menschen, ist er es am meisten gegen Deborahs unglücklichen Stamm, und da diese in das Haus tritt, wo sie, höchst unerwartet, stillen Frieden findet, reine Wohlthätigkeit, ein engelgleiches Weib und ein liebliches Kind, das ihren Namen trägt, da kommt der Geist der Versöhnung auch über sie. Ihr Auge findet Thränen, ihr Herz milde Liebe wieder. Segnend, vergebend und wie verklärt verläßt sie das Haus, das sie mit den fürchterlichsten Racheplanen betreten hatte. Das Stück endet edel, mild, gleichsam allegorisch die Versöhnung der Religionsparteien andeutend, oder, wie es der Dichter ausdrückt:

Ein Bild des Stamms, der seinen Haß vergessen,
Seitdem er weiß, daß ihr ihn lieben könnt.

So hat der junge Dichter die Idee, welche unser großer Lessing in seinem Nathan gleichsam didaktisch entwickelt, in einer bewegten Handlung vor die Seele des Hörers gestellt, und wenn wir bei Lessing die rein klassische Form und die Tiefe und Fülle der Gedanken bewundern, so ist hier das didaktische Element zu einem dramatischen, das Wort That geworden. Auch ist das Werk auf allen deutschen Bühnen, und eben jezt in Frankfurt am Main mit einem Beifall aufgenommen worden, wie er in unserer Zeit selten einer dramatischen Produktion zu Theil wird.

Barcelona, September.

(Fortsezung.)

C a t a l o n i e n.

„Die Catalonier," begann die Dame, „sind bei allen guten Eigenschaften, die sie besitzen, bei aller Industrie, die dort herrscht, doch unendlich zurück. Das Volk ist blutarm und nährt sich auf die elendeste Weise. Sie essen die Liebesäpfel (tomates) roh und noch ganz grün, indem sie ein wenig ranziges Oel dazu thun, womit sie auch ihre Suppen schmalzen. Ihre Sprache gleicht dem Bellen der Hunde, so rauh ist sie, mit Gewalt durch die Kehle gestoßen. Selbst im Munde der Caballeros und Señoras gewinnt das Catalonische eben nicht an Milde. Unter den erstern trifft man wohlgebildete Männer, aber sie sind verzweifelt schweigsam, lächerlich ernsthaft, und kaum besser unterrichtet als ihre Criados (Diener). Die Damen sind im Allgemeinen nichts weniger als schön; ellenlange Gesichter, blasser Teint, frühzeitige, nicht unbeträchtliche Beleibtheit, das ist es, was sie kennzeichnet. Und sind sie auch schön, die Grazie fehlt ihnen, und sie verstehen nicht sich zu kleiden. Die beste Gesellschaft in Catalonien wird nicht im Stande seyn, Ihnen auch nur ein gewöhnliches Interesse einzuflößen. In der Provinz Valencia werden Sie einen schönern Menschenschlag finden, mehr Reichthum, mehr Lebensart und Glätte, doch auch mehr Falschheit, Verstellung, Hinterlist. Da beginnt eigentlich Spanien. Honig auf den Lippen, Gift und Galle im Herzen; den Rosenkranz in der einen Hand, den Dolch in der andern. Nach Sonnenuntergang wagt sich in der Stadt Valencia Niemand in's Freie. Ach, die Banditen!" — „Was Sie da sagen, Madame," unterbrach ich sie lächelnd, „könnte mich fast bestimmen wieder umzukehren, wenn's möglich wäre. Ich wage es nicht an der Genauigkeit Ihrer Beobachtungen im Geringsten zu zweifeln, und doch ꝛc. ꝛc." Wir langten eben in la Junquera an, dem ersten spanischen Dorfe; meine Gefährtinnen schickten sich an abzusteigen. „Gehen Sie nur, mein Herr," rief die beredte Frau, „Sie werden mit eigenen Augen sehen, wie sehr ich Recht habe, Sie werden sich nur zu bald nach dem Lande zurücksehnen, das hinter uns liegt. Ach, das schöne Frankreich!" — Man forderte unsere Päße, unsere Koffer wurden untersucht, aber nicht mit größerer Strenge, als dieß in Frankreich geschieht. Das Einzige fiel uns auf, daß diese Untersuchung in Figueras wiederholt und mein schon von zwei spanischen Consuln (in Marseille und Perpignan) visirter Paß nochmals visirt und bezahlt werden mußte. Ein alter Spanier aus Gerona, mit welchem ich die Reise dahin machte und dem ich mein Befremden über dieses Verfahren äußerte, erwiederte mit Ruhe: „Was wollen Sie? Diese für den Reisenden so lästigen Maßregeln sind von der Nothwendigkeit geboten. Ein ganzes Heer Schwärzer treibt sein Wesen an der Grenze. Eine Menge schlechter Kerle, die während des vorjährigen Aufstandes unter den Factiosos gedient und sich nach Frankreich geflüchtet haben, suchten, ohne von der gebotenen Amnestie Gebrauch zu machen, sich in's Land hereinzustehlen, um Räubereien zu verüben und dann wieder zu verschwinden. Dieser Zustand der Dinge erheischt die strengste Aufsicht, und Dank der Wachsamkeit unserer Behörden, und besonders unserer trefflich organisirten, neuerdings beträchtlich vermehrten Guarda civica — eine Art Gendarmerie — ist die Sicherheit der Straßen seit einiger Zeit so vollkommen hergestellt, als es in diesem Lande nur möglich; noch vor drei oder vier Monaten hätte ich mich keiner Diligence anvertraut. Jezt — einen Hut voll Gold offen haltend — so! will ich ganz Catalonien durchreisen von einem Ende zum andern. Unsere Regierung ist gut und Narvaez der Mann, den Spanien braucht." — Hinter Gerona zeigt das Land eine eigenthümlichere Physiognomie. Man kommt durch Wälder von Korkbäumen, welche ihrer Rinde halb beraubt, in der Mitte einen blutrothen, und wenn die Operation von älterem Datum ist, einen schwärzlichen Stamm zeigen. Man kommt über Flüsse, die keine Brücke dulden und von den Gießbächen des Gebirgs angeschwellt die Thäler in Seen verwandeln und die Communikation oft wochenlang unterbrechen. Aloestauden stehen am Wege; einzelne Orangen- und Citronenbäume erscheinen; muntere kräftige Maulthiere ziehen das Fuhrwerk. Zehn bis zwölf derselben waren an unsern Wagen gespannt, und zwei Caleseros (Kutscher) lenkten und befeuerten sie vom Bocke mit Worten und Schlägen. Wir kamen aber auch vorwärts! auf ebenen Strecken fast so schnell als auf einer Eisenbahn. In Mataron brachte uns eine von Engländern errichtete Eisenbahn nach Barcelona. Ein spanischer Priester, der erste den ich sah, saß im Wagen neben mir. Er trug einen ungeheuern, auf beiden Seiten aufgekrempten Hut, einen langen schwarzen Mantel über dem Rocke, doch keine Moseskäfelchen wie unsere Priester. Er hatte ein gutmüthiges, verständiges Gesicht. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein und fand einen ziemlich unterrichteten Mann. Er kannte sogar einige unserer deutschen Classiker — aus französischen Uebersetzungen. — Bin ich nicht ein glücklicher Mensch? Auf den ersten Wurf hab' ich eine Perle entdeckt — im Sande der Wüste.

(Schluß des ersten Briefs.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 266. Dienſtag den 6. November 1849.

— Du ſcheinſt hier
Als Schwärmer dieſes Wunderbild zu zeichnen.
Goethe.

Die Cités ouvrières zu Paris.

(Fortſetzung.)

„Ich will alle Vortheile der Aſſociation für die Arbeiter," ſagte Chabert weiter, „um den falſchen Communismus zu bekämpfen. Ich will dem Arbeiter die Familie und das Eigenthum möglich machen und ihn in individueller Freiheit erhalten. Die Regierung unterſtüzt unſere Cités; glauben Sie mir, die Regierung wird immer helfen und fördern, wo es eine praktiſche Verbeſſerung in der Lage der arbeitenden Claſſen gilt, denn eine Regierung in Frankreich, welche nicht den wahren ſocialen Fortſchritt will, bereitet ſich ſelber den Untergang. Der Präſident der Republik nimmt lebhaften Antheil an unſerem Werke, er erkundigt ſich oft darnach, er hat uns mit einer bedeutenden Summe unterſtüzt und er iſt ſchon öfters auf dem Bauplatze erſchienen.

Die Miethpreiſe in den Cités werden zwiſchen 50 und 250 Franken variiren, und es ſollen nicht bloß leere Wohnungen, ſondern auch möblirte Stuben und Kammern vermiethet werden, was von der höchſten Wichtigkeit iſt, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der Pariſer arbeitenden Claſſe es nicht zu einem auch noch ſo geringen Mobiliar bringen kann. Für die niedrigen Preiſe von ſechs, acht und zehn Franken monatlich ſollen an Arbeiter und Arbeiterinnen möblirte Stuben vermiethet werden, und von dieſem geringen Preiſe wird noch ein Theil auf die Bezahlung der Möbeln gerechnet, die, ſobald ſie völlig abbezahlt ſind, den Arbeitern als Eigenthum gehören. Welch menſchenfreundlicher Plan, deſſen ganze Bedeutung man dann erſt faßt, wenn man die Bewohner der Rue de Baſſeſſe, der Cloaque, des Hofs du Sauvage — Namen, welche ganz den Orten entſprechen, die ſie bezeichnen — in ihrer faſt entmenſchlichten Lage geſehen hat. Die Leute werden für weit geringern Preis als in ihren ſcheußlichen Löchern menſchlich wohnen und allmählig ein eigenes Mobiliar erhalten. Welch ein Luxus erwartet ſie in den Cités! Sie werden geſunde Luft haben und ſchöne Beleuchtung, Licht, um zu gehen und zu kommen, um zu leſen, um ſich auszukleiden. Kaltes und warmes Waſſer ſteht zu ihren Dienſten, und vollends Bäder! Wie werden dieſe armen Menſchen erſtaunen! Sie werden vielleicht fragen: „Aber wie nimmt man ein Bad?" Die unglücklichen Kinder, welche jezt in Kellern und im Schmuz ſcheußlicher Straßen verkommen, werden in einem mit Bäumen bepflanzten Hofe ſpielen und in einem luftigen Saale den erſten Unterricht erhalten. „Warum bin ich nicht dreißig Jahre ſpäter geboren!" denkt der Vater, aber das Wohl ſeines Kindes tröſtet ihn. Man wird in den Cités vor der ſcheußlichen Verfälſchung der Lebensmittel, welche in Paris das Volk vergiftet, ſo viel als möglich geſichert ſeyn, und wie ruhig kann der Arbeiter von ſeinem Tagewerk heimkehren, wenn ſeiner eine kleine, ſaubere, behagliche Wohnung wartet! Er braucht ſich nicht mehr mit dem ſchrecklichen Gedanken zu plagen, was aus ihm im Falle einer Krankheit werden ſoll. „Der Familienvater flieht ſeine ſcheußliche Wohnung, er verläßt ſie bei Anbruch des Tags und kehrt meiſt erſt ſpät in der Nacht zurück," ſo ſagt Blanqui, und von wem ſpricht er? von den Bewohnern der Kellerlöcher. Die Moraliſten haben ſo viel gegen das liederliche

Digitized by Google

Leben in den Schenken vor den Pariſer Barrièren geſchrieben; die Steine aber, welche ſich in der Rue Rochechouart auf einander fügen, werden gegen die Entſittlichung des untern Volkes, welche leider eine Wahrheit iſt, mehr vermögen als ihre allgemeinen Redensarten.

Chabert denkt, wie er mir ſagte, noch weiter zu gehen. Jede Cité ſoll auch ihre kleine Bibliothek erhalten. Werke, welche dem Volke nützlich ſeyn können, ſollen angeſchafft und den Bewohnern zur unentgeltlichen Benutzung geboten werden. Die Koſten einer ſolchen Bibliothek, meint Chabert, werden nicht groß ſeyn. Er rechnet auf die unentgeltliche Unterſtützung der Buchhändler und Schriftſteller. Eben ſo glaubt er, daß man bald zur Belehrung der Arbeiter die verſchiedenſten Modelle werde aufſtellen können, und er hält ſich vollkommen überzeugt, daß ſich ſehr viele Männer finden werden, die unentgeltlich die Arbeiter mit den nothwendigen allgemeinen Bildungsgrundlagen und mit den großen Fortſchritten der Technik bekannt machen wollen. Ferner ſoll in jeder Cité ein Bureau eingerichtet werden, wo dem Arbeiter jeglichen Berufs koſtenfrei Beſchäftigung nachgewieſen wird.

Dieſes bedeutende Unternehmen hat in allen Kreiſen der Pariſer Geſellſchaft die lebhafteſte Unterſtützung gefunden. Die Errichtung der erſten Cité iſt nun durch Actien vollkommen geſichert, ſie iſt aber natürlich nur der Anfang eines großen Werks. Zu einem »Conseil de surveillance« ſind aus allen Schichten der Pariſer Welt Männer zuſammengetreten. Der Name der ſtärkſten Actiennehmer ſoll — ächt franzöſiſch — auf Marmor in jeder Cité eingemeißelt werden, und die zwölf erſten Cités, welche in Paris entſtehen, ſollen die Namen der zwölf Männer führen, welche die meiſten Actien genommen haben. So dürfte denn wohl die Cité in der Rue Rochechouart den Namen „der Präſident“ oder „Napoleon Bonaparte“ erhalten. Alle Unternehmer mußten eine gewiſſe Zahl von Actien nehmen und alle Lieferanten für den Bau erhalten den dritten Theil ihrer Bezahlung in Actien. Die Actien ſind auf 100 Franken und auf 25 Franken ausgeſtellt worden, und die lezteren ſind insbeſondere auf die Theilnahme der arbeitenden Claſſe berechnet. Auf dieſe Actien von 25 Franken kann monatlich der zehnte Theil, alſo 2 Fr. 50 Cent. eingezahlt werden. Die Fonds ſind bei der Bank von Frankreich niedergelegt und die Actien, für die vier Procent angeſezt ſind, erhalten ihre Garantie durch das ganze Beſitzthum. Die nothwendigen Fonds für die Errichtung von zwölf Pariſer Cités ſind mir von Chabert auf ſechs Millionen Franken angegeben worden.

Ich fragte ihn namentlich, ob ſich wohl die Pariſer arbeitenden Claſſen ſelber an der Actienzeichnung für ſein wohlthätiges Werk lebhaft betheiligen. Er ſagte mir freimüthig, man habe in dieſer Beziehung anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, jezt aber ſehen die Arbeiter täglich mehr den Werth des Unternehmens ein. Die Geſellſchaft wird in der erſten Zeit nur an ſolche Arbeiter vermiethen, welche Actionäre geworden ſind. Als der Plan im Frühjahr entworfen wurde, operirte Proudhon noch mit ſeiner »Banque du peuple,« und die Vorſtädter ſchienen geneigter, ihre kleinen Summen zu Proudhon als zum Bau der Cités zu tragen. Seitdem hat die Proudhonſche Volksbank, welche ſich als die Erlöſerin von Elend und Armuth angekündigt hatte, vollkommenes Fiasko gemacht und das arme Volk mußte daran eine neue ſchlimme Erfahrung machen, während die Mauern in der Rue Rochechouart ſich täglich höher erheben. Dieß iſt, wie mir Chabert ſagt, vom größten Einfluß auf die Stimmung der Vorſtädte geweſen.

(Schluß folgt.)

Zur Goethefeier in Gießen.

(Fortſetzung.)

Wie in ſittlicher, ſo entwickelte ſich Goethe in äſthetiſcher Beziehung. Das Weſen des Maßes und die Idee der Form ward ihm vollends klar in der Anſchauung der antiken Bildwerke, und der hohe Styl der griechiſchen Meiſter ward auch der ſeine. Denn der Bildhauer ſcheidet mehr als jeder andere Künſtler den fremden Stoff, das unnöthige Beiwerk aus, er wirkt nur durch die Form, durch die Geſtalt allein, und ſolch eine klare Geſchloſſenheit, ſolch eine gediegene Durchſichtigkeit fand jezt Goethe für die Fülle und Tiefe ſeiner Gefühle; einem Plaſtiker gleich umgibt er die Geſtalten ſeiner Gedichte wie mit körperlichen Linien, ſo daß wir uns unter ihnen wie in einem Bildерſaale bewegen. Und wenn über den Inhalt ſeiner Werke nichts Bezeichnenderes bemerkt werden kann als jener Ausſpruch, welcher ſeine Selbſtbiographie eine Ergänzung der Bekenntniſſe nennt, die er in ſeinen andern Werken ſeinem Volke gemacht habe, ſo gibt über die Form derſelben nichts eine beſſere Auskunft als das förmliche Gelübde, das er vor einem Raphaelſchen Bilde that, daß ſeine Iphigenie kein Wort ſagen ſolle, das jene Heilige in ihrer geſunden Jungfräulichkeit nicht auch ausſprechen könne. Und ſo ward dieſes Gedicht zum Symbol der Vermählung des deutſchen und griechiſchen Geiſtes, indem Goethe zur antiken Mythe die chriſtliche Idee der Gnade, der Verſöhnung des Gemüths in der ſittlichen Geſinnung

Digitized by Google

der Liebe heranbrachte; das Götterwort redet als Stimme der Menſchenbruſt; in rhythmiſchem Wohllaute tönt das Preis- und Ehrenlied reiner Weiblichkeit als ein Triumphgeſang der Wahrheit, der Wahrhaftigkeit. — Und wie melodiſch offenbart nun Taſſo die Geheimniſſe des Dichtergemüths, den Segen und die Qual einer alleinwaltenden Phantaſie; wie tiefſinnig klar ſpricht er überhaupt den Begriff des Tragiſchen aus:

Zu fürchten iſt das Schöne, das Vortreffliche,
Wie eine Flamme, die ſo herrlich nützt,
So lang ſie dir auf deinem Herde brennt,
So lang ſie dir von einer Fackel leuchtet;
Doch greift ſie ungehütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen!

Oder in einer andern Stelle:

Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt!
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb' ein gütiger Gott auch uns dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

Unſer Dichter ſelbſt trat in ein neues Sonnenthal an Schillers Hand. Dieſer ſtand anfangs dem aus Italien zurückgekehrten Goethe mit einer ſonderbaren Miſchung von Haß und Liebe gegenüber, der Empfindung nicht unähnlich, die Brutus gegen Cäſar gehabt haben mag; bald aber ſchrieb er ihm, wie er einſehe, daß auch das Vortreffliche eine Macht ſey und auf ſelbſtſüchtige Gemüther nur als eine Macht wirken könne, daß es aber dem Vortrefflichen gegenüber eine Freiheit gebe in der Liebe. Und ſo ſchloſſen beide einen Bund des Ernſtes und der Liebe, eine Freundſchaft, die unſerer Nation zur Ehre gereicht, wechſelſeitig neidlos einander fördernd, zur Darſtellung der ganzen vollen Menſchlichkeit einander ergänzend. Goethe ſelber bekennt, daß er durch Schiller wieder zum Dichter geworden; er ſang jezt die römiſchen Elegien, er ſchrieb im Wetteifer mit Schiller die Balladen, und gemeinſam mit ihm die Xenien. Sogleich nach dieſem genialiſch kecken Angriff auf die Schwächen und Verkehrtheiten der damaligen Literatur wandten ſich beide zu eigenen neuen poſitiven Schöpfungen; Schiller dichtete den Wallenſtein, Goethe vollendete den Wilhelm Meiſter, das Abbild ſeiner eigenen allſeitigen Bildſamkeit, die alle Ströme der Zeit auf ſich wirken läßt und auch in holdem Irren des hohen Zieles einer einklangvollen Entwicklung aller Gemüthskräfte gewiß iſt, ſollte ſie auch anſcheinend es erlangen wie Saul, der nach ſeines Vaters Eſelinnen auszog und ein Königreich fand. Nun dichtete er Hermann und Dorothea, und ſtellte die Weltgeſchichte im Spiegel der Charaktere, den Umſchwung der Zeit in einem Seelengemälde, die Wandlung der Welt in einem häuslichen Kreiſe dar. Deutſcher Sinn und deutſche Sitte, der Geiſt der Dauer, der ſelbſtbewußt am Guten feſthält, und der Geiſt der Bewegung, der dem Alten das Neue freudig verknüpft, wurden hier in ächt homeriſcher Weiſe gefeiert, und der Dichter zeigte durch die That, wie er mit der franzöſiſchen Revolution in gleichem Stoff, aber nicht mit ihren furchtbaren und gewaltſamen Werkzeugen arbeitete, wie nach ihm die Freiheit nicht durch den Schrecken, ſondern durch Bildung und Geſittung, durch Einſicht und Wohlwollen herrſchen ſollte, wie das Fortſchreiten in lebendiger Entwicklung, die Erhebung und Veredlung des Beſtehenden ihn beſeelte.

Dann als ſpäter das Kriegsgetümmel Deutſchland erfüllte, ſuchte er Räthſel des Herzens in den Wahlverwandtſchaften zu löſen, ſuchte er die Natur um das Geſetz ihrer bildenden Kräfte ſtill zu befragen, die Wunder der Farben wie die Geſtaltungsweiſe im Wachsthum der Pflanzen, das Spiel der Wolken wie den feſten Bau der Gebirge kennen zu lernen. „Wie hätte ich," ſagt er ſelbſt, „die Waffen ergreifen können ohne Haß? wie haſſen können ohne Jugend? Wär' ich ein Zwanziger geweſen, ich wäre ſicherlich nicht der Lezte geblieben, allein ich war bereits über die erſten Sechzig hinaus. Kriegslieder ſchreiben und im Zimmer ſitzen, das wäre meine Art geweſen! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorpoſten wiehern hört, da hätte ich mir's gefallen laſſen. Doch das war damals nicht meine Sache. Aber in dem was die Natur mir zum Tagewerk beſtimmt, habe ich mir keine Ruhe gegönnt, habe ich gethan was ich konnte. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im Einzelnen und ſo miſerabel im Ganzen iſt; in Wiſſenſchaft und Kunſt habe ich die Schwinge gefunden, mich darüber hinweg zu heben; aber der Troſt, den ſie gewähren, iſt doch nur ein leidiger Troſt und erſezt das Bewußtſeyn nicht, einem großen und ſtarken Volk anzugehören. Doch iſt unſere Beſtimmung noch nicht erfüllt und ich halt' ihn feſt, den Glauben an Deutſchlands Zukunft!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Eifel, Oktober.

Die Ahr. — Walporzheim.

Von den vielen Tauſenden, welche den Rhein hinauf- oder hinabgefahren ſind, werden ſicherlich die meiſten von einem gewiſſen Ahrbleichart gehört und vom Dampfſchiff aus die Mündung des Flüßchens geſehen haben, an deſſen felſigen Ufern dieſer Wein wächst; kaum aber wird Einer unter Hunderten in Verſuchung gekommen ſeyn, dem Wein und dem Fluſſe bis zu ihren Quellen nachzuſpüren, obgleich die Reiſehandbücher pflichtſchuldigſt bei Sinzig melden, daß bei dieſer Stadt die Ahr, ein kleiner Fluß der Eifel, münde, deſſen ſchönes weinreiches Thal äußerſt ſehenswerth ſey. „So ſchön wie das Rheinthal iſt es doch nicht!“ denkt jeder, läßt den Blick freudig über die ſonnigen, grünen Rebenhügel des Stromufers ſchweifen und vergißt im Weiterfahren Sinzig und Ahr und Eifel. Sehr treue Beſucher hat das wildromantiſche Ahrthal dagegen an den Düſſeldorfer Landſchaftsmalern, welche dort ſo wie in andern Theilen des Eifelgebirges oft wochenlang Studien zeichnen, und an den Bonner Studenten, die ſich durch die verſchiedenen kräftigen Weinſorten, welche daſelbſt gekeltert werden, ungemein angezogen fühlen. Einem Studenten, der nur ein halbes Semeſter in Bonn zugebracht hat, iſt es unbegreiflich, wie es einen Menſchen im gottgeliebten deutſchen Vaterlande geben könne, der nicht „in der Ahr“ geweſen ſey und keinen „Walporzheimer“ getrunken habe. In der That iſt es auffallend, daß bei dem Namen „Grüneberger“ das Geſicht jedes deutſchen Mannes (die Grüneberger ausgenommen) plötzlich einen äußerſt herben Ausdruck gewinnt, bei dem Worte „Walporzheimer“ dagegen nur das Antlitz des Rheinländers ein Verklärungsglanz überfliegt; mindeſtens achtunddreißig Millionen des geſegneten Deutſchlands haben keine Ahnung davon, daß ſo hoch im Norden ein ſolcher Feuerwein wächst.

Mir war indeſſen ſchon in früher Jugend ſo manches Wundermährchen von dem ſtillen Zauberſee bei Andernach und den Flüſſen und Höhen der Eifel zu Ohren gekommen, daß ich auf einer Reiſe von Köln nach Mainz, die ich in Begleitung eines Freundes machte, mit dem letztern eines klaren Juninachmittags bei Remagen das Dampfſchiff verließ und über die Rheinhöhen, welche ſich ſüdweſtlich von dieſer Stadt erheben, in das Ahrthal hinabſtieg. Von dem höchſten Punkte dieſer Hügelkette bekommt man ſchon eine Vorahnung der romantiſchen Schönheit der Eifel; eine Maſſe von ſeltſamen Bergbildungen und Felſenpartien und manche heimliche Gründe hämmern aus der Ferne herüber. Das untere Thal iſt jedoch von ſanft abfallenden Hügeln und mäßig hohen Kuppen eingeſchloſſen, die unmittelbar bei der Mündung des Fluſſes ziemlich weit von einander liegen. Nur die Landskrone bei dem durch ſeine Mineralquelle bekannten Dorfe Heppingen ragt mit ihren Burgtrümmern ſtolz über alle Höhen ringsum empor. Erſt bei Ahrweiler ſchließen ſich die Berge dichter zuſammen und werden ſchroffer und felſiger. Bei dem letztern Städtchen iſt der Weinbau äußerſt bedeutend. Die Weinberge ziehen ſich bis an den Weg heran und in allen Gärten und Höfen ſieht man Rebenpflanzungen und die prächtigſten Rebenlauben. Die alterthümlichen Thürme und Mauern, welche Ahrweiler einſchließen, geben dem Orte ein eigenthümliches Gepräge des Alterthums. Der nahe bei der Stadt gelegene Calvarienberg, der ſich mit ſeinen ſchloßähnlichen Kloſtergebäuden und ſeiner Kirche am Fuß der ſteilen Ahrberge erhebt, trägt ebenfalls viel zu dieſem mittelalterlichen Charakter der Gegend bei. Ehemals gehörte das Kloſter den Franciskanern, jetzt iſt daſſelbe im Beſitz der Urſulinerinnen, welche eine Bildungsanſtalt für Mädchen darin errichtet haben. Bei dem Dorfe Walporzheim drängten ſich gewaltige Bergmaſſen an das Ufer des Fluſſes vor, auf deren Abhängen der obenerwähnte Walporzheimer wächst, ein äußerſt feuriger Rothwein von gewürzhaftem Geſchmack. So wie ein ächter Ungar die Zigeunermuſik mit ihren zauberhaften Klängen nur dann recht genießt, wenn das auf den Höhen der Heimath gereifte rothe Rebenblut vor ihm in der Flaſche funkelt, ſo genießt ein ächter Rheinländer die Schönheit des Ahrthales nur dann vollkommen, wenn er im Wandern von ſeinem feurigſten Weine, dem Walporzheimer, koſtet. Die Art und Weiſe, wie dieſer und der Ahrwein überhaupt gewonnen wird, iſt wahrhaft bewundernswerth. Auch der kleinſte Raum wird benutzt; auf den ſteilſten Bergeshängen, wo nur ein Fußbreit fruchtbarer Erde anzubringen iſt, grünen die Reben. An manchen Stellen ſcheint es unmöglich, daß Menſchen dort unverletzt hinauf- und herabgelangen. — Hinter Walporzheim wird das Thal immer enger und enger; die Berge thürmen ſich immer höher und höher empor und hart am Wege brauſt und ſchäumt die Ahr über Steingeröll dahin. Die Sonne war bereits hinter den Felſen verſunken, als wir das verfallene Kloſter Marienthal erreichten, deſſen öde Mauern unter ſchlanken Pappeln traurig daliegen. Eine Strecke weiter aufwärts, bei dem Dorfe Rech, erhebt ſich zur Linken des Weges ein höchſt eigenthümlicher Berg, der vor allen andern durch ſeine kegelförmige Geſtalt verräth, daß er einſt zu den Vulkanen gehörte. Der Fuß iſt ganz mit Wald bewachſen, in der Mitte findet ſich nur Geſträuch und der Gipfel iſt ganz kahl und nur hie und da mit Gras bedeckt. Zwiſchen Rech und Altenahr, dem großartigſten Punkte des Ahrthals, wandert man faſt unausgeſetzt zwiſchen ſteilen überhangenden Schieferwänden und ſeltſam geformten Felshäuptern. Vom Zauber der Gegend verlockt, hatten wir an verſchiedenen Stellen ſo lange geraſtet, daß bereits der Schein des Abendrothes verglommen war, als wir zum Dorfe Maiſchoß kamen. Für dieſe unwillkürliche Verſpätung wurden wir reich belohnt, denn am tiefblauen Nachthimmel ſtieg der klare Vollmond empor und goß ſein träumeriſches Licht über die wilden Felſen und die heimlichen Gründe, daß wir auf dem Boden eines Zaubermährchens zu wandeln glaubten. Auf himmelanſtrebenden ſchroffen, unzugänglichen Klippen lagen da die Ruinen der alten Saſſenburg neben uns, deren zerfallende Trümmer ſeltſam von den Strahlen des Mondes beleuchtet wurden. Wer vom Thurm einer ſolchen Burg hinabſchaute, der konnte wohl ausrufen, wie es im alten Volksliede heißt:

Auf dieſen wilden Höhen
Da wär' ein ſicheres Neſt!

In den Dörfern ringsum war ſchon Alles zur Ruhe gegangen, nur unſere Schritte ſchallten durch die Nacht. Gar lieblich war es zu ſchauen, wenn plötzlich einzelne Leuchtkäfer durch die Luft zogen und auf Augenblicke einen grüngoldenen Schein auf die ſchwarzen Felswände warfen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 267. Mittwoch den 7. November 1849.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

A. W. Schlegel.

Zur Goethefeier in Gießen.

(Schluß.)

In diesem Glauben ward das große Gedicht, in dem er sein Lebenlang niederlegte, was er Gewaltigstes gedacht und Süßestes empfunden, ward der Faust zu einem hohen Liede der Befreiung. Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen, Schöpfer einer Welt zu seyn, in welcher der Denker am Arbeiten und der Arbeiter am Denken Antheil nimmt und jede Kraft eine naturgemäße Wirksamkeit und Befriedigung findet, das war der Gedanke, welcher dem kühnen Kämpfergeist den Frieden und die Bürgschaft gab, daß Sinnenglück und Seelenruhe, daß Wissen und Genuß, Kunst und Leben zu versöhnen seyen; doch

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Der Dichter, der seiner Zeit und seinem Volke das Banner vorangetragen, erkannte gern und offen an, was er andern verdankte; der die prometheische Selbstkraft des Geistes gefeiert, er sah in dem Mangel an Ehrfurcht das Grundgebrechen des jetzigen Geschlechts und beugte sich in Demuth, in hingebender Liebe vor dem Unendlichen, als er sang:

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde streut,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Er lebte in dem lebendigen Gott, der durch Natur und Geschichte ihnen einwohnend sich offenbart und alle Bewegung zur ewigen Ruhe führt. Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen! in diesem Engelchor vernahm er die Verheißung einer unsterblichen Jugend; der Gehalt in seinem Busen und die Form in seinem Geist bot ihm ein Unvergängliches, und seiner fortschreitenden Bildung sicher, konnte er sagen:

„Die Feinde, die bedrohen dich,
Das mehret alle Tage sich;
Wie dir nur gar nicht graut!
Das Alles läßt mich unbewegt.
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt.
Und ist die nächste reif genung,
Abstreif' ich die sogleich,
Und wandle neubelebt und jung
Im frischen Götterreich!"

Ein Philosoph wie Fichte fand in Goethes Werken die Blüthe der Humanität, und behauptete, wo immer unser Geschlecht höher steige, da geschehe es nicht ohne sein Zuthun; ein Philolog wie Friedrich August Wolf begrüßte in ihm, dem Würdigsten unserer Edeln, den Hohenpriester des Hellenenthums, ein Naturforscher wie Humboldt bewunderte das tiefe Gefühl für die Natur, das alle Werke Goethes durchdringt, in den Liedern wie in der Metamorphose der Gewächse, in den Leiden des jungen Werther wie in den Erinnerungen an Italien, und erklärte, daß Niemand seine Zeitgenossen beredter angeregt habe, das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit

Digitized by Google

Philoſophie, Phyſik und Dichtung mit Einem Bande umſchlang; die herrlichſten mitſtrebenden Dichter, Schiller und Jean Paul, Lord Byron und Mickiewicz huldigten ihm nicht minder, als eine nachwachſende Jüngerſchaar des In- und Auslandes in ihm den Meiſter der Kunſt, den Begründer einer Weltliteratur, den geiſtigen Befreier verehrte; und die phantaſievollſte Dichterin der Neuzeit wand alle Gedanken der Liebe zu einem duftigen Blumenkranz zwiſchen die Lorbeerblätter, die des Gottbegnadeten Stirne ſchmückton. Und doch bekannte er bei ſolch reichem, ſolch ſchönem Leben, daß er nur wenige Tage ungetrübten Glücks genoſſen! Denn wer als größter Lyriker jeder Empfindung eine melodiſche Stimme verleihen ſollte, deſſen Herz mußte ſo zart beſaitet ſeyn, daß ſo Vieles, was die Andern unberührt läßt, ihn mächtig erſchütterte, innigſt durchzitterte, der mußte Alles durchfühlt haben, was von Menſchen nicht gewußt oder nicht gedacht, durch das Labyrinth der Bruſt wandelt in der Nacht; wer den Fauſt ſollte ſagen laſſen: der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an! der mußte empfunden haben, was dieß heißt, und der mußte die himmliſchen Mächte kennen, der den Harfenſpieler ſingen ließ:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Tiefſchmerzliche Zeilen, die der edlen Königin Louiſe im bedrängteſten Augenblick ihres Lebens einen peinlichen Troſt gewährten. — Er hatte es ſich ſauer werden laſſen ſein Lebenlang, darum trat aber auch Napoleon zu ihm mit der Anrede: „Sie ſind ein Mann!“ Darum konnte er ſelber Einlaß begehrend in das Paradies der Helden vor der wachehaltenden Paradieſesjungfrau den eigenen Himmelfahrtsgeſang anſtimmen:

Ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſeyn.

Schärfe deine kräft'gen Blicke,
Dann durchſpähe dieſe Bruſt,
Sieh der Lebenswunden Tücke,
Sieh der Liebeswunden Luſt.

Und doch ſang' ich gläubger Weiſe,
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie ſie auch kreiſe,
Liebevoll und dankbar ſey.

Mit den Trefflichſten zuſammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den ſchönſten Herzen prangt.

Nein, du wählſt nicht den Geringern,
Gib die Hand, daß Tag für Tag
Ich an deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

Die Cités ouvrières zu Paris.

(Schluß.)

Proudhon, der die gefährliche Nebenbuhlerſchaft der Cités für ſeine untergegangene Volksbank wohl erkannte, unterließ kein Mittel, um das Werk beim Pariſer Volk zu verdächtigen und ihm die Sympathien der Vorſtädte zu rauben. In ſolche ſchreckliche Einſeitigkeit verlor ſich dieſer Mann, während man anerkennen muß, daß die Fourieriſtiſche Schule des Socialismus, die in der »démocratie pacifique« ihr Organ hat, das Werk Chaberts ſeiner humanen Natur wegen, trotz ſeiner eigentlichen antiſocialiſtiſchen Tendenz, immer gerne und wohlwollend unterſtüzt hat. Proudhon hat alle möglichen Gründe gegen das Werk der Cités vorgebracht, um es von vorne herein zu ſtören. Auch die Unterſtützung deſſelben durch den Präſidenten der Republik war ihm ein Grund dagegen. „Herr Napoleon Bonaparte,“ ſagte er zu den Arbeitern, „hat einmal eine ſocialiſtiſche Broſchüre geſchrieben, er hat von der Ausrottung des Pauperismus geſprochen; durch die Unterſtützung dieſer Cités will er ſich ſeiner ſocialiſtiſchen Vergangenheit vollkommen entledigen. Der ganze Socialismus des Herrn Bonaparte beruht in der Anwendung des Militärſyſtems auf das bürgerliche Leben, ſein Ideal iſt die gemeinſchaftliche Kaſerne. Die Cité ouvrière iſt der verkörperte napoleoniſche Socialismus.“

Aber Proudhon ging noch weiter. Er, der ſo viel gegen Egoismus geſchrieben, hat ſich in ſeinem Egoismus nicht entblödet, den Egoismus der Pariſer Hausbeſitzer gegen das Werk der Humanität aufzurufen. Er macht die Hausbeſitzer darauf aufmerkſam, welcher Nachtheil ihnen von den Cités drohe. Wenn ſich an allen Enden von Paris ſolche Kaſernen mit bequemer Einrichtung erheben, ſo könnten ſie ja ihre ſcheußlichen Kellerlöcher und Dachböden nicht mehr an das Volk vermiethen, ſie müßten durch die Cités ruinirt werden. An den niedrigſten Egoismus des Eigenthums appellirt der Mann, der das Eigenthum einen Diebſtahl genannt hat, und der ſich als der alleinige Erlöſer des Volkes geberdet, um ein Werk zu ſtören, das nur das Wohl des Volks im Auge hat. Und warum dieſer Zorn des ſocialiſtiſchen Prieſters, woher ſeine Gleichgültigkeit gegen die Vortheile, welche die Cités den Arbeitern gewähren ſollen? Weil ſie ohne ihn entſtanden ſind, weil ſie ſeiner wieder

Digitized by Google

untergegangenen Volksbank einen Strich durch die Rechnung machen mußten.

Sodann hat er auch die revolutionäre Stimmung der Vorstädte gegen die Cités angerufen und dieselben namentlich dadurch bei den Arbeitern verdächtigt, daß er sagte: „man will euch einsperren, man will euch stets nach Bequemlichkeit hinter Schloß und Riegel haben, man will eure Faubourgs vernichten, jene braven Bataillons, welche immer bereit sind, wenn die Freiheit ihrer Hülfe bedarf.“ Der Gedanke, das Volk immer nur als Futter für die Revolutionen zu betrachten, sein Elend als Stachel zur Emeute zu benutzen, blickt hier in abscheulicher Klarheit durch, während das Chabert'sche Werk allerdings die Emeute bekämpft, aber gewiß auf die edelste Weise, indem es sich bemüht, denen, die ihm vertrauen, eine menschliche Existenz zu bereiten.

Chabert hat mir gestanden, diese Proudhon'schen Umtriebe seyen eine Zeitlang nicht ohne Einfluß auf die Stimmung der Vorstädte gewesen; dieß sey aber ganz anders geworden, als Proudhon die Volksbank, welche er als Universalmittel pries, aufgeben mußte. Seitdem ist die Stimmung der Arbeiter den Cités durchaus günstig, das Fortschreiten des Baus in der Rue Rochechouart imponirt ihnen und aus allen Kreisen der Pariser Arbeiterbevölkerung melden sich jezt Leute, um nach und nach eine Aktie einzuzahlen und damit die Anwartschaft auf eine Wohnung in der Cité zu erhalten.

Das Hauptbedenken, das sich gegen das Werk vorbringen läßt, ist dieses, daß es immer nur ein Palliativmittel zur Ausrottung des großen Sumpfes bleiben wird, der das Volksleben verpestet, und daß die wenigen Glücklichen, welche in eine Cité aufgenommen werden können, als Privilegirte einer großen Masse Elender gegenüber erscheinen müssen. Bis jezt ist erst so viel Geld zusammengebracht, um Eine Cité zu erbauen und in dieser werden nur wenige Arbeiterfamilien Aufnahme finden können, welche bereits im Stande waren eine oder mehrere Aktien zu ersparen, die also schon an und für sich nicht eigentlich auf der untersten Stufe des Pariser Elends stehen. Die Cité wird ungefähr 150 Arbeiterfamilien fassen können; damit ist denn freilich noch wenig in dem Schlamm und Schmuz der großen Pariser Volksnoth aufgeräumt. Bis das Geld zu mehreren Anstalten, zu einer für jedes der zwölf Arrondissements zusammengebracht ist, wird noch lange Zeit vergehen, wenn es, bei der wankelmüthigen Natur des Franzosen, überhaupt zusammen kommt, und selbst dann wäre immer nur 1800 Pariser Familien geholfen, die den großen Volksmassen gegenüber leicht als bevorzugt erscheinen können. Aber ist es denn so etwas geringes, 1800 Familien, und vorläufig auch nur 150 dem physischen Elend und dem moralischen Verderben zu entreißen? Darf im Gefühl, daß man nicht ganz und gar helfen kann, auch die geringere Hülfe versäumt werden, und ist es denn überhaupt gar nichts, eine Menge Familien zu retten? Wir loben es an Chabert, daß er sich durch solche Bedenken nicht entmuthigen läßt, und es ist viel gewonnen, wenn einmal die erste Cité in der Rue Rochechouart bevölkert ist.

Die Errichtung der Cités ouvrières hat auch bereits in Deutschland Aufmerksamkeit erregt, und wie mir Chabert sagt, hat die österreichische Regierung eine eigene Commission hieher gesendet, um das Werk zu prüfen. In Berlin geht man mit ähnlichen Planen um. Schließlich kann ich Allen versichern, die sich für das Werk der Humanität interessiren, daß Chabert immer bereit seyn wird, die ausführlichste Auskunft zu ertheilen.

Passy bei Paris.

F. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Piemont, Oktober.

König Carl Albert.

Das sardinische Schiff, das den königlichen Leichnam in Portugal abholte und in die Heimath zurücktrug, ist angekommen. Prächtige Katafalke erheben sich in allen Kirchen, in Turin und überall im Lande werden Todtenfeiern gehalten für den König, dessen ganze Kriegsmacht bei Custozza und Novara gebrochen wurde, der da nicht leben und nicht sterben konnte, und zulezt von der Krone wundgedrückt, sie niederlegte und aus dem Lande ging. Seine Irrthümer, seine verlorenen Schlachten und sein Exil hindern nicht, daß man ihm auf der Superga und in Turin prächtige Denkmäler und Statuen mit hochtönenden Inschriften sezt, über die Mit- und Nachwelt lachen werden. — Die Geschichte wird über kurz oder lang enthüllen, was seit mehreren Jahren das Gemüth dieses Königs in solche Wider-

Digitized by Google

ſprüche geſtürzt hat, wieviel perſönliche Abneigung gegen das verwandte Oeſterreich auf ihn gewirkt, wieviel Luſt dieſem Drang als Spada d'Italia nachzugeben, wieviel drängende Volks- oder Parteiſtimmung, wieviel edler, patriotiſcher Sinn, oder wieviel Eitelkeit, wieviel freier Wille und wieviel Zwang von Außen, wieviel Redlichkeit und wieviel Falſch. Immer ſteht feſt, daß Carl Albert in der wankenden und endlich verlorenen Schlacht von Novara den Tod ſuchte, gleichſam zur Sühne begangenen Unrechts. Als er weder Sieg noch Tod fand, legte er die Krone nieder. — Unter ſeinen militäriſchen Umgebungen war in jenem dreitägigen Feldzug auch der junge Fürſt Czartoriſky, Sohn des in Polens neuerer Inſurrektionsgeſchichte vielfach thätigen Fürſten Alexander Czartoriſky in Paris. Er hat über dieſen Feldzug ein Tagebuch geführt, in dem ein lobenswerther Geiſt der Gerechtigkeit und Anerkennung gegen Freund und Feind, dabei viel Ruhe und Sachkenntniß herrſcht. — Der piemonteſiſch-lombardiſche Feldzug von 1849 wurde unſinnig unternommen auf das Drängen einer Partei, das nur zu traurigem Ende führen konnte. Voriges Jahr hatte es Carl Albert ſehr gern geſehen, daß man ihn zum Krieg zwang; 1849 hingegen, beim Mangel an Vorbereitung auf einen neuen Krieg gegen den erſtarkten Feind, ſah er es nicht gern, mußte aber, trotz aller ungünſtigen Umſtände, der übermächtig gewordenen Partei nachgeben. Die piemonteſiſche Armee iſt gewiß gut, aber beim Beginn des Feldzugs im März d. J. fehlte es ihr an Zutrauen zu ſich ſelbſt. Die Erinnerung an den unglücklichen Feldzug von 1848, an die Schlacht von Cuſtozza und den traurigen Rückzug der Armee mit dem Verluſt aller errungenen Vortheile lag ihr noch zu nahe. Ihre Cadres waren in größter Eile wieder ausgefüllt worden, Unterricht und Uebung waren noch ſehr mangelhaft, ſie hatte nichts für ſich als ihre Tapferkeit und den Muth des Königs. Die Armee iſt auch nur durch den Verein vieler unglücklichen Umſtände geſchlagen worden. Die klügſten Plane, die gelehrteſten Manövers hätten hier nicht helfen können. Der Plan des Generals Chrzanowsky, der ſo hart getadelt worden iſt, war doch der einzige, der möglicherweiſe gelingen konnte, der Plan, ſo ſchnell wie möglich, und koſte es was es wolle, gerade gegen den Feind zu rücken. Konnte aber der piemonteſiſche General alle ſeine Streitkräfte concentriren und ſo vorrücken, dabei aber die ganze Teſſinlinie und Turin einem feindlichen Handſtreich Preis geben? Dieß wäre eine Strategie geweſen, ebenſo unüberlegt als die Politik, den Krieg jetzt anzufangen. Als Chrzanowsky einmal mit der Armee in der Linie ſtand, hat er mit Feſtigkeit, Muth, Kaltblütigkeit und Sachkenntniß operirt, er hat mit dieſer Armee Alles gethan, was in dieſem unſinnig übereilten Feldzug immer möglich war. Man braucht nur zu bemerken, wieviel die Oeſterreicher an Mannſchaft verloren haben, um ſich zu überzeugen, daß ſich die piemonteſiſche Armee nicht ohne tapfern Widerſtand zurückgezogen hat. Sie hatten in dem kurzen Feldzug von Novara viertauſend Todte und Verwundete, darunter hundert und fünfzig Offiziere. Gewiß verdient eine Armee alle Achtung, die, desorganiſirt wie ſie war, noch Kraft genug hatte, um dem Feind ſolche Wunden zu ſchlagen. Die Haupturſache des Unglücks war 1848 wie 1849 dieſelbe — die Demagogie. Wäre Carl Albert nicht von ihr gezwungen, wäre er nicht in die Alternative gedrängt worden, den Krieg anzufangen, oder ſeinen Thron zu verlieren, zu ſiegen oder abzudanken, ſo hätte er wenigſtens ſeine Würde als König bewahrt, er hätte als König mit dem ſiegreichen Feind unterhandeln können. Die Demagogie hat ihn ihrer leidenſchaftlichen, unverſtändigen und doch feigen Uebereilung geopfert. Jetzt rühmt und preiſt ſie den unglücklichen König und errichtet ihm Prachtmonumente und Statuen. So hat die Demagogie die Könige gern — wenn ſie fortgehen und ſterben.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Eifel, Oktober.

(Fortſetzung.)

Altenahr.

Eine auffallende Bergbildung findet ſich noch in der Nähe der Lochmühle, wo ſich ein Felskegel ſenkrecht auf einer mäßig hohen Kuppe erhebt. Umweit derſelben macht die Ahr eine bedeutende Krümmung, und das Thal wird immer enger und ſchauerlicher und die Felſengruppirung immer kühner und majeſtätiſcher. Der letzte Ort vor Altenahr iſt Reinerzhofen. Bei dieſem kleinen Dorfe gewinnt die Gegend einen ſo wildromantiſchen Charakter, daß wir beim ungewiſſen Schein des Mondes die wunderbarſten Geſtalten in den Gründen und auf den Höhen erblickten und jede Minute unſere Schritte hemmten, um zu erforſchen, ob das, was im Rieſenſchatten der Berge vor und neben uns lag, eine Felſengruppe, ein Dorf oder eine zerfallene Burg ſey. Eine unermeßliche Stille herrſchte zwiſchen dieſen unzugänglichen Klippen; nur dann und wann ward ſie von einem plötzlichen Aufrauſchen der Ahr unterbrochen, auf deren zitternden Wellen ſich das bleiche Mondlicht wiegte. — Um die kurze Strecke von dem ebenerwähnten Dörfchen bis zu dem ſogenannten „Durchbruche" vor Altenahr zurückzulegen, brauchten wir faſt eine volle Stunde, ſo feſſelten uns die Schönheiten, welche die zwei Urmächte Feuer und Waſſer auf dieſem kleinen Fleckchen des Rieſenballes der Erde geſchaffen haben. Der Durchbruch am Fuße der Burg Altenahr iſt ein in den Felſen gehauener, 192 Fuß langer Tunnel, an deſſen Ausgange das Dorf Altenahr liegt. Es war ein freudiges Gefühl, als uns nach der unheimlichen Wanderung durch das kühle, hallende Gewölbe, in welchem finſtere Nacht herrſchte, plötzlich wieder die reine, warme Luft umwehte, und wir den milden Schimmer des Mondes wieder auf den düſtern Felſen und rauſchenden Fluthen erblickten. — Die Bewohner des kleinen Dorfes waren lange ſchlafen gegangen; in dem am Fuß der Ahrburg gelegenen Gaſthauſe „zum Durchbruch" fanden wir aber noch ein reges Leben. Wir trafen dort eine Geſellſchaft der oben genannten treuen Eifelbeſucher, ſechs Studenten aus Bonn, welche den heldenmüthigen Entſchluß gefaßt hatten, bei feurigen Abſchweinen die dritte Morgenſtunde zu erwarten, um dann auf einem ſchnellen Fuhrwerk direkt nach der Muſenſtadt zurückzukehren. Kräftig und fröhlich wie wir waren, beſchloſſen wir ebenfalls noch einige Stunden der Nacht zu verplaudern und ſetzten uns an das andere Ende des langen Tiſches, an welchem die akademiſche Jugend lachte, ſang und zechte. — In der Meinung, daß Niemand der Anweſenden ſie verſtehen werde, begannen nach einiger Zeit plötzlich zwei der Studenten ein Geſpräch in niederdeutſcher Zunge. Da die übrigen Studenten Bayern und Schwaben waren, und mein Reiſegefährte (ein Schleſier von Geburt) und ich ebenfalls mit oberdeutſchem Accent redeten, ſo durften ſie vorausſetzen, daß im Gaſtzimmer zum Durchbruch die alte Saſſenſprache nur ihnen geläufig ſey. Mir aber, als einem ächten Niederſachſen, entging kein Wort von ihrem Geſpräch und mit wahrer Freude lauſchte ich den heimathlichen Klängen, die ich ſo lange nicht vernommen. Der eine war ein Hannoveraner, der andere ein Mecklenburger. Dieſe Freude wurde noch um ein Bedeutendes erhöht, als der erſtere bei Erwähnung des Laacher Sees eine Sage von einem kleinen Heideſee ſeiner Heimath erzählte, die mir durchaus neu war.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 268. Donnerſtag den 8. November 1849.

— Heil dir und Gruß, Goldſchollige, Garbenbegabte!
Du, geſäugt an den Brüſten des Meers und der Erd' und des Himmels!
Du, begabt mit dem Beſten, was bringet die See und das Trockne!

Koſegarten.

Nordſeefahrten.

Welch jäher Gegenſatz zeigt ſich dem Auge des Wanderers, der auf der Krone eines der hohen Deiche ſteht, welche die Marſchen der Weſtküſte Schleswig-Holſteins gegen die brauſenden Wogen der Nordſee ſchützen! Auf der einen Seite, unmittelbar zu ſeinen Füßen, eine herrlich grüne Wieſe mit einem Graswuchs von einer Ueppigkeit, wie man ſie ſelten findet, belebt durch Heerden von hunderten weidender Ochſen, Kühe, Pferde, Schafe, Gänſe; dazwiſchen wogende Weizenfelder, deren ſchwere Aehren von der Kraft des Bodens zeugen, oder weite Flächen mit Raps, deſſen Blüthen uns goldgelb entgegen ſchimmern. Die Gehöfte der Marſchbewohner liegen zerſtreut umher in dieſer fruchtbaren Ebene, auf kleinen, künſtlich aufgeworfenen Hügeln, „Werfte" genannt, und ihre grellrothen Ziegeldächer und Wände glänzen hell hervor aus dem dunkelgrünen Kranz der umgebenden Bäume. Alles iſt hier Fruchtbarkeit, Wohlſtand, rege Betriebſamkeit, das Bild einer lieblichen Landſchaft, geſchaffen durch den ausdauernden Fleiß des Menſchen. Und auf der andern Seite des Deiches plötzlich das Meer in ſeiner ganzen Unermeßlichkeit. Brauſend ſchlagen die Wogen an den mit Strohgeflechten geſchützten Fuß des Deiches, der ihrem Fortwühlen ein Ziel ſezt, und ihr weißer Schaum ſprizt oft hoch herauf dem Wanderer in's Geſicht. So weit das Auge reicht, iſt hier Alles öde und unbelebt, nur in weiter Ferne, kaum erkennbar, taucht bisweilen, wenn eine mächtige Welle das Fahrzeug gerade auf ihrem Rücken erhebt, das Segel eines Fiſcherboots auf.

Eine Wanderung auf den zwanzig bis dreißig Fuß hohen, oben zehn bis zwölf Fuß breiten Deichen, welche faſt die ganze Weſtküſte Schleswig-Holſteins umgürten, wird durch dieſen Contraſt ſehr anziehend. Aber man wird das Schauſpiel bald ſatt; bei aller Ueppigkeit haben die Marſchlandſchaften doch viel Einförmiges. Immer nur Wieſen und Kornfelder, nirgends Berge, Hügel, Wälder. Auch Huſum, das kleine freundliche Hafenſtädtchen mit ſeinen Giebelhäuſern aus rothen Ziegelſteinen und den grünen Lindenbäumen davor, die ganz nach holländiſcher Sitte, von der man überhaupt hier an der ganzen Küſte viele Spuren trifft, unter ſcharfer Scheere gehalten werden, kann nach einem mehrtägigen Aufenthalt leicht Sehnſucht nach Fortkommen erzeugen. So wacker ſeine Bewohner ſind, ſo ächt deutſch geſinnt ſie ſich im dießjährigen Feldzug gegen Dänemark wieder bewieſen und freudig Opfer über Opfer für die gerechte Sache ihres Vaterlandes gebracht haben, ſo mag ein Fremder doch nur zu bald recht langweilige Stunden unter ihnen verleben.

So freute ich mich, den das Schickſal während des dießjährigen Krieges auf mehrere Tage nach Huſum verſchlagen hatte, nicht wenig, als ſich mir eine Gelegenheit bot, daſſelbe wieder zu verlaſſen. Es galt, in einer kleinen „Schluup," wie man ſie zur Küſtenfahrt braucht, nach Helgoland und von dort nach Curhafen oder Bremerhafen zu ſegeln, um wo möglich die Zahl der däniſchen Kriegsſchiffe, die in der Nordſee herumſchwärmten, zu erſpähen und zugleich Schellfiſche und andere Lebensmittel auf die dortigen Märkte zu bringen. Schleswigſche Seeleute von einer der kleinen „Hallige," die an dieſer Nordſeeküſte liegen, unternahmen dieſes ziemlich gefährliche Geſchäft. Ihr Fahrzeug

Digitized by Google

konnte leicht von einem däniſchen Kriegsſchiff gekapert werden. Es war aber auch guter Verdienſt dabei zu hoffen, und in dieſer ſchlechten Zeit, wo die Schifffahrt nun ſchon im zweiten Jahr ſtockt und viele Hände in gezwungenem Müſſiggang feiern, wagt der Seemann Ungewöhnliches. Mir aber, dem im unglücklichſten Fall eine unfreiwillige Reiſe nach Kopenhagen bevorſtand, mußte eine ſolche Seefahrt, die lebendigen Scenenwechſel verſprach, willkommen ſeyn, und mit Freuden nahm ich den Vorſchlag an, die Fahrt mitzumachen und dafür ein halbes Dutzend Flaſchen Rum zur Verproviantirung des Fahrzeugs beizutragen.

Es war eine ziemlich dunkle Sommernacht, als wir Abends zehn Uhr mit der ſteigenden Fluth von einem Damme, der eine halbe Stunde von Huſum liegt, abfuhren. Schon das Hinkommen an dieſen entlegenen Punkt, den die Schiffer gewählt hatten, weil ihre Fahrt in Huſum nicht bekannt werden ſollte, war ziemlich abenteuerlich. Ein halberwachſener Matroſenjunge, der meine leichte Reiſetaſche trug, diente mir als Führer, ſchien aber ſelbſt nicht recht des Weges kundig zu ſeyn. Wir kamen von dem rechten Deiche ab, geriethen, als wir querfeldein gehen wollten, zwiſchen Gräben, die wir überſpringen oder durchwaten mußten, was ſehr unangenehm war, wurden bald darauf von einem Viehhirten, zwiſchen deſſen Heerde wir gekommen waren, für Diebe gehalten und ſehr unſanft begrüßt, ſofort aber, da er uns für ehrliche Leute erkannte, auf den rechten Weg gewieſen, ſo daß wir endlich durchnäßt und beſchmuzt nach zweiſtündiger Irrfahrt bei unſerer Schluup ankamen. Der Kapitän oder Schiffer derſelben empfing mich mit einem freundlichen: „warum bei allen Teufeln laſſen Sie mich ſo lange warten?“ Dabei gab er dem Schiffsjungen zum Willkomm eine ſo derbe Ohrfeige, daß ich glaubte, dieſem müſſe der Kopf vom Rumpfe fliegen. Der ſchien aber an dergleichen Zuſpruch ſchon gewöhnt; er achtete nicht viel darauf, pfiff ſchon nach einigen Minuten wieder ganz luſtig ſein „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ und machte ſich nachher an Bord, ſo oft er konnte, heimlich an die Rumflaſchen, was ihm noch einigemal tüchtige Püffe und Fußtritte von dem alten Schiffer zuzog, der, wie ich erfuhr, ſein Großvater war. Man hat im Binnenlande kaum einen Begriff von der rauhen Behandlung, der die Schiffsjungen auf den norddeutſchen Seeſchiffen ausgeſezt ſind. Hiebe mit Tauenden, Rippenſtöße und Püffe aller Art werden ihnen von den Kapitänen, von Steuerleuten, ja von Matroſen reichlich zu Theil, und doch ſind dieſe Jungen gewöhnlich friſch, geſund und von der ausgelaſſenſten Munterkeit.

(Fortſezung folgt)

Kriſen in der Geſchichte.

(ſ. Nr. 198. 199.)

Die Bedeutung der Zahl in der Gegenwart.

Die Redaktion dieſes Blatts hat meinen lezten Aufſaz mit der Aufſchrift „Kriſen in der Geſchichte“ mit einer Verwahrung aufgenommen (Nr. 198). Bei manchen Leſern mag ſolche auch nöthig geweſen ſeyn; aber dieſe Leſer haben eben keinen Begriff von der Macht der Zahlen in jeder Uebergangszeit. Und dieſe Macht zeigt ſich doch ſchon im Leben des Einzelnen. — Der junge Mann, der auf längere Zeit ſeinen Wohnſiz an einem Orte genommen hat, lebt in der Regel ſeine Tage fort, ohne ſie zu zählen und über jeden einzelnen ſich Rechenſchaft abzulegen. Aber wenn einmal das Ende des Aufenthalts beſtimmt iſt, dann werden die Tage gezählt, dann wird die noch übrige Zeit eingetheilt, als koſtbar betrachtet. In dieſer gezählten Zeit wiederholen ſich ihm nun in flüchtiger Eile alle wichtigeren Berührungen, in die er während ſeines Aufenthalts gekommen. — Es wird abgerechnet mit der Koſtreicherin, dem Miethsherrn, den Kaufleuten und Handwerkern. Er nimmt Abſchied von den Leuten, mit denen er in Geſchäftsverbindung geſtanden, er ſagt ſeinen Freunden Lebewohl. Kommt das Ende noch näher, ſo werden ſogar die Stunden gezählt, ſo drängen ſich die Berührungen noch enger zuſammen, ſo verſammeln ſich oft die Freunde, um in wenigen Stunden die Erinnerungen der ganzen verfloſſenen Zeit noch einmal raſch an ſich vorübergehen zu laſſen. Am Schluß werden ſogar die Minuten gezählt, um nicht den Eilwagen, die Eiſenbahn zu verſäumen.

Dem Jüngling liegt das künftige Leben in endloſer Länge vor der Einbildung; er verträumt gern Tage und Wochen, um nur die lange Zeit zu kürzen. Dem Manne iſt die Zeit ſchon koſtbarer, er berechnet die Jahre der Kraft, die vor ihm liegen, um ſich und ſeiner Familie eine ſichere Zukunft zu bereiten. Dem Manne in vorgerückteren Jahren, dem Greiſe vollends, werden die Jahre noch werthvoller, er beeilt ſich noch mehr, die immer ſchneller vorbeieilende Zeit zu nüzen für ſich und die Seinigen. Das Ende tritt ihm immer näher, der Abſtand bis zum Ende wird ihm immer ſichtbarer.

Dem Mann, den eine ſchwere hizige Krankheit niedergeworfen, werden vom Arzt und den Seinigen mit ängſtlicher Beſorgniß die Tage gezählt, nach deren Ablauf die Krankheit weichen oder den Leidenden verzehren wird. Man zählt mit ſorgender Genauigkeit die Stunden des Schlafs, der Arzneireichung, ſogar die Sekunden des Pulsſchlags. Während aber die Umſtehenden die Zeit des Kranken zählen, fliegen ihm vor ſeinem innern Auge oft mit furchtbarer Klarheit

Digitized by Google

in raſcher Eile alle wichtigeren Begebenheiten der Vergangenheit vorüber, liegt ſein ganzes Leben in ein enges Spiegelbild zuſammengedrängt vor ihm.

In einer ſolchen gezählten Zeit mit all ihrer unheimlichen geſchäftigen Eile lebt nun gegenwärtig unverkennbar das deutſche Volk, in einer Zeit, wo den bisherigen Zuſtänden bereits ein feſtes Ziel geſetzt iſt, das immer klarer aus den Nebeln der Zukunft hervortritt, wo jeder im ahnungsvollen Gefühl des Kommenden mit angſtvoller Geſchäftigkeit ſeine eigenen Zuſtände vorher noch zu ordnen ſucht, und wo in dieſer Geſchäftigkeit alle Fehler des Volks und ſeiner Führer ſeit Jahrhunderten ſchnell ſich wiederholend an uns vorbeieilen. Wird das anders, wenn wir zu vergeſſen ſuchen, daß wir in ſolch unruhevoller, gezählter, verkürzter Zeit leben, wenn wir die ſorgloſe, ungezählte, lange unſerer Großeltern zurückwünſchen? — Iſt es nicht beſſer, jetzt öfter als ſonſt nach dem Uhrzeiger zu blicken, ſelbſt die Sekundenuhr zur Hand zu nehmen, und mit den Bewegungen derſelben die raſch ſich wiederholenden gewaltſamen Schläge der Weltgeſchichte zu vergleichen? — Und iſt es zu verwundern oder zu verargen, wenn Einzelne aus den ſchnell einander folgenden Schlägen der Gegenwart Schlüſſe zu ziehen wagen auf das, was kommen wird? beſonders jetzt, wo das Volk im gefühlten Bedürfniß ſolcher Berechnung durch eine Maſſe ſinnloſer Prophezeihungen von Gewinnſüchtigen irregeleitet und ausgebeutet wird?

Um ſo weniger kann der aufmerkſame Leſer die Macht der Zahlen in dieſer Zeit verkennen, als dieſelbe in unſern öffentlichen Verhältniſſen mit jedem Jahr ſich mehr geltend macht. — Sonſt galt als Wahrheit, was die Weiſen des Volks ausgeſprochen hatten und was durch den unmerklichen Einfluß ihrer Worte und Schriften bei der Menge nach und nach Eingang und Anerkennung gefunden hatte. Nach den jetzigen Einrichtungen iſt Wahrheit, was in einer Verſammlung von 300 Männern nach einer Beſprechung von wenigen Stunden 151 bejahen, iſt Unwahrheit, was nur den Beifall von 149 erhält. Sonſt galt als der Würdigſte derjenige, der ſich durch ſeine Leiſtungen ausgezeichnet oder der durch Bittſchriften und Bittgänge, ſchriftliche und mündliche Empfehlungen und fortgeſetzte Bemühung bei Mächtigen ſich Eingang zu verſchaffen gewußt. Jetzt iſt der Würdigſte, wem nach einer kurzen Rede in den Wahlverſammlungen von 1000 Wahlſtimmen 501 zufallen, und unfähig derjenige, auf den nur 499 ſich vereinigen. — Sonſt war ſelbſtſtändig, wer ſich und eine Familie zu ernähren im Stande war, hatte jeder Einfluß im Verhältniß ſeiner ſittlichen und geiſtigen Bildung. Jetzt hat in der Regel jeder gleich viel Gewicht bei den Wahlen, er mag ſich ernähren können oder nicht, er mag hohe Bildung haben oder gar keine, wenn er nur das feſtgeſetzte Ziel der Volljährigkeit erreicht hat.

Wenn die Menſchen durch ihre Einrichtungen den Zahlen einen ſolchen beherrſchenden Einfluß einzuräumen ſich genöthigt ſehen, dürfen ſie ſich wundern oder gar ärgern, wenn auch in den Ereigniſſen die nackte Zahl mit ihrer harten, ſchneidenden Schärfe beängſtigend hervortritt? — Die Herrſchaft der Zahlen, welche die Menſchen in ihren Einrichtungen anzuerkennen ſich genöthigt ſehen, iſt doch nur der Ausdruck des harten Geſetzes, unter dem die ganze Gegenwart leidet.

Wenn die Zeit des Uebergangs vorbei iſt, wenn die Kämpfe ausgekämpft ſind, dann wird auch die herbe Zahl wieder von der Oberfläche des Lebens zurücktreten und von weicheren Formen des Genuſſes und der wahren Freiheit umkleidet werden. Dann wird auch wieder eine Zeit kommen, wo man die raſchen Pulsſchläge der Zeit nicht mehr fühlen kann, dieſelben nicht mehr zu zählen veranlaßt iſt, wo man in der Stille und Ruhe des irdiſchen Daſeyns die Schwingungen des höhern geiſtigen Lebens um ſo beſſer und ungeſtörter zu vernehmen im Stande iſt.

Die Zeit der Wahlkämpfe, der ſtändiſchen Debatten iſt nicht geeignet für die Kämpfe, wie Deutſchlands große Geiſter im vorigen Jahrhundert ſie ſo ruhmvoll beſtanden. Dieſe Helden des Geiſtes waren alle ſchon heimgegangen oder doch ſtille geworden, als die Zeit kam der Helden und Streiter. für die äußere Freiheit und Wohlfahrt. Auch Englands größter Dichter ging der Zeit der politiſchen Kämpfe voran. Eben ſo waren auch Frankreichs große Geiſter nur die Vorboten, nicht die Leiter der Bewegung, welche die Maſſen durchdrang, der großen Umwälzung. — Aber während der unruhevollen verkürzten Zeiten des Uebergangs treten immer Abſchnitte vorübergehender theilweiſer Ruhe ein, in welchen aus den Quellen des höhern geiſtigen Lebens ſtärkender Balſam fließt in die Wunden, welche die Zeitkämpfe geſchlagen haben, und in denen Kräfte geſammelt werden für die Prüfungen, welche noch bevorſtehen. Wir leben jetzt gerade in einer ſolchen Zeit kurzer Ruhe, die, wenn die Berechnungen nicht trügen, bis zum Frühjahr oder Sommer des nächſten Jahres dauert. Möchte die kurze Zeit gut benützt werden!

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Eifel, Oktober.

(Fortſetzung.)

Burg Altenahr. — Das Thal der Brohl.

In der Frühe des folgenden Morgens beſtiegen wir die Burg Altenahr. Die Ausſicht von derſelben iſt die ſchönſte und eigenthümlichſte im ganzen Ahrthal. Wie ein Meer von Klippen liegt das wilde Eifelgebirge zu den Füßen des Beſchauers; ſchroffe Zacken, ſenkrechte Felſenwände und kahle Steinkoloſſe umſtarren rings die halbzerfallenen Thürme und Mauern. Drunten in jäher Tiefe rauſchen und blitzen die Waſſer der Ahr, die ſich in den ſeltſamſten Windungen um die Steinrieſen ſchlingt, ſo daß man auf den erſten Blick mehrere Flüſſe vor ſich zu haben glaubt, die ſich am Fuß der Burg vereinigen. Inmitten dieſer Wildniß bietet der kleine Ort Altenahr mit ſeinen zerſtreut liegenden Häuſern ein recht friedliches Bild dar. Gegen Norden ſchweift der Blick weit über die Berge in die grüne Rheinebene hinein, gegen Weſten und Süden zieht ſich bis in entlegene Ferne das öde Gebirge hin, nur hie und da mit Wald und Feld geſchmückt. Die auf der Höhe der Thürme angebrachten Geländer ſind eine äußerſt willkommene Einrichtung. Ohne fürchten zu müſſen einen Fehltritt zu thun und in die Tiefe hinabzuſtürzen, kann man ſo in aller Ruhe in die zerriſſenen Schluchten und Klüfte hinabſchauen. — Je länger wir die mächtigen Felſenpartien betrachteten, deſto mehr wollte es uns bedünken, als ob viele derſelben alte Bekannte ſeyen; und in der That fanden wir bald heraus, daß wir manche dieſer zackigen Klippen und wilden Gründe ſchon oft auf den Gemälden der Düſſeldorfer Künſtler bewundert. Am weißen Kreuze, einem tiefer und weiter öſtlich gelegenen Punkte der Ruine, hat man einen vortrefflichen Ueberblick über alle Mauern und Thürme. Hier erſt erkennt man, welch einen gewaltigen Umfang dieſe Feſte gehabt haben muß.

Die Brohl iſt ein kleines Flüßchen, das ungefähr eine Meile unterhalb Andernach in den Rhein fällt. Das Thal, welches ſie durchſtrömt, ſteht in einem auffallenden Gegenſatz zum Ahrthal. Während im leztern alles ſchroff, düſter und wildromantiſch iſt, herrſcht im erſtern überall das Heitere, Freundliche und Idylliſche vor. Der Fluß ſchäumt und brauſt nicht wie die Ahr über Steine und Felſen, ſondern fließt ruhig durch grüne Wieſen unter Erlen und Weiden dahin. Die Berge ſind faſt durchgehends mit Gras oder mit Bäumen und Geſträuchen bekleidet und erheben ſich bei weitem nicht ſo hoch als die Felſenſpitzen am Ahrufer. Nur hin und wieder ſieht man einzelne abgeriſſene kahle Steinmaſſen emporragen. Den freundlichen Anſtrich erhält das Thal beſonders dadurch, daß die Berge ſämmtlich aus weißgrauem oder gelblichem Tuffſtein beſtehen, welcher überall durch das Grün hervorſchimmert. Dieſer Tuffſtein iſt eine mehr oder minder poröſe Maſſe, die durch vulkaniſche Ausbrüche gebildet iſt. Denſelben zu brechen, zu verarbeiten und zu verſenden, macht die ausſchließliche Beſchäftigung der Bewohner des Thals aus. Die härtern Stücke benuzt man zu Bauſteinen, die weichern und poröſern aber werden in den ſogenannten Traßmühlen zu Traß gemahlen, welcher, mit Kalk vermiſcht, einen zu Waſſerbauten und Wandbedeckungen äußerſt brauchbaren Mörtel gibt. Durch die Tuffſteinbrüche ſind einige Berge ganz unterminirt und haben ſich ſeltſam geſtaltete Höhlen gebildet. Die meiſten Kirchen und Häuſer in den niederrheiniſchen Städten ſind aus Tuffſteinen und Traß erbaut. Starke Schiffsladungen von Traß gehen alljährlich ins Ausland, namentlich nach Holland. Von eigentlichem Weinbau findet ſich in dem ganzen Thale keine Spur. — Zwei liebliche Punkte ſind die Schweppenburg und das Kloſter Tönneſtein. Erſtere iſt ein geſchmackvolles, freundliches Schlößchen, recht maleriſch am Fuße grüner Höhen gelegen. In der Nähe deſſelben befindet ſich „der Heilbrunnen,“ deſſen Waſſer eine eigenthümliche milchichte Farbe hat und viel getrunken wird. Eine halbe Stunde oberhalb der Schweppenburg liegen die Ruinen des Kloſters Tönneſtein. Der Name iſt eine Abkürzung von Antoniusſtein, vor Alters coenobium S. Antonii ad Lapidem geheißen. Es ward im fünfzehnten Jahrhundert geſtiftet und war mit Carmelitermönchen beſezt; jezt ragen nur noch einzelne düſtere grasbewachſene Mauern zum Himmel empor. Am Fuß der Anhöhe, von welcher dieſelben herabſchauen, befindet ſich eine ziemlich ſtarke Mineralquelle, deren Waſſer in die entlegenſten Gegenden der Erde geſandt werden kann, ohne daß es von ſeiner Kraft und Friſche verliert. — Da dieſes ſtille Thal ſelten von Touriſten beſucht wird, ſo ſind die Gaſthäuſer nicht häufig. Vom Fahren und Wandern ermüdet, kehrten wir deßhalb in einer am Wege liegenden Traßmühle ein und erbaten uns für Geld und gute Worte eine Erfriſchung. Ein dienſtfertiges altes Mütterchen nahm uns herzlich auf, brachte ſogleich Milch und Brod und Butter herbei und fragte mit kindlicher Einfalt, ob wir etwa Kölniſche Baumeiſter wären und Traß von ihrem Sohne kaufen wollten. So gerne wir unſerer guten Wirthin auch einen Verdienſt gegönnt hätten, ſo waren wir doch genöthigt, ihr dieſe Hoffnung zu benehmen, ſagten ihr aber, daß wir gleichwohl eine Art Baumeiſter wären; wir bauten indeſſen nicht mit Traß, ſondern mit Gedanken, Buchſtaben und Worten, auch nicht im heiligen Köln auf der Erde und im Waſſer, ſondern in der alten Reichsſtadt am Main auf dem Papier und in der Luft. Die Luftbauten ſchienen der freundlichen Alten etwas verdächtig zu ſeyn, denn ſie blickte uns ſehr erſtaunt an; als wir aber die Erklärung hinzufügten, daß die meiſten Menſchen heutzutage Luftſchlöſſer bauten, da ſchien ihr auf einmal unſer Stand und Beruf klar geworden zu ſeyn, denn ſie rief ehrfurchtsvoll aus: „Ach, dann ſind die Herren wohl gar Künſtler oder Gelehrte! Die lieb' ich über die Maßen; hab' ich doch fünf Jahre bei einem Profeſſor in Bonn gedient und viel mit ſtudirten Herrn zu thun gehabt!“ Damit begann ſie uns mit leuchtenden Augen von ihrer ſchönen Jugendzeit zu erzählen, von dem prächtigen Hofgarten in Bonn, von dem blauen Siebengebirge und dem grünen Rhein; wie ſie da ſo manchmal mit ihrem Schatz, einem jungen Schiffer, im Abendſchein auf dem Strom gefahren und auf den luſtigen Geſang der Studenten gehorcht, der aus den Weinlauben des Ufers herübergeſchallt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 269. Freitag den 9. November 1849.

O rus, quando ego te aspiciam? quandoque licebit
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae?

Horat.

Bilder aus dem wirklichen Leben.

Herbſtvergnügen.

Der Kanzleiaſſiſtent Wetterſtuck war auf ſeinem Bureau ein äußerſt thätiger und fleißiger Arbeiter. Er aſſiſtirte von Morgens acht bis zwölf und Nachmittags von zwei bis ſechs Uhr, auch wohl nur bis halb ſechs Uhr, wenn ein warmer freundlicher Sonnenſchein ihn früher von dannen zog. Er war Referent in Bau- und Wirthſchaftsſachen und Alleinherrſcher in ſeinem Stübchen im dritten Stock, bevor er den großen Gedanken faßte ſich zu verheirathen. Aber der Herr Kanzleiaſſiſtent hatte es ſehr viel früher zu einer Frau und zwei hoffnungsvollen Sprößlingen gebracht als zum Sekretär. Er war ein harmloſer ſtiller Geſchäftsmann und Familienvater, dem Wirthshausleben, das er faſt nur aus ſeinen Referaten kannte, verſchiedener Umſtände wegen abhold. Er hatte in ſeinen Freiſtunden eine einzige Erholung, ein einziges Vergnügen, ein großes Blumenbrett vor den Fenſtern ſeiner Wohnung, auf welchem Geranien und Kapuziner, Balſaminen und Reſeden luſtig wuchſen und von ſeiner Hand ſorgfältig gepflegt wurden. Der Kanzleiaſſiſtent war eine poetiſche Natur, und wenn er ſeine lange Naſe zwiſchen die Blumen hineinſteckte, konnte er allerlei ſchöne Gedanken haben und mochte ſich einbilden, er wandle in einem großen zierlichen Blumengarten; ein ſchöner Traum, den er ſorgfältig ausmalte und wodurch der erſte Gedanke in ihm rege wurde, ob es denn nicht möglich wäre, ſich einmal in den Beſitz eines kleinen Stücks Gartenland zu ſetzen und ſo ſeine Träume verwirklicht zu ſehen. — Madame Wetterſtuck belächelte dieſen Gedanken und legte ihn ad acta neben die eigenen Wünſche, welche in einer größeren Wohnung, eleganterem Küchengeſchirr und einem Sopha mit rothem Plüſch beſtanden.

Da geſchah es, daß der Kanzleiaſſiſtent eine Erbſchaft machte, eine Erbſchaft, beſtehend in 600 Gulden baaren Geldes. Und als er mit dieſem Gelde nach Hauſe ging und die ſchwergefüllten Rocktaſchen ſo angenehm gegen ſeine dünnen Geſchäftsbeine ſchlugen, da ſtieg neben ihm rieſengroß der Verſucher auf, ließ nicht ab von ihm und verfolgte ihn durch die Straßen der Stadt bis zu ſeiner Wohnung. Der Verſucher zeigte ihm eine Beilage des Tagblatts und wies mit glühendem Finger auf mehrere Anzeigen, in denen kleine Gärten und allerlei Land zum Verkauf ausgeboten wurden. Der Kanzleiaſſiſtent kam nach Hauſe, entzückt, verwirrt, nach Athem ſchnappend, packte ſeine Rollen aus der Taſche, legte ſie auf den Tiſch und murmelte dabei leiſe: „einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ wiederholte das immer lauter, und ſchrie zuletzt mit der vollen Kraft ſeiner Lunge: „ja, einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ Er that das, um ſich ſelbſt Muth zu machen und feſten Auges der Madame Wetterſtuck begegnen zu können, welche ihn halb zornig, halb lächelnd anſah.

Nachdem der Glückliche etwas zu Athem gekommen war und das Geld mehreremale gezählt hatte, fing er an alles Ernſtes ſeinen Entſchluß kund zu thun, der in nichts Geringerem beſtand, als daß er wirklich einen Garten kaufen wolle. Es gibt Punkte, wo das ſanftmüthigſte, folgſamſte Geſchöpf plötzlich widerſpenſtig wird, auf kein Zureden mehr achtet und geradeaus rennt, ohne links und rechts zu

Digitized by Google

ſehen: ſo der Kanzleiaſſiſtent. Er ſtand mit dem Gedanken an einen Garten auf, er ging mit dieſem Gedanken zu Bette; er nahm die Blumen vor dem Fenſter hinweg und entfernte das Brett, das ihm lange Jahre treu gedient, wobei er ſtill lächelnd ſagte: wir brauchen das bald nicht mehr. Ja er wäre abgemagert, wenn das möglich geweſen wäre, aus lauter Sehnſucht nach einem Garten.

Endlich war der Widerſtand der Madame Wetterſtuck beſiegt. Man theilte das Geld in gleiche Hälften; dreihundert Gulden wurden dem Kanzleiaſſiſtenten bewilligt, um einen Garten zu kaufen, und für die andern dreihundert ſollten äußerſt nothwendige neue Anſchaffungen gemacht werden; doch gelang es dem Herrn des Hauſes, nach verzweifelter Gegenwehr ſeiner Frau, derſelben noch vierzig Gulden zur Verſchönerung des zu kaufenden Gartens zu entreißen. Eine Zeitlang ſchwankte das ſonſt ſo ruhige, jezt aus dem Gleichgewicht gebrachte Leben der Familie Wetterſtuck hin und her; aber nicht lange, ſo geſtand die Frau Aſſiſtentin mit einem gewiſſen Stolze, es ſey auch nicht ſo übel, Gartenbeſitzerin zu ſeyn, und welche Genugthuung, vor den Ohren der Sekretärin und Kanzleiräthin von ihrem Gute ſprechen zu können! Herr Wetterſtuck ſeinerſeits ſöhnte ſich mit der Anſchaffung des rothen Plüſchſophas aus und pflegte auf dem Bureau zu ſagen, ein Garten ſey eine ſchöne Sache, doch ſey es nothwendig, wenn man müde gearbeitet aus demſelben nach Hauſe komme, dort bequeme Sitzgelegenheit zu finden. Er ließ damit den Bureaudiener, die andern Aſſiſtenten, ja ſogar den Sekretär merken, daß er im Begriffe ſey zugleich Eigenthümer eines Gartens und Beſitzer eines Sophas von rothem Plüſch zu werden.

Die Anſchaffung des Gartens koſtete der Familie Wetterſtuck außer dem Kaufſchilling eine große Schuhmacherrechnung. Mehrere Monate wurde kein Grundſtück in der Zeitung ausgeboten, das die Wetterſtuck'ſche Familie nicht in pleno beſucht hätte. Endlich waren zwei Gärten in Vorſchlag gebracht und die Wahl zwiſchen beiden ſchwankte mehrere Tage. Man ſprach dafür und dawider, die Vorzüge des einen, wie des andern wurden von allen Seiten betrachtet und geprüft. Jedes der beiden Gartenſtücke war etwa dreiviertel Morgen groß, jedes ſollte 280 Gulden koſten und jedes war zum Nutzen und Vergnügen angelegt, das heißt, jedes hatte ein Kartoffelfeld, einige Dutzend Stachel- und Johannisbeerſträuche, ein paar Obſtbäume und Weinſtöcke, ſo wie ein paar Kugelachazien und einen Fleck, wo einige Monatroſen, Kapuziner und Reſeden wucherten. Sehr verſchieden aber waren die beiden Grundſtücke durch ihre Lage; das eine befand ſich in der Tiefe des Thals, „ein trauliches, liebliches Plätzchen," pflegte Madame Wetterſtuck zu ſagen, das andere auf der Bergeshöhe, „wo der Hauch der Grüfte," ſo ſprach der Kanzleiaſſiſtent, „nicht hinaufdringen konnte." Die männlichen Mitglieder der Familie waren für den Berg, die weiblichen für „des Thales murmelnden Quell;" denn im Garten drunten ſtand eine alte roſtige Pumpe, auf der Höhe dagegen befand ſich ein kleines Tannengebüſch; welches der bisherige Beſitzer „die Anlage" zu nennen pflegte und in deren Mitte ein ſteinerner Tiſch und eine eben ſolche Bank ſtanden. Nachdem die Beſitzer der Grundſtücke endlich erklärt, ſie ſeyen des Zuwartens müde, behielt in der Familie Wetterſtuck die Bergpartei, unterſtüzt vom Hausarzte, der für den Kanzleiaſſiſtenten Bewegung ſehr nothwendig erachtete, die Oberhand. Der Garten auf dem Berg wurde angekauft und in der Lebensweiſe des Familienvaters trat von da an eine große Veränderung ein.

(Fortſetzung folgt.)

Nordſeefahrten.

(Fortſetzung.)

Unſere Schluup war, ſo weit ich in der Dunkelheit ſehen konnte, ein ſehr kleines Fahrzeug, das aber im Ruf eines vorzüglichen Seglers ſtand; mit zehn Schritten konnte man das Ding vom Schnabel bis zum Steuerruder bequem durchmeſſen, und dabei war der Raum noch ſehr beengt durch Körbe und Kiſten mit Victualien aller Art, die für Helgoland beſtimmt waren. Noch enger aber war die ſogenannte Kajüte, ein niedriger Raum, in dem man nur ganz gebückt ſtehen konnte und der durch einen Kaſten, der auch als Tiſch diente, und drei hölzerne Stühle ſo angefüllt war, daß nur mit Mühe drei Menſchen ſitzend darin Platz finden konnten. In ſchrankartigen Behältern, die durch Thüren verſchloſſen werden konnten, waren drei ſchmale Schlafſtellen übereinander angebracht. Viel weniger Raum kann einem Schwarzen auf einem Sklavenſchiffe unmöglich zugemeſſen ſeyn. Die Bemannung des kleinen Schiffes, das gewöhnlich zwiſchen Huſum, Helgoland, Hamburg und Bremen herumfährt, aber auch ſchon Reiſen nach England und Holland gemacht hat, beſtand in der Regel nur aus dem alten Schiffer, einem Matroſen, der mit jenem abwechſelnd das Steuerruder führen mußte, und dem Schiffsjungen. Für dieſe Fahrt aber, wo es wünſchenswerth ſeyn konnte mehr Hände an Bord zu haben, waren noch zwei Hülfsmatroſen angenommen, tüchtige Burſche von einer der kleinen ſchleswig-

Digitized by Google

holsteinschen Nordseeinseln, die gewöhnlich auf einem Hamburger Chinafahrer dienten, jezt aber wegen der Blokade müßig zu Hause liegen mußten. Der alte Schiffsführer war ganz das Bild eines durchwetterten Seemanns. In seiner Jugend war er weit auf allen Meeren der Erde umhergekommen, hatte auch mehrere Jahre als Hochbootsmann auf der holländischen Flotte gedient und viele Gefechte in den indischen Gewässern mitgemacht; er fuhr jezt aber schon über zwei Dutzend Jahre mit seiner Schluup nach allen Küstenhäfen der Nordsee umher und war bekannt durch seine Kühnheit. Er war, trotz seiner Grobheit und der Flüche, die fast jede seiner Reden begleiteten, ein wackerer Mann, er wußte „seinen Faden gut zu spinnen," wie die Seeleute sagen, und erzählte mir manche seltsame Geschichte von seinen weiten Fahrten. Dreimal hatte er völligen Schiffbruch gelitten, so daß er das nackte Leben mit Mühe gerettet; einmal war er dabei über 24 Stunden auf einem großen Hühnerkasten sitzend in der Nordsee umhergetrieben, bis ein Schiff ihn auffischte.

Gegen Dänemark und alles, was dänisch heißt, äußerten alle den tiefsten Haß, und wenn nur ein Zehntheil der Verwünschungen, die von ihnen unaufhörlich gegen die dänische Flotte ausgestoßen wurden, in Erfüllung gingen, so bliebe kein Splitter davon auf dem Meere. So einen frohen Tag, wie der wo die Nachricht von dem Untergang des Christian VIII. und der Wegnahme der Gefion angekommen, erlebe er nicht wieder, meinte der Alte und sagte, er habe in seiner Freude, trotz der schlechten Zeit, gleich 25 Thaler Beitrag für die deutsche Flotte gezeichnet. Sein jüngster Sohn diene jezt als Matrose auf dem schleswig-holsteinschen Kriegsdampfer Bonin, und auch seinen Enkel Claus, der mit uns war, wolle er zu einem tüchtigen Matrosen heranziehen, der unserer Kriegsflotte Ehre machen solle. Ueberhaupt äußerten alle diese Seeleute das lebhafteste Interesse für die Schaffung einer deutschen Kriegsflotte, deren Mangel ihnen im jezigen Kriege so fühlbar geworden. — Die Unterhaltung mit diesen Seeleuten war mir von großem Werth; ich lernte viel von ihnen, was ich sonst nicht erfahren hätte.

Unser leichtes Schiff schnitt unterdeß sehr rasch durch die an seinem Kiele aufrauschenden Wogen, denn eine steife Kühlte füllte stramm die Segel am einzigen Maste. So verging mir die Nacht, die ich fast beständig auf dem Verdeck zubrachte, schnell und angenehm, zumal das Wetter, obgleich frisch, sonst sehr gut war. Herrlich war es, als die Sonne sich erhob und ihre ersten Strahlen die weite Fläche zu beleuchten anfingen. Gleich einer riesigen feurigen Kugel stieg sie aus den Wellen empor, mit purpurner Glut dieselben färbend; die anfänglich tiefrothe Farbe ward immer heller und heller, bis sie zulezt in das reinste Gold überging und dieses sich der ganzen Meeresfläche mittheilte. — Noch schwelgte ich in diesem erhabenen Schauspiel, das auf dem Meere immer doppelten Reiz für mich hat, als mich die heisere Stimme des Schiffers aufschreckte, der die Worte rief: „Da sind die Himmelhunde von Dänen! daß sie Gott verdamme!" — „Wo denn?" fragte ich, denn weit und breit sah ich nichts. „Da, nehmen Sie das Glas; sonst sind Sie ja doch so blind wie eine neugeborene Katze," sagte der Schiffer in seiner rauhen Weise, gab mir ein altes Fernglas, dem man es ansah, daß es schon vieljährigen Dienst geleistet, und deutete mit seiner braunrothen Hand gerade der Sonne entgegen. Als ich auf dem schwankenden Schiff mit Mühe das Glas vor das Auge gebracht, erkannte ich in der bezeichneten Richtung wirklich zwei große Schiffe unter vollen Segeln, die auf uns zuzukommen schienen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Piemont, Oktober.

(Fortsezung.)

König Carl Albert.

Von den ersten Tagen des Feldzugs erzählt Czartoriesky: „Ich sah den König zu Fuß bei der Brücke von Buffalora am Ticino. Auf seinem Gesicht lag Ruhe und Genügen. Bei ihm war der General Chrzanowsky. Seine kleine, gedrängte Statur stand in sonderbarem Contrast mit der schlanken Größe des Königs. Seine Gesichtszüge, ganz im Kalmückentypus, verriethen eine energische Natur und wer ihn sah, mußte Zutrauen zu ihm fassen. — Bald rückte eine Compagnie Schützen (Bersaglieri) an den Eingang der Brücke vor, der König winkte ihnen zu halten, stellte sich an ihre Spitze und schritt so auf das lombardische Ufer. Wir waren deßhalb in großer Unruhe; vielleicht war die Brücke minirt, vielleicht standen auf dem linken Ufer österreichische Schützen im Gebüsch oder in den Gräben. Der König konnte leicht seine Kühnheit mit dem Leben büßen. Als er aber ohne Unfall den Fuß auf lombardischen Boden sezte, erschallte ein allgemeiner Ruf der Begeisterung, um den König in seinen neuen Staaten zu begrüßen... Ich fand ihn später bei der Sforsesca wieder. In seiner Freude über diesen ersten Tag des Feldzugs beschloß er mitten unter der savoyischen Brigade zu bivouakiren. Denken Sie sich ein Schlachtfeld voll Leichen, erleuchtet vom Brand eines großen Bauernhauses, hinten eine Anhöhe und darauf das Regiment, die Gewehre zusammen-

Digitized by Google

gestellt, blitzend im Widerschein der Feuersbrunst und der Wachtfeuer. An der trockensten Stelle lag der König auf zwei Leinwandsäcken und einer Wollendecke, den Kopf auf einem Tornister; um ihn herum lagen seine Adjutanten, zum Theil schlafend, zum Theil wachend, voll Unruhe, denn jeder hatte einen Sohn oder einen Bruder bei der Armee. Zu Häupten des Königs standen unbeweglich, gleich Statuen zwei königliche Lakaien in rother Livree. Der König war gewöhnlich bleich und gelblich im Gesicht, jezt war er bleifarbig; sein Mund verzog sich alle Augenblicke und sezte seinen dicken Schnurrbart in convulsivische Bewegung. Er war von einem Traum stark aufgeregt; er trug seine Handschuhe und erhob die linke Hand lebhaft gegen das feindliche Lager; er schien bald damit zu befehlen, bald einen unsichtbaren Geist abzuhalten. Vielleicht sah er im Traume voraus, was ihm am folgenden Tag bevorstand, oder er wähnte die Fahnen seines Heers über die Tiroler Alpen zu führen. Nie werde ich den Anblick dieses träumenden Königs vergessen, wenige Stunden vor seinem Fall. Trotz der am Morgen errungenen Vortheile hatte diese angstvolle Königsgestalt etwas beängstigendes und weckte schlimme Ahnungen. Mehrere auf ihre Flinten gestüzte Schildwachen sahen mit stummem Staunen, andere bloß mit Neugierde auf ihren träumenden König. Heftig stieß er im Traume die Wollendecke von sich, die dann einer seiner Ordonnanzoffiziere wieder über seine Brust zog. War es doch, als hörte er schon die Unglückskunde von Pavia her; er brauchte Hülfe und sie kam nicht, die falschen Freunde und ein thörichter, ungeschickter oder treuloser Feldherr verließen ihn in dringender Gefahr."

„Nach dem unglücklichen Treffen bei Mortara am 21. März sah General Chrzanowsky ein, daß das Geschick des ganzen Feldzugs sehr zweifelhaft sey, er schlug daher einen kühnen Streich vor und mehrere Offiziere aus seiner Umgebung waren der Ansicht, daß er zu einem glänzenden Resultat führen könne. Er bestand in dem Plan, den folgenden Tag ganz früh mit allen Kräften gerade auf den Feind bei Mortara loszugehen, ihn mit den 30,000 Mann der großen Armee anzugreifen und entweder zu siegen oder mit dem ganzen Heer unterzugehen. Wurden die Oesterreicher zurückgeworfen, so könnte man doch bis zur lombardischen Division jenseits des Ticin vordringen, um sich auf diese Weise mit ihr zu vereinigen, da sie nicht daran denke, zu uns zu stoßen, wiewohl sie nicht weit von uns entfernt seyn könne und die starke Kanonade bei Mortara gehört haben müsse. Dieser Plan kam freilich etwas spät, er war sehr gewagt, aber er konnte doch gelingen, denn dergleichen kühne und stürmische Unternehmungen werden bisweilen im Kriege vom Glück gekrönt. Man hörte den Plan des Generals an, der König billigte ihn sogar, die Corpschefs aber erklärten sich entschieden dagegen; sie behaupteten, die Nachricht von dem verlorenen Treffen bei Mortara habe bei der Armee bereits entschiedenen Widerwillen gegen diesen Feldzug zu Gunsten der verrätherischen Lombarden erzeugt, es zeigen sich bereits drohende Symptome, ferner herrsche Mangel an Munition, und es wäre ein gefährliches Wagniß, sich unter diesen Umständen in eine so verzweifelte Unternehmung zu stürzen. Nach diesen Aeußerungen ließ der General Befehl zum Rückzug auf Novara geben."

(Fortsezung folgt.)

Aus der Eifel, Oktober.

(Fortsezung.)

Der Laacher See.

„Ja, das waren schöne Zeiten!" sagte die Alte seufzend; „wenn ich jezt so Abends aus dem kleinen Mühlfenster in das stille Thal hinausschaue, da wird mir manchmal recht weh um's Herz. Ich sollte eigentlich nicht klagen, ich bin immer glücklich gewesen und habe zwei brave Söhne, die alles thun, um mir das Leben zu erheitern; aber wenn man alt wird, da denkt man doch mit Freude und Schmerz an seine Jugendjahre zurück." — Und als wir sie dann fragten, wie lange sie hier schon in der Mühle lebe, entgegnete sie: „Im kommenden Herbst werden es fünfzig Jahre, daß ich meinen verstorbenen Mann in Bonn kennen lernte und mit ihm hierherzog. Seit der Zeit bin ich nicht weiter als bis zum nächsten Orte gekommen." — Ein seltsam wehmüthiges Gefühl überkam uns bei diesen Worten. Fünfzig Jahre — ein halbes Jahrhundert — verlebt in einer kleinen Mühle in einem einsamen Thale! Wir ergriffen unsere Wanderstäbe und zogen nach herzlichem Abschied von dem freundlichen Mütterchen weiter nach dem Dorfe Burgbrohl, dessen Schloß gar stattlich von einem Hügel herabschaut. Hier verließen wir den Fluß und wandten uns südwärts in's Gebirge dem Laacher See zu. Der Weg war uns genau bezeichnet, und so schritten wir rüstig bergan, manchmal noch in das friedliche Thal zurückblickend. Im Umschauen und eifrigem Sprechen bemerkten wir nicht, daß der Pfad sich auf der Höhe spaltete, und wanderten wohlgemuth immer in gerader Richtung fort. Obgleich sonst das Herumirren auf unbekannten Wegen keine besondere Annehmlichkeit zu haben pflegt, dießmal hörten wir den Bescheid, den wir nach Verlauf einer Stunde von einem Holzhauer erhielten, daß wir gänzlich fehl gegangen seyen, mit einer Art von Freude an; die einsamen Waldpfade der Eifel hatten etwas ungemein Anziehendes für uns. Wir zogen nun möglichst genaue Erkundigung ein über die Richtung, die wir zu nehmen hatten, und wanderten dann durch wunderschöne kühle Hochwälder und durch heimliche, dämmernde Gründe immer weiter und weiter. Die Strahlen der Sonne funkelten grüngolden durch die Buchenzweige und fern und nah erklangen die Abendlieder der Vögel. Nach einiger Zeit gelangten wir auf einen hohen Bergrücken, von welchem wir das blaue Siebengebirge erblickten und hin und wieder den Silberstreifen des Rheins in der Ebene gegen Norden aufblitzen sahen. Die Aussicht gegen Süden und Osten verdeckten uns mehrere bewaldete Kuppen. Zwischen diesen wand sich ein schmaler Pfad hin, und da derselbe in der Richtung fortlief, in welcher unser nächstes Ziel liegen mußte, so schlugen wir denselben ein und erreichten so endlich eine mäßige Anhöhe, die mit hohen schlanken Buchen bewachsen war. Plötzlich wendete sich der Weg, der Wald öffnete sich, und in tiefer seliger Ruhe lag der klare Zauberse mit dem einsamen Kloster zu unsern Füßen, ringsum von dunkelgrünen Waldhöhen umschlossen, welche goldig gefärbt von den lezten Abendsonnenstrahlen, sich mit stiller Majestät in den klaren Fluthen spiegelten. Ein lauter Jubelruf entfuhr unsern Lippen; dann aber schauten wir in stummer Bewunderung hinab in den wunderbaren Grund, in dem der tiefste Abendfriede waltete. Nur der Klang der Klosterglocke tönte leise und wehmüthig über die Wasser; sonst war weit und breit kein Laut zu hören. Unwillkürlich sprach ich leise vor mich hin:

„Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See.
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'."

Und mir war's, als klängen aus der Tiefe schmerzliche Klagen herauf, die Kunde geben wollten von dem versunkenen Schloß, in welchem der Meister des Gesanges einsam wohnt, umrauscht von den klaren Wasserwogen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 270. Sonnabend den 10. November 1849.

Now would I give a thousand furlongs of sea for an acre of barren ground, long heath, brown furze, any thing. The wills above be done! but I would fain die a dry death.

Shakespeare.

Nordseefahrten.

(Fortsetzung.)

Der Alte segelte indessen ruhig weiter, und als ich ihm bemerkte, wir laufen ja auf diese Weise dem Feinde gerade in den Rachen, meinte er, noch habe es damit keine Eile, er hoffe, daß bald „stockigt" Wetter eintreten werde, und dann könnten wir uns nach Helgoland durchschleichen. Der klare Himmel sah mir zwar gar nicht nach Nebel aus, aber der Alte mußte dieß besser wissen, und so erwartete ich ruhig die Dinge, die da kommen sollten. Auch die Klippe von Helgoland tauchte jezt am fernen Horizont aus dem Meere empor, so daß ich sie mit dem Fernrohr ganz gut erkennen konnte.

Die dänischen Kriegsschiffe, denn als solche hatte unsere Mannschaft sie mit ihren seegewohnten Augen längst erkannt, kamen uns immer näher, und der Schiffer sah jezt, daß es eine große Fregatte und eine Korvette war. Aber der Nebel wollte immer noch nicht erscheinen; der Himmel hatte sich zwar bezogen, dieß schien aber eher auf Regen als auf Nebel zu deuten. Auch der Wind, der mehr nach West herumgegangen war, schien heftig werden zu wollen, und schon fingen die Spitzen der Wellen an sich mit weißem Schaum zu kräuseln. Die Matrosen selbst meinten, jezt sey es besser umzukehren, da bei diesem Winde der Nebel doch nicht komme und die Dänen uns leicht überholen könnten; allein unser Alter, der sehr eigensinniger Natur zu seyn schien, wollte noch immer nichts davon wissen. „Wir kommen noch durch; sie macht nicht lange Jagd auf uns," war beständig seine Antwort, wenn die andern ihm vorstellten umzukehren, und so fuhren wir noch immer vorwärts. Plötzlich aber tauchte, gerade in der Richtung von Helgoland kommend, ein neues Segel auf, und bald ward auch dieses als eine dänische Fregatte erkannt. Unter entsetzlichen Flüchen gebot nun der Alte dem Mann am Steuer, umzulegen. Rasch waren die nöthigen Handgriffe von den verhältnißmäßig vielen Händen, die wir an Bord hatten, verrichtet, und bald flogen wir wieder nach Osten, der eben verlassenen schleswig-holsteinschen Küste zu. Aber die dänischen Kriegsschiffe folgten uns rasch, und die zuerst gesehene Fregatte schien wirklich Jagd auf uns machen zu wollen, denn mit vollem Segeldruck hielt sie unsern Kurs, während ihre Begleiterin uns denselben abzuschneiden bemüht war.

„Wenn der Wind nicht anders wird, so sind wir in einer halben Stunde am Bord des verdammten Dänen," sagte der älteste unserer Matrosen, und der Alte schob unruhig seine Pelzkappe auf dem grauen Kopf hin und her und rollte seinen Tabaksballen aus einer Backe in die andere. Die erste der dänischen Fregatten war uns allmählig schon so nahe gekommen, daß selbst ich mit dem Fernrohr jedes ihrer Segel ganz deutlich erkennen konnte. Es war ein schönes, stattliches Schiff, wie es unter seinen weißen Linnenwolken an den schlank in die Lüfte ragenden Masten durch die dunkeln Wellen des Meeres flog. Hoch oben wehte, vom Winde gebläht, die rothe dänische Kriegsflagge mit dem weißen Dannebrogskreuz im rothen Felde. Der Wind war allermittelst immer stärker geworden und immer schneller schoß unser kleines Fahrzeug durch das Wasser, so daß der Schaum schon hoch

Digitized by Google

über das Verdeck flog und bald kein trockenes Plätzchen mehr auf demſelben zu finden war. Dabei lag das kleine Ding ſo ſchief auf einer Seite, daß ich immer meinte, es müſſe umſchlagen, und man nur mit größter Mühe ſich auf den glatten, ſchrägen Verdeckplanken aufrecht erhalten konnte, indem man ſich mit beiden Händen an irgend einem feſten Gegenſtand anklammerte. Der Himmel war jezt ganz dunkelgrau geworden und ſein Wiederſchein färbte auch die Wellen des Meeres immer düſterer.

Auf einmal zuckte vom däniſchen Schiff, das uns zunächſt war, ein heller Blitz auf, ein dumpfer Knall folgte darauf und wir ſahen, wie noch an tauſend Schritte hinter uns die Kanonenkugel auf der Meeresfläche aufſchlug und wieder aufſprang und ſo noch mehrere immer ſchwächer werdende Sätze machte, bis ſie für immer in die unergründliche Tiefe des Meeres verſank. Unſere Mannſchaft lachte über dieſe erſte Aufforderung zum Beilegen und machte verſchiedene rohe Späße. Bald folgte ein zweiter, dann nach einer längern Pauſe ein dritter Schuß, deſſen Kugel ſchon ungleich näher bei uns einſchlug, ohne den Uebermuth der Matroſen zu beugen. „Laßt ſie nur ſchießen! da liegt „Südfall" (Name einer kleinen Inſel), und wenn ſie uns da nachjagen will, läuft ſie auf den Strand." Ich freute mich dieſer Verſicherung, obgleich ich die flache kleine Inſel, deren Uferrand kaum einige Fuß über das Waſſer emporragt, mit bloßem Auge noch nicht ſah und ich das Fernrohr der heftigen Schwankung wegen nicht mehr vor's Auge bringen konnte. Ich hatte im Grunde ſehr geringe Luſt, nach Copenhagen gebracht zu werden. Das däniſche Kriegsſchiff, das bei ſeinen erſten Schüſſen geſehen hatte, daß dieſelben noch ganz nutzlos waren, ſchoß jezt wohl eine halbe Stunde gar nicht mehr, kam uns aber immer näher, zugleich aber tauchte auch die rettende Inſel immer deutlicher empor, ſo daß ich ſie jezt ohne Fernglas als einen dunkeln Streif erkannte. Jezt aber ſandte uns die Fregatte wieder eine eiſerne Botſchaft zu, und nur wenige Ellen von uns ſchlug die Kugel in's Meer ein. Die Sache ward nun doch zu ernſthaft, denn unſer kleines ſchwaches Schiff eignete ſich gar nicht dazu, von einer Fregatte beſchoſſen zu werden, und eine einzige Kugel, wenn ſie den rechten Fleck traf, konnte uns für immer in die feuchte Tiefe verſenken. Aber die Mannſchaft hatte ihre heitere Zuverſicht noch immer nicht verloren, und ſo ſchämte auch ich mich meiner ſorglichen Gedanken.

Wieder fielen jezt einige Schüſſe in ungleichen Intervallen und die Kugeln ſchlugen auf verſchiedenen Seiten dicht bei uns nieder.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem wirklichen Leben.

(Fortſetzung.)

Laßt uns ſchweigen von dem erſten ſeligen Moment, als der Kanzleiaſſiſtent an einem ſchönen Sommermorgen da oben ſaß, behaglich vor dem ſteinernen Tiſch, auf dem der Kaufbrief lag, und er ſeinen freudetrunkenen Blick hinabſchweifen ließ in das wirklich ſchöne Thal. Er war Eigenthümer, er war Grundbeſitzer! Wer den frohen Wiederhall dieſer bedeutungsvollen Worte im eigenen Herzen noch nicht gehört, weiß nicht, was das ſagen will. Wie geſagt, Herr Wetterſtuck war ein Mann von Phantaſie; ihm gehörte der Grund, auf welchem er ſtand, freilich in ſehr mäßiger Ausdehnung, aber gehörte ihm dieſer Grund nicht tief hinab bis zum Mittelpunkte der Erde, wo er vielleicht an das Eigenthum eines chineſiſchen Gartennachbars ſtieß? Gehörten ihm nicht die muthmaßlichen Kohlen- und Goldbergwerke, die da unten lagen, und war er auf dieſe Art nicht ein mächtiger, reicher Mann? Und wie ſchmeckte die eigene Luft, die er hier oben einathmete, ſo gut!

Nun fing aber, wie geſagt, der Kanzleiaſſiſtent eine neue Lebensweiſe an und der aufſteigenden Sonne erſter Strahl begrüßte ihn, wenn er zum Garten hinaufſtieg, und nach gethaner Arbeit auf dem Bureau war er wieder oben, und Abends winkte ihm die ſinkende Sonne auf Wiederſehen bis Morgen früh; denn die Beiden, die Sonne und Herr Wetterſtuck, fehlten ſelten im Garten, die Eine nur, wenn ſie neidiſche Wolken verbargen, der andere, wenn er zu Hauſe eine dringende Schreiberei zu beſorgen hatte. Bald waren droben die Umzäunungen ausgebeſſert und mit ſtarken Nägeln, die ihre Spitzen in die Höhe ſtreckten, beſchlagen, auch ein neues Thor wurde hergeſtellt und vom Beſitzer eigenhändig mit hell grasgrüner Farbe angeſtrichen; das Gartenhaus ließ man neu tapeziren und die Wege wurden mit blauem Leberkies befahren. Nach dem Gartenbuch beſchnitt man die Bäume, pflanzte Salat, Grünes für die Küche und Kartoffeln, und Sonntag Nachmittags trank die glückliche Familie ihren Kaffee in der Anlage am ſteinernen Tiſch. — Hier nun wurde eines Tages über einen Namen für die Beſitzung geſtritten. Der Sohn des Hauſes, ein bleicher Gymnaſiſt von ſechzehn Jahren, der ſehr viel engliſche Romane las, ſchlug hiezu „Wetterſtuckhaus" vor, Papa meinte „Tannenruhe" wäre nicht ſo übel, und nach langem Hin- und Herreden ließ jede Partei von ihrem Vorſchlag etwas nach und man nannte den Garten „Wetterſtuckruhe."

Digitized by Google

Da kam der große Moment, daß der Kanzleiaſſiſtent Wetterſtuck von der Regierung zum Sekretär ernannt wurde. Er nahm liſtig lächelnd die Gratulationen hin und trat eines Tags im Familienkreis mit der Behauptung hervor, er verdanke dieſe unerwartete Beförderung eigentlich ſeinem Garten. „Die Regierung unſeres Landes," ſprach er, „welche ſich der Kultivirung des Bodens außerordentlich annimmt, hat von meiner Beſitzung gehört und hat unbeſtreitbar die Abſicht, mich durch dieſe Ernennung zu weitern landwirthſchaftlichen Bemühungen zu ermuntern." Seit dieſem Augenblick, mit welchem der neue Sekretär auch in den Genuß eines größern Gehaltes trat, hegte er große Entwürfe zur Verſchönerung von Wetterſtuckruhe. Er verbeſſerte ſein Grundſtück, beſchäftigte ſich ſehr mit der Seele der Landwirthſchaft und erbaute in ſeinem Garten ein neues, ſehr nothwendiges Gebäude, um einem längſt gefühlten dringenden Bedürfniß abzuhelfen.

Es befand ſich hinter der Anlage in Wetterſtuckruhe ein wüſter Platz, wo Steine und Unkraut hingeworfen wurden. Der Gedanke, dieſem Fleck ebenfalls eine angenehme Seite abzugewinnen, beſchäftigte längere Zeit den Beſitzer; endlich war er mit ſich im Klaren und bat Madame Wetterſtuck und Tochter recht dringend in den nächſten acht Tagen den Garten nicht zu beſuchen, um ſich von den neuen großartigen Arrangements überraſchen zu laſſen. Der Sekretär beabſichtigte nämlich nichts mehr und nichts weniger, als dort einen kleinen Hügel zu errichten. Zu dieſem Ende gab er ſich mit ſeinem Sohne, dem Gymnaſiſten, die unſägliche Mühe und ſchleppte aus der ganzen Umgegend Steine und Erde herbei, freundliche Nachbarn halfen ihm, und bald erhob ſich der kleine Hügel hinter der Anlage und beherrſchte in der ſtolzen Höhe von mehreren Schuhen vollſtändig die umliegenden Gärten. Oben war ein Platz für zwei nicht allzuſtarke Perſonen, zu welchem ein geſchlungener Fußweg in der Breite von einem ſtarken Fuß vom ſteinernen Tiſche aus hinaufführte. Die Ueberraſchung der Madame Wetterſtuck und Tochter, als ſie wieder hinaufkamen, läßt ſich nicht beſchreiben. Letztere behauptete, es gebe zum Leſen keinen herrlicheren Platz, der Blick ſchweife ſo prächtig aus den engen Grenzen des Buchs hinaus in die weite Gegend, und ſie machte gleich den Verſuch, indem ſie einen Stuhl auf den Hügel ſtellte und einen Spindler'ſchen Roman vornahm. Indeſſen wurde während des Leſens der Stuhl immer niedriger, und als bei der Entwicklung der Geſchichte der Held der Heldin vor dem Altare die Hand reichte und Beide in glückliche Träume der Zukunft verſanken, war Fräulein Wetterſtuck ebenfalls verſunken und aus dem lockern Erdreich des Hügels von Wetterſtuckruhe ragte eben noch der Sitz des Stuhles ſichtbar hervor. Dieſem Uebelſtand half der ſorgſame Vater des andern Tags ſogleich ab, indem er kleine Steine auf den Hügel ſtampfte und dann eine Lage Leberkies darauf ausbreitete.

Die Frau Sekretärin Wetterſtuck hatte ſich ſeit der Erhebung ihres Gemahls ebenfalls mit hochfliegenden Planen beſchäftigt, welche in nichts Geringerem beſtanden als in einer Kaffeegeſellſchaft, welche ſie einigen Damen ihrer Bekanntſchaft zu geben beabſichtigte. Da aber ihre Wohnung ſehr beſchränkt war, auch ihr neuer Rang es ihr zur Pflicht machte, in der Auswahl ſorgfältig zu ſeyn, ſo beſchloß ſie nur die Frauen von ein paar andern Sekretären zu bitten; um aber dem Ganzen wirklichen Glanz zu geben, ſollte auch die Frau Kanzleiräthin erſucht werden den Kaffee mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Die Frau Kanzleiräthin war eine heitere, gutmüthige Frau und hatte gerade nicht mehr Stolz, als der Gemahlin eines Beamten der ſiebten Rangclaſſe zukommt. Die Frau Sekretärin Wetterſtuck war freilich in der achten Claſſe und rangirte demgemäß mit dem Hüttenverwalter und Poſtmeiſter, dagegen war er, der Sekretär, Gartenbeſitzer und ein fleißiger, geſchickter Beamter; dieß alles wohl erwogen, entſchloß ſich die Kanzleiräthin, die Einladung anzunehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Eifel, Oktober.

(Schluß.)

Der Laacher See. — Nieder-Mendig.

Das verglühende Abendroth mahnte uns endlich zum Aufbruch, und den Blick ſtets auf den abendlichen See geheftet, ſtiegen wir langſam zu dem alten Kloſter hinab, das mit ſeinen vielen Thurmſpitzen und ſeinem blüthenreichen Garten unmittelbar am Fuß der waldigen Berge hart am Ufer des Sees liegt. Hier erſcheint der letztere viel größer als auf der Höhe. Seine Länge beträgt 8694 Fuß, ſeine Breite 7890 Fuß. Die ſtarken Quellen, deren ſich gegen vierzig finden, verhindern auch im

Digitized by Google

strengſten Winter das Zufrieren deſſelben. Nach neuern Unterſuchungen iſt der See der Krater eines erloſchenen Vulkans, was auch ſeine bedeutende Tiefe beſtätigt, die an manchen Stellen mehr als zweihundert Fuß beträgt. — Das Kloſter iſt faſt durchgängig wohl erhalten, beſonders die in byzantiniſchem Styl gebaute Kirche, welche vor mehreren Jahren reſtaurirt worden iſt. Die eigentlichen Kloſtergebäude, die ſich unmittelbar an die Kirche anſchließen, ſind theils von einem Pächter bewohnt, theils liegen ſie unbenutzt da. Nicht weit von denſelben ſteht ein ziemlich elegantes Wirthshaus, welches von Andernach aus häufig beſucht wird. Unmittelbar am Eingange der Kloſterkirche erhebt ſich ein rieſiger ſteinerner Sarkophag, welcher die Gebeine des niederlothringiſchen Pfalzgrafen zu Aachen Heinrichs II. enthält, welcher das Kloſter im Jahr 1093 ſtiftete und mit reichen Gütern beſchenkte. Es hatte die Regel des heiligen Benedikt. — Die einſamen Waldthäler, die ſüdlich und weſtlich vom See liegen, hat der Volksmund durch die wunderſchöne Sage von der heiligen Genofeva von Brabant verherrlicht, die von ihrem Gatten, dem Grafen Siegfried von Maiengau, auf die falſche Anklage ſeines Haushofmeiſters Golo hin verſtoßen wurde und mit ihrem Sohne daſelbſt lange Jahre in tiefſter Abgeſchiedenheit lebte, bis der Graf eines Tages auf der Jagd ihren Aufenthaltsort entdeckte und ſie wieder auf ſein Schloß führte. Als wir ſo durch die dichten dunkeln Wälder wanderten, welche die Schatten des Abends durchzogen, mußte ich immer an dieſe Sage und an die alte fromme Kindeseinfalt denken, die vor Zeiten ſo liebliche Wunder in den mondbeglänzten Wald hineindichtete. Das Grabmal der heiligen Genofeva zeigt man noch in einer kleinen Kirche unweit des Dorfes Thür, eine Stunde ſüdlich vom Laacher See gelegen. — Als wir uns in dem Gaſthauſe beim Kloſter von unſerer mühevollen, aber reich belohnten Irrwanderung erholt hatten, zogen wir weiter gegen Süden, dem Dorfe Nieder-Mendig zu, wo wir die Nacht zubringen wollten. Von der Höhe, über welche der Weg hinführte, blickten wir noch einmal auf den See zurück, den ſchon luftige weiße Abendnebelgebilde umſchwebten und einzelne Sterne beglänzten; dann ſchritten wir rüſtig bergab in eine weite mondbeſchienene Gegend hinein. Der „eine nicht zu verfehlende“ Weg nach Nieder-Mendig, den ein von der Feldarbeit heimkehrender Kloſterbewohner uns gezeigt hatte, löſte ſich bald in drei Pfade auf, und auf unſer gutes Glück vertrauend, ſchlugen wir den mittlern ein. Beim traumhaften Mondlicht glaubten wir in weiter Ferne eine große Stadt an einem blitzenden Strome zu erkennen. Wir hielten dieſelbe für Coblenz und nahmen darnach unſere Richtung. So gelangten wir endlich an eine breite Landſtraße, und damit war das Ziel der Irrfahrt erreicht; nach einer kleinen Viertelſtunde befanden wir uns im Gaſthauſe zu Nieder-Mendig. — Ehe wir am folgenden Morgen das Dorf verließen, betrachteten wir noch die berühmten Mühlſteinbrüche, welche ſich in der Nähe befinden. Dieſelben ſind mit wahrhaft bewundernswürdiger Kunſt eingerichtet. Die Schachte und Stollen ſind wie die Gruben der Bergwerke ausgebaut, nur mit dem Unterſchiede, daß hier nichts von Holz, ſondern alles von Stein iſt. Ueberall ſieht man ungeheure Haufen von größern und kleinern Steinen aufgethürmt; am Abend vorher hatten wir dieſelben für Häuſer mit platten Dächern gehalten. — Von Nieder-Mendig wanderten wir über Ochtendung und Baſſenheim, welches mit ſeinem gräflichen Schloſſe, hübſchen Parkanlagen und Teichen einen recht maleriſchen Anblick gewährt, dem ſchönen Coblenz zu, um von dort unſere Reiſe mit dem nächſten Dampfſchiff fortzuſetzen. Als die Mittagsſtunde von den Thürmen hallte, zogen wir über die alte Moſelbrücke in die Stadt ein.

Aus Piemont, Oktober.

(Fortſetzung.)

König Carl Albert.

„Als die Schlacht bei Novara am heftigſten wüthete, wetteiferten die Offiziere im Gefolg des Königs mit den Offizieren des Generalſtabs in Muth und Unerſchrockenheit, um die wankenden Truppen zu ermuthigen und Befehle durch den heftigſten Kugelregen hin- und herzutragen. Als der alte Marcheſe Scati fühlte, daß ihm eine Kugel durch den Hut gegangen war, griff er ſchnell darnach, um ihn zu halten, Hand und Hut aber wurden ihm in dieſem Augenblick von einer Kartätſchenkugel weggeriſſen. Er ließ ſich nun ſein Schnupftuch um den Kopf binden, zog den Degen und ſprengte an der Spitze der Cavallerie gegen den Feind. Es iſt vollkommen wahr, daß ſich der König mit ebenſoviel Muth und Unerſchrockenheit dem Tod ausgeſetzt hat, als die Offiziere ſeines Gefolges und des Generalſtabs. Der König überſah ruhig den merkwürdigen Schauplatz und mochte wohl fühlen, daß hier ſein Geſchick entſchieden werde. Von Zeit zu Zeit ſah er den General fragend an, der ihm gute Hoffnung zu machen ſchien, als ein Angriff der Oeſterreicher abgeſchlagen war. In dieſem Augenblick kam ein Trainſoldat und trieb zwei gefangene Oeſterreicher vor ſich her; beim König hielt er ſein Pferd an und ſagte zu ihm: Maièsta, sono io che ho fatto questi due prigionieri! l'ho scapato per miracolo. — Ah, misericordia! In dieſem Augenblick ſtürzt er todt nieder; ihn hatte eine Kugel getroffen, die dem König gerade in die Bruſt gefahren wäre. — Im Moment, wo der König nach der entſchieden verlorenen Schlacht gegen Novara zurückritt, ſprengte ein junger Artillerieoffizier mit dem Ruf heran: Vive le roi! näherte ſich dann dem alten Grafen Robillant in der Suite und fragte ihn mit feſter Stimme: „Biſt du verwundet, Vater?“ — „Nein, und du?“ — „Ich habe eine Hand verloren.“ Der Graf erſchrack, wankte auf ſeinem Pferde, faßte ſich aber gleich und ſagte zu ſeinem Sohn: „Nun wohl, tröſte dich, du haſt deine Pflicht gethan. — Kurz darauf wurde dem jungen Offizier der Arm abgenommen. Dieß iſt derſelbe Graf Robillant, gegen den die demagogiſche Preſſe Italiens lange Gift und Galle ſpie. — Als der König bereits nahe an der Stadt war, fuhr eine Kartätſchenkugel in die Bedeckung deſſelben, und alles fuhr auseinander.“

Noch am Abend legte der König die Krone nieder und trat ſie dem Kronprinzen ab, denn er glaubte ſie nach zwei verlorenen Schlachten und dem ſiegreichen Einbruch des Feindes in das Land nicht länger mit Würde tragen zu können. Er warf ſich eilig in ſeinen Wagen, um Piemont zu verlaſſen. Auf dieſer Flucht hatte er jedoch noch ein ſonderbares Abenteuer zu beſtehen. Nach dem Sieg bei Novara hatten die in der Nähe lagernden Oeſterreicher die Verbindung dieſer Stadt mit Vercelli abgeſchnitten und mit Artillerie beſetzt. Kanonen ſtanden auf der Straße gegen Novara aufgefahren; ein ſtarkes Piket Cavallerie und Infanterie ſtand bei den Stücken und eine vorgeſchobene Wache beobachtete die Straße. Von dieſem Umſtand wußte der fliehende König nichts. Gegen Mitternacht hörte der öſterreichiſche Poſten etwas aus der Ferne heranrollen und meldete es ſogleich dem Capitän. Dieſer glaubt, piemonteſiſche Artillerie komme auf der Straße, er läßt alſo ſeine Kanonen zum Feuern mit Kartätſchen fertig halten. Indeſſen kommt das Geräuſch näher, und bei einer Biegung der Straße gewahrt der Poſten zwei Wagenlaternen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 271. Montag den 12. November 1849.

Hospite venturo, consabii nemo worum.
Juvenal.

Bilder aus dem wirklichen Leben.

(Fortsetzung.)

Als eine Dame, die Nüancen zu machen verstand, kam die Frau Kanzleiräthin nicht in ihrem Kaffeegewand für höhere Kreise, einem Kleide von schwarzer Seide, sondern erschien in einem hellbraunen Merinoüberrock, in welchem sie auch in die Kirche ging, als an einen Ort, wo man sehr gemischte Gesellschaft antrifft. Der Kaffee ging übrigens glanzvoll vorüber; auf dem Tische war eine graue Damastdecke ausgebreitet, das Getränke wurde in neuen Tassen präsentirt und die silbernen Löffel waren aus dem rothen Saffiankästchen genommen, wo sie das ganze Jahr über verwahrt lagen. Sekretär Wetterstuck empfing die Kanzleiräthin im schwarzen Frack und weißer Halsbinde und ging dann in seinen Garten.

Unterwegs aber hatte er allerhand sonderbare Ideen. So sehr er sich durch die Anwesenheit der Kanzleiräthin geschmeichelt fühlte, so war es ihm doch nicht recht, daß die Damen seiner frühern Kollegen beim Kaffee fehlten, und er sann hin und her, wie es bei seiner beschränkten Wohnung möglich zu machen sey, einmal mehr Gäste einzuladen, vor allen natürlich seine frühern Collegen. Sollte aber nicht gar sein unmittelbarer Chef, der Kanzleirath, eine Einladung annehmen? Wo aber ein größeres Lokal hernehmen? Diese Schwierigkeit machte ihm viel zu schaffen, als er plötzlich an einem kleinen Specereiladen die Worte las: „Herbstfeuerwerk." Da ging ihm ein helles Licht auf und er faßte den verwegenen Gedanken, in seinem Garten einen Herbst zu veranstalten.

Des Sommers Pracht und Herrlichkeit war vergangen und lebte nur noch in der Erinnerung und in einigen großen Sonnenblumen fort, die aber auch schon melancholisch ihre gelben Blätter fallen ließen. Der Wind schüttelte das Obst von den Bäumen und die Landschaft war herrlich bunt gefärbt. Die wilden Reben am Gartenhause auf Wetterstuckuh färbten sich hellroth und nahmen sich zierlich auf dem dunkeln Dache aus, der Vögel Lied war verstummt, nur eine dicke Amsel huschte noch melancholisch durch das Gesträuch, die matten Fliegen klebten an der Wand, und in den verrätherisch warmen Sonnenstrahlen des Herbstnachmittags versuchte eine übrig gebliebene Heuschrecke einen lezten verzweifelten Sprung; das sah aber aus wie ein gänzlich verunglückter schlechter Spaß; die arme Heuschrecke fühlte das auch und ihr klägliches Zirpen klang wie das Kirchenlied: „Im Grab ist Ruh." Die Kartoffeln hatte der Besitzer eigenhändig herausgethan, und es waren sehr wenige kranke darunter, sechzehn Kolben Welschkorn waren, in vier Büschel gebunden, am Gartenhaus aufgehängt und die Trauben an den Spalieren bedurften nur noch ein paar Tage, um völlig reif zu werden. Der Herbst hatte völlig das Regiment in die Hand genommen, an die kleinen Wege zwischen den Weinbergen waren die bekannten Tannenbäume gesteckt, welche für die Spaziergänger so viel bedeuten als: verbotener Eingang, hie und da knallte es schon aus den Thälern und von den Höhen, und als es dunkelte, sah man an verschiedenen Stellen den Strahl einer Rakete schief emporsteigen.

Ja, einen Herbst zu geben beschloß der Sekretär Wetterstuck, einen ächten Herbst mit Weintrauben

Digitized by Google

keinen Kartoffelherbst, und voll dieses Entschlusses ging er nach Haus und trat in sein Zimmer, wo man noch den lieblichen Duft des Kaffees roch und wo die sparsamen Ueberreste zweier mächtigen Torten deutlich anzeigten, daß die Gesellschaft, welche eben das Haus verlassen, bei gutem Appetit gewesen sey. — Man kann sich denken, daß Madame Wetterstuck seltsam aufschaute, als der Gemahl mit seinem verwegenen Entschluß hervorkam. Einen Herbst geben — allerdings war der Gedanke gut und schmeichelte auch bedeutend ihrer Eitelkeit. Gab doch der Departementschef auch einen Herbst, eben so verschiedene Oberregierungsräthe und auch Kanzleiräthe, und wenn sie einige dieser Herrn zu ihrem Herbst einlud, so konnte es gar nicht fehlen, daß sie wiederum eingeladen wurde. Glückliche Sekretärin! Herr Wetterstuck stieß solchergestalt auf viel weniger Widerstand, als er erwartet, und da auch Sohn und Tochter vollkommen beipflichteten, so war man noch am selben Abend fest entschlossen einen Herbst zu veranstalten.

Lieber süddeutscher Leser, du weißt, was ein Herbst zu sagen hat, du bist selbst unzweifelhaft schon oft im Herbst gewesen, oder hast gar selbst welche gegeben. Es ist dir bekannt, daß es nicht gegen den Anstand verstößt, zu sechs und einem halben Weinstock vier-und-zwanzig Personen einzuladen. Durch einen Herbst veranstaltet eine Familie, welche wegen beschränkter Wohnung keine bedeutende Gesellschaft einladen kann, eine Abfütterung en gros, eine Abfütterung, die ihr während des Winters durch unzählige Einladungen en detail heimgegeben wird. Bei einem Herbst sieht man weniger auf die Qualität der Speisen und Getränke, und was die Bedienung anbelangt, so brauchen sich die Gastgeber nicht zu incommodiren, jeder bedient sich selbst, man lacht, man schreit, man jubelt, man schießt, man verbrennt sich die Finger; ein Herbst ist eine sehr schöne Erfindung.

Bald beschäftigte man sich im Wetterstuck'schen Hause mit nichts als mit den Zubereitungen zu diesem Fest, und man pflog lange Berathungen, wer einzuladen sey. Daß dießmal die früheren Kollegen des jetzigen Sekretärs nebst Frauen und Kinder nicht vergessen wurden, versteht sich; ferner sezte man auf die Liste einen Oberregierungsrath und zwei Regierungsräthe; der erstere war ein lustiger Junggeselle, die beiden leztern verheirathet, aber ohne Kinder. Der Kanzleirath nebst Gemahlin war natürlich zuerst auf die Liste gesezt worden, aber über die Familie desselben entstand ein kleiner Zwist. Die Herren Söhne des Kanzleiraths, muntere Buben, wurden nicht beanstandet, aber die Kanzleiräthin hatte eine Schwester, ein junges, recht liebenswürdiges Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren, und diese war ein Stein des Anstoßes. Der junge Herr Wetterstuck verlangte mit vollem Recht, daß einer seiner besten Freunde, der Herr Referendär Zündnagel, nicht vergessen werde. Dieser Referendär hatte aber vor einem halben Jahre mit der kanzleiräthlichen Schwester in einem zarten Verhältniß gestanden, ein Verhältniß, welches durch die unbefugte Dazwischenkunft einer jungen Putzmacherin getrübt wurde —

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Die Kanzleiräthin wollte eines Abends beim Nachhausegehen etwas Ungebührliches bemerkt haben, und obgleich der Referendär die feierlichsten Schwüre für seine Unschuld ablegte, so war alles umsonst. Es brachen bei dieser Geschichte nun freilich keine Herzen, indessen löste sich das Verhältniß zwischen dem Referendär und der jungen Dame, und es war ihnen ferner nur gestattet in der Kirche oder im Tanzsaal aus der Entfernung zu schmachten. Diese beide Personen zusammen zum Herbst einzuladen, war offenbar ein verwegenes Unternehmen; aber der junge Herr Wetterstuck wollte seinen Freund nicht opfern, die Kanzleiräthliche dagegen mußte eingeladen werden, und so beschloß man der Sache ihren Lauf zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Nordseefahrten.

(Fortsetzung.)

„Nun noch zehn Minuten, dann wird der Strand so flach, daß der verfluchte Däne nicht folgen kann," so rief der Alte, der jezt doch auch wegen seines Fahrzeugs, das sein und seiner Kinder ganzes Vermögen ausmachte, ernstlich besorgt zu werden anfing. In diesem Augenblick schlug eine Kugel kaum zwei Ellen hinter uns auf's Wasser, sprang wieder ab, kam über unser Schiff geflogen, fuhr in ein Faß mit Buchweizengrütze, das unweit des Mastes festgebunden war, daß der weiße Inhalt desselben gleich einer Puderwolke über das ganze Verdeck stob, und fiel dann, matt geworden, seitwärts vom Bord in's Wasser. Der Zorn des alten Schiffers, als er sein schönes Grützfaß so zertrümmert und den Inhalt desselben ziemlich verdorben sah, kannte keine Grenzen; drohend ballte er seine Faust gegen das dänische Schiff und schleuderte eine solche Menge Flüche über dasselbe aus, daß auf jeden der hunderte von Matrosen desselben sein gut Theil davon gekommen ist. Das zerschossene Grützfaß war übrigens der einzige Verlust, den wir erleiden sollten; die Kugel, die dasselbe getroffen, war

Digitized by Google

die lezte, die gegen uns abgeschickt ward. Die dänische Fregatte wollte sich, um einen kleinen Küstenfahrer zu nehmen, nicht der Gefahr aussetzen, auf den Strand zu laufen, was bei stärker werdendem Wind leicht hätte geschehen können, und gab die Jagd auf, indem sie ihren Cours änderte und wieder nordwestlich lief. Das Gleiche that auch die Korvette, nachdem sie ein Signal von der Fregatte erhalten und beantwortet hatte. Die andere dänische Fregatte hatten wir gleich anfangs aus dem Gesicht verloren.

So waren wir denn für den Augenblick gerettet und mußten nun eine bessere Gelegenheit zum Durchschlüpfen abwarten. Wir fuhren jezt noch näher an die kleine Insel „Südfall" hinan, saßen aber bald im Schlick fest, denn die Ebbe begann einzutreten und das Wasser fiel sehr rasch. Wo eben noch die Wellen des Meeres sich gekräuselt hatten, da war jezt kaum ein halber Fuß Wasser mehr, bald war auch dieses verschwunden, und der feuchte glatte Schlammboden des Meeres, Schlick genannt, lag offen zu Tage; ein seltsamer Anblick für den Ungewohnten. Viele Bewohner des Meeres, Krabben, Seesterne, Conchylien aller Art bleiben nach dem Abfluß des Wassers auf dem Boden zurück und kriechen und krabbeln nun im feuchten Schlamm umher, um ihr Lebenselement wieder zu erreichen, bis dieses plözlich eben so rasch, wie es verschwunden, wieder zurückkehrt. Dann steigen von Minute zu Minute die Wasser, bald ist der Boden wieder bedeckt, und wo vor einer halben Stunde der Fußgänger ziemlich trockenen Fußes gehen konnte, segelt ein leichtes Kauffahrteischiff ohne alle Gefahr. Der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth beträgt an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste gewöhnlich sieben bis acht Fuß, bei der sogenannten Springfluth aber das Doppelte.

Da mich der Gedanke drückte, die vielen Stunden, die wir jedenfalls hier festgehalten waren, an Bord verleben zu müssen, so nahm ich das Anerbieten eines Matrosen, mich durch den Schlamm an's Land zu tragen, gern an. Wie die Wärterin das Kind, so trug mich der rüstige Bursche im rothen Friesheмd und den langen heraufgezogenen Wasserstiefeln leicht die paar hundert Schritte, bis wir festeren Boden fanden, so daß ich, ohne mich zu sehr zu beschmutzen, auf die Hallig gehen konnte. Der einzige männliche Bewohner derselben, der das Schießen gehört hatte, kam mir bereits mit seiner Frau und einigen Kindern entgegen und lud mich in seiner halb friesischen, halb plattdeutschen Sprache gastfreundlich ein sein Haus zu besuchen.

Wie ist es möglich, daß sich eine Familie freiwillig auf eine kleine, öde Hallig der Nordsee verbannen und dort ihr ganzes Leben zubringen kann! Ein kleiner öder Sandfleck, einige tausend Fuß im Umfang spärlich mit grobem Gras bewachsen, das ist die ganze Insel. Kein Baum grünt, keine Quelle sprudelt, kein Vogel singt hier. In der Mitte des Landes, wo es etwas ansteigt, ist ein künstlicher Hügel aufgeworfen, gegen zwanzig Fuß hoch, dessen flach abfallende Seiten mit grünem Rasen bekleidet sind. Auf diesem steht das einsame Haus des Besitzers mit einer Cisterne und einem kleinen Hofraum. Da ein Theil der Hallig bei der Fluth unter Wasser steht, bei hoher Springfluth aber die ganze Insel überschwemmt wird, so ist ein solcher künstlicher Hügel, „Werft" genannt, nothwendig, wenn sich der Mensch hier überhaupt soll ansiedeln können. Die Gewässer steigen bisweilen, aber selten, bis an das untere Geschoß des Hauses.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Der Meteorstein.

Am Sonntag Abend, 28. vergangenen Monats Oktober, ist ein Meteorstein, ein Pfund schwer, in Berlin auf die Erde gefallen. Um der Wissenschaft ein Räthsel aufzugeben, fiel er in den Hof des Universitätsgebäudes, und um die Untersuchung zu erleichtern, platzte er in mehrere kleine Stücke. Die Studenten und andere Leute trugen die Stücke in den Taschen fort, der üble Geruch blieb einige Zeit lang für Alle. — Die Zeitungen und lithographirten Korrespondenzen hatten heute das Wunder berichtet, die Wissenschaft wollte aber schon am nächsten Morgen durch den Mund des Professors Magnus ergründet haben, daß der Meteorstein nicht aus der weiten Welt, sondern von dieser Erde sey, und die Kritik, die am Abend nachhinkte, stellte sogar die Vermuthung auf, daß irgend eine muthwillige Hand das Meteor vom Dache, entweder der Universität oder eines der benachbarten hohen Gebäude auf das Pflaster geworfen habe, um den Leuten eine Nuß zu knacken zu geben, die einmal nicht politisch wäre. — Ich lasse die Kritik und die Wissenschaft bei Seite, bis sie ihre Legitimation zur Sache bewiesen haben, und halte dafür, daß es ein Meteorstein war. Bis der Beweis des Gegentheils geführt ist, gilt die erste Annahme. Aus dem Himmel ist der Stein gekommen: was wollte er auf der Erde? Freude oder sein Mißfallen ankündigen? Ach, wären wir noch gläubige

Digitized by Google

Leute wie unsere Verfahren, es würde an bändigen Auslegungen nicht fehlen. Daß der Stein eine Drohung gewesen, daß es Steine auf uns regnen solle, weil wir Alle verdienten zerstampft und zermalmt zu werden, mag ich nicht glauben, weil er so vereinzelt fiel, so klein war, und keinem Menschen auch nur eine kleine Contusion beigebracht hat. Auch hat die Kreuzzeitung, die alle Symptome unseres liberalen Sündenfalls aufzählt, noch nichts davon geschrieben. Einen bevorstehenden Untergang der Welt kann er aus demselben Grunde nicht bedeuten, abgesehen davon, daß der Zorn des Himmels, entweder weil wir früher so tollblind und dummwüthig uns in eine Revolution gestürzt, oder weil wir jezt eben so tollblind und dummwüthig, um aus ihr loszukommen, uns der Reaktion in die Arme stürzen, doch wohl einen andern Zeitpunkt gewählt haben würde als den, wo das Maß der einen Tollheit längst übergeschäumt, die andere aber ihr Gefäß noch nicht zur Hälfte gefüllt hat. Der Himmel gibt seine Zeichen nur, wenn der Seiger übervoll zeigt oder die Sanduhr leer ist. — Lieber nehme ich's für ein Ausrufungszeichen der Verwunderung aus irgend einer kleineren Geisterwelt zwischen Himmel und Erde über die Umschläge, die man an unserm Horizont wahrnimmt. Das kann wohl Steine erweichen: statt Lindenmüllers souveraines Volk den Treubund durch die Straßen schwärmen zu sehen, Demokraten und Reaktionäre Arm in Arm, Kreuzzeitung und Kladderadatsch sich gegenseitig abdruckend, und Aristokraten und Ochlokraten im Kampf gegen die Altliberalen. Ein Schauspiel für Götter nannte es der Student, wenn er etwas sah, was sich anständigerweise nicht beschreiben ließ. Ist's nicht das, wenn man mit demselben Koth, in dem sie damals die Reliquien des Königthums schleiften, jezt die vergötterten Redner für Volksrechte und Volksfreiheit bewirft? Und zur Verspottung und Vernichtung der Herrlichkeit der Beckerath, Auerswald, und wie sie heißen, tanzen, die Carmagnole singend, rothe Republik und rothe Reaktion! Sie verstehen sich. — Eigentlich hätte der Stein darum nicht nöthig gehabt den Himmel zu verlassen, denn es ist nicht mehr und nicht weniger, als was hundertfältig in der Geschichte vorkommt. Heute mir, morgen dir, sagt der Philister, und die Krankheit, die Einige Illusion, Andere Wahnsinn nennen, changirt nur die Couleur, er ist aber perennirend im Menschengeschlechte. Etwas Absolutes muß regieren; ist der Verstand nicht majorenn, was oft vorkommt, thuts der Unverstand, und so lange sie im Feuer sind des Vivatrufens und Fenstereinwerfens, oder was Aergeres, merken die Leute nicht den Unterschied.

(Fortsezung folgt.)

Aus Piemont, Oktober.

(Schluß.)

König Carl Albert.

Kein Zweifel, es ist ein Reisewagen. Der Offizier nimmt also seinen Befehl zum Feuern zurück und geht dem Wagen mit einer Patrouille entgegen. Der angerufene Postillon muß halten und der Reisende seinen Namen angeben. „Ich bin der Graf von Barge, piemontesischer Obrist; gleich nach der Schlacht habe ich meinen Abschied genommen und kehre über Crescentino nach Turin zurück." — „Verzeihen Sie, Herr Graf, ich kann Sie nicht so weiter reisen lassen, Sie müssen mir zum General folgen; er ist nicht weit von hier." — „Wohl, wenn es so seyn muß, ich folge Ihnen." — So fährt der von österreichischen Husaren umgebene Wagen nach dem kleinen Schloß, wo der General Graf Thun sein Quartier hatte. Der Offizier geht hinauf und macht seine Meldung. „Lassen Sie den Herrn Grafen heraufkommen und zugleich einen der gefangenen Versagliere (Schützen) rufen; wenn ihn dieser erkennt, so mag der Graf seine Reise fortsetzen, wo nicht, so bleibt er als Gefangener hier." — Der Graf Barge geht hinauf in's Vorzimmer und der Versagliere wird gerufen und gefragt, ob er den piemontesischen Obristen Grafen Barge kenne? — „Nein, es ist mir in der ganzen Armee kein solcher bekannt." — „Sehen Sie ihn genau an!" — Der Versagliere tritt in dem spärlich, nur von einem Talglicht erleuchteten Vorzimmer näher, sieht ihm genau in's Gesicht und steht ganz verblüfft da, denn er hat den König erkannt, dieser hat ihm aber mit den Augen ein Zeichen gegeben. „Ei freilich sind Sie es, Herr Graf; freilich kenne ich den Herrn Grafen, er war ja während der Schlacht dicht beim König." — Der Graf wird nun gebeten, beim General von Thurn vor seiner Abreise in der kühlen Nacht eine Tasse Thee zu trinken. Der Graf nimmt die höfliche Einladung an und tritt beim General ein. Nun beginnt eine sehr anziehende Unterhaltung. Zuerst bittet ihn Thun auf das Verbindlichste wegen des unfreiwilligen Aufenthalts um Entschuldigung, dann spricht er von der Schlacht; Graf Barge erzählt alles, was im piemontesischen Lager vorgegangen, Thun hört ihm mit steigendem Interesse zu und äußert endlich: „Verzeihen Sie, Herr Graf, ich wundere mich sehr, daß es ein so ausgezeichneter Mann, wie Sie mir scheinen, nicht zu einem höhern Grade in der Armee gebracht hat." — „Sehr verbunden, Herr Graf; es ist nicht meine Schuld, nie ist es mir nach Wunsch gegangen; deßhalb habe ich auch gleich nach der Schlacht meinen Abschied genommen, denn ich sah wohl, daß ich in der militärischen Laufbahn kein Glück habe." Thun lächelte. Die Unterhaltung ging in diesem Ton fort, endlich nahm der Graf Barge Abschied, Thun führte ihn an seinen Wagen und dieser rollte fort. Als der General wieder hinauf kam, sagte er zu seinen Adjutanten: „Dieser Graf Barge ist wirklich ein sehr einnehmender Mann, voll Geist und guter Art; ich hätte ihn nicht für einen Kriegsmann, sondern eher für einen Diplomaten gehalten, was meinen Sie?" — „Wir sind ganz Ihrer Meinung, Herr Graf; aber da ist der Versagliere, der kann uns wohl sagen, welches Amt dieser Oberst am königlichen Hof bekleidete. Sagen Sie uns, Sergeant, wer ist eigentlich dieser Graf Barge?" — „Der Graf Barge, meine Herren, ist — der König Carl Albert." — „Der König!" rief General Thun, „da haben wir wieder Oesterreichs altes Glück! Was hätte ganz Europa gesagt, wenn unsere Batterie mit Kartätschen auf den Reisewagen gefeuert und den König erschossen hätte! Die ganze Welt hätte geschrien, wir seyen unversöhnliche, perfide, barbarische Feinde; wir haben den König in einen Hinterhalt gelockt und da ermordet. Danken wir also Gott, daß er uns vor diesem Unglück behütet und uns den tapfern König in der Nähe gezeigt hat." So erzählt Fürst Czartorisky die Geschichte. Mit einer Variante hört man sie in Piemont erzählen, und in dieser Gestalt ist sie auch wahrscheinlicher. Carl Albert hatte bekanntlich ein höchst unköniglices Gesicht mit häßlicher, eingedrückter, rüsselartig vorgehender Nase und vorstehendem Kinn. So kannten ihn gewiß vom Feldzug von 1848 her alle österreichischen Offiziere, also auch der, welcher ihn zum General Thun führte. Dieser wußte bereits die Abdankung des Königs oder konnte sie wenigstens mit größter Wahrscheinlichkeit vermuthen, denn es war schon voriges Jahr und gerade jezt wieder nach der verlorenen Schlacht von Novara die Rede davon gewesen. Man ließ dem nun ganz unschädlichen König aus freundlicher Schonung das Vergnügen des Incognito; als er aber abreiste, sagte Graf Thun am Wagen zu ihm: Sire, je vous souhaite un bon voyage.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 272. Dienſtag den 13. November 1849.

Quis peteret informem terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque, nisi si patria sit?
Tacitus.

Nordſeefahrten.

(Fortſetzung.)

Auf einer ſolchen einſamen Hallig wohnt nun eine einzelne Familie, ganz von der übrigen Welt abgeſchieden, ſtets vom Meere, oder wenn dieſes bei der Ebbe zurücktritt, vom Schlamm umgeben. Alle Monate in der guten Jahreszeit fahren ſie nach Huſum, um dort die gewonnenen Produkte zu verkaufen und andere Bedürfniſſe dafür einzuhandeln, Sonntags zuweilen nach einer der größern Hallige, auf der eine Kirche ſteht und wo ſie eingepfarrt ſind. Dieß iſt ihr einziger Verkehr mit der Welt und im Winter können oft Wochen vergehen, ohne daß ſie ein fremdes Geſicht zu ſehen bekommen.

Und doch hängen alle dieſe Halligbewohner mit großer Liebe an ihrem Geburtsort, verlaſſen denſelben nur ungern und kehren immer wieder dahin zurück, ſobald es die Umſtände geſtatten. Die Bewohner der ſchönſten, üppigſten oder großartigſten Gegenden der Welt können ihre Heimath nicht glühender lieben als der Halligbewohner ſeinen kleinen wüſten Inſelfleck ohne Baum, ohne Quelle, ohne ſingende Vögel, nur von unzähligen Möven mit ihrem heiſeren, widrigen Geſchrei umſchwirrt. Und dabei iſt es nicht Unbekanntſchaft mit den Reizen der übrigen Welt, was dieſe Vorliebe für ihren traurigen Aufenthaltsort erzeugt; die Männer kennen die Welt ſehr wohl und haben ſich oft in den fernſten Zonen herumgetummelt. Bis zur Verheirathung dienen alle jungen Burſche der Hallige faſt ohne Ausnahme auf Kauffahrteiſchiffen als Matroſen und fahren nach Amerika, Aſien, Auſtralien. So oft ſie aber freie Zeit haben, kehren ſie gewiß auf ihr geliebtes Eiland zurück, wie es auch nur ſelten vorkommen ſoll, daß ein Sohn der Hallig ſich mit einem andern Mädchen als einem dort geborenen ehlich verbindet, oder an einem andern Orte ſich häuslich niederläßt. Auch die jüngeren verheiratheten Männer dienen gewöhnlich noch als Matroſen, ſuchen aber auf Küſtenfahrer, oder doch auf Schiffe von kurzem Cours, wie auf Grönlandsfahrer, zu kommen, um ſo wenigſtens einige Wintermonate zu Hauſe zubringen zu können. Werden ſie älter, ſo geben ſie gewöhnlich die Seefahrten ganz auf und bleiben daheim. So hatte der alte Mann hier auf der kleinen Hallig zwei Söhne, welche auf Hamburger Paketſchiffen, die nach Neuorleans fuhren, dienten, und der Bräutigam ſeiner älteſten Tochter, der auf den größern Hallig Pelworm zu Hauſe war, befand ſich eben in Oſtindien.

Oft freilich kehren dieſe jungen Söhne der Hallige nicht wieder in die ſtille Heimath zurück; das Meer begräbt ſie in ſeinem feuchten Schooß, vergebens harren Mütter oder Bräute Monate lang in bitterem Gram der Theuern, bis endlich ſtatt ihrer beim Pfarrer des Kirchſpiels die ſpäte Kunde eintrifft, dieſe und jene Angehörigen ſeines Sprengels ſeyen beim Untergang eines Schiffes in irgend einem oſtindiſchen oder amerikaniſchen Gewäſſer ertrunken oder da oder dort bei einem wüthenden Orkan über Bord geworfen worden. Oft erſt nach Monaten, ja nach Jahren gelangt ſolche Trauerkunde nach dem einſamen, von aller Verbindung abgeſchnittenen Eiland.

Digitized by Google

Auf den Halligen selbst bilden die Zucht des Schafes, des einzigen größern Hausthiers, das gehalten wird, das Einsammeln von Möveneiern, die bis nach Hamburg als Leckerbissen verkauft werden, und der Fischfang die Hauptnahrungszweige der Bewohner. Mit diesen Erwerbsquellen, verbunden mit dem Ertrag ihrer früheren Seefahrten und ihrer Genügsamkeit, genießen sie eines nicht unbedeutenden Wohlstandes. Die grobe Wolle der Schafe wird theils unverarbeitet nach Husum oder Tönningen verkauft, theils gesponnen und von den Frauen zu dicken Strümpfen, Mützen und Hemden, wie die Matrosen sie tragen, gestrickt. Diese werden an die Händler in den schleswig-holsteinischen Küstenstädten verkauft. Mehl, Zwiebeln, Speck, Thee, Zucker und Rum sind die Hauptartikel, welche sie sich gegen ihre Handelswaaren verschaffen. Die Consumtion von Thee und Zucker ist auf diesen Eilanden sehr stark, weil das Cisternenwasser ohne Zusatz fast ungenießbar ist. Sonst leben sie von frischen oder geräucherten Fischen, Vogeleiern, wildem Geflügel, das sie im Herbste schießen oder fangen, und vom eingesalzenen oder geräucherten Fleisch ihrer eigenen Schafe. Einzelne kleine Hallige sind gar nicht bewohnt, aber ihr grobes Gras wird zu Heu gemacht und als Schaffutter für den Winter gebraucht.

Das kleine Häuschen, in das mich der alte Halligbewohner führte, war reinlich, wohnlich und gut erhalten; die Wohnstube fast eine Copie der Kajüte eines Schiffes, wie man es an den deutschen Ost- und Nordseeküsten häufig findet; alle Wände unten mit weißen glänzenden Thonfließen belegt, oben mit blau angestrichenem Holzwerk getäfelt, eben so die etwas niedrige Decke, das Bett schrankartig in die Wand versenkt, Tische, Stühle, Kasten und Schränke sauber und derb, aber gut gearbeitet. Der Alte erzählte mir, er sey sein eigener Zimmermann und Maler und er habe diese Künste auf den Schiffen gelernt, auf denen er an dreißig Jahre gedient. Die ganze Wohnstube hatte ein behagliches Ansehen, und der Mann, die Frau und die zwei Töchter von vierzehn und zwanzig Jahren waren sehr reinlich und ordentlich in grobe Wollenzeuge gekleidet.

Ich blieb mehrere Stunden bei der Familie, die mich mit recht gutem Thee, der mit Kandis versüßt ohne Milch getrunken wurde, Schafkäse, Vogeleiern und grobem Brod bewirthete. Sie wollten dafür durchaus keine Bezahlung annehmen und ich mußte ihnen eine Flasche Rum aufdringen, die ich vom Schiff mitgenommen hatte. Der Mann war sehr gesprächig und erzählte mir viel von seinen Seefahrten und den Gefahren der hohen Springfluth, die vor drei Jahren sogar bis in die Wohnstube gedrungen war, so daß die ganze Familie sammt den Schafen, die man heraufgezogen hatte, über zwölf Stunden auf dem Boden des Hauses sitzen mußte, ganz vom tobenden Meer eingeschlossen und in jeder Minute gewärtig, von demselben verschlungen zu werden. Ueberhaupt ist ihr Leben überreich an Entbehrungen und Gefahren aller Art, und doch erscheint es ihnen so erfreulich, daß sie es mit keinem andern vertauschen möchten. — Die Frauen waren schüchtern und des Sprechens ungewohnt und antworteten auf alle Fragen nicht viel mehr als ja und nein.

Gegen Abend, wo die Fluth wieder eingetreten war, holte mich unser Schiffer im Handboot ab. Wir wollten jezt versuchen, uns in der Dunkelheit der Nacht durch die dänischen Schiffe durchzuschleichen. Der Wind war noch stärker als in der Nacht vorher und die See so mit weißen Schaumwellen bedeckt, daß diese uns durch die Finsterniß weit entgegenschimmerten. Obgleich wir die Segel stark gerefft hatten, flogen wir pfeilschnell über das Meer und unsere kleine Schluup konnte so recht ihren Ruf als tüchtiger Segler bewähren. Ein großes dunkles Schiff, die Segel alle bis auf weniges Leinen eingezogen, mehrere Laternen am Bord, tauchte plötzlich aus dem Dunkel empor. Es war ohne Zweifel die dänische Fregatte, die uns am Morgen gejagt hatte. Auch sie schien uns bemerkt zu haben, denn wieder blizte ein Schuß vom Bord; die Dunkelheit war aber zu groß, als daß sie es bei so starkem Winde und so gefährlichem Fahrwasser hätte wagen können, auf ein so kleines leichtes Fahrzeug wie das unsrige Jagd zu machen. Sie ließen zwar von der Fregatte eine blaue Leuchtrakete steigen, nach der Gegend zu, wo sie uns vermutheten, und diese muß uns auch auf Augenblicke ganz hell beleuchtet haben; da wir aber, wie die Küstenfahrer häufig, braunrothe Segel führten, auch einige Striche von unserem Course abhielten, so war dieß ohne Gefahr für uns. Die Fregatte steckte übrigens jezt noch mehrere sehr hell brennende Laternen aus, um das Meer auf einen Umkreis von einigen hundert Schritten vollkommen zu beleuchten, was einen sehr hübschen Anblick gewährte. Wahrscheinlich bewog sie dazu die Besorgniß vor einem Brander oder Enterschiff, und es machte unsern Matrosen viel Spaß und gab zu verschiedenen rohen Scherzen Anlaß, daß unser kleines Schiff dem stolzen Feind so viel Sorge machte.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem wirklichen Leben.

(Fortsetzung.)

So kam der große Tag heran. Alle, sogar der Oberregierungsrath, hatten die Einladung angenommen;

Digitized by Google

der Kanzleirath beurlaubte ſogar den Sekretär für den ganzen Tag und dieſer begab ſich entzückt ſchon in aller Frühe nach Wetterſtucksruh, um die nöthigen Anordnungen zu treffen. Neben dem Tannengebüſch in der Anlage wurde ein Tiſch aufgeſchlagen und mit einem weißen Tiſchtuch bedeckt, und vor dem Hügel am Abhang des Berges ein zweiter Tiſch, erſterer für Speiſen und Getränke beſtimmt, lezterer für die Herren Schützen zum Laden ihrer Musketen und Piſtolen. Sogar ein kleines Lattengerüſt, um Raketen abzubrennen, wurde nicht vergeſſen. Gegen zehn Uhr erſchienen Madame Wetterſtuck und Tochter, und die beiden Damen, ſowie die Magd des Hauſes, erlagen faſt unter der Laſt der Speiſen und Getränke, welche ſie hinaufſchleppten. Bald prangte die Tafel mit Allem, was zu einem ſoliden Herbſt gehört; da war Butter und Käſe, kaltes Fleiſch, weißer und rother Wein, Moſt, Kuchen und ſonſtiges Backwerk, ſogar Cigarren. Auf dem Hügel ſtand ein kleiner Böller, den der junge Wetterſtuck eigenhändig bediente.

Es war ein klarer freundlicher Herbſttag, und gegen zwei Uhr erſchienen die Eingeladenen; zuerſt der Oberregierungsrath, eine kleine Figur mit bedeutendem Bauch und ſehr dünnen Beinen. Der Mann trug einen kleinen Frack, der unmöglich zuſammengeknöpft werden konnte, und darunter eine große gelbe Weſte, welche in ihrem bedeutenden Umfang weithin glänzte; dazu trug er ſehr anliegende Beinkleider, und von weitem hatte die komiſche Figur die größte Aehnlichkeit mit einer gelben Bergamotbirne, die man auf zwei Schwefelhölzer geſteckt. Er erglomm rüſtig den Berg und ein Kanzleidiener trug ſeine Büchſe, ſo wie einen wohlgefüllten Jagdranzen. Bald nach ihm erſchienen die beiden Regierungsräthe, im Aeußern ſehr verſchiedene Männer. Herr Krügle, ein langer dürrer Mann, ruhig und würdevoll bei jeder Bewegung, mit weißer Halsbinde und glattgeſchorenem Geſicht, war ſehr ernſter Natur und durchaus kein Freund von Herbſtſpäßen, noch viel weniger von Schießen und Feuerwerk; ſeine Frau war unwohl und ließ ſich entſchuldigen. Neben ihm ging ſein Kollege Schwämmle, ein lebhafter, heftiger Mann, kurz, breit und unterſezt; aber ſein Kopf mit dem verwegenen Ausdruck, mit dem lebhaften herausfordernden Auge und dem großen Backenbart, hätte für eine große robuſte Figur vortrefflich gepaßt; dieſen Mangel an Körpergröße erſezte der Mann dadurch, daß er ſich bedeutend in die Bruſt warf und ſehr lebhaft mit den Armen focht. Und wie er ſo daher kam mit dem wilden Geſichtsausdruck und laut ſprechend, während zwei Piſtolenhälſe aus den Taſchen hervorſahen, hätte man ihn für einen Räuberhauptmann halten können. Seine Frau war eine Dame, über die ſich nicht viel ſagen läßt. — Schwämmle begrüßte mit einem lauten Hurrah den Anblick von Wetterſtucksruh und ſchoß zum Willkomm eine ſeiner Piſtolen ab. Drauf kamen Kanzleirath und Kanzleiräthin; er ein kleiner, ſchmächtiger, unbedeutender Mann, ſie eine große, impoſante Figur. Er ſah neben ihr aus, als führe ſie ihren jüngſten Sohn, der im Wachſen etwas zurückgeblieben, an der Hand ſpazieren. Ihnen folgte der Kanzleiräthin Schweſter, ein rundes, geſundes Ding mit geſcheidten lebhaften Augen, einer kleinen Stupnaſe und ſchwarzen Haaren, die in zwei runden Zöpfen zu beiden Seiten des Kopfs aufgebunden waren. Das Mädchen war trotz ihres geſunden Aeußern etwas ſentimentaler Natur, und als bei ihrem Eintritt in den Garten der Regierungsrath Schwämmle ſeine zweite Piſtole abſchoß, rief ſie laut aus: „Schießen Sie nicht, ich bin die Taube!“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Verkehr. — Lamartine. — Libri.

Im Handel und Verkehr ſcheint allmählig einige Beſſerung einzutreten. Die Fabriken kommen wieder in Thätigkeit, die Kaufleute ſetzen wieder ihre Waaren ab; nur geht es noch immer mit dem Vertrieb der Luxuswaaren nicht ſo gut als mit gewöhnlichen Artikeln. In verſchiedenen Fächern ſind die Fabriken ſogar in großer Thätigkeit; es ſind keine Waaren mehr auf dem Lager, weil während der großen Noth im vorigen Jahr Fabrikanten und Kaufleute bedeutende Ladungen nach England und Amerika zum halben Preiſe verkauft hatten, um nur Geld zu bekommen und nicht in noch größere Verlegenheit zu gerathen. Dadurch haben ſich, beiläufig geſagt, mehrere fremde Handelshäuſer bereichert, indem ſie die ſo wohlfeil eingekauften Ladungen franzöſiſcher Waaren mit 25 Procent Gewinn wieder abſezten.

Digitized by Google

Auch in den Buchhandel kommt wieder einige Thätigkeit, nachdem manche Buchhändler im vorigen Jahre ihre Verlagswerke ebenfalls zu äußerst geringen Preisen veräußert hatten; diese aus Noth verschleuderten Werke sind nun bei den Büchertrödlern auch noch zu geringen Preisen zu haben, und man kann sich mit einer mäßigen Summe eine schöne Bibliothek neuerer Werke anlegen. Dieß muß für den französischen Buchhandel wenigstens Eine gute Folge haben, daß nämlich der Absatz der fremden Nachdrucke neuerer französischer Bücher dadurch erschwert wird, denn die Nachdrucker können ihre Exemplare sicher nicht billiger geben, als die Originale jezt in Paris zu haben sind. Lamartine sezt seine Zeitschrift »Conseiller des peuples« sehr regelmäßig fort, obgleich er an die Nationalversammlung geschrieben hat, er sey krank und könne den Sitzungen nicht beiwohnen. In der That ist er in der Nationalversammlung noch gar nicht erschienen, seitdem er zum Repräsentanten gewählt ist und das Recht erworben hat, täglich 25 Francs für seine Mühe in Empfang zu nehmen. Seine Zeitschrift hat sehr großen Absatz, und für einen Kranken schreibt er noch immer sehr gut; viele vermuthen aber, er habe seinen Gehülfen, wie Alexander Dumas, und nur die ersten Hefte seyen von ihm selbst geschrieben. Auch verhindert ihn, wie es scheint, seine vorgebliche Krankheit nicht, den Selbstverlag seiner vermischten Schriften zu besorgen, wofür er bisher keinen Verleger gefunden hat, der ihm die ungeheure Summe, die er dafür fordert, hätte zahlen mögen. Von Zeit zu Zeit wird das Gerücht aufgefrischt, der Dichter wolle seine Güter in Frankreich, wenn er noch welche hat, verkaufen und sich in der Türkei, wahrscheinlich in dem von ihm besuchten und beschriebenen Syrien niederlassen und daselbst sein Leben beschließen. So viele seiner phantastischen Träume sind durch die erschütternden Begebenheiten des Jahrs 1848 verschwunden, und da man ihn sachte wieder auf den platten Boden niedergesezt hat, nachdem man ihn beinahe auf einen Thron erhoben, und nachdem alle seine schönen Reden einen so ganz unerwarteten Erfolg gehabt haben, mag ihm der Aufenthalt in seinem undankbaren Vaterlande zuwider seyn und er sich in ein von allen europäischen Wirren fernes Land sehnen, wo er vielleicht noch einmal zum Dichter werden kann. Es geht ihm wie den meisten Staatsmännern, wenn sie plözlich vom Staatsruder entfernt werden; sie haben Langeweile und leiden, wie einer sagte, am zurückgetretenen Ehrgeiz.

Trotz der politischen Spannung wird gegenwärtig in den Zeitungen eine Privatangelegenheit besprochen, die freilich mit der lezten Revolution zusammenhängt. Ich meine die Angelegenheit des flüchtig gewordenen italienischen Gelehrten Libri, der sich bekanntlich in Frankreich eingebürgert hatte, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor an einer der höhern Lehranstalten geworden war, und vom lezten Ministerium Ludwig Philipps besonders begünstigt wurde. Bei der Plünderung oder Durchwühlung der Papiere in Guizots Cabinet im Februar 1848 fand man daselbst einen geheimen Bericht des Staatsanwalts Bouchy an den Justizminister über eine Klage, welche wider Libri wegen Entwendung oder Vorenthaltung von Büchern und Handschriften aus öffentlichen Anstalten erhoben worden war, und die der Staatsanwalt, wie es scheint, gegründet gefunden hatte. Dieser Bericht, welchen der Justizminister vermuthlich seinem Collegen, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als dem Protektor Libris mitgetheilt hatte, wurde alsbald mit vielen andern Dokumenten, welche in Guizots Cabinete gefunden worden waren, in Taschereaus bekannter Revue rétrospective abgedruckt.

(Fortsezung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsezung.)

Manteuffel.

Vor einem Jahr gab es keinen Namen, der so gräßlich klang als der Name Manteuffel. Die Namen Manteuffel und Wrangel konnten die Leute sich gar nicht anders denken, als in Verbindung mit Strick und Galgen. Einer hätte nur in einer Bierschenke aussprechen dürfen, es könnte doch etwas Gutes an ihnen seyn, er wäre zur Thür, wenn nicht gar zum Fenster hinausgeflogen. Dem alten Wrangel, wenn er sich an den Fenstern des Schlosses zeigte, hielt man höhnend Stricke und Schlingen entgegen; der Freiherr von Manteuffel zeigte sich lieber gar nicht, und man meinte, er thue sehr gut daran, obgleich ich doch zweifle, daß ihm von den Berlinern wirklich ein Leides geschehen wäre. Sie können recht bitterbös seyn, im Grunde genommen sind die Berliner aber doch gutmüthige Leute. Erinnert man sich noch des „schaudervollen" Gassenliedes: „Wer ist der größte . . . . . ?" Alle Größen wurden aufgezählt, der größte aber blieb doch Manteuffel. — Als das Lied in den Gassen cursirte, merkte ich, daß die Sache schon einen Umschwung genommen. Es war kein Produkt der natürlichen Stimmung, es war ein Pechkranz, den man noch in's Feuer wirft, wenn es schon zu erlöschen anfängt. Die Wuth war schlafen gegangen, man wollte sie wieder auflachen; es gelang aber nicht. Dann machte der Umschlag leise und still immer raschere Fortschritte. Am deutlichsten zeigte es sich bei den lezten Wahlen. Als sie zum Theil sehr dumm, und zum Theil sehr reaktionär ausfielen, sagte der Berliner Witz: der einzige Liberale, den Berlin gewählt, ist Manteuffel. Das war wieder zu viel gesagt, dafür ist es aber auch ein Berliner Witz. — Und neulich Abends, zur Zeit als der Meteorstein niederfiel, erscheint in einer Bierstube, die in sehr demokratischem Geruch steht, ein Mann mit noch einem Mann. Und der Mann sezt sich an den Tisch zu den andern Gästen und fordert ein Glas Weißbier. Dann sprechen sie, und sprechen in Politicis. Sie sprechen über Volksrechte und Tyrannendruck und über vernünftige und wahre und gesezliche Freiheit, und was der Mann sagt, gefällt den andern, weil er so von der Leber weg spricht (was er, beiläufig gesagt, in den Kammern nicht immer thut; aber die Kammern sind freilich etwas anderes als eine Weißbierstube), und sie sprechen auch von der Leber weg und verständigen sich, sagt man, besser als man sich manchmal in der Kammer verständigt. Und als der Mann, dem sie mit Vergnügen zugehört, aufsteht, ist es — nun Ihre Leser wissen es aus der Zeitung — es ist der Minister Manteuffel, der den erstaunten Gästen erklärt, daß er nicht zu ihnen gekommen, um sie zu behorchen, sondern um zu hören, was die Bürger in den Schenken denken; denn von seinen Räthen und aus den Zeitungen erfährt er es doch nicht ganz genau. Was darauf erfolgt ist, wissen Sie auch. Man hat ihn zwar nicht auf die Arme gehoben, aber hoch leben lassen und mit vollen Ehren zur Thür hinaus begleitet. Die Verwunderung blieb zurück, was mehr, will ich nicht sagen. Das Glück der Bierstube ist gemacht, der Wirth hat in das Glas, aus dem der Minister, und vor ihm viele hundert Demokraten getrunken, den Namen desselben einschleifen lassen. — Was liegt daran, daß die Demokratie die Nase rümpft und bittere Glossen macht? Das Faktum bleibt, und jeder hat das Recht es sich auszulegen. Wollte der Minister aber nur den Harun Alraschid zu eigener Nutzanwendung spielen, so ist es schade, daß der Spaß entdeckt ist, denn wiederholen läßt er sich nicht. Ich besorge vielmehr, daß man in den Bierstuben jezt sehr vorsichtig seyn wird, wenn man ein fremdes Gesicht auf den Bänken sieht.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 273. Mittwoch den 14. November 1849.

Ach, daß der Liebesgott, trotz seinen Binden,
Zu seinem Ziel stets Pfade weiß zu finden!

Shakespeare.

Bilder aus dem wirklichen Leben.

(Fortsetzung.)

Bald erschienen neue Gäste, die früheren Kollegen des Sekretärs mit ihren Frauen und vielen Kindern, und ehe sie einzutreten wagten, priesen sie am Gartenzaun sehr hörbar die Schönheit von Wetterstucksruh. Sie waren sammt und sonders Bürgerwehrmänner und führten die Bürgerwehrmuskete mit sich, und auf dem Kopfe hatten sie eine der schönsten und malerischsten Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, den grauen Schlapphut, aber dießmal ohne Hahnenfeder, denn die konnte der finstere Regierungsrath Krügle durchaus nicht leiden. Die Damen dieser Herrn ergossen sich fortwährend in Bewunderung über die Wetterstuckschen Anlagen, über die Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit der äußern Einfassung, über die Eleganz des Gartenhauses, und versicherten einstimmig, die Aussicht hier oben sey bei weitem schöner als die vom fürstlichen Landhaus dort gegenüber. Jezt hatte der junge Wetterstuck seinen Böller geladen und ein Dutzend Buben und ein Halbdutzend Mädchen umstanden den Hügel mit aufgesperrten Mäulern; der Schuß krachte, der Böller überschlug sich und ihm nach purzelten vor Ueberraschung und Schreck mehrere der jugendlichen Zuschauer. „Hurrah!“ schrie Schwämmle, „beim Donner der Kanonen fühlt sich die deutsche Brust!“ Krügle aber warf ihm einen verweisenden Blick zu und der Oberregierungsrath, der seinen Beinen nicht recht traute, ließ sich auf einen Stuhl nieder, indem er behauptete, der Schlag des Geschützes mache das Erdreich erzittern.

Während dem aber klapperten die Kaffeetassen und klirrten die Mostgläser und in Backwerk und Kuchen entstanden gewaltige Lücken. Die Sekretärin strahlte wie die Herbstsonne, denn sie saß zwischen der dicken Kanzleiräthin und der Regierungsräthin Schwämmle. Wo aber war Vater Wetterstuck? Er schwamm in Wonne und Seligkeit, hatte ihm doch der Oberregierungsrath die Hand gedrückt, und hatte doch Schwämmle mit ihm aus einem Glase getrunken, bei welchem Trunk dem Sekretär freilich nicht viel mehr als die Ehre übrig blieb. Schwämmle war die Seele der ganzen Gesellschaft, er sang, er tanzte, er schoß wie ein Rasender und hatte alle Taschen mit Feuerwerk angefüllt.

Etwas spät erschien der junge Referendär, Herr Zündnagel, sehr elegant gekleidet, mit hellgelben Glacéhandschuhen, und auf der Schulter trug er ein doppelläufiges Jagdgewehr und an der Seite eine zierliche Jagdtasche; das englische Pulverhorn hing an der andern Seite und die Magd seines Hauses trug ihm einen großen Korb voll Feuerwerk nach. Der Referendär machte der Sekretärin eine ehrerbietige Verbeugung, begrüßte die Kanzleiräthin mit vollkommenster Hochachtung und schenkte der Schwester einen wehmüthigen Blick. Er war ein feiner, gebildeter Mann, der Herr Zündnagel, ließ sich bei den Damen nieder, sprach über die vergangenen Landpartien und die zukünftigen Bälle, reichte Kuchen und Bisquit umher, lobte die gelbe Weste des Oberregierungsraths und sprach mit Herrn Krügle im conservativsten Sinne über die baldigst zu erwartende Kammer. Die Kanzleiräthin hatte ihn bei seinem Erscheinen erstaunt angesehen und der Kanzleirath würdigte ihn deßhalb keines

Digitized by Google

Blicks; da er sich aber so harmlos und anständig bewegte, jezt den Böller lud und abfeuerte, jezt die Kinder des Kanzleiraths aus seinem Doppelgewehr schießen ließ, so söhnte man sich mit seinem Daseyn aus. Er lud seine Pistolen und überreichte sie den Damen zum Schießen. Anfänglich verwahrten sich dieselben gegen ein solch kecks Unternehmen und der Kanzleirath schauderte sichtlich vor dem Instrument zurück; bald aber ließ sich die gute sanfte Regierungsräthin Schwämmle, als die erste im Rang, bewegen einen Schuß zu thun, dann folgte die Kanzleiräthin, endlich der Kanzleirath selbst, obgleich mit Zittern und Zagen. Die Damen der subalternen Beamten feuerten aus den schweren Bürgerwehrgewehren. Nicht lange so war der schlaue Referendär mit tiefer Berechnung jezt so weit gekommen, daß er als höflicher Mann nicht umhin konnte auch der kanzleiräthlichen Schwester seine Pistole anzubieten. Das Mädchen fürchtete sich erschrecklich und zitterte sichtbar, der Referendär legte ihr die Pistole in die Hand, zeigte ihr, wie sie drücken müsse, und Beide bebten zusammen, als es krachte und als sich dabei ihre Hände berührten. Die Kanzleiräthin war in diesem Augenblicke in einem tiefen Wirthschaftsgespräch mit der Sekretärin begriffen, die Kinder schrieen und jubelten, Schwämmle brüllte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und so konnte es der Referendär wagen zu flüstern: „Und werden Sie mich denn ewig hassen, Auguste?“ Und das Mädchen antwortete, sichtlich bewegt durch den Schuß und diesen Moment: „Ach, Emil, wenn Sie die Schwester versöhnen könnten!“

Dieß versuchte nun der Referendär auf alle Weise und brachte es wirklich so weit, daß die Kanzleiräthin noch am selben Nachmittage zu ihrem Gemahl sagte: „Es ist schade, daß die fatale Geschichte mit dem Zündnagel vorgefallen ist; abgesehen davon, habe ich nicht leicht einen höflicheren und aufmerksameren jungen Mann gesehen.“ — „Das ist wahr,“ bekräftigte der Gemahl als Echo, „und am Ende,“ sezte er schüchtern hinzu, „ist die Sache vielleicht nicht so schlimm gewesen.“ Doch schreckte er in demselben Moment vor dem strafenden Blick seiner Frau zusammen und vor dem Ton, mit welchem sie sagte: „August, August! — es war eine Putzmacherin!“

(Schluß folgt.)

Nordseefahrten.

(Schluß.)

Nach halbstündiger Fahrt sahen wir wieder Lichter auf einem andern großen Fahrzeug, und etwas seitwärts davon schimmerte noch ein Licht, das, weil es niedriger war, einem kleinern Schiffe angehören mußte. Unser Schiffer, der wissen wollte, ob dieß auch Dänen seyen, ließ darauf zu halten, und freudig ward dieser Befehl von unsern Matrosen begrüßt, denen es viel Spaß machte, die dänische Flotte auf diese Weise zu necken. Auch auf diesen Schiffen schien man unseren Schluup bald zu wittern, ein Beweis, daß dort sehr scharfe Wache mit Nachtfernröhren gehalten wurde. Signallaternen flogen am Mast des größern Schiffes herauf und bald stiegen einige Leuchtraketen über unsern Köpfen empor, um uns beim Niederfallen in hellem Licht zu zeigen. Der Uebermuth kitzelte unsere Matrosen gewaltig, sie hißten die schleswig-holsteinsche Flagge auf und hingen recht zum Hohn, um dieselbe so deutlich als möglich zu zeigen, zwei Laternen daneben. Die Antwort darauf war ein Kanonenschuß von der Fregatte und eine Brandrakete von der Korvette, denn als solche hatten wir sie erkannt, da beide Schiffe sich jezt auch beleuchtet hatten, um einen hellen Umkreis zu haben. Die Korvette schien Miene zu machen uns nachzusetzen. Jezt war es des Spaßes genug, alle Laternen und die Flagge verschwanden wieder von unserer Schluup und der Schiffer ließ so viel Segel beisetzen, daß ich jeden Augenblick glaubte, wir würden in die Tiefe des aufgeregten Meeres hinabgerissen. Das kleine Ding stack oft halb unter dem Wasser, tauchte aber wie eine Ente immer wieder empor. „Das heißt segeln!“ rief mir der Alte zu, „und wenn Sie hundert Jahre auf der See fahren, besser können Sie nie segeln.“ Wie die Windsbraut flogen wir über das stürmende Meer, bald oben auf dem Kamm einer mächtigen Woge, bald wieder im tiefen Abgrund. Unsere Matrosen jubelten über die schnelle Fahrt, obgleich dieselbe nicht ohne Gefahr war, und der kleine Claus klatschte vor Freude in die theerichten Hände. Wahrlich, unsere norddeutschen Seeleute können es an Kühnheit und Geschicklichkeit mit allen in der Welt aufnehmen, und wenn wir bisher keine Flotte gehabt haben und verdammt sind, eine so überaus klägliche Rolle auf der See zu spielen, so liegt die Schuld gewiß nicht an ihnen.

Der Tag graute kaum, als wir beim rothen, wild zerklüfteten Felsen von Helgoland ankamen. Wir liefen in den Meerarm zwischen der Insel selbst und der Sandbank, die zum Baden benuzt wird, und legten uns dort vor Anker. Die Ankunft der Schluup, die hier wohl bekannt war, mußte erwartet worden seyn, denn ein Boot, mit sechs rüstigen Ruderern bemannt, war bald an unserem Bord. Die Vorräthe von Fleisch, Speck, Mehl und Gemüsen, für die Helgolander Badegäste bestimmt, wurden mit möglichster Eile ausgeschifft, denn es sollte hier nicht sicher seyn, da eine dänische Fregatte und ein kleiner Kriegsdampfer beständig herumkreuzten, wie uns die Helgolander Bootsleute

Digitized by Google

erzählten. Alles legte raſch Hand an und nach einer halben Stunde war unſere Ladung gelöſcht, wir hatten dagegen einige Sandſacke, die das Boot für uns mitgebracht, als Ballaſt eingenommen und konnten nun wieder in See gehen.

Unſer Schiffer gedachte bei Curhafen in die Elbe einzulaufen und nach Hamburg zu ſegeln, um dort die Schellfiſche, die er noch bei ſich hatte, zu verkaufen. Unter beſtändigem Laviren, denn der Wind war uns jezt nicht mehr recht günſtig, ging es nun der Elbmündung zu, und wir konnten hoffen in einigen Stunden in Curhafen und dann noch vor Abend in Hamburg zu ſeyn. Aber die däniſchen Schiffe kamen uns auch hier in die Quere. Die an der Elbmündung liegende Inſel Neuwerk war bereits mit dem Fernglas zu erkennen, als wir auch wieder eine große däniſche Fregatte erblickten, die wie ein grimmiger Wächter vor der Elbmündung auf und niederkreuzte. Mit ſeiner gewohnten Keckheit änderte unſer Schiffer auch jezt wieder ſeinen Cours nicht, ſondern fuhr auf die Fregatte zu, um zu verſuchen, ob er an derſelben vorbei in die Elbe ſchlüpfen könnte. Dieſe ſchien indeſſen bald unſere Abſicht zu errathen und machte ſehr verdächtige Bewegungen, als wolle ſie ſich zur Jagd auf uns anſchicken. Wir kamen bald dem däniſchen Schiff ſo nah, daß man mit dem Fernrohr ſehr genau die einzelnen Matroſen erkannte, die in den Wänden hingen, und ſah welche Menſchenmenge ſich an Bord herumtrieb. Wieder war es für uns die höchſte Zeit, dieſem gefährlichen Nachbar, der uns ſo leicht vernichten konnte, zu entfliehen. Wir kreuzten nun mehrere Stunden hin und her, uns immer ſo ziemlich in gleicher Entfernung von der Fregatte haltend, und immer hoffend, an einer ſeichten Stelle einen günſtigen Augenblick zum Durchſchlüpfen zu erhaſchen. Aber vergebens, unſer mächtiger Gegner war zu aufmerkſam und hatte wahrſcheinlich einen Helgolander Lootſen an Bord, der die Elbmündung ſo gut kannte wie unſer Schiffer.

Brummend und fluchend mußten wir endlich unſere Verſuche aufgeben und den Weg nach Bremen einſchlagen. Uns dicht an der Küſte haltend, wo das Waſſer für größere Kriegsſchiffe zu ſeicht iſt, kamen wir denn auch bei ſinkender Sonne an der Mündung der Weſer an. Schon aus der Ferne ſahen wir hier eine dicke ſchwarze Rauchwolke und nicht weit davon zwei dünnere, kleinere in die Luft ſteigen, ein ſicheres Zeichen von der Anweſenheit größerer Dampfſchiffe. Bald erblickten wir ſie auch, ein ſehr großes und zwei kleinere, in voller Fahrt. Daß es keine Dänen waren, wußten wir ſchon, ehe wir die Flagge ſahen, denn die ganze däniſche Kriegsmarine hat kein ſo großes Dampfſchiff, als das wir hier ſahen. Wenige Augenblicke darauf erkannten wir auch die Flagge: die deutſchen Farben leuchteten uns entgegen, beleuchtet von der ſcheidenden Sonne. Unwillkürlich brachen wir Alle bei dieſem Anblick in ein lautes Hurrah aus. Die drei Dampfer der deutſchen Kriegsflotte, voran der mächtige „Barbaroſſa," hinter ihm die kleineren „Lübeck" und „Hamburg," manöverirten hier unter dem Befehl des Commodore Brommy, um am morgenden Tage ihre Fahrt nach Curhafen anzutreten. Feurig färbten der Sonne lezte Strahlen die großen Rauchſäulen, die aus den hohen Schloten gen Himmel ſtiegen, ſo daß dieſe faſt aufflackernden Flammen glichen, und die Waſſer, welche die rauſchenden Räder in die Höhe warfen, ſchimmerten, als wären es lauter Kryſtalle. Raſch hißten wir zur freudigen Begrüßung die ſchleswig-holſteinſche Flagge auf und ein Salutſchuß von dem nächſten Dampfer ehrte dieſelbe. Unſer Schiffer meldete nun dem Barbaroſſa durch das Sprachrohr die Zahl und Stärke der däniſchen Kriegsſchiffe und den Ort wo wir ſie geſehen hatten. Die Dampfflottille ſteuerte der hohen See zu, wir aber ſegelten in die Weſermündung und legten uns am ſpäten Abend in Bremerhafen vor Anker. Ein leichtes Boot brachte mich durch die Menge der hier liegenden großen Auswandererſchiffe an's Land, wo ich in einem guten Hotel Ruhe und ungeſtörten Schlaf nach den Anſtrengungen und Aufregungen der lezten beiden Tagen ſuchte und fand. Am andern Morgen aber führte mich ein raſcher Dampfer in wenigen Stunden nach Bremen, der alten regſamen Hafenſtadt, die in Deutſchlands Handelsthätigkeit jezt wieder einen ſo bedeutſamen Platz einnimmt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſezung.)

Manteuffel. — Die Conſtabler.

Da es jezt zum Ton des Tages gehört auf den Altiberalismus, auf den Conſtitutionalismus und die herrſchende Bourgeoiſie zu ſchimpfen, ſo iſt es ſehr begreiflich, wenn der Miniſter, dem kürzlich von rechts und links in's Ohr gerufen ward, das da in der Kammer ihm gegenüber ſeyen gar nicht die Vertreter des Volks, es ſey vielmehr eine Elite eigennütziger, eitler Phraſenhelden, die ſich um des Volks wahres Bedürfniß ganz und

Digitized by Google

gar nicht kümmerten, zufrieden wenn ſie ſich nur reden hören könnten und die Weisheit ihres conſtitutionellen Schematismus ausbreiten, wenn der Miniſter, ſage ich, nun des wirklichen Volks Stimme einmal zu hören Luſt bekam, und wenn irgendwo, muß das Volk doch in einer gemüthlichen, bürgerlichen Bierſtube zu finden ſeyn. Einen beſondern Anlaß hatte der Miniſter aber dießmal ohne Zweifel, da ihm in der Kammer und auswärts, wohin er hören will, geſagt wird, daß das Votum in der Steuerfrage die ganze preußiſche Verfaſſung in Frage ſtelle. Das Miniſterium möchte es nicht glauben, denn von tauſend guten, vornehmen und treuen Freunden wird ihm hin und wieder geſagt, ſo ſey es recht, ſo wünſche es das ganze, gute, treue preußiſche Volk, und wenn es ſo nicht werde, ſo werde aus der ganzen Sache nichts, ſie zerfalle; nämlich ein Staat, der jedes Jahr ſeine Bürger bitten müſſe, doch das Geld herzugeben, ohne das er nicht beſtehen könne. Der Miniſter ſtieg in die dunkle Rauchhöhle des Orakels hinab, was er aber von der Pythia gehört, erfährt man nicht. Das iſt ſchade; ſchade ſagen wir zum erſtenmal, daß ſich unter den ehrbaren Bürgern und Weißbiertrinkern kein Schriftſteller befunden, der uns, wenn auch nicht einen Artikel darüber ſchenkt, doch auf Memoiren hoffen läßt. — Der Miniſter Manteuffel gehört nicht zu denen, die nach Popularität haſchen, und wenn eine Hinneigung dazu in ihm wäre, würde ſie gewiß ausgetrieben durch die tägliche Warnung der Kreuzzeitung. Die öffentliche Meinung iſt ja das Kind des Teufels, weiter nichts. Aber Miniſter Manteuffel iſt doch wirklich etwas populär geworden, auch ohne die Weißbiergeſchichte, und der alte General Wrangel iſt es ſchon lange, und dem Miniſter Grafen Brandenburg hat man ſogar das Ehrenbürgerrecht von Berlin zugedacht. Das war zu viel Umſchlag für ein Jahr. Darum verwies es ein wohlweiſer Magiſtrat, um nicht politiſche Aufregung zu veranlaſſen, auf eine andere Zeit.

Vor einem Jahr ungefähr, oder etwas darüber, wurden die Conſtabler eingeführt. Welches Geſchrei erhob die Demokratie gegen dieſe Schutzmänner, die dazumal gegen Tumulte und politiſche Aufregung wenig Schutz gewährten, das muß man geſtehen, und der Volksſchriftſteller Buddelmeier hatte nicht ganz unrecht, wenn er ſagte, der Staat ſey damals ein Gensdarmeriestaat geweſen, und das ſey er jezt wieder geworden; der Unterſchied liege nur darin, daß der Bürger ehedem alle zehn Schritt einem Gensdarmen begegnet ſey, wo er jezt auf jedem Schritt auf zehn Conſtabler ſtoße. Es gab keine größere Perſiflage der errungenen Freiheit als die Conſtituirung dieſes Schutzmännercorps. Die Freiheit war aber der Art, daß ſie auf dieſe Weiſe bewacht und behütet werden mußte. Das frei gewordene Volk war entſetzlich unwillig über ſeine neuen Wächter, und iſt es noch heut, vielleicht mit Recht; aber die guten Bürger waren ſeelenvergnügt: vor jedem Haus ein Conſtabler, wo möglich zwei oder drei, das war eine Freiheit, die ihnen gefiel. Sie konnten zwar das Feuer nicht beſprechen, aber die Diebe und Räuber abhalten und greifen. Wenn auch der März weiter keine Errungenſchaften brächte, tröſtete ſich der Philiſter, werde er doch ruhig ſchlafen gehen können. Für ihn wacht der Schutzmann. Man weiß, daß Barrikadenkämpfer, ja daß der muthigſte und verwegenſte unter denſelben eine Anſtellung unter den Conſtablern gefunden, und daß er ſeitdem der furchtbarſte Diebsfänger und Verfolger aller Tumultuanten geworden. Die naive Unſchuld der Berliner wundert ſich über etwas, was in Frankreich und Italien zur Tagesordnung gehört, ja was eigentlich die Tagesordnung der Welt iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Libri. — Die öffentlichen Bibliotheken.

Libri begann damit, daß er ſich aus dem Staube machte, und zwar mit einem Theil ſeiner vielen Bücher und Papiere. Das übrige wollte er ſich nachſchicken laſſen; die Juſtiz bekam aber Wind davon, legte Beſchlag auf die Kiſten und ließ ſie unterſuchen. Es heißt man habe in denſelben eine Menge hieſigen Bibliotheken angehörender, zum Theil koſtbarer Bücher gefunden. Gegen den Bericht des Staatsanwalts, ſowie gegen die Hinwegnahme der Kiſten proteſtirte nun Libri von England aus, wohin er ſich geflüchtet hatte. Er ließ Vertheidigungsſchriften drucken und austheilen, worin er behauptete, er habe für mehr als 200,000 Fr. ſeltene Bücher und Schriften in verſchiedenen Ländern aufgekauft; es ſey möglich, daß ſich darunter mehrere befinden, welche aus franzöſiſchen Bibliotheken und Archiven entwendet worden; dafür könne er aber nichts und er wiſſe nichts davon. Dieſe entwendeten Bücher ſeyen wahrſcheinlich ſchon lange im Handel, folglich durch manche Hände gegangen. Libri fand auch Freunde unter den Pariſer Schriftſtellern, welche mit ihm in literariſchem Verkehr geſtanden hatten. Dieſe ſchrieben zu ſeinen Gunſten in den Zeitungen wie in beſondern Flugſchriften. Beſonders thätig zeigte ſich als ſein Apologet P. Lacroix, der unter dem angenommenen Namen bibliophile Jacob zu ſchreiben pflegt und manches Intereſſante in der Literatur geliefert hat. Zulezt verlangte Libri ſelbſt, die Juſtiz möchte endlich ausſprechen, ob er ſtrafbar ſey oder nicht, da es ungerecht ſey, ihn als einen Dieb darzuſtellen, ohne daß man ihm öffentlich den Prozeß gemacht. Nun kann die Juſtiz freilich antworten, es ſeye ihre Schuld nicht, daß ein nicht zur Veröffentlichung beſtimmter Bericht in's Publikum gekommen, und einen namhaften Gelehrten als Bücherdieb geſchändet habe; es wäre aber doch billig, wenn der Prozeß endlich vorgenommen würde und es ſich in öffentlicher Verhandlung zeigte, ob die Beſchuldigung ſich auf Thatſachen gründet oder nicht. In dieſen apologetiſchen Flugſchriften wurden auch einige der hieſigen Bibliotheken, beſonders die der großen Bibliothek angegriffen, als ob ſie durch Nachläſſigkeit die Entwendung und Verſchleuderung der Bücher begünſtigten; ja man hat behauptet, es ſeyen über 50,000 Bände aus den Bibliotheken geſtohlen worden. Dieß iſt aber augenſcheinlich eine arge Uebertreibung. Es finden ſich täglich in den Pariſer Bibliotheken etwa tauſend Leſer ein, und da muß denn trotz aller Aufſicht hie und da eine Entwendung vorkommen, zumal in dem von den Studenten bewohnten Quartiere des ſogenannten Pays latin die Bibliotheken auch Abends offen ſtehen, wo dann ein gewiſſenloſer Leſer leicht ein Buch unter dem Mantel forttragen mag. Es kann alſo ſeyn, daß manches ſeltene Buch nach England geſchleppt und daſelbſt den Büchernarren zu hohen Preiſen verkauft wird, was ja auch das Loos ſo vieler Kunſtwerke iſt. Aber dieſer Unfug kann doch lange nicht ſo bedeutend geweſen ſeyn, als er in einigen Flugſchriften geſchildert wird. In den Pariſer Bibliotheken wird es den Leſern ſehr bequem gemacht und ſie können in vollem Maße ihre Lernbegierde befriedigen; aber dieß geht doch nicht ſo weit, daß man kein wachſames Auge auf die Beſucher der Bibliotheken und Archive hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 274. Donnerstag den 15. November 1849.

— Ita risores, ita commendare dicaces
Convenit Satyros, ita verlere seria ludo.
Horat.

Die Carrikatur in Frankreich seit der Februarrevolution.

(s. Nr. 218—220.)

II.

Lange schon, ehe die Verfassung sich über die Frage ausgesprochen hatte, ob die ausübende Gewalt einem einzigen Oberhaupt übergeben werden solle oder nicht, war es in dem prophetischen Glauben der Menge und in dem Verstande der Berechnenden so gut als entschieden, daß die Republik einen Präsidenten haben würde. In der Nacht des 24. Februar, wo Tausende von Siegestaumel und starkem, ungewohntem Wein glühten, hatten ein halb hundert unzurechnungsfähiger Proletarier den Entschluß gefaßt die Tuilerien in Brand zu stecken, und schon waren Fackeln bereit, um die Tapeten, Vorhänge und sonst leicht Feuer fangendes Geräthe anzuzünden. Einige Nationalgarden sahen den schrecklichen Vorbereitungen zu, und entsezt über das tolle Beginnen, ließen sie sich mit der wilden Bande in Unterhandlungen ein, suchten sie durch Schmeicheleien, Glückwünsche, Scherze hinzuhalten und brachten es bald dahin, daß der geübteste Sprecher unter ihnen eine patriotische Anrede halten durfte, in deren Verlauf er den glücklichen Satz aufstellte, die Tuilerien seyen dem künftigen Präsidenten der Republik zum Wohnsiz bestimmt und dürften daher nicht den Flammen übergeben werden. Diese Idee senkte sich wie eine beruhigende Offenbarung in die erhizten Gemüther und das Werk der Zerstörung unterblieb.

Gleich von vorne herein also war die Annahme, ein Präsident werde an die Stelle des entthronten Königs treten, eine dem Volke geläufige und genehme Vorstellung. Wohl wurden auch andere Einrichtungen, statt der Präsidentschaft, in Anregung gebracht; aber selbst in den schönsten Tagen der Anarchie, als ergraute Verschwörer die Polizei übten und Straßenjungen glänzende Beleuchtungen anordneten, habe ich dergleichen Vorschläge mehr in der Form von frommen Wünschen als in dem Sinn von Entwürfen, auf deren Verwirklichung mit einiger Wahrscheinlichkeit zu rechnen sey, aussprechen hören. War aber einmal ausgemacht, daß ein Präsident ernannt würde, so konnte es eben so wenig dem geringsten Zweifel unterliegen, daß Louis Napoleon als Candidat für die Präsidentschaft auftrat. Seine Abenteuer, seine Ansprüche, seine Stellung im Hause der Bonaparte, Alles wies darauf hin.

Die Wichtigkeit, die er bald erhielt, machte ihn schnell zur Zielscheibe der Carrikatur; denn abgesehen davon, daß Privatverbindungen die vorzüglichsten Künstler, die in ihrem Dienste stehen, in ein anderes Lager zogen, lag schon im einzigen Gedanken: er heißt Napoleon, ist aber keiner und möchte doch einer seyn, eine ganze Welt von Satire. Dieser Gedanke liegt auch den besten der gegen den Neffen des großen Mannes gerichteten Spottbilder zu Grunde. Es sind deren nur sehr wenige, die etwas taugen, und diese wenigen stellen den glücklichen Candidaten um die Präsidentschaft der Republik meist im kaiserlichen Aufzug dar, in hohen Stiefeln mit dem bekannten Hut und Capotrock, die Arme auf dem Rücken übereinandergeschlagen oder auf der Brust gekreuzt, möglichst

Digitized by Google

gespreizt und heroisch. Der kleine Neffe weiß nicht, wie er sich in der überlieferten Rüstung benehmen und bewegen soll. Die Verlegenheit des distelfressenden Saumthiers in der Löwenhaut schaut ihm aus allen Gliedern. Der Hut fällt über den kleinen Kopf herab, die Stiefeln gehen bis an die Hüften, Napoleon der Zweite verschwindet im Capotrock. Zur Abwechslung wurde er auch in seinem mittelalterlichen Apparat, als Theilnehmer am Turnier von Eglington, in fataler Aehnlichkeit mit Don Quixote, mit einem langen Spieße auf einer langohrigen Rosinante, dem lachlustigen Publikum vorgeführt. Die verunglückten Versuche von Boulogne und Straßburg wurden ebenfalls herbeigezogen, und namentlich wurde der Adler, welcher bei der Landung von Boulogne eine so ausgezeichnete Rolle spielte, auch von der Carrikatur mit großer Auszeichnung behandelt.

Diese Schlachten von Straßburg und Boulogne waren bei der Nation keine sonderliche Empfehlung; die Constablerdienste, die der Prinz in London bei den jüngsten Chartistenunruhen geleistet hatte und von denen auf mehr als einem Spottbilde Reminiscenzen zu entdecken sind, hatten auch nicht das Ansehen, als könnten sie eine patriotische Begeisterung erwecken; die Großthaten beim Turnier von Eglington mochten eben so wenig geeignet seyn die Phantasie der französischen Bauern zu entflammen, und die Macht des Namens Napoleon, die, wie es die Folge auswies, allerdings ein unschätzbares, ungeheures Kapital und aus dem Nachlaß des Oheims das einzige Erbstück von Werth für den Neffen war, schien den furchtsamen Anhängern des Prinzen nicht überall hinreichend, um die Mehrheit der Stimmen zu gewinnen. Es wurden daher fabelhafte Gerüchte über den Reichthum und die Großmuth Louis Napoleons in Umlauf gesezt, bonapartesche Milliarden funkelten in der Einbildungskraft der leichtgläubigen Landleute, die fünf-und-vierzig Centimen, sprengte man aus, würden zurückbezahlt werden; und solche Verheißungen wirkten in mehreren Provinzen, in denen zumal, die, nachdem der Rausch verflogen war, socialistisch geworden sind, noch mächtiger als der zauberische Name Napoleon.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem wirklichen Leben.

(Schluß.)

Es fing an Abend zu werden, in den Thälern, welche man von Wetterstucksruh übersah, dunkelte es bereits, rings umher knallten die Schüsse und hie und da sah man einen bescheidenen Schwärmer sprühen, und die hellen Funken kämpften mit dem lezten Licht des Tages. Die Sonne sank und der Kanzleiräthin Schwester Auguste lehnte an einer Tanne und schaute schwermüthig in die goldene Abendbeleuchtung; sie deklamirte:

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergeh'n."

Und eine bekannte liebe Stimme sezte hinzu:

„Mein Fräulein, seyen sie munter,
Das ist der Sonne Lauf." — —

„Denn hinten geht sie unter
Und vorne geht sie auf."

ergänzte Schwämmle lachend, indem er ein großes Glas Wein hinunter stürzte.

Wetterstuck Vater hatte unterdessen seine Raketen aufgehängt und Wetterstuck Sohn zündete sie an. Wie rauschten sie empor mit langem feurigem Strahl, wie beugten sie oben zierlich ihre Häupter und machten der ganzen Welt ein Compliment, ehe sie auseinander plazten und in einem Bouquet von rothen, weißen, grünen, blauen Sternen erstarben! Eine derselben wollte nicht steigen und die erschreckten Damen erhoben ein Zetergeschrei, als sie sahen, wie das sprühende Ungeheuer dicht über ihren Köpfen weg in des Nachbars Garten schoß. Der Referendär lud sein Gewehr mit wenig Pulver und einem Schwärmer und ließ die Damen nach der Reihe abfeuern, und zwar ganz genau nach der Rangliste; die Frauen der Subalternbeamten schossen ihrerseits aus den Bürgerwehrgewehren, die Buben zündeten Schwärmer in der Hand an, warfen sie in die Luft und schrieen und jubelten. Herr Krügle und der Oberregierungsrath hatten sich in das Gartenhaus geflüchtet, die gelbe Weste des lezteren schimmerte aber weithin durch das Dunkel, eine willkommene Zielscheibe für den Räuberhauptmann Schwämmle, der sich unterstand dem Vorgesezten einen Schwärmer auf den Bauch zu werfen.

Allgemein war die Lust und Fröhlichkeit, nur Kanzleiraths Auguste und Fräulein Wetterstuck saßen jenseits am Fuße des Hügels und schauten hinaus in die dunkle Landschaft, wo ebenfalls Raketen zischten, Schwärmer prasselten und Leuchtkugeln aufstiegen. Bald aber schlich sich Fräulein Wetterstuck leise von der Seite der Freundin, das hatte der Bruder so arrangirt, und der Referendär nahm ihre Stelle ein. „Auguste," seufzte er, „gönnen Sie mir nur ein Wort. Nicht wahr, Sie glauben nicht an das Schreckliche, das man mir nachgesagt? Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, es ist eine Verleumdung. Sagen Sie, daß Sie mich lieben wie früher, und es soll die Aufgabe meines Lebens seyn, den Zorn der Ihrigen zu versöhnen." — Das Mädchen seufzte tief und entgegnete: „Man ist ja so gern geneigt, das zu glauben, was man gerne glaubt; ich sage Ihnen noch-

Digitized by Google

mals, suchen Sie die Schwester zu versöhnen." Ihr Gesicht war bei dieser Erklärung angestrahlt von aufsteigenden Leuchtkugeln und glänzte weiß, roth und grün. — „Glaube, Liebe, Hoffnung!" seufzte Emil mit Beziehung und küßte ihr zärtlich die Hand.

Indessen war die Lust auf's Höchste gestiegen; man hatte den Oberregierungsrath und Krügle gezwungen das Gartenhaus zu verlassen, und die beiden ernsten Herrn mußten sich mit brennenden Schwärmern gegen die Bubenschaar vertheidigen. Schwämmle verschwendete eine ungeheure Menge von Fröschen und brüllte jedesmal mit, wenn die Damen ein Zetergeschrei erhoben; sogar der Kanzleirath hatte sich ermannt und hielt in zitternder Hand ein römisches Licht, schrie aber jedesmal laut auf, so oft eine Leuchtkugel herausflog.

Das Fest neigte sich seinem Ende zu und Vater Wetterstuck wollte es mit einer glänzenden Ueberraschung beschließen. Er hatte zu dem Ende weißes und rothes bengalisches Feuer angeschafft, um damit den Hügel und die Tannenanlage von Wetterstucksruh malerisch zu beleuchten. Die Bubenschaar war seinen Schritten gefolgt und hielt sich erwartungsvoll in seiner Nähe. Jezt flammte das Feuer auf und ergoß plötzlich ein weißes glänzendes, zitterndes Licht über den kleinen Garten, riß aber zu gleicher Zeit unbarmherzig den schützenden Schleier der Nacht vom Liebespaar, das am Fuße des Hügels saß. Die Buben brachen bei diesem Anblick in ein lautes Hohngeschrei aus und die sinnigeren Mädchen riefen: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!" Die Kanzleiräthin stürzte ahnungsvoll hinzu, der Kanzleirath folgte ihr und stieß einen gellenden Schrei aus, nicht ob dem Anblick des Paares, sondern weil ihm das Zündlicht, das er krampfhaft in der Hand hielt, die Finger verbrannte. Vater Wetterstuck aber, zartfühlend wie er war, warf augenblicklich eine Hand voll Erde auf die bengalische Flamme und löschte sie aus. Tiefe Nacht bedeckte den Garten und tiefe Nacht bedeckte die Herzen Auguſtens und Emils und die Herzen des Kanzleiraths und Gemahlin. Was war zu thun? Die Mädchen schrien noch immer: „ein Brautpaar, ein Brautpaar!" und die Buben halfen ihnen dabei? sowie Schwämmle, dessen Stimme alles übertönte: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!" — „Ein Brautpaar?" sprach der Oberregierungsrath und trat näher, und die Kanzleiräthin, welche als geschiedte Frau einsah, daß hier nichts anderes zu machen sey, sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ja, meine Herrn und Damen, ein Brautpaar."

In diesem Augenblick ließ Vater Wetterstuck seine r o t h e bengalische Flamme spielen, deren warmes Licht die Gemüther versöhnte, und ehe sie erlosch, hier nicht ganz unzufriedene, dort aber äußerst glückselige Gesichter beschien. — Die Kanzleiräthin sagte, während ihr der Referendär enthusiastisch die Hand küßte: „Nun denn in Gottes Namen!" Alles gratulirte und die Frauen der subalternen Beamten wollten schon den ganzen Nachmittag bemerkt haben, daß etwas der Art im Werk sey.

So schloß der Herbst auf Wetterstucksruh. Das Fest war in jeder Hinsicht ein gelungenes zu nennen; das Gespenst der Putzmacherin war versöhnt, Auguste und Emil hatten sich wieder gefunden, die Sekretärin hatte innige Freundschaft geschlossen mit der Kanzlei- und Regierungsräthin, der Oberregierungsrath hatte seine gelbe Weste und der Kanzleirath seine Finger verbrannt, und als drüben über den Bergen der Mond aufstieg, ging man heiter und vergnügt nach Hause.

F. W. Hackländer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die Rachel.

Große Thätigkeit herrscht in der Theaterwelt, und es scheint, daß die Direktionen nun doch ohne Staatsunterstützung fortkommen. Das Théâtre français ist freilich übel daran, nicht als ob es ihm an Zuspruch fehlte, sondern weil ihm seine Hauptstütze, die Rachel, abgeht. Es ist von jeher an dieser Bühne Brauch gewesen, daß die Hauptperson ihren Launen freien Lauf ließ und sich wie ein orientalischer Fürst betrug. Je fester dieser Herr oder diese Dame überzeugt war, daß man ihrer bedürfe und ohne sie nicht fertig werden könnte, desto eigenmächtiger verfuhren sie. So hat es denn auch Rachel, Felix Tochter, gemacht, seitdem sie allein auf dem tragischen Thron sizt. Sie sieht sich als die Gebieterin des Théâtre français an, welche Leben in den Saal, Geld in die Kasse bringt, wie es denn auch wirklich der Fall ist, weil es ohne sie keine Tragödie mehr auf der französischen Bühne gibt. Trotz aller Theaterreglements, welche die möglichen Fälle vorhersehen, außer dem einer unumschränkt gebietenden Schauspielerin, spielt sie wann es ihr beliebt und was ihr beliebt, und läßt diejenigen mitspielen, welche ihr behagen, nimmt ihren jährlichen Urlaub von zwei Monaten, und holt dann auf fremden Bühnen das auf der hiesigen Versäumte nach; das heißt sie spielt dort eben so fleißig, als sie in Paris saumselig war, und streicht sehr genau das dafür bedungene Honorar ein. So lautet wenigstens die

Digitized by Google

Beſchuldigung, welche die Herrn Sociétaires, das heißt ihre Kameraden gegen ſie in den Tagblättern vorbringen. Sie berufen ſich auf ihre Satzungen, und verlangen von der Regierung, man ſolle die große Dame dazu anhalten, ihre Pflichten gegen die Geſellſchaft zu erfüllen, wie die Geſellſchaft bisher die ihrigen gegen die Dame erfüllt habe. Dieß tragen ſie jedoch mit großer Umſicht und Höflichkeit vor, indem ſie doch lieber die Bekehrung als die Beſtrafung der Sünderin wünſchen, und es ihnen weit lieber wäre Dlle. Rachel auf ihrer Bühne wieder auftreten als dieſelbe abreiſen zu ſehen. Was ſoll aus der tragiſchen Bühne werden, wenn ſie nicht mehr da iſt? Iſt Dlle. Rachel vernünftig, ſo bleibt ſie bei der Bühne, auf der ſie berühmt geworden. Aber Schauſpielerinnen handeln nicht immer, wie es die Vernunft vorſchreibt; und dann ſind uns die Privatangelegenheiten der Dlle. Rachel allzuwenig bekannt, als daß wir entſcheiden könnten, was ſie eigentlich zu dem Entſchluſſe, ſich von der Hauptbühne Frankreichs zurückzuziehen, beſtimmt hat. Die Felix'ſche Familie hat große Plane, ſeit eine große Künſtlerin aus ihrer Mitte hervorgegangen iſt. Bruder und Schweſter haben ſich dem Theater gewidmet, und vielleicht taucht plötzlich eine mit lauter Felixen beſetzte ſelbſtſtändige Bühne auf, ein Familientheater, wie es bis jetzt keines gab, bei den Römern und Griechen ſo wenig als in der modernen Welt. Dieß iſt aber nur eine der vielen Vermuthungen, zu welchen der räthſelhafte Entſchluß der Rachel Anlaß gegeben hat. Laſſen wir die Sache und wenden uns zu andern Theatern.

(Schluß folgt.)

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Verbrechen.

Neulich war eine Hetzjagd durch die Straßen unſerer Stadt. Die Schutzmänner hetzten einen Mann, der Brandbriefe gelegt, und die ihm hingelegte Brandſchatzung unter dem großen Gasleuchter auf dem Dönhofsplatze abholen wollte. Zwar war es nur ein Sack mit Sand und Kieſelſteinen gefüllt; er hielt ihn aber doch für das erpreßte Gold und hatte ihn ſchon in die Taſche geſteckt, als die verborgenen Schutzmänner von allen Seiten vorbrachen, um ihm den Weg zu verſperren. Da erkannten ſie einen ihrer ehemaligen Collegen und ließen ihn laufen. Ein anderer aber griff zu und griff recht. Es war allerdings ein ehemals geſchworner Conſtabler, und dazu ein Mann von Bildung und ſogar ein Künſtler und Lithograph, aber doch ein qualificirter Betrüger. Neulich ſtand er wegen dieſer Verbrechen vor Gericht und ward verurtheilt. Die Sache machte großes Aufſehen, und doch war er unter den Seinen nicht der einzige. Warum ſoll es in einer Heerde Schafe nicht auch räudige geben! — Aber die Verbrechen nehmen zu, und in beunruhigender Weiſe, und trotz der Schutzengel in blauem Bürgerrock und dem kurzen halbverſteckten Säbel an der Seite. Jener Buddelmeier ſagte auch, daß ein alter Gensdarm mit dem Schnurrbart unter der Pickelhaube mehr Reſpekt finde, und was noch beſſer, einen viel feſtern Griff habe als der Arm des bürgerlichen Mannes, der ſein Lebenlang die Scheere, die Ahle oder den Meißel geführt, vielleicht gar nur die Feder oder den Griffel.

In jener Nacht, wo der Meteorſtein fiel — oder darum, denn die Stunde weiß man nicht — geſchah eine ſo entſetzliche That, daß, wenn die Politik nicht Alles in Beſchlag genommen hätte, man nur davon ſprechen würde. Eine alte einſam wohnende Frau, die in ihrer Nachbarſchaft für ſehr wohlhabend galt, hatte ſeit zwei oder drei Tagen ihr Zimmer nicht verlaſſen. Man erinnerte ſich plötzlich, daß ſie vor zwei Jahren kaum den Krallen eines Raubmörders entgangen war, der jetzt auf Zeitlebens das Zuchthaus bewohnt. Ein Dienſtmädchen, das noch zur rechten Zeit hinzuſprang, hatte damals die unglückliche Alte gerettet. Sie ſcheint ſeitdem auch das Dienſtmädchen fortgeſchickt und aus Mißtrauen Niemand um ſich gelaſſen zu haben. Die Ideenverbindung machte ſich ſchnell, und als man ihr Zimmer erbrach, fand man die Vermuthung gräßlich gerechtfertigt. Die alte Frau lag, an Händen und Füßen geknebelt, erdroſſelt in ihrem Bette; der Körper war ſchon in Verweſung übergegangen. Ihre werthvollen Effekten fehlten, ſonſt fand ſich kein Zeichen einer Gewaltthätigkeit, die Thüre war ordnungsmäßig von außen verſchloſſen. Bis heute hat man keine Spur des Thäters; man erinnert ſich im Hauſe nicht des geringſten Geräuſches, das doch einen Todeskampf begleitet, und dieſer ſcheint heftig geweſen zu ſeyn. Man weiß nicht den Tag, die Stunde; und die Ermordete wohnte in einem ſehr frequenten Stadtviertel. Sie war die Mutter eines namhaften Profeſſors an der hieſigen Univerſität. — Mordthaten der Art mögen freilich zu Zeiten in jeder Stadt vorkommen, und die beſte Polizei weiß ſie nicht zu verhindern; aber daß die große, koſtſpielige Schaar von Sicherheitswächtern, mit der die Revolution uns nothgedrungen beſchenkte, auch dazu nicht ausreicht, macht die Leute ſtutzig. Man wird dieſe Bürgerwehr durch ausgediente Unteroffiziere rekrutiren; das gibt zwar mehr Handhaftigkeit, aber der prophylaktiſche Charakter der Polizei iſt damit nicht hergeſtellt. Das Publikum fühlt, daß eine große Stadt, beim fortwährenden Zufluß allerlei Geſindels, einer ſolchen Polizei bedarf, die Reaktion freut ſich über das Bedürfniß, und wird nicht zögern ihm zu entſprechen, und damit geht abermals ein Theil der Errungenſchaften hin. Auch die Provinzen fühlen, und ſie haben es zuerſt gefühlt, daß die Habeas-Corpusakte, wie ſie iſt, zum Freibrief für Diebe, Räuber, Mörder und Betrüger geworden, es wird daher keinen zu großen Widerſtand koſten, in den Kammerverhandlungen ihr die Flügel zu beſchneiden. Möchte man ſorgſam dabei umgehen, damit das Hausrecht wenigſtens bei politiſchen Vergehen geſchützt bleibe. — Der Arm eines Gensdarmen iſt kräftig; ich zweifle auch nicht, daß mancher derſelben gern bei Gelegenheit die Stöße wiedergäbe und ſich etwas für den Steinhagel entſchädigte, mit denen das Bummlerthum dieſe Diener der exekutiven Gerechtigkeit ſeiner Zeit beläſtigte. Aber nicht die Gensdarmen allein wiſſen kräftig zuzuſtoßen und, wenn es gilt, die Widerſetzlichen am Kragen zu faſſen. Man erzählt eine Geſchichte, die ſich jüngſt Nachts in einem Luſtſchloß unfern von Berlin zugetragen habe. Die pommerſchen Schildwachen ſahen eine Geſtalt im Militärmantel in den Gängen des Parks luſtwandeln. Sie gab auf ihre Anrede nicht Antwort, ſondern verlor ſich, wird behauptet, in die Gebüſche. Die Pommern laſſen nicht mit ſich ſpaßen, ſie ſprangen zu und faßten die Geſtalt. Sie antwortete jetzt gebieteriſch und nannte einen Namen, der allerdings Reſpekt einflößen mußte. Den Pommern aber ſchien dieß ein neues Zeichen, daß ſie es mit einem Verdächtigen zu ſchaffen hätten, und unter höhniſchem Gelächter, daß das jeder ſagen könne, und es komme auf den Beweis an, ward der Ergriffene mit pommerſchen Fäuſten auf die Wache geſchleppt. Hier ergab ſich dann zum Schrecken vieler die Enttäuſchung. Aehnliches iſt ſchon oft und zu allen Zeiten, mannigfach variirt, vorgekommen und eigentlich eine ſtereotype Geſchichte, die zu manchem Luſtſpiel Anlaß gegeben; dießmal ſoll ſie einen Paradebefehl veranlaßt haben, durch welchen die Schildwachen angewieſen werden, ihre Gefangenen ſanfter anzufaſſen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 275. Freitag den 16. November 1849.

— Es iſt eine Tragödie,
Voll ſüßer Worten und Sittenſprüchen;
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem in jeder großen Stadt
Man überreine Sitten hat.

Goethe.

Die drei Fauſte,

eine Nachleſe zur Münchner Goethefeier.

München hat an drei verſchiedenen Tagen den Jahrestag von Goethes hundertſtem Geburtstage gefeiert, einmal durch eine Aufführung Egmonts im Hoftheater am eigentlichen Geburtstage, alsdann zwei Tage ſpäter durch ein Feſt in Neuberghauſen, und zum drittenmale mit Aufführung des Feſtſpiels des Herrn Leichlein. Obgleich ich allen dieſen Feierlichkeiten beiwohnte, ſo wüßte ich doch nichts Neues darüber zu berichten, wogegen ich Sie bitten möchte, mir zu erlauben, Ihre Leſer mit einer Reihe von Betrachtungen unterhalten zu dürfen, wozu mir die Goethefeier eine zufällige Veranlaſſung lieferte. — Den eigentlichen Geburtstag ſollte ich nämlich noch vor der Aufführung Egmonts Abends im Hoftheater auf eine ziemlich ſonderbare Weiſe feiern. Mein Gang nach der Pinakothek und andern öffentlichen Anſtalten führte mich beinahe täglich an einer auf dem Dultplatz aufgeſchlagenen Marionettenbude des Herrn Brammer aus Miesbach vorbei, und nie in ſolchem Falle verſäumte ich es, den außen angeklebten Theaterzettel zu leſen. Indeſſen der ganz moderne oder modernifirte Inhalt und die offenbare Zuſtutzung nach neueren Theaterſtücken und Erzählungen, ſo wie die einigemal ausdrücklich beigefügte Verſicherung des Herrn Brammer, daß er die ſtrengſte Moralität innegehalten und daß er alle „Poſſen“ weggelaſſen, natürlich in usum Delphini, * hatten mich noch nicht verführt hinter den geheimnißvollen Vorhang ſelbſt zu treten, wiewohl doch einmal, um die Wahrheit zu geſtehen, der Titel „Etipio, eine türkiſch-griechiſche Geſchichte“ mit Jupiter, Venus, Mars als „Götzen“ und einem Mufti als „Götzendiener“ mich gewaltig in die Naſe geſtochen, weil mir aus dem Ganzen ſogleich die ganz nahe Verwandtſchaft zwiſchen Herrn Brammers Etipio und dem alt klaſſiſchen Oedip klar war. Am 28. Auguſt aber, wie erſtaunte ich, als mir der wohlbekannte Namen Dr. Fauſtus vom Anſchlag entgegenleuchtete! Sollte der Mann auch die Goethefeier haben begehen wollen?

Die gute Abſicht verdiente Anerkennung. Zur geeigneten Stunde, Nachmittags um 4 Uhr, hatte ich mich pünktlich eingefunden und nahm meinen Sitz unter blühenden Kindern und Kindsmädchen, von denen einige vielleicht ſelbſt vor „Poſſen“ ſich nicht die Ohren zugehalten oder davongelaufen wären. Nachdem ich mich noch eine geraume Weile hatte martern laſſen

* Auch Fielding, und das beweiſt, daß der Umſtand kein zufälliger und allgemeiner Natur iſt, führt in ſeinem Tom Jones einen Puppenſpieler ein, der ſich auf die Moralität ſeiner Vorſtellungen viel zu gute thut, mit welcher Verſicherung aber gleich darauf eine außertheatraliſche Handlung in ergötzlichen Contraſt geſetzt wird. Seither iſt das Puppenſpiel, inſofern es ſich bis zu einem ſtehenden Theater erhoben, ſpurlos aus England verſchwunden, und wenn der beſcheidenere Punch in ſeinem urſprünglichen tragbaren Theſpiskarren und auf der offenen Straße ſich allein noch erhielt, ſo iſt dabei noch zu bemerken, daß wenn Punch gerade nicht ein Zotenreißer und Unfläther, er doch ein verſtockter Todtſchläger und Mörder iſt, der nachdem er bei ſeinem Weibe Judith angefangen, zuletzt gar den Teufel ſelbſt mit ſeinem Prügel umbringt; Moraliſches iſt jedenfalls gar nichts an ihm.

Digitized by Google

müſſen durch eine keuchathmige Veteranin von Drehorgel, deren widerliches Gequiek ich jedoch mit der muſterhafteſten Geduld und Pietät ertrug, rollte der Vorhang auf.

Wir waren in der Hölle, nicht im Himmel, und Pluto, der Höllenfürſt, beſchied ſeine Untergebenen vor ſich, die er auf die Oberwelt ſchickte mit dem Auftrag, Fauſt durch ihre Künſte herabzubringen. Feuerteufel oder vielleicht ſelbſt ein ordentlicher Feuerregen und eine vereinzelte Rakete zum Schluſſe des erſten Aktes ließen mich wenigſtens den guten Willen zu einem Spektakelſtück ahnen, und wirklich ſollte ſpäter noch einmal Hanswurſt auf einem am verkehrten Ende feuerſpeienden Pferde mit einem lauten Knall durch die Lüfte fahren. Das alte Puppenſpiel war mir noch in lebhafter Erinnerung, allein hier hatte ich es durchaus moderniſirt und entſtellt vor mir; die ganze Mitte oder das Sündenleben Fauſts war ausgefallen, und nur Anfang und Ende, Beſchwörung des Teufels und Verſchreibung an ihn, und die Höllenfahrt im lezten Akt waren geblieben. Sonſt aber fing der zweite Akt mit dem, man kann ſich denken wie verarbeiteten erſten Monolog von Goethes Fauſt an; auch der darauf erſcheinende Wagner, welcher fleißig ſtudiren will, iſt in Goethe'ſche Fetzen gekleidet, und in der ſpäteren Beſchwörungsſcene glaubte ich ſogar Lappen entweder aus Leſſings Fragment oder aus Maler Müller zu erkennen. Nur im lezten Akte war ich wieder heimiſch und die wohlbekannten lateiniſchen Phraſen: Fauste, praepara te, Fauste, condemnatus es, etc. tönten mir wieder entgegen. Chamiſſo mag dadurch auf ſeine lateiniſche Phraſe im Schlemihl: justo judicio Dei condemnatus sum, geführt worden ſeyn, und Goethe wendet in der Kirchenſcene, wo Gretchen auch in der Gewalt des böſen Geiſtes iſt, die lateiniſche Sprache mit noch wunderbarerem Effekte an. Der Sache nach oder gegenſtändlich ſtimmt auch der Schluß des erſten Theils von Goethes Fauſt mit dem lezten Akte im Puppenſpiel überein, nur haben wir dort, ſo wie hier das Gericht über Fauſt, dasjenige über Gretchen. „Ihr Verbrechen," mit Fauſt zu reden, „war ein guter Wahn;" und man konnte ſie deßwegen, ſo lange ſie in dieſem Wahne, in ihrer Liebe zu Fauſt befangen war, als unzurechnungsfähig nach göttlicher Juſtiz betrachten; ſo wenigſtens ſcheint es Goethe genommen zu haben. Gretchen entdeckt, daß Fauſt ſie nicht mehr liebt, nur bemitleidet. Der Zauber iſt gelöst, die Verblendung hört auf und ſie betritt den Weg der Sühne. „Sie iſt gerichtet!" ſchließt der Ankläger, Mephiſtopheles, die Verhandlungen, und darauf das Urtheil von oben: „Sie iſt gerettet!" Umgekehrt wird im Puppenſpiel Fauſt, als er ſich im lezten Augenblick reuig zu Gott zurückwenden will, durch die Erſcheinung der ſchönen Helena, die ihm der Teufel zu dieſem Zwecke vorzaubert, wieder abgelenkt. Dieſe nämliche Verſuchung und in noch ſtärkerem Grade, da ſie nicht ein neues Gebild, da ſie ihre erſte und einzige Liebe, den Mann, den ſie bis zum Wahnſinn geliebt und den ſie noch liebt, im entſcheidenden Momente erblickt, hat auch Gretchen zu beſtehen, aber ſie ſiegt (Herr, dir hab' ich mich ergeben), und ſie iſt abermals gerettet.

Aus dem Volksbuche von Fauſts Höllenfahrt kann man hauptſächlich nur ausfinden, wie die Sage ſelbſt entſtanden. Sie war ein Wiederhall und Nachklang der Herenproceſſe, des Glaubens an Negromantie — die unſer Puppenſpieler immer in Nigromantie umemendirte — an Magie, Theoſophie u. ſ. w. Dieß Alles ſtellte der theologiſche Glaube als eine Kunſt der Hölle, als eine Schwarzkunſt dar, und knüpfte die Einzelnheiten alsdann, wie auch beim Eulenſpiegel, an einen beſtimmten hiſtoriſchen Namen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Carrikatur in Frankreich nach der Februarrevolution.

(Schluß.)

Nichts natürlich konnte der Carrikatur gelegener kommen; ſie beutete dieſe ganze finanzielle Mythologie nach Herzensluſt und ohne Rückſicht aus. Sie ſchonte hiebei weder den vermeintlichen Cröſus, noch den Geiſt und Charakter der Nation. Ihrer ariſtophaniſchen Grauſamkeit verdankt ſie ein paar wirklich ergötzliche Einfälle. Louis Napoleon, in der claſſiſchen Kaiſeruniform, zieht durch die Barrière St. Denis in Paris ein. Er geht ganz gebückt und hat Mühe ſich fortzuſchleppen; aber nicht bloß die Heldenrüſtung drückt ihn, die Geldrollen und Geldſäcke, die er trägt, hindern ihn noch mehr am ſchnelleren Fortkommen. Aber wenn er auch die Stärke eines Milo von Crotona hätte und raſch dahin eilte wie der ferſenbeflügelte Merkur, er mußte bald von der herbeiſtrömenden Menge zum Stehen gebracht worden ſeyn. Die Rufe: es lebe Napoleon! es lebe die Milliarde! es lebe der Kaiſer! erfüllen durcheinander die Luft, und zwei Weiber aus dem Volk, mit fliegenden Haaren und die Hauben ſchon halb vom Haupt gelöst, packen ihn an beiden Armen und verlangen mit leuchtenden, weit hervorgedrängten Augen und fanatiſchen Geberden die Milliarde. Das iſt der Sinn des Bildes; von der komiſchen Kraft und Gelungenheit der Ausführung, von den köſtlich dummen Phyſiognomien, die da zuſammengehäuft ſind,

Digitized by Google

den poſſirlichen Stellungen, dem luſtigen Wurf des Ganzen gibt keine Beſchreibung eine nur annähernde Idee. Ich hätte gern gewußt, wer der Zeichner ſey, allein der Name war nicht angegeben und ich konnte auch nichts darüber erfahren, doch ſchien mir Daumiers Hand im Spiele.

Nicht bloß ſeine Feinde ſezten dem erlauchten Candidaten zu; auch von ſeinen Freunden hatte er, wenn er anders ein Mann iſt, der ſolche Schläge fühlt, gar manches auszuſtehen. Eine größere Menge von abſcheulichen Porträts deſſelben Menſchen habe ich nie geſehen. Der wahre Napoleon wurde oft genug entſezlich abconterfeit; aber es ſind dieſe fürchterlichen Bildniſſe über ganz Frankreich zerſtreut, auf tauſend Wirthsſchildern, in hunderttauſend Schenken und in einer halben Million Bauernſtuben vertheilt; dieſer unglückſelige Louis Napoleon dagegen hing in unzähligen Exemplaren, von den verſchiedenſten Meiſtern verherrlicht, ſechs volle Monate vor den Augen des kunſtſinnigen Pariſer Publikums. Mit den Bildniſſen wetteiferten die Allegorien, wo die ſtolzeſten Vorſtellungen von Ruhm und Größe mit den Gefühlen der Verehrung eines ganzen Volkes für das Haus eines berühmten Mannes und den troſtreichſten Ideen der Religion in der abgeſchmackteſten Verzerrung zuſammengeworfen waren. Der Sieger von Marengo und Eylau nebſt Familie, in den Lüften ſchwebend, reicht unter andern einen Palmzweig dem knieenden Neffen. Von den Geſichtern laſſen Sie mich ſchweigen, für ſolche Dummheit gibt es keine Worte. Dieſe erhabenen Erfindungen wurden größtentheils durch den Steindruck unter die Leute gebracht; aber auch die Sculptur trug ihr Scherflein zu der allgemeinen Vergötterung bei. Sie zeigt uns den Erwählten des 10. December in beſcheiden bürgerlichem Anzug, auf der einen Seite einen Grenadier der alten Garde, auf der andern einen mürriſchen bärtigen Soldaten der erſten Republik. Das ſoll wohl ſo viel heißen, als Louis Napoleon ſey beſtimmt, die Segnungen der Republik und den Glanz des Kaiſerreichs in gleicher Fülle über Frankreich auszugießen. Ja, die Schmeichelei verſteht ſich auf die Ironie! Das Lächerliche tödtet, ſagt ein franzöſiſches Sprüchwort, aber das Glück Louis Napoleons hat das Gegentheil bewieſen. Auf das allgemeine Stimmrecht ſind Sätze nicht anwendbar, die in einem Salon ihre volle Geltung haben mögen. Doch gibt die Carrikatur ihre Sache noch nicht auf und wirft ſich auf die Prophezeiung. Seht dieſe Gruppe, die ſie uns zur Erheiterung und zum Nachdenken empfiehlt. Louis Philippe iſt auf der Flucht, Lamartine, mit der Leier hinter ihm her, ſchickt ihm einen Fußtritt nach, der harmoniſche Sänger erhält ſeinerſeits einen Fußtritt von Cavaignac; Cavaignac, im Richtertalar und mit dem Säbel, erfährt Gleiches von Louis Napoleon, und unter dem Bilde iſt zu leſen: „Die Fortſetzung nächſtens.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Schluß.)

Gauner. — Folgen der Revolution.

Aber weder Schutzmänner, Gensdarmen, noch pommerſche Musketiere ſchützen vor einem andern Uebel, dem Schwindel und der Betrügerei, wie ſie nur in großen Städten niſtet und ſich entwickelt. Da ſteht nächſtens ein großes Corps vor den Geſchwornen, das durch Wechſelreiterei ſeit Jahren ſich in Berlin ernährt, und, ſo wird verſichert, zahlloſe Bürger, namentlich beim Häuſerkaufgeſchäft, um alles Ihrige gebracht. Man ſieht darunter Edelleute, Barone, Rittergutsbeſitzer, Kaufleute, Doctoren; einigen freilich iſt das Prädikat „ſchon geſtrafter Dieb“ angeheftet. Auch ſind darunter berühmte Demokraten, die zur Zeit der Lindenſouverainetät ihre Stimme für die Volksrechte gewaltig erſchallen ließen, und das Volk glaubte in ihnen ſeine Freunde und Retter zu ſehen. Das iſt nun nichts Neues. Aus der Reihe der Demokraten ſind ſchon viele wegen allerhand nicht politiſcher Verbrechen, des einfachen und qualificirten Diebſtahls, kleiner und großer Fälſchungen, angeklagt und condemnirt. Selbſt Mitglieder der Nationalverſammlung hat es getroffen, daß ſie aus dem Morgenroth ihrer Völkerfreiheitsträume, wo alle Schulden gelöſcht und im allgemeinen Defekt die kleinen Caſſendefekte nicht mehr gemerkt werden, erwachend direkt ins Zuchthaus fielen, — ſelbſt ohne Bedauern der Ihrigen. Man wäre indeß ungerecht alles dieß auf Rechnung der Demokratie zu ſetzen. Ein Abſchaum von Desperados jeder Bildung wird ſich in allen geſellſchaftlichen Zuſtänden finden, die ihren Culminationspunkt überſtiegen haben. Dieſe Lungerer und Herumtreiber, für die

Digitized by Google

im Gebäude der gesetzlichen Ordnung nur noch Schwalbennester sich finden, Kellerlöcher und dunkle Schwibbögen, um zu übernachten und auf Gelegenheit zu lauschen, sind von selbst darauf angewiesen, von jeder Störung und Verrückung des Gebäudes Vortheil zu ziehen. Sie warfen sich auf die Demokratie, weil sie ihnen Nahrung versprach, sie würden sich ebenso auf alles andere geworfen haben, was Vortheil verhieß. Bekanntlich soll der Treubund sehr daran laboriren, sich von diesen Elementen zu purificiren. Gaunerverbindungen haben in Berlin schon in der vormärzlichen Zeit ihren Acker und Pflug gehabt. Die Akten des städtischen Kriminalgerichts wissen von einer großen Gesellschaft falscher Zeugen, die es förmlich als Geschäft trieben, und im kleinen Bürgerthum den entsetzlichsten Schaden angerichtet haben. Das ist eine Demoralisation, die wohl Brennstoff in die Revolutionen wirft, aber sie nicht erzeugt; noch weniger schwemmt eine Revolution sie fort.

Im Uebrigen wird uns täglich gesagt, daß es mit uns besser stehe, als wir selbst glauben. Handel und Wandel blühen ja wieder, und die Hungrigen haben wenigstens Kartoffeln, deren Ernte eine gesegnete ist. Allerdings sind die Werkstätten in Thätigkeit, es wird gesponnen und gewebt, Kattun- und Tuch- und Filzfabriken suchen sogar nach Arbeitern. Die Taglöhner an der Oderbahn legen das Grabscheit nieder, um wieder in ihre Werkstätten zu ziehen, es gibt keine Rehberger mehr, und selbst mancher Constabler zieht den blauen Rock aus, um die Schürze vorzubinden. Das ist allerdings erfreulich, aber nur die natürliche Nachwirkung unnatürlicher Zustände. Der Mensch muß in Kleidern gehen, und das Tuch muß nachträglich gemacht werden, wenn die Fabriken ein Jahr lang ruhten. Aber das Budget der Stadt Berlin ist mit seinem langen Deficit kein erfreuliches. Wer wird zuletzt die Tausende bezahlen, welche täglich auf unsern Straßen kehren, und sie allerdings dadurch in einen erfreulichen, reinen Zustand versetzen; aber vor der Revolution erklärten Magistrat und Stadtverordnete, es sey nicht durchzusetzen, daß die Stadt dieß übernehme, weil die Kleinbürger und Hausbesitzer ihre Obliegenheit lieber selbst übernähmen als dafür zahlten. Die Revolution hat es anderes gemacht, aber gezahlt ist noch nicht. Wer wird zuletzt zahlen müssen? Wahrscheinlich der Hausbesitzer, und seine Antwort und seine Elegien mögen Sie in der langen Reihe aushängender Miethzettel lesen. Hierin ist noch keine Besserung eingetreten, trotz des Parlaments, der tausend Deputirten und ihres Anhangs. Die Bauhandwerker leiden hierin mit den Hausbesitzern. Auch daran ist nicht allein die Revolution schuld, sondern die vormärzliche Spekulation, die weit über das Bedürfniß producirte. Man sagt, die reiche Partei, welche den Treubund in's Leben rief, sey es, welche mit großen Opfern den Hungernden große Bissen in den Mund stopft. Ist dieß wahr, so fragt man sich besorgt, wie lange kann diese künstliche Nothhülfe dauern? Und wer nun auch siege in dem großen parlamentarischen Kampfe, wird der Sieger es dann seine erste Sorge seyn lassen, die socialen Fragen in die Hand zu nehmen, oder wird er, mit dem Siege zufrieden, sich in den Lehnstuhl werfen, denkend: wir haben genug gethan, das andere wird sich finden, wie es sich jetzt gefunden! — In einer Wahlrede sagte einer: er erkenne die Wichtigkeit der socialen Frage, sie sey aber nicht besser aufgehoben, als wenn man sie der Kirche in die Hand gebe. Das heißt zurück in's Mittelalter. Und mit dem Elend, und dem Bedürfnisse, erzeugt durch das Fabrikwesen? — Es gehört viel Muth dazu von der Kirche, die inzwischen eine arme Frau geworden, das reiche Elend an ihren Brüsten säugen zu wollen. Das ist aber das wenigste, was sich dabei denken läßt.

Paris, November.

(Schluß.)

Theater.

Wenn auf die Flinkheit ein Preis gesetzt wäre, so bekäme ihn unstreitig das Theater der Porte St. Martin. Kaum war die Darstellung von „Rom," das heißt des bewegten Lebens des jetzigen Papstes verboten, weil der Einzug des französischen Heeres in Rom von einem Theil der Zuschauer ausgepfiffen worden war, so hatte der Direktor, statt den Muth sinken zu lassen und die großen auf die Darstellung verwendeten Kosten verloren zu geben, einen Plan fertig, um so wenig als möglich dabei einzubüßen. Er ließ den Papst, der ihm mißlungen war, bei Seite, nahm dafür den Connetable von Bourbon, gegen den nichts zu sagen war, weil er schon einige Jahrhunderte todt ist, und da es sich in seiner Geschichte doch auch um die Einnahme Roms handelt, so konnten dieselben Dekorationen, dieselben Aufzüge und Kämpfe wie im ersten Stücke dienen. Die Politik ist bei der zweiten veränderten Auflage aus dem Spiel geblieben und das Auge findet dieselbe Weide wie bei der ersten. Somit kann jedermann zufrieden seyn, außer etwa die, welche die Gelegenheit, ihre Meinung über die Besetzung Roms durch französische Truppen laut zu äußern, begierig ergriffen hatten. — Die große Oper findet für gut die wiedertäuferischen Communisten einstweilen ruhen zu lassen, und sich und ihre Zuschauer in die Feenwelt zu versetzen. Diese Welt ist ja ihr eigentliches Gebiet. Im neuen Ballet „die Pathin der Feen" erscheinen drei Feen, zwei gute und eine böse; erstere überschütten ihren jungen Liebling mit ihren schönsten Gaben; es wird aufs anmuthigste getanzt und eine schöne Wohnung und eine herrliche Gegend, ein wahres Paradies wird herbeigezaubert. Aber die böse Fee, welche man zum Feste einzuladen versäumt, kommt den guten in die Quere, versetzt das zur rechten stehende niedliche Häuschen auf die linke Seite, und dergleichen Widerwärtigkeiten mehr, die aber keineswegs verhindern, daß Dlle. Carlotta Grisi tanzt wie ein Engel. Dafür bekommt sie auch zuletzt den Grafen von Provence zur Ehe, und ihr und dem Grafen zu Ehren wird eine glänzende Hochzeit gefeiert, wie sie schwerlich ein Fürst geben könnte. Bei diesem Feenstücke ist, wie man sagt, die neue Erfindung des elektrischen Lichtes versucht worden. In der That herrscht in einem der Auftritte ein sonderbares zauberisches Licht, welches durch die gewöhnlichen Mittel nicht hervorgebracht seyn kann. Etwas das dem lüsternen Zuschauer so reizend, wo nicht noch reizender erscheint als das elektrische Licht, ist das Anlegen des Brautkleids und Schmucks. Dieß geht jedoch mit größter Züchtigkeit vor sich, und die Schauspielerin hat daher auch nicht das Schicksal der Dlle. Cico am gymnase dramatique, als sie zum erstenmal in einem neuen Vaudeville Susanna im Bade gab. Die Polizei meinte, die Schauspielerin habe ihre Rolle allzu natürlich gespielt, und die Badewanne durfte nicht wieder aufgetragen werden, zum großen Leidwesen mancher lüsternen Alten und Jungen, welche die erste Vorstellung versäumt hatten. Das genannte Ballet rührt vom bekannten Tonsetzer Adam und einem seiner Zöglinge, Namens Jullien, her. Auf einigen Boulevardstheatern spielt, statt der Feen, der Gott sey bei uns. Wir haben hier die „Teufelsklingel" und andere Teufeleien. Phantasielose Dichter fahren fort Romane in Theaterstücke umzusetzen, z. B. Scribes Piquillo-Alliaga und Lamartines vertrauliche Geständnisse. Man hat die Graciella des letzteren zur Hauptperson eines Vaudeville gemacht. Dg.

Beilage: Prospectus der „Historischen Hausbibliothek," herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Bülau. — Verlag von Carl B. Lorck.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 276. Sonnabend den 17. November 1849.

Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Zeit nicht wegnehmen.

Schiller.

Gottfried August Bürger.

I.

„Zu Göttingen, mein liebster Herr Boie, soll ein ganz vortrefflicher Kopf sich aufhalten, Namens Bürger; er soll in Aschersleben gebürtig und folglich eine Meile von mir zu Hause seyn. Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er soll den Homer übersetzen, und vortrefflich. Können Sie mir's verdenken, wenn ich mich augenblicklich nach ihm erkundige?" — So schrieb am 15. Januar 1771 Vater Gleim von Halberstadt nach Göttingen. Göttinger Studenten hatten in den Weihnachtsferien dem als Mäcen berühmten Canonikus ohne Zweifel zuerst den Namen des jungen Talents genannt, und wie diese Anfrage an Boie, welche, sehr charakteristisch, von Halberstadt ausging, Bürgers Briefwechsel eröffnet, so ist sie auch das erste Zeugniß, das uns von dem Hinauswachsen seines Ruhmes über die akademischen Kreise noch übrig ist. Aber obgleich Gleim damals von Bürger noch sehr wenig wußte und auch über den Geburtsort seines Landsmannes nur ungenau unterrichtet war, so war doch — abermals, wie bezeichnend! — schon mit der ersten Kunde von dem „jungen Unbekannten" die Nachricht mit nach Halberstadt gedrungen, daß seine Sitten nicht die besten seyen. Schade, hatte der Erste gesagt, der in Gleims Hüttchen Bürgers Namen genannt, schade, daß er sich dem Trunk zu sehr ergeben hat! Und der Herr Canonikus bittet seinen Göttinger Freund, mit dem Genie Bekanntschaft zu machen und es in bessere Gesellschaft einzuführen. Boie hatte indessen Bürger bereits vorher kennen gelernt. „Er hat — schreibt er — in Halle Theologie studirt, unter Meuseln einmal disputirt und, mehr durch Genie als durch Fleiß, so viel gelernt, daß er sicher sein Glück gemacht haben würde, wenn nicht sein freies, lustiges Leben die Herren Theologen verhindert hätte ihm gute Zeugnisse zu geben. Er wird übrigens als ein reuiger Sünder geschildert, der sich jezt mit Eifer auf die Rechte geworfen hat."

Bald darauf fing Gleim an, Bürger zu unterstützen, und zwischen Beiden bestand fortwährend das freundschaftlichste Verhältniß. Wer Gelegenheit gehabt hat die Gemäldegalerie zu durchwandern, in welcher Gleim die Porträts der berühmtesten Männer fast des gesammten achtzehnten Jahrhunderts vereinigte, hat gewiß daselbst ein Bild bemerkt, das auf jeden Beschauer einen tieftraurigen Eindruck macht, und das unter den vielen frischen energischen Gesichtern, worunter sich auch das Bild des mit dem Halberstädter Canonikus befreundeten Ziethen befindet, in der That aussieht wie ein welkes Blatt unter grünen. Das ist der Dichter, dessen freies, lustiges Leben einst die Hallischen Herrn Theologen verhindert hatte ihm ein Zeugniß zu geben, welches ihm den Weg in das behagliche Pfarramt hätte bahnen können. Wenn das Bildniß vor Bürgers Werken nicht viel mehr zeigt als Gutmüthigkeit, eine gewisse Beschränktheit und allenfalls ziemlich viel Sinnlichkeit, so deutet dagegen das Porträt in der Gleim'schen Sammlung fast allzudeutlich auf ein Leben hin, das die Moral für ein verlorenes erklärt. In einem Briefe, worin Elise v. d. Recke Bürger von ihrem Aufenthalte bei Gleim erzählte, schrieb sie ihm: „Oft, wenn wir Ihr Bild sahen, mischte stille Schwermuth sich in unsere

Digitized by Google

Empfindungen.“ Zartfühlend genug ſezt die fromme Frau hinzu: „Eins ſagte zum Andern: der gute Mann da gibt ſeinen Freunden kein Zeichen des Lebens von ſich;“ allein der Grund jener Schwermuth wird durch dieſe artige Wendung nur ſchlecht verdeckt. Wenn der Beſchauer dieſes Bildes es überhaupt vermag, vor demſelben mehr an den Dichter als an den Menſchen Bürger zu denken, ſo fallen ihm immer doch gewiß zuerſt vor demſelben die Trauerworte des Sängers ein:

Meiner Palmen Keime ſtarben,
Eines beſſern Lenzes werth.

Dieſe Worte indeſſen dürfen wir nicht im Sinne der Schiller'ſchen Kritik von Bürgers Gedichten verſtehen. Zwar wenn A. W. v. Schlegel dieſe Kritik ſchon deßhalb verwarf, weil ſo beſtimmt darin ausgeſprochen wurde, was man am Dichter Bürger vermiſſe, gehe dem Menſchen ab, ſo müßte uns, denen das Leben des Abgeſchiedenen, in den bedenklichſten Punkten von ihm ſelbſt der Oeffentlichkeit überliefert, ſeit einer Reihe von Jahren offen vorliegt, nun doch wohl freiſtehen, umgekehrt zu ſagen: was hier dem Menſchen abgeht, eben das vermiſſen wir auch am Dichter. Aber wenn wir nun das Schiller'ſche Urtheil zu dem unſern machen, ſo ſind wir weit entfernt, uns ebenfalls dem unglücklichen Dichter gegenüber auf den Standpunkt der Moral zu ſtellen. Schiller irrte gewiß, wenn er die Fehler, welche er in Bürgers Poeſie fand, für die nothwendigen Folgen eines Lebens hielt, das er deutlich genug als ein unſittliches bezeichnete. Es iſt durchaus kein Grund vorhanden, weßhalb nicht auch Bürger ſein Leben und ſeine Verhältniſſe, wie jeder andere Dichter, in der Poeſie hätte idealiſiren können, wenn nicht eben dem Dichter Bürger die Kunſt des Idealiſirens gefehlt hätte. Wenn wir daher ſagen: was Bürger als Menſchen abgeht, vermiſſen wir auch am Dichter, ſo wollen wir damit nicht einen Moralgrundſatz für die Poeſie aufſtellen, ſondern wir meinen damit nur das charakteriſtiſche Merkmal der Bürger'ſchen Poeſie zu bezeichnen. Und hier handelt es ſich nun, was Schiller überſehen, ſogleich darum, den Dichter nur nach ſeinem eigenen Maßſtabe zu beurtheilen. So hat denn auch Bürger bei den oben von ihm angeführten Worten gewiß nur an eine größere Vollendung innerhalb der ihm von der Natur geſteckten Grenzen denken können, und daß er ſich ſelbſt, wie Schiller meint, über ſeine allerdings beſchränkte Sphäre irgendwie hätte erheben ſollen oder können, glauben wir nicht.

Die Poeſie ſoll die Einheit der geiſtigen und ſinnlichen Welt darſtellen. Dieß geſchieht zunächſt inſofern, als die Produktion uns die Seele des Dichters in der ſchönen Form bietet. Je mehr nun aber der Dichter auch in der umgebenden Welt dieſe Einheit wieder findet, um ſo höher ſteht er. Die erwünſchte Gelegenheit hiezu bietet ihm die Liebe, welche ihm die Harmonie von Geiſt und Leiblichkeit unmittelbar gegenüberſtellt. Begreift der Erotiker dieſe Harmonie, wie Goethe ſelbſt in ſeinen römiſchen Elegien gethan hat, verſteht er nur im Liebeleben die ſchöne Wechſelwirkung zwiſchen Seele und Leiblichkeit aufrecht zu erhalten, ſo iſt für ſein Kunſtwerk unter allen Umſtänden gar kein anderer Maßſtab zuläſſig, als der äſthetiſche. Die Moral tritt daher erſt ein, wenn dieſe Harmonie geſtört und das Geſetz der Schönheit verlezt iſt. Wenn Goethe des Hexameters Maß auf dem Nacken einer Römerin fingert, ſo entſpricht das Seelenvolle dieſer Situation der ſtarken Sinnlichkeit der Scene vollkommen. Von Bürgers gefeierter Molly haben wir nur ein ſehr unvollkommenes Charakterbild vor Augen, und wir fragen uns, ob hier vielleicht die abſtrakte Sinnlichkeit des Dichters ein weibliches Weſen um diejenige Unſterblichkeit betrogen hat, welche Goethe ſeiner Friederike und andern ſchönen Frauencharakteren ſo reichlich hat zu Theil werden laſſen.

(Fortſezung folgt.)

Die drei Fauſte.

(Fortſezung.)

Ob der Taufname Fauſts im Volksbuch, Doktor Johann Fauſt, welchen Goethe in Heinrich verändert — freilich der Schluß des erſten Theils hätte nicht wohl lauten können: Stimme von innen verhallend: „Johann, Johann!“ — ein zufälliger iſt? Die Frage iſt nicht unwichtig. So wie der Doktor in dem nördlichen Berlin zum Herrn Baron im ſüdlichen Wien wird, ganz ähnlich könnte aus unſerem nördlichen Doktor Johann im ſüdlichen Europa ein Don Juan geworden ſeyn. Beide ſtellen das Verhältniß zum Teufel, den Weg zur Hölle dar, und auch der Fauſt der deutſchen Sage wird nach ſeinem Bunde mit dem Teufel ein Don Juan, ein Lüſtling, ſo daß in der ſpaniſchen Fabel eigentlich nur der Anfang weggefallen wäre, der teutoniſche Blocksberg mit ſeinen Künſten und Geheimniſſen, wofür das romaniſirte Spanien nur eine Inquiſition aufzuweiſen hat, während am Ende der ſpaniſche Fauſt ſich als ein regelmäßiger Titan, ein Empörer und Aufrührer gegen Gott, ein verſteckter Sünder erweiſt, der ſich von der einmal betretenen Bahn nicht mehr zurückſchrecken läßt. Goethes Fauſt aber ſtände in der Mitte von beiden Sagen; ſein Fauſt hat den Titanentrotz des

Digitized by Google

Don Juan und läßt diesen zulezt Mephistopheles ganz wohl fühlen, welcher aus dem Vertrauten und Genossen im ersten Theile fast ganz zum bloßen Diener am Schlusse des zweiten herabgesunken ist. Rein Goethisch, Goethe selbst aber ist es, wenn einmal der Durst und Drang nach Wissen und Wahrheit Faust nicht nach Unten, sondern nach Oben leitet — nur das Stillestehen auf halbem Wege, das bloße Kosten der Frucht vom Baume der Erkenntniß bewirkt den Fall, daher auch der merkwürdige Contrakt Fausts mit dem Teufel, wodurch er gerettet wird — und wenn schließlich ihn das bloße Wissen ohne Thätigkeit, das Wort ohne That, das Wissen ohne Seyn, welche beide eins in Gott sind (es werde Licht und es ward Licht), zur Verzweiflung treibt, so daß, um die Schöpfungsgewalt, die augenblickliche Ausführung zum Gedanken zu erhalten, Faust gerade seinen Bund mit dem Teufel abschließt. Fußen aber die beiden Sagen von Faust und Don Juan auf demselben Grunde, was auch schon anderwärts ausgesprochen worden, so ist es eine merkwürdige Uebereinstimmung, daß Goethe und derjenige Deutsche, welcher im Gebiete der Musik durch seine klassische Vollendung und individuelle Tiefe in seinen Charakterzeichnungen am meisten an jenen erinnert, Mozart, beide an einem so nahe verwandten Gegenstande ihre höchste Kunst und Herrlichkeit entfaltet. Sehr sinnig hatte darum Augsburg die Feier Beider an demselben Tage begangen und mit einander vereinigt.

Das waren ungefähr die Gedanken, welche ich aus dem Puppenspiele brachte, und Sie mögen nun gütig urtheilen, ob mein Gang gänzlich unnüz und verloren für mich war. Die Vollständigkeit verlangt jedoch, daß zu dem deutschen Faust und zu dem südlichen Faust ich noch einen dritten füge, den Faust des praktischen und politischen Englands, welche beide Eigenschaften im strengen Sinne des Worts sowohl dem spekulativen deutschen Faust als dem cavaliermäßigen Don Juan gebrechen, und der ist Niemand anders als der bekannte Punch. Es nicht allein der Kampf mit dem Teufel, welchen Punch am Ende gleichfalls besiegt, der eine Aehnlichkeit und Analogie darbietet, die Fabel vom Punch ist von einer Kühnheit und Tiefe, die man fast Shakespearisch nennen möchte. Da aber eine solche Behauptung leicht auf großen Unglauben stoßen dürfte, so muß ich näher auf den Gegenstand eingehen.

Der Name verräth gleich römische Luft; der neuere Name Punch, welcher sich nur mühsam über das Ende des verflossenen Jahrhunderts hinauf verfolgen läßt, ist eine offenbare Verdrehung aus Polichinelle, welches Wort in früheren Zeiten auch oft im englischen und fast ausschließlich für unser Hanswurst vorkommt, oder vielmehr aus pulcinello. Das leztere Wort wieder führt sogleich auf das lateinische pullus, denn von pullus durch Hinfügung der zwei bekannten italienischen Diminutivendungen cino und ello folgt unmittelbar pulcinello, und wirklich spricht Punch nicht allein mit einer krähenden, mit einer Hühnerstimme, sondern sein ganzes Aeußere, die dünnen Beine, die schnabelförmige Nase, die beiden Höcker vorn und hinten erinnern durchaus an eine aufwärts und gerade gerichtete Hahnengestalt. Unser Hanswurst, nebenher bemerkt, könnte im Porco sein Vorbild haben, welcher als Dummrian, was unser Hanswurst auch ist, im Boccaccio, und wenn ich mich recht erinnere, auch noch in andern italienischen Novellen figurirt. Mit der lateinischen Herleitung des Namens Punch kommen wir aber zum Stammvater des europäischen Puppenspieles, zum Maccus und seinen Genossen, und unter diesen könnte vielleicht Punch sein Vorbild gehabt oder selbst eine bedeutende Stelle eingenommen haben. * Auch kann Punch recht gut für einen Typus des alten Römers und seiner Geschichte gelten: er entscheidet Alles mit dem Prügel, mit der Gewalt, seine Farbe ist hoch- und blutroth; mit Gewalt und Krieg erstieg Rom die höchste Stufe der Macht und des Ruhmes, und erst als ein Anderer mit einem stärkeren Prügel ihm entgegentrat, sank Rom eben so plözlich in Staub und Nichts zurück.

Damit gelangen wir aber nur zu dem Charakter Punchs, als rücksichtslosen Todtschlägers, der sich immer stärker als alle seine Gegner erweist, allein durchaus nicht zu dem Puppenspiel selbst, genannt Punch. Dieses existirt in einer schönen Ausgabe, begleitet von einer ausführlichen Einleitung und einem höchst geistreichen Commentar, und außerdem geschmückt mit den glücklichsten Eingebungen von Cruikshanks Feder. Dieses gedruckte Puppenspiel nun — leider ist das Buch bereits auch schwer aufzutreiben — ist der Phönix aller Puppenspiele; es ist in einem unübertrefflichen abgerissenen Lapidarstyle geschrieben, und selbst einzelne Linien aus Shakespeare, die man schon an und für sich ohne Gefahr in ein lockeres Machwerk oder schwaches Gebäude

* Neben dem Eigennamen Punch hat die englische Sprache das Wort punch, welches einen Schlag, besonders Faustschlag ausdrückt und verwandt mit dem lateinischen pugna und dem italienischen pugno, Faust, seyn möchte. Merkwürdig genug, wenn auf solche Lautähnlichkeiten etwas zu geben ist, steht eben so neben dem lateinischen Maccus das griechische μαχομαι und das lateinische mactare; d. h. der eine ist der Schläger und der andere der Schlächter, und ist es richtig, wie in dem bekannten Werke über das spanische Theater erwähnt wird, daß Punch auf antiken Sculpturen entdeckt worden, so könnten vielleicht sogar Maccus und Punch eine und dieselbe Person seyn.

Digitized by Google

nicht leicht einflicken kann, haben Eingang darin gefunden. Der Herausgeber schreibt das Werk ausdrücklich einem geheimnißvollen Italiener zu — im Stücke spricht Punch auch nur ein gebrochenes Englisch und erweist sich durchaus als ein Fremder — welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts gelebt und noch zu Anfang des gegenwärtigen seinen Punch selbst in dem bekannten beweglichen Theater auf den Straßen von London zur Aufführung gebracht haben soll.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Rheinpfalz, November.

Die Fresken im Dom zu Speier.

Es wird so vieles frühzeitig welk in diesem Jahre, was Wunder, wenn auch die Bäume ihre Blätter früher fallen lassen, als sonst! Aber unerquicklich ist das immer, und ein Oktober, der mit dichten Nebeln, schweren Wolken und kalten Regenströmen den Spätherbst anticipirt, wird um so unerträglicher, je düsterer auch der politische Himmel drein schaut. Leib und Seele sind da mit einander niedergedrückt, wenn man auch nicht weltlaunischer Natur ist. Und ein solcher Oktober war es ja bis über seine Mitte hinaus, vorab bei uns da außen am Rheine, dessen Rauschen das gellende Pfeifen der Standrechtskugeln nicht zu übertönen vermag. — Ich war in der That sehr übler Laune, bis die Sonne des 17. Oktobers bei ihrem Untersinken ein hübsches Abendroth zurückließ. Die Hoffnung auf einen heitern Tag reifte schnell den Entschluß in mir, vor der Wiederkehr der trübsten Zeit noch einen Ausflug zu machen, sollte er auch nicht länger dauern als das Leben einer Eintagsfliege. Wohin aber in einem Lande, in welchem einem auf jeder Straße unliebe Erinnerungen aus der jüngsten Vergangenheit und wenig erfreuliche Bilder aus der Gegenwart aufstoßen? Sollte ich hinüber an die Bergstraße, etwa nach dem schönen Heidelberg? Da drüben geht es standrechtlich zu! Oder hinaus auf die Rebenhügel der Pfalz? Da ist ja kein Herbstjubel zu hören, und die Feuer, die etwa auf den Hügeln brennen, gelten nicht der Befreiung Deutschlands, obwohl gerade die Gedächtnißtage der Völkerschlacht bei Leipzig im Kalender stehen. Die sauern Gesichter machen die Seele stumpf, wie die unreifen Trauben die Zähne. — Wohlauf in das goldene Land der Kunst, die doch noch eine Freistätte bietet mitten in dem politischen und unpolitischen Treiben der Zeit!

Nicht nach Italien, sondern nach Speyer fuhr ich auf der pfälzischen Ludwigsbahn, deren Aktien wieder kleine goldene Flügel ansetzen und sich zu höherem Aufschwung rüsten. In der alten Todtenstadt der deutschen Kaiser kümmerte mich das neue bürgerliche und das allerneueste militärische Leben um den Fürsten Thurn und Taxis äußerst wenig, ich strebte nach der hohen Kathedrale, diesem riesigen Mausoleum einer untergegangenen großartigen Zeit. Dort über den Gräbern von acht deutschen Kaisern,* in den hohen byzantinischen Hallen, über welche die Stürme von acht Jahrhunderten hingegangen, ruft ja der kunstsinnige König Ludwig ein Werk in's Leben, das wenigstens auf deutschem Boden einzig in seiner Art dastehen und in Rücksicht des Umfangs auf der weiten Erde nur wenige seines Gleichen haben dürfte. Der ganze Dom mit seinem Paradiese, seinem kolossalen Schiff und den beiden Seitenschiffen, mit seinem Königs-, Kreuz- und Schiffchor und den beiden Seitenchören — kurz, jeder Fleck des ungeheuern Raumes wird mit Bildern und Ornamenten al fresco geschmückt; ein Unternehmen, das Staunen erregt, wenn man die Dimensionen des Gebäudes von außen oder von innen auch nur flüchtig würdigt. — Den Gedanken dazu faßte König Ludwig, wenn ich nicht irre, im Jahr 1843. Später schien er ihn wieder aufgeben zu wollen. Gerade die außerordentliche Größe des Baues mochte sein Bedenken erregen. Er hatte sich den bei weitem kleineren Bamberger Dom in's Auge gefaßt. Da traf im Sommer des Jahrs 1845 der Erzbischof von Köln mit seinem königlichen Gönner in Speyer zusammen. Geissel sah, wie der König zwischen Bamberg und Speyer schwankte. Er legte ein fürbittendes Wort ein für den Kaiserdom am Rhein, dessen Bischofsstuhl er selbst inne gehabt, ehe er als Coadjutor nach Köln berufen wurde. Es gab freilich Gründe genug, die für den Dom zu Speyer sprachen, vor allen seine historische Bedeutung als Kaisergrab, die ihn weit über alle Dome und Münster Deutschlands stellt. Genug, des Königs Entschluß ward befestigt, und durch die beiden Worte: „Gleich anfangen!“ war jedes Hinderniß beseitigt. Wo wäre König Ludwig je vor der Ausführung eines großartigen Kunstwerkes zurückgeschreckt? — Zur Ausführung dieses Werkes hatte er sich vorher schon den Historienmaler Johannes Schraudolph ersehen, der unter seinen Augen bereits in München Treffliches geleistet. Auch das Ornament, das bei der Ausmalung dieses Domes von wesentlicher Bedeutung seyn mußte, verlangte einen Künstler ersten Ranges. Heß war zunächst dazu ersehen. Da dieser aber im Dom zu Köln arbeiten sollte, so wurde der wackere Dekorationsmaler Schwarzmann beauftragt, mit Schraudolph gemeinsam an das Werk zu gehen. — Lebhaft erinnere ich mich noch an den 21. April des Jahrs 1844, an dem ich gerade in Speyer war. Es war der Sonntag, an dem der damalige Kronprinz und jetzige König Max mit seiner jungen Gemahlin von seiner Reise durch die Pfalz zurückkehrte. In demselben Augenblick, in welchem das königliche Paar die Stadt verließ, um über den Rhein zurückzugehen, fuhren die beiden Künstler zum Thore herein. Ein günstiger Zufall wollte, daß ich an der Gastafel des Wittelsbacher Hofes ihnen gegenüber zu sitzen kam und mich einige Stunden mit ihnen unterhalten konnte. Ich höre noch, wie Schwarzmann wiederholt seinen wahren Schrecken vor der Riesenarbeit aussprach. Er habe gemeint, sagte er, es werde das eben eine mäßig große Kirche seyn, wie er aber an den Rhein gekommen und herübergefahren sey und sich der Koloß immer gewaltiger vor ihm erhoben habe, da sey ihm ganz schwül zu Muthe geworden.

(Fortsetzung folgt.)

* Im Dome zu Speyer liegen bekanntlich begraben Konrad II. und seine Gemahlin Gisela; Heinrich III. und Heinrich IV. sammt seiner Tochter Adelheid; Heinrich V.; Barbarossas Gemahlin Beatrix und Tochter Agnes; Philipp von Schwaben; Rudolph von Habsburg; Adolph von Nassau und Albrecht I. von Oesterreich.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 277. Montag den 19. November 1849.

Punch ist der gottloseste Komiker, und so complet ohne Gewissen wie das Holz, aus dem er gemacht ist, und ein wenig auch die Klasse der Nation, welche er repräsentirt. — Er ist der vollendetste Egoist, den die Erde trägt, et ne doute jamais de rien. Mit dieser unbezwinglichen Lustigkeit und Laune besiegt er auch Alles, lacht der Gesetze, der Menschen, und selbst des Teufels, und zeigt in diesem Bilde zum Theil, was der Engländer ist, zum Theil, was er seyn möchte.

Fürst Pückler-Muskau.

Die drei Fauste.

(Fortsetzung.)

Zergliedern wir nun das Stück selbst, in das sich ohne Anstrengung der genaueste Zusammenhang bringen läßt. — Das Trauerspiel, denn es ist eines, scheidet sich in zwei streng gesonderte Theile. Der erste Theil ist rein eine häusliche Tragödie. Punch, ganz gutmüthig, grüßt seinen eigenen Hund Toby, der ihn zum Dank dafür in die Nase beißt und daran herumzerrt; das ist die Eröffnungsscene. Punch erhebt ein Geschrei und darauf erscheint sein Nachbar Scaramouche, hudelt Punch noch dazu aus und schlägt ihn. Nun bricht ihm die Geduld und er erschlägt Scaramouche mit dessen eigenem Prügel. Ganz zärtlich nähert er sich darauf seinem Weibe Judith, die ihn gleichfalls für seine Zärtlichkeit mit Schimpfworten ablohnt. Sie gibt ihm darauf ihr kleines Kind zu hüten; dieses schreit und beträgt sich sehr unziemlich, so daß Punch es mit einem eligen pooh aus dem Fenster wirft. Hierauf kommt seine Judith mit dem Prügel und schlägt ihn trotz seiner demüthigsten Bitten weidlich durch, bis Punch endlich auch hier die Geduld reißt, und nun tödtet er wieder seine Frau mit ihrem eigenen Prügel, welchen er ihr abnimmt. Damit schließt die bürgerliche Tragödie, die man nun wohl so erklären könnte: Punch ist ein Hahnrei (man sehe schon wieder, wie nahe cocu und pullus oder Hahn einander stehen), sein Kind ist ein Bastard, der Nachbar der Verführer, und Punchs Hausgenossen und Diener verachten ihn bereits, nicht einmal sein eigener Hund gehorcht ihm mehr.

Nunmehr hat der sonst gute Familienvater Punch weder Haus, Heimath, noch Familie mehr, und er wird, wie er im zweiten Theile selbst lustig singt, ein rover, ein Herumschwärmer, ein heimathloser Vagabund, welcher alle Rücksicht und Scheu für immer verloren hat (a reckless rover). Der Name Scaramouche zwar erinnert bereits an Mouchard, allein erst aus dem zweiten Theile ersehen wir, daß eine politische Beziehung unvermeidlich ist, wenn wir irgend Sinn und Zusammenhang in denselben bringen wollen. In der ersten Scene erscheint eine stumme Figur, vornehm gekleidet, die sich damit amusirt, daß sie abwechselnd den dehnbaren Hals bis an die Decke hinauf ausreckt und zurückzieht. Was soll das bedeuten? Es ist der herzlose Hochmuth des Höflings oder vornehmen regierenden Ministers, der seinen Kopf hoch trägt und seine außermenschliche und deßwegen unmenschliche Größe und Höhe dadurch erwirbt, daß er Kopf und Herz so viel und fern als möglich von einander zu trennen gewußt hat. Daß diese Figur zugleich der verborgene und geheimnißvolle böse Genius des Stückes ist, ersehen wir darauf unmittelbar daraus, daß Punch zuletzt im Hintergrunde erscheint, und nachdem er dem Treiben eine Zeitlang zugeschaut, in die drohenden Worte ausbricht: I'll settle your business (ich will dir dein Antheil zurichten, oder: ich will dir den Kopf zurecht setzen)! In dieser Pantomime und diesem einzigen Ausrufe ist die ganze erste Scene enthalten. In einem Monolog dgrauf spricht Punch sein Gemüth aus, als der reckless rover von nun an. Hierauf erscheint Polly-Nancy im Hintergrunde, welche wie die Helena im deutschen Puppenspiele stumm und ein Muster der Schönheit ist. — Punch

Digitized by Google

zeigt seine klärchenartige Verbindung mit ihr nur dadurch an, daß er mit ihr lustig herumtanzt. Darauf fällt es ihm ein zu reiten — Verbindung von Mensch und Pferd im Centaur ist doch wohl die Ueberherrschaft und wenigstens Nichtbezähmung der thierischen Leidenschaften — fund er wird abgeworfen. Darauf kommt der Doktor herbei — ob nicht vielleicht vielmehr ein Dr. Divinitatis? — und bietet ihm Pillen an; als Punch nicht will, schlägt er ihn und Punch erschlägt den Doktor. Außerdem stellt Punch auch den Doktor als einen professionellen Todtschläger dar, welcher ihn mit seinen Pillen umbringen will. Darauf treffen wir ihn wieder vor dem Hause eines vornehmen Mannes — wohl nicht der vornehme Mann mit dem langen Halse aus der ersten Scene? — und macht Lärm mit einer Glocke (sheep's bell). Darauf erscheint ein Bedienter und will Punch, was dieser eine musikalische Aufführung — Katzenmusik etwa? — nennt, verbieten; Streit darauf, und Punch schlägt den Bedienten todt. Nun, was wieder nicht übersehen werden darf und sich durch die italienische Autorschaft leicht erklärt, erscheinen zwei Polizeioffiziere in österreichischer Uniform; so trifft man sie auch auf der Cruikshank'schen Zeichnung und noch bei der gegenwärtigen Aufführung. Diese nehmen Punch gefangen, und die nächste Person, mit welcher er nun zu thun bekommt, das ist der Henker. Dieser erscheint mit dem Galgen, aber Punch versteht die Sache nicht und heißt den Henker ihm zeigen, wie man sich hängen läßt; dieser thut es, und als der Henker den Kopf in die Schlinge gesteckt, zieht Punch diese zu und der Henker ist gehängt. Bei diesem Vorfalle kann man wieder an eine schwere historische Lehre denken, welche die ganze erste französische Revolution veranschaulicht hat, wo auch das Volk eigentlich nur übte, was ihm seine eigenen Dränger zuvor gezeigt hatten. Wenn aber der Henker, wenn die Strafjustiz überwunden ist, wen hätte Punch noch weiter zu fürchten? Die Schlußscene naht, und hier erscheint der Teufel, um Punch zu schrecken; anfangs zitternd, sich aber allmählig ermannend, läßt er sich in einen Kampf mit dem Teufel ein und erschlägt glücklich auch diesen. Was ist nun das Ende? Der Teufel war eine bloße Einbildung, ein bloßer schwarzer Rock, und diesen hebt Punch, ihn an seinem Prügel schüttelnd, triumphirend den Zuschauern entgegen, und damit schließt die Tragödie.

(Schluß folgt.)

Gottfried August Bürger.

(Fortsetzung.)

Ist jene schöne Harmonie nun einmal gestört, so ist es bei dem Vorwiegen der Sinnlichkeit allerdings nicht unwichtig, welche Stellung der Lyriker zur moralischen Weltordnung einnimmt. Er wird sie entweder aufzulösen suchen oder anerkennen. Den ersten Weg schlägt Hafis ein, namentlich wie er jezt durch Daumers seltenes Talent in Bruchstücken vorliegt. Wir staunen über die Lieblichkeit jener auf einer pantheistischen Weltanschauung beruhenden Poesie, welche den Augenblick, wo die Hand in süßem gelindem Zuge durch die schönen Locken eines geliebten Wesens hindurch pilgert, der Unsterblichkeit gleichsezt. Allein wenn einmal die Einheit zwischen Leib und Seele nicht unmittelbar poetisch angeschaut wird, sondern auf philosophischen Vorstellungen beruht, so werden wir in diesem Falle doch keine vollkommene Poesie, sondern nur Symbolik erhalten. So sehen wir denn auch hier die Sinnlichkeit nur als ein Allgemeines, eine Abstraktion, hinter der selbst bei Hafis der Charakter der Liebenden, dessen Hinstellung die Aufgabe des wahrhaft großen Erotikers ist, in der Regel verschwindet. Hier tritt denn auch sogleich die leidige Nothwendigkeit ein, die Sinnlichkeit gegen die Tugend in Schutz zu nehmen. Ueberall aber werden wir uns auf diesem Standpunkte mit der didaktischen Poesie begnügen müssen, welche hier freilich, wie sie die Sinnlichkeit begünstigt, die seltensten Reize entfalten kann. Selbst unser Wieland, der in seiner frivolen und versteckten Weise, vielleicht unbewußt, ebenfalls an der Auflösung der moralischen Ordnung arbeitet, macht daher vielfach den Eindruck eines Didaktikers. Ganz anders Bürger, der, von seinen ersten frivolen Gedichten abgesehen, in denen er offenbar seinen eigenen Genius noch nicht gefunden hatte, aus Herzensgrunde die moralische Ordnung anerkennt. Wie denn jede nicht bloß theoretische Sinnlichkeit die Heiligen so gern an ihrem Wege duldet, so hat er stets seinen Gott vor Augen und im Herzen, wenn er auch auf der breiten Straße der Sinnlichkeit fortwandelt. „Ich bin ein armer sinnlicher Mensch," schreibt er an die fromme Elise v. d. Recke, „und völlig wie ein kleines Kind, welches seinen heiligen Christ nicht gern aus den Händen läßt und sogar mit in's Bett nimmt."

Ja, mein armer Landsmann Gottfried August Bürger war in der That ein sehr sinnlicher Mensch, und weil in seiner Poesie dieselbe dunkle, verzehrende Flamme lodert, wie in seinem Leben, so konnte er auch (was Schlegel als Thatsache erwähnt, ohne nach der tiefer liegenden Ursache zu fragen), abermals gerade umgekehrt wie Goethe, für den jede Produktion

Digitized by Google

eine Art der Selbſtbefreiung war, nicht einmal Troſt in der Poeſie finden. Die Schwüle brünſtiger Genußſucht, nicht die Heiterkeit „lieblicher Sinne,“ ſchwebt ſelbſt über ſeinen ſchönſten Liebesliedern. Zu ſo viel Sinnlichkeit geſellt ſich nun aber doch ſogleich die einfachſte Moral von der Welt, wie ſie z. B. im „wohlgeſinnten Liebhaber“ ſich ausſpricht. Man kann überhaupt ſagen, gerade die Moral des geſunden Menſchenverſtandes war ſein einziges Ideal. Hoffentlich wird dieß nicht für einen Frevel an dem Genius des Dichters gehalten, bei dem Schiller eben die Idealität vermißt, und bei dem Schlegel in Bezug auf die Ausübung der Kunſt keine andere leitenden Begriffe gefunden zu haben geſteht, als den ſehr untergeordneten der Correktheit, und den der Popularität, den er ſelbſt in ſeinen Vorreden nicht deutlich machen konnte.

Wenn das, was wir ſo eben über die Moral ſagten, welche die Bürger'ſche Muſe als ein Jenſeits über der Sinnlichkeit beſtehen läßt, nach der äſthetiſchen Seite hin unſtreitig eine Beſchränktheit einſchließt, ſo hängt dieſe Beſchränktheit vielleicht eben mit jener Popularität des Dichters zuſammen, durch die er einzig in unſerer neueren Literatur daſteht, und von der es nun doch einmal nicht mehr geläugnet werden kann, daß ihm die Palme derſelben kaum zugeſprochen werden dürfte, wenn man ſie mit ihm ſelbſt nur als das Siegel der Vollkommenheit an einem ohnehin ſchon allen Geſetzen der Schönheit entſprechenden Gedichte betrachtet. Und warum nicht annehmen, daß ſich die Wunderblume der Popularität durch ihre Wurzeln auf beſondere Weiſe mit dem Volksbewußtſeyn in Verbindung ſetzen kann? So unvermittelt aus der höchſten Vollendung des freiſtehenden Dichtergenius, wie Schiller in edler Begeiſterung es ausmalt, kann ſie unmöglich hervorgehen. Bürgers Poeſie wurde ohne Zweifel nur dadurch möglich, daß der lebendige Baum des deutſchen Volksliedes, welcher im ſiebenjährigen Kriege noch einige der ſchönſten Blüthen anſetzte, ſeine Zweige und Aeſte bis in die Zeit des Dichters hineintrieb. Allerdings mag, worauf ſchon Schlegel aufmerkſam machte, Bürger weniger Volkslieder gekannt haben als wir jetzt, und er ſelbſt wünſcht irgendwo eine Sammlung, wie wir ſie ſpäter im Wunderhorn erhielten, ſehnlich herbei. Aber wichtiger als eine mehr oder weniger vollſtändige Sammlung war es jedenfalls für ihn, daß ſein Jahrhundert noch einen Reſt derſelben Kraft, welche die Volkslieder geſchaffen, an ihn vererben und ihn während ſeines Junggeſellenlebens zu Alten-Gleichen die alten Reime, welche ihn zur Leonore begeiſterten, aus dem Munde der Magd Chriſtine konnte vernehmen laſſen.

Hier iſt nun auch wohl der Ort, um etwas über gewiſſe Mittel zu ſagen, durch welche Bürger ſich künſtlich dem Volkstone zu nähern ſuchte. Dahin gehören namentlich die berüchtigten Interjektionen und Onomatopöien, durch welche er ſogar ein gewiſſes Unausſprechliches und Unnachahmliches im Tone der alten Volkslieder erſetzen zu wollen ſcheint. Selbſt Schlegel, der freilich mit den ſpäteren Correkturen noch weniger zufrieden iſt, ſcheint dieſelben ohne Unterſchied zu verwerfen. Aber wir meinen, in den rein lyriſchen Gedichten, wo ſie eine gewiſſe nun einmal vorhandene täppiſche Sinnlichkeit ſehr gut ausdrücken, und in den leichteren erzählenden Gedichten, wo ſie nur noch eine muſikaliſche — nicht aber in den größeren epiſchen, wo ſie mehr eine maleriſche Bedeutung haben, kann man ſie wohl gelten laſſen. Wie klingt z. B. der lezte Vers des Gedichtes „der Ritter und ſein Liebchen,“ ſo einſchmeichelnd!

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Das Budget. — Die „Denkſchrift.“

Es dürfte für die auswärtigen Leſer des Morgenblatts nicht ganz ohne Intereſſe ſeyn, einmal einen flüchtigen Blick in unſere finanziellen Verhältniſſe, namentlich in unſer Budget zu thun, weßhalb ich mir erlaube, Ihnen Einiges daraus mitzutheilen. Man wird nicht wenig erſtaunt ſeyn, daß dieſer Staatshaushalt, bei einer im Ganzen nur 200,000 Seelen betragenden Bevölkerung, zwiſchen ſechs bis ſieben Millionen Mark Banco, wovon zwei einen Thaler preußiſch ausmachen, erheiſcht, und zugeben, daß, wenn größere Staaten einen ähnlichen hätten, der größte Theil der Geſammteinnahme dadurch verſchlungen werde würde. Man vermag aber auch hier, bei ganz ungewöhnlichen Erwerbsquellen, die Laſt nicht mehr zu tragen, und namentlich iſt das Grundeigenthum dermaßen beſchwert, daß es von Jahr zu Jahr im Preiſe ſinkt, indem jeder, deſſen Verhältniſſe es nur irgend erlauben, lieber zur Miethe wohnt, als ſich ein eigenes Haus erwirbt. Dadurch kommt das Grundeigenthum ſehr oft in unſichere Hände, und dabei ſinken die Miethpreiſe von Jahr zu Jahr, weil nach dem großen Brande von 1842 zu viel gebaut worden iſt. Ein eben ſo freſſender Krebs iſt unſere viel zu theure

Digitized by Google

Verwaltung. Zum Beweise für diese Behauptung will ich nur einige wenige Posten aus dem Budget der Jahre 1848 und 1849 aufführen. Nach dem vom Senat 1849 veranschlagten Budget beträgt das Honorar unseres Senats, der aus vier-und-zwanzig Senatoren, vier Bürgermeistern und vier Syndici besteht, unter denen zwölf Senatoren ihre kaufmännischen Geschäfte nebenbei betreiben dürfen, die Summe von 317,000 Mark; das von fünf Richtern 31,000 M.; von sieben Aktuaren 25,000 M.; von zehn Bürgermeisterdienern, die Sinecuren sind, 12,000 M.; im Ganzen also 457,000 Mark. Die diplomatischen Kosten für 1848 betrugen 36,000 M., für die Finanzverwaltung wurden 37,000 M. ausgegeben, für diverse andere Gehalte 22,700 M., für das Militär 222,951 M., für das Bürgermilitär 74,000 M.; die Baudeputation forderte und erhielt für öffentliche Bauten, obgleich kein einziges bedeutendes Staatsgebäude von ihr aufgeführt wurde, 410,032 M; das Medicinalwesen erforderte 15,491 M., die Polizeiverwaltung — die eingegangenen, sehr bedeutenden Strafgelder nicht mit eingerechnet — 164,381 M., die Nachtwache 125,635 M., die Gassenerleuchtung 133,919 M. u. s. w. Aus diesen mitgetheilten Proben schließe man auf das Uebrige, dessen Specifikation ich den Lesern erlasse.

Nachdem nun die seit anderthalb Jahren vom Censurzwange befreite Presse diese großen Schäden aufgedeckt und mit Freimüthigkeit besprochen hat; nachdem durch sie der hiesigen Bevölkerung klar bewiesen worden, daß wir am Rande eines Abgrunds stehen und ein Staatsbankrott fast unvermeidlich wäre, wenn so fort regiert würde, darf es kaum Wunder nehmen, daß sich die Zahl derer täglich mehrt, die nur durch ein gänzliches Aufgehen in Preußen, dem wir schon mehr als halb durch den Anschluß an das Dreikönigsbündniß und die Besetzung durch seine Truppen verfallen sind, Heil und Rettung erblicken. Das, was uns von unserer ehemaligen Freiheit und Unabhängigkeit noch geblieben, wiegt in der That die Vortheile nicht auf, die wir durch einen geregelten Staatshaushalt und den völligen Anschluß an eine Großmacht erzielen würden. Dahin wird es denn freilich ohnehin kommen, da Preußen sich nicht ohne Zweck so mit uns beschäftigen würde, wie es in der letzten Zeit, seit die Reaktion es zu ihrem Schutze gegen den Liberalismus herbeirief, augenscheinlich gethan hat. Wie die Sachen jetzt stehen, gönnt es uns zwar noch den Titel einer freien Reichs- und Hansestadt, womit unsere öffentlichen Erlasse sich brüsten, aber so, wie man Kindern ein Spielzeug läßt, das man jeden Augenblick ihnen wegnehmen und verschließen kann. — Wie ernstlich man sich in Berlin mit uns beschäftigt, wie bemüht man dort war, unsere Zustände und Verhältnisse genau zu erforschen, dafür spricht unter andern die famose, an die Mitglieder der preußischen Kammern vertheilte, über unsere Verhältnisse sich auslassende „Denkschrift," die hier ein unbeschreiblich großes Aufsehen und in vielen Gemüthern Angst, Furcht und Abscheu erregt hat. Diese Denkschrift ist einer Sektion unseres Staatskörpers zu vergleichen. Mit scharfem Messer zertrennte man seine Muskeln, Nerven und Knochen und stellte seine unheilbaren Krankheiten dem Blicke des erschrockenen Beschauers mit einer Art von Schadenfreude dar. Es ist ein Bild, ähnlich der Darstellung einer Amputation in der Kopenhagener Galerie, vor der man, da nervenschwache Damen beim Anblick derselben oft ohnmächtig wurden, einen Vorhang angebracht. Manches Gesicht mag bei Lesung dieses schonungslosen Aktenstücks auch erbleicht seyn. Die Denkschrift vertheilt nach allen Seiten hin Hiebe und unheilbare Wunden und zählt alle Mängel und Gebrechen unserer Institutionen schonungslos auf; sie läßt namentlich der seitherigen Staatsverwaltung ihren bittersten Tadel angedeihen und deckt den Abgrund auf, an den sie uns geführt hat und in den sie uns unfehlbar stürzen würde, wenn wir nicht zeitig zu dem einzigen uns übrig bleibenden Rettungsmittel, Aufgehen in Preußen, unsere Zuflucht nähmen. David Hansemann wird uns dabei als Regenerator dringend empfohlen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Rheinpfalz, November.

(Fortsetzung.)

Die Fresken im Dom zu Speyer.

Ein Blick auf und einer in den Dom hatte Schwarzmann klar gemacht, daß es hier galt, die Ornamente gleich nach Tagwerken oder Morgen zu erfinnen und zu malen. Zudem hatten die beiden Künstler nur fünf Tage Zeit, den Plan zum Werke im Allgemeinen zu entwerfen. König Ludwig verlangte die Vorlage desselben noch vor seiner Abreise nach Italien, und so mußten die beiden Meister nach Verlauf von acht Tagen wieder in München seyn. Wahrlich keine kleine Aufgabe! Schraudolph war über den eigentlichen Vorwurf im Ganzen bereits im Reinen. Da die Hauptpatronin der Kathedrale die Jungfrau Maria ist, so galt es hier vorzugsweise einen Cyklus von Bildern aus dem Leben derselben darzustellen. Der sinnige Meister, dessen Geist sich durch die Größe der Aufgabe wahrhaft gehoben fühlte, ging rüstig an das Werk. Ein Jahr Urlaub verlangte er, um nach Italien zu gehen und Studien zu sammeln. Wie reich er zurückkehrte, das bezeugen die Gemälde, die jetzt bereits ausgeführt sind. Er hat im Frühling des Jahrs 1846 mit der Ausführung begonnen, und zwar in der Absis oder dem Stiftechor des Baues, in welchem sich das Leben Mariae bis zu ihrer himmlischen Herrlichkeit vollendet, während das ganze Mittelschiff bestimmt ist, die früheren Lebensmomente der heiligen Jungfrau aufzunehmen. Schraudolph hat wohlweislich die drei Chöre und die Kuppel zuerst in Angriff genommen. Wer konnte wissen, ob nicht das auf zehn Jahre berechnete Werk irgendwie unterbrochen würde? Geschähe dieß aber auch (und wie nahe lag in diesem Jahre die Gefahr!), so wären die Chöre, die jetzt bis auf ein einziges Altarnischenbild vollendet sind, so ziemlich ein geschlossenes Ganze für sich.

Doch treten wir endlich ein, um die herrlichen Gebilde der Kunst etwas näher zu betrachten. Ich hatte das Glück, sie an einem völlig wolkenlosen Herbsttage, und zwar zu verschiedenen Stunden des Morgens und des Nachmittags, in ihrer besten Beleuchtung zu sehen. Zuerst trat ich durch das große Portal in das Schiff, das noch keinen andern Schmuck hat, als die Größe und Einfachheit der architektonischen Verhältnisse, und durch diese vollkommen den Eindruck des Erhabenen macht. Aber sogleich flog der Blick an den vier-und-zwanzig riesigen Pfeilern vorbei über das erhöhte Königschor hinweg in die Tiefe des noch höher gelegenen Stiftschors hinein, wo die Morgensonne ihr verklärendes Licht auf den prächtigen Goldgrund warf, und aus diesem goldenen Aether erhabene Gestalten in wunderbarer Farbenpracht heraustraten, als ständen sie lebend in einem lichtglühenden Himmel, der hinter ihnen in's Unendliche reichte. — Nicht lange vermochte ich diesen überraschenden Eindruck festzuhalten. Ich eilte hinauf in das hohe Chor, und während unten im Königschor der Priester seine stille Messe celebrirte, und das Glöcklein des Meßknaben wie aus der Ferne heraufklang, während in der Tiefe des Schiffes einige betende Gläubige sich bei diesen Klängen an die Brust schlugen, schwelgte Auge und Sinn im reichen Himmel der Kunst, der sich mit kaum geahnter Pracht und Schöne um mich her und über mir entfaltete.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 278. Dienſtag den 20. November 1849.

— As in the sweetest bud
The eating canker dwells, so eating love
Inhabits in the finest wits.

Shakespeare.

Gottfried Auguſt Bürger.

(Fortſetzung.)

Es wäre nun aber doch ſchlimm, wenn man die ſtark überwiegende Sinnlichkeit unſeres Volksdichters nicht wenigſtens eine geſunde nennen könnte. Zum Glück iſt hieran ſo wenig ein Zweifel, daß Schlegel bei einigen Bürger'ſchen Gedichten ſelbſt von einer „markigen Lüſternheit" ſprechen kann. Auch ſind wir ſehr geneigt, die an Bürger zugeſtandene Einſeitigkeit als einen vollkommen berechtigten Gegenſatz gegen die Abſtraktionen zu faſſen, welche bei den Dichtern, deren Gruppe er äußerlich ſich anſchließt, nämlich bei dem Göttinger Dichterbunde und ſeinen Geiſtesverwandten, zu Tage kommen. In der Zeit, wo Klopſtock mit der platoniſchen Liebe ſeiner Oden nicht mehr als die Freundſchaft der herrlichen Fanny, dieſes wahrhaft griechiſchen Weſens, gewinnen konnte, und wo Gleim mit ſeinen Dichtergenoſſen wohl über ſeine Gattin ſcherzte, die ihn kurz nach der Hochzeit verlaſſen; in der Zeit der religiöſen Poeſie, der poetiſchen Deutſchthümelei und des Briefwechſels ſehen wir den ſchlichten, natürlichen Bürger ſich an das Weib anſchließen, mit einer Leidenſchaft, die ihm, da das Geſchick ſeiner Liebe nicht wohl wollte, frühzeitig den Untergang bereitete. Bürger war ein Menſch im vollen Sinne des Worts. Was ſeine Liebe adelt, iſt kein Ideal; aber wie der Löwe der König der Thiere wird allein durch ſeine Stärke, wie wir ihm um ihretwillen ſelbſt edlere Seelenkräfte und Tugenden beilegen, ſo kann die Leidenſchaft zuweilen ſchon allein durch die ihr inwohnende Kraft geadelt werden. Und das iſt der Fall bei dem Dichter, welcher ſingt:

Minneſold lehrt frei verachten
Aller Fährlichkeiten Noth,
Flammen, Waſſerfluthen, Schlachten,
Lehrt verſchmähen jeden Tod.

Faſt ergreifender noch wird derſelbe Gedanke in beſonderem Bezug auf Molly ausgeſprochen. * Das ganze „hohe Lied" iſt ein gewaltiges Schlachtlied der Liebe voll jener Todesverachtung; der Kraft der Leidenſchaft gegenüber verwandeln ſich hier alle Hinderniſſe, welche das Leben ihr entgegenſtellt, in feindliche Elemente, und durch Flammen und Waſſerfluthen hindurch ſehen wir den Dichter ſiegreich zu der Geliebten vordringen. — Und ſo wird auch Mollys Charakter, wie er etwa vor uns ſteht, allein durch die Kraft ihrer Liebe beſtimmt. Wie viel Härte und ſelbſt Grauſamkeit lag neben der hingebendſten Liebe in ihrem Weſen, da die Treue gegen den geliebten Mann mit einem jahrelangen Unrechte gegen die eigene Schweſter Hand in Hand ging, das dieſer täglich, ja ſtündlich fühlbar ſeyn mußte! Dieſe Schweſter mag das geweſen ſeyn, was wir eine ſchöne Seele nennen. Molly ſelbſt aber — war eben Bürgers Molly, von der er an einen Freund ſchrieb: „An dieſer herrlichen, himmelsſeelenvollen Geſtalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzulieblich, als daß es nicht zu den feinſten Organen der geiſtigſten Liebe hätte hinaufdringen ſollen." In den lezten Worten ſehen wir ganz deutlich, wie hier die Leidenſchaft allein durch ihre Kraft mit den höhern Seelenkräften ſich in Verbindung ſezt. Wir finden bei unſerem Dichter Augenblicke ſtiller Selbſtbeſchauung,

* Namentlich am Schluſſe des Gedichts „Himmel und Erde" und im 32. Verſe des „Hohen Liedes."

Digitized by Google

wo er, im Gefühle der Stärke seiner Leidenschaft, in heiterer, gewissermaßen religiöser Stimmung sich ihrer freut. In solchen Augenblicken der Weihe blickt der Dichter auf sein Daseyn und vor Allem auf die Geliebte hin, wie der Landmann an einem schönen Sonntag Morgen sich an dem Anblicke der grünenden Saaten erfreut, während in einiger Ferne die Kirchenglocken anklingen. Wie er dann alles Irdische, woran sein Herz hängt, in Bezug auf die Gottheit denken mag, so wird in dieser erhöhten, aber immer noch am Sinnlichsten festhaltenden, unserem Dichter ganz eigenthümlichen religiösen Stimmung, welche namentlich das „Danklied," „die Elemente," „das Mädel das ich meine" und „Männerkeuschheit" in wahrhaft erhebender Weise aussprechen, zum Schöpfer Alles in eine unmittelbare und wahrhaft ergreifende Beziehung gesezt, von den moralischen Eigenschaften, deren das Selbstgefühl des Dichters sich erfreut, bis zu den blonden Locken, die vom Nacken der Geliebten wehen.

Daß der Dichter die moralische Ordnung überall in volksthümlicher Weise selbst in seinen Gedichten stehen läßt, ist schon oben ausgesprochen. Die Moral kommt indessen bei ihm auch noch ausdrücklich zu ihrem Rechte. Bürgers politische Poesie beruht ganz ausschließlich auf ihr, und es scheint mir dieß in den Zeiten unklarer Hermannsbegeisterung und phantastischen Römerhasses kein kleines Lob zu seyn. Auf die erhebenden, von reinster Menschlichkeit, schlichtem Bürgersinne (das Wortspiel läßt sich nicht vermeiden) und trotziger Manneskraft beseelten epigrammatischen Gedichte, von denen Schlegel nicht viel wissen zu wollen scheint, ist man in neuerer Zeit durch die Margraffsche Sammlung politischer Gedichte aufmerksam gemacht. Außerdem aber gehören manche seiner erzählenden Gedichte zu dem, was man jezt sociale Poesie zu nennen beliebt. In dem meisterhaften Gedichte, zu dessen schöner Vollendung sich wie eine leichte Arabeskeneinfassung noch eine Reihe allegorischer Gestalten, bis herab zu dem weißen Hirsche gesellt, im „wilden Jäger" nimmt Burger die Felder und Heerden gegen die Verwüstungen der Jagd in Schutz.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Fauste.

(Schluß.)

Die Deutung des Teufels als eine bloße Vogelscheuche, womit so ein loser „Vogel" wie Punch geschreckt werden sollte, liegt wieder nahe bei der Hand und kostet kein Kopfbrechen, außer höchstens im Punchschen Sinne des Wortes, weil der Held allerdings auf diesem rein materiellen Wege erst zu seiner lezten Ueberzeugung gelangt. — Wie, und diese augenscheinliche Pantomime mit dem augenscheinlichen Sinne, daß der Teufel nur ein Schreckgespenst, ein bloßer Rock sey, duldet das hochkirchliche England? Und die Vorstellung eines solches Stückes in den Straßen von London schüzt das englische Parlament durch ein besonderes Gesez? Das ist eben der Hauptspaß an der Geschichte: Punch versteckt sich unter der Maske des Narren und Schalks, und die Engländer wissen nicht recht was sie aus ihm machen sollen. Eine Ahnung übrigens von dem wahren Bestande haben die Hochtoryblätter schon längst gehabt, und namentlich hat der hochkirchliche Standart schon mehrmals ausgesprochen, daß Punch eine sehr unmoralische Person, ein Mörder und Todtschläger sey — er hätte sogar noch hinzusetzen können, und ein grober Verächter der bürgerlichen und kirchlichen Justiz — dem man das Handwerk endlich einmal legen sollte.

Zu einer Deutung wie die obige, die nach meiner Meinung gar nicht gezwungen scheint, wird man aber unwiderstehlich gedrängt einmal durch den volksmäßigen Charakter, welchen Punch sich in ganz England errungen als der Repräsentant des englischen Volksscherzes — denn jedenfalls ist Punch der englische Hanswurst — und durch den unwiderstehlichen Zauber, welchen das Stück auf jeden Unbefangenen übt, und den man sich gar nicht erklären kann, außer durch die Ahnung eines geheimnißvollen Hintergrundes, der überhaupt auch den Volks- und Kindermährchen erst ihre rechte Anziehungskraft verleiht. Mich selbst zog das Buch so an, daß es während Jahren nie von meinem Nachttische kam, und als ich einmal in England in einem literarischen Cirkel über desselben Bedeutung gefragt wurde, gab ich unmittelbar, ohne vorher darüber absichtlich oder bewußt nachgedacht zu haben, sogleich die obige Erklärung von mir. Punch ist, womit auch die Autorschaft des geheimnißvollen Italieners übereinstimmt, welcher recht gut ein Flüchtling gewesen seyn könnte, der als Marionettenspieler in England sein Brod verdienen mußte, ein moderner Revolutionsheld. Von der Polizei, von der Regierung in seinem innersten Familienleben angegriffen — denn Scaramouche könnte auch nur das untergeordnete Werkzeug des langhalsigen vornehmen Herrn gewesen seyn — von Haus und Hof getrieben, wird er ein rover, ein Flüchtling; und in dieser Eigenschaft lernt er alle menschlichen und göttlichen Gesetze verachten, nur Heil sehend in der Gewalt, und durch den rücksichtslosen Gebrauch dieser erringt er den endlichen Sieg; freilich ein trauriger Sieg, denn nachdem er Alle todtgeschlagen, bleibt er allein übrig, wie der Mann mit dem Hörnlein im

Digitized by Google

Kindermährchen, und will er in seinem Handwerke und Berufe fortfahren, so muß er sich eben zu guter Lezt selbst todtschlagen, was in der That das Schicksal der ersten französischen Revolution und so ziemlich aller späteren französischen Revolutionen bis auf den heutigen Tag gewesen zu seyn scheint.

Den besondern Reiz, den Punch für die Engländer hat, kann man übrigens namentlich dadurch erklären, daß ihnen die rücksichtslose Tapferkeit und Streitlust, welche gleichfalls im englischen Nationalcharakter liegen, an Punch so wohl gefallen und ihn zum Liebling der Nation gemacht haben; und daß es die Engländer auch nicht sehr genau mit den Gesetzen der Moralität und des Völkerrechts nehmen, das konnte die Welt schon aus der Wegführung der dänischen Flotte durch den berühmten Nelson lernen, welcher daselbst einen regelmäßigen Punchstreich ausführte, wenn es noch nöthig wäre derartige Beispiele ausdrücklich aufzuzählen.

Um nun die Resultate der bisherigen Untersuchungen zusammenzustellen, so ist es einleuchtend, daß die drei Fabeln von Faust, Don Juan und Punch in Vereinigung mit der Goethe'schen Bearbeitung alle möglichen Hauptbeziehungen des Menschen zum Teufel erschöpfen, wobei sich wieder zwei Hauptauffassungen unterscheiden lassen: 1) die deutsche, nämlich daß übereinstimmend mit der biblischen Lehre vom Sündenfall, die auch Goethe ausdrücklich in seine Tragödie aufgenommen (eritis sicut deus. und „trau nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange" ꝛc.), wissenschaftlicher Fürwiz zur Hölle führe; dadurch wird der Faust im Puppenspiele dem Teufel in die Arme geleitet, worauf er ein Sündenleben beginnt, das den Vereinigungspunkt zwischen Faust und Don Juan bildet. Goethe rettet seinen Helden allerdings, allein im zweiten Theile wird jene Grundansicht förmlich bestätigt, indem Faust die menschliche Beschränkung anerkennen lernt und nur noch den Schöpfer in seinen Werken erkennen will, dem Menschen vielmehr das Streben und die unermüdete Thätigkeit für Vollendung beilegend, so daß der Teufel, indem er Faust von seinem spekulirenden Leben in die Welt führt, diesem erst die eigentliche Sphäre zuweist, worin und wodurch er seinen Schöpfungstrieb bethätigen kann. 2) Die südliche und sinnliche Auffassung, wonach der Mensch durch ein sündiges Leben der Hölle verfällt, der spanische Don Juan. Dieser wird wieder gerettet in dem englischen Punch, so daß Beide auf diesem Gebiete sich gerade so zu einander verhalten, wie das deutsche Puppenspiel zur Goethe'schen Tragödie. Die Uebereinstimmung der beiden ersten liegt in ihrer Furchtlosigkeit und Hartnäckigkeit, und in ihrer Verachtung aller häuslichen Beziehungen. So wie Punch Frau und Kind tödtet, um sich Polly Nancy in die Arme zu werfen, eben so verhöhnt Don Juan in der spanischen Tragödie und in der Molière'schen Nachahmung seinen eigenen Vater. Der Untergang Don Juans dagegen wird bestimmt durch die katholisch-kirchliche Ansicht, und die Moral der Rettung Punchs, wenn von einer solchen die Rede seyn kann, heißt: werde du nur hier fertig und sey du nur immer der Stärkste, Alles andere wird sich finden. Will man jedoch Punch als eine bloß englische Auffassung nehmen, worin auch die altrömische enthalten, so wäre die Moral, daß England durch eine punchmäßige Rücksichtslosigkeit, welche nur überall nach dem Siege strebt, groß geworden, und in diesem Bezug könnte sich Deutschland alsdann für seine mehr negative Stärke, die eigentlich nur die Schwäche voraussezt andern Uebles nicht zufügen zu wollen, mit seiner größeren Rechtlichkeit trösten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Rheinpfalz, November.

(Fortsetzung.)

Die Fresken im Dom zu Speyer.

Ich bin nicht Künstler, auch nicht Kunstkenner genug, um in eigentlich beurtheilendem Sinne über die Fresken im Speyerer Dome zu berichten. Es ist dieß auch gar nicht mein Zweck. Mir ist es darum zu thun, auszusprechen, wie mich diese Gemälde berührten, und dabei die Leser dieser Blätter darauf aufmerksam zu machen, welch einen Reichthum sie jezt schon im Dome zu Speyer finden können. Ich will darum hier weniger schildern als aufzählen, und beginne mit der halbrunden Apsis vor dem Stiftschor, in welcher der Bischofsstuhl und die Stühle der Domherren stehen. — An den beiden Seitenwänden, unmittelbar über diesen Chorstühlen, erblicken wir je zwei große Bilder in achteckigen Rahmen, unter denen zwei ziemlich einfach, die beiden andern aber in Composition und Gruppirung sehr reich sind. Auf dem ersten zur Linken sehen wir, wie Johannes die Mutter seines Herrn — nach dem Vermächtnisse am Kreuze nun seine Mutter — dahin führt. Das Gemälde daneben stellt den

Digitized by Google

Tod Marias dar. Ich habe vor diesem herrlichen Bilde Meister Schraudolph innig bewundert. Die Composition gibt den Moment, in dem die Jungfrau den Geist aushaucht. Mund und Auge der Sterbenden sind noch nicht ganz geschlossen; auf dem wunderschönen Angesichte liegt selig verklärte Ruhe. Die Apostel sind um sie gruppirt. Petrus betet laut, Johannes neigt sich in trauernder Liebe zu der entseelten Mutter, während neben dem Sterbelager eine der Freundinnen am Boden sitzt, das Gesicht von der Leiche weggewendet, die Hand auf das Herz gepreßt. Composition, Gruppirung, einzelne Figuren, Köpfe — Alles ist gleich bewundernswerth. Dieses Gemälde ist offenbar die Blume unter denen im Stiftschor. — Ihm gegenüber an der südlichen Wand ist die Grablegung Marias, ein ebenso reiches und trefflich ausgeführtes Bild. Es ist eine Abendscene. Im Vordergrunde die Bahre mit der Leiche, die die Apostel am Eingang in das Thal Josaphat niedergestellt haben. Während Sänger und Fackelträger vorangehen nach der Grabhöhle, schwingt Petrus das Rauchfaß über der Leiche, auf deren blassem Angesicht ein sanfter Hauch wie von wieder nahendem Leben liegt. — Das vierte dieser großen Gemälde hat die Himmelfahrt Marias zum Gegenstande. Thronend auf einer Wolke, welche Engel tragen, schwebt oben die Verklärte, unten steht der leere Sarkophag, aus welchem Lilien aufblühen, und an demselben kniet nur eine einzige Gestalt. Es ist der Jünger, den der Herr lieb hatte, den er am Kreuze seiner Mutter zum Sohne gegeben. In beiden Händen hält er den Gürtel, den sie ihm nach der Legende als Andenken zurückgelassen, sein Auge aber ist voll freudigen Staunens nach oben gerichtet. Neben Johannes und dem Sarge schweift der Blick in eine weite, duftverklärte Landschaft hinaus, welche den lieblichen Eindruck des Bildes wesentlich erhöht. — Jedes dieser vier Bilder ist von vier sitzenden Figuren umgeben. Es sind verschiedene Heiligen, von denen die acht zur Linken die Seligpreisungen nach Matthäus 5. repräsentiren und so Maria als die Allerseligste bezeichnen, während die auf der Wand zur Rechten sie als Königin der Engel, Patriarchen, Märtyrer u. s. f. darstellen sollen. — Die Darstellung führt nun von der Erde in den Himmel selbst hinein. Goldgrund bedeckt das ganze Gewölbe und seine Nische. Das Hauptbild in dieser letztern ist die Krönung Marias als Himmelskönigin durch ihren Sohn. Eine Glorie von Engeln schwebt auf diesem lichten Grunde um die beiden Gestalten, unten stehen in weitem Halbkreise die kolossalen Bilder der zwölf Apostel, oben aber im Bogen des Gewölbes breitet Gott Vater die Hände segnend aus, umgeben von Engelchören. Und in den Gewölbfeldern umher neigen sich vor dem Ewigen die Cherubim und Seraphim, die Erzengel, die Gewalten, die Herrschaften, die Fürstenthümer mit ihren niedergeworfenen Kronen, die Kräfte des Himmels sammt den Heiligen; eine Fülle der herrlichsten Gestalten, unter denen die vier großen Kirchenväter Augustin, Gregor, Hieronymus und Ambrosius, welche die Fensterpfeiler oberhalb des Bischofssitzes einnehmen, nicht vergessen werden sollen. — So bietet schon dieses Stiftschor für sich allein eine ansehnliche Sammlung großartiger Compositionen und bewundernswerther Einzelnheiten. Und wenn man die wahrhaft meisterhafte Deloration hinzunimmt, die sich um alle diese Bilder schlingt, diesen Reichthum der Ornamente, welche alle Gurten und Gesimse und jedes vom Historienmaler nicht in Anspruch genommene Räumchen überdecken, ohne mit ihrer Gold- und Farbenpracht die Gemälde irgend zu beeinträchtigen, so kann man sich denken, welchen Genuß schon die Beschauung dieser verhältnißmäßig kleinen Abtheilung des Gebäudes gewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Die „Denkschrift." — Das Clubgesetz. — Das Preßgesetz.

Man kann sich vorstellen, mit welchem Schrecken diese Schrift hier alle Gemüther, mit Ausnahme der der Preußenfreunde, erfüllte; denn man hatte ja kein Libell, sondern eine wirklich ernstlich gemeinte, von tiefer Kenntniß aller unserer krankhaften Zustände zeugende Schrift vor sich, deren Consequenzen man nicht verkennen konnte, eine Schrift, die gleichsam den Prolog des Dramas bilden soll, das aufzuführen wir uns in der nächsten Zeit schon gezwungen sehen werden, betitelt: „der Fall und Untergang der freien Reichs- und Hansestadt Hamburg." Es versteht sich wohl von selbst, daß unsere Conservativen, trotz dem daß sie es allein waren, die uns den schonungslosen Seciter zugeführt, der jezt Experimente mit unserem Cadaver macht, den Liberalen das Machwerk in die Schuhe zu schieben bemüht waren, allein ohne den gewünschten Erfolg, da unsere Liberalen auch arg darin mitgenommen sind, und zwar so arg, daß sie sich, um mit Shakespeare zu reden, „solcher Sünde gegen das eigene Nest nicht schuldig gemacht haben würden." Eine zweite hier veranstaltete starke Auflage der famosen Schrift wurde in wenigen Tagen vergriffen; aber trotz dem wird man sie nicht hinter den Spiegel stecken, wie man zu sagen pflegt. Die Wahrscheinlichkeit, daß das Opus in Berlin entstanden, liegt auf der Hand, wie auch die, daß es dazu bestimmt ist, dem übrigen Europa gegenüber den Bissen als unschmackhaft darzustellen, den man gern erschnappen möchte. Trotz aller Mühe, die man sich gegeben, den Verfasser zu erforschen, ist dieser zur Stunde unbekannt.

Von unsern leidigen Verfassungshändeln lassen Sie mich an diesem Orte schweigen, und von dem uns octroyirten neuen Clubgesetz habe ich nur anzuführen, daß es dem preußischen in allen seinen Anordnungen ziemlich treu nachgebildet ist, nur daß bei uns die Polizei statt der Constabler bei den mit mißliebigen Augen angesehenen Versammlungen fungirt. Was die Clubs der Reaktionäre anbetrifft, so findet man jede Ueberwachung derselben unnöthig. Man scheint es sich in den demokratischen Vereinen zum Gesetz gemacht zu haben, die bei diesen Versammlungen gegenwärtigen Polizeiagenten gänzlich zu ignoriren, und thut gut daran. Man wartet wohl nur auf Conflikte mit diesen Leuten, um die Vereine mit einigem Anschein von Recht gänzlich verbieten zu dürfen. — Das neue Preßgesetz ist seiner unerhörten Strenge wegen gar nicht ausführbar und darum weniger bedeutend, als man glaubt. In §. 24. 25. 26 ist bestimmt, daß nicht nur Verfasser, Verleger und Drucker einer mißliebigen Schrift für den Inhalt verantwortlich seyn sollen, sondern auch die sie vertreibenden Buchhändler und „sonstigen Verbreiter." Diese Maßregel soll auch die Zeitungsexpeditionen und deren Handlanger treffen. Demnach dürfte keine Zeitung, kein Blatt ausgegeben werden, bevor nicht die Buchhändler und Besitzer von Zeitungsexpeditionen, ja selbst der Colporteur zu Rathe gesessen, ob Etwas gegen den hamburgischen Staat, ja „gegen irgend einen benachbarten oder befreundeten," wie es in der Verordnung heißt, darin enthalten sey. Als strafbar wird in §. 15 auch der bezeichnet und mit schwerer Buße bedroht, der durch eine Druckschrift eine hamburgische Behörde oder einzelne Mitglieder derselben in dieser ihrer Eigenschaft, oder einen hamburgischen Beamten als solchen tadelt u. s. w., ja wer Haß oder Verachtung unter den verschiedenen Classen der Bevölkerung erregt."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 279. Mittwoch den 21. November 1849.

Kommt mit! 's iſt jeder Biedermann geladen. —
Nehmt mit was kommt, die Zeiten ſind jetzt ſchwer,
Drum muß der Menſch die Freude leicht ergreifen.

Schiller.

Die Hochzeit in der Bretagne.

Die ſchöne Mariette ſegelte wie eine Hexe. Schon hatten wir die normanniſchen Inſeln hinter uns, ſchon glaubte ich, in dem tiefblauen Süden etwas wie ſchneebedeckte Pyrenäenkuppen zu entdecken, als der Wind plötzlich nach Weſten umſprang. Eine Stunde ſpäter heulte der Sturm ſo wild, daß unſer Küſtenfahrer in dem Hafen von Penpoul Schutz ſuchte. Die langen, ſchweren Wellen, welche den Spiegel der ſchönen Mariette ſozuſagen an die Küſte ſchoben, oder uns ſchwebend in den Hafen trugen, brachten eine ungemeine Lebhaftigkeit an den ſonſt ziemlich ſtillen Ort; denn abgeſehen davon, daß viele dieſer mit weißen Federn und grünatlaſſenen Schleppkleidern geſchmückten Seedamen uns umtanzten und an den Felſen emporklettern wollten, ſchoß ein Fiſcherboot nach dem andern herein und Alles war emſig beſchäftigt, die Fahrzeuge zu feſtigen, die Netze an das Land zu ſchaffen u. ſ. w. Es iſt wundervoll, wie ſchnell in den beliebten Seeromanen Stürme ſich ſänftigen, das Meer ſich glättet und der blaue Himmel ſich in einer See ſpiegelt, welche zehn Minuten vorher denſelben Himmel ſtürmen zu wollen ſchien. In der nackten Wirklichkeit iſt dieß ein wenig anders. Der Sturm legt ſich, der Wind läßt in ſeinem Ungeſtüm nach, aber die See grollt und ſchmollt noch lange über die rauhe Behandlung, welche ſie erfahren, und der Schiffer harrt Stunden-, oft Tagelang, ehe jene Ruhe der Gewäſſer wiederkehrt, welche Neptuns Drohwort oder des Dichters Zaubermacht im Nu herbeigeführt. Wir lernten die Proſa des Lebens in ihrer ganzen Ausdehnung kennen. Nachdem wir mehrere Stunden in dem Hafen von Penpoul, zu Napoleons Zeit ein berühmter Schlupfwinkel für die Schmuggler, auf den Umſprung des Windes gewartet hatten, erklärte der Kapitän, er werde die Nacht hier vor Anker liegen bleiben und wir könnten in dem nahen St. Pierre de Léon behaglich ſchlafen.

Das Silberglöckchen der Stadtkirche rief zum Ave Maria und die Fiſcher, die mit uns in das Städtchen eilten, nahmen ihre Theermützen ab und die Mädchen, welche die vollen Netze trugen, blieben andächtig vor einem Bildſtocke mit der Mutter Gottes ſtehen, um ihr Abendgebet zu verrichten. Der „Wallfiſch" bot uns eine Unterkunft, wie man ſie in einem Städtchen von 6 bis 7000 Einwohnern nur wünſchen konnte. Am Morgen kam der Kapitän, um mit uns zu frühſtücken und uns zu berichten, der Wind blaſe noch ſteif aus Weſten und es ſey keine Ausſicht vorhanden, daß er ſich vor Abend lege und die Abfahrt möglich mache. „Da nun," fuhr der lebensluſtige Seemann fort, „eine kleine Stunde von hier eine Hochzeit gefeiert wird, zu welcher mich der Bruder des Bräutigams, ein Vetter meines Steuermanns, ſo eben dringend eingeladen hat, wüßte ich nicht, wie wir den Tag angenehmer hinbringen könnten, als wenn wir einen Spaziergang nach St. Jaque machen und den Hochzeitfeierlichkeiten beiwohnen. Die berühmte Gaſtfreundſchaft der Bretagne bürgt uns für eine freundliche Aufnahme."

Der Vorſchlag fand Beifall und nach einer Stunde lag ein ſtilles, friedliches Thal zu unſern Füßen, an deſſen beiden Seiten die Häuſer und Hütten der Dörfler von St. Jaque in ächt bretagniſcher Weiſe zerſtreut lagen. Die alte Kirche liegt faſt in

Digitized by Google

der Mitte des Thals auf einer kleinen Felserhöhung, und der viereckige schwarzgraue Glockenthurm schien als Wächter des Thales dazustehen und nach allen Seiten auszuschauen, ob während dieser wüsten Zeit draußen in der Welt hier Alles sein beim Alten geblieben. Rechts schloß ein großes Gebäude, eine Pfeifenfabrik, das Thal, links eine Windmühle, welche ihre Flügel mit langsamer Bedächtigkeit drehte, als wollte sie der sich überstürzenden Zeit einen bedeutsamen Wink geben.

Wir schauten noch auf dieses freundliche Stillleben, als Dorf und Umgebung sich zu beleben anfingen. Die Stunde nahte, wo die Vorbereitungen zur Hochzeitfeier getroffen werden mußten, wo die Gäste erwartet wurden. Mehrere der leztern holten uns ein und geleiteten uns die Anhöhe hinab und schienen ganz in der Stimmung zu seyn, welche ein solcher Tag fordert. Die Eigenschaften des Brautpaars wurden neckisch besprochen und manche derbe Bemerkung in die scherzhaften Reden verflochten, wie das Französische mit der kräftigen Bretagner Mundart verschmolz. „So ein stattlicher Herr wie Ihr," sagte einer der Bursche zu unserem Kapitän, „hätte den Basvallan abgeben müssen; es sollte der schönen Braut ganz willkommen gewesen seyn." Die jungen Männer lachten, die Mädchen kicherten. Der Kapitän wußte so wenig wie wir, wer oder was ein Basvallan sey. Wir fragten. Eines der Mädchen hielt uns ein zierliches Holzkörbchen hin, und nun folgte ein schallendes Gelächter. Es ergab sich, daß Basvallan nicht nur ein Holzkörbchen, sondern scherzweise den bezeichnet, welcher im Namen des Bräutigams um die Hand der Braut anhält, ein Auftrag, welcher stets dem hübschesten und wackersten Burschen des Dorfes anheim fällt. „Es hat jedoch," bemerkte uns der Bursche, der zuerst gesprochen, „bei dieser Gelegenheit keines Basvallan bedurft; denn das Brautpaar wohnt in einem und demselben Hause, und von Kindheit auf wußte man nicht anders, als daß sich die jungen Leute heirathen würden. Die Braut ist das Pflegkind des Vaters des Bräutigams, sein Liebling, wie der Liebling des Dorfs und der ganzen Gegend. Der Eine sagt, sie stamme von vornehmen Eltern, welche während der Julirevolution, die auch in unserem Lande vielfache Bewegungen zur Folge hatte, flüchten mußten und verschollen sind; nach Andern ist sie eine arme Waise, welche an der Thüre eines der angesehensten Bewohner des Dorfes ausgesezt und mit bretagnischem Herzen aufgenommen, gepflegt und erzogen wurde. Wie dem nun aber auch sey, die Hochzeit wird großartig werden. Seit acht Tagen sind die Verwandten — und „Verwandte" will in der Bretagne sprüchwörtlich viel mehr sagen als in einem andern Theile Frankreichs — in der Nähe und Ferne, bis nach Landernau hinab und bis nach Le Vieux Marche, Andernec und Lenvilis hinüber, in den vielleicht seit tausend Jahren hergebrachten Formen geladen, und zu Landivi ist der Ring mit den zwei vereinigten Herzen darauf, in der Sprache unseres Landes „das was hält," oder „die Halfter" (Prena ar o habest) genannt, gekauft worden."

(Fortsezung folgt.)

Gottfried August Bürger.

(Fortsezung.)

Bürger interessirte nichts mehr als das Junkerthum, welches damals zum Theil eben erst von seinen Bergschlössern in die Thäler hinabstieg, um hier sein lustiges Leben fortzusetzen. Wenn es anders, wie wir glauben, erwiesen ist, daß es Bürger war, der den Münchhausen nach dem Englischen bearbeitete, so bleibt ihm doch, ganz abgesehen davon, wie groß oder wie klein sein Antheil an den einzelnen Lügenabenteuern ist, jedenfalls das Verdienst, in der Person des Erzählers uns, wenn auch carrikirt, einen Junker seiner Zeit hingestellt zu haben, wie er leibt und lebt. * Es ist ein grober Holzschnitt, der seinen Werth in der Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts behalten wird. Um dieses Junkerthum mit seinen Zöpfen, hohen Stiefeln und sich krümmenden Windhunden leibhaft vor sich zu sehen, muß man eine der frühern Auflagen von Bürgers Gedichten mit den Chodowiecky'schen Kupfern vor sich haben. — Vor diesem öden Junkerthum warnt der Dichter die Mädchen. Freilich, wie überhaupt die guten Lehren, die er z. B. im Hummelliede ihnen gibt, schon wegen ihrer Lüsternheit nicht viel zu bedeuten haben, so auch hier; er kennt die Welt, er weiß daß sie in den Wind geschlagen werden, und verlangt auch nicht mehr. Gern hat der Dichter, besonders in der Liebe, das Junkerthum zum Besten. So fühlt Schlegel wohl nur deßhalb sich durch den Schluß vom „Lied von Treue" nicht befriedigt, weil er die gutmüthige Ironie übersieht, welche in dieser hübschen Erzählung sich hinter einem treuherzigen Wohlwollen versteckt. Der Marschall von Holm, der Nachts aus der Residenz auf das ländliche Schloß galoppirt, wo er sein Liebchen versteckt hat, verdient ja nur „Hundetreu," und meisterhaft

* Herr v. Münchhausen war ein Edelmann, der im Kreise Oschersleben in der Provinz Sachsen ein Gut hatte, wenn wir nicht irren, meist in der Nähe von Göttingen lebte und als passionirter Jäger und Lügner bekannt war.

Digitized by Google

finden wir die halb rührende, halb komiſche Schlußſcene, wo an dem eiferſüchtigen und beſchränkten, wenn auch ſonſt braven Marſchall, den ſein verſteckt gehaltenes Liebchen verlaſſen, die treuen Doggen in die Höhe ſpringen.

Bei Gelegenheit einer kurzen Geſchäftsreiſe nach Quedlinburg ſah ich in dieſen Tagen auf dem dortigen Rathhauſe nicht nur den in dem Bürger'ſchen Gedichte „der Raubgraf" erwähnten eiſernen Käfig, ſondern ich erblickte auch aus den Fenſtern des Schloſſes, wo einſt Heinrich der Finkler, ſpäter die Gräfin Aurora von Königsmark gewohnt, und wo kürzlich die Wahl eines Deputirten für das deutſche Parlament ſtattgefunden, die Burg des Raubgrafen, der die Stadt beunruhigte. Dieſe Burg, welche der Dichter nicht nennt, aber beſchreibt und ganz richtig mit dem Königſtein in Sachſen vergleicht, iſt der Regenſtein oder Reinſtein. Poetiſcher als das im Weſentlichen hiſtoriſche Ende des Raubgrafen, welches Bürger erzählt, iſt was uns die Sage über ſeine Geburt meldet. Sein Vater war lange kinderlos und bat daher den Ahnen des Hauſes, der in den ſchaurigtiefen Schloßbrunnen gebannt iſt, um Nachkommenſchaft. Der Brunnengeiſt gewährte ſeine Bitte und beſcherte ihm ſogar zwei Söhne. Aber beide wurden Raubritter, ſtarben eines gewaltſamen Todes in der Fehde mit dem aufblühenden Bürgerthum, und mit ihnen erloſch das Geſchlecht der Harzgrafen vom Regenſtein. Der ſcheinbar reiche Segen des mittelalterlichen Brunnengeiſtes blieb alſo unfruchtbar. — „Der Raubritter" fällt in der Zeit des Entſtehens mit den „Weibern von Weinsberg" zuſammen, denen er im Ton verwandt iſt.

Auch das Gedicht „der wilde Jäger" behandelt eine Sage, die ſich an ein Schloß des Harzes, und zwar an die durch Kaiſer Heinrich IV. und ſeine Kämpfe mit den Sachſen ſo berühmt gewordene Harzburg knüpft. Der Ritter Hans von Hackelberg, ein braunſchweigiſcher Jägermeiſter, wurde 1581 auf dem Ausjageplatze bei der Harzburg von einem ſtarken Eber am Fuße verwundet, was wenige Tage darauf ſeinen Tod herbeiführte. Zwei Stunden von Harzburg, im Garten beim Klöpperkruge, wo er auf der Reiſe nach Wolfenbüttel begriffen ſtarb, liegt er begraben. Auf dem Leichenſteine ſieht man ihn, auf einem Eſel reitend, in Begleitung zweier Hunde dargeſtellt. Sein Helm wird im Klöpperkruge aufbewahrt. Hackelberg zieht zur Nachtzeit mit großem Halloh über die Harzwälder dahin, vor ihm her ſchreiend, als geſpenſtiſcher Schuhu, die Tuturſel, eine verwünſchte Nonne, welche das Keuſchheitsgelübde gebrochen. Der Waidmann, welcher zur Nachtzeit die wilde Jagd über ſich vernimmt, wirft ſich mit dem Geſichte platt auf die Erde. Daß Bürger in der That bei ſeiner „wilden Jagd" den Hackelberg vor Augen hatte, erſehen wir deutlich aus dem Auftreten des ſchwarzen und des weißen Ritters, welche auch die Sage zu ihm ſchickt, jedoch ſo, daß ſie die beiden Ritter erſt unmittelbar vor dem Tode zu ihm treten läßt. Hackelberg hat die Wahl, in das Fegefeuer zu gehen, wozu der rechte Ritter ermahnt, oder, wie der linke räth, als wilder Jäger nach dem Tode fortzuleben, und er wählt das leztere. Da Bürger das Geſchick des wilden Jägers nicht von einem Entſchluſſe in der Sterbeſtunde, ſondern ſeinen Tod und ſeine ſpuckhafte Fortdauer von der Frevelthat abhängig macht, die er uns vorführt und die bei ihm der Mittelpunkt des Ganzen iſt, ſo läßt er eben vor dieſer wirkſamen Scene die Ritter als ſchöne, klare und überaus lebendige Allegorien hervorſpringen.

Auch die Grafſchaft Falkenſtein liegt hier in der Nähe, und dahin habe ich im vorigen Jahr einen Ausflug gemacht. Auf Schloß Falkenſtein und in dem nahe liegenden Geburtsorte des Dichters wurde 1848 am Sonntage nach Pfingſten ſein hundertjähriges Geburtsfeſt gefeiert, da die Gegend um die Zeit, in welche ſein Geburtstag fällt, auf den eingeſchneiten Harzwegen den Fremden unzugänglich war. Möchten entfernter wohnende Freunde der Bürgerſchen Muſe das Wenige, was einer ſeiner Landsleute, deſſen Familie lange das Geburtshaus des Dichters bewohnte, mir Neues über Bürger mitzutheilen wußte, und das hier folgt, freundlich aufnehmen!

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Das neue Preßgeſetz. — Gagern. — Klarka.

Hätten wir nun ſchon Schwurgerichte, ſo ließe ſich ein ſolches Preßgeſetz noch eher ertragen; aber zur Errichtung ſolcher hat man, nach der Erklärung des Senats, noch keine Zeit gehabt. Wer demnach einen hieſigen Senator beleidigt, hat dieſen vielleicht zugleich zum Richter, denn auch der Polizeiherr, dem die Preßvergehen zunächſt unterſtellt ſind, iſt immer ein Senator. Bis jezt kümmert man ſich indeſſen nicht viel um das Geſetz und die liberalen Blätter führen nach wie vor eine ſehr entſchiedene Sprache; ja, es erſcheint kaum eine Nummer derſelben, in der

Digitized by Google

der Senat und die Erbgesessenheit nicht unumwunden des Treu- und Wortbruchs angeklagt würden, und doch hört man zur Stunde noch nichts von einem neuen Preßprozesse. Es kann mit diesen Verordnungen gehen, wie mit so vielen hiesigen. So wurde vor Jahren auf einem Theile unseres Walles, in dessen Nähe sich viele kleine Wohnungen befinden, an einem Pfahle ein Plakat angeschlagen, durch das bei Strafe verboten wurde, Zeug auf dem Walle zu trocknen. An eben diesem Pfahl nun befestigten die armen Leute die Leinen, worauf sie ihre Wäsche trockneten. Etwas Aehnliches kommt jezt vor, indem eben das strenge Preßgesetz den liberalen Blättern Anlaß zu Angriffen auf die Exekutivbehörde gibt, und diese, weil ihr der Rechtsboden unter den Füßen fehlt, seit die Constituante ihr Werk vollendet hat, ihre strengen Vorschriften nicht in Ausführung zu bringen wagt. Der Verfasser jener Denkschrift hatte also Recht, indem er unsern Staat für einen in gänzlicher Auflösung begriffenen erklärte.

Zwei bedeutende, durch ihr Wirken tief in die Begebenheiten der Neuzeit, wenn auch erfolglos, eingreifende Männer, Heinrich von Gagern und Klapka, der Held von Komorn, beehrten uns mit ihrem Besuche. Gagern kam von Bremen zu uns, wo er, wie Sie wissen, sehr feirt wurde. Das sollte denn auch in Hamburg geschehen, und zwar zeigten sich die Mitglieder des sehr conservativen „patriotischen Vereins“ am eifrigsten bei dieser Gelegenheit, indem sie ein Festessen veranstalteten und Gagern feierlich einluden. Gagern muß mit den hiesigen Verhältnissen durchaus unbekannt gewesen seyn, denn sonst hätte er ohne Zweifel die ihm von dieser Seite gebotene Huldigung abgelehnt. Er nahm sie aber an, wurde von dem wackern Nieffer in Haarburg empfangen und wohnte am 24. Oktober einem Festmahl im großen Saale der Tonhalle bei, der zu diesem Zwecke köstlich verziert worden war. Er mochte sich denn doch in dieser Umgebung etwas gedrückt fühlen, denn die mit großer Spannung erwartete Toastrede war matt und nichtssagend, kein Sonnenblick durch düstere Nebelschleier. Hatte man ihm doch nichts zu bieten, als eine gute Mahlzeit, ein Festessen zu 4 Thalern das Couvert. Klapka wurde von den Liberalen schon bei seiner Ankunft auf dem Bahnhofe mit Jubel begrüßt und im Triumphe nach seinem Hôtel geführt, wo seiner neue Huldigungen warteten Mit welch stürmischem Jubel er im Theater empfangen wurde, ist Ihnen bekannt. Dabei zeichneten sich vorzüglich die Frauen der höhern Stände aus.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Rheinpfalz, November.

(Fortsetzung.)

Die Fresken im Dom zu Speyer.

Treten wir aber jezt heraus in das hohe oder Kreuzchor, über welchem in Schwindel erregender Höhe die achtseitige Kuppel sich wölbt, und an das nach Nord und Süd die beiden Seitenchöre in den Armen des Kreuzbalkens sich anschließen. Die Künstler, die umher beschäftigt sind, legen eben die lezte Hand an die Ornamente. Noch kurze Frist, und dieser ganze Raum, der für sich schon die Größe einer ansehnlichen Kirche hat, ist vom Boden bis zum Schlußsteine der Kuppel in gleicher Weise künstlerisch ausgeschmückt, wie der eben beschriebene. Der Grund des ganzen Kuppelgewölbes ist wieder Gold. Die vier breiteren Felder desselben zeigen in vierzehn Fuß hohen Figuren die Opfer Abels, Abrahams, Melchisedeks und die Einsammlung des Manna in der Wüste; über ihnen auf dem Schlußstein aber steht auf einem Altar und dem Buche mit sieben Siegeln das biblische Sinnbild des vollgültigsten Opfers, das Lamm mit der Siegesfahne, umgeben von einer Gloria und den vier apokalyptischen Gestalten. Die senkrechten Wände unter dem Gewölbe lassen uns die vier großen Propheten, die Verkünder des kommenden Heiles, auf blauem Grunde schauen, und noch tiefer in den Halbnischen zwischen den Bögen, auf denen die ganze Kuppel ruht, sitzen die vier Evangelisten, die Botschafter des gekommenen Heiles, gewaltige Gestalten, gleich den Propheten sechzehn Fuß hoch.

Und nun die beiden Seitenchöre. Das südliche führt mit seinen Schildereien in die ältere, ja zum Theil in die erste Zeit der christlichen Kirche zurück; darum von ihm zuerst. Es ist dem ersten Blutzeugen Christi, dem heiligen Stephanus und zugleich seinem Namensbruder und Leidensnachfolger, dem canonisirten Papste und Märtyrer Stephan geweiht. Dem Leben dieser beiden Heiligen sind die Sujets zu den fünf Hauptbildern entnommen, welche diese Abtheilung des Domes zieren. Auf der östlichen Wand oben sehen wir neben einander die Weihe des Stephanus zum Diacon und seine Vertheidigung vor dem hohen Rathe. Auf dem ersten Gemälde knien die sieben Diaconen vor einem Altare, und Petrus segnet eben den Stephanus unter Handauflegung zu seinem Amte ein. Die übrigen Apostel bilden schöne Gruppen zu beiden Seiten. Ich vergesse nicht, daß ich in einer Kirche bin und diese Bilder nicht bloß historische Gemälde seyn sollen; aber ich kann nicht läugnen, es hat mich einigermaßen gestört, daß Alles schon so ganz kirchlich, ich möchte sagen hierarchisch im späteren Sinne, so recht in pontificalibus vor sich geht. Es ist mir im Stiftschor schon so ergangen, wo auch Petrus schon förmlich priesterlich funktionirt. Der Geschichte ist damit doch einige Gewalt angethan. Die Schönheit der Composition beeinträchtigt das freilich nicht, und namentlich ist das zweite Bild mit der herrlichen Gruppe der Richter, unter denen auch Gamaliel sizt, von besonderem Effekt. Die Steinigung des Stephanus, welcher die Altarnische vorbehalten ist, wird erst im nächsten Jahre zur Ausführung kommen. — Haben uns die Scenen aus dem Leben des ersten Märtyrers den Kampf der christlichen Kirche mit dem starren Judenthum versinnlicht, so führen uns die beiden Darstellungen aus dem Leben des Papstes Stephan in die Zeiten hinüber, in denen das Heidenthum gegen die aufblühende Kirche wüthete, aber nur um ihr neue Siege zu bereiten. Auf der westlichen Wand dieses Chors steht der Heilige mitten in einem heidnischen Tempel. Er betet mit erhobenen Händen, und die Wirkung dieses Gebetes ist nach der Legende, daß der Götze zerschmettert zu seinen Füßen liegt, Dach und Säulen des Tempels zusammen stürzen. Rechts stehen die heidnischen Krieger, links drängt sich das christianisirte Volk herein und sieht mit Staunen und heiligem Schrecken die Macht des Gottes, dessen Verkündiger dieser heilige Stephan ist; ein effektvolles Bild, dem nur die Hauptfigur durch ihre mehr als ekstatische Haltung Eintrag thut. Gelungener ist das andere Gemälde, das auf der Ostwand unter der Diaconenweihe angebracht ist. Hier sizt der Papst Stephan — eine vollendet schöne Figur — auf seinem Stuhle in einer der Katakomben Roms und erwartet mit erhabener Ruhe den Todesstreich, zu dem ein römischer Krieger mit dem Schwerte ausholt. — Wie nun die Wände des Stephanschors an die Kämpfe des Christenthums mit seinen äußern Widersachern mahnen und das blutige Märtyrerthum sich hier vor unsern Augen entfaltet, so zeigen die vier Felder des Kreuzgewölbes vier auf Goldgrund gemalte Heilige, die in Selbst- und Weltverläugnung überwunden und ihr Leben nicht geliebet haben bis in den Tod. Es sind zwei Männer und zwei Frauen, diese die heilige Elisabeth von Thüringen und Katharina von Siena, jene der Einsiedler Paul und Johann von Gott, der Stifter der barmherzigen Brüder.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 280. Donnerſtag den 22. November 1849.

There, where a few torn shrubs the place disclose,
The village preacher's modest mansion rose.

Goldsmith.

Gottfried Auguſt Bürger.

(Fortſetzung.)

II.

Da es feſtſteht, daß Bürger in der Sylveſternacht 174⅞ geboren iſt, ſo iſt es unerheblich, daß in ſeinen Biographien der 1. Januar 1748 als ſein Geburtstag angegeben wird, während es nach der von Bürgers Vater ſelbſt ausgehenden Notiz im Kirchenbuche zu Molmerſwende heißen muß: der 31. December 1747. Von ſeinen Pathen heben wir beſonders hervor den Paſtor Kurzbach von Pansfelde, den wir ſpäter als den Vater von „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ kennen lernen werden. Die Pfarre zu Pansfelde war ohne Zweifel dasjenige benachbarte Predigerhaus, wohin Bürger eine Zeitlang jeden Tag über Feld wandern mußte, um von dem Informator gelegentlich mit unterrichtet zu werden. Bürgers Mutter ſoll eine Frau von derber Sinnlichkeit und zugleich ſehr zänkiſch und ſelbſt boshaft geweſen ſeyn. Mit ihrem Manne ſoll ſie oft in heftigen Wortwechſel gerathen ſeyn, und das Einzige, deſſen man ſich in Molmerſwende noch jezt von der Bürgerſchen Familie erinnert, iſt folgende, wie es ſcheint oft von der Mutter des Dichters wiederholte Aeußerung: die Hölle ſey mit Pfaffenköpfen gepflaſtert; nur Eine Stelle ſey noch leer, und da werde der Kopf ihres Mannes hinkommen. Da nun die Lage der beiden Eheleute (die Stelle ertrug 160 Thaler) in der That nicht die beſte ſeyn mochte, ſo lief ſie ihrem Manne oft davon zu ihren Eltern nach Aſchersleben. Jener reiste dann kurz darauf dahin und holte ſie wieder. Zulezt redeten dann wohl ſeine Freunde und Amtsbrüder in der Gegend dem Vater unſeres Gottfried Auguſt zu, er möge die Davongelaufene nur ruhig in Aſchersleben laſſen, da er ohne ſie weit glücklicher ſeyn werde. Allein der gutmüthige, phlegmatiſche Mann erwiederte ihnen in ſolchen Fällen: „Was ſoll ich thun? Da ſchreibt mir dann der alte Herr Bauer * ſo artige Briefe, daß ich nicht umhin kann ſie am Ende doch wieder zu holen.“ So war alſo der Dichter, deſſen eheliche Verhältniſſe ſpäter ſich ſo ſehr aus dem gewöhnlichen Gleiſe entfernten, einer Ehe entſproſſen, in der ein vorhandener Bruch durch einſeitige Opfer zwar noch für die Dauer zugedeckt werden konnte, in der es vielleicht ſelbſt an einer gewiſſen Neigung der immer wieder ſich vereinenden Gatten nicht fehlte, in der aber doch ein ſchönes Familienleben mit ſeinem moraliſchen Einfluſſe auf die Kinderwelt wohl ſchwerlich Wurzel ſchlagen konnte.

Im Uebrigen iſt nur noch folgender kleine Zug von Bürgers Mutter überliefert. Kurzbachs hatten ein paar ſchöne, wohlgenährte Pferde, und wenn ſie mit dieſen zu Bürgers gefahren kamen, ſo konnte die Frau Pfarrerin von Molmerſwende dieſelben bei Begrüßung der Gäſte niemals ohne ſichtlichen Neid betrachten. Wenn ſie aber dem Knechte den Haſer zum Füttern herausgeben mußte, ſo verwandelte ſich ihr Geſicht in

* Daß dieſer an dem Enkel vergolten hat, was ſein Schwiegerſohn ihm zu Gefallen that, geht aus dem Gedichte: „Am Grabe meines guten Großvaters Jakob Philipp Bauer“ hervor, worin es heißt:

Was ich bin und was ich habe,
Gab der Mann in dieſem Grabe.

Digitized by Google

das einer Furie und sie konnte ihren Zorn nicht länger zurückhalten, so daß der alte Kurzbach, „der harte und zornige Mann," wie es in der Ballade heißt, hierüber entrüstet bei künftigen Besuchen seine Pferde in die Schenke zu schicken drohte. Allein auch hierüber wurde erst von den Geistlichen der Umgegend gemeinsam unterhandelt und beschlossen, daß um der mißgünstigen Madame Bürger willen der herkömmlichen Gastfreundschaft der Predigerfamilien in der Grafschaft Falkenstein nichts vergeben werden dürfe. Kurzbachs Wagen fuhr also nach wie vor, mit Kindern reich beladen, von stattlichen Rossen gezogen, auf Bürgers Hof, und während der kleine Gottfried August mit den kleinen Pfarrerstöchtern von Taubenhain im Garten herumsprang, gab die Mutter desselben nach wie vor schmollend den Hafer heraus. — Noch vor einem halben Jahrhundert soll man von ihr in Molmerswende sich erzählt haben, daß sie bei der Versetzung ihres Mannes nach Westorf bei Aschersleben heimlich den Bäumen im Pfarrgarten einen Schaden angethan, weil sie dem Nachfolger ihres Mannes dieselben nicht gegönnt habe. Diese Charakterzüge stehen mit dem Wenigen, was Althof nach Bürgers eigenen Mittheilungen über die Eltern des Dichters sagt, wenigstens nicht im Widerspruch.

Das Pfarrhaus zu Molmerswende wurde kürzlich nach einer Zeichnung meines Freundes Eduard Uhlenhut lithographirt. Bürgers Biographen sagen, der Dichter habe als Knabe die Einsamkeit der Wälder gesucht; ich muß aber gestehen, daß die umliegenden Wälder bei meinem jetzigen Besuche in Molmerswende das Gefühl der Einsamkeit in mir kaum lebhafter hervorriefen, als die Lage seines Geburtshauses, welches scheinbar wenigstens selbst von den übrigen Häusern des Dörfchens völlig abgeschlossen ist. Selbst wenn man das Haus kennt, bedarf man noch eines Führers, um das Thor zu finden, das am Giebel des Gebäudes hinter der Kirche versteckt liegt. Auf dem Hof wächst jezt hohes Wiesengras, welches so oft des Jahres gemäht werden kann, daß es eine Seltenheit ist. Mitten aus dem hohen Grase ragt ein uralter Brunnen hervor. Von Kurzbachs Wagenrädern keine Spur mehr; in den Ställen, in die sein Knecht die Pferde zog, steht eine Ziege. Wie würde die alte Madame Bürger jubeln, wenn sie es sähe! Die Besuche von Pansfelde-Taubenhain dauern fort, aber man kommt zu Fuß mit Weib und Kind. Dem Thorwege gegenüber, am entgegengesezten Ende des Hofes, Garten und Feld, welches sich an einem kleinen Hügel hinanzieht; die Wohnstube eng und unheimlich, überaus freundlich dagegen im ersten Stock, zur Rechten der Treppe, das niedrige Stübchen, wo der Dichter das Licht der Welt erblickte. Ein tieferes Stillleben kann man sich nicht denken, als das sich hier vor dem Auge ausbreitet, wenn man von dem Fenster dieses Stübchens auf die grünenden Gärten und Obstbäume hinblickt, welche sich zur Seite der Kirche vor dem Auge ausbreiten. Hierher führte mich der Herr Pfarrer, und die Frau Pfarrerin mit dem ältesten Buben kam uns nach. Dem Fenster gegenüber an der Wand ist die Stelle, wo Bürger geboren wurde; das sagt nicht allein eine im Pfarrhause zu Molmerswende forterbende Tradition ganz bestimmt, sondern es ist auch, wie mir der Herr Pfarrer bewies, durchaus kein anderes Plätzchen für Wöchnerinnen im ganzen Hause. — Wenn hier kein Wochenbett steht, so wird das Zimmer, in dem der Sänger der Lenore geboren wurde, zum Predigtlernen benuzt, vorausgesezt, daß es nicht im Winter als Obstkammer dienen muß.

(Fortsezung folgt.)

Die Hochzeit in der Bretagne.

(Fortsezung.)

Wir waren jezt in das zwar ärmliche, aber saubere, niedliche Dorf gekommen und sahen das Haus, welches heute den Mittelpunkt aller Freuden und Genüsse abzugeben bestimmt war, vor uns liegen. Wie die meisten Dörflerwohnungen der Bretagne, war es nur einstockig, bot aber durch seine Ausdehnung und durch seine Lage inmitten eines schönen Wiesenplanes, welchen Gruppen von Obstbäumen umschatteten, einen gar freundlichen, behaglichen Anblick dar. Unter den Bäumen waren Zelte aufgeschlagen, welche man eben mit blendend weißem Tuch bedeckte; auch die Tische darin wurden mit weißem Tischzeug belegt und im Hintergrunde des größern Zeltes sahen wir über den für das Brautpaar bestimmten Sitzen bunte Bänder und Blumenkränze aufgehängt, mit denen die etwas rauhe Morgenluft ihr kecks Spiel trieb.

Bald herrschte in dem wahrscheinlich sonst sehr stillen St. Jaque ein bewegtes Leben. Alle Zugänge zum ländlich malerischen Oertchen wimmelten von Menschen, welche theils Zuschauer bei der Feierlichkeit seyn wollten, theils zu dem Feste geladen waren. Da sah man die kurzen stämmigen Bursche aus den umliegenden Dörfern in ihren braunen Jacken, den weiten, faltenreichen Beinkleidern und den ledernen Kamaschen. Dort trieben sich die muntern Küstenbewohner in den rothen Schiffermützen, den schwarzen manchesternen Jacken und weiten weißen Beinkleidern herum. Die lieblichen Landmädchen in der bunten,

Digitized by Google

maleriſchen Tracht dieſes Theils der Bretagne, den zierlichen Strohhütchen, den weißen Hemdermeln, den rothen Miedern und ſchwarzen faltigen Röckchen zogen, drei und drei, oder vier und vier ſich am Arme führend, weit anſtändiger als manche Stadtjungfern, durch die harrende Menge, bald freundlich gegrüßt, bald ſchelmiſch geneckt, ſtets aber mit der rechten Antwort zur Hand.

Nachdem wir unſere Augen an dieſem neuen bewegten Gemälde geweidet hatten, traten wir in die Hütte des Vaters Guibé und ſtellten uns der Familie vor. Unſere Entſchuldigungen, ſozuſagen ungeladen zu dem Feſte zu kommen, und unſere Glückwünſche konnten nur durch freundlichen Händedruck und freundliche Mienen erwidert werden, denn Jeder wollte der Familie ſeinen Gruß darbringen und die meiſten hatten mehr Anſprüche an die perſönlichen Aufmerkſamkeiten des Brautpaars und der Eltern als wir. Wir blieben daher eine Zeitlang ſtumme Zuſchauer bei den Förmlichkeiten des Empfangs und Bewillkommens, bis der Bruder des Bräutigams kam und uns in dem Hauſe und der Familie mit wenigen herzlichen Worten heimiſch machte.

Ich ſah dem Zug in die Mairie entgegen, hörte aber bald von einem alten Manne, die „Jakobinerhochzeit" ſey ſchon vor zwei Tagen abgethan worden und es ſtehe dem jungen Paare nur noch die durch die Kirche angeordnete heilige Handlung bevor, welche man als einzig und ewig bindend betrachte. Die Braut war ein kleines, ungemein hübſches Weſen, und das blendend weiße Kleid und die flitternde Brautkrone ſtanden ihr bezaubernd ſchön. Bei aller Lebhaftigkeit hatte ſie einen wahrhaft vornehmen Anſtand, welcher in Verbindung mit ihrem zarten Körperbau, dem fein geſchnittenen Geſichte und den zarten, weißen Händen zu dem oben erwähnten Gerüchte Veranlaſſung gegeben haben mochte.

Die allgemeine Bewegung, welche bald im Hauſe bemerklich ward, und der Umſtand, daß unſer Freund uns in die für das junge Paar beſtimmte Wohnung hinüber führte, ließen vermuthen, daß etwas abſonderliches vorgehe. Bald kam der Bräutigam in unſere Mitte und die Verbindungsthüre zwiſchen den zwei Wohnungen wurde verſchloſſen und die Freunde des Bräutigams ſammelten ſich um ihn. Wir folgten dem Zuge, welcher ſich an die geſchloſſene Thüre begab, der Bräutigam voran, zu ſeiner Rechten der garçon d'honneur, zur Linken der Barde, in ihrem Gefolge die erkorenen Freunde, denen wir uns anſchließen durften. Der Barde ſchritt an die Thüre und klopfte an. „Wer klopft?" fragte der Barde der Braut drinnen. — „Armand Guibé, der die Braut zum Altar führen will." — Armand? — Braut? — Altar? du träumſt wohl, Alter; die ſchöne Annette will keinen Mann, und am wenigſten will ſie deinen Armand." — „Nicht meinen Armand? Wenn ein wackerer Burſche in der Bretagne lebt, ſo iſt's Armand Guibé. Hundertmal hat er ſeinen Freunden zu lieb das Leben auf's Spiel geſezt. Und ſchön iſt er wie der Morgenſtern, wenn er über den Kuppen von Bur gorre glänzt." — „Und iſt Annette nicht ſchön wie die Sonne, wenn ſie in ihrer höchſten Pracht am Himmel funkelt? Und eine reine Jungfrau iſt ſie wie der Mond, den nur die Silberwellen des Meeres küſſen." — „Wäre ſie es nicht, möchtet Ihr ſie immerhin behalten." — „Kennſt du denn das Wunder, nach welchem Armand Guibé der Sinn ſteht?" — „Wie ſollt' ich nicht!" — „Nun, dann bringe ſelbſt dein Wort an."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Rheinpfalz, November.

(Fortſezung.)

Die Fresken im Dom zu Speyer.

Ich wende mich hinüber zum andern Seitenchor in dem nördlichen Kreuzflügel, in welchem Scenen aus dem Leben und Wirken des heiligen Bernhard von Clairvaux ausgeführt ſind. Es gehört nämlich mit zu den vielen hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, die mit dem Kaiſerdom in näherer Beziehung ſtehen, daß auch der berühmte Abt, den ſeine Zeit den Honigtriefenden nennt, zu Weihnachten des Jahrs 1146 nach Speyer kam, um mit ſeiner begeiſternden Rede den Kaiſer Konrad III. ſammt ſeinen Fürſten und Rittern zum zweiten Kreuzzuge zu entflammen. Noch ſieht man im Pflaſter des Domſchiffs die ſteinernen Roſen, welche die Stellen bezeichnen, auf denen Bernhard geſtanden haben ſoll,

Digitized by Google

als er bei seinem Eintritt die Mutter Gottes, die hier durch ein wunderthätiges Bild repräsentirt war, mit dem lauten Salve regina begrüßte. * Jene weltgeschichtliche Begebenheit hat dem Maler reichen Stoff zu fünf großen Compositionen geliefert. Die Altarnische stellt den Heiligen in visionärer Verzückung dar. Er schaut die Himmelskönigin in einer Glorie von Engeln und Heiligen, während unten zu seiner Rechten der Salier Konrad II., in Begleitung des heiligen Konrad von Constanz, den Dom als Weihegeschenk auf der Hand trägt, und zu seiner Linken der heilige Ludwig, der Namenspatron des Königs Ludwig von Bayern, steht. Ueber dieser Altarnische ist nun ein großes Bild voll bewegten Lebens. Bernhard zieht mit einer Prozession, unter gewaltigem Zudrange des Volks, durch die Straße nach dem hohen Münster, vor dessen Pforte der Kaiser mit seinen Fürsten steht, um ihn zu empfangen. Das Gemälde daneben führt uns in den Dom selbst. Es stellt den Moment dar, in welchem Bernhard vor dem Altare, auf welchem das Gnadenbild steht, niedersinkt und in den begeisterten Ruf ausbricht: »O clemens! o pia! o dulcis virgo Maria!« Das ganze Bild, namentlich die Hauptperson, gehört sicherlich zu den schönsten Schöpfungen der Kunst, und doch tritt es weit zurück gegen das, welches unmittelbar unter demselben ausgeführt ist. Hier ist das Herrlichste geleistet. Es stellt den Moment dar, in welchem St. Bernhard dem Kaiser, den seine Rede hingerissen, am dritten Weihnachtstage die Kreuzesfahne überreicht. Da steht der Heilige in seinem schlichten weißen Ordensgewande, vor ihm hat sich der Kaiser auf ein Knie niedergelassen und so eben die Fahne empfangen: eine wahrhaft prächtige Figur in blauem Leibrock, über den der rothe Königsmantel von der Schulter bis zur Erde niederfließt. Das edle Angesicht mit dem röthlichen Barte, der den Hohenstaufen bezeichnet, ist voll Begeisterung zu dem gewaltigen Mönch empor gerichtet. Links von den zwei Hauptfiguren eine Gruppe von Bischöfen und Geistlichen, rechts ganz im Vordergrunde Ritter mit zum Schwur erhobenen Händen, denen Bernhards Begleiter, dessen dunkles italienisches Gesicht besonders markirt aus der weißen Kapuze hervortritt, die weißen Kreuze auf die Schulter heftet. Ueber ihnen die begeistert schwörenden Fürsten, aus denen des Kaisers Neffe und Nachfolger, der kräftige Barbarossa, besonders hervortritt. Er hat die Hand erhoben zum Schwur, aber sein Vater fällt ihm mit der Miene des Entsetzens in den Arm, als ahne er bereits das Schicksal, das den Sohn einst im gelobten Lande erreichen sollte. Kurz, es ist dieß ein Gemälde, vor dem man stundenlang stehen könnte. Es weht ein so frischer, lebendiger Geist aus dieser ganzen Composition, aus diesen Gruppen und Gestalten, und selbst das Colorit ist so bewundernswürdig schön, daß man mit wahrer Achtung den unten angeschriebenen Namen J. Schraudolph liest. Der Meister hat es selbst auf die Wand getragen und vor Kurzem erst vollendet, denn unter seinem Namen steht der 16. Oktober 1849. Vor wenigen Tagen ist er nach München zurückgereist, wo ihn der König zum Professor der Historienmalerei an der Akademie ernannt hat. — Nicht vergessen will ich hier, daß die geistlichen Freunde des bekannten Raths Schlosser zu Frankfurt für eine besondere Auszeichnung desselben gesorgt haben. Sein Gesicht ist auf diesem Bilde angebracht. Wer ihn kennt, wird ihn in dem Kopfe wieder erkennen, welcher links unmittelbar aus dem Rahmen heraus in die Scene hereinsieht.

(Schluß folgt.)

* Die Chronisten überliefern eine Sage, nach welcher ihn das Marienbild mit lauter Stimme willkommen geheißen habe. Andere erzählen, bei seinem Eintritte in den Dom habe das Bild ihm zugerufen: Sancte Bernharde, unde tam tarde? er aber sey darauf in die nicht sonderlich höflichen Worte ausgebrochen: Mulier taceat in ecclesia! und von Stund an sey das Bild für alle Zeit verstummt.

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Wohlthätigkeit.

Eine sehr erfreuliche Erscheinung unter so vielen traurigen ist der rege Wohlthätigkeitssinn, der sich immer mehr entwickelt und eben dadurch so segensreich wird, daß man mit nordischer Bedächtlichkeit und Umsicht bei diesen Werken der Liebe verfährt. Fast jede gebildete Frau und Jungfrau gehört irgend einem, oft mehreren wohlthätigen Vereinen an und widmet demselben mit Liebe und Eifer ihre Zeit, wie ihre physischen und moralischen Kräfte, statt diese wie sonst an ein unnützes Leben und Treiben in abgeschmackten Gesellschaften zu vergeuden. Es sind Schulen von unsern Damen gestiftet worden, in denen die edeln Stifterinnen zum Theil selbst den Unterricht ertheilen; man sucht die Armuth in ihren schauderhaftesten Wohnorten auf; man untersucht die Verhältnisse mit größter Sorgfalt und sucht sowohl der leiblichen als geistigen Armuth, nicht sowohl durch Almosen, als durch Unterricht- und Arbeitstheilung abzuhelfen. Man setzt sich mit den Armenpflegern in Verbindung, ja sogar, wenn es nöthig seyn sollte, mit der Polizei, um erstern ihr schweres Geschäft zu erleichtern oder letztere dazu zu veranlassen, ein schwaches, unglückliches Wesen vor sittlichem Verfall zu bewahren. Mir ist ein Beispiel bekannt, wo eine edle, den höhern Ständen angehörige Frau, die fast bei allen Wohlthätigkeitsanstalten betheiligt ist, noch um Mitternacht auf die Polizei ging und sich vom Polizeiherrn ein paar Agenten erbat, um mit diesen in das Haus einer schändlichen Mutter zu dringen, die im Begriff stand ihre schöne Tochter an das ergraute Laster zu verkuppeln. Sie kam zu spät, das arme Mädchen war verschwunden; aber die Edle stellte wochen-, ja monatelang, ihre menschenfreundlichen Nachforschungen nicht ein, um zu retten was noch zu retten war. Dieselbe Frau, Madame C. P., wurde von einer unglücklichen Frau und Mutter aus dem Volke um Rettung angefleht. Getreu ihrem Grundsatze, sich durch den Augenschein vom Zustande der Hülfesuchenden zu überzeugen, folgte sie dem armen Weibe in die schreußliche, von demselben bewohnte Spelunke. Hier fand sie nackte, nach Brod schreiende Kinder, vier Mauern ohne Geräthe irgend einer Art und auf verfaultem Stroh einen gräßlichen Kerl, der ihr bei ihrem Eintritt ein „Zurück!“ mit wilder Geberde zudonnerte. Sie trat trotz dem ein und kündigte sich als Helferin, wo möglich als Retterin an. „Hier ist nicht zu helfen, nichts mehr zu retten!“ antwortete der Mensch finster, „denn ich bin ein Säufer und versaufe gleich Alles wieder, was Sie meiner Frau und meinen Kindern geben werden!“ — „So sind Ihr ja doppelt unglücklich, armer Mann,“ antwortete ihm die Samariterin mit der ihr eigenthümlichen sanften Stimme und ihn mit ihren schönen, seelenvollen Augen mit herzinnigem Mitleid anblickend; „doppelt unglücklich, und somit muß ich ja auch doppeltes Mitleid mit Euch haben.“ Der Elende starrte die Sprecherin an; dann brach das Eis, das sich um das im Laster verhärtete Herz desselben gelegt hatte; er weinte, weinte bitterlich und gelobte mit feierlichem Schwure, besser werden zu wollen. Solche Beispiele könnte ich in Menge anführen; es wird aber an diesen beiden genug seyn, um zu beweisen, wie großartig die Wirksamkeit unserer gebildeten Frauen ist, welch ein Geist ächt christlicher Milde sie beseelt, welchen Segen die nachkommende Generation von diesen Frauen zu erwarten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 281. Freitag den 23. November 1849.

Here come the lovers, full of joy and mirth!
Joy, gentle friends! joy and fresh days of love
Accompany your hearts!

Shakespeare.

Die Hochzeit in der Bretagne.

(Schluß.)

Die Thüre flog raſch auf und ein unauslöſchliches Gelächter hallte in den Reihen der bisher lautlos zuhörenden Menge wieder, welche ſich hinter den beiden alten Barden herandrängte, die, nebenher bemerkt, außer dem Namen nicht viel bardenmäßiges an ſich hatten, denn es waren zwei alte Dörfler, welche ſich in ihren Nebenſtunden mit Muſik und Geſang beſchäftigten und Sonntags den Schullehrer in der Kirche durch ihr Talent unterſtützten. — Statt der liebreizenden jungen Braut ſtand ein ſteinaltes Mütterchen, mit rieſigem Höcker und in dem wunderlichſten Anzuge auf der Schwelle der Thüre, und während ſie eine mächtige Brille auf die runzlige, roth angelaufene Naſe zwängte, winkte ſie den zierlichen Bräutigam zu ſich heran. — „Komm, mein Süßer! der gute geiſtliche Herr ſoll nicht auf uns warten! komm!“ näſelte die alte Vogelſcheuche, und das neugierige Volk wogte, wie die vom Sturm an die Küſte gepeitſchten Wellen, gegen die Thüre hin, um kein Wort zu verlieren. — „Nichts da, Strohpuppe!“ entgegnete der Barde des Bräutigams und erhob ſeine ein wenig überſchlagende Stimme zu grellen Fiſteltönen; „nichts da, runzliger Engel! Der Bräutigam, die Krone der Jugend dieſer Thäler, findet deinen Nacken zu groß und deine Augen zu klein, deine Haare zu weiß und deine Naſe zu roth, als daß er dich für die nehmen ſollte, welche er ſucht und die, der Roſe gleich, welche ſich eben dem Sonnenſtrahle erſchließt, ganz Jugend, Lieblichkeit und Anmuth iſt.“

»Evit ar guella!« (vortrefflich! ſchön!) jubelte es in dem Hauſe, als das alte Mütterchen ſich zurückzog, und je öfter viele der Anweſenden denſelben Scherz mit angeſehen und dieſelben Redensarten mit angehört hatten, deſto überraſchter, deſto entzückter ſchienen ſie zu ſeyn. »Yoou! yoou!« (Gott, Gott! eigentlich Jupiter) hallte es von neuem wider, als ſich an der Stelle der Alten ein kleines Mädchen von kaum fünf Jahren, mit Bändern und Blumen abenteuerlich herausgepuzt, ſehen ließ. — „Wo iſt mein chael mad (guter Engel)?“ ruft das Bräutchen, als das allgemeine Gelächter ein wenig nachließ, und läßt ſeine großen braunen Augen über die junge Männerſchaar ſchweifen, und ſenkt ſie ſchalkhaft verſchämt, als ſie den Bräutigam erblickt, und wirft ihm Kußhändchen zu und winkt ihn heran. Was die Kleine ſagt, was der Barde antwortet, es zerſtiebt in dem Gelächter des Haufens, welcher ſich an dem Mienen- und Geberdenſpiel der kleinen Komödiantin unendlich ergözt und ihr Abtreten mit dem rauſchendſten Beifall begleitet.

Jezt wird es wieder ſtill, ſo ſtill, daß man das Gezwitſcher der Vögel in den nahen Baumgruppen, das Girren der Tauben auf dem Giebel des Hauſes hört. Und zum drittenmal öffnet ſich die Thüre und heraus tritt die Braut in ihrer ganzen friſchen Jugendſchönheit, das ſanfte Auge züchtig geſenkt, die Wange in dem Roth banger Schüchternheit gebadet, die Hand, die den duftigen Blumenſtrauß hält, leicht zitternd. Armand iſt ſchon an ihrer Seite; ihre Hand liegt in der ſeinigen, Vater Guibé umſchlingt das ſchöne Paar und die Mutter vergießt Freudenthränen an der Seite des Sohnes. Alles hat ſich um dieſe

Digitized by Google

Gruppe gedrängt und manches ſchöne Auge weint Thränen der Rührung und manche ſchöne Bruſt hebt ſich in geheimnißvoller Sehnſucht bei dem ergreifenden Anblick, bei dem Gedanken an das Glück des jungen Paares.

Die grellen Töne des Dudelſacks unterbrachen die faſt lautloſe Stille und im Nu bildete ſich vom Hauſe bis zur Kirche hinauf eine Gaſſe für den Brautzug, welcher an der Kirchthüre vom Geiſtlichen empfangen ward. Das Kirchlein war ſo vollgepfropft, daß wir nicht einzutreten wünſchten und es vorzogen, uns in der Umgegend umzuſehen. Unſer Spaziergang führte uns weit über die Höhen weg, ſo daß wir bei der Rückkehr die ganze große Geſellſchaft bereits um die Tiſche verſammelt fanden. Mein Platz war neben Vater Guibé im größern Zelt, wo ich das bunte Gemälde des Hochzeitsgelages überſchauen konnte. Die Tiſche beugten ſich im wörtlichen Sinne unter der Laſt der Schüſſeln, die mit kräftiger Fleiſchbrühe und ſaftigen Rindfleiſchſtücken prangten. Dieſen Gerichten folgte der duftende, köſtliche Far, eine Art Pudding, der in Fleiſchbrühe gekocht iſt; dann kam die Reihe an die Kalbs- und Hammelsbraten, endlich die dicken, mit Roſinen reich ausgeſtatteten Kuchen, Torten und Bretzeln. Ein ſehr wohlſchmeckender Cider kreiſte in Fülle an allen Tiſchen und ſteigerte das allgemeine Wohlbehagen der Gäſte, welches ſich eher in traulichem, heiterem Geplauder, als in lautem, lärmendem Getöſe kund that, wie denn der Bretagner überhaupt ſich durch ſeine Schweigſamkeit von ſeinen Nachbarn im Oſten und Süden unterſcheidet und auch ſo die Blutsverwandtſchaft mit dem Britten beurkundet.

Der ungeduldigen Jugend klangen nach dem laut vorgetragenen Tiſchgebete die ſchreienden Töne des Dudelſacks wie Sphärenmuſik, und bald ſah man in ächt altbretagniſcher Weiſe die Paare ſich im Tanze bewegen; ſchalkhafte Lieder ertönten aus den Zelten und die Augen der Mädchen überſtrahlten funkelnd den Kreis ihrer ländlichen Bewunderer.

Leider ſollte dieſe Freude, für uns wenigſtens, nicht lange dauern; denn gegen drei Uhr umzog ſich der Himmel und ein ſanfter, nebelartiger Regen ſtellte ſich ein. Die Hochzeitgäſte flüchteten in die geräumige Behauſung des Vaters Guibé und wir nahmen dankbar Abſchied von der gaſtfreien Familie, um nach St. Pierre de Léon und ſeewärts zu eilen. »Petite pluie abat grand vent.« ſagte der Kapitän, der Stadt fröhlich entgegen ſchreitend, „und in zwei Stunden muß die ſchöne Mariette ihr Näschen der See zuwenden.“ So geſchah es auch, und noch ehe die Nacht einbrach, tanzten wir auf den ſich allmählig beruhigenden Wellen die Küſte entlang.

Gottfried Auguſt Bürger.

(Fortſetzung.)

Von Molmerſwende heißt es in einem ſpäter näher zu bezeichnenden Schulprogramme des Dr. Daniel: „Das iſt ein Dörfchen in der Aſſeburg'ſchen Herrſchaft (jetzt Grafſchaft) Falkenſtein, zum Fürſtenthum Halberſtadt gehörig, im Mansfelder Gebirgskreiſe des Merſeburger Regierungsbezirks. Die anhaltiſche Grenze iſt wenige tauſend Schritte im Süden; zwei Stündchen nach Norden liegt das alte Schloß Falkenſtein. Die Umgegend hat etwas Einſames und Abgeſchiedenes, aber ſonſt viele Reize. Ein lieblicher Wechſel zwiſchen Hügel und Niederung, bald Kornfelder, bald kleine Hölzer und Wäldchen; in der Nähe ringsum friſche und kräftige Forſten und der tiefe, ſchattige Grund der Leine, etwas entfernter das Thal der Eine, beides überaus anmuthige Stellen, wenn ſie auch nicht in der Route der gewöhnlichen Touriſten liegen.“ Uebrigens weiß man in Molmerſwende von dem Dichter nicht viel. Von einem Reiſenden, welcher dort nach dem Geburtshauſe des Dichters Bürger fragte, hörten wir, daß er auf dieſe Frage in ein ſchmutziges Bauerngehöft gewieſen wurde, deſſen Beſitzer ihm auf die Frage: ob dieß das Geburtshaus des Dichters Bürger ſey, die überraſchende Antwort gab: der bin ich ſelbſt. Er hatte einen Naturdichter vor ſich, welcher zu der Verwandtſchaft Gottfried Auguſt Bürgers gehört und es ſehr übel zu nehmen ſchien, als er hörte, es ſey von dem Geburtshauſe des verſtorbenen Dichters Bürger die Rede.

In die Herrſchaft Falkenſtein hat Bürger ſpäter diejenige von ſeinen Balladen verlegt, die an künſtleriſcher Vollendung vielleicht am weiteſten hinter der Lenore zurückbleibt, wenn gleich Schlegel mit Recht auf verſchiedene ſchöne Stellen in derſelben aufmerkſam macht, die aber zugleich in demſelben Maße, in dem ſie ſich dem Bänkelſängertone nähert, populärer geworden zu ſeyn ſcheint als jene, nämlich „des Pfarrers Tochter von Taubenhain.“ Das Schloß des „Junkers von Falkenſtein“ iſt herrlich getroffen in der Schilderung des Dichters:

Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenſeits des Baches am Hügel,
Blickt ſtattlich ein Schloß auf das Dörflein im Thal,
Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenſter wie brennende Spiegel.

Da man nun in Taubenhain leicht Pansfelde, den Stammort der Bürger'ſchen Familie, erkannte, da ferner dort unweit des Dorfes auch das Plätzchen, wo kein Gras wächst, und der Unkenteich unter dieſem Namen ſich findet, ſo hat man in der dortigen Gegend

Digitized by Google

vielfach nach der Wahrheit der von Bürger erzählten Begebenheit geforscht; man hat indessen nichts gefunden. Was ich selbst an einem andern Orte schon darüber gesagt habe, ist nach dem hier Folgenden theils zu ergänzen, theils zu berichtigen.

Das von Bürger Erzählte ist der Hauptsache nach geschehen, aber nur in so weit, daß sich annehmen läßt, der Dichter habe durch das Geschehene die Anregung zu seiner Ballade erhalten. Wer in der Begebenheit, wie ich sie zu erzählen habe, die Romantik der Bürger'schen Ballade wiederzufinden hofft, wird sich getäuscht sehen; es ist eine ganz alltägliche Geschichte, die hier nur dadurch Bedeutung erhält, daß sie eine Jugendgespielin des Dichters betraf, zu der er vielleicht die früheste Neigung gefaßt hatte. — Die „Junker von Falkenstein," aus dem Geschlechte der Asseburg, stiegen 1761 von ihrem Bergschlosse in das liebliche Selkethal hinab und wohnten auf ihrem Gute zu Meisdorf. Der alte Pfarrer Kurzbach in Pansfelde, der „harte und zornige Mann," war bereits gestorben, die beiden stattlichen Rosse führen also bereits nicht mehr in Molmerswende vor, und von seinen verwaisten Töchtern war die älteste in die bescheidene Stellung einer Wirthschaftsführerin zu Meisdorf eingetreten. Hier wurde sie von einem Asseburg verführt. Schwerlich aber war dieser der kecke Junker, wie ihn Bürger in der Ballade beschreibt (vielleicht schwebte ihm bei der Charakterschilderung desselben der lezte adelige Bewohner des Falkensteins vor); der Liebhaber der armen Pfarrerstochter kann vielmehr nur ein früherer Diplomat gewesen seyn, der als russischer Staatsrath von der Kaiserin mit den wichtigsten Geschäften beauftragt war, nämlich Achaz Ferdinand v. d. Asseburg. Ihm war namentlich der Auftrag geworden, unter den deutschen Prinzessinnen die Gemahlin des Großfürsten auszuwählen, und er hatte zuerst die Aufmerksamkeit auf die würtembergische Prinzessin hingelenkt. In dem sehr vertrauten Briefwechsel, den er ihrethalben von Stuttgart aus mit der Kaiserin führte, zeigte dieser Weltmann sich als einen feinen Kenner weiblichen Charakters und weiblicher Schönheit. In die Herrschaft Falkenstein zurückgekehrt, stand er mit Gleim und Klopstock in Verbindung, welcher leztere bei ihm einen Gesang der Messiade dichtete.

Bürger selbst gedenkt einmal in gleichgültiger Weise „Sr. Excellenz des Herrn Geheimenraths v. d. Asseburg." * Schwerlich hat dieser, wie der Junker in der Ballade, im Weizenfelde „der Wachtel hellgellenden Schlag" nachgeahmt. Nicht allein die nächtlichen Scenen im Garten zu Taubenhain fehlen in der Wirklichkeit, es fehlt nicht allein der Pfarrer, der den Leib der Tochter blutig schlägt, sondern es fehlt sogar der Kindsmord. An einer erschütternden Nachwirkung des Fehltritts der armen Pfarrerstochter fehlt es freilich auch hier nicht, denn ihr Bruder, der vermuthlich mit Bürger zusammen in Halle studirte, nahm sich ihrethalben das Leben. Rosette (ob sie wirklich so hieß, ist mir unbekannt) starb zu Aschersleben, wo auch Bürgers Mutter seit dem frühen Tode ihres Mannes lebte und wo sie der Dichter ohne Zweifel noch öfter gesehen hat. — Daß in der Grafschaft Falkenstein, und zwar in dem Geburtsorte des Dichters, am 12. April 1779 in Folge eines Kindsmordes eine Hinrichtung stattfand, würde hier auch beiläufig nicht erwähnt werden, wenn nicht das Bürger'sche Gedicht zwei Jahre später entstanden wäre und insofern also wohl mit dem Vorfalle ebenfalls in einiger Verbindung stehen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

* In dem Briefe an Gleim vom 18. Februar 1774.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Weigelt. — Preßprozesse. — Luftfahrten.

Es gibt hier Frauen, die sechs bis sieben wohlthätigen Vereinen angehören, die sich jeder Geselligkeit entziehen, sich jeden Luxus versagen, um ihre Zeit und Mittel den Unglücklichern zu weihen; ja, die sich einen Theil ihres Schlafes entziehen, um nur recht viel thun zu können. Und diese Frauen stehen auf der Höhe der Bildung, schwärmen für die höchsten Ideen, für Freiheit und Gleichberechtigung Aller; sie boten und bieten manchem politischen Flüchtlinge die Hand, ja sie verbargen und retteten manchen mit eigener Gefahr. Sie gehören größtentheils der von dem geist- und gemüthvollen Georg Weigelt gestifteten freien Gemeinde an oder besuchen doch nur seine Predigten, die das Ausgezeichnetste sind, was wir je in der Art hier

Digitized by Google

gehört haben. Man kann sich denken, wie sehr dieser Mann und mit ihm die Mitglieder seiner Gemeinde von dem größten Theile der andern Prediger, so wie von den sogenannten Frommen, angefeindet worden, und wie gern man ihn aus Hamburg zu verbannen suchte, was indeß nicht möglich ist. Der größte Theil der hiesigen Gebildeten besucht nur seine Vorträge, selbst Neid und Bosheit können keinen Schatten auf den Charakter und das Privatleben dieses noch jungen Mannes werfen, und er ist von seiner ihn fast vergötternden Gemeinde so gestellt, daß er für alle kirchlichen Handlungen kein Honorar zu nehmen braucht, ja nicht einmal nehmen dürfte. Weigelt bezieht aber nicht etwa einen großen, sondern einen für die hiesigen Verhältnisse nur kleinen Gehalt von seiner Gemeinde, etwa 700 Thaler, obgleich er Familienvater ist.

Als ich diesen Bericht anfing, sagte ich, bis jetzt sey in Folge des neuen Preßgesetzes noch kein Preßprozeß anhängig gemacht worden. Ich muß dieß widerrufen: der „Opponent" und der „Freischütz" werden solche zu bestehen haben, und zwar letzterer in Folge einer Kritik, die er einem von Seiten unseres Senats an den König von Preußen gerichteten „Dankschreiben" angedeihen ließ. Der Freischütz war der Meinung, die viele mit ihm getheilt haben dürften, daß dieses Dankschreiben von Seiten der Väter einer — wenigstens dem Namen nach noch — freien Stadt allzu devot gehalten sey und die Ausdrücke: „Allergnädigster u. s. w. Herr," so wie: „Allergehorsamster Senat," nicht darin hätten vorkommen sollen, da ein Souverain in diesem Tone nicht zu dem andern Souverain zu reden pflegt. Wollte man aber alle die am Vermögen oder an ihrer Freiheit bestrafen, die es in unserer Quasi-Republik noch nicht gelernt, einen fremden Monarchen als ihren Herrn und sich als dessen Allergehorsamste anzusehen, so würden wohl unsere Gefängnisse, die ohnehin überfüllt sind, nicht Raum genug haben, sie aufzunehmen.

In der letzten Zeit haben wir das Schauspiel mehrerer Luftfahrten gehabt, die, von sehr gutem Wetter begünstigt, ganz vortrefflich von statten gingen und eine sehr große Zuschauermasse herbeizogen. Einige muthige junge Männer begleiteten den Aeronauten Corwell, einen Engländer, und freuten sich, daß sie den Muth gehabt hatten, die Fahrt zu unternehmen, da diese auch nicht von dem mindesten Unfalle begleitet war. Der Ballon fiel zwischen Lübeck und dem durch Till Eulenspiegel zur Weltberühmtheit gelangten sachsen-lauenburgischen Städtchen Mölln, etwa sechs Meilen von hier, nieder. Wundern muß man sich, daß in unserer Zeit die Bauern sich noch so unwissend zeigten, daß sie mit lautem Geschrei davon rannten, als sich das vermeintliche Ungethüm auf ihre Felder niederließ, so daß die Luftschiffer nur mit großer Mühe die zum Festhalten des Ballons nöthige Hülfe von einigen minder Furchtsamen erhalten konnten. Zu ihrem Glück hatte der ausgeworfene Anker in einem sehr dichten Gestrüpp gefaßt, so daß sie sich zum Theil selbst helfen konnten. Der Ballon erreichte übrigens nur die Höhe von etwa 9000 Fuß, auch hatten die Luftschiffer nicht von Kälte zu leiden, fanden es sogar in den obern Luftschichten so warm und behaglich, daß einer derselben seinen Paletot ausziehen mußte. Die Luftspiegelungen über den Wolken sollen unbeschreiblich schön gewesen seyn und helle Wolken in allen Farben des Regenbogens geschimmert haben. Für die Fahrt wurde nur die Summe von 24 Thlr. bezahlt, während man früher, wo der Ballon noch mit dem theuern Wasserstoffgas gefüllt wurde, eben so viele Louisd'or für ein solches Vergnügen zu bezahlen hatte. Es heißt, Corwell gedenke sechs Fahrten von hier aus zu machen, wovon noch drei im Rückstande sind.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Rheinpfalz, November.

(Schluß.)

Die Fresken im Dom zu Speyer.

So schön nun das fünfte Gemälde gegenüber auf der westlichen Wand ist, so gehe ich doch schneller an demselben vorüber. Es ist ein sogenanntes Doppelbild, auf dem links der heilige Bernhard einen kranken Knaben gesund macht, während wir ihn rechts vor Speyers Thor sehen, wo er sich von dem Kaiser, der hoch zu Rosse sitzt, verabschiedet. Es ist, als wolle Bernhard dem Kaiser nochmals sein Versprechen auf die Seele binden und dieser dagegen sagen: „Sey unbesorgt, ich bin der Mann, es treu zu halten." — Von den Gewölbvierteln schauen aus dem Goldgrunde wieder vier Heiligenbilder herab. Es sind solche gewählt, die in ihrer Wirksamkeit eine Aehnlichkeit mit Bernhard, dem redegewaltigen und thatkräftigen Manne seiner Zeit haben, Chrysostomus und Kaiser Heinrich der Heilige, die Frankenkönigin Clotilde und die gelehrte Aebtissin Hildegard.

Damit wären sie, wenn auch nicht beschrieben, doch genannt, die Herrlichkeiten, die der Dom zu Speyer jetzt schon bietet, und deren flüchtiger Ueberblick schon erkennen läßt, welch ein prachtvoller Tempel neuer christlicher Kunst dieser Tempel Gottes werden wird, wenn noch einige Jahre ungestörten Friedens über demselben hinweg gehen. Wenn in den Blüthezeiten des heiligen römischen Reichs und der rheinischen Städte Tausende kamen, um die lebenden Kaiser zu sehen und die Stätte zu betreten, wo sie im Tode ruhten, so werden in unserer dampfbewegten Zeit wieder Tausende nach Speyer kommen, um die Pracht zu bewundern, die sich über ihren Gräbern entfaltet hat. Ja selbst wer die Kunst im Dienste einer kirchlichen Idee nicht liebt, wird doch gestehen müssen, daß hier ein reicher Schatz beisammen ist, hätte er auch nur Sinn für schöpferische Erfindung und Composition, nur für schöne Gesichter und herrliche Gewandung, oder gar nur für Ornament und Dekoration.

Die sinkende Sonne spielte bereits mit ihren langen Strahlen auf diesem Meer von Gold und Farben, als ich das hohe Chor verließ. Ich stieg die Stufen hinab in den stillen Dom. Keine lebende Seele war außer mir in der weiten Halle. Da stand ich stille auf dem Königschor über den Gräbern der alten deutschen Könige, und alle die Heiligen und Engel hinter mir waren vergessen. Ich dachte jetzt nur noch an das deutsche Reich und seine begrabene Größe und Herrlichkeit. Es war ja der 18. Oktober, und das fiel mir wieder ein. Und wer sollte an diesem alten Freudentage nicht trauern in dieser unserer Zeit, daß so wenig Lebenskraft in dem Vaterlande, daß es an diesem 18. Oktober immer noch nicht wiedergeboren ist, sondern noch in Ohnmacht liegt, ja sogar in Schmach? Soll es denn nie seine fröhlicht Urständ haben? — Ich stand vor der herrlichen sitzenden Statue Rudolphs von Habsburg, die Schwanthalers Meisterhand auf König Ludwigs Geheiß gefertigt. Ich sah dem alten Helden und Herrscher in das ernste, faltige Gesicht von weißem Marmor und sagte: „Wenn du wüßtest, wie es jetzt um dein großes herrliches Reich steht, das Schwert würde erheben in deiner Hand. Es fehlt uns nichts, als ein Mann, wie du!" — Ich stand noch lange dort und hundert Bilder zogen wieder an mir vorüber, aber innerlich, und der Hauptgedanke, der sich durch die ganze Reihe hinzog, das warst du, mein deutsches Vaterland mit deiner glänzenden Vergangenheit, mit deiner trüben Gegenwart, mit deiner noch verhüllten, will's Gott, hellen Zukunft.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 282. Sonnabend den 24. November 1849.

Das treu-gemeine Volk allein begreift,
Und läßt sich im Begriff nicht stören;
Ihm ist die Weisheit längst gereift:
Ein Wunder ist's, der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wandrer hinkt an seiner Glaubenskrücke
Zum Teufelsstein, zur Teufelsbrücke.

Goethe.

Volksglaube in Niedersachsen.

I. Der Teufel.

A Jove principium, lautet eine alte sprüchwörtlich gewordene Maxime. Der Leser möge entschuldigen, wenn ich, entgegen diesem ehrwürdigen Grundsatze, einmal den umgekehrten Weg einschlage und die Darlegung eines noch mehr oder minder in heidnischen Elementen wurzelnden Volksglaubens mit dem Teufel beginne. Freilich haben unsere Weisen dieses Wesen schon lange in das Reich des Nichtseyns verwiesen, ja selbst seinen Widerpart, unsern Herrgott, auf die Proscriptionsliste gesezt. Aber was seit Jahrtausenden bestimmendes Moment im Leben der Völker und im Leben des Einzelnen gewesen ist, das läßt sich nicht an einem Tage wegdisputiren. Der alte Gott sizt noch immer auf seinem Throne, und der Teufel hat seit den Tagen, da man ihm das Daseyn abgestritten hat, gerade am meisten rumort, und rumort im Augenblick mehr denn lange zuvor. Doch ich will hier keine dogmatischen Sätze aufstellen, ich möchte am allerwenigsten einen persönlichen Teufel an die Wand malen, um dem Leser das ohnehin mit Wirren, Noth und Angst reichlich gespickte Leben noch unbequemer zu machen. Ich habe mitunter allerlei sonderbare Gedanken und bilde mir auf dieselben, so leicht sie auch wiegen mögen, deßhalb nichts Geringes ein, weil wir in einer Alles nivellirenden Zeit leben, weil Verwaschenheit und Verschwommenheit jegliche Eigenthümlichkeit unterdrückt. Wenn mir deßhalb einige kuriose Gedanken durch den Kopf gehen, so gelange ich dadurch allemal wieder zu der Ueberzeugung, daß ich als gesondertes, individuelles Wesen in der Welt existire.

Individuelles, persönliches Wesen! Dir, armer Teufel, ist es nicht so gut ergangen: du bist als Gedankenexistenz, als nothwendiger Gedanke — ohne Zweifel geht die Anschmiedung des Teufels in der Offenbarung des Johannes auf Hegel — begriffen worden, und mußt nun als wesenloses Gespenst in der Welt umherirren. Zwar hat man auch uns Menschenkinder construiren wollen, aber wir haben uns dagegen gewehrt und werden uns stets dagegen wehren. Im schlimmsten Falle bauen wir incommensurable Barrikaden. Uebrigens noch ein Wort für den furchtsamen Leser, der mir gern seine Aufmerksamkeit schenken möchte, wenn ich nur nicht den leidigen Gottseybeiuns selbst vorzuführen den Einfall gehabt hätte. Für diesen bemerke ich im voraus, daß der Teufel in Niedersachsen — und von einem andern soll im Folgenden nicht die Rede seyn — durchaus nicht so bösartiger Natur ist, als der Name uns glauben machen kann. Er ist hier vielmehr ein ganz passables Wesen, dem wir zwar viel Böses zuschreiben werden, dem wir aber auch manches Gute und namentlich viele Naturschönheiten verdanken, so daß er mit Recht, wie im Faust und Hiob, zu dem Gesinde Gottes gerechnet werden darf.

Woher der Teufel, woher genauer der niedersächsische Teufel? Ich erlaube mir zur Antwort auf diese Frage an einen historischen Hergang zu erinnern. Als den heidnischen Deutschen das Christenthum verkündigt wurde, hielt es schwer, sofort den alten Glauben zu beseitigen. Man schlug deßhalb einen andern Weg ein. Es hieß: eure Götter können wir

Digitized by Google

freilich nicht wegſtreiten, von ihrem Daſeyn zeugt euer Glaube. Aber eure Götter ſind teufliſche Weſen, dagegen der chriſtliche Gott der Gott des Guten und Wahren. Dagegen ließ ſich im Grunde vom heidniſchen Standpunkte aus nichts einwenden, zumal man durch einen Uebertritt unter ſolchen Umſtänden nicht ärmer, ſondern nur reicher werden konnte. Selbſt der berechnende Verſtand, wenn derſelbe unſere Altvordern ſo geleitet hätte, als er uns leitet, hätte ſich für befriedigt erklären müſſen. Ich habe einmal zugehört, wie ein Student ſeinem Wirthe die Unſterblichkeit auszureden ſuchte. Aber der Wirth ſchlug alle Argumente mit der Reflexion nieder, daß, im Falle es keine Unſterblichkeit gebe, der Glaube an dieſelbe nichts ſchade, im Falle ſie aber kein thörichter Wahn, der Glaube nur vortheilhaft ſey. Unſern getauften Altvordern iſt es indeß oft in der Welt des Chriſtenthums unheimlich geworden, und ſie haben dann, wie die Sage lehrt, das Herz wieder den alten Göttern zugewendet, um das zu erhalten, was der chriſtliche Gott nicht gewähren mochte oder konnte. Auf dieſer Apoſtaſie von der überſinnlichen Welt des Chriſtenthums zu der ſinnlichen und natürlichen Welt des Heidenthums beruhen die vielfachen Erzählungen von Bündniſſen mit dem Teufel, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten haben, und noch unter unſern Augen in einzelnen abgelegenen Theilen des Vaterlandes fortwuchern. Das Volk ſagt von dem, der einen ſolchen Pact mit dem Teufel eingegangen iſt, daß er „ſich dem Teufel verſchrieben“ habe, und hat vor ihm ſtets ein geheimes Grauen, wenn es auch dann und wann ſeine Zuflucht zu ihm nimmt, um durch eine dritte Perſon dieſes oder jenes zu erfahren, dieſen oder jenen Vortheil zu erlangen.

Kommen wir indeß zur Sache ſelbſt, d. h. zu dem Teufel, und zwar nicht zu dem gelehrten Teufel, der die verſchiedenſten Prädikate heidniſcher Gottheiten in ſich vereinigt, ſondern zu dem Teufel, wie er noch gegenwärtig leibt und lebt in Niederſachſen. Eine gelehrte Abhandlung beabſichtigen wir an dieſem Orte nicht.

Der Name des Teufels, „Duiwel,“ variirt nach den verſchiedenen Geſchäften, die er unter den Sterblichen verrichtet. Das Wort Teufel ſelbſt bringt man aus Furcht nicht gern über die Lippen, wie überhaupt nicht die Namen der Weſen, die als Verkörperungen von unheimlichen, finſtern und feindlichen Naturkräften anzuſehen ſind. Wurde ja doch ſelbſt der Wolf in alten Zeiten nicht bei ſeinem wahren Namen von den Hirten genannt, ſondern hieß Goldfuß, Hölzing, Wulch u. ſ. f. Die Bezeichnung Teufel wird durchgängig da gebraucht, wo er als die Urſache von außerordentlichen und auffallenden Naturbildungen angeſehen wird. Es iſt bekannt, daß die große Ebene zwiſchen Schelde und Elbe hie und da mit ungeheuern Geſchiebemaſſen, Urfelstrümmern von der Größe des Sandkorns bis zu mächtigen Blöcken überſchüttet iſt. Schon von Jakob Grimm (Sagen I., S. 275) wiſſen wir nun, daß ein derartiger Fels bei Osnabrück, der Süntelſtein genannt, der dreizehn Fuß aus der Erde hervorragt, nach der Volksanſicht von dem Teufel dorthin gebracht iſt, und daß man ſogar noch die Spur der Kette zeigt, woran er ihn gehalten. Was aber vom Süntelſtein gilt, das gilt meiſt von allen außergewöhnlich großen Steinen jener Ebene. Ueber die Steine, die ſich in der Dawert, einer äußerſt ſagenreichen Heide im Münſterlande, und ſodann auf dem Wege von Münſter nach dem Sauerlande finden, geht, die vielfachen Modifikationen in Abzug gebracht, folgende Sage. Als einſt der Teufel mit einem großen Sack voll Steinen des Weges durch die Dawert kam, ſtreifte er mit dem Sacke an einem Felſen vorbei, ſo daß der Sack ein Loch bekam. Ohne daß es der Teufel bemerkte, verlor er nun nach und nach einige Steine, die ſich durch das entſtandene Loch durchdrängten und noch an derſelben Stelle liegen, wo ſie ihm entfallen. Da er nun bis an die Grenze des Sauerlandes kam, wurde das Loch immer größer, bis endlich in der Gegend des Klüſenſteins der ganze Sack zerbarſt und dadurch das ſogenannte Felsmeer entſtand. — Von einer Menge von Steinen, die in der Nähe von Borken liegen, geht die Sage, daß Niemand im Stande ſey ſie zu zählen, indem der Teufel Jedem, der dieß thun wolle, den Sinn verwirre. Ein altes Münſterſches Sagen- und Legendenbuch fügt dieſer Erzählung hinzu: „Als vor Kurzem Jemand dieſes widerlegen wollte und den umſtehenden Bauern die Steine einzeln vorzuzählen anfing, ſtürzte plötzlich ein ſo gewaltiger Platzregen vom Himmel, daß der Ungläubige fortlaufen mußte und ſo die Behauptungen der Bauern wider ſeinen Willen beſtätigte.“ Freiligrath hat indeß in neuerer Zeit das einſt Unmögliche möglich gemacht, doch iſt mir die von ihm angegebene Zahl entfallen. Uebrigens werden alle derartigen Felstrümmer auch wohl „Slopſteine“ (Schlafſteine, Leichenſteine) der Rieſen genannt.

(Fortſetzung folgt.)

Gottfried Auguſt Bürger.

(Fortſetzung.)

Was den Spuck, das „Irregehen,“ betrifft, welches Bürger in ſeine Ballade verwebte, ſo glaubt man

Digitized by Google

in Pansfelde allgemein daran, doch ist nicht zu ermitteln, ob Bürger den Glauben daran schon vorfand, oder ob er erst in Folge seines Gedichtes entstanden ist. Denn obgleich das Volk in Pansfelde seinen Dichternamen nicht kennt, so kennt es doch die Ballade um so besser und schwört auf die volle Wahrheit der in ihr vorgetragenen Begebenheit. Eine Frau zeigte mir zwischen Pansfelde und dem Falkenstein die Stelle, wo das Dorf „Taubenhain" gelegen habe, und berief sich dabei auf das „Weizenfeld hinter dem Garten," welches allerdings noch vorhanden ist, wenn gleich der Garten selbst fehlt. In der Mitte des kleinen Pfarrgartens zu Pansfelde aber fehlt die alte Laube nicht, von der Bürger singt:

Da flüstert und stöhnt's so ängstiglich;
Da rasselt, da flattert und sträubt es sich,
Wie gegen den Falken die Taube, —

und sie hat in der That etwas Unheimliches. — Von der alten Predigerwohnung, wo mir wohl ein halbes Dutzend kleiner Pfarrerstöchter lustig im Flur entgegensprang, erzählen selbst der jetzige Geistliche und sein Vorgänger (beide Rationalisten) Dinge, welche an Weinsberg erinnern, jedoch nur in vertrauterer Gesellschaft; denn schon will keine Magd sich mehr in das Pfarrhaus zu „Taubenhain" vermiethen. Namentlich soll ein Aechzen oft gehört werden, das sich aus der schiefen Lage des Gebälks in der schlecht gebauten Wohnung nicht vollständig erklären läßt. Wie aber die Sage noch jetzt im Volke schöpferisch thätig ist, geht daraus hervor, daß man in der ganzen Gegend weiß, auf der Pfarre zu Pansfelde sey der Geist seit einigen Jahren unruhiger und lauter als je, weil die jetzige Frau Pfarrerin als Adelige geboren und eine Verwandte des „Junkers von Falkenstein," d. h. der Asseburgschen Familie, sey.

Das Plätzchen, wo kein Gras wächst und das von Thau und Regen nicht naß wird, besteht aus sieben Löchern, welche sich im Rasen befinden, so daß eine Person, wenn sie niederkniet, mit Fußspitzen, Knien, Händen und Kinn diese Löcher berührt. Da soll, sagt man, die Sünderin knieend gebetet haben. Man sollte meinen, wer dieses Plätzchen erst nach der Bürger'schen Ballade angelegt hätte, hätte es nach derselben ganz dicht an den Unkenteich verlegen müssen; es liegt aber fast eine Viertelstunde davon entfernt am Wege, der nach dem Falkenstein hinaufführt. Auch scheint der Name einer alten Eiche, welche hier ihre Zweige ausbreitet, darauf hinzudeuten, daß diese Stelle seit Jahrhunderten für einen unheimlichen Ort gilt. Jedenfalls kann ich bezeugen, daß das „Plätzchen, wo kein Gras wächst," am 11. Mai 1848 noch vorhanden war.

Ehe wir die Heimath des Dichters verlassen, lade ich den Leser ein, noch einen Augenblick mit mir vor dem Thore der alten Burg zu ruhen, zu der die verstoßene Pfarrerstochter in der Ballade einst bei stürmischer Nacht emporklomm. Noch nisten die Falken, von denen sie ihren Namen hat, in dem alten Gemäuer. Hier wurde einst der Sachsenspiegel, das erste Rechtsbuch der Deutschen, geschrieben, und der Falkenstein ist die Wartburg unserer Jurisprudenz. — Hier vernehmen wir jetzt, wenn es dunkel geworden ist, das über die Wälder hintönende Rufen der Bauern, welche das Wild von ihren Aeckern zu verscheuchen suchen, und wir denken daran, daß Bürger hier zuerst das Junkerthum kennen lernte.

Das Vorstehende möge über die Herrschaft Falkenstein und Bürgers Familie genügen. Von Molmerswende aus besuchte er, den Mittheilungen seiner Biographen zu Folge, die Stadtschule zu Aschersleben und das zum Waisenhause gehörige Pädagogium in Halle. Daß wir ihn dorthin begleiten können, ohne schon Bekanntes zu wiederholen, ist lediglich das Verdienst des Dr. Herm. Adalb. Daniel, welcher aus den Akten des Pädagogiums die reichhaltigsten Notizen über „Bürger auf der Schule" zusammengestellt und in einem Programme des Pädagogiums niedergelegt hat. Dieses dem Publikum nicht zugängliche und als Manuscript zu betrachtende Programm legen wir mit Daniels Vorwissen dem Nächstfolgenden zu Grunde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Ein Dominikanerkloster.

Die Geistlichkeit hat alle Ursache mit der Republik zufrieden zu seyn. Das sonntägliche Anstimmen des Domine, salvam fac rempublicam! findet daher auch gar kein Hinderniß. Unter dem Königthum ist es der Geistlichkeit niemals eingefallen Synoden zu halten; sie waren außer Brauch gekommen. In diesem Jahre hat sie den ersten Versuch gewagt sie wieder einzuführen, und es hat ihr Niemand die geringste Schwierigkeit dabei gemacht, was unter dem Königthum schwerlich der Fall gewesen

Digitized by Google

wäre. Ein noch bedeutenderer Schritt der Geistlichkeit ist die Installirung eines Dominikanerconvents im alten Karmeliterinnenkloster der Straße Vaugirard. Bekanntlich ist der ehemalige Advokat Lacordaire schon lange zu Rom Dominikaner geworden, hat es aber nie zuträglich gefunden sich in eine Mönchszelle einzusperren. Dasselbe Paris, in dem er ehemals als Praktikant herumlief, hat noch immer großen Reiz für ihn, und trotz seiner Kutte hat er der Welt nicht abgesagt. Im vorigen Jahre ließ er sich sogar als Repräsentant in die konstituirende Versammlung wählen, und gab wie so viele ein Tageblatt heraus. Er war aber doch so klug bald einzusehen, daß ein Dominikaner in einer Volksversammlung und an der Spitze einer politischen Zeitung eine lächerliche Rolle spielt; er zog sich von beiden zurück, und fuhr fort in Frankreich und im Auslande herumzuwandern, zu predigen und die Leute durch sein Rednertalent zu erbauen und in Erstaunen zu setzen. Er kehrte aber immer wieder zur hiesigen Kathedrale zurück, wo er in der Fastenzeit sogenannte geistliche Conferenzen hält, das heißt Predigten in vertraulichem Ton, erbauliche Reden ohne allen geistlichen Prunk. In solchen Conferenzen ist er Meister. Jetzt aber eröffnet sich ihm eine neue Periode der Wirksamkeit. Der Mann hat eine Handvoll Leute zu Dominikanern geworben, wo und wie wird nicht gesagt. Genug, sie standen auf einmal fix und fertig als Dominikaner da, und sind in diesen Tagen vom Erzbischofe von Paris feierlich in das ehemalige Kloster der Karmeliterinnen eingeführt worden, auf wessen Kosten und mit welchen Mitteln, darüber verlautet gleichfalls nichts. Jenes Kloster wurde zu Anfang der ersten Revolution durch die Ermordung der darin eingesperrten Geistlichen auf schreckliche Art berühmt. Seitdem sind Kirche, Kloster und Garten im alten Zustande geblieben, während alle andern Klöster, mit Ausnahme einiger ehemaligen Nonnenklöster, verschwunden sind und weltlichen Gebäuden und Anstalten Platz machen mußten. Als nach der ersten Revolution die öffentliche Ruhe wieder hergestellt war, kaufte die ehemalige Aebtissin, welche einer begüterten Familie angehörte, das Kloster und bezog es mit einigen Nonnen, ohne daß dieser Verein vom Staate als ein geistlicher Orden anerkannt wurde. Nach dem Tode dieser Aebtissin bezogen die Nonnen ein kleineres Gebäude, und das Kloster wurde vom Erzbischof von Paris mittelst einer unter den Reichen und Andächtigen veranstalteten Kollekte für mehr als eine Million Franken angekauft, um eine Vorbereitungsanstalt für junge Geistliche aufzunehmen. Dieß geschah vor etwa drei Jahren. Aus der Vorbereitungsanstalt zum Predigeramte wird nun unversehens ein Predigerkloster. Ein Convent der Art bestand bereits im südlichen Frankreich; vielleicht hat man ihn bloß nach der Hauptstadt verpflanzt und der Leitung Lacordaires übergeben, von welchem die Herrn Dominikaner das Predigen allerdings sehr gut lernen können. Die Stiftung dieses Klosters während der Republik ist eine sonderbare Erscheinung, welche freilich jetzt wenig auffällt, weil man zu sehr mit der Entlassung der Minister und dem Sendschreiben des wunderlichen Präsidenten der Republik beschäftigt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Der Kornhandel. — Die Cholera.

Der Handel florirt seit Aufhebung der Blokade wieder auf die erfreulichste Weise und Alles hat die Hände voll zu thun. Namentlich werden die während der Elbsperre fast aufgeräumten Artikel, Steinkohlen und Kaffee, in unglaublicher Menge herbeigeführt. In einer einzigen Woche langten vom letztern über 90,000 Säcke hier an; trotz dem ist der Artikel immer noch im Steigen, da die Ernte jenseits des Oceans nicht günstig ausgefallen seyn soll. Minder blüht, wegen der gesegneten Ernte, auch in England, der Kornhandel, der überhaupt der gefährlichste von allen ist. Es heißt hier vom Kornhändler: er müsse erst dreimal falliren, bevor er reich werden könne, und, wenn er es geworden sey, den Handel aufgeben. Diese anscheinend seltsame Erscheinung hat darin ihren Grund, daß Gewinn und Verlust von den Ernten in England abhängig sind. Läßt sich dort die Ernte eine Zeitlang schlecht an, gibt man sich folglich der Hoffnung hin, daß man dort auswärtiger Kornzufuhr bedürfen werde, so kaufen die Kornhändler nicht nur große Massen Getreide auf, sondern senden sie auch nach England, wo sie unter Verschluß der Regierung bleiben, bis durch eingetretenen Mangel ein Maximum des Preises erreicht ist; dann gibt die Krone die aufgehäuften fremden Vorräthe frei und es werden gute, oft sehr glänzende Geschäfte damit gemacht. Tritt aber der Fall ein, daß England, trotz des bösen Anscheins, doch seinen Bedarf selbst producirt, dann sind Fracht und Lagerungskosten verloren und es werden sehr schlechte Geschäfte gemacht, die nicht selten den allzuverwegenen Spekulanten gänzlich ruiniren. In neuester Zeit hat der Kornhandel hier einen großen Stoß durch den Umstand erlitten, daß die Amerikaner jetzt, mittelst der schnellen Beförderung durch die Dampfschiffe, Getreide, namentlich Weizen und Mehl von Welschkorn, nach England führen. Einen andern lukrativen Handelszweig, den mit Obst, haben die Franzosen an sich gerissen, da sie, vermöge ihres wärmeren Klimas und auch wegen der größern Nähe, England besser damit versehen können als wir, deren Obstsorten den französischen nachstehen. Vor wenigen Jahren noch ging fast Alles, was wir an gutem Kernobst, ja zum Theil selbst an Steinobst producirten, nach England und wir hatten die allertheuersten Preise, mochte der Himmel auch noch so freigebig gegen uns gewesen seyn. Im vorletzten Jahr scheint dieser Handel, wegen der französischen Zufuhren, nicht mehr rentirt zu haben, und so ist die frühere Fülle wieder da, auch der billige Preis. Gewiß ist, daß auch die Cholera ihren Antheil an letzterem hatte. Die Engländer, und auch viele Deutsche sind nämlich der Meinung, daß der Genuß des Obstes diese Seuche befördere, und enthalten sich demnach gänzlich desselben. Aus eigener, eine Reihe von Jahren hindurch gemachter Erfahrung glaube ich dieser Meinung widersprechen zu dürfen. In einer Gegend wohnend, wo die Cholera vorzugsweise ihre Opfer sucht, habe ich mich nie im Genusse reifen und guten Obstes — mit Ausnahme der Pflaumen, die sich wirklich als gefährlich erweisen — beschränkt und niemals böse Folgen davon gesehen. Als höchst gefährlich ist aber offenbar jede plötzliche Veränderung der gewohnten Lebensweise anzusehen, so wie auch große Furcht vor der Seuche. Am sichersten kommt allemal der davon, der sie gänzlich ignorirt. Sie hat auch hier im nun bald abgelaufenen Jahre wieder zahlreiche Opfer gefordert und namentlich unter den Säufern der niedern Volksklasse aufgeräumt. Sie traf auch mäßig lebende Arme, deren Lebensweise natürlich nicht so geregelt seyn kann, als die der höhern Stände. Sehr heiße, dabei dunstige Tage, wobei die Luft einen gelblichen Schein in unserer Gegend anzunehmen pflegt, vermehrten offenbar die Sterbefälle, während ein frischer Seewind, der einige Tage hindurch die Luft reinigte, sie allemal beschränkte. Der Mangel an Elektricität in der Luft ist, wie anderer Orten, während der Seuche auch hier beobachtet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 283. Montag den 26. November 1849.

Though it appear a little out of fashion,
There is much care in him.

Shakespeare.

Gottfried Auguſt Bürger.

(Fortſetzung.)

III.

Nach der Angabe ſeiner Biographen wäre Bürger 1760 nach dem Willen ſeines Großvaters Jakob Philipp Bauer * auf die Stadtſchule in Aſchersleben, von dort aber 1762 auf das Pädagogium zu Halle gebracht worden. Nach den Akten des Pädagogiums aber iſt Bürger ſchon am 8. September deſſelben Jahrs, wo er auf die Stadtſchule zu Aſchersleben gekommen ſeyn ſoll, in Halle recipirt. Ob demnach ſein ganzes Verhältniß zur Stadtſchule zu Aſchersleben ſammt dem komiſchen Vorfalle, welcher ſeine Entfernung von dort zur Folge gehabt haben ſoll, in das Reich der Fabel gehört, oder ob Alles dieſes nur in eine noch frühere Zeit fällt, wiſſen wir nicht. **

Bürgers Aufenthalt auf dem Pädagogium fällt in die lezten drei Jahre des ſiebenjährigen Krieges. Inſpektor war damals Johann Anton Niemeyer (Großoheim des jetzigen Direktors Niemeyer), welcher in den bedrängten Zeiten für die Scholaren große Sorgen hatte, da die nöthigſten Bedürfniſſe oft für ſchweres Geld nicht zu erhalten waren. Bald muß eine Conferenz ausfallen, weil eine Menge feindlicher Offiziere ſich herumführen läßt; bald hat ein brauchbarer Lehrer im Zeichnen plötzlich das Weite geſucht, und man erinnert ſich bloß ſeiner bedenklichen Worte: „daß doch kein beſſer Leben anjezo als das Soldatenleben ſey, indem Niemand Brod als nur dieſe Leute hätten.“ Sogar der Nachtwächter macht dem Inſpektor Sorge, und er hat Folgendes über ihn notirt: „Die Werbung iſt ſtark, und da er lang iſt, traut er ſich nicht auf die Straße zu gehen.“ In einer ſo tumultuariſchen Zeit erhielt der Dichter den bedeutendſten Theil ſeiner Jugendbildung. Der auf der Anſtalt herrſchende Geiſt, welcher von Niemeyer ausging, war der der ſtrengen lutheriſchen Orthodoxie, der jedoch hier einigermaßen von dem in der Kulturgeſchichte des vorigen Jahrhunderts Epoche machenden halleſchen Pietismus befruchtet geweſen zu ſeyn ſcheint. Im pietiſtiſchen Sinne wurden Lehrer und Schüler von ihm auf's ſtrengſte beaufſichtigt. Ueber das Betragen nicht allein der Schüler, ſondern auch der Lehrer führte er Buch, und wir lernen durch das, was Dr. Daniel ſehr ausführlich aus ſeinen Notizen über die lezteren mittheilt, zunächſt die Lehrer unſeres Dichters kennen.

Am 6. December 1762 notirte Niemeyer Folgendes, was hier Platz finden möge, nicht allein weil es für den damaligen Zuſtand der Anſtalt überhaupt, ſondern noch mehr, weil es für Bürgers Lieblingslehrer Leiſte, dem er ſelbſt, nach Althofs Biographie, den größten Einfluß auf ſich zuſchrieb und deſſen Natur jedenfalls für ihn etwas Anziehendes haben mußte, höchſt charakteriſtiſch iſt. „Zu meinem großen Kummer,“ ſo berichtet Niemeyer, „traf ich neulich Einige (Schüler)

* Er wird in den Akten des Pädagogiums meiſt „Hoſpitalproviſor,“ von ſeinem Schwiegerſohn im Kirchenbuche zu Molmerswende aber „Hofherr bei dem Hoſpital zu St. Eliſabeth in Aſchersleben“ genannt.

** Bürgers Alter wird in der Receptionsliſte des Pädagogiums auf dreizehn Jahre angegeben, was ganz mit der Angabe des Kirchenbuches zu Molmerswende ſtimmt, nach welchem nicht 1748, ſondern 1747 als das Geburtsjahr des Dichters zu nennen iſt.

Digitized by Google

auf Herrn Leiſtens Hinterſtube im Spiele an. Es war ein kleines Damenbrett, das man in die Taſche ſtecken konnte. Herr Leiſte war auf der Vorderſtube. Ich ſchalt und nahm das Ding weg; Herr Leiſte kam dazu und hörte meine Rede ſtillſchweigend an. Ich ging mit ihm bei Seite und er ſagte, daß er verſichern könnte, daß ſie nicht um Geld geſpielet, noch einige Unordnung dabei angefangen; das Damenſpiel ſey ein unſchuldiges Spiel, er habe es ſonſt mit Nutzen geſpielet und im Kloſter U. L. Frauen zu Magdeburg, wo er geweſen, ſey es auch erlaubt geweſen; daher, weil er gar nichts Böſes darin gefunden, habe er hier wohl einigemale ſelbſt mitgeſpielt u. ſ. w. Hierüber erſchrack ich nun nicht wenig, zumal meine Verweiſe ihn auf dieſe Weiſe vor den Scholaren mitbetroffen hatten. Ich redete darüber weiter mit ihm, ſagte kürzlich meine Meinung, die er auch endlich begriff, aber doch Vieles vorbrachte, was mit Herr R. Millers Gedanken in der Mosheimiſchen Moral übereinzukommen ſchien. — Vor einiger Zeit nahm ich dem Herrn Grafen Solms auch ein anderes Spielzeug weg. Es ſcheint, als ob unter unſern praeceptoribus mehrere wären, die noch ein ſamaritaniſch Chriſtenthum in der Theorie ſogar haben. Und wer weiß, ob nicht in Zukunft noch mehr dergleichen kommen werden."

Im Ganzen haben ſiebzehn verſchiedene praeceptores ordinarii längere oder kürzere Zeit auf dem Pädagogio an Bürger gearbeitet. Außer ſeinem Lieblingslehrer Leiſte, dem Niemeyer ein andermal geradezu vorwirft, daß er „noch gewaltig leicht, ungeſetzt und unordentlich" ſey, führen wir hier noch den Senior Collegii J. F. H. Leo an, von dem der Inſpektor unter Anderem ſagt: „Ehe man's denkt, verfällt er in traurige Gedanken und viele Bekümmerniſſen. Wenn aber der Körper nicht drückt, ſo iſt er ſehr aufgeklärt;" ferner A. F. Martini („Herr Martini bleibt bei dem Alten"); J. A. Schmidt; J. A. Niemann („einer unſerer beſten Praeceptorum. Seine Studia ſind nicht ſo ſtark als ſeine Treue"); B. A. Petri („ein bräuchlicher College") und Chriſtoph Chriſtian Sturm aus Augsburg („einen Anfang der Furcht Gottes ſcheint er zu haben, Studia hat er fleißig getrieben. Das donum didacticum iſt nicht ungeſchickt, Sitten ſind wohlanſtändig, das regimen, hofft man, wird ſich auch finden").

Während des erſten Semeſters nach Bürgers Reception waren die Scholaren von Hopfgarten und von Wagenſchütz ſeine nächſten Stubengenoſſen in dem Inſtitute. Beide kommen in Niemeyers Charakteriſtik übel weg. „v. Hopfgarten," ſchreibt er, „iſt ſehr ſchwach und macht ſich aus dem Wege zur Seligkeit eine Dornhecke." „v. Wagenſchütz iſt ein einziger Sohn, der ein ungeheures Vermögen hat und noch mehr erwerben ſoll; iſt ſchrecklich geizig." Von Michaelis 1761 bis Oſtern 1762 wohnte Bürger unter Andern mit dem nachmaligen Regierungsrath v. Wangerow zuſammen („hat ein ſchönes Gemüth, iſt gottesfürchtig und ſehr fleißig"); ferner mit Rudolphi und mit Behnsdorf aus Schwedt, — „der liederlichſte Knabe unter allen, die bei uns ſind," ſagt Niemeyer. Im Ganzen hat Bürger mit etwa hundert Jünglingen und Knaben längere oder kürzere Zeit auf dem Pädagogium zuſammengelebt. An berühmten Namen kommen darunter beſonders vor: der Theologe Knapp, der Kanzler Niemeyer und der Dichter Leopold Friedrich v. Göckingk.

(Fortſetzung folgt.)

Volksglaube in Niederſachſen.

(Fortſetzung.)

Die Sage von verſunkenen Schlöſſern, Dörfern und Städten iſt uns ſchon anderweitig geläufig. Urſache des Unterganges iſt, wie ſchon die Bibel lehrt, in der Regel ein ſündhaftes Leben; die Strafe vollzieht aber dann und wann auch der Teufel, indem er das nimmt, was ihm von Gottes und von Rechts wegen gebühret. So kommt es denn auch, daß in Weſtphalen von jedem See, der nur eine einigermaßen geheimnißvolle Lage hat, allerlei dunkle Sagen im Volke umhergehen, die die Entſtehung des Sees theils vor den Anfang, theils in den Lauf der Geſchichte verlegen. Bekanntlich iſt das Fürſtenthum Minden, die Grafſchaft Ravensberg, das Fürſtenthum Lippe und das Bisthum Osnabrück von zwei parallel laufenden Gebirgsäſten des Teutoburger Waldes eingeſchloſſen, die bei den Orten Bielefeld und Minden am weiteſten auseinandergehen, bei Osnabrück ſich verſchlingen und in öſtlicher Richtung an dem Weſergebirge ihre Baſis haben. Dieſe ganze eingeſchloſſene Thalung, lautet eine alte Sage, iſt zuerſt von einem aus weiter Ferne (Thüringen?) kommenden Manne bewohnt worden. Seiner ſchönen Tochter halber kam der Teufel mit ihm in Streit, der alsbald die bei dem Orte Lübbecke damals noch abfließenden Gewäſſer der Weſer abdämmte, um dadurch die ganze Thalung in einen Fiſchteich zu verwandeln. Aber über Nacht brach ſich das Waſſer in der Nähe von Minden durch die jetzige Porta Weſtphalica Bahn, und als der Teufel aus der gegenüberliegenden Bergkette einen gewaltigen Felsblock zur Ausfüllung des neu entſtandenen Weſerthores herbeiſchleppen will, entfällt ihm derſelbe beim Städtchen Blothow, dergeſtalt daß er ſelbſt unter dem Felſen ſein Grab findet. Der dadurch

Digitized by Google

entſtandene Berg heißt bis auf den heutigen Tag der Bodenſtapel; aufgehört hat aber ſeit jenen Tagen der Gigantenkampf, und die Thalung iſt allmählig bevölkert worden.

Anderer Natur als dieſe kosmogoniſchen Sagen, die den Krieg des Chaos mit dem Kosmos zum Gegenſtande haben, ſind die ſpäteren Sagen, die an einem ſchon bewohnten Orte in Folge ſtrafbarer Handlungen der Bevölkerung einen See entſtehen laſſen. Ich will ein Beiſpiel anführen. Im Osnabrückſchen liegt ein Kirchſpiel Alfhauſen. Ehemals ſtanden an deſſen Stelle nur einzelne Wohnungen, deren Bewohner über die große Weſterholter Heide nach Merzen zur Andacht gingen. Mitten in der Heide aber, in der Nähe der alten Hünengräber, ſtand ein Krug, in dem ſich die Leute von ihrem weiten Wege zu erholen pflegten. Der Wirth hatte aber ſtets nur ſeinen Vortheil im Auge, nöthigte zum Trinken, gab immer vor, daß es zur Meſſe noch vollauf früh genug ſey. Dafür ſtrafte ihn endlich nach vielfacher vergeblicher Warnung Gottes Hand; ſein auf einem Hügel gelegenes Haus verſank plötzlich, und an die Stelle deſſelben trat eine „Waterkiule“ (Kiule, ein ſumpfiger Teich), die noch jezt der „Alfenkrug“ genannt wird. Die merkwürdige Sage erzählt nun weiter: An der Stelle, wo das Haus verſunken iſt, war es niemals ſo ganz richtig. Dann und wann ſtieg aus der „Kiule“ eine Geſtalt herauf, „Alke“ genannt, die ſich auf die Anhöhe begab, ſich ſonnte und das Haar kämmte, wie glaubhafte Schäfer oft geſehen haben. Wenn aber einer um die „Kiule“ herumgeht und dreimäl ruft: „Alke komm, gehſt du mit?“ dann ſchießt er als Drache herauf, ergreift ihn und zieht ihn mit ſich in den Abgrund.

Am häufigſten greift der Teufel in das gewöhnliche Leben ein, indem ſich ihm jemand gegen Gewährung von Glücksgütern zu eigen gibt. Nichts liebte bekanntlich der Deutſche heftiger, als rothes Gold; aber der Beſitzer des Nibelungenſchatzes iſt den Mächten der Unterwelt verfallen: der Zwerg Alberich wird von Siegfried erſchlagen, Siegfried von den Burgunden, die Burgunden von den Hunnen. In welcher Form noch jezt der Pact mit dem Teufel geſchloſſen wird, habe ich nie in Erfahrung bringen können; eben ſo nicht die concreten Bedingungen, unter welchen der Teufel ſeine Dienſte leiſtet. In lezterer Beziehung kann ich jedoch Folgendes mittheilen. Vor etwa zwölf Jahren lebte in einem weſtphäliſchen Dorfe ein Bauer, von dem es dorfkundig war, daß er von Zeit zu Zeit Lieferungen an Geld und Fleiſch vom Teufel erhielt, und zwar vermittelſt ſeiner Frau. Dieſe Frau erkrankte aber im Winter dergeſtalt, daß ſie lange und heftig mit dem Tode zu ringen hatte. Drei Tage vor dem Tode hieß es, daß man von ihrer Kammer aus bis zum Kirchhofe hin die Spur eines Schlitten im Schnee verfolgen könne, eines Schlitten, der offenbar nächtlicherweile dieſe eine Stunde weite Strecke gefahren ſeyn müſſe. Vor und in ihrer Todesſtunde ereigneten ſich im Wohnhauſe allerlei grauenerregende Vorfälle, die mir zwar damals von dem Geſinde des Bauern mitgetheilt worden ſind, mir aber nicht mehr ſo genau im Gedächtniß haften, daß ich ſie noch heute zu erzählen im Stande wäre. Als die Frau begraben wurde, habe die Frau des Schullehrers, die Mutter und der Schwiegervater deſſelben, eben ſo noch eine Anzahl anderer glaubwürdiger Perſonen des Dorfs, es deutlich geſehen, daß der Sarg nicht auf dem Leichenwagen, ſondern auf einem eigenen kleineren, hinter dem Allen ſichtbaren Leichenwagen herfahrenden Wagen geſtanden hat. Weiterhin, in höher gelegenen Gehöften und Dorfſchaften hat man wahrgenommen, daß der Wagen nicht von Pferden, ſondern von vier Enten gezogen worden iſt.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſezung.)

Kartoffelkrankheit. — Witterung.

Die auch in dieſem Jahre ſich zeigende Kartoffelkrankheit bot mir Gelegenheit zu einer höchſt auffallenden Bemerkung. Auf einem Kartoffelfelde, aus dem man, weil es Frühkartoffeln waren, die Frucht ſchon um die Mitte des Sommers geerntet hatte, erblickte ich eine Menge junger, friſch ausſehender Kartoffelpflänzchen von etwa einem Fuß Höhe. Da nun bekanntlich die etwa in der Erde zurückgebliebenen Kartoffeln in demſelben Jahre nicht wieder keimen und treiben, war mir dieſe Erſcheinung auffallend und ich erkundigte mich bei dem Beſitzer des Feldſtücks, ob man dergleichen ſonſt ſchon wahrgenommen habe. „Ja,“ war die Antwort, „aber erſt ſeit wir die Kartoffelſeuche

Digitized by Google

haben. Im vorigen Jahre schlugen hier so viele Kartoffeln wieder aus, daß ich mein Vieh auf dieses Feld trieb, weil es wieder ganz grün war. Aber es sind nur die von der Seuche ergriffenen Kartoffeln, die so wieder ausschlagen, nicht die gesunden." Ich überzeugte mich durch Ausgraben mehrerer dieser Pflanzen von der Wahrheit dieser Behauptung: alle wieder ausgegrünten Knollen waren, bis auf ein einziges gesund gebliebenes Auge, so krank, daß sie mir in der Hand zerrannen. Ich empfehle unsern Naturforschern weitere Untersuchungen, die vielleicht zur Erforschung der Ursache der Krankheit und dadurch zu deren Beseitigung führen. Höchst auffallend ist es jedenfalls, daß der kranken Knolle eine Triebkraft beiwohnt, die der gesunden nicht eigenthümlich ist. Daß die Krankheit von den Blättern ausgeht, und von diesen erst auf die Stengel, dann auf die Knollen sich fortpflanzt, ist bekannt, vielleicht aber noch nicht, daß oft eine einzige Nacht hinreicht, ein bis dahin anscheinend mit gesunden Kartoffeln besetztes Feld in ein krankes zu verwandeln. Sollte der wahrgenommene Mangel an Luftelektricität die Pflanze, wie bei der Cholera die Menschen, krank machen? — An den Thieren nahm man dießmal nicht, wie in den frühern Jahren, Choleraerscheinungen wahr; selbst die Fische, die sonst zu Tausenden todt auf dem Wasser umherschwammen, blieben dießmal verschont. — Auch die Witterung des verflossenen Sommers bot Stoff zu mannigfachen Beobachtungen. Die Temperatur war ungewöhnlich niedrig, selbst bei Süd- und Westwinden, und die lezteren herrschten dermaßen im Frühlinge vor, daß auf etwa zehn Tage mit Westwind nur ein Tag mit Ost- oder Nordwind kam. Dann wurden die lezteren im Sommer fast in eben dem Maße vorherrschend und brachten uns, wider die Gewohnheit, Ströme von Regen, bei denen aber Alles trefflich gedieh, obschon höchst langsam reifte. Schon zu Anfang Oktobers sank in mehreren Nächten die Temperatur unter Null, hob sich dann aber gegen das Ende des Monats zu zehn bis fünfzehn Grad Wärme, welcher Wechsel auffallend genug nicht ungünstig auf den Gesundheitszustand wirkte und die fast erloschene Cholera nicht wieder anfachte. Wir leben in jeder Beziehung in einer ungewöhnlichen Zeit.

(Schluß folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die Geistlichkeit und die Universität.

Die Geistlichkeit verliert sehr viel durch das Abtreten des Unterrichts- und Cultusministers Fallour, der, wie man weiß, dem römischen Stuhle und der Geistlichkeit mit Leib und Seele ergeben war, und ein Gesetz entworfen hatte, durch das die Universität das Recht der Oberaufsicht über den öffentlichen Unterricht im Staate verlor und der Geistlichkeit das unbeschränkte Recht des Unterrichts zuerkannt wurde. Außer den Tageblättern l'Univers und Gazette de France, dem ältesten Pariser Tagblatt, da es schon weit über ein Jahrhundert besteht, hat die katholische Geistlichkeit ein Organ ihrer Gesinnungen und Wünsche an der Zeitschrift le Correspondant, das den Akademiker und Aufseher des Antikenkabinets Ch. Lenormant zum Hauptredakteur hat und auch den Exminister Fallour unter seinen Mitarbeitern zählt. Als Gegenstück dieses Organs kann die Zeitschrift «la liberté de penser» gelten, welche hauptsächlich von jungen Professoren der Philosophie an den Universitätsanstalten geschrieben wird. In eines der lezten Hefte ließen dieselben arglistig einen Aufsatz mit der Unterschrift Thiers einrücken, so daß man glauben konnte, der ehemalige Minister, der vor einiger Zeit eine sehr erbauliche Rede zu Gunsten der weltlichen Macht des Papstes und der von der französischen Regierung ergriffenen gewaltsamen Maßregeln wider die römische Republik in der gesetzgebenden Nationalversammlung gehalten hatte, gehöre zu den Mitarbeitern der Zeitschrift „die Denkfreiheit" und habe somit den Gesetzesentwurf seines Freundes Fallour bekämpft; denn dieß schien der direkte Zweck des Aufsatzes. Es verhielt sich aber damit anders. Unter der Regierung Ludwig Philipps, als der Minister Salvandy einen Gesetzesentwurf über das Unterrichtswesen eingereicht hatte, welcher liberaler war als der Fallour'sche, hatte Thiers als Berichterstatter einen Bericht verfaßt, der die Grundsätze, auf die der Entwurf sich stützte, bekämpfte und zum Theil widerlegte. Diese seine Gegengründe haben nun die boshaften Herausgeber der „Denkfreiheit" als einen neuen Aufsatz, und als eine Streitschrift wider den jüngsten Gesetzesentwurf über das Unterrichtswesen wieder abgedruckt, ohne das geringste hinzuzufügen, was den Leser hätte aufklären können. — Gerade die philosophischen Vorträge an den Universitätsanstalten sind der katholischen Geistlichkeit ein Dorn im Auge, und sollte sie einmal zur Herrschaft gelangen, was freilich nicht sehr wahrscheinlich ist, so wären die jungen Professoren bald von ihren Lehrstühlen verjagt. Schon jezt gelingt es ihr protestantische und israelitische Professoren der Philosophie, wie es deren mehrere gibt, von den Lehrstühlen in der Provinz auf mittelbare Art zu verdrängen. In der Hauptstadt ist dieß schwieriger. Professor Franck, ein Israelit, gehört zu den ausgezeichneten Lehrern der Philosophie und ist auch Mitglied der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften. Gegen ihn vermag die Geistlichkeit nichts. Wenn ihre Blätter jemand, der ihnen mißfällt, verunglimpft haben, so hat das Ding ein Ende. Trotz dem hat die Geistlichkeit, wie gesagt, sich über die vorjährige Revolution gar nicht zu beklagen. Es wird ihr bei allen feierlichen Gelegenheiten gehuldigt, es wird ihr bei ihren Verrichtungen nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt. An der Wiederherstellung der Kathedrale wird rastlos gearbeitet, und die neu angebaute Sakristei im Styl der Kirche ist ihrer Vollendung nah. Von dem Bau der neuen St. Clotildenkirche in gothischem Styl habe ich unlängst berichtet. Die Façade der St. Gervatiuskirche, welche Façade zwar als ein Meisterwerk gepriesen wird, aber modern ist und zur gothischen Kirche gar nicht paßt, wie dieß bei mehreren alten Kirchen in Paris der Fall ist, wird mit großen Statuen geschmückt, und man hat nebenstehende Häuser abgebrochen, um jene Façade ganz frei zu stellen, was nöthig war, damit sie ihren vollen Effekt machen konnte, und daneben, damit die Bewohner in der Nachbarschaft mehr Licht und Luft bekamen. Die lezte Cholera hat das gute gehabt, daß man die Nothwendigkeit, die engen, dunkeln Gassen des alten Paris allmählig zu erweitern, allgemein einsieht, und daß die Stadtbehörde so wie die Hauseigenthümer endlich anfangen sich nach Luft und Tageslicht umzusehen. In wenigen Jahren wird man freilich nicht damit fertig, und die Stadtkasse ist wie die des Staates durch die Revolution und später durch die Cholera allzusehr erschöpft worden, als daß sie in der nächsten Zeit die Kosten großer Veränderungen in der Stadt zu tragen vermöchte. Im Maße aber als alte Häuser und Straßen verschwinden, welche besonders von Taglöhnerfamilien bewohnt wurden, siedeln sich diese Familien nothgedrungen in den an Paris stoßenden Dörfern an, und so entsteht unmittelbar um Paris herum eine immer zunehmende Bevölkerung, welche, wenn man einmal die alten Zollmauern einrisse und die Barrièren bis zu den Festungswerken verlegte, was schon lange der Plan der Regierung ist, die Stadt beinahe um die Hälfte größer und volkreicher würde.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 284. Dienstag den 27. November 1849.

Auf die vielfachste Weise hat sich ein in seiner Allgemeinheit den Helden unbekanntes Wesen an die Stelle ihrer Gottheiten, Geister und Riesen eingedrungen, und eine Menge ähnlicher oder widerstrebender Eigenschaften in sich vereinigt.

J. Grimm.

Volksglaube in Niedersachsen.

(Fortsetzung.)

Ferner sind noch lange nach dem Begräbniß in der ehemaligen Wohnung der Frau allerlei unheimliche Dinge geschehen, bis der Bauer sich wieder verheirathete und dadurch das Grauenerregende beseitigte, das noch an seiner Person haftete. Es trugen sich diese Vorfälle, wie bereits gesagt, vor etwa zwölf Jahren zu, und mehrere Wochen hindurch bewegte sich in den umliegenden Dorfschaften das Tagesgespräch lediglich um diesen merkwürdigen Todesfall. Ich bin sogar selbst zugegen gewesen, als der Bauer den Schullehrer später zur Rede stellte ob der Aeußerungen seiner Angehörigen über den erwähnten Leichenzug. Der Schullehrer, ein sonst sehr gebildeter Mann, schüttelte, als man ihm nach der Entfernung des Bauern das Gesehene abermals hoch und theuer versicherte, ganz bedenklich und nachdenklich den Kopf.

Der Name des Teufels, der Geld, Fleisch u. s. f. bringt, ist „Dräke" (Drache). Er hat die Gestalt eines Erntebaumes, zieht durch die Giebelspitze oder durch das sogenannte Hahnenloch — ein Schornstein findet sich auf allen westphälischen Bauernhäusern nicht — und wirft die Schätze durch die Oeffnung des Kornbodens, „Balkenluke." Und zwar geschieht dieß zur Nachtzeit um den zwölften Glockenschlag, so daß er dann nicht selten von diesem oder jenem bemerkt worden ist. Die Mittel, wodurch nach gewöhnlicher Angabe ein derartiges Sehen möglich gemacht wird, sind mir unbekannt; doch erinnere ich mich noch, daß die Schätze von keinem Andern in Empfang genommen werden können als von dem, der sich dem Teufel ergeben hat. Für jeden dritten, der sich durch List des Geldes hat bemächtigen wollen, hat es sich noch immer in Pferdekoth verwandelt. Aber das Sehen des Drachen ist in der Regel mit großen Gefahren verknüpft. Eine Sage wird das beweisen. Es war einmal, lautet dieselbe, ein Pastor in Achetrien (im Osnabrück'schen), der ganz arm in's Land gekommen, aber gar bald ein sehr reicher Mann geworden war. Und das hatte sich also zugetragen. Er stellte am Donnerstag Abend unter dem Schornsteine einen Topf auf das Feuer — aber nicht anders, als am Donnerstag Abend — und am andern Morgen war der Topf ganz voll von Geld; das brachte ihm ein feuriger Drache, der Nachts ganz „schluie" (schwedisch slug, dänisch slu, isländisch slaegr, hochdeutsch schlau, verschlagen) durch den Schornstein kam und aus seinem Halse das Geld in den Topf spie. Einst wollte nun der Pastor sehen, wie der Drache das mache, und sah durch die bloß angelehnte Stubenthür. Das sah aber der Drache und spie ihm zwei glühende Kugeln in die Brust, so daß ihn am andern Morgen die Leute mit gebrochenem Genicke todt in der Stube liegend fanden.

Wie gesagt, ich weiß nicht, auf welchem Wege sich ein Pact mit dem Drachen schließen läßt. Dagegen taucht hie und da wohl eine Sage auf, nach der er ungerufen kommt, um den Menschen Böses zuzufügen. Das hat der Bauer Bremme zu Kechtingen (im Osnabrück'schen) erfahren. Dieser arbeitete einst auf seinem Felde, als ein Drache angeflogen kam, ihn aufhob und mit ihm über Land und Wasser davonflog. Als der Drache endlich über einem großen Wasser schwebt, spricht er: „Bremme, segne dich!" Da sagt Bremme: „Nein, das thue ich nicht." Da

Digitized by Google

sagt der Drache wieder: „Bremme, segne dich!“ — „Ich thue es nun einmal nicht,“ antwortet Bremme. Da sagt der Drache zum drittenmal: „Bremme, segne dich!“ Sagt Bremme: „ich habe es dir schon zweimal gesagt, ich thue es nicht!“ Denn hätte er sich gesegnet, so durfte der Drache ihn fallen lassen, und Bremme wäre in dem großen Wasser ertrunken. Darum that er es nicht, und der Drache, als er sah, daß Bremme einen harten Kopf hatte, mußte ihn wieder hinbringen, wo er ihn genommen hatte, und konnte ihm kein Leid anthun.

So freigebig der Teufel ist gegen den, der sich ihm verschrieben hat, so darf das von ihm herrührende Geld doch niemals zum Bau einer Kirche verwendet werden. Es scheint, als ob hier noch die Lehre von den Indulgenzen oder wenigstens die Anschauungsweise, auf der diese Lehre beruht, eine Rolle spielte. Ueberhaupt ist der Teufel sehr schlimm auf die Kirchen zu sprechen. Zahlreiche Sagen legen hievon Zeugniß ab. So sieht man an der einen Seite der Extersteine (bei Detmold) Spuren einer Flamme, was nach der Volkssage die Stelle ist, wo sich der Teufel gegen die Wand gestemmt hat, um das im Gestein sich befindende christliche Heiligthum zu zerstören. Eine andere Sage von dem Hufeisen auf dem Ueberwassers-Kirchhofe zu Münster lautet also: Als die Liebfrauen Kirche in Münster gebaut wurde, sah der Teufel mit großem Verdrusse diesem herrlichen Baue zu und sann auf allerlei Mittel, das gottgefällige Werk zu hintertreiben. Endlich beschloß er durch List die Sinne des Baumeisters zu bethören, schminkte sich, flocht seine Haare in Zöpfe und kam, mit schönen Frauenkleidern angethan und mit seidenen Handschuhen und köstlichen Edelsteinen geziert, auf den Bauplatz. Allein der Baumeister ließ sich nicht irre machen. Auf seinen Maßstab gestüzt, hörte er, ein zweiter Odysseus, unbewegt die Reden der schönen Frau und wies selbst Geld und Edelsteine, welche sie ihm bot, zurück. Da ergrimmte der Teufel, stampfte zornig mit dem Fuße und verschwand mit Hinterlassung eines großen Gestankes. Sein Pferdefuß aber hatte sich in den Stein, auf welchen er trat, abgedrückt, so daß die Spur des Hufeisens noch heutigen Tages auf dem Ueberwassers-Kirchhofe sichtbar ist.

Damit wären wir denn glücklich bei dem allbekannten Teufel mit dem Pferdefuß angekommen. Was derselbe für Ränke und Streiche spielt, ist weltbekannt. Vor allem holt er dann und wann Leute, die sich durch einen ganz vorzüglich schlechten Lebenswandel ausgezeichnet haben, und zwar in dem Augenblicke, wo sie ihn bei Namen nennen. So versank einst bei Ickor eine Frau, die des Weges fuhr und dem Fuhrmann, als die Pferde wegen des schlechten Bodens nicht mehr voran konnten, zurief: „Nun, fahr doch zu in's Teufels Namen!“ Da bricht, als der Kutscher die Pferde antreibt, die Deichsel, die Stränge reißen und der Wagen sammt der Frau versinkt, während Fuhrmann und Pferde glücklich davon kommen. An der Stelle, wo dieß geschehen, ist jezt ein tiefer Teich. — Noch schlimmer erging es einst dem Amtmann Timphut in Münster. Dieser Mann wohnte zu der Zeit, als noch Nonnen im Tilskenkloster waren, nahe bei demselben, war sehr hoffährtig und fuhr immer mit Wagen und Pferden umher. Dabei trug er einen grünseidenen Rock, eine lange weiße Perrücke und einen so großen „Timphut,“ daß ihn die Leute immer Amtmann Timphut hießen. Auf Scholastikas Tag (10. Februar) war nun immer ein großes Fest im Tilskenkloster, und am Tage vorher und den ganzen Festtag wurde so geläutet, daß jeder Christenmensch seine Freude daran hatte. Das war aber dem Amtmann nicht nach der Mütze, und er ließ den Nonnen zu verschiedenenmalen sagen, sie sollten das „unweise“ Läuten daran geben, da er bei demselben seine Geschäfte nicht verrichten könne. Aber man kümmerte sich nicht darum. Als er nun gerade einmal am Scholastikastage vorbeifuhr, bekleidet mit dem grünseidenen Rocke, auf dem Kopfe die weiße Perrücke und den Timphut, und eben die Glocken so recht im besten Gange waren, da sah er nach dem Thurme hinauf und rief: „Scholastika, Scholastika, ich wollte, daß dich der Teufel holte!“ Kaum hatte er das gesagt, als sofort zwei glühende Teufel durch die Luft kamen, und Wagen und Pferde mitsammt dem Amtmann Timphut sanken in die Erde hinein. Hier hat er lange in der Erde gewühlt, bis endlich 1821 der Tilskethurm von seinem Wühlen eingestürzt ist, seit welcher Zeit er auf den benachbarten Straßen spuckt. Er sezt aber die Füße nicht auf die Erde, wie ein anderer Mensch, sondern er geht immer ungefähr eine Elle über der Erde in der Luft, und das kommt daher, daß er früher in seinem Leben niemals zu Fuß hat gehen wollen.

(Schluß folgt.)

Gottfried August Bürger.

(Fortsezung.)

Das äußere Wohlbefinden Bürgers war während seines Aufenthaltes auf dem Pädagogium kein ungestörtes und die für diese Behauptung vorkommenden Notizen sind für die Geschichte seiner lezten Lebensjahre und seiner lezten Krankheit nicht ohne Wichtigkeit. Im Sommer 1761 litt er an Blutauswurf, im Januar 1762 am rothen Friesel. Ueberhaupt aber muß seine ganze Erscheinung etwas Unansehnliches gehabt haben, bemerkt Dr. Daniel; wenigstens haftet ihm in

Digitized by Google

Niemeyers Munde das Prädikat „des Kleinen“ faſt mit derſelben Zähigkeit an, wie jenem Töffel im Dorf, das an die Mulde ſtieß. Der kleine Bürger iſt krank — dem kleinen Bürger ſind vier Thaler geſtohlen; noch bei ſeinem Abgange, als faſt ſechzehnjähriger Primaner, heißt er unabänderlich „der kleine.“

Nach den Erzählungen ſeiner Biographen aber wuchs Bürger nicht bloß langſam am Leibe, ſondern auch an der Seele. Bis zum zehnten Jahre ſoll er wenig mehr als deutſch leſen und ſchreiben gelernt, im Lateiniſchen aber ſehr langſame Fortſchritte gemacht haben. Dabei habe aber Bürger ſelbſt immer verſichert, daß überhaupt nichts, was er in ſeinem ſpäteren Leben erlernt, ihm die geringſte Mühe und Anſtrengung gekoſtet habe. Der Zuwachs an Kenntniſſen durch ſeine Lehrer oder durch Bücher ſey ſehr unbedeutend geweſen, da es ihm in den Lehrſtunden an Aufmerkſamkeit und außer denſelben an Geduld gefehlt habe, irgend eine Schrift durchzuleſen. Oft wundere er ſich, wenn er einen Blick in die Vorrathskammer ſeiner Kenntniſſe hinein thue, wie und woher der Plunder alle hineingekommen ſey. Das Meiſte ſey ihm hie und da wie von ſelbſt angeflogen. — Dieſe Berichte aus dem Knabenalter ſcheinen Dr. Daniel ſehr übertrieben, die Worte des Dichters, obwohl immer etwas Wahres darin liegen mag, nicht frei von Ruhmredigkeit und einer gewiſſen burſchikoſen Renommiſterei. Die Vortrefflichkeit ſeiner Anlagen wurde alsbald erkannt, und wäre über Mangel an Fleiß zu klagen geweſen, ſo würden ſich ganz gewiß darüber eben ſo gut Mittheilungen in den Akten des Pädagogiums vorfinden, als über die Trägheit anderer Scholaren. Bedürfte es aber noch weiterer Zeugniſſe dafür, daß Bürger ein tüchtiger, fähiger Knabe geweſen, ſo würde nach Daniels Meinung ſchon das öftere Auftreten bei den ſogenannten Actus davon Kunde geben, daß man ihn unter die begabteren Schüler rechnete, mit denen man ſich ſchon ſehen laſſen konnte.

Bereits am 29. Januar 1761 hat der ſpäter ſelbſt ſo arg verſchrieene Dichter »contra eos, qui contumeliose maledicunt« eine deutſche Rede bei einer Schulfeierlichkeit gehalten. Zum 24. Juli 1761 prangt auf dem Conſpectus ein Carmen latinum: »non titulos, sed merita esse aestimanda,« — und damit vertheidigte der kleine Bürger einen Grundſatz, von deſſen Wahrheit die Lebensphiloſophie des ſpätern Epigrammatiſten und politiſchen Dichters auf's Tiefſte durchdrungen war. — „Es war damals die Zeit, in der Goethe und ſeine Schweſter hinter dem Ofen Satans und Adramelechs Geſpräche zu des Vaters Schrecken recitirten, und auch bei den Reden, Oden u. ſ. w., welche bei den öffentlichen Redeübungen der Schule? etwa ſeit 1751 gehalten wurden, machte ſich der Einfluß des Klopſtock'ſchen Meſſias auf die Gemüther merkbar geltend, ſo daß Niemeyer, dem die Orthodoxie des Meſſias verdächtig ſeyn mochte und der daher dieſe Rückſichtnahme auf das gefeierte Epos gar nicht gern ſah, einmal zu einer Schulfeierlichkeit bemerkte: „Unſer Actus vom 2. Februar 1764 war artiger und weniger Klopſtockiſch als ſeit vielen Jahren.“ Auf dem den 1. und 2. April 1762 gehaltenen Actus opferte auch Bürger, welcher ſpäter einmal dadurch, daß er in einer Verſammlung des Göttinger Dichterbundes auf Wielands Wohl zu trinken wagte, einen Sturm des Unwillens heraufbeſchwor, der allgemeinen Klopſtocksbegeiſterung, indem er mit dem Scholaren v. Schmiedeberg »concilium patrum et angelorum in monte Golgatha« ſchilderte. Auch half er ein großes Jubel- und Freudenfeſt des folgenden Jahres mit verherrlichen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Reformen in den Abgaben.

Einſtweilen wird man damit noch zaudern, da es dem Volke ſehr mißfallen müßte, wenn es den Wein, den es außerhalb der Barrièren wohlfeiler bekommt, verzollt, mithin theurer bezahlen müßte. Dieſer Wein iſt zum Theil abſcheulich verfälſcht; aber darauf ſieht der Pöbel nicht; er bekommt ihn wohlfeil, dieß iſt für ihn die Hauptſache. Im vorigen Jahre hatte man beſchloſſen, die Trankſteuer, welche allerdings in den Städten, wo der Municipalzoll dazu kommt, ſehr drückend iſt, abzuſchaffen, aber erſt von 1850 an. Es war dieß die Zeit, wo man glaubte man habe nur Abgaben aufzuheben, um die Leute glücklich zu machen. Seitdem aber iſt man weiſer geworden. Die Revolution hat die Staatskaſſe nicht nur nicht bereichert, ſondern im Gegentheil geleert, obgleich zur Einweihung der proviſoriſchen Regierung dem Lande eine außerordentliche Steuer aufgelegt worden war. Man hatte damals auch die Fleiſch- oder vielmehr Viehſteuer abgeſchafft. Das Fleiſch wurde aber deßhalb nur um ein geringes wohlfeiler, und man ſah nachgerade ein, daß die Aufhebung der Steuer weniger dem Volke als den Viehhändlern und Metzgern zu Gute kam. Eben ſo würde es wahrſcheinlich

Digitized by Google

bei der Weinſteuer gehen; die Trinker würden von der Erleichterung weniger ſpüren als die Weinhändler und Wirthe. Dieß kommt daher, weil eine Steuer, wenn ſie lange im Brauche geweſen iſt, den Preis der Waaren gewiſſermaßen beſtimmt, ſo daß ſich das Volk allmählich an dieſen Preis gewöhnt und ſich nach demſelben richtet. Wird nun die Steuer plötzlich abgeſchafft, ſo vereinigen ſich die Kaufleute, vermindern den Preis nur wenig und ſtecken den neuen Profit in die Taſche. Hiemit ſoll jedoch nicht geſagt ſeyn, daß es nicht klug wäre, drückende Auflagen zu mindern oder ſelbſt aufzuheben. Der Staat ſehe aber zu, daß ſolche Maßregeln wirklich dem Volke im Allgemeinen, nicht einem einzelnen Stande erſprießlich ſind. Auch die Aufhebung der Salzſteuer hat keine ſo bedeutende Erniedrigung des Preiſes des Salzes bewirkt, als man zu erwarten berechtigt war. Ueberhaupt iſt es traurig, daß ein Land wie Frankreich, das ſo reichlich mit Salzquellen geſegnet iſt, und außerdem ſo bedeutende Salzmaſſen am Meeresufer ſammelt, dieſe Waare ſo theuer bezahlt. Aber, erwiedern die Finanzmänner, welche Produkte ſollen wir denn beſteuern, wenn nicht die, welche Jedermann conſumirt? Wo ſollen wir das dem Staate unentbehrliche Geld hernehmen, wenn nicht von allen täglich geſteuert wird? Hierauf antwortet nun freilich der Friedenskongreß: Schafft die ungeheuern Kriegsheere ab, laßt die jungen Leute ihren friedlichen Gewerben nachgehen, ſtatt ihnen die Flinte in die Hand zu geben. Leider aber hat man ſeit Februar 1848 eingeſehen, daß die Heere nicht immer unnütz ſind, und auch dazu dienen können, den Frieden im Innern zu erhalten. — Das Briefporto iſt bekanntlich ſeit dem vorigen Jahr ſo weit herabgeſetzt worden, daß alle Briefe von einem Ende des Reiches zum andern nur vier Sous Porto koſten; ſogar die Briefe von und nach Algier koſten nicht mehr, nur dürfen ſie ein beſtimmtes Gewicht nicht überſteigen; in dieſem Falle wird das Porto verdoppelt. Man hat es in der Bequemlichkeit ſo weit gebracht, daß man mit einem ganz kleinen Inſtrument, in welchem zugleich Bleiſtift, Siegel und Feder vereinigt ſind, das Gewicht des Briefs ſelbſt abmeſſen kann, ehe man denſelben zur Poſt ſchickt. Man kauft die Frankoſtempel für vier Sous und klebt ſie auf, worauf man den Brief bloß in den nächſten Briefkaſten zu werfen braucht, ohne mit der Poſt das geringſte zu ſchaffen zu haben. Ich habe in meinem Leben Städte geſehen, wo die Poſtbeamten ſich eben nicht durch Höflichkeit auszeichnen. Dort wäre eine ſolche Einrichtung ganz beſonders erwünſcht. Wiegt der zu frankirende Brief mehr als das geſetzliche Gewicht, ſo klebt man zwei oder drei Stempel auf. In einigen Tageblättern äußert man die Beſorgniß, dieſe Poſtordnung möchte auch wieder aufgehoben und ſtatt eines einzigen Portos wieder ein verhältnißmäßiges eingeführt werden. Andere bezweifeln aber mit Recht, daß die Poſt beim jetzigen Tarif wirklich Verluſt erleide.

(Schluß folgt.)

Hamburg, November.

(Schluß.)

Theater.

Auf unſern Bühnen regt man ſich tüchtig, aber mit dem pekuniären Erfolg ſieht es wohl noch immer traurig aus. Zwar laufen die Männer nicht mehr, wie noch vor Kurzem, in die Vereine; allein man hat durch den Ernſt der Zeit den Geſchmack an der Bühne ſo ziemlich verloren und es bedarf ungewöhnlicher Reizmittel, z. B. der Erſcheinung eines Klapka, um die Räume zu füllen. Auch zeigt ſich großer Mangel an neuen größern Dramen und ſelbſt kleine tauchen nur ſelten auf. Eines bedeutenden Erfolges erfreute ſich ein von Friedrich aus dem Franzöſiſchen überſetztes oder vielmehr bearbeitetes Luſtſpiel: „Der Volksvertreter auf Urlaub.“ Faſt gleiches Glück machten zwei Luſtſpielchen von dem ſich während des Sommers in unſerer Mitte aufhaltenden Feodor Wehl: „Eine Frau, welche Zeitungen lieſt,“ und „Caprice aus Liebe und Liebe aus Caprice.“ Auf dem Thalia- oder zweiten Theater, ſind es vorzüglich die kleinen Singſpiele, welche durch regſames und heiteres Spiel Glück machen. Auch wenden ſich die Verfaſſer derſelben gewöhnlich damit zuerſt an dieſe Bühne, von wo ſie dann auf andere vaterländiſche Theater übergehen. Das Thaliatheater beſitzt für dieſe Vaudevilles in Stiegmann einen trefflichen Componiſten. Es iſt überhaupt erfreulich, daß man dieſes heitere Genre, in dem die Franzoſen ſo Meiſterhaftes liefern, wieder bearbeitet, und wenn gleich den deutſchen Darſtellern die Anmuth und der Witz der Franzoſen zur Zeit noch fehlt, ſo ſieht man doch, daß ſie bereits viel weiter als früher darin fortgeſchritten ſind. Einen umſichtigeren und thätigeren Schauſpieldirektor als Maurice hat Hamburg ſeit Schröder ſchwerlich gehabt. Man macht es dem Mann zum Vorwurf, daß er das große Drama auf dem dafür beſtimmten Stadttheater vernachläſſige, daß er wenige ältere berühmte Tragödien und neuere faſt gar nicht gebe. Aber man gehe in's Theater, wenn klaſſiſche Stücke aufgeführt werden; man ſehe die ſchauderhafte Leere der Logen und des Parterres, und wundere ſich dann noch, daß ſolche Darſtellungen nicht öfter wiederholt werden. Was aber die neuern dramatiſchen Erzeugniſſe anbelangt, ſo werden ſie, wenn ihnen nur irgend ein guter Ruf vorangeht, ſofort zur Aufführung gebracht, leider aber ſehr ſelten mit günſtigem Erfolge: einmal, weil unſere jetzigen Dichter es in der Regel verſchmähen, ihre Dramen bühnengerecht zu machen, und dann auch, weil das große Publikum noch nicht gebildet genug iſt, um mit Vergnügen philoſophiſche Probleme auf der Bühne löſen, oder ſie ohne Löſung vortragen zu hören. Man klagt die jetzige Direktion unſerer beiden Haupttheater ferner wegen des fühlbaren Mangels an erſten Liebhaber- und Heldenſpielern an. Sie ſind aber nicht zu haben; unſere Zeit iſt arm an bedeutenden Bühnentalenten, und was davon etwa vorhanden iſt, dem fehlt entweder das allerunerläßlichſte Requiſit für Rollen der Art, die Jugend, oder es hat bei den Hoftheatern eine lebenslängliche Anſtellung gefunden. — Wenn ich mich dießmal weitläufiger als ſonſt über das Theaterweſen unſerer Stadt ausſpreche, ſo geſchieht es im gerechten Unwillen über viele unverdiente Anfeindungen, die die jetzige Direktion zu erleiden hat. Daß meine Feder keine bezahlte iſt, daß ich weder je eine Gunſt von der Direktion empfangen, noch begehrt habe, weiß dieſe ſelbſt am beſten; mein Urtheil iſt deßhalb ein durchaus unparteiiſches. Wie ſehr man ſich bemüht, Neues für die Bühne zu gewinnen, dafür möge ſchon der Umſtand zeugen, daß Maurice eine Reiſe nach Berlin nicht ſcheute, um die neue Oper Meyerbeers: „der Prophet,“ von dem dort anweſenden Componiſten zu erlangen, und ſeine Mühe iſt belohnt worden; wir werden nächſtens die Aufführung dieſes vielbeſprochenen Tonwerks erleben. — Die früher ſo vielbeſuchten Blumen- und Früchteausſtellungen, welche mit Preisertheilungen verbunden ſind, werden, nachdem ſie eine Zeitlang durch die vorherrſchende politiſche Aufregung ſiſtirt worden waren, wieder in's Leben treten. Eine ſolche Ausſtellung iſt in der That das Schönſte und Reizendſte, was man ſehen kann. Die Blumenkultur hat hier, trotz des ungünſtigen Klimas, eine Höhe erreicht, wie vielleicht kaum in einer andern großen Stadt, und auch unſer botaniſcher Garten darf ſich jetzt als wiſſenſchaftliches Inſtitut wohl ſehen laſſen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

Nr. 18. Dienstag den 27. November 1849.

[143] **Geschenk für Frauen und Jungfrauen, zu Festen, Geburts- und Namenstagen, Confirmations- und Brautgeschenken.**

Damen-Conversations-Lexicon

10 Bände mit 10 sehr schönen englischen Stahlstichen, brochirt, Preis des vollständigen Werkes 2 Rthlr. = 3½ fl. rhein. = 3 fl. Conv.-M.

Der bisherige hohe Preis möchte ein Hinderniß gewesen seyn, daß obiges Buch noch in manchen Familien fehlt, wo es mit Bezug auf seinen Werth längst den ersten Platz verdiente. Soweit der nicht bedeutende Vorrath reicht, offerire ich das vollständige Exemplar zu obigem außerordentlich niedrigen Preise.

Wohl gibt es kein zweites Buch in der Literatur, was so **ausschließlich für die Damenwelt berechnet**, durch seinen stofflichen Reichthum, nicht minder die gründlichste Belehrung, als durch glanzvolle Sprache und Darstellung die anziehendste Unterhaltung gewährt.

Will der Familienvater eine Freude bereiten, und damit die Idee eines wohldurchdachten Bildungsmittels für seine weiblichen Angehörigen vereinen, so findet er das Gesuchte in diesem Werke.

Leipzig, im November 1849. **F. Volckmar.**

[136] **Neuer schönwissenschaftlicher Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.**

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes.)

Meißner, Alfred, **Biska.** Gesänge. 2. Auflage. 1½ Thlr.

Meißner, Alfred, **Gedichte.** 2. Auflage. 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, **Im Jahre des Heils 1848.** Gedicht. 4 Ngr.

Horn, Uffo, **Gedichte.** 1½ Thlr.

Horn, Uffo, **Böhmische Dörfer.** Novellen. 2 Bde. 3⅓ Thlr.

Kompert, Leop., **Aus dem Ghetto.** Geschichten. 1⅔ Thlr.

Kombst, Gustav, **Erinnerungen** aus meinem Leben. 2 Thlr.

Kuranda, Ign., **Belgien** seit seiner Revolution. 2½ Thlr.

Boas, Eduard, **In Skandinavien.** Nordlichter. 20 Ngr.

Nordmann, Joh., **Aurelie.** Ein Roman. 2 Bde. 3 Thlr.

(**Völte**, Amely), **Erzählungen** aus der Mappe einer Deutschen in London. 1⅔ Thlr.

Julius von der Traun, **Südfrüchte.** Novellen. 2 Thle. 2¼ Thlr.

Julius von der Traun, **Ober-Oesterreich.** Skizzenbuch. 1½ Thlr.

Wohlmuth, Leonhart, **Gedichte.** 1 Thlr.

Aus der Kaserne. Memoiren eines österreichischen Militärs. 2. Aufl. 2 Bde. 1½ Thlr.

Benedix, Roderich, **Bilder** aus dem Schauspielerleben. 2 Bde. 1 Thlr.

Digitized by Google

[157] Bei **Adolph Marcus** in **Bonn** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Texas

Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes

nach eigener Beobachtung geschildert

von **Dr. Ferdinand Roemer.**

Mit einem naturwissenschaftlichen Anhange und einer topographisch-geognostischen Karte von Texas.

Preis 2⅔ Thlr.

Der durch seine wissenschaftlichen Leistungen bereits rühmlichst bekannte Verf. veröffentlicht in dem obigen Werke das Ergebniß seiner Beobachtungen und Studien während eines fast zweijährigen Aufenthaltes in Texas in ebenso belehrender als unterhaltender Weise; — seine Rathschläge für Auswanderer in dieses Land gründen sich auf eigene Anschauung der dortigen Verhältnisse, und die beigefügte meisterhaft ausgeführte geognostisch colorirte Karte des Landes dürfte dem Reisenden und dem wissenschaftlichen Forscher als die beste bis jetzt erschienene empfohlen werden können. —

---

[104] Bei mir erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und **Dr. W. Häring (W. Alexis).**

Vierzehnter Theil.

Neue Folge. Zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, den Preis der **ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. herabzusetzen.

Der Neuen Folge erster Theil erschien 1848 und kostet 2 Thlr.

Leipzig, im September 1849. **F. A. Brockhaus.**

---

[126] Bei **Kollmann** in **Augsburg** — **Neff** in **Stuttgart** — **Palm** in **München** — **Montag u. Weiß** in **Regensburg**, bei **Riegel u. Wießner** in **Nürnberg** und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

(Für das bürgerliche Leben ist sehr brauchbar:)

G. W. Campe,

gemeinnütziger Briefsteller

für alle Fälle des bürgerlichen Lebens, oder Briefe und Aufsätze nach den bewährtesten Regeln schreiben und einrichten zu lernen.

Dieser ausgezeichnete Briefsteller enthält **180** vorzügliche Briefmuster zur Nachahmung und Bildung, und **100** Formulare zur zweckmäßigen Abfassung von Eingaben, Gesuchen und Klageschriften an Behörden, Kauf-, Mieth-, Pacht- und Lehrcontracten, Vollmachten, Anweisungen und Wechsel. — Zwölfte Auflage. Preis nur 15 Sgr.

NB. Es ist diess ein Haussecretair wie er seyn soll.

Auch bei **Credner und Kleinhub** in **Prag** — **Hartleben** in **Pest** — **Favarger** in **Triest** — **Gerold u. Sohn** in **Wien** vorräthig.

---

[141] Bei uns erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Grosemsky, M., Aus der Einsamkeit. Lieder. 12. In engl. Einband mit Mosaik-Vergoldung. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mitau, 1849.

G. A. Reyher'sche Verlagsbuchhandlung.

---

[164] Von **E. E. J. Neymann** in **Leipzig** kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Nachträge zu Goethe's Werken. 3 Bände, mit 1 Stahlstich und 2 Silhouetten (Goethe's Vater und Mutter). Preis 1 Thlr. (1 fl. 48 kr. rhn., oder 1 fl. 36 kr. C. M.).

Dem Formate und der Ausstattung nach, sind diese Supplemente Goethes Werken in 40 Bänden (Schillerformat) gleich; indessen werden sie auch den Besitzern aller andern Ausgaben eine willkommene Erscheinung seyn. Unter Anderm enthalten diese Nachträge das bisher noch ungedruckte Trauerspiel von Goethe: **Romeo und Julia.**

---

[156] Im Verlage von **Alexander Duncker**, königl. Hofbuchhändler in Berlin, sind erschienen und besonders zu empfehlen:

Lebrecht Dreves

Gedichte.

Herausgegeben von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Vollständige Ausgabe mit dem Bildniß des Dichters.

16. eleg. carton. 2 Thlr.

Wenn wir heutzutage aus den Staubwirbeln der Parteiungen plötzlich in's Freie hinaustreten, so überrascht, ja erschreckt es uns fast, wie die Natur draußen in unberührter Keuschheit den ihr von Gott gemessenen Gang ruhig fortgeht. Die Blumen und Bäume blühen, als wäre nichts geschehen, die Wipfel rauschen ihr uraltes Lied und wir ahnen den Gottesfrieden, von dem die Wälder und Ströme traumerisch reden. Einen ähnlichen erfrischenden Eindruck machen die nachstehenden Lieder in dieser Zeit. Mögen sie, wie frühzeitige Lerchen, den neuen Frühling anbrechen und dem liebenswürdigen Dichter auf seiner Wanderschaft noch viele freundliche Gesellen werben!

Emmanuel Geibel, Gedichte. 16te (Miniatur-) Auflage. 16. geh. 1 Thlr. 24 Sgr. In engl. Einband mit Goldschnitt. 2¼ Thlr.

— — Volkslieder und Romanzen der Spanier. Im Versmaaße des Originals verdeutscht. 12. geh. 1½ Thlr.

Hartmann von der Aue, Iwein mit dem Löwen. Eine Erzählung. Uebersetzt und erläutert von **Wolff Grafen von Baudissin.** 8. geh. 1½ Thlr.

Hertz, Henrik, König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen, unter Mitwirkung des Verfassers von Fr. Bremann. gr. 8. geh. ⅓ Thlr.

Dasselbe. Zweite (Miniatur-) Auflage. 16. geh. ⅓ Thlr.

Kopisch, A., Allerlei Geister. Mährchenlieder, Sagen und Schwanke. 16. geh. 1½ Thlr.

— — Gedichte. 12. geh. 1¾ Thlr.

Lepel, Bernhard von, Lieder aus Rom. 8. geh. 1 Thlr.

— — An Humboldt. Ode. gr. 8. geh. ¼ Thlr.

Lewaldt, Fanny, (Verfasserin der Clementine und Jenny) Italienisches Bilderbuch. 2 Theile. 8. geh. 3¼ Thlr.

Morajn, L. von, (L. Löhner) Gedichte. 8. geh. 1½ Thlr.

Digitized by Google

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das vierte Heft
der
deutschen Vierteljahrs-Schrift
für 1849.
October—December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Betrachtungen über die Verwirrung der Gegenwart. — Wie schließt man die Revolution? — Revolution und Legitimität. — Das alte und das neue Oesterreich. — Wie ist dem deutschen Volke gründlich zu helfen? — Der badische Insurrektionskrieg 1849. — Die historische und politische Bedeutung der Ströme. — Eigenthümlichkeiten des Deutschen im Berner Oberlande. — Der Torf in seiner naturwissenschaftlichen und technischen Bedeutung.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[157] In Unterzeichneter ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Buch für Kinder
gebildeter Stände
von
Ernst von Houwald.

Neue Ausgabe mit 60 Holzschnitten.

Elegant gebunden Preis 2 Rthlr.

Des gefeierten Verfassers Erzählungen, Mährchen, Romane, Schauspiele ꝛc. sind zu bekannt, um weitläufiger Empfehlung zu bedürfen. Sie pflanzen in die jugendlichen Gemüther den Keim der Tugend, gewöhnen an Nachdenken, reizen die Wißbegierde, veredeln den Geschmack, und es kann für Kinder reiferen Alters wohl kein passenderes Weihnachts-Geschenk gewählt werden. Die vorliegende neue Ausgabe ist mit 60 trefflich ausgeführten Holzschnitten geschmückt und dennoch im Preise gegen die frühere ansehnlich ermäßigt.

Leipzig, November 1849.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[142] Bei **Julius Klinkhardt** in **Leipzig** ist neu erschienen:

Wahre Dorfgeschichten
aus neuer Zeit.

Aus den Papieren eines Landpfarrers herausgegeben von **Florus.**

8. elegant geheftet. Preis 18 Ngr

Diese Dorfgeschichten, welche von der Menge der meisten seit einiger Zeit so beliebt gewordenen und dem lesenden Publikum dargebotenen Erzählungen dieser Art den Vorzug haben, daß sie sämmtlich wahre Begebenheiten mittheilen, was jeder Leser auch bald herausfühlen wird, bieten außer der Unterhaltung, welche sie gewahren, dem Menschenkenner tiefe Blicke in das Menschenherz, dem Volksfreunde Kenntniß unserer ländlichen Zustande, dem Geistlichen Beiträge zur Pastoraltheologie dar, so daß sie wohl mit vollem Rechte allen Lesern aller Stände aufs beste empfohlen werden können.

---

[155] Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ines und Ortigosa, oder: **Erinnerungen aus der Schweiz.** Eine Novelle von **Otto Jacobi** (vom Ravensberg). Sauber brochirt 1¼ Rthlr.

Hamburg, im October 1849. **Meßler & Melle.**

---

[159] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Amelungenlied
von
Dr. Karl Simrock.

Dritter Theil:

Die beiden Dietriche. Die Rabenschlacht. Die Heimkehr.

(Des Heldenbuches 6ter Theil.)

gr. 8. brochirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit diesem 6ten Band ist das Heldenbuch geschlossen. Die früheren Bände enthalten: I. Gudrun. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr. II. Das Nibelungenlied. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. III. Das kleine Heldenbuch: Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. IV. Das Amelungenlied 1ster Theil: Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Eckens Ausfahrt. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. V. Das Amelungenlied 2ter Theil: Dietleib. Sidichs Verrath. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Preis des vollständigen Werkes 18 fl. 15 kr. oder 10 Rthlr. 15 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, November 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[158] In der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Das Ausland.
Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Oktober 1849.

Größere Aufsätze.

Die Polen. — Die Küsten von Rouſſillon. — Verhandlungen der brittischen Naturforscher-gesellschaft. — Die Protestanten in Jerusalem. — Ein Ausflug in die kurdischen Gebirge. — Dualla-Town, das Tschirokesengebiet in Nordcarolina. — Die englische Staatsschuld. — Der Aberglaube auf der Insel Flores. — Der englische Handel mit China. — Schilderung von Lima. — Die französischen Finanzen. — Jagdscenen in Californien. — Der projectirte Zug nach Tombuktu. — Berbera. — Die Insel Norfolk. — Hydro- und topographische Aufnahme der Küsten der Vereinigten Staaten. — Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Messe in Nowgorod. — Ein Ausflug zu den wilden Indianern Californiens. — Ostindien. — Sagen des russischen Volkes. I. — Die alte Stadt Oplontis bei Neapel. — Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft in Paris. — Die offizielle Heuchelei in England. — Das Kirchenfest zu

Digitized by Google

St. Lorenzo-maggiore in Neapel. — Pächter und Gutsherren in England. — Die californischen Pferde. — Silivria und sein Markt.

Chronik der Reisen.

Reise nach Californien. Vierter Brief. Ritt durch die Pampas von Buenos Ayres nach Mendoza.

Kleinere Mittheilungen.

Pachtungen in Irland. — Das mehrerwähnte eßbare Lichen in Algier. — Die Eisenbahn quer durch den nordamerikanischen Continent. — Die Ruinen der Stadt Thamugadyä. — Preisfragen der französischen Akademie der Inschriften. — Weizeneinfuhr in England. — Censur der ostindischen Compagnie. — Tarring and Feathering in England. — Merkwürdige Naturerscheinung in Finnland. — Die großen Anleihen. — Projectirte französische Unternehmung nach Tombuktu. — Rawlinson in England erwartet. — Aussendung von Verbrecherkindern aus England. — Alterthümertausch zwischen Schottland und Dänemark. — Die Arbeiten an der Brittannia-Brücke. — Nachricht von Sir John Franklin. — Macaulay's englische Geschichte in Amerika. — Bedenken über die neuen Guldenmünzen in England. — Mannafall. — Das Kameel in Amerika. — Ein neues Labyrinthodon. — Zunahme der Bevölkerung Brüssels. — Ein Klapperschlangenjäger. — Die Ausfuhr von Maschinen aus England. — Metallminen in Amerika. — Handelsmarine der Vereinigten Staaten. — Merkwürdige Alterthümer bei Carnac in der Bretagne. — Homöopathisches Spital in London. — Die Dampfboot-Schifffahrt auf dem stillen Meere. — Antirentkrieg in Irland. — Goldlager in Australia Felix. — Urtheil des Athenäums über die Naturforscherversammlung. — Herkunft des Kohinur. — Der Socialist Cabet.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[139] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Erstes Octoberheft.

Inhalt. Ueber den geringsten Aufwand von Dampf- und Brennmaterial in einer Condensations-Maschine mit Expansion, mit besonderer Rücksicht auf die Maschinen in Cornwallis und jene von Sims. Von N. Steinle. — Verbesserungen in der Fabrication der Siederöhren für Locomotiven ꝛc., von Roose und Richardson. Mit Abbild. — Verbesserungen an Buchdruckerpressen, von Hrn. Hoe in New-York; patentirt in England für Newton. Mit Abbild. — Verbesserungen an Seidenhaspeln, von Barberi. Mit Abbild. — Versuche mit der excentrischen Universalmühle. Mit Abbild. - Verbesserungen an Korumühlen, von Mc Clellan. Mit Abbild. — Romershausens mathematische Instrumente zur militärischen Distanzmessung, zur Feldmessung und zum Nivellement. Mit Abbild. — Verbesserungen an Sicherheitslampen und Gasbrennern, von Parish. Mit Abbild. — Ueber das photochromatische Bild des Sonnenspectrums und die Erzeugung farbiger Bilder in der Camera obscura; von E. Becquerel. Mit Abbild. — Beizen zur Ersparung an Weinstein in der Wollenfärberei; von Garteron. — Verfahren den Torf zu behandeln um daraus Paraffin zur Kerzenbereitung und andere Producte zu gewinnen; patentirt für Rees Reece, Chemiker in London. Mit Abbild. — Apparat zum Langen des Flachses als Vorbereitung desselben für das Spinnen; von Wright. Mit Abbild. — Ueber die Anwendung des Gypses und Kohlenpulvers zum Desinficiren und augenblicklichen Austrocknen der menschlichen Excremente, ferner über die Vortheile des so entstehenden desinficirten Staubdüngers für die Landwirthschaft; von Dr. Herpin. — Miscellen. Verzeichniß der vom 1. Mai bis 27. Junius 1849 in England ertheilten Patente. — Ueber das Schinz'sche Dampfmanometer für Locomotiven. — Ueber das Auswaschen der Wollentuche vor der Walke. — Wiederherstellung unleserlicher Manuscripte. — Neue Methode die Metallsalze schnell zu analysiren; von Roucher. — Ueber den oktaedrischen und cubischen Alaun; von J. Persoz. — Ueber ein neues Mittel, Jod und Brom nachzuweisen; von Reynoso. — Verfahren um die geringsten Spuren von Jod mittelst Stärkmehls zu entdecken; von Thorel. — Wirkung des Chlorzinks auf die vegetabilische Faser. — Ueber den Farbstoff des holländischen oder Kuchen-Lackmus.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

---

[160] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsches Elementarwerk.

Lese- und Lehrbuch

für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterrichte.

Von

Dr. Mager.

Erster Theil, erster, zweiter Band.

Auch unter dem Titel: **Deutsches Lesebuch.**

Erster Band. Vierte Auflage (XII und 361 S. gr. 8.) Preis 54 kr. oder 16 Ngr.

Zweiter Band. Vierte Auflage (X und 400 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 6 kr. oder 20 Ngr.

Band 3 des **deutschen Lesebuchs**, sowie das **deutsche Sprachbuch**, werden in möglichster Bälde in neuen Auflagen nachfolgen.

Diesem **deutschen Elementarwerk** läuft parallel:

Französisches Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen.

Erster Theil. Französisches Sprachbuch. Elementar-methodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. Fünfte Auflage, (XVI und 342 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil. Französisches Lesebuch. Erster Band. Fünfte Auflage, (VIII und 212 S. gr. 8.) Preis 36 kr. oder 12 Ngr. — Zweiter Band. Vierte Auflage, (VIII und 352 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Französische Chrestomathie. In sechs Büchern: episch, lyrisch, dramatisch; historisch, rhetorisch, didaktisch. (XXIV und 830 S. gr. 8.) Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Partheipreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Letzteres Buch ist als dritter Band des französischen Lesebuchs zu betrachten und entspricht dem dritten Bande des deutschen Lesebuchs.

Stuttgart und Tübingen, November 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 285. Mittwoch den 28. November 1849.

— Mens divinior, atque os
Magna sonaturum.
Horat.

Gottfried Auguſt Bürger.

(Fortſetzung.)

Am 18. April feierte das Pädagogium den Hubertsburger Frieden, am 19. das fünfzigjährige Beſtehen des Inſtituts, am 20. den gewöhnlichen Entlaſſungsakt durch Reden und Gedichte und allerhand gelehrten Schulprunk. Zum Schluß ſangen die Waiſenkinder am Altar das Te Deum laudamus, in welches die auf dem Vorderhofe verſammelten Lehrer, Schüler und ſonſtige Hausgenoſſen einſtimmten. „Es war ein rührender Anblick," ſagt Niemeyer in ſeinem Feſtprogramme, „die ſämmtlichen Scholaren, groß und klein, wie eine Reihe lebendiger Bäume, den Herren Himmels und der Erde, wo vor etlichen fünfzig Jahren Bäume und Weinſtöcke in ſchönen Reihen ſtanden, loben und danken zu ſehen. Wer es ſahe, mußte wünſchen, daß ein Jeder von ihnen zu einem ſüßen Weinſtocke (Jeremias 2, 21) und zu einem ganz rechtſchaffenen Samen gepflanzet ſeyn und ſie Alle Bäume der Gerechtigkeit ſeyn und bleiben möchten." Unter dieſen Scholaren befand ſich auch der „kleine Bürger," welcher am erſten Tage dieſes ſeltenen Feſtes in einer deutſchen Ode dem Himmel für den herrlichen Frieden dankte und Wünſche ausſprach für das Wohl des großen Königs, welchem wir ihn noch in dem erſten der unten mitzutheilenden, bisher ungedruckten Aktenſtücke mit ungeſchwächter Begeiſterung nahen ſehen.

Auch hat Bürger wohl die Rückkehr des damals in Halle ſtationirten Bernburgiſchen Regimentes aus dem ſiebenjährigen Kriege mit angeſehen, und ſo können wir dreiſt annehmen, daß er in dieſen Tagen die Eindrücke empfing, welche ſeiner „Lenore" den welthiſtoriſchen deutſchen Hintergrund gaben, und aus denen die bei den veränderlichen Geſchicken der Völker, bei dem Wechſel von Krieg und Frieden, gewiß noch immerfort in manchem deutſchen Ohre wiederklingende herrliche Strophe hervorging:

Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenſchlag und Kling und Klang,
Geſchmückt mit grünen Reiſern,
Zog heim zu ſeinen Häuſern.

Zum leztenmal iſt Bürger kurz vor ſeinem Abgange bei dem am 29. und 30. September 1763 gehaltenen Examen aufgetreten und hat, abermals klopſtockiſirend, „Chriſtum in Gethſemane" in einer deutſchen Ode beſungen.

Ueber Bürgers ſittliche Führung auf dem Pädagogium findet ſich bei ſeinen Biographen nach dem Vorgange Althofs die Bemerkung, er habe ſich zuweilen muthwillige Streiche zu ſchulden kommen laſſen, welche ihm kleine Züchtigungen zugezogen; doch ſey dabei nie eine Spur von Bosheit und Schadenfreude zu entdecken geweſen. Daniel fand noch auf dem Pädagogium die Tradition vor, Bürger habe einmal auf dem Carcer geſeſſen und ſein Name finde ſich noch dort von ſeiner Hand angeſchrieben, worüber ſich jedoch jezt nichts mehr ermitteln läßt. Uebrigens findet ſich in den Schulakten nirgends eines von Bürger

Digitized by Google

begangenen Excesses gedacht; wohl aber findet sich daselbst ein interessantes Urtheil von Niemeyer, welches, bereits ein Jahr nach seiner Reception ausgesprochen, von der Seelenkunde des alten Pädagogen in der That kein übles Zeugniß ablegt und folgendermaßen lautet: „Bürger, des alten Herrn Provisors Bauers in Aschersleben Enkel, hat ganz ungemeine Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz.“ — Von des kleinen Bürgers Stolze ist indessen später nicht mehr die Rede. Am 5. September 1763 notirte der alte Niemeyer Folgendes über den Dichter: „Bürger, des alten Hospitalprovisors Bauers aus Aschersleben Enkel, bekam einen Brief, wie ich auch, von seinem Großvater, daß er auf Michaeli weggehen sollte. Es ist ein alter, eigensinniger Mann. Der kleine Enkel sizt in Prima ein halb Jahr und ist ungefähr fünfzehn Jahre alt. Er weinte und bat, ich möchte doch seine Stelle noch nicht vergeben; er wolle beim Großvater um Prolongation bitten. Aber der alte Mann hat's abgeschlagen.“

Nach einstimmigen Berichten der Biographen hat Bürger erst im Jahr 1764 die Universität Halle bezogen. „Ist diese Angabe,“ sagt Dr. Daniel, „eben so unrichtig als die oben angeführte (von seiner Aufnahme auf dem Pädagogium), oder hat der vom Pädagogium Abgegangene ein halbes Jahr wieder in Aschersleben oder an einem andern Orte zugebracht? Wir geben diese Frage weiterem Bedenken anheim.“

Fast noch dürftiger als Bürgers Aufenthalt im väterlichen Hause und auf der Schule ist von seinen Biographen die Zeit bedacht, wo er (von 1764 oder gar von 1763 bis 1768) in Halle Theologie studirte. So bleibt es uns für die Zukunft vorbehalten, die Resultate weiterer gelegentlicher Nachforschungen über den Dichter im günstigen Falle später mitzutheilen.

Auch die erste Zeit von Bürgers Aufenthalt in Göttingen ist noch in einiges Dunkel gehüllt. Erst seit er gewissermaßen als der verlorene Sohn des Göttinger Dichterbundes erscheint, wird sein Leben für uns etwas lichter. Als solcher aber erscheint er noch, während er im Winter 1773 als Justizamtmann bei Göttingen die Lenore dichtet. Im Jahr 1774 sehen wir ihn mit der ältesten Tochter des Beamten Leonhart sich verheirathen und mit ihr ein zu seiner Wohnung eingerichtetes Bauernhaus beziehen. 1778 übernimmt er zu seinem Justizamte noch die Herausgabe des Göttingischen Musenalmanachs und 1780 sogar eine Gutspachtung, so daß wir ihn zu gleicher Zeit auf Beiträge von den Halberstädtern und auf Regen für seine Felder warten sehen. Allmählig aber wird auch das Verhältniß zu seinem Gustchen (Molly) ernsthafter. Wann diese Bande enger gezogen wurden, können wir nur aus den Jahreszahlen seiner Gedichte vermuthen. *

(Fortsetzung folgt.)

* Nur bis zum December 1774 dauert in den Bürgerschen Liebesliedern der herrliche, kräftige Ton fort, der um die Zeit seiner ersten Hochzeit die Wieland-Klotzische Frivolität verdrängt und allerdings in etwas verdächtiger Allgemeinheit Glück und Befriedigung ausspricht. — „Ständchen,“ und vielleicht schon „Trautel“ bilden den Uebergang zu der spätern Periode heißer Leidenschaft und tiefer Liebesschwermuth. Wunderbar ergreift uns bereits „Schön Suschen“ (Februar 1776). Daß „das Mädel das ich meine“ das blonde Gustchen ist, unterliegt gar keinem Zweifel mehr. Dann zwei Klagelieder, in deren Einem der Sänger von einer Vereinigung im Himmel träumt. Hierauf aber sogleich (ebenfalls noch 1776) die „Elegie, als Molly sich losreißen wollte.“

Volksglaube in Niedersachsen.

(Schluß.)

Noch allgemeiner bekannt ist die Neigung des Teufels für leidenschaftliche Spieler. Wer spielt, Gewinnes halber spielt, verfällt leicht den dunkeln Mächten der Natur, wird ein Opfer der unterirdischen Gewalt der Leidenschaften. Eine Spielgesellschaft sizt bis tief in die Nacht hinein beisammen. Plötzlich tritt ein Unbekannter in das Zimmer, begehrt Theilnahme am Spiele und wird von irgend einem Mitspielenden zufällig durch das Aufheben einer vom Tische gefallenen Karte am Fuße entdeckt. Leichenblaß legt er seine Karten nieder und sucht nun seine Nachbarn zu retten. Aber einer spielt weiter, spielt immer weiter, bis er ein Opfer des Teufels wird. So lauten meist übereinstimmend alle Sagen, während sie in vielen Einzelheiten von einander abweichen. Im Uebrigen ist der Teufel purer Verstandesmensch und weiß auf die schlaueste Weise seine Opfer zu umgarnen. Aber da ihm alle höhere geistige Weihe abgeht, so läßt ihn auch am Ende sein Verstand im Stiche, d. h. der arme Teufel wird jämmerlich betrogen, indem das ganze Netz von Clauseln, mit dem er eine Seele umgarnt hat, zerreißt. — Die größte von ihm begangene Dummheit ist unstreitig in folgender Sage dargelegt, die, vielfache Variationen abgerechnet, also lautet. Es waren einmal drei Studenten, die auf Reisen waren, kein Geld mehr hatten und auch nicht wußten, woher solches nehmen. Da beschwören sie den Teufel und kommen mit ihm dahin überein, daß er ihnen einen gehäuften Scheffel Geldes bringen solle; innerhalb Jahresfrist solle er dafür einen gestrichenen zurück erhalten. Geschähe das nicht, so erböten sie sich als Opfer. Der Teufel denkt, die werden das Geld schon zu verschleudern wissen, und

Digitized by Google

bringt den aufgehäuften Scheffel. Da nehmen sie das Streichholz, streichen über den Scheffel und zahlen dem Teufel was dem Teufel gebührt.

Es herrscht in Westphalen allgemein der Glaube, daß keine ungetaufte Glocke auf den Kirchthurm gezogen werden darf. Geschieht dieß dennoch, so wird sie entweder von selbst vom Kirchthurme fliegen oder vom Teufel geholt werden. Die hierher gehörenden Sagen sind zahllos, so daß ich mich auf ein Beispiel beschränke. Vor langen Jahren wurde zu Warendorf (bei Münster) eine ungetaufte Glocke auf den Thurm der alten Kirche gezogen. Als man nun mit derselben zu läuten anfing, da kam der Teufel mit einem furchtbaren Heulen und Geschrei durch die Luft geflogen, holte die Glocke von dem Thurme und warf sie eine halbe Stunde von der Stadt in einen tiefen Kolk, der der grundlose Kolk heißt. In diesem liegt sie noch. Der Kolk ist aber so tief, daß noch kein Mensch bis auf den Grund hat fühlen können. Daß aber die Glocke noch darin ist, kann man an den hohen vier Festtagen hören. Wird Abends in der Stadt mit allen Glocken geläutet und man wirft einen Pfennig in den Kolk, da fängt auch die ungetaufte Glocke tief unten an zu läuten.

Ein ganz origineller Zug des westphälischen Teufels ist, daß er nach Umständen auch die Ehrlichkeit beschützt. Grimm hat darüber bereits eine Sage unter dem Titel: „der Teufel übt Gerechtigkeit in Hamm" (I. S. 289 und 290) mitgetheilt, Stahl unter dem Titel: „der Teufel als Oheim." Ich beschränke mich deßhalb auf den wesentlichen Inhalt der Sage. Der Bote zwischen Schwerte und Hamm gibt einst einem Wirthe sein Geld in Verwahrung, der dasselbe nimmt und später den Boten des Diebstahls anklagt. Dieser wird zum Tode verurtheilt. Aber noch vor der Hinrichtung kommt der Teufel zu ihm, erprobt abermals seine Redlichkeit und verspricht Rettung. Auf der Richtstätte, wo sich neben dem Wirthe auch der Teufel eingefunden hat, erklärt der Bote den Wirth für den Dieb. Dieser läugnet. Darauf der Teufel: „soll dich der Teufel holen, wenn du lügst?" Als der Wirth keck mit Ja antwortet, nimmt ihn der Rothmantel flugs beim Kragen und führt ihn mit sich davon durch die Lüfte. Freiligrath hat diese Sage versificirt in das „Romantische Westphalen" aufgenommen mit dem Schlusse:

„Der Bote wird alsbald befreit:
Man sah, er war kein Dieb —
Ja, einen Mann wie Martin Veit
Hat selbst der Teufel lieb."

Wir haben bisher die Grundzüge der Teufelssage zu geben versucht, eine bedeutende Anzahl von Einzelnheiten aber übergangen. Viele Sagen sind dagegen nicht berücksichtigt, weil sie theils auch an andern Orten vorkommen, theils schon von Andern, namentlich von Grimm, mitgetheilt sind. Dahin gehört, daß sich der Teufel als ein kleines Männchen zu den Menschen gesellt, daß er in einzelnen Häusern seine Wohnung nimmt und sich erst durch die Kunst eines sündlosen Paters wieder daraus vertreiben läßt; daß er ferner im Grimme Hörner trägt; daß er dem, der am Weihnacht Abend eine schwarze Katze dreimal um die Kirche trägt, an jeder Thür anklopft, und endlich, nachdem er diesen Umzug vollendet, durch die mittlerweile geöffnete Thüre die Katze in die Kirche wirft, einen Wechselthaler auf die Thürschwelle legt u. d. m. Im Jahr 1596 ist er sogar zu Unna an einem Sonntage zur Stunde des Predigens, als sowohl Katholiken als Kalvinisten in der Kirche waren, plötzlich nach großem Gepolter in der Nähe der Orgel als kalvinistischer Prediger mit großem Heulen und Geschrei auf die Kanzel geflogen, hat eine zeitlang ein Gemurmel hören lassen zwischen den Zähnen und ist darauf wieder verschwunden. Merkwürdig ist, daß auch die Kalvinisten diese Erscheinung wahrgenommen haben.

H. Boegekamp.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mecklenburg-Schwerin, November.

Reformen.

Die Erde hat sich in ihren Wintermantel gehüllt, um ihr Werk der Auferstehung vorzubereiten, der Landmann hat mit fleißiger Hand dem Boden sein Pfand vertraut, der Städter hat sich in seine schützende Behausung zurückgezogen, in der er sorgsam die Vorräthe angehäuft zu seinem Bedarf während des langen rauhen Winters, wie ihn der unwirthbare Norden bringt; jeder hat seiner Hütte den Reiz verliehen, den außerhalb derselben eine karge Natur versagt: Behaglichkeit heißt das Losungswort der kalten Zonen. Unter den dreißig und etlichen Reichen des Landes Deutschland nimmt Mecklenburg nicht die kleinste Stelle

Digitized by Google

ein; es ist schon Etwas auf der Weltkarte, ein Punkt, den man ganz gut mit dem Finger bezeichnen kann. Wie hebt sich mein Herz so stolz und freudig beim Gedanken an die Größe meines Vaterlandes! Denn jede Größe ist doch nur etwas Relatives, und wie viel mehr sehe ich da unter mir, alle über mir! Wäre ich nun in Coburg, Bückeburg, oder gar im Reußischen geboren, so könnte mein Herz ja niemals in stolzer Vaterlandsliebe schwellen, und der Patriotismus bliebe mir ein Wort, dessen Bedeutung ich nur ahnen, aber nicht empfinden könnte. Gott sey Dank, daß dem nicht so ist. Und welche Veränderungen sind in Mecklenburg vorgegangen, seit ich es nicht gesehen! Eisenbahnen fangen an es nach allen Richtungen zu durchschneiden, prachtvolle Bahnhöfe zieren dieselben, anständig gekleidete Offizianten wachen schützend über dem Eigenthum und der Bequemlichkeit des Reisenden, und die schönen Bewohnerinnen — und schön sind sie wirklich — strömen hinaus an die Stationen, um die Gäste durch ihren Anblick, wenn auch nur momentan, zu erfreuen und zu erheitern, und sie die Ueberzeugung mit hinwegnehmen zu lassen, daß das Volk der Obotriten noch in alter Frische fortblühe und gedeihe. — Daß die Renten der Eisenbahnen schlecht stehen, macht dabei nichts aus; der kleine Fehler kann sich nach und nach schon bessern. Wenigstens sind die Wagen vortrefflich; selbst die zweiter Klasse sind bequemer und schöner als in Belgien, Frankreich, und sogar in England die der ersten Klasse. Kommt man nun weiter in das Land hinein, so findet man die Gegend freilich etwas öde und Landhäuser selten, aber die Landstraßen sind vortrefflich und die Fahrposten bequem und billig. An dieser Neuerung erkennt man Mecklenburg fast nicht mehr, so bedeutend kontrastirt das Jetzt und das Einst. Die Dörfer an der Landstraße sind freilich noch etwas „irisch," Lehmhütten mit Strohdächern, ohne Rauchfang, ein großer Düngerhaufen vor der Thüre. Was aber die englische Gesetzgebung nicht hat erzwingen können, wie sollte das einer Mecklenburger Büreaukratie möglich seyn! Dieß zu verlangen übersteigt ja durchaus alle Gesetze der Billigkeit; darum wollen wir den Punkt übergehen. — Wir erreichen eine kleine Stadt und finden Illumination, finden Jubel, Musik und Tanz, der Freude frohe Klänge schallen uns überall entgegen; denn der Landesfürst ist heimgezogen mit seiner Gemahlin, und das Volk ist froh, daß ihm in seinem Palaste, so gut wie dem Bauern in seiner Hütte, eine Genossin zur Seite steht, daß er nach den Sorgen der Regierung auch die Freuden des Familienlebens genießen, daß er als Mensch froh werden und als Gatte und Vater mit den Menschen als solchen fühlen lernen mag. Und er verdient es, daß seinem Glück und seinem Wohl eine solche Volkshymne erschalle. Ein noch so junger Fürst, und doch so festen Willens, so bestimmt wo es eine Entscheidung gilt, so unverbrüchlich beim gegebenen Worte verharrend, ein biederer deutscher Mann ist dieser Großherzog von Mecklenburg. Wer dürfte sich ihm heute an die Seite stellen?

(Schluß folgt.)

Paris, November.

(Schluß.)

Zeitungswesen. — Chopin. — Dlle. Rachel.

Die Februarrevolution hat ferner den Zeitungsstempel abgeschafft, dadurch sind die Zeitungen bedeutend im Preise gesunken, und erst von dieser Zeit an konnten Volksblätter in Frankreich erscheinen. Allerdings ist diese Erleichterung arg mißbraucht worden, und es sind abscheulich geschriebene und gedruckte Blätter erschienen, nur darauf berechnet, den Sinn einer unwissenden Volksmenge zu verwirren. Selbst abgesehen von finanziellen Rücksichten, ist daher die Versuchung groß, den Stempel wieder einzuführen. Damit würden aber die Volksblätter wieder vernichtet und die Journalistik erhielte einen tödtlichen Stoß. Freilich wäre am Eingehen gewisser demagogischer Blätter nichts gelegen; aber hat die Regierung nicht eben durch die Volksblätter ein Mittel das Volk zu belehren? Wie kann in einer Republik, wo jeder Bürger das Wahlrecht hat, ein solcher seine Pflicht erfüllen, wenn er nicht weiß, was vorgeht, welche Richtung die gesetzgebende Versammlung nimmt? Mit dem Eingehen der Volksblätter ist auch die Verbreitung der socialistischen und communistischen Lehren keineswegs abgeschnitten; man trichtert sie dem Volke durch Flugschriften ein, und diese lassen sich, wenn sie nichts strafbares enthalten, bei der gesetzlich anerkannten Preßfreiheit nicht unterdrücken. Sie gehen neben den legitimistischen, orleanistischen, bonapartistischen, papistischen Flugschriften durchs Land und werden von der einen Partei gesucht, von der andern verachtet. Ein eigener Zweig der Journalistik ist seit dem vorigen Jahre durch die Carrikaturenblätter entstanden, welche eben so regelmäßig erscheinen als andere Zeitschriften. Dahin gehören die **Revue comique**, das **Journal pour rire**, die **Silhouette** und die **Carricature**. Einer der fleißigsten Carrikaturenzeichner nennt sich Cham, heißt aber eigentlich Noé, und ist der Sohn des Grafen von Noé, einst Pairs von Frankreich. Der Vater soll sich über die Künstlerlaunen seines Sohnes erbost haben, worauf dieser beschloß, sich nicht mehr Noé (der französische Name für Noah), sondern Cham, wie Noahs Sohn, zu nennen, und alle seine possierlichen Zerrbilder sind Cham unterzeichnet. — Eine Tagesbegebenheit war der Tod und die Beerdigung Chopins, des genialen Klavierspielers und Componisten. Er war aus Polen gebürtig, hatte Europa durchreist und in vielen großen Städten Proben seiner außerordentlichen Fertigkeit im Klavierspielen abgelegt. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war Paris; in der letzten Zeit spielte er hier selten öffentlich, gab aber Unterricht, und zwar zu hohen Preisen, wie sie ein berühmter Meister hier fordern kann. Er war ein hagerer, ganz abgezehrter junger Mann. Einige Jahre lebte er in demselben Hause mit der bekannten George Sand, und war ihr vertrauter Freund; indessen hat er sich, so viel ich weiß, von ihrem Socialismus nicht anstecken lassen. In seinem letzten Willen hatte er verordnet, daß Mozarts Requiem zu seinem Seelenamt aufgeführt werden solle; dieß ist unter ungeheuerm Zulauf in der Magdalenenkirche geschehen, wenigstens theilweise, denn schwerlich ist das ganze Mozart'sche Werk aufgeführt worden; dagegen hatte man eine Phantasie des verstorbenen Künstlers eingeschaltet, welche auf der Orgel ohne Instrumentalbegleitung ausgeführt wurde und auf das Publikum einen tiefen Eindruck machte. — Das Théâtre français wird in Kurzem statt der Darstellungen der Dlle. Rachel dem Publikum einen Prozeß wider die berühmte Schauspielerin zum besten geben. Wie es heißt, verlangt das Theater auf gerichtlichem Wege von der Schauspielerin eine wöchentliche Entschädigung von 12,000 Franken, ein schmeichelhafter Beweis von dem hohen Werthe, den die Herrn Sociétaires auf die Mitwirkung ihrer Collegin legen. Man ist begierig, ob sie lieber 12,000 Franken wöchentlich zahlen, oder durch ihr Wiederauftreten das Geld verdienen will. Bei manchen Leuten wäre der Entschluß nicht zweifelhaft; aber Dlle. Rachel ist sehr hohen und stolzen Sinnes und will sich nichts vorschreiben lassen, nachdem sie so oft Königinnen und Prinzessinnen vorgestellt hat. Uebrigens kommt es hier nicht selten vor, daß Schauspieler und Schauspielerinnen gezwungen auftreten; auch müssen sie zuweilen ein längst angenommenes, aber bei Seite geschobenes Stück nach richterlichem Spruch zur Aufführung bringen. Dg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 286. Donnerſtag den 29. November 1849.

Sey er auch derb, doch iſt er wunderklug;
Treibt er's auch toll, er iſt ein Ehrenmann.
Shakeſpeare.

Der Sohn des Fuchsjägers.

Lieben heißt mit doppeltem Recht ein Zeitwort: Lieben hat ſeine Zeit, die ſich nicht abweiſen läßt. Der weiſe Salomo hat's geſagt, wenn auch nicht mit denſelben Worten. Des berühmten Königs Namensvetter haben aber nicht immer ſo tiefe Einſicht in die Weſenheit der Dinge, als ihr Namen zu verheißen ſcheint. Darum bildete der alte Salomo Page auf Pagenſchloß ſich ein, ſein Sohn Lionel werde zu ſchicklicher Friſt nach Vorſchrift ſo kaltblütig heirathen, wie etwa ein deutſcher Gelehrter ſich zum Hofrath ernennen läßt. Beſagter Lionel zählte fünf-und-zwanzig Jahre, und kein Zeichen verrieth, daß in dem vierſchrötigen Burſchen mit den plumpen Gliedmaßen und den ungefügen Bewegungen das Gefühl erwacht ſey, das im Hornung den Fuchs ſeiner Raubzüge vergeſſen läßt und im März der Waldſchnepfe langen Schnabel zur Schalmei umwandelt. Und war auch vielleicht die Regung erwacht, ſo hatte es damit keine Noth. Lionel ſchien bei weitem nicht der Mann, das Herz einer wohlerzogenen Jungfrau dergeſtalt in's Gedränge zu bringen, daß es ſein ſüßes Geheimniß ohne künſtliche Beihülfe der werthen Verwandtſchaft hätte preisgeben müſſen. So nämlich dachte der alte Squire. Eigentlich hätte er's beſſer verſtehen ſollen, nachdem er oft mit angeſehen, wie die Leute mit ihren Vorurtheilen ſich in Lionel verrechnet hatten. Der Neuling betrachtete mit Erſtaunen den jungen Page beim Stelldichein vor der Fuchshetze, und lächelte auf britiſche Weiſe, nämlich inwendig, über das Häufchen Unglück, das rothröckig im Sattel kauerte und ſchlotterbeinig in den Bügeln hing. Die Schadenfreude rechnete wohl auch auf den erſten beſten Graben, um das plumpe Ungethüm darin liegen zu ſehen. Dennoch war für Lionel keine Hecke zu hoch, kein Graben breit genug, und er jedesmal richtig zur Hand, ſobald die Meute Reineckes rothen Kragen zauſte. Der Schein trügt, und Salomo ſollte das einmal wieder eben ſo zufällig als unverſehens inne werden.

Vater und Sohn ritten Abends heim nach einem Tage, der allen Jagdgenoſſen gehörig warm gemacht hatte. „Du haſt dich wacker gehalten, mein Knabe," ſagte der Alte. — „Bah, es ging allenfalls mit," meinte der Junge. Salomo fuhr fort: „Was ich gleich ſagen wollte: höre, Junge, wie ich in den Graben ſtürzte und du ſo ſchnell bei der Hand warſt, mir herauszuhelfen, da hatte ich einen Gedanken, einen koſtbaren Einfall. Weißt du wohl, daß ein luſtiger Rothrock in Leiceſterſhire eigentlich gar nicht früh genug dazu thun kann, ſich einen Sohn groß zu ziehen, der ihm im Nothfall aus dem Graben helfe?" — „Die Rechnung iſt ganz richtig," meinte Lionel, „ich hätte jeden andern liegen laſſen. Die Jagd ging verdammt gut; der Aufenthalt hätte mir auch beinahe meine Wette mit dem Viscount verloren; doch der Himmel ließ die Kindesliebe nicht im Stich, ſondern warf den Viscount aus dem Sattel und ließ ihn ein Bein brechen." — Salomo drückte dankbar des Sohnes Hand. „Siehſt du alſo," ſprach er dazu, „wie gut es iſt, daß ich dich zum Sohn habe? Sorge darum, daß auch für dich ſolche Bengel heranwachſen, bevor du alt, dick und unbehülflich geworden. Heh, was ſagſt du dazu, Junge? Willſt du nicht heirathen?" — „Verſteht ſich, daß ich will," entgegnete Lionel ruhig, aber mit erſtaunenswerther Entſchiedenheit. — „Schön,

Digitized by Google

mein Kind. Am Dienstag wollen wir selbander auf die Freite ausziehen." — „Warum nicht morgen, Vater?" — „Eilt's so gewaltig?" — „Wenn dir's doch einmal recht ist, so wollen wir's ohne Verzug zu Ende führen."

Hier stockte Lionel, weil er nicht recht wußte, wie er's anbringen sollte, daß er schon eine Liebste habe. Die Sache hatte nämlich einen ganz besondern Haken. Die Väter des liebenden Paares lebten in unversöhnlicher Feindschaft, wenn auch nicht in offener Fehde wie Capulet und Montague. Die alten Herrn sagten sich bei zufälligen Begegnungen keine Beleidigungen, sondern als wohlerzogene Leute: guten Morgen, Herr — wie befinden Sie sich, Herr? — Dank' Ihnen, Herr. — Insgeheim aber dachte einer: Brich den Hals! und der andere: Laß dich henken! Bekanntlich ist die Feindschaft auf dem Höflichkeitsfuß die unversöhnlichste von allen, und die beiderseitigen Angehörigen wußten das recht gut. Wie würde auch sonst die eben so stolze als niedliche Dy eine heimliche Liebeswerbung geduldet, geschweige denn begünstigt haben? Das Geheimniß war bisher strengstens bewahrt worden, aber einmal mußte es doch zum Vorschein kommen, wohl oder übel, und da Lionel eben im Zuge war, so dachte er: „frisch gewagt ist halb gewonnen, und ich darf nicht warten, bis der Vater mir eine Braut vorschlägt, denn das hieße die Schwierigkeiten vermehren, statt sie zu vermindern." Darum faßte er sich ein Herz und fuhr in seiner unterbrochenen Rede fort: „Laß uns denn getrost nach Rigbyhaus hinüberreiten. Dy und ich sind einverstanden; mit dem Alten magst du fertig werden wie du kannst. Besser so als die Fahrt zur Schmiede."

Nachdem Lionel auf solche Weise sein schwieriges Bekenntniß abgelegt, duckte er sich, um in Geduld die Entladung der heraufbeschworenen Wetterwolke abzuwarten. Doch was er für unvermeidlich gehalten, das blieb aus, und was ihm unmöglich geschienen, das eben traf zu. Salomo verzog keine Miene und sprach gelassenen Tones: „Fräulein Diana Rigby ist ist ein so niedliches Geschöpf, als nur je eines zur Kirche ging." — „Findest du das, Vater?" — „Von ihrer Mutter hat sie einige tausend Pfund geerbt," fuhr der Squire fort, „von ihren Muhmen noch manches zu erwarten, und der alte Rigby wird sein Kind auch nicht leer ausgehen lassen. Summa Summarum: die kleine Dy ist ihre guten dreißigtausend Pfund werth, schön und liebenswürdig dabei, und auch bei ihr mags heißen: wer das Glück hat, führt die Braut heim."

Dem verliebten Sohn des Fuchsjägers fiel ein Stein vom Herzen. Sein Entzücken stieg, als der Vater verhieß, schon am nächsten Morgen an den Nachbar Rigby zu schreiben. Was er schreiben würde, sagte der Alte aber nicht, sonst hätte Lionel schwerlich so sanft geschlummert und so süß geträumt, wie in selbiger Nacht es ihm widerfuhr.

Der Brief Pages an Rigby lautete: „Herr! Wenn wir niemals einverstanden waren, so sind wir's wenigstens doch heute. Ich erfuhr gestern, was Sie zweifelsohne bisher so wenig wußten als ich, daß Fräulein Diana Rigby und Junker Lionel Page sich lieben. Das ist gegen unsere Rechnung, es müßte denn seyn, daß um der Liebe dieser Kinder willen einer von uns seiner Partei absagte. Sie werden sich nicht dazu verstehen, davon bin ich überzeugt, und hoffe, daß diese Ueberzeugung, auf Erfahrung und Hochachtung begründet, keine unvergoltene Aufmerksamkeit bleibe. Ich glaube daher Ihren ganzen Beifall zu verdienen, wenn ich meinerseits Mittel ergreife, die vorwitzige Neigung mit leiser Hand in andere Bahnen zu lenken, ohne daß ich mich zu widersetzen scheine. Offener Widerspruch würde die Glut nur schüren, aber Zeit und Entfernung dürften sie mit leichter Mühe löschen. Der ich die Ehre habe u. s. w."

Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Umgehend kam die freundschaftliche Entgegnung: „Herr! Ihre dankenswerthe Mittheilung über das Verhältniß zwischen Herrn Lionel Page und Fräulein Rigby hat mich allerdings überrascht; aber ich denke so wenig wie Sie selber daran, dieser Verbindung etwas in den Weg zu legen, und bin überhaupt mit dem Inhalt Ihres Geehrten vom heutigen vollkommen einverstanden. Die Aufmerksamkeit, welche Sie mir in Betreff meiner Denkart zu erweisen so gütig sind, ist nur die wohlverdiente Vergeltung meiner eigenen Hochachtung für Ihre Grundsätze, und beruht auf der gerechtesten Gegenseitigkeit. Die Angelegenheit übrigens, worüber Sie mir das Vergnügen einer Mittheilung bereiten, muß einstweilen auf sich beruhen, da Fräulein Rigby gestern mit ihrer Tante nach dem Festland abgereist ist. Zur Ausbildung der Jugend sind Reisen unerläßlich. Darum würde der vortreffliche Herr Lionel Page meiner unmaßgeblichen Meinung nach vielleicht ebenfalls nicht übel thun, sich die weite Welt zu besehen, bevor er sich für immer an den häuslichen Herd fesselt. Die Erkorene seines wackern Herzens wird dadurch eine Bürgschaft mehr für das Glück ihrer Zukunft gewinnen. Der ich u. s. w."

Auch vom Feinde weiß ich zu lernen, sprach Salomo zu sich selber und wandte sich dann zum Sohne: „Dein künftiger Schwiegervater scheint zu wünschen, daß du reisest, bevor du deine Bewerbungen fortsetzest. Darum zeigt er keine Neigung, seine Tochter sofort heimzuberufen. Ich bringe dich morgen nach Liverpool, um dich nach Falmouth einzuschiffen. Von

Digitized by Google

dort magſt du mit dem erſten beſten Dampfer abfahren, gleichviel wohin. In Liſſabon gibts für dich gerade ſo viel zu ſehen, als in Calcutta, Neuyork oder Athen. Den Winter bringſt du im Süden zu, den Sommer am Rhein, und zur nächſten Jagdzeit magſt du heimkehren. Der treue Dan ſoll dich begleiten."

(Fortſetzung folgt.)

Gottfried Auguſt Bürger.

(Fortſetzung.)

In dieſer Periode ſeines Lebens, umgeben von zwei Schweſtern, für welche ihm die Sorge oblag, und von denen er die Eine wie eine duldende Heilige verehrte, die andere aber als ſeine Molly feierte, richtete Bürger 1782 (nicht, wie die Biographen ſämmtlich ſagen, 1778) eine Bittſchrift an Friedrich II., ein Schritt, deſſen Althof erwähnt, mit dem Bedauern, daß ſich in Bürgers Nachlaſſe nichts darüber gefunden. Ich bin nun nicht allein in den Stand geſezt, den Brief, welchen Bürger an den König gerichtet, ſondern auch das abſchlägliche Schreiben des damaligen Oberprokurators Freiherrn v. Zedlitz, welches dieſer auf die deßfallſige Anfrage des Staatskanzlers v. Carmer, der dem Dichter eine Profeſſur zu verſchaffen wünſchte, an lezteren erließ, ſo wie endlich das Schreiben, welches v. Carmer darauf an Bürger richtete, jezt der Oeffentlichkeit zu übergeben, und laſſe die drei Schreiben daher hier folgen.

A. Bürger an Friedrich II.

Allergnädigſter Monarch!

Ew. Majeſtät erhebt das über alle Könige, daß kein Ceremoniell den Menſchen vor Menſchen hinter dem Monarchen verbirgt. Friedrich, der vortrefflichſte der Menſchen, tilgt meine Schüchternheit vor dem erhabenen Preußiſchen Monarchen.

Ich bin Ew. Majeſtät geborner Unterthan aus dem Halberſtädtiſchen, wo ich auch noch einige ererbte Grundſtücke beſitze. Mein Schickſal hat mich ſchon vor zehn Jahren, als einen noch ſehr jungen Studenten, hieher in das Hannöverſche verſchlagen, wo ich ſeitdem ein Juſtizamt auf dem Lande verwalte. Allein noch konnte die Zeit meinen Wunſch nicht unterdrücken, in irgend eins der glücklichen Länder unter Ew. Majeſtät Szepter zurückzukehren und dem beſten der Könige zu dienen. Ja er iſt ſo lebhaft, ſo unruhig, daß er mich jezt gerades Wegs vor Höchſtdero Thron reißt, um das Anerbieten fleißiger und getreuer Dienſte, ſoviel deren ich fähig bin, in demütiger Erwartung alhier niederzulegen.

Ich fühle mich zu jedem Amte, das mit Jurisprudenz, bon sens und allgemeiner Adreſſe verwaltet werden kann, tüchtig. Daß unſer Vaterland mich als Dichter kennt und, wie es ſcheint, liebt und ſchäzt, kommt wohl hier nicht mit in Anſchlag. Vielleicht aber mehr Dieſes, daß ich mich einiger älteren und neueren Sprachen, der Philoſophie des Guten und Schönen und der edleren Geſchichte befliſſen habe. Wie glücklich, wenn mir Muße und Gelegenheit würde, in dieſer lezten Sphäre etwas gutes zu wirken!

Was ich hier von mir ſelbſt ſagen muſte, kann keinen Verdacht eines unbeſonnenen Selbſtlobes erwecken. Denn ſelbſt dem edleren Genius ſinken die Flügel vor dem Blicke des großen ſcharfſichtigen Beurtheilers, dem ich mich darzuſtellen wage.

Man fällt vor Friedrichs Thron nicht, wie ein aſiatiſcher Sclav, auf das Antlitz zur Erde. Es opfert aber das Herz deſto freiwilliger und ungeheuchelter den höchſten und beſten Zoll, deſſen es fähig iſt. Daher erſterbe ich voll höchſter Bewunderung für den großen, und liebevollſter Verehrung für den guten König

Euer Majeſtät

allerunterthänigſter
Gottfried Auguſt Bürger.

Altengleichen ohnweit Göttingen, den 29. Juli 1782.

B. v. Zedlitz an v. Carmer.

Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannoverſche Juſtiz-Amtmann Bürger durch ſeine von Zeit zu Zeit herausgegebenen überſezten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntniß der Alten bewieſen und auch als Dichter ſich bekanntlich Ruhm erworben hat, ſo iſt er doch, wie das der Fall der heutigen mit dem Genieweſen ſich auszeichnenden Schöngeiſter iſt, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Ueberhaupt iſt an Leuten, die die alten Sprachen verſtehen, eben kein Mangel, und da ich beſonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geſchäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, ſo kann ich mit gutem Gewiſſen den Bürger, ſo ſehr ich ihn auch ſchäze, in meinem Departement nicht verſorgen, welches Ew. Excellenz unter Zurückſendung der mir communicirten Originaleingabe ganz dienſtlich zu erwiedern die Ehre habe.

Berlin den 15. November 1782.

Zedlitz.

An des Königl. Groß-Kanzlers, auch würklichen Geheimen Etats- und Juſtiz-Miniſters Herrn v. Carmer Excellenz.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Mecklenburg-Schwerin, November.

(Schluß.)

Reformen. — Seebäder. — Geselliges Leben.

Sicher und ruhig schreitet das Land vorwärts, jezt es Reformen in's Werk, die durch Mißbräuche ihren Weg suchen müssen, welche wie von Titanenhand aufgehäufte Felsen daliegen; dem Fürsten bangt nicht davor. Sein Adel, der übermüthigste von jeher, empört sich gegen ihn; er achtet dessen nicht. Die Mitglieder seiner Familie grollen erst heimlich, dann öffentlich; er trägt das eine und fürchtet das andere nicht, er schreitet ruhig zum Traualtar, während man ihm von einer Abdankung zu Gunsten seines Bruders vorspricht. Kein Graf des Landes wollte bei der Feierlichkeit gegenwärtig seyn; für die Mamsell Reuß dünkte man sich zu gut; der Großherzog erfuhr dieß und empfing sie um so feierlicher. — Das Volk lachte dieser armseligen Spöttereien recht herzlich. „Was helfen uns die Königstöchter," sagte es, „wenn sie uns keinen weitern Segen bringen, als ihre großen Namen? — Wir wissen wenigstens keine andern Wohlthaten aufzuzählen, die uns durch solche Verbindungen mit Königshäusern geworden." So sagt das Volk, und tausend glückliche Hoffnungen knüpft es an diese Verbindung. Möge es in seinen Erwartungen nicht getäuscht werden! — Ludwigslust, der Lieblingsaufenthalt des Großherzogs, nimmt für jezt das neue Paar auf. Die verwittwete Großherzogin Alexandrine trägt ihr königliches Haupt nach Petersburg, begleitet von ihrem Lieblingsdiener. Herzog Gustav geht auf Reisen in ähnlicher Gesellschaft, und die Prinzessin Louise, jezt Fürstin Windischgrätz, eilt mit ihrem schönen Gemahl nach seiner Garnison in Oesterreich. — Beim Abzug so vieler hoher Häupter hörte man wenigstens das Eine bedauern, daß dem Lande jezt die Revenuen derselben verloren gehen. So weit reicht hier die Loyalität, nicht weiter! — Nun soll zuerst das neue Grundgesetz seine Geltung erhalten. Der Winter wird mit dieser Arbeit hingehen, an die sich zugleich ein neues Steuergesetz knüpft, das freieren Handelsverkehr im In- und Auslande bewirken solle. Schon ist ein neuer Münzfuß eingerichtet, ein erster Schritt zu solchem Verkehr, und diesem soll nun zunächst eine Börse folgen, eine Staatsbank, wodurch den Kapitalisten ein wesentlicher Dienst geschieht. Dabei werden Kreisgerichte eingeführt, und der Ritterschaft wird die Justiz auf ihren Gütern genommen. Ist dieß alles in's Werk gesezt, so kann Mecklenburg sein geistiges Leben entfalten und die Welt überraschen durch das neue von dort herströmende Licht. Alle Kräfte dort sind noch frisch, keine Gabe der Natur abgenuzt. Der Adel wird weniger jagen und mehr lernen. Doch wollen wir der Zeit nicht vorgreifen. Schade ist es für Mecklenburg, daß die Bäder an der Ostsee so sehr aus der Mode gekommen sind. Dieselben wären jezt, wo die Eisenbahnen das Land den Fremden so viel leichter zugänglich machen, ein großer Vortheil. Doberan ist ein so hübscher Badeort; aber seit die Fürstlichkeit den Fremden nicht mehr gegen den Uebermuth des Adels schüzt, wird es wenig mehr besucht. Warnemünde ist nur für Einheimische, eben so Travemünde, und nur Boltenhagen hat in der neuesten Zeit wieder mehr Gäste gesehen, was wohl von den billigen Preisen und dem dort herrschenden gemüthlichen Leben kommt. Die Einrichtung dort ist so, daß man für sieben Thaler wöchentlich Wohnung und ausgesuchte Beköstigung findet; für zwei Personen zahlt man zehn Thaler, wenn sie das Zimmer theilen. Der Ort liegt an der See, das Baden ist leicht und angenehm, die Luft rein und gesund; kein Wunder also, daß die Städter, die einmal ihren Weg dahin gefunden, gerne zum zweitenmal wiederkommen. Besonders die Berliner scheinen gerne dort zu seyn und sich alljährlich in größerer Anzahl einzufinden. — Die Universität des Landes, Rostock, gedeiht eben nicht, und es ist auch kaum möglich. Ausländer besuchen sie nicht und die Eingebornen gehen lieber auf eine fremde Universität, wo sich ihnen das Leben einmal anders als auf gut mecklenburgisch zeigt. Um das geistige Leben sieht es überhaupt noch traurig aus, und der gesellige Verkehr bietet wenig Annehmlichkeit. Die Männer sondern sich überall von den Frauen ab, sie besuchen ihre Clubs, oder gehen ihren Geschäften nach und sehen ihre Familie eigentlich nur bei den Mahlzeiten. Die Frauen sind mit ihrer Wirthschaft beschäftigt, aus der sie recht eigentlich die Achse ihrer Existenz machen, und nebenher sorgen sie für Kleidung und Nahrung ihrer Kinder. Aber den Unterricht derselben übernehmen sie zu keiner Zeit und in keinem Lebensalter, das überlassen sie Miethlingen, und beschäftigen sich dafür lieber mit dem Strickstrumpf und pour la bonne bouche mit einer Stickerei. Die eigentliche Erziehung geht sie vollends gar nichts an, sie wissen kaum was das Wort sagen will. Es ist ein völliges Aufgehen in physischen Bedürfnissen. Im Uebrigen sind sie vortreffliche Frauen, treue Gattinnen, gute Mütter und vor allem mit ihrem Loose zufrieden, an dem sie keinen Mangel und keine Kehrseite entdecken. Ihr Glück ist ein Damenthee und eine neue Haube. Haben sie beides, so ist alle Sehnsucht ihres Herzens befriedigt. Sie gewahren es kaum, daß sie den ganzen Cyklus ihrer Jahre in das Leben einer Eintagsfliege zusammenfassen könnten, um dasselbe Resultat zu sehen, die Geburt und den Tod, den Anfang und das Ende beisammen. Unsere nordische Nachbarin, Frederike Bremer, hat sich bemüht, diese häuslichen Sorgen der Nordländerinnen zu idealisiren, und das Streben ist anerkennenswerth. Die Wirthlichkeit einer Frau ist schön, sie ist Pflicht, sie ist Nothwendigkeit, und erleichtert die Heirath; aber die Frau eines gebildeten Mannes sollte doch mehr seyn, als seine Haushälterin, sie sollte die Pflichten einer solchen erfüllen, dabei aber ihre Erhebung im Umgang mit ihrem Gatten finden; sie sollte mit ihm fortleben, mit ihm sich fortbilden, aber nicht durch Wiederholung aller häuslichen Unannehmlichkeiten ihn ermüden und langweilen, und sich selbst um die Mußestunden betrügen, die ihr kostbar seyn müßten, um als die Freundin ihres Gatten, die Erzieherin ihrer Kinder einen würdigen Platz zu behaupten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 287. Freitag den 30. November 1849.

Debita spargos lacryma favillam
Vatis amici.

Horat.

Gottfried August Bürger.

(Schluß.)

C. v. Carmer an Bürger.

Berlin den 19. November 1782.

An Herrn Justizamtmann Bürger zu Altengleichen bei Göttingen.

Hochedelgeborener, Hochgelehrter,

Insonders hochgeschäzter Herr Justizamtmann! Sobald Ew. Hochedelgeboren lezteres Schreiben, worin Sie mir Ihre Wünsche und Absichten wegen einer in hiesigen Landen zu übernehmenden Bedienung näher eröffnen, eingegangen war, habe ich auf Mittel gedacht, Ihnen die Erfüllung dieser Wünsche zu verschaffen. Da bei Ihrer Anstellung in meinem Departement sich die Schwierigkeit findet, daß nach unsern neuern Gesetzen jeder, der eine Justizbedienung erhalten will, zuvor bei einem Landes-Justiz-Kollegio als Referendarius gestanden, sich daselbst in den verschiedenen Geschäften des richterlichen Amtes geübt haben und hiernächst einer genauen Prüfung in den theoretischen und praktischen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit unterwerfen muß, so hielt ich es für rathsam, erst einen Versuch zu machen, ob Ihnen nicht eine akademische Stelle verschafft werden könnte, da bei dieser dergleichen Schwierigkeit nicht vorwaltet und ich überzeugt bin, daß Sie in einem solchen Posten nicht nur Ihrem Lieblingsfache mehr Zeit als in jedem andern würden widmen, sondern auch den ausgebreitetsten Nutzen stiften können. Allein mein deßfalls bei dem Ober-Curatorio der Universität gemachter Versuch ist wider alles mein Erwarten fruchtlos gewesen. Da ich nun nicht fordern kann, daß ein Mann von Ihren Jahren, Charakter und in der gelehrten Welt erworbenem Ruhme sich erst jene stufenweisen Uebungen, gleich einem jungen Schüler der Themis unterwerfen solle, so bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als eine Gelegenheit abzuwarten, wo ich Sie zu einer Bedienung rufen kann, bei der das Gesetz jene Erfordernisse nicht so unbedingt als absolut nothwendig vorschreibt. — Dergleichen Bedienungen sind in meinem Departement wenig, ich kann also auch keine Zeit bestimmen, wenn es mir möglich seyn wird, Ihren und zugleich meinen Wunsch auf solche Art zu befriedigen. Dessen aber können Sie sehr gewiß seyn, daß ich Alles anwenden werde, den hiesigen Landen einen Mitbürger wieder zu verschaffen, der ihnen so viel Ehre macht, und dadurch der Welt zu zeigen, daß man auch bei uns die Verdienste des wahren Gelehrten eben so gut zu schätzen weiß, als des Soldaten und des Finanziers.

In diesen Gesinnungen bin ich mit vollkommener Hochachtung ꝛc.

(gez.) v. Carmer.

Wie wunderbar charakteristisch sind namentlich die beiden ersten von diesen drei Schreiben! Wie klar und rein durchströmt der Alpenquell der Begeisterung für die Größe Friedrichs II. die Bittschrift des „Churhannöverischen Justizamtmannes," um mit dem zweiten Aktenstücke zu reden, welches wir in seiner Art classisch zu nennen wagen.

Schritte, in Preußen ein juristisches Amt zu erhalten, sind später von Bürger nicht geschehen. Es scheint, er war der Gerechtigkeit seines Jahrhunderts müde; denn obgleich er von der durch seine

Digitized by Google

Gutsherrschaft gegen ihn gerichteten Anklage: er habe die Kirchensachen in Unordnung gebracht, fertige die Lehnsbriefe nicht gehörig aus u. s. w., freigesprochen wurde, legte er doch bekanntlich sein Amt zu Altengleichen* nieder. Seine neue Stellung als akademischer Lehrer zu Göttingen hat er vielleicht in wissenschaftlicher Hinsicht nicht ganz klar, gewiß aber seines deutschen Dichterruhmes nicht unwürdig vom höhern nationalen Standpunkte aus aufgefaßt. Der Sänger der Lenore hat, wie wir aus einem Briefe ersehen, „die Kant'sche Philosophie in Schutz genommen." — Kurze Zeit sehen wir ihn in Göttingen mit seiner „süßen Anvermählten" Molly vereinigt. Bald folgt diese der Schwester in's Grab, und nach einiger Zeit knüpft sich durch das ohne Wissen der Verfasserin in einer Stuttgarter Wochenschrift gedruckte Gedicht des bekannten Schwabenmädchens jenes lezte wunderliche Verhältniß an. Heißersehnt langt endlich ihr Bild in Göttingen an, hastig wird es eröffnet, aber Angst und Schrecken ergreifen den Dichter, als er das Bild einer schönen Brünette erblickt. Er wirft es unter den Tisch und eilt in's Freie. Hier kommt er an ein gelbes Weizenfeld. Da fällt es mit Centnerlast ihm auf's Herz: Molly war blond! und jede Aehre ruft ihm zu: fliehe die Brünette! Später gewöhnt er sich doch an das Bild und holt sein Schwabenmädchen von Stuttgart ab. Einige Flitterwochen bleiben nicht aus, aber sein Untergang folgt ihnen auf dem Fuße.

Und hier scheiden wir von Bürger. Möchten diese Zeilen dazu dienen, in einigen Herzen sein Gedächtniß aufzufrischen. Ja, erinnert euch, deutsche Landsleute, einen Augenblick mit erneuter Liebe an Gottfried August Bürger, weil die Zeit der Ablösung des Jagdrechtes, die Zeit der Aufhebung der Frohnden und Lasten, weil diese Zeit die rechte Zeit ist, um wieder einmal des „Churhannöverischen Justizbeamten" zu gedenken, der im vorigen Jahrhundert durch seine volksthümliche Poesie den Bauernstand vor dem Junkerthume in Schutz nahm, der selbst den Fürsten kühne Worte zurief und zu dessen lezten Poesien ein Epigramm gehört, in dem er sagt, daß er es müde sey, unter der Censur zu schreiben.

H. Pröhle.

* Altengleichen war der Hauptort und der Name des Gerichtsamtes, welches Bürger verwaltete. Deßhalb ist wohl auch der Brief an Friedrich den Großen von dort datirt, obgleich er 1782 zu Appenrode wohnte und überhaupt niemals in Altengleichen selbst gewohnt zu haben scheint.

Der Sohn des Fuchsjägers.

(Fortsezung.)

Lionel hütete sich, die unverhoffte Bereitwilligkeit der Väter durch Undank zu vergelten. Mit ihrer Einwilligung in der Tasche ein Jahr lang durch die Welt zu pilgern, schien immerhin lustiger, als etwa mehrere Jahre lang mit häuslichen Schwierigkeiten zu kämpfen. In seiner unbefangenen Einfalt hielt der junge Mann Rigbys Schreiben, das ihm sein Vater in die Hand gegeben, für eine förmliche Einwilligung, legte das kostbare Blatt in seine Schreibtafel und schrieb an Diana einen Brief voll grünender Hoffnungen, welchen er seinem Vater zur Besorgung anvertraute. Wenige Tage darauf sahen seine leiblichen Augen statt der Jagdgehege von Leicestershire ringsumher nur Wasser und Himmel, und es kam ihm vor, als schwämme er in einer blauen Schale von unermeßlichem Umfang. Doch kümmerte ihn das wenig genug. Sein Sinnen und Trachten theilte sich zwischen der Sehnsucht nach der Liebsten und der nicht minder sehnsüchtigen Erinnerung an Bridget mit dem sanftgebogenen Hals; welche „Brigitte" übrigens kein getauftes Menschenkind war, sondern eine schnellhufige Fuchsstute. Alles andere zu betrachten oder zu wissen schien dem Sohne seines Vaters gar nicht der Mühe werth. Ihn kümmerte nicht einmal, wohin die Reise ging. Den lieben langen Tag hockte er auf der Drehbasse, aus keinem andern Grund, als um wenigstens rittlings zu sitzen, da er nicht reiten durfte. Die Mitreisenden fügten in Gedanken und heimlichen Reden dem verliebten Träumer schweres Unrecht zu; sie hielten ihn für einen schläfrigen, gedankenlosen Dummkopf.

Meister Rigby hatte in seinem Brief an den Squire sich verschrieben, „gestern" statt „morgen" und die vergangene für die zukünftige Zeit gesezt. Diana sollte erst noch nach London und von dort auf das Festland reisen. Die Post brachte baldigst ein zierliches Brieflein nach Pagenschloß, an Lionel überschrieben, von Salomo unbescheidenerweise erbrochen. Das Fräulein bestellte darin seinen Getreuen nach London und nannte ihm Straße und Haus, wohin er sich zu wenden habe. Vierzehn Tage später langte ein neues Schreiben an, worin es hieß: „Deine Antwort muß aufgefangen worden seyn. Mein Herz sagt es mir, obschon die Gesichter meiner Umgebung keinerlei Veränderung zeigen. Du hättest selber kommen sollen. Jezt wirst du viel weiter reisen müssen, um mich zu finden. Ich gehe mit dem Schwager meiner Tante und dessen Angehörigen nach Toledo. Herr Spring steht dort in naher Verbindung mit dem Handelshause Gabriel Setenil, und wird in wichtigen Angelegenheiten über

Digitized by Google

Jahr und Tag in der ſpaniſchen Stadt verweilen. Mein Vater befiehlt mir die Gelegenheit zu der lehrreichen Reiſe zu benutzen. Füge der Himmel, daß keine beſondern Gedanken hier im Hinterhalte liegen! Dir, geliebter Lionel, wird es nicht ſchwer werden, die Erlaubniß zur Reiſe zu erhalten, und ich rechne auf dein Erſcheinen. Auf Wiederſehen in Toledo!"

Hier iſt eigens zu bemerken, daß der Brief ſo gelautet haben könnte, wenn das Fräulein in deutſcher Sprache geſchrieben hätte. Die Britten duzen nämlich Niemanden, außer im Gebet unſern Herrgott, und ſagen eben ſo wenig zu Jemand „Sie." Ihre Anrede iſt ohne Ausnahme die zweite Perſon in der vielfachen Zahl, welche ſie auf Hoch und Nieder, auf Kind und Kegel anwenden.

Der Squire warf das Blatt in den Kamin und ſprach dazu, ſich die Hände reibend: „Hat gute Wege mit dem Wiederſehen zu Toledo, mein ſchönes Kind. Der junge Herr Page ſegelt oder dampft vielmehr nach der Levante. Dort wird er alle Muße haben, Sie zu vergeſſen, holdſelige Dy. Gott ſegne Ihre blauen Augen!"

Von Stund' an ſtanden die zwei höflichen Feinde auf einem faſt freundſchaftlichen Fuße zu einander. Wo ſie zuſammentrafen, ſchüttelten ſie ſich die Hände und tauſchten wohl eine halbe Viertelſtunde lang Gemeinplätze aus. Bei einem großen Gaſtmahl tranken ſie ſogar einmal ein Glas mitſammen, zur größten Verwunderung der Anweſenden. Ihr feindſeliges Einverſtändniß glich auf's Haar einer wirklichen Annäherung, welche nach und nach ſogar einen herzlichen Anſtrich gewann. Die politiſchen Freunde auf beiden Seiten fürchteten je eines der einflußreichſten Mitglieder zu verlieren, und in den Tageblättern der Hauptſtadt fielen Winke, daß in der Grafſchaft Leiceſterſhire ſich eine Verſchmelzung der Parteien vorbereite, natürlich immer zu Gunſten der Farbe, in welche die Brillengläſer des Herausgebers getaucht waren.

Eines ſchönen Morgens lag der Dampfer ſtill. Auf das Verdeck tretend, brachen die meiſten der Mitreiſenden in einen Ausruf der freudigſten Ueberraſchung aus. Vor ihren entzückten Blicken entfaltete ſich der herrlichſte Anblick. An vielfach gezackter und durchſchnittener Hügelleihne aufſtrebend, ſpiegelte ſich in klarer Fluth gefallſüchtig die reizende Stadt, groß und prachtvoll, und durch ihre Umgebung von Landhäuſern unabſehbar weit ſich in die Landſchaft verlierend. Selbſt dem theilnahmloſen Lionel drängte ſich eine Wahrnehmung auf, er verwunderte ſich über das frühlingsfriſche Grün im Herbſte. — „Ich bin hier alſo im Süden," ſprach er in ſeinen Gedanken, „im Lande, wo ich den Winter zubringen ſoll, um dann im Sommer mich nach dem Rheine zu begeben. Meiner Treu, der Süden iſt ein ganz hübſches Königreich. Dieſe Stadt wird etwa die Hauptſtadt ſeyn, worin ihre Majeſtät die Königin wohnt. Ich werde aber nicht in der Stadt bleiben, ſondern eine Grafſchaft aufſuchen, wo es Fuchshetzen gibt." Wie er ſo dachte, ſah er das Boot ausſetzen und die Falltreppe hinablaſſen. Dan!" rief er ſeinem Diener zu, „hole das Gepäck." Der alte Daniel that gewohntermaßen was ihm geheißen worden. Das Denken war nicht ſeines Berufes, das Fragen nicht ſeine Sache, ſo dachte er denn nicht daran zu fragen, wo er ſich befinde. Auch Lionel verſchwendete an ſolche müßige Fragen kein Wort. Nicht im Traume wär' ihm beigefallen, daß er irgendwo anders ſeyn könne, als an ſeiner Reiſe Ziel, um deſſen Namen er ohnehin von allem Anfang an ſich nicht bekümmert hatte. Ganz zufrieden, feſten Boden unter den Füßen zu ſpüren, betrat er das Land, ließ gutwillig von Zöllnern ſich brandſchatzen und von Sündern in irgend einen Gaſthof abliefern, wo es ungefähr gerade ſo ausſah und zuging wie in ſeiner Nachtherberge zu Liverpool.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genua, November.

Venedig und Genua.

Ich muß es den Touriſten überlaſſen, im Einzelnen nachzuweiſen, welcher Antagonismus zwiſchen Genua und Venedig, vielleicht weniger mit Rückſicht auf die materiellen Intereſſen beider Seeſtädte, als auf Lage, Charakter, Denkweiſe beſteht. Die gänzliche Verſchiedenheit der genueſiſchen und der venetianiſchen Gemüthsart iſt während der revolutionären Bewegung der lezten zwei Jahre ganz beſonders deutlich zum Vorſchein gekommen in der Art und Weiſe, wie das Revolutionsfieber ſich in den Maſſen ausprägte. Die venetianiſche Revolution iſt der reinſte Ausdruck der dem venetianiſchen Volke eigenen Zähigkeit und Indolenz. Unparteiiſche Augenzeugen verſichern, daß nach Abzug der Oeſterreicher zuerſt die Freude allgemein und herzlich war, und daß die Ruhe im Innern der Stadt auch dann nur im Einzelnen und ausnahmsweiſe geſtört wurde, als die

Digitized by Google

Krisis einer Entscheidung entgegenging. Aber eben so wenig war von einer heldenmäßigen Begeisterung die Rede, die all das Ihre auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen bereit ist. Die aktive Widerstandspartei war verhältnißmäßig äußerst gering; nur ersezte sie theils durch Thätigkeit und Rührigkeit das, was ihr an der Zahl abging, und anderntheils hatte die weit überwiegende Mehrheit, die um jeden Preis den Frieden wünschte, nicht Muth und Entschlossenheit genug, ihren Willen durchzusetzen. In den Jahrhunderten, während welcher die venetianische Republik bestand, hatte die am Ruder sitzende Aristokratie mit eiserner Consequenz den Grundsatz durchgeführt, nur die in das goldene Buch eingetragenen Geschlechter seyen zum Regieren berechtigt, alle andern dagegen haben in politischen Dingen zu gehorchen und zu schweigen. Was in einem jahrhundertlangen Zeitraum einmal in Mark und Blut eines Volkes übergegangen ist, läßt sich durch veränderte Institutionen während einer kurzen Spanne Zeit nicht abstreifen. Das Volk von Venedig gehorchte blindlings der revolutionären Regierung Manins, wie es ehedem den Beschlüssen des großen Raths und den Zehnen unbedingten Gehorsam geleistet hatte. Alles ließen die Leute über sich ergehen, alles duldeten, alles litten sie, weil es die zum größten Theil aus Fremden bestehende Revolutionsarmee einmal so haben wollte. Nur dieser passiven Unterwürfigkeit der Mehrheit kann der lange Widerstand zugeschrieben werden, den die Lagunenstadt leistete. General Pepe, der die militärischen Operationen leitete, in den lezten Monaten jedoch der eigentliche Diktator Venedigs war, während Manin nur die untergeordnete Rolle eines willfährigen Werkzeugs spielte, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um dem Heroismus und der Aufopferung der Venetianer das größte Lob zu ertheilen. Die Freiwilligen, über die er zu befehlen hatte, schlugen sich allerdings sehr tapfer, allein waren diese denn das venetianische Volk?

(Fortsezung folgt.)

Aus Sachsen, November.

Eine Lutherstadt.

Von den Lutherstädten in der Provinz Sachsen, von denen wir jedoch Erfurt nur in so weit kennen, als es uns von außen die Eisenbahn zeigte, ist Wittenberg diejenige, welche zwar bei weitem den wichtigsten Theil vom Leben des Reformators in ihre Mauern einschloß, aber im Allgemeinen im Augenblick am wenigsten noch den Charakter trägt, der den Reisenden in Luthers Zeit zurückversetzen könnte. In Eisleben und Mansfeld erinnern uns noch die Bergwerke an den frommen fröhlichen Bergmannssohn. In Mansfeld treffen wir noch, wie zu Luthers Zeiten, die singenden Currentschüler auf den Straßen, und die kleine Stadt konnte durch die Jahrhunderte hindurch vollkommen den Charakter einer Lutherstadt bewahren. Fremde Elemente sind auch zu Eisleben nicht in die Stadt gekommen; Gymnasium und Seminar stehen mit Luthers Stiftungen in Verbindung, die Bergleute begehen von Jahr zu Jahr, wie auch in Mansfeld, den Geburtstag des Reformators und singen: „Held aus unserm Stamm." In Mansfeld am Schlosse sehen wir eine Gruppe zechender Ritter in Stein gehauen, die sich jedoch, wie das Bild in cynischer Weise darstellt, so wenig in den Schranken der Mäßigkeit gehalten haben, daß die Folgen der Unmäßigkeit bereits an einem der Mitglieder sehr sichtbar werden. „Meine Herrn, hier wird gut Gras wachsen!" soll Luther einst bei einem Besuche an dieser Stelle gesagt haben, und man glaubt in der That dort jezt die Nähe seines Geistes zu verspüren: denn seine Prophezeihung ist eingetroffen, die Ritter sind verschwunden und hohes Gras wächst auf dem Hofe. In Eisenach und auf der Wartburg, wenn wir unsern Blick etwas tiefer nach Thüringen hineinrichten, wo Luther selbst erst als Chorsänger von Thür zu Thür zog und dann als Junker Jörg auftrat, gewähren Markt, Thal, Wald und Burg ganz den Eindruck, auf den man hier gefaßt ist, wo man sich doch immer den Luther, der noch wesentlich dem Mittelalter angehört, in's Gedächtniß zurückzurufen hat. Aber in Wittenberg haben die grünen preußischen Festungswälle und so Manches andere den Charakter einer Lutherstadt dermaßen abgestreift, daß sich die Phantasie das Bild des Reformators erst an einigen wenigen Gebäuden künstlich wieder aufbauen muß. Schon durch die flache Gegend fühlt man sich allen mittelalterlichen Erinnerungen fast entrückt, und nur dem möchte leicht werden, die Vorstellung, die er von dem Reformator vor Augen hat, so ohne weiteres mit dieser Gegend in Einklang zu setzen, der in ihm nichts sieht, als den Urheber des großen Nivellirungssystems, das in neuerer Zeit zur Geltung gelangen will, nicht aber für den, der da weiß, daß er keineswegs die Höhen und Tiefen aus dem Gebiete des menschlichen Geistes verbannen wollte. — Unter den Gebäuden, welche uns in die Reformationszeit zurückversetzen können, ist die Schloßkirche dasjenige, das unmittelbare historische Bedeutung hat. Man führt uns nicht durch die hohe Pforte, an welche Luther seine fünf-und-neunzig Sätze anschlug, sondern durch einen kleinern Eingang. Auf dem Fußboden der Kirche in der Nähe des Altars wird eine Messingplatte geöffnet, unter der sich Luthers Grabmal befindet. Was aber in der Schloßkirche den bestimmtesten Eindruck zurückläßt, und, wenn alles andere in Wittenberg nur geeignet ist auf die Phantasie zu wirken, sehr wohl dazu dienen kann, unserer Vorstellung von Luthers und ebenso von Melanchthons Persönlichkeit ein bestimmteres Gepräge zu geben, sind die Bilder der beiden Männer, welche, von Lukas Cranach gefertigt, hier an den Wänden der Kirche aufgehängt sind. Auf den ersten Blick erkennt man, daß sie ganz nach dem Leben entworfen sind, daß ein Zug in dem Gesichte beider Männer liegt, welcher in den zahllosen Bildnissen, die wir von ihnen zu sehen gewohnt sind, verloren gegangen ist und den man daher in der That da, wo die beiden Männer gelebt haben, aufsuchen muß. Daß es gerade die edelsten Züge wären, kann man bei keinem von beiden sagen; ächt menschlich aber sind sie jedenfalls. Bei Luther ist es jener Trotz, dem wir so oft in seinen Schriften begegnen und der auch in keinem seiner Portraits ganz vermißt werden mag, hier aber so keck und offen in dem derben fleischigen Gesichte hervortritt, daß man wohl sieht, wie er da, wo er sich dem Papstthum gegenüberstellte, keineswegs allein auf fleißigem Bibelstudium, sondern zu gleicher Zeit auf sehr entschiedenen sinnlichen Ansprüchen beruhte. In dem Gesichte Melanchthons, das auf unsern gewöhnlichen Holzschnitten nur den weisen und milden Gefährten des großen Reformators zeigt, liegt viel gelehrter Eigensinn, und sogar etwas von dem kleinlichen, selbst klatschhaften Wesen ist darin ausgesprochen, von dem man ihn nach dem in lezter Zeit durch die Herausgabe einiger Briefwechsel über die Wittenberger Periode verbreiteten Lichte nicht mehr ganz frei sprechen kann. — Uebrigens bemerke ich, daß man in der ganzen Gegend von Wittenberg, auch auf dem Lande, durch zahlreiche Portraits die in allen Hütten aufgehängt, aber freilich auch nicht streng nach den Cranachschen Bildnissen in der Schloßkirche angefertigt sind, daran gemahnt wird, daß einst die Reformatoren an den Ufern der Elbe gelebt haben.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Monatsregister November.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Erzählungen.

Die Incantada. Von F. Kugler. 262. 263.
Bilder aus dem wirklichen Leben. Von F. W. Hackländer. 269—274.
Der Sohn des Fuchsjägers. 286. 287.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus Vorarlberg und Tirol. 262. 263.
Die Cités ouvrières in Paris. 264—267.
Zur Goethefeier in Gießen. Von M. Carriere. 265—267.
Nordseefahrten. 268—273.
Krisen in der Geschichte. 268.
Die Carrikatur in Frankreich seit der Februarrevolution II. 274. 725.
Die drei Fauste. 275—278.
Gottfried August Bürger. Von H. Pröhle. 276—287.
Die Hochzeit in der Bretagne. 279—284.
Volksglaube in Niedersachsen. Von H. Boegekamp. 282—285.

Korrespondenz.

Straßburg. 262. 263. — Heidelberg 262. — Frankfurt a. M. 263. 264. 265. — Barcelona. 264. 265. — Aus der Eifel. 266. 267 268 269. 270. — Aus Piemont. 267. 268. 269. 270. 271. — Berlin. 271. 272. 273. 274. 275. — Paris. 272. 273. 274. 275. — 282. 283. 284. 285. — Aus der Rheinpfalz. 276. 277. 278. 279. 280. 281. — Hamburg. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. — Mecklenburg-Schwerin. 285. 286. — Genua. 287. — Aus Sachsen. 287.

[139] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dingler's
Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Erstes Octoberheft.

Inhalt. Ueber den geringsten Aufwand von Dampf- und Brennmaterial in einer Condensations-Maschine mit Expansion, mit besonderer Rücksicht auf die Maschinen in Cornwallis und jene von Sims. Von A. Steinle. — Verbesserungen in der Fabrication der Siederöhren für Locomotiven ꝛc., von Roose und Richardson. Mit Abbild. — Verbesserungen an Buchdruckerpressen, von Hrn. Hoe in New-York; patentirt in England für Newton. Mit Abbild. — Verbesserungen an Seidenhaspeln, von Barberi. Mit Abbild. — Versuche mit der excentrischen Universalmühle. Mit Abbild. — Verbesserungen an Kornmühlen, von Mc Clellan. Mit Abbild. — Romershausens mathematische Instrumente zur militärischen Distanzmessung, zur Feldmessung und zum Nivellement. Mit Abbild. — Verbesserungen an Sicherheitslampen und Gasbrennern, von Parish. Mit Abbild. — Ueber das photochromatische Bild des Sonnenspectrums und die Erzeugung farbiger Bilder in der Camera obscura; von E. Becquerel. Mit Abbild. — Beizen zur Ersparung an Weinstein in der Wollenfärberei; von Carteron. — Verfahren den Torf zu behandeln um daraus Paraffin zur Kerzenbereitung und andere Producte zu gewinnen; patentirt für Rees Reece, Chemiker in London. Mit Abbild. — Apparat zum Laugen des Flachses als Vorbereitung desselben für das Spinnen; von Wright. Mit Abbild. — Ueber die Anwendung des Gypses und Kohlenpulvers zum Desinficiren und augenblicklichen Austrocknen der menschlichen Excremente, ferner über die Vortheile des so entstehenden desinficirten Staubdüngers für die Landwirthschaft; von Dr. Herpin. — Miscellen. Verzeichniß der vom 1. Mai bis 27 Junius 1849 in England ertheilten Patente. — Ueber das Schinz'sche Dampfmanometer für Locomotiven. — Ueber das Auswaschen der Wollentuche vor der Walke. — Wiederherstellung unleserlicher Manuscripte. — Neue Methode die Metallsalze schnell zu analysiren; von Roucher. — Ueber den oktaedrischen und cubischen Alaun, von J. Persoz. — Ueber ein neues Mittel, Jod und Brom nachzuweisen; von Reynoso. — Verfahren um die geringsten Spuren von Jod mittelst Stärkmehls zu entdecken; von Thorel. — Wirkung des Chlorzinks auf die vegetabilische Faser. — Ueber den Farbstoff des holländischen oder Kuchen-Lackmus.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

[158] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Oktober 1849.

Größere Aufsätze.

Die Polen. — Die Küsten von Roussillon. — Verhandlungen der brittischen Naturforschergesellschaft. — Die Protestanten in Jerusalem. — Ein Ausflug in die kurdischen Gebirge. — Qualla-Town, das Tischlereiengebiet in Nordcarolina. — Die englische Staatsschuld. — Der Aberglaube auf der Insel Flores. — Der englische Handel mit China. — Schilderung von Lima. — Die französischen Finanzen. — Jagdscenen in Californien. — Der projectirte Zug nach Tombuktu. — Berbera. — Die Insel Norfolk. — Hydro- und topographische Aufnahme der Küsten der Vereinigten Staaten. — Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Messe in Nowgorod. — Ein Ausflug zu den wilden Indianern Californiens. — Ostindien. — Sagen des russischen Volkes I. — Die alte Stadt Oplontis bei Neapel. — Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft in Paris. — Die offizielle Heuchelei in England. — Das Kirchenfest zu St. Lorenzo-maggiore in Neapel. — Pächter und Gutsherren in England. — Die californischen Pferde. — Eilvira und sein Markt.

Chronik der Reisen.

Reise nach Californien. Vierter Brief. Ritt durch die Pampas von Buenos Ayres nach Mendoza.

Kleinere Mittheilungen.

Pachtungen in Irland. — Das mehrerwähnte eßbare Lichen in Algier. — Die Eisenbahn quer durch den nordamerikanischen Continent. — Die Ruinen der Stadt Thamugadys. — Preisfragen der französischen Akademie der Inschriften. — Weizeneinfuhr in England. — Censur der ostindischen Compagnie. — Tarring and Feathering in England. — Merkwürdige Naturerscheinung in Finnland. — Die großen Anleihen. — Projectirte französische Unternehmung nach Tombuktu. — Rawlinson in England erwartet. — Aussendung von Verbrecherkindern aus England. — Alterthümertausch zwischen Schottland und Dänemark. — Die Arbeiten an der Britannia-Brücke. — Nachricht von Sir John Franklin. — Macaulay's englische Geschichte in Amerika. — Bedenken über die neuen Guldenmünzen in England. — Mannafall. — Das Kameel in Amerika. — Ein neues Ladycinthodon. — Zunahme der Bevölkerung Brüssels. — Ein Klapperschlangenfänger. — Die Ausfuhr von Maschinen aus England. — Metalluminen in Amerika. — Handelsmarine der Vereinigten Staaten. — Merkwürdige Alterthümer bei Carnac in der Bretagne. — Homöopathisches Spital in London. — Die Dampfboot-Schifffahrt auf dem stillen Meere. — Antirentkrieg in Irland. — Goldlager in Australia Felix. — Urtheil des Athenäums über die Naturforscherversammlung. — Herkunft des Kohinur. — Der Socialist Cabet.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postamter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

1849.

December.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Als eigentliches Unterhaltungsblatt bleibt ihm die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter des Blatts entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" kostet fl. 14. oder Rthlr. 8.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 288. Sonnabend den 1. December 1849.

Well, I am your theme; you have the start of me, I am dejected; ignorance itself is a plummet o'er me: use me as you will!

Shakespeare.

Die Carrikatur seit der Februarrevolution.

(s. Nr. 274. 275.)

III.

Da die gegen Louis Napoleon gerichteten Spottbilder nicht sowohl seiner Person und seinem Charakter, als seiner Candidatur galten und die Blößen seiner Persönlichkeit während der fünf bis sechs Monate, die der Krieg um die Präsidentschaft dauerte, so ziemlich alle ausgebeutet waren, so ließ ihn, wie einmal der Kampf zu seinen Gunsten unwiderruflich entschieden war, die Carrikatur einstweilen in Ruhe und warf sich eine Zeitlang mit ihrer ganzen Kraft auf die Bearbeitung eines Feldes, wo sie Stoff in Hülle und Fülle vorfand. Vom December 1848 bis zum Mai des folgenden Jahres waren es vorzüglich die Socialisten, die sie beschäftigten, und unter den Socialisten hatte keiner so viel von ihr zu leiden als Proudhon. Jede Woche erschien er wenigstens zweimal im Charivari, bei allem komischen Relief der Züge sehr kenntlich und dabei möglichst affenähnlich abgebildet.

Das Spiel, das die Carrikatur mit Proudhon trieb, war offenbar kein Versuch satirischer Polemik, war nicht in dem Bestreben begründet, zur Vernichtung der Lehren dieses Mannes in der öffentlichen Meinung beizutragen, sondern eine Sache harmlosen Humors, der keinen andern Zweck hatte, als in den traurigen Zeiten, die man durchlebte, das Publikum durch die possirliche Behandlung allgemein besprochener Dinge zu erheitern. Die jedenfalls excentrische Rolle Proudhons, sein einigermaßen auffallendes Aeußere, das Gewagte seiner Ideen, die er noch dazu ohne die von der Klugheit geforderten Einleitungen und Uebergänge auf den Markt der Welt brachte, die Mißverständnisse und Uebertreibungen, welche einzelne seiner Formeln in der Auffassung von Freund und Feind erfuhren, die Thorheiten, die man ihm andichtete, und die Angst, die ein Theil der Besitzenden vor ihm empfand, wurden für die Carrikatur eine unerschöpfliche Fundgrube komischer Erfindungen. „Das Eigenthum ist Diebstahl —" dieses Axiom, in dem Proudhon seine kritischen Einwendungen nicht sowohl gegen das Eigenthum selbst, als gegen die Theorien, welche die Unantastbarkeit des Eigenthums aus mehr oder minder willkürlichen Vordersätzen pedantisch ableiteten, ultralakonisch und darum unvollständig und zugleich mit Uebertreibung zusammenschloß, dieses war für die große Masse derjenigen, die weder aufgelegt noch im Stande sind, die Dinge, von denen sie viel reden hören, gewissenhaft zu prüfen und zu ergründen, wohl aber den Trieb haben, sich über dieselben ein Urtheil und Gefühl zu bilden, das Alpha und Omega der socialistischen Offenbarung Proudhons. Siebenachtel von denen, die Proudhon fürchten, kennen nichts von ihm als dieses fürchterliche Motto, und die Carrikatur, die sich eben so wenig als das große Publikum mit den dialektischen Feinheiten eines Systems abzumühen pflegt, tanzte gleichfalls lange Zeit auf diesem einzigen Seil herum. Ihr Streben mußte natürlich dahin gehen, Proudhon als ein beständiges Opfer seiner großen Entdeckung darzustellen und sein Märtyrthum in einer Reihe komischer Scenen zu veranschaulichen. Bald verschwindet ein Schnupftuch aus seiner Tasche, bald wird er seiner Uhr, dann seiner Börse entledigt, sein Hut findet einen Liebhaber

Digitized by Google

im Speisehaus, sein Ueberrock läuft ihm auf dem Balle davon, und wenn er einen von den Missethätern, die ihm auf diese Weise zusetzen, unter die Hand bekommt, so rechtfertigt sich derselbe mit einer drolligten Anwendung der berühmten Maxime: das Eigenthum ist Diebstahl. Der Eine will aus dem Reiche der besitzlosen Freibeuter in die Klasse der Eigenthümer übergehen und bedient sich zu diesem Ende des von Proudhon aufgestellten Satzes als Recept; ein Anderer, der eben im Begriff ist, die vierzehn Tage Parlamentsdiäten Proudhons einzukassiren, und von dem Socialistenfürsten in diesem Geschäfte überrascht wird, antwortet auf die Frage, was er da mache, rasch und unverblüfft: er stecke sein Eigenthum in die Tasche.

Das wäre jedoch noch gar nichts, wenn man sich bloß an seinen Kleidungsstücken und an seiner Baarschaft vergriffe, allein sogar seine Person, sein lebendiges Fleisch und Bein respektirt man nicht. Ein Amerikaner, der die Manie hat, seltene Sachen zu sammeln, kommt über den Ocean gefahren. Paris enthält, sowohl was Alterthümer als was neueste Neuigkeiten angeht, die barocksten Dinge. Wenige Monate nach der Februarrevolution mußte natürlich eine Blumenlese in derlei Gegenständen außerordentlich reichhaltig ausfallen, und da die Männer der angelsächsischen Race praktische Naturen sind und mit sicherem Auge den rechten Moment und den Boden, der am günstigsten ist, zu wählen verstehen, so wendet sich unser Amerikaner am Ende des Jahrs 1848 auch nach Paris. Er späht nach allem Merkwürdigen und fährt mit einem Wagen, auf dem der Raritätenkasten befestigt ist, in allen Theilen von Paris herum, und wo er etwas sieht, was in seine Sammlung taugt, wird es angehalten, und wenn es sich thun läßt, erhandelt. Eines Morgens wird er denn auch Proudhon ansichtig, der gerade auf die Nationalversammlung zusteuert. Es ist vor der Madelaine, an der Ecke etwa des lezten Boulevards und der Straße, die früher Rue Royale hieß, dann Rue de la Revolution gescholten wurde, und jezt, wenn ich nicht irre, recht zeitgemäß sich die Concordienstraße schreibt, just an der Stelle, wo am 22. Februar 1848 die ersten Vorzeichen des revolutionären Fiebers sich spüren ließen. Der Amerikaner hat kaum den gefürchteten Widersacher des Eigenthums in's Auge gefaßt, als er in demselben ein seiner Sammlung würdiges Wunder erkennt, und mit der seinen Landsleuten eigenen Raschheit der That stürzt er auf den leckern Bissen los, um sich desselben zu bemächtigen. Sitten und Gesetze in seiner Begier verwechselnd, nimmt er Proudhon für einen weißen Sklaven und fragt ihn nach seinem Herrn, dem er eine großartige Summe zu geben verspricht, wenn er ihm seinen außerordentlichen Schatz abtreten wolle. Proudhon wendet erst ganz verduzt, dann entrüstet, zulezt, wie es einem Philosophen ziemt, gelassen ein, er sey nichts weniger als ein Sklave, er sey ein freier Mann, sein eigener Eigenthümer; allein er mag diese Versicherung noch so oft und in noch so viel Formen wiederholen, der Amerikaner läßt ihn nicht los, und als er noch die Unklugheit begeht, zu erklären, daß er Proudhon sey, verdoppelt der Bürger der Vereinigten Staaten seine Anstrengungen und rechtfertigt sein gewaltsames Unternehmen noch durch einen bittern Sophismus: wenn der, den er da aufgegriffen habe, wirklich Proudhon und, wie er sage, zugleich ein freier Mann, mit andern Worten, sein eigener Eigenthümer sey, so habe er, seiner eigenen Lehre zufolge, die er, der Amerikaner, als Liebhaber alles Ungewöhnlichen wohl studirt habe, sich eigentlich selbst gestohlen, und es dürfe ihn also, so verlange es die Logik, der erste Beste, der an ihm Gefallen finde, wieder stehlen. Spricht's und faßt ihn mit den starken Armen eines Urmenschen um den Leib und trägt ihn, unbekümmert um die Grimassen und das Hülfegeschrei des Opfers, auf seinen Wagen zu, um ihn in dem Kasten zu verwahren, aus dem eben irgend ein Irokese, mit der Federkrone auf dem Haupt und einem Ring in der Nase, ganz gemüthlich hervortaucht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sohn des Fuchsjägers.

(Fortsetzung.)

Den Unerfahrenen wunderte es keineswegs, im fernen Lande ein wohlbestelltes Hôtel de Beefsteak zu finden; er meinte in seines Herzens Einfalt, der ganze bewohnte Erdenrund sey damit von Station zu Station gespickt und der Unterschied liege eben nur im Schilde, welcher hier zufällig die Aufschrift Hôtel de France führte. Der „Herr" Oberkellner war ein ächtes Stück seiner Art; er trug einen breitschößigen Frack von brauner Farbe, sprach Englisch und erwies sich nach Gebühr gegen den Britten noch viel zuvorkommender als gegen alle Welt. Je weiter ein Engländer sich von seiner Heimath entfernt, um so mehr gilt er; seinen Launen schmiegt sich Alles, seinen Wunderlichkeiten legt sich nichts in den Weg und seinem Eigensinn stellt sich niemals eine vernünftige Belehrung unaufgefordert entgegen; doch muß er alle diese Fügsamkeit mit Gold aufwägen. Darum fragte der Kellner auch nicht nach den Wünschen des fremden Herrn und wagte noch viel minder mit wohlgemeinter Zudringlichkeit irgend einen Vorschlag zu machen. Demüthig vollzog er, was ihm geheißen wurde.

Digitized by Google

Lionel fand ſich gut aufgehoben. Aus ſeinem angenehmen und wohleingerichteten Wohngemach hatte er die anmuthigſte Ausſicht voll von Leben und maleriſchem Wechſel. Dicht unter den Fenſtern dehnte ſich lang und breit ein belebter Platz, auf drei Seiten von Gebäuden umſchloſſen, auf der vierten vom Waſſer begrenzt, mit dem er durch die Ufertreppe in Verbindung ſtand. An den Häuſern, alle großartig und vornehm anzuſchauen, unter den Bäumen auf dem Platz, vor allem aber auf den Stufen am Strande der regſte Verkehr, Handel und Wandel im lebendigſten Umſchwung; das Waſſer eine breite Fläche, doch nicht ohne dem Blick ein Gegenüber darzubieten; zur Rechten, im Weſten freilich nur, ein paar Thürme, die aus unabſehbaren Fluthen tauchen, doch mehr gegen links in blauer Ferne ſcharfgezackte Gebirge, unter ihnen am Geſtade ein Saum von blanken Dörfern, auf den näheren Bergrücken Burgen, Schlöſſer, Gehöfte. Hier ſaß Lionel den lieben langen Tag, dachte an die niedliche Dy und ſang etwa vor ſich hin:

Schau ich auf zum Himmel ſo blau und klar,
So denk' ich nur an dein Augenpaar;
Doch leuchtet mir deiner Augen Licht,
Warum dann gedenk' ich des Himmels nicht?

Am nächſten Morgen ſagte Daniel: „Herr, der Lohnbediente iſt draußen und will Ihnen die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen.“ — „Schick' ihn zum Teufel!“ — „Damit iſt ihm nicht gedient. Der Mann lebt mit Weib und Kindern davon, daß er die Engländer herumführt.“ — „So geh an meiner Statt, guter Dan, und frage gelegentlich nach der Grafſchaft, wo gehezt wird; der Kellner weiß nichts davon. So ein Kellner iſt überhaupt eine zuverſichtige Auſter, dumm und eingebildet, nur auf Gewinnen und Erſparen abgerichtet.“ — Dan ging und that in ſeiner eigenen Art und Weiſe nach ſeines Gebieters Worten. Für ihn gab es nichts Sehenswürdiges, als Kneipen und Schenken. Abends kam er in ſeliger Weinlaune heim und wollte Bericht erſtatten. „Ein andermal davon, guter Dan,“ unterbrach ihn der junge Herr; „doch wie ſteht es mit dem Fuchshetzen?“ Daniel ſchüttelte das Haupt. „Es hat hier zu Lande gar keine Füchſe,“ ſagte er trübſelig, „und wenn ſich zufällig einer findet, ſo wird er in einer Falle gefangen und nach dem fröhlichen Altengland geſchickt.“ Lionel fand das gerade nur natürlich. Der Diener fuhr fort: „Aber was ich gleich ſagen wollte. Da habe ich im Einhorn, oder wo es ſonſt geweſen iſt, einen Waadtländer getroffen, einen ganz artigen Burſchen, deſſen Beruf darin beſteht, die Engländer durch aller Herren Länder zu befördern. Er ſchafft Eſſen und Trinken an, ſorgt für Roß und Wagen und ſonſt für Alles in Allem, ſo daß die Herrſchaft nichts weiter zu thun hat, als das Geld herzugeben. Der meint, er wolle Sie ſchon an einen Ort ſchaffen, wo gehezt wird; den Namen habe ich meiner Treu vergeſſen.“

Lionel wurde Feuer und Flamme. „Schaffe mir den Burſchen zur Stelle!“ rief er, von ſeinem Sitze emporſchnellend. „Warum haſt du ihn nicht lieber gleich mitgebracht? Wir könnten dann heute Nacht ſchon zur Fuchshetze fahren!“ — Daniel kraute ſich hinter dem Ohr. „Füchſe werden zwar nicht gehezt,“ ſagte er, „wohl aber Stiere.“ — „Gleichviel,“ unterbrach ihn der Junker. „Weidwerk iſt Weidwerk. Wo iſt der Waadtländer?“ — „Morgen kommt er in's Haus.“ — „Gut, ſo bring ihn dann gleich zu mir; oder beſſer, ſchließe mit ihm ab, ohne daß ich mich mit ihm langweile. Sobald vorgefahren iſt, rufe mich. Gute Nacht.“

An dieſem Abend ſchlürfte Lionel mit wahrhaftem Behagen die verſchiedenen geiſtigen Flüſſigkeiten, deren ein britiſcher Magen unter allen Himmelsſtrichen zum Schlaftrunke bedarf. Im Traume hatte er weniger mit Dy zu ſchaffen als mit der ſchlanken Bridget. Wald und Hügel hallten wieder von Halloh und Peitſchenknall, rothröckige „Sportsmen“ flogen über Hag und Graben hinter den Rüden einher auf der Fährte eines ſchnaubenden Ungethüms, und der Sohn des biedern Salomo Page von Pagenſchloß war der erſte beim Halali.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Sachſen, November.

(Fortſetzung.)

Eine Lutherſtadt.

Indem man uns nun von der Schloßkirche aus in der Richtung nach dem Elſterthore dem Lutherhauſe zuführt, muß uns unterwegs von ſelbſt Melanchthons Wohnung auffallen, ein ſchmales Haus mit vielen Stockwerken, kleinen runden Fenſterſcheiben und einer eigenthümlichen runden Wölbung, die über dem Fenſter des oberſten Stocks als Zierrath aufgeſetzt iſt. In das Innere dieſes Hauſes werden die Fremden nicht eingeführt. Wahrſcheinlich war der gelehrte Melanchthon ſeinen Zeitgenoſſen in Wittenberg nicht ſo bedeutend erſchienen, daß ſie wie bei Luther dafür geſorgt hätten, in ſeiner Wohnung Alles beim Alten zu laſſen, um auf dieſe Weiſe eine Erinnerung an ſein

Daſeyn feſtzuhalten. Als ſpäter ſeine Bedeutung allgemeiner zum Bewußtſeyn kam, mochte es nur noch Zeit ſeyn das Aeußere ſeines Hauſes unverändert zu erhalten. Es nimmt ſich denn auch unter den andern Häuſern in Wittenberg ſeltſam genug aus. — Luthers Wohnhaus liegt auf einem Hofe verſteckt. Eine Treppe, die in einem beſondern Anbau enthalten iſt, führt uns zum Wohnzimmer. Ein ungeheurer Ofen, der in ſeiner Bauart mit unſern jetzigen großen thüringiſchen Oefen jedenfalls verwandt, aber noch viel gewaltiger iſt, zieht in einem Winkel zuerſt die Aufmerkſamkeit des Eintretenden auf ſich. Er zeigt eine Abbildung der freien Künſte und iſt nach einem von Luther ſelbſt ausgedachten Plane angefertigt. Der Unterſchied zwiſchen der Wohnſtube in einem alten Ritterſchloſſe und dieſem Zimmer eines Wittenberger Profeſſors iſt übrigens, bis auf den geringen Umfang, gar nicht ſo groß, als man wohl glauben ſollte. Die beiden aus einem Stück Holz gefertigten und einander gegenüberſtehenden Sitze für Luther und Katharina, welche ſich auf einem gemeinſamen Geſtelle in einer der beiden Fenſterniſchen erheben, ſtehen ſo eng und dicht bei einander, wie man ſie nur in irgend einem traulichen Gange einer alten Ritterburg erblickt, und wenn ein Mönch hier den Dr. Martinus jemals mit ſeiner Frau Liebſten hat ſitzen ſehen, ſo kann ich mir denken, was darüber in den Klöſtern geklatſcht wurde. — An der Wand hängt das originelle Bild, welches unter dem Namen „Dr. Martin Luthers noch grünender Zweig" bekannt geworden iſt. In der Mitte ſteht ein grüner Baum, um dieſen her tanzt eine Schaar von etwa ſieben oder acht Kindern, welche einander angefaßt haben. Es ſind dieß die Nachkommen Luthers, welche vor Jahren der Pfarrer Rheinthaler meiſt als Kinder armer Eltern im thüringer Walde zuſammengeleſen und in ſeinem Lutherſtifte zu Erfurt vereinigt hatte. — Ueber der Thür zu einem verſchloſſenen Nebengemach hat ſich auf einer Durchreiſe Peter der Große verewigt. Mit geringerem Vergnügen als ſein mit Kreide hingemaltes: Nétr bemerkt man, daß die meiſten Reiſenden ſich von jenem Sitze Luthers und Katharinas ein Andenken herunterſchneiden, ſo daß die merkwürdigen Seſſel am Ende ganz verſchwinden werden. — Luthers Wohnhaus iſt nicht weit entfernt von dem Orte, wo der Reformator vor dem Elſterthore mit den Studenten die päpſtliche Bulle verbrannte. Hinter den Feſtungswällen der Stadt und den mit Bäumen bepflanzten, etwas vernachläſſigten Gängen, welche um dieſe herum führen, liegt die Stelle verborgen. Es ſteht ein Baum dort und die Verſchönerungsluſt unſerer Zeit hat ſich nicht enthalten können, den Platz, wo einſt der deutſche Geiſt ſich ſo kühn und ſtolz bewies, mit Blumen zu bepflanzen.

(Schluß folgt.)

Genua, November.

(Fortſetzung.)

Politiſcher Charakter.

In Genua brachte es die revolutionäre Partei bloß zu einer Farce — una pazza. Wie der Venetianer durch zähe Indolenz und paſſiven Gehorſam, ſo zeichnet ſich der Genueſe durch ein raſch aufbrauſendes, unzuverläſſiges Weſen, durch Launenhaftigkeit und Schwindel aus. Sein unruhiges Temperament ließ dem Genueſen niemals Zeit, irgend eine Sache ernſtlich zu betreiben und zu Ende zu führen. Nur dem Merkur, oder vielmehr dem Beutel, den dieſer trägt, iſt er mit rührender Anhänglichkeit treu geblieben, und Kaufmann zu ſeyn, hat er nie aufgehört, mochte er monarchiſch, ariſtokratiſch oder republikaniſch regiert werden. Nicht einmal zu freien Kunſtſchöpfungen nahm er ſich Zeit, und ſo iſt die Kunſtgeſchichte der reichſten Stadt Italiens ärmer als irgend eine andere. An einem Hauſe in der Straße degli Oreſici zeigt man ein ſehr gutes Bild, deſſen Maler Piola in ſeinem zwei- und zwanzigſten Jahre von einem Kunſtgenoſſen nur darum ermordet wurde, weil er dem Mörder an Kunſtfertigkeit weit überlegen war. Die Geſchichte könnte auch nicht wahr ſeyn, wie ſie wirklich wahr iſt, jedenfalls wirft ſie ein helles Licht auf die genueſiſche Gemüthsart. — Man vergeſſe dabei nicht, daß in der Geſchichte Genuas nicht ein einziger längerer Zeitraum eines ruhigen und geordneten politiſchen Lebens vorkommt. Man ſagt den Belgiern nach, ſie ſeyen ein ſchwer zu regierendes Volk und haben durchſchnittlich in jedem Jahrhundert fünf Revolutionen gemacht; auf die Genueſer kommen wenigſtens zehn und ſchon frühzeitig verſuchten ſie es mit fremden Herrn. Mit beſonderem Stolz erinnern ſie ſich noch immer daran, 1746 vermittelſt Barrikaden die Oeſterreicher aus ihrem Weichbilde vertrieben zu haben, und der gegenwärtige Präſident der zweiten Kammer, Pareto, ein geborner Genueſe, brachte gegen den Waffenſtillſtand von Novara den etwas ſonderbar klingenden Beweis auf die Rednerbühne: „Hundert Jahre her ſind es, daß ſich ein Volk in einer weit ſchlimmern Lage befand, denn es hatte den Feind im eigenen Lande. Da erhob ſich dieſes Volk, verjagte den Deutſchen und gewann damit ſeine Ehre wieder. Napoleons Einfall einer liguriſchen Republik (1797) verſchwand wie ein Nebelbild und die Genueſen thaten nicht wohl daran, bei der letzten Revolution daſſelbe wieder hervorzuſuchen. Die Republikaner damals machten ſich durch nichts weiter bemerklich, als durch den ſpätgebornen jakobiniſchen Unſinn, womit ſie in der unterirdiſchen Kapelle der Matthäuskirche die Inſchrift von dem Grabmale des Andreas Doria auskratzten und im Palazzo ducale die Statuen berühmter Genueſen zertrümmerten, die man ſpäter, als Napoleon zu Ehren im Saale des großen Raths ein Ball gegeben wurde, durch überzogene Strohfiguren erſetzte. Dem Wiener Congreß verdankt Genua ſeine Einverleibung mit Piemont. Bei der Revolution von 1821 zeigten ſich in der Stadt einige Velleitäten, dem aufgepflanzten Banner zu folgen; allein nicht ſobald war die Nachricht von dem Unfall von Novara eingetroffen, als wieder Alles zur Botmäßigkeit zurückkehrte. Welch merkwürdiger Zufall, daß bei Novara die italieniſche Revolution zweimal, zuerſt die republikaniſche und ſodann die monarchiſche erlag! Eine eigentliche Anhänglichkeit an die piemonteſiſche Regierung hat ſich übrigens in Genua niemals geltend gemacht. Sehr übel wurden ganz beſonders die Beſchränkungen vermerkt, welche das Syſtem des Freihandels durch den Tarif von 1818 erlitt, und dem König Carl Albert hat man es bis zur Stunde noch nicht verziehen, daß er durch den auf die franzöſiſchen Weine gelegten Eingangszoll die franzöſiſche Regierung zu Repreſſalien veranlaßte, in Folge deren das Faß Olivenöl, das früher in Genua zu zweihundert Franken verkauft wurde, jetzt nur noch fünfzig Franken koſtet. Der Tarif hatte indeſſen lange nicht die Wirkung, daß er inmitten der wieder in raſcher Zunahme begriffenen Handelsblüthe des hieſigen Freihafens bei der Geſammtbevölkerung den Wunſch nach Löſung des eben erſt geknüpften Bandes rege gemacht hätte. Die alten republikaniſchen Erinnerungen tauchten freilich von Zeit zu Zeit immer wieder auf, und namentlich gab es unter den Advokaten viele, die von Mazzini und ſeinen Phantasmagorien elektriſirt waren. Ihren Anhang fanden ſie zum Theil unter den Studenten und den jungen Kaufleuten, ganz beſonders aber in denjenigen Schichten des genueſiſchen Volks, die bei dem Löſchen und Laden der Schiffe ihr tägliches Brod verdienen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 289. Montag den 3. December 1849.

Coelum, non animum mutant qui trans mare currunt.
Horat:

Ennui is a growth of English root.
Byron.

Der Sohn des Fuchsjägers.

(Fortſetzung.)

Hell ſchien die Sonne, luſtig trabten die Maulthiere einher, ermuntert durch ihres Lenkers fröhlichen Geſang, und Alles ringsumher athmete reges Leben. Um deſto trauriger ging es her auf dem Fuhrwerk. Draußen ſaß ein ſchwarzbärtiger breitſchultriger Mann, den Jahren nach in ſeines Lebens kräftigſter Blüthezeit, doch jezt geſchüttelt von Fieberſchauer, voll trüber Gedanken und ſchwerer Sorgen. Er fühlte ſein leztes Stündlein nahen. Vor dem Tode ſelbſt hegte er keine Scheu; feſt war ſein Herz und ruhig ſein Gewiſſen, wenn es etwa auch ein bischen ſauberer hätte ſeyn dürfen. Es gibt Lebensberufe, bei deren Ausübung die Ehrlichkeit hie und da nicht umhin kann ein wenig Waſſer durchzulaſſen; zu dieſen gehört vor allen jener Erwerbszweig, deſſen Zunftgenoſſen unter der überaus dehnbaren Benennung der Couriere begriffen werden. Es ſind damit nicht Staatsboten gemeint, ſondern eine beſondere Klaſſe von Herrendienern, deren Abſtufungen eine lange Leiter bilden. Auf der oberſten Sproſſe ſtehen diejenigen Couriere, welche die Beförderung von Reiſenden auf Rechnung übernehmen. Zu dieſen zählte ſich Jakob Rouſſel, der Waadtländer, ein ſo ehrlicher Schweizer, als nur jemals einer engliſches Menſchenfleiſch von Stadt zu Stadt, von Land zu Land ſchleppte. Was die Todesfurcht nicht gegen ſeinen Muth vermochte, das vollbrachte die Sorge um Weib und Kind. Welch herbes Loos, fern von ſeinen Lieben in des Lebens Mittag ſich zur endloſen Ruhe in fremder Erde zu betten, um dadurch das Herz eines treuen Weibes zu brechen und den kaum begründeten Wohlſtand des Hausweſens unwiederbringlich zu zerrütten! — Im Innern des Wagens ſtreckte und dehnte ſich einer, der weder Weib noch Kinder beſaß, noch minder von Sorgen um Gut und Geld etwas wußte, und dennoch ſo mißvergnügt war, als nur eine gelangweilte Menſchenſeele zu ſeyn vermag. In ſeine Ecke gedrückt, rauchte er eine Cigarre um die andere und ſprach verdrießlich zu ſich ſelber:

„Wenn der böſe Feind dieſes heilloſe Land zu holen begehrt, ſo braucht er um meinetwillen nicht bis morgen zu warten. Alles iſt hier Täuſchung, Elend, Verrätherei, Mord und Raub. Seit Wochen ſchleppt mich der Waadtländer durch dieſes Spanien. Was hatte er mir verheißen, womit mich aus dem gemächlichen Leben im Hôtel de France in ſchmierige Kneipen und auf elende Heerſtraßen gelockt? Ritterliches Weidwerk zu eigener Ausübung. Was aber fand ich? Ich durfte mit anſehen, wie bezahlte Schufte in geſchloſſenem Raum ein Stück Vieh mit allerhand Gaukelei zu Tode marterten. Und mein guter, mein redlicher, mein unerſezlicher Dan, iſt er nicht das Opfer des ſchnöden Südens geworden? Es war freilich dumm von ihm, daß er ſich den Räubern widerſezen wollte; aber wer trägt die Schuld dieſer Thorheit, wenn nicht der hizige Wein des glühenden Bodens? Die andaluſiſchen Schlingel in ihren hohen Lederkamaſchen hätten doch merken können, daß der alte Knabe toll und voll war. Pfui der Schande, den trunkenen Mann ſo mir nichts dir nichts niederzuſchießen wie einen Hund! Im Uebrigen waren ſie doch ganz anſtändige Leute, dieſe Buſchklepper. Dem

Digitized by Google

Waadtländer haben ſie ſeine paar Thaler und unſere Päſſe, mir mein Taſchenbuch wiedergegeben. Hätten ſie nur den wackern Dan am Leben gelaſſen, das Abenteuer wäre mit ein paar hundert Pfund gar nicht zu hoch bezahlt. O Dan, mein lieber alter Burſche, mußte ich dich auf ſo elende Art einbüßen! Und nun wird mir zum Uebermaß des Mißgeſchickes der Schweizer auch noch krank. Unheil über Unheil! Ich will nur hoffen, daß meine ſüße Dy in geſitteten Ländern geblieben iſt und ſich nicht in den heilloſen Süden verirrt."

Die Sonne ging zur Rüſte, die Reiſenden erreichten der Tagereiſe Ziel. Rouſſel fühlte eine gewiſſe Beruhigung bei dem Gedanken, die matten Glieder bald auf weichem Lager ausſtrecken zu können. Alles Uebrige ſchien ihm vollkommen gleichgültig. Noch weniger als der kranke Mann kümmerte ſich der geſunde Junker um den maleriſchen Anblick der Stadt, die jenſeits des breiten Stromes in hervorſpringendem Halbkreis auf dem zackigen Felſengeſtade ſich erhob, umſchloſſen von gekerbtem Mauerwerk, behütet von feſten Thürmen, mit dem dieſſeitigen Ufer durch zwei kühn geſpannte Brücken verbunden. Doch wenn den Sohn des Fuchsjägers die mittelalterliche Herrlichkeit auf mauriſchen Alterthümern nicht rührte, vor den Unbequemlichkeiten hielt ſogar ſein Gleichmuth nicht Stand. Unter dem gewaltigen Thor, durch das es von der Brücke zur Stadt ging, begann auf dem gräßlichen Pflaſter der Wagen dermaßen zu rumpeln und zu ſtoßen, daß Lionel ausſtieg, um durch die unebenen, gewundenen Gaſſen hinterher zu ſchlendern. Die Straßen kamen ihm dabei ſo eng vor, daß er kaum begriff, wie das Gefährt nur den Durchgang fand, ohne wenigſtens die Eckpfoſten mitzunehmen. Die Häuſer ſahen kaum wie bewohnte Gebäude aus, ſondern glichen viel eher verödeten Frohnveſten mit ihren eiſenbeſchlagenen Pforten und ihren ſeltenen, ſtrengvergitterten Fenſteröffnungen. Dem Fremdling mißfiel die gefängnißartig klöſterliche Außenſeite der Häuſer um ſo mehr, als er nicht ahnte, daß des Spaniers Wohnung, gleich ihm ſelber, unter dem ernſten, ſtrengen Ausſehen ein Inneres voll Freundlichkeit und Anmuth birgt.

Der Waadtländer hieß den Poſtknecht à la fonda del caballero fahren. Der Ritter war ein angenehmes Haus, was das Innere betraf, vermuthlich einſt der Wohnſitz eines Edelgeſchlechts in ſeiner altſpaniſchen Behäbigkeit. Den Fußboden des „Patio" deckten Marmorplatten, in verſchiedenen Farben kunſtreich gefügt. In der Mitte rauſchte und plätſcherte ein Springbrunnen in blanker Schale, erfriſchende Kühle verbreitend. Scherbenpflanzen in reicher Auswahl, zierliche Seſſel und Tiſche ſammt dem Saitenſpiel unſerer Tage, dem Pianoforte, bildeten die Ausſtattung des Raumes, deſſen Dach bei Nacht der geſtirnte Himmel, bei Tag ein Zelttuch war. Dieſen Wohnhof umfing in der Höhe des erſten Stockwerkes ein Gang mit zierlichem Geländer, auf welchen ſich Fenſter und Thüren der Schlafkammern öffneten, alle wohnlich in der reinlichen Einfachheit ihrer weißgetünchten Wände.

(Fortſetzung folgt.)

Die Carrikatur ſeit der Februarrevolution.

(Fortſetzung.)

Das wäre jedoch noch gar nichts, wenn man dem unglücklichen Proudhon nur zu Leib ginge, wenn man ihm nur das Eigenthum ſeiner Hände, Füße, Sehnen, Nerven, Lungen u. ſ. w. beſtritte; aber auch ſein geiſtiges Eigenthum, und ich nehme dieſen Ausdruck hier nicht im buchhändleriſchen Sinne, auch was ſein Verſtand zuſammengeziffert und ſeine Phantaſie ausgeheckt, fordert man von ihm als geſtohlenes Gut zurück. Und was das Aergſte iſt, nicht ein ſelbſtſüchtiger Anbeter des alten Schlendrians, nicht ein Bankier, ein Doktrinär, ein Jeſuit ſpielt ihm dieſen Streich. Nein, es iſt ein Mann des Fortſchritts, der Prophet einer neuen Glückſeligkeit, ein College, ein Mithaupt des Socialismus, der die Schändlichkeit begeht. Conſiderant, Fouriers erſter Apoſtel, der keinen andern Meſſias anerkennt als den Stifter des Phalanſtère, und jeden andern Unſinn als unberechtigt verwirft, hatte den Gedanken der Bank des Volkes, als deren Gründer ſich Proudhon aufgethan, für ſeinen Herrn und Meiſter in Anſpruch genommen und den großen Metaphyſiker Proudhon ganz gelinde eines Plagiats bezüchtigt. Dieſer Ausſpruch war dadurch gemildert, daß Conſiderant redlicherweiſe hinzufügte, nicht Alles in der Idee und Einrichtung dieſer Volksbank rühre von Fourier her, ſondern nur was daran vernünftig und ausführbar ſey. So viel Großmuth von Seite Conſiderants verdient alle Anerkennung, und um ſo mehr, als Proudhon ſchon lange an der Größe Fouriers gezerrt und genagt hatte und mehr als einer von den Stichen und Biſſen, welche den Meiſter verwundeten, auch dem Jünger unbequem geworden ſeyn mochte. Den Vorwurf des Plagiats konnte Proudhon trotzdem unmöglich auf ſich ſitzen laſſen; er antwortete lang und derb; daraus entſtand nun ein eben ſo hitziger als ſchwerfälliger Kampf, als wenn ſich zwei Trommler in der Rüſtung von Rieſen, gigantiſche Schwerter führend, mit einander ſchlügen. Für die gleichgültigen Zuſchauer

Digitized by Google

war es ein poſſirliches Spektakel, für die Carrikatur ein wahres Geſchenk der Vorſehung, der Stoff zu einer kleinen komiſchen Ilias. „Sing', o Göttin, den Zorn" — nicht den Zorn des Peleiden Achilleus! Ach, unſer Achilleus nennt ſich Proudhon und Conſiderant unſer Agamemnon. Und um welche Chryſeis ſtreiten ſie? Um die Originalidee der Volksbank! Herr, vergib ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun!

Fourier ließ bekanntlich irgendwo in ſeinen zahlreichen Offenbarungen über die vollkommenere Welt der Zukunft die Verheißung fallen, die kommenden Geſchlechter werden auch körperlich vollſtändiger ſeyn, als es die Nachkommen Adams bis auf dieſen Tag geweſen, und ihr Rückgrat werde ſich in einen an der Spitze mit einem Auge verſehenen Schweif verlängern. Conſiderant, als erſter Apoſtel Fouriers, konnte daher von der Carrikatur nicht wohl anders als mit einem ſolchen Vollkommenheitsinſtrumente dargeſtellt werden. Das that ſie denn auch bei allen erdenklichen Gelegenheiten und in hundert verſchiedenen Stellungen und Verbindungen. Auf der Rednerbühne gibt ſie ihm die Geſtalt eines Gegenlöwen (gleichfalls eine Viſion Fouriers) und läßt ihm nichts Menſchliches als ſeinen Kopf, der allerdings zu dem Leib eines Antilöwen ganz wunderbar ſich ſchickt. Bei der Anweſenheit einer Ladung kosmopolitiſcher Engländer, die, um den Beſuch der franzöſiſchen Bürgerwehrmänner in London zu erwiedern, über den Kanal herübergekommen waren, hält Conſiderant, der den Vorſchriften ſeines unſterblichen Lehrers zufolge ſehr weltbürgerliche Geſinnungen an den Tag zu legen verpflichtet iſt, an die britiſchen Ankömmlinge eine fourieriſtiſche Anrede. Die Inſulaner ſtaunen ihn reſpektvoll an, und als er geendigt hat, ſagen ſie ihm mit der größten Treuherzigkeit, er ſolle ſich herumdrehen, ſie wollen ſeine Vervollkommnung ſehen (Retournez vous-en, nous vous voulons voir votre perfectionnement).

Nach Eröffnung der Legislative war die Prüfung der Vollmachten, wie das ſich von ſelbſt verſteht, das erſte Geſchäft, mit dem man ſich abgab. Die Carrikatur bemächtigte ſich dieſer Ceremonie, die manch komiſchen Einfall an die Hand gab, und unter andern läßt ſie unſern Conſiderant vor einer der Commiſſionen, die mit beſagter Prüfung der Vollmachten beauftragt ſind, erſcheinen. Er weiſt, um ſeine Identität darzuthun, ſeinen Schweif wie einen Paß vor, und die Mitglieder der Commiſſion unterſuchen denſelben mit großer Gewiſſenhaftigkeit, um ſich zu überzeugen, daß er auch wirklich mit dem bewußten Auge verſehen iſt. Auch in ſeinem Krieg mit Proudhon tritt Conſiderant ſtets beſchweift auf, und in einem dieſer unmenſchlichen Turniere ringelt das fourieriſtiſche Ungethüm in vier bis fünf Windungen ſich um den Leib des armen Proudhon. Dieſer ſucht dagegen, als ächter Affe, mit ſeinen ſcharfen Zähnen den Schweif von dem übrigen Körper zu trennen; ein ſonderbarer Kampf (un combat singulier) ſteht unter dem Bilde, und combat singulier läßt ſich, wie Jeder weiß, der franzöſiſch verſteht, auch mit „ein Zweikampf" übertragen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genua, November.

(Fortſetzung.)

Mamiani.

Die reiche Handelswelt ihrerſeits war natürlich dem Radikalismus von Haus aus abgeneigt, und Männer wie Pareto, Ricci und andere waren den Kaufleuten hauptſächlich darum genehm, weil ſie einer genueſiſchen Kirchthurmspolitik das Wort redeten. Es iſt wahr, in wenigen Städten Italiens lärmten die Demagogen ſo gewaltig, wie die genueſiſchen in ihrem Circolo Italiano, und doch gelang es den Führern nicht, weder einem Pellegrini noch einem Lazzotti, in die Kammer gewählt zu werden. Erſt nach dem Verluſt des Feldzugs von 1848 konnte die republikaniſche Partei das Pflaſter halten. Die Gemäßigten ſchwiegen entweder aus Gleichgültigkeit oder weil ſie ſich einſchüchtern ließen. Dieſelben Demokraten, die einige Monate früher, als der Ruf nach einer Conſtitution in der Mode war, jeden für einen Schurken erklärten, der nicht conſtitutionell geſinnt wäre, und für einen Feind Italiens, wenn er Gioberti nicht bewunderte, brachten nunmehr die Conſtitutionellen als „Zöpfe" und Ariſtokraten in Verruf und predigten tödtlichen Haß gegen Gioberti. Das Miniſterium, das ſich ſelbſt demokratiſch nannte und mit ſeiner zweizüngigen Politik dem Terrorismus Recht gab, obſchon es verſichert hatte, die Rechte Aller ſchützen zu wollen, war am Ende keiner Partei mehr genehm. — Was ſeit der Schlacht von Novara ſich in Genua zugetragen, wie die Revolution auch hier aufgeflammt und gedämpft worden, iſt bekannt.

Wenige Monate erſt ſind ſeit dieſem blutigen Drama verfloſſen und Genua iſt bereits wieder eine Zufluchtſtätte für eine Menge italieniſcher Verbannter. Wie anderwärts ſo iſt auch hier auf die revolutionäre Ueberſpannung eine gründliche Abſpannung der politiſchen Nerven gefolgt. Ich müßte mich ſehr irren, wenn Mazzini die in ſeiner Geburtsſtadt herrſchenden Grundſätze loben könnte. Die Revolution ſteckt dem Genueſen nicht in den Knochen, ſondern iſt bei ihm weiter nichts als ein

Digitized by Google

allerdings häufig wiederkehrender Hausausschlag. Kein Name, und wäre es der berühmteste, wird leicht im Stande seyn, in Genua so bald wieder die alten Gelüste anzustacheln. Eben darum kann man aber auch nicht verlangen, daß der König hier besonders warme Anhänger habe. Graf Terenzio Mamiani, den die Cardinäle aus Rom verbannten, weil er nicht mit dem Papste nach Gaëta ging, wogegen Mazzini sich rühmt, der Graf, obgleich einer der abgesagtesten Gegner der Republik, habe zur Zeit der römischen Republik unangefochten in Rom umhergehen dürfen, Mamiani lebt hier als Verbannter und hielt am 4. Oktober in der hiesigen Metropolitankirche eine glänzende Lobrede auf Carl Albert. Würden Erhabenheit des Gedankens und Schönheit der Form allein schon hinreichen, um den Erfolg einer politischen Rede zu sichern, so konnte Mamiani auf allgemeinen Beifall zählen; allein dadurch, daß er als unbedingter Lobredner des verstorbenen Königs auftrat, schwächte er, wenigstens in den Augen des hiesigen Publikums, den Eindruck gewaltig. Nicht allein, daß er Carl Albert als einen Helden und Märtyrer feierte: er pries in ihm auch den vollkommenen Fürsten, dessen Plane und Absichten die lautersten, erhabensten und wohlthätigsten waren, denen ein heller Geist und ein großes Gemüth sich zukehren kann. Wie es den Italienern gewöhnlich geht, so faßt auch Mamiani den Begriff der Unabhängigkeit in dem offenbar einseitigen Sinne, daß schon die Oberherrlichkeit eines nichteingebornen Fürsten eine Schmälerung dieses ewigen Rechtes der Völker sey, und knüpft daran den weitern Satz: „In der Unabhängigkeit liegt das wahre und freie Princip, der wirksame und fruchtbare Hebel jeder socialen Wohlfahrt und Größe, sofern die sittliche Weltordnung von Anfang an bestimmt hat, daß die Nationen, wie sie ursprünglich und eigenthümlich von Natur constituirt sind, Herr über ihr Geschick bleiben und zu der menschlichen Gesammtfamilie eben jene Besonderheit der Naturanlage und die Vortrefflichkeit specieller Eigenschaften und Vorzüge mitbringen, wodurch jeder Einzelne seiner Vaterstadt nützlich werden kann. Darum heißt, die natürliche Autonomie der Völker unterdrücken, einen ruchlosen Krieg gegen die Vorsehung selbst führen."

Man begreift leicht, wohin ein solcher Grundsatz, in dieser Allgemeinheit hingestellt, am Ende führt — an die Grenze des Lächerlichen. Denn wenn kaum ein einziges Volk der Welt sich von der Vermischung mit fremden Elementen rein gehalten hat, so sind vollends die Italiener diejenige Nation, die durch das Hinzutreten der verschiedensten Bestandtheile nach und nach das geworden ist, als was sie sich nunmehr geltend macht. Wo soll nun die Grenzlinie gezogen werden zwischen dem Aechtitalienischen und dem Fremden, und welches Element erscheint als das berechtigte, welches als das unterdrückte? Sind es Pelasger, Etrurier, Latiner, Gallier, die sich par excellence Römer nennen dürfen? Am allerwenigsten aber sollte ein Römer, dessen Vorfahren die ganze Welt unterjochten und der mit Stolz dieser Weltherrschaft erwähnt, so unbarmherzig über die fremden Eindringlinge den Stab brechen. Alle diese Beweisführungen drehen sich im Cirkel um sich selbst und wenn man dieselben ihres Redeschmucks entkleidet und auf einen praktischen Grundsatz zurückführt, so bleibt nichts zurück, als das Axiom, wonach es jedem Volk überlassen bleiben muß, sich seinen Herrn und seinen politischen Verband selbst zu wählen. Die französische Februarrevolution oder vielmehr die Ideologen in der provisorischen Regierung wollten dieß, man weiß jedoch, wie weit sie damit kamen und welcher Gewinn für die Völker darin liegt, wenn die beschworenen Verträge als nicht existirend betrachtet werden. Durch Eroberung und Vertrag sind alle Staaten geworden, was sie sind: diesen Ursprung und dieses bindende Rechtsverhältniß mit dem Schwerte Alexanders lösen zu wollen, hieße die politische Welt auf den Kopf stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Sachsen, November.

(Schluß.)

Eine Lutherstadt.

Abgesehen von dieser Stelle, deren sich Luther gleichsam durch seine kühne That bemächtigt hat, bietet die Umgegend von Wittenberg nur noch wenige Punkte dar, woran sich die Erinnerung an das persönliche Daseyn des Reformators knüpft. Die flache, unbedeutende Gegend scheint dergleichen Erinnerungen nicht zu begünstigen. Wären Berge in der Nähe, so würde man uns gewiß einen Lieblingsplatz aufweisen können, wo der Reformator sich beim Blick in die weite Welt seinem Gotte näher fühlte. Indessen ist doch eine Quelle in der Umgegend vorhanden, die ihn durch einen kühlen Trunk gelabt haben soll, als er auf einem Spaziergange von heftigem Durst ergriffen wurde. Ein alter Wittenberger Postkondukteur machte mich darauf aufmerksam, daß ich durch einen Spaziergang dahin die Zeit bis zum Abgange der Post nach Pretzsch gut ausfüllen könne, während das junge Frauenzimmer, das die Fremden in die Schloßkirche und das Lutherhaus führt, mich (es war an einem Sonntag früh) zum Consistorialrath Heubner in die Stadtkirche schicken wollte. Am herbstlich-heitern Sonntag Morgen also ging ich, während die Glocken zur Kirche läuteten, zu dem eine gute halbe Stunde von Wittenberg entfernten Brunnen die Straße entlang, zu deren Seite in einiger Entfernung sich das kahle rechte Elbufer hinzieht. Ich hatte die Freude, die Geschichte der Quelle, welche der Kondukteur ganz prosaisch vorgetragen hatte, unterwegs von einem Landmann, der zur Stadt ging, vermuthlich durch eine Reminiscenz an die Bücher Mose in volksthümlicher Weise dahin umgestaltet erzählen zu hören, daß dort der durstige Doctor Luther einst durch einen Schlag an einen Stein eine Quelle hervorsprudeln gemacht habe, ein Beweis, daß auch dem Protestantismus die Kraft des Wunders nicht gebricht. — In der Nähe der Quelle fängt der Wald an und man hat, um das Nützliche und Angenehme zu verbinden, an dieser Stelle ein Forsthaus gebaut, das zugleich für die Besucher der Lutherquelle als Restauration dient. Auf den Besucher, der die Straße von Wittenberg herkommt, macht das von dieser Seite hinter Büschen und Bäumen versteckte Haus ganz den Eindruck romantischer Verwilderung, und man glaubt hier nur ein verfallendes, unbewohntes Jagdhaus vor sich zu haben. Indem man den Eingang sucht, sieht man im Gebüsch verfallene Gänge und halbzerbrochene hölzerne Tische und Bänke. Wahrscheinlich nach dem großen deutschen Reformationsfeste wurden diese Anlagen hier gemacht, wurden aber dann vernachlässigt, je mehr der Besuch bei der Lutherquelle abnahm. Die noch immer frisch und fröhlich hervorsprudelnde Quelle befindet sich in einer zum Forsthause gehörigen Grotte. — Was die Gegend um Wittenberg betrifft, so hatte ich an diesem und den folgenden Tagen noch Gelegenheit sie etwas näher kennen zu lernen, bevor ich nach Berlin zurückkehrte, und war nicht wenig verwundert, welch starke Grenzscheide in dem Charakter des Volks hier die Elbe zieht. Auf dem rechten Ufer der Elbe werden z. B. sogleich die Gebräuche des Volks bei Hochzeiten, besonders aber bei Begräbnissen höchst seltsam und complicirt, und man fühlt sich durch diese und ähnliche Dinge schon lebhaft an die Lausitz erinnert.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 290. Dienstag den 4. December 1849.

I am not only witty in myself, but the cause, that wit is in other men.
Shakespeare.

Die Carrikatur seit der Februarrevolution.

(Schluß.)

Wie Fourier, wie St. Simon, wie Cabet, wie die Socialistenkönige alle, erklärt sich Proudhon für den Schöpfer einer neuen Welt. Aus seiner Volksbank soll die Atlantis hervorgehen, wo alle Verkehrtheiten der heutigen Gesellschaft unbekannt wären und alle Tugenden mit allen Genüssen im ungestörten Einklang die irdische Glückseligkeit (jede andere leugnet Proudhon) erschaffen und erhalten würden. Das Programm dieser Schöpfung schleuderte er dem Publikum in einer Form zu, die ein merkwürdiges Durcheinander von phantastischem Kauderwelsch und dialektischen Formeln, eine Art kabbalistischer Zaubersprache ist. Die Axe der Erde wird von ihrem Platz gerückt, Frankreich in die heiße Zone verlegt, der Mond renovirt und die Sonne umgeschaffen, und während Fourier sich damit begnügte, uns eine Menagerie von Gegenlöwen, Gegentigern und andern reißenden Gegenthieren einzurichten, wirft Proudhon ohne weiteres zum Gegengott sich auf. Diese Phraseologie mag nicht wörtlich zu nehmen seyn und eine apokalyptische Bedeutung haben; Proudhon mag, ohne den Geist und Takt eines wahren Dichters, sich auf dem Saitenspiel der Poesie haben versuchen wollen. Die Carrikatur ging darauf nicht ein, sie nahm Proudhons Worte wörtlich, weil sie dieselben wörtlich am besten brauchen konnte; sie läßt ihn, gleich einem Alchymisten, einen neuen Mond und eine neue Sonne mit aufgeblasenen Backen aus dem Nichts hervortreiben und sich mit einem ungeheuren Barte als Gott Vater geberden.

Aber wenn Proudhon häufig zu absonderlichen und gottlosen Gedanken sich verirrt, so hat er auch ruhige Stunden und lichte Momente, wo er spricht wie ein Gemäßigter, wie ein Mann der Ordnung, und die Hoffnung gibt, daß er am Abend seiner Tage mit Orden aller Potentaten auf dem gestickten Kleid und in kurzen Hosen, seidenen Strümpfen, Schuhen mit Schnallen und einem achtunggebietenden Zopfe als außerordentlicher Bevollmächtigter, Hofrath oder gar Staatsrath oder Minister über die Verirrungen seiner Jugend herablassend lächeln und patriarchalisch scherzen werde. In diesem glücklichen Zustande stellt, als heitere Seherin, die Carrikatur ihn zur Bewunderung und Nacheiferung uns vor. Doch damit ist sie nicht zufrieden; Proudhon, der den Franzosen so oft vor den Kosaken bange gemacht und ihnen bis zum Ueberdruß vordemonstrirt hat, sie müßten entweder Kosaken oder Socialisten werden, es bleibe ihnen keine andere Wahl — diesen Proudhon macht die Unbarmherzige selbst zum Kosaken, gibt ihm einen baumhohen Spieß in die Hand, sezt ihn auf einen kleinen klapperdürren Klepper der Ukräne, dessen ungekämmte Mähne fast den Staub der Straße kehrt, und neben ihm steht in weiten Hosen und dem donischen Wamms gar flink und flott als Hetmann der kleine Thiers, der David des Goliath Proudhon, und schmunzelt freundlich.

Diesen kleinen Thiers, von dessen parlamentarischem Duell mit Proudhon ganz Europa gehört hat, bringt die Carrikatur natürlich auf allen Wegen und Stegen, wo es nur geht, und manchmal auch wo es herzlich schlecht geht, mit seinem Antagonisten zusammen. Thiers ist Proudhons Kobold und läßt ihm nirgends Ruhe. Proudhon geht nach Dieppe und

Digitized by Google

nimmt Seebäder; da steigt ihm in einer der Hütten, die für die furchtsamen, nicht schwimmenden Gäste gebaut sind, plötzlich aus der Fluth, wie ein Dämon der Wasser, um ihn zu waschen und zu reiben, ein Badejunge entgegen, der die fatalste Aehnlichkeit mit dem kleinen Thiers hat. Proudhon, zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt und nicht sehr lüstern, sie zwischen vier finstern Mauern zu bestehen, sucht das Weite und erreicht die Schweiz. Da gedenkt er sich denn, als Trost und Entschädigung für die Leiden des Exils, mit den Schönheiten der Natur vertraut zu machen, sucht sich das böse Blut mit Bergsteigen zu vertreiben und nimmt zu diesem Ende einen Führer. Ein kleiner, schmucker, adretter Junge bietet sich an; seine kindliche Stimme, sein netter Wuchs, sein malerischer Anzug, sein niedliches Wesen nehmen Proudhon für ihn ein; plötzlich faßt er ihn, ohne etwas Arges dabei zu denken, ein bischen schärfer in's Auge und, großer Gott! armer Gegengott! es ist Zug für Zug das lebendige Antlitz des kleinen, unausweichlichen Thiers. — Nach einer andern Version ging Proudhon nicht in die Schweiz, sondern nach Belgien. Er sitzt im Wagen einer wohlbeleibten, ehrsamen und gemäßigten Dame gegenüber, die im Bahnhof zum Zeitvertreib das Charivari gekauft hatte. Sie zieht es hervor und richtet, wie billig, ihre Blicke zuerst auf die dritte Seite, wo die Bilder stehen. Es ist eben Sonntag und da gibt das Charivari in einer Reihe kleiner Zeichnungen eine komische Uebersicht alles dessen, was während der Woche viel von sich reden gemacht. Die heutige Nummer ist zufällig dem Citoyen Proudhon gewidmet. Proudhon ist sechs bis siebenmal auf dem Blatt zu sehen und sprechend ähnlich. Die Dame lacht laut, sie lacht kreischend, sie weiß sich vor lauter Lachen nicht zu halten; da schlägt sie mit einemmal die Augen auf und erblickt ihr entsetzliches Vis-a-vis. „Condukteur!" ruft sie, „Condukteur, halten Sie an, halten Sie doch an! Es ist ein Scandal, daß man solche Ungeheuer mitfahren läßt!" In diesem Tone macht sie ihrem Schrecken Luft und malt so in lebendigem Abriß die maßlose Gespensterfurcht einer ganzen Menschenklasse vor einem genialen Narren.

Der Sohn des Fuchsjägers.

(Fortsetzung.)

Der Wagen hielt. Rouffel reichte in unwillkürlicher Bewegung gewohnheitsmäßig dem Postknecht sein Trinkgeld, der sofort die Schelle zog, dann seine Thiere ausspannte und den Rückweg antrat, unbekümmert um alles andere in der Welt. Auf die Schwelle trat die schmucke Kellnerin, und ihre erste Regung war eine freudige. In die Hände klatschend rief sie voller Vergnügen dem alten Bekannten ein herzliches Willkommen zu; doch sofort machte das Vergnügen dem Schrecken Platz. Der wackere Rouffel sah gar nicht aus wie gewöhnlich; seine Augen blickten matt und gläsern aus tiefen Höhlen, eingefallen erschienen die sonst so straffen Wagen, fahle Blässe deckte das Antlitz. Bei dieser Wahrnehmung kreischte das Mädchen hell auf und lief in's Haus zurück. Die Wirthin rannte mit Knecht und Magd vor die Thüre. Unter Fragen ohne Antwort, unter Rathschlägen, worauf Niemand hörte, unter Lärm und Geschrei wurde der Kranke vom Wagen gehoben, zu Bett gebracht, von alten und jungen Weibern in Pflege genommen, während andere den Arzt, den Bader, den Apotheker herbeiriefen. Niemand dachte daran, daß Rouffel irgend wen mitgebracht haben könnte, er selber am wenigsten. Der Wagen verrieth vollends nichts dergleichen, denn von Gepäck war nichts darin zu finden, als des Couriers bescheidenes Felleisen; alles Uebrige hatten die andalusischen Ritter der Heerstraße für gute Beute erklärt.

Doch weßhalb meldete der Reisende sich nicht selber? Ganz einfach darum, weil er in sein inneres Dichten und Trachten versunken, den Wagen verloren hatte, und gemüthlich durch die engen Gassen einherschlendernd, lange dieses Umstandes gar nicht wahrnahm. Als er endlich den Wagen zu vermissen begann, fühlte er dennoch keine Besorgniß. Der Waadtländer werde ihn schon zu finden wissen, meinte er in seinen Gedanken, ohne zu ahnen, daß der arme Rouffel in den wirren Träumen des Fiebers bewußtlos zwischen Tod und Leben schwebte. — „Ich setze mich in das erste beste Kaffeehaus, in die erste beste Kneipe," sprach Lionel, als er des Umherirrens müde wurde und die Dunkelheit hereingebrochen war, doch weder Café noch Schenke fand sich auf seinem Pfade. Er war in ein Netz enger Gäßchen an steilem Bergeshang gerathen, in dessen Maschen er wie ein gefangener Fisch herumzappelte. In der Höhe endeten Weg und Steg vor den Mauern eines riesigen Gebäudes, noch öder und unheimlicher anzuschauen als die unwirthlichen Häuser an den Gassen. Vor diesem gespenstischen Schloß brach Lionels Zuversicht; verzagend wie ein verlorenes Kind, matt wie ein gehetztes Wild, verschmachtend vor Durst und Hunger, ließ er sich auf einen Steinblock nieder, und indem er seine letzte Cigarre anzündete, kam es ihm vor, als würde ihm leichter werden, wenn er nur weinen könnte.

Mitternacht war längst vorüber. Ruhig lag Toledo im Glanz der Sterne vor der Reiterschaar, die

Digitized by Google

muntern Schrittes von Illescas her auf der Madrider Straße dem Sonnenthor nahte. Ein Trompetenstoß weckte den Thorwärtel und schmetterte in die Träume der Schläfer auf dem luftigen Platz hinter dem Thore. Zu Toledo nämlich zieht das Volk ein Nachtlager vor dem Hause auf den Pflastersteinen häufig der ruhelosen Pein unter Dach und Fach vor, wo im Dunkel die braunen und die rothen Gäste mit ihrer Sippschaft sich von Menschenblut nähren. Der Wärtel öffnete unter den üblichen Vorsichtsmaßregeln den Ankömmlingen, reitenden Jägern der Königin. — „Weßhalb steht kein Posten an der Pforte?“ fragte der Rittmeister. — Der Bescheid hieß: „Was Flinte und Säbel trägt, ist seit gestern ausgerückt, rechts und links in die Vega, wo versprengte Banden der Empörer ihr Unwesen treiben. Gut, daß Verstärkung kommt; man will einzelne von den verzweifelten Gesellen sogar in der Stadt selbst gesehen haben, und zaghafte Gemüther träumen von einem Handstreich.“ — „Ihr redet, wie Ihr's versteht, Herr Schlüsselmeister,“ entgegnete der Offizier: „nicht nur verzagte Leute wissen davon zu erzählen, sondern auch die besten Ritter ohne Furcht und Tadel. Die Regierung Ihrer Majestät hat sichere Anzeigen, daß in der That ein Handstreich auf Toledo beabsichtigt wird. Aber die strengsten Maßregeln sind angeordnet. Bis zum nächsten Mittag kommen noch Reiter, Feldgeschütz und Fußvolk zur Verstärkung mir nach. Der Oberbefehl in der Stadt ist bis zur Ankunft des Herrn Obersten mir übertragen, und ich habe gemessene Vorschrift, ohne Ansehen der Person nach den Kriegssatzungen zu verfahren. Das sage ich zu Eurer Beruhigung, Herr, wie ich Euch schuldig bin, nachdem ich Eure eitle Zuversicht zurechtgewiesen.“ — Nach diesen Worten stellte der Rittmeister seine Leute auf und sandte Streifwachen nach verschiedenen Richtungen ab, während er selber mit dem Hauptrupp den Weg zum Stadthause einschlug, geleitet von einem Sereno mit der Laterne an langer Stange. Das Wort „Sereno“ heißt eigentlich zu Deutsch „heiter,“ bedeutet aber einen Nachtwächter. Die spanischen Nachtwächter müssen nämlich mit der Stunde auch das Wetter ausrufen, und da sie nun Jahr aus Jahr ein fast nichts anderes schreien als sereno, so haben sie davon den Namen behalten, wie bei uns der Guckguck und der Pirol eben auch von ihrem Ruf die Benennung führen.

Der Rittmeister war auf dem Rathhause eingerichtet, hatte eine Flasche des Feuerweines von Peralta neben sich und schlief behaglich bis in den hellen Tag hinein. Erwachend rieb er sich die Augen, gähnte, dehnte und streckte sich und sprach dann mürrisch vor sich hin: „Alles ruhig! Das war auch der Mühe werth, mich den Freuden und Vergnügungen der Hauptstadt zu entreißen. Wie soll ich einen Orden verdienen, wo sollen meine Freunde nur den Vorwand hernehmen, eine Auszeichnung für den tapfern und edlen Herrn Francisco Estrellon de Zulague zu heischen, wenn mir auch nicht das armseligste Abenteuer aufstieß? Der Ritt von Madrid nach Toledo, oder daß ich gestiefelt und gespornt heute Nacht in kein Bett gekommen, sind das Verdienste um's Vaterland, die sich bei Hofe geltend machen lassen? Wenigstens sollte ich einen Burschen haben, den ich könnte erschießen lassen, bevor der Oberst eintrifft, der alte Neidhammel, welcher alles allein und selber gethan haben will und vor dem kein Untergebener auf einen grünen Zweig kommt.“

(Fortsetzung folgt.)

Nähe der Gottheit.

Wenn aus den Wolken
Die Sonne bricht,
Und wie durch Trübsal
Von Freude spricht;

Wenn sich schon herbstlich
Das Laub verklärt,
Noch aber wärmend
Die Sonne währt;

Wenn in der dunkeln,
Der stillen Nacht
Der Glühwurm leuchtet,
Die Quelle wacht;

Wo sich nur immer
Entzweites eint,
Und wo Getrenntes
Verbunden scheint;

Wo allversöhnend
Der Geist der Welt
Im Doppelspiele
Sich wohl gefällt:

Da fühl' in frommem,
In süßem Wahn
Ich wie ein Hauch mir
Die Gottheit nah'n;

Da scheint mein Fühlen
Mir ewig wahr
Und das Geheimniß
Der Schöpfung klar.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genua, November.

(Fortsetzung.)

Mamiani. — Politisch-religiöse Stimmung.

Zu verwundern ist es, daß gerade die constitutionelle Partei in Italien in demselben Verhältniß, in welchem sie Carl Albert in die Wolken erhebt, Pius IX. fallen läßt. In den Augen des Grafen Mamiani ist der Papst ein äußerst schwacher Charakter, der, von dem kleinlichsten Mißtrauen geplagt, von Niemand guten Rath annehmen will und daher auch unter keinerlei Umständen irgend im Stande ist einen politischen Gedanken selbstständig durchzuführen. Alle seine Reformen waren Phantasmagorien, Nebelbilder eines nebelhaften Geistes, der überall zugreift und dadurch in der Regel eine Sache am falschen Ende anfaßt. Dieselbe politische Unfähigkeit macht Mamiani, der lange Jahre in Paris gelebt hat, den Franzosen zum Vorwurf, und so findet er in dem Papste und der französischen Regierung vollkommen ebenbürtige Bundesgenossen. „Mit allen ihren Revolutionen, von Voltaire an bis auf Louis Blanc, haben die Franzosen nicht einen einzigen gesunden Gedanken, keine lebenskräftige Idee zu Tage gefördert: ihr blutiges Kampfspiel ist ein Spiel mit tauben Nüssen und lächerlichen Paradoxen. Anstatt Carl Albert wegen seines »l'Italia farà da sè« zu tadeln, sollte man ihm vielmehr in und außerhalb Italien Dank dafür wissen, daß er das Joch abschüttelte, welches die „Komödianten der Freiheit und des Fortschrittes" gerne allen Völkern mit schulmeisterlicher Selbstgefälligkeit auf den Nacken legen möchten. Soll Italien die österreichische Herrschaft zerbrechen, so muß es sich vor allen Dingen von Frankreich emancipiren und seine Bundesgenossen da suchen, wo sie jedem sich bemerklich machen, der die Blätter der Geschichte mit offenen Augen ansieht. Italien und Deutschland sind die Träger der weltgeschichtlichen Ideen, die Lehrer und Erzieher der Menschheit; was in der geweihten Sphäre des Gedankens sich die Hand reicht, das sollte auch politisch verbunden seyn. Die Geschichte beider Nationen weist in unauslöschlichen Schriftzügen darauf hin, daß sie zur geistigen Gemeinschaft berufen, nunmehr auch mit Ablegung aller kleinlichen Eifersucht als Vorkämpfer für die constitutionelle Freiheit gemeinschaftlich in die Bresche zu treten und das Banner des Constitutionalismus ebensowohl gegen die Uebergriffe des absolutistischen Oûens, als gegen den sich überstürzenden Schwindel des Westens zu vertheidigen haben. Dazu aber bedarf es für die Italiener zuvörderst einer unwiderruflichen Scheidung der natur- und vernunftwidrig im Papstthum vereinigten geistlichen und weltlichen Gewalten. Es muß jener Antagonismus endlich aufhören, der schon in der physischen Natur wohl zum Kampfe, aber niemals zur Versöhnung führt. Was soll der Papst, der eine unbeschränkte Herrschaft über die Gewissen ausübt, mit seiner Unfehlbarkeit als weltlicher Herrscher? Entweder vergibt er seiner geistlichen Würde und schwächt dadurch den ihm zukommenden sittlichen Einfluß, wenn er sich zu Unterhandlungen mit seinen weltlichen Unterthanen herbeiläßt und aufhört absoluter Fürst zu seyn; oder er verweigert seinem Volke die von dem Zeitbewußtseyn dringend geforderten politischen Freiheiten und wahrt somit die Freiheit seines geistlichen Amtes durch Knechtung seiner geistlichen Unterthanen."

Wenn ich recht sehe, gewinnt diese von Mamiani mit großem Talent vertheidigte Ansicht mehr und mehr an Boden, weil die constitutionell Gesinnten die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das constitutionelle Princip in Italien so lange nicht eine Wahrheit werden wird, als der Kirchenstaat durch das eigenthümliche Wesen des Papstthums von der Wohlthat einer Repräsentativverfassung ausgeschlossen bleibt. Die Trennung der beiden im Papstthum enthaltenen Attributionen ist in diesem Augenblick für Italien eine Lebensfrage. Der Funke, den Pater Ventura unter die Massen warf, hat gezündet, und wenn der Osservatore Romano darüber frohlockt, daß die protestantischen Sektirer, die während der Revolution im Kirchenstaat Schulen eröffnet und sogar Bibeln eingeschwärzt haben, als Mazzinistisches Unkraut wieder ausgemerzt werden, so ist der Jubel etwas voreilig. Nicht davon handelt es sich, Italien zu protestantisiren, wie englische Hochkirchler und italienische Demagogen sich einbilden, sondern der Tiara ein Ende zu machen. Eine kleine Schrift mit dem Titel: »Non più Tiara! Parole di un Cattolico«, macht gegenwärtig in Italien nicht geringeres Aufsehen, als seiner Zeit die »Paroles d'un Croyant« von Lamennais. Hier in Genua wird das Schriftchen an allen Straßenecken feil geboten und athmet ganz denselben Geist, der zu Anfang der dreißiger Jahre im „Avenir" und durch Lacordaire vertreten war. Nur ist der große Unterschied der, daß das französische Volk in seiner Gesammtheit, und namentlich auch die französische Geistlichkeit, eher ein Interesse daran hatten, dem Papste seinen weltlichen Thron zu erhalten, als umzustürzen, weil dadurch der katholischen Kirche und ihrer Einheit eine gewaltige Krisis erspart blieb, wogegen die italienische Nation im Interesse ihrer Freiheit diese Krisis herbeiwünscht und nicht gesonnen ist, um den Preis ihrer Freiheit für andere Völker das gemeinsame Band kirchlicher Einheit zu erhalten. Genug Spuren weisen darauf hin, daß namentlich unter dem jüngern italienischen Clerus eine starke geistliche Partei sich bildet, die das Papstthum seiner weltlichen Gewalt lieber heute als morgen entkleidet sehen möchte. Das Episkopat freilich theilt diese Ansicht keineswegs: in Ligurien wie in Piemont haben die Bischöfe Versammlungen gehalten, auf welchen durchweg die politische Frage zugleich mit der religiösen, und zwar in einem Sinne erörtert wurde, der die Grenzen eines gemäßigten und besonnenen Conservatismus um vieles überschritt. Man kann nicht anders sagen, als daß diese Partei in den sardinischen Staaten eine mehr als gewöhnliche Rührigkeit an den Tag legt. Eine Menge Zeitungen stehen ihr zu Gebot, welche die dem Ultramontanismus gefährlichste Waffe, die Preßfreiheit, dadurch zu neutralisiren und gegen ihre Gegner zu kehren suchen, daß sie Religion und Politik in ihre Spalten aufnehmen, ungefähr in derselben Weise wie der Pariser „Univers" es thut, um dem Leser das Halten einer politischen Zeitung zu ersparen. Für Genua hat diesen Dienst der „Cattolico" übernommen, der vor der Hand seine Streiche gegen die Mazzinisten und ihr irreligiöses Treiben führt, gar bald aber gegen diejenigen Constitutionellen Front machen dürfte, die Kirche und Staat streng auseinander halten und namentlich für die Schule eine selbstständige Stellung unter der Fürsorge der Staatsgewalt fordern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 19. Dienstag den 4. December 1849.

[174] Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

David Friedrich Strauß

Verfasser des „Leben Jesu"

Chr. Friedr. Daniel Schubart's Leben.

2 Bände mit Schubart's Portrait und Facsimile. 8. geheftet. 5 Thlr. 24 Sgr.

Ein deutsches Dichterleben aus dem vorigen Jahrhundert ist es, das dem Publikum hier geboten wird; einer aus jenem Titanengeschlechte, dessen maßloser Ungestüm, ihm selbst verderblich und ohne bleibende Frucht für das Allgemeine, der milden Herrschaft der Weimarischen Olympier voranging. — Mag das Interesse für Eröffnungen aus der Werdezeit unserer Nationalliteratur, wie es vor Kurzem noch lebendig war, zurückgedrangt seyn, so tritt ja auch in diesem Buche das literar-historische Interesse hinter dem menschlichen, man möchte sagen dramatischen, zurück, welches für alle Zeiten das gleiche ist. In der That, **wie ein Trauerspiel wickelt sich das Geschick des unglücklichen Dichters vor uns ab. Wechselsweise bewegen uns Theilnahme und Mißfallen, Hoffnung und Furcht; Entsetzen faßt uns, wir schmelzen in Mitleid, glühen in Zorn, Erwartung spannt sich, erlahmt und spannt sich wieder: bis endlich der Zauber sich löst, der auf dem Schicksale des Helden lag, wir mit ihm wieder frei athmen, aber nur um ihn nach kurzer Freude auf immer hinsinken zu sehen.**

[158] Bei Adolph Marcus in Bonn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Populäre Briefe an eine gebildete Dame

über die gesammten Gebiete der Naturwissenschaften

von **Gustav Bischof.**

Zweites Bändchen, mit 6 Holzschnitten im Text.

Auch unter dem Titel: Unterhaltungen über Gegenstände aus dem Gebiete der Physik, Chemie und Geologie, in ihrer Anwendung auf das bürgerliche Leben in populärer Darstellung.

Preis 1 Rthlr. 20 Sgr.

Diese Briefe behandeln den unendlich reichen Stoff in den Werken der Natur in einer ganz eigenthümlichen Weise. Aus dem großen Ganzen nahm der Verfasser Einzelnes und verfolgte es nach verschiedenen Richtungen mit stetem Hinblick auf das Walten einer unendlichen Weisheit in der ganzen Körperwelt. Jeder Brief ist ein in sich abgeschlossenes Gemälde, in welchem durch die Gruppirung der Hauptfiguren Partien sichtbar werden, die dem Blicke bisher verborgen waren. — Der Rec. in den Blättern für literarische Unterhaltung (No. 98, 99 von 1849) welcher diese Briefe für geeignet hält das Verständniß von Humboldt's Kosmos bedeutend zu erweitern, und Verbindungswege, Treppen und Stufen zu diesem einzig dastehenden Meisterwerke zu bilden, erkannte, daß sie ihr Thema ebenso gründlich als leichtfaßlich verfolgen und dabei nie ermüdend lange stehen bleiben. Sie besitzen von Anfang bis ans Ende eine interessante Frische, wodurch sie sich viele Leser gewinnen und auf die Dauer erhalten werden.

[165] Das in Weimar bei F. Janſen erscheinende

Journal für moderne Stickerei,

Mode und weibliche Handarbeiten,

herausgegeben von Natalie v. Herder,

bringt in monatlichen Heften in höchst eleganter Ausstattung:

1) ein sauber colorirtes Muster für Buntstickerei;
2) ein in Kupfer gestochenes Pariser Modebild;
3) einen großen Doppel-Bogen mit Mustern für Weißstickerei, Putzgegenstände aller Art, Schnittmuster (Patronen), Möbel, Decorationen ꝛc.;
4) einen halben Bogen mit erklärendem Text und neuen weiblichen Handarbeiten;
5) ein Feuilleton mit Novelletten, dem neuesten Pariser Modenbericht und einem „Nippestisch" aus der Zeitgeschichte;
6) sehr häufig in Extra-Beilagen musikalische Compositionen für Clavier und Gesang, colorirte Möbel- und Drapperie-Muster und andere praktische Gegenstände,

kostet auf ein ganzes Jahr **nur 3 Rthlr. — 5 fl. 24 kr. rhn.** und es werden vom 1. Januar 1850 an (sowie auch auf die früher erschienenen Jahrgange seit 1844) von allen Buchhandlungen Bestellungen angenommen und prompt ausgeführt.

Der Jahrgang 1849 ist als Weihnachtsgeschenk ganz besonders zu empfehlen.

Digitized by Google

[125] Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Hauslexicon.

Handbuch praktischer Lebenskenntnisse

für alle Stände.

Acht Bände. Geh. Preis 12 Thlr. oder 21 fl. rhn.

Liederbuch

des deutschen Volkes.

Ueber 1000 sangbare Lieder für Jung und Alt.

Geheftet. Preis 17 Ngr. oder 1 fl. rhn.

Leipzig, October 1849. **Breitkopf & Härtel.**

Clara Blumenau's Biene II. Bd. 4. Heft.

[167] Im Verlage von **J. J. Christen** in Aarau und Thun ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Die Biene.

Eine neue Mustersammlung

für

schöne und nützliche Arbeiten,

im **Stricken, Häkeln** und **Sticken**

verschiedener Art

von

Clara Blumenau.

10 Heft oder II. Band 4. Heft.

Mit Abbildungen.

Inhalt: Der Kaufmann von Marseille von Ch. Nodier. — Bouquet zu einem Kissen. — Prachtblumenalphabet. — Wandkorb aus großen Glasperlen. — Glockenzug aus Glasperlen. — Tischtapis mit hübschem Lamberquin. — Dessin zu einem gestickten Kindslätzchen. Geldbeutelchen in Form eines Stiefels. — Gehäkelter Stern zu einem Sophakissen. — Polnischer Tabaksbeutel aus gehäkelten Sternen. — Gestrick zu Gardinenhalter. — Hübsche gestrickte Fransen. — Allerliebstes Uhrenband. — Dessin zu einem Pfeifenhalter. — Fortsetzung eines Blumenalphabets. — Kochrezepte. — Räthsel.

Das reichhaltige Inhaltsverzeichniß weist am Besten nach, was Blumenau's Biene darbietet, und sollte die Biene in den Händen aller Freundinnen von Schönem, Nützlichem und Geschmackvollem seyn, da dieselbe unbestritten eines der besten Journale für feinere weibliche Arbeiten ist, was auch von sachverständigen Frauen längst anerkannt ist.

In allen Buchhandlungen kann fortwährend auf Clara Blumenau's „Biene" subscribirt werden. Der Subscriptionspreis für den Band von 6 Heften ist 1 Rthlr. = 1 fl. 30. Einzelne Hefte sind ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Erstes bis viertes Heft à 5 Ngr. = 16 kr.; fünftes bis zehntes Heft à 6 Ngr. = 20 kr.

---

[172]. So eben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novellen

von

Therese.

Zwei Theile.

8. Geheftet. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mit diesen Novellen schließt die beliebte Verfasserin ihre literarische Thätigkeit, und es werden daher dieselben als der Abschiedsgruß einer liebgewonnenen Freundin gewiß bei allen Verehrern derselben eine gute Aufnahme finden.

---

[162] So eben ist im Verlage der **B. Schmid'schen** Buchhandlung (F. C. Kremer) in Augsburg erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schneidawind, Fr. Jos. Ad.; Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich, dessen Alliirte und den Rheinbund im Jahre 1809. Oder ausführliche Geschichte der Feldzüge in Deutschland, Italien, Polen und Holland, der Insurrectionen Tyrols und Vorarlbergs, der Aufstände in der Altmark und in Hessen, und der Züge des Herzogs Wilhelm von Braunschweig und des Majors F. von Schill. **Vierter Band.** (Urkundenbuch).

Auch unter dem Titel:

Urkunden, Briefe und **Actenstücke** zur Geschichte des Krieges Oesterreichs gegen Frankreich, dessen Alliirte und den Rheinbund im Jahre 1809. Mitgetheilt von Franz Joseph Adolph Schneidawind.

gr. 8. br. Preis 3 fl. oder 1 Thlr. 25 Ngr.

Früher erschien:

Schneidawind, Fr. Jos. Ad., Die Kriege im Jahre 1805 auf dem Festlande Europen's.

8. geh. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 22½ Ngr.

Die Literatur hat den Feldzug von 1805 bis jetzt sehr kurz bedacht, und doch gehört er in mehr als einer Beziehung zu den interessantesten; eine neue Bearbeitung dieses Feldzuges muß der gegenwärtigen Zeit, welche sich über alles aufklaren, welche die vergangene Zeit namentlich kennen will, um die Fehler derselben zu vermeiden, höchst erwünscht seyn, und daher wird gegenwärtige Geschichte des Kampfes auf dem Festlande Europens im J. 1805 gewiß mit Freude begrüßt und aufgenommen werden. Der Verfasser desselben hat, wie in seiner Geschichte des Kriegs von 1809, welche allgemein mit großem Beifall aufgenommen wurde, auch in seiner Geschichte des Kriegs von 1805 stets seine Absicht auf die Sache, nie auf die Person gerichtet, hat sich stets redlich bemüht, durchaus frei von vorübergehenden persönlichen Beziehungen sich zu halten, Niemand absichtlich zu verletzen, jede Person an ihren rechten Platz zu stellen, jeder Thatsache die gebührende Stelle und Stellung zu geben, und überhaupt gestrebt, eine getreue und möglichst ausführliche Darstellung zu geben. Wir sind überzeugt, daß unsere Geschichte des Krieges von 1805 eine längst gefühlte Lücke in unserer kriegshistorischen und geschichtlichen Literatur ausfüllen wird.

---

[166] Bei **L. Fr. Fues** in **Tübingen** ist erschienen:

Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen. Von Pfarrer **Eifert** und Universitäts-Bibliothekar **Dr. Klüpfel,** 2 Theile. gr. 8. 1849. geheftet. 5 fl. 24 kr.

Eine lesbare, gedrangte und unterhaltende Beschreibung der Stadt und Universitat fehlte bis jetzt, und wir hoffen, im vorliegenden Werke diesem Bedürfniß abgeholfen zu haben, da es sich von seinen Vorgangern auch dadurch unterscheidet, daß es die Stadt und Universitat gleichmäßig behandelt. Die Geschichte der Stadt bietet ungemein viel Interessantes und bisher Unbekanntes dar, und der mit der Gegend Bekannte oder auch Unbekannte wird durch die ebenso naturgetreue als lebendige Schilderung ihrer Reize hingerissen werden. Die Beschreibung der Universität schildert nicht nur die wissenschaftlichen Zustande derselben von ihrer Gründung an bis auf die neueste Zeit, sondern erzahlt auch die Verfassungs- und Sittengeschichte mit vielen interessanten Einzelheiten. Der Abschnitt über Studentenverbindungen der neueren Zeit gibt eine Geschichte

Digitized by Google

der Tübinger Burschenschaft, welche um so mehr Beachtung verdient, als ihre in der neuesten Zeit so wichtig gewordenen Bestrebungen noch nie im Zusammenhang dargestellt wurden. Alle bis jetzt erschienenen öffentlichen Beurtheilungen sprechen sich entschieden günstig über beide Theile aus.

Jeder Theil wird auch einzeln abgegeben und zwar die Geschichte der Stadt, von Eisert, zu fl. 1. 54 kr., die Geschichte der Universität, von Klüpfel zu fl. 3. 30 kr.

Abnehmer beider erhalten jedoch als Pramie zwei zu Zimmerverzierungen passende, in Stahl gestochene Ansichten von Tübingen, Ost- und Westseite, in guter Folio-

---

[141] Bei uns erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Grosewsky, N., Aus der Einsamkeit. Lieder. 12. In engl. Einband mit Mosaik-Vergoldung. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mitau, 1849.

G. A. Reyher'sche Verlagsbuchhandlung.

---

[124] Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Sechs Kinderstücke

für das Pianoforte

von

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Opus 72. Preis 25 Ngr.

Leipzig, im September 1849.

Breitkopf & Härtel.

---

[134] Bei **Kollmann** in Augsburg — **Neff** in Stuttgart — **Palm** in München — **Montag u. Weiß** in Regensburg — bei **Riegel u. Wießner** in Nürnberg und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Unentbehrlich für Jedermann!

Zehnte!! Auflage.

Sammlung und Erklärung

von

(6000) fremden Wörtern,

welche in der Umgangssprache, in National-Versammlungen, Clubs ꝛc. und Zeitungen täglich vorkommen.

Als: Amendement — Anarchie — Aristokratie — Budget — Constitution — Demokratie — Institution — Ochlokratie — Permanent — Reaction — Radical — Republick — Terrorismus und 6000 ähnliche Fremdwörter, welche in der Umgangssprache und in Zeitungen täglich vorkommen, um solche richtig zu verstehen und auszusprechen.

Von Dr. und Rector F. W. Wiedemann.

Preis nur **10** gr. oder **45** kr.

In jetziger Zeit ist es jedermanns Bedürfniß ein Nachschlagebuch der Art zur Hand zu haben, welches über alle vorkommenden Fremdwörter genügende Auskunft gibt. Als ein solches ist das obige vom Prof. Petri empfohlene Buch zur Anschaffung zu empfehlen.

Auch bei **Credner u. Kleinbub** in Prag — **Hartleben** in Pesth — **Favarger** in Triest und **Gerold u. Sohn** in Wien vorräthig.

---

[139] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Zweites Octoberheft.

Inhalt. Erfahrungen über die Concurrenz der Eisenbahnen mit der Canal-, Fluß- und See-Schifffahrt in Beziehung auf schwere Frachtgüter. (1. Factische Resultate der Concurrenz zwischen Eisenbahnen und Wasser-Communicationen. 2. Vergleich zwischen den eigentlichen Fahrtkosten der Landfuhrwerke, der gewöhnlichen Canal- und Flußschiffe, der Dampfschleppschiffe, und der Eisenbahntrains.) — Beschreibung eines neuen Manometers für Dampfkessel; von Hrn. Hofmann. Mit Abbildungen. — Verbesserungen an Drehbohrern für Zimmerleute; von Cartwright, Werkzeugfabricant zu Sheffield. Mit Abbild. — Verbesserungen an Zündröhren zum Sprengen; von Loam. Mit Abbild. Maschine zur Reinigung der Baumwolle; von Burn. Mit Abbild. — Verbesserte Methode das Getreide für das Mahlen zu reinigen; von Newton. Mit Abbild. — Verbesserungen an Chronometern; von Nesell und Clark. Mit Abbild. — Ueber das photochromatische Bild des Sonnenspectrums und die Erzeugung farbiger Bilder in der Camera obscura; von E. Becquerel. (Schluß). Ueber die Darstellung von Lichtbildern auf Glas; von Blanquart-Evrard. — Verfahren basisches Chlorblei als Surrogat des Bleiweißes zu bereiten; von Pattinson. — Praktische Untersuchungen über technische Metallegirungen; von A. Guettier. — Untersuchung eines neuen gelben Farbstoffs (Wongshy). Von W. Stein. Ueber Melsens Verbesserung in der Zuckerfabrikation und die Darstellung des Zuckers aus Runkelrüben ohne Anwendung der Knochenkohle; von Dr. Lüdersdorff in Berlin. — Ueber die Wirkungsart des Gypses als Düngmittel; von Gaillat. — Phosphorteig zur Vertilgung der schädlichen Thiere; von Dubois. — Miscellen. Die preußischen Telegraphenlinien. — Königlich preußisches Regulativ über die Benutzung der elektromagnetischen Staatstelegraphen seitens des Publikums. — Ueber Robinsons Apparat zur elektrischen Telegraphie. — Neues Verfahren für den Verwurf von Zimmerdecken, Wänden ꝛc.; von Allday. — Strode's Gasfeuerzeug. — Ueber die Verdampfungswärme des Wassers; von Joule. — Ueber die Bereitung des Collodions. — Prüfung des Jodkaliums auf einen Gehalt von jodsaurem Kali. — Ueber Melsen's Verfahren zur Zuckerfabrikation. — Ueber Gewinnung des Runkelrübenzuckers ohne Bildung einer Melasse; von Mène. — Bereitung des Lavendelöls.

---

[140] Zu Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Württembergische

Jahrbücher

für

vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben

von

dem statistisch-topographischen Bureau.

Jahrgang 1848. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt.

Chronik. Allgemeine Landes-Chronik des Jahres 1848. Königliches Haus. — Bevölkerung. — Gesundheitszustand und Heilanstalten. — Bauten. — Witterung. — Naturerscheinungen. — Fruchtbarkeit und Preise der Lebensbedürfnisse. — Religiosität und Sitten. — Wissenschaften und Künste. — Oekonomischer Zustand. Landwirthschaft, Viehzucht, Gartenbau, Seidenzucht, Waldwirthschaft — Gewerbe, Handel und Verkehr. — Wohlthätigkeit und wohlthätige Anstalten. — Unglücksfälle. — Besondere Denkwürdigkeiten.

Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. Die Eroberung von Achalm im Jahr 1235. Nach zwei neuentdeckten Urkunden. — Beiträge zur Geschichte und Genealogie der Herren von Aschhausen, Bebenburg, Bilriet, Klingenfels, Limburg, Laugenburg und Ravenstein. — Die württembergische Hagelversicherungs-Anstalt. — Ueber die Sage, daß die Bewohner der Steinlachgegend schwedischer Herkunft seyen. — Die Ergebnisse der Weinlese in Württemberg im Jahr 1848. — Die Ergebnisse der württembergischen Wollmärkte in dem Jahr 1848.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Vierteljahrs-Schrift 1849. Viertes Heft.

[176] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das vierte Heft
der
deutschen Vierteljahrs-Schrift
für 1849.
October — December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Betrachtungen über die Verwirrung der Gegenwart. — Wie schließt man die Revolution? — Revolution und Legitimität. — Das alte und das neue Oesterreich. — Wie ist dem deutschen Volke gründlich zu helfen? — Der badische Insurrektionskrieg 1849. — Die historische und politische Bedeutung der Ströme. — Eigenthümlichkeiten des Deutschen im Berner Oberlande. — Der Torf in seiner naturwissenschaftlichen und technischen Bedeutung.

Die drei ersten Hefte dieses Jahrgangs enthalten:

I. Oesterreichs Zukunft und dessen Stellung zu Deutschland. Ein Beitrag zur Lösung der österreichischen Frage. — Ueber den principiellen Standpunkt des Staatslebens. — Der Congreß von Abgeordneten der landwirthschaftlichen Vereine Deutschlands zu Frankfurt a. M., vom 6. bis 14. November 1848. — Die streitenden Interessen Oesterreichs und Deutschlands auf der einen und Rußlands auf der andern Seite an den Donaumündungen und am schwarzen Meere. — Die Mediatisationsplane der Gegenwart. — Deutsche Wehrverfassung. — Der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Nationalökonomie und die nothwendige Reform desselben. — Der Geist der gegenwärtigen Reichsgesetzgebung. — Die wahre Freiheit der Kirche und ihr Verhältniß zum Staat. — Die Vertheilung des Landesbesitzes nach den socialen Forderungen der Zeit. — Die Antipathien und Parteiungen unter den Slaven. — Ideen zur Geschichte der Arbeit. — Ansichten eines deutschen Staatsmanns über die Grundrechte des deutschen Volks.

II. Der Anschluß Oesterreichs an die deutsche Zolleinheit. — Der Schutz der Staaten durch Festungen mit besonderer Berücksichtigung Süddeutschlands. — Der Hülfsverein zur gewerblichen und moralischen Unterstützung nothleidender Handwerksmeister zu Frankfurt a. M. — Das metrische Maß- und Gewichtssystem den deutschen Verhältnissen angepaßt. — Die Akklimatisirungskrankheiten. — Beiträge zur Erörterung der deutschen Postfrage. — Verbannung der körperlichen Züchtigung im Großherzogthum Hessen. — Rückblick auf die fortschreitende Entwickelung des Handelsverehrs in den Donauländern seit 1815. — Zolltarif für Deutschland. Vorgeschlagen vom Vereine zum Schutze der vaterländischen Arbeit.

III. Die deutsche Kriegsflotte in ihrer Gegenwart und Zukunft. — Die Revolutionen und deren Einfluß auf Körper und Geist des Menschen. — Die Bisthums-Synode und die Erfordernisse und Bedingungen einer heilsamen Herstellung derselben. — Briefe an einen deutschen Staatsgefangenen. — Chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse von Eröffnung der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt bis zu ihrer Auflösung in Stuttgart (18 Mai 1848 bis 18. Juni 1849.) — Die verfassungsgebende deutsche Reichsversammlung. — Die Grundrechte und die Volksschule. — Die Revolution in der Pfalz. — Aus Goethes Archive.

Stuttgart und Tübingen, November 1849. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[163]

An Hautkranke.

Das in vielen Gegenden durch seine Wunderkräfte bereits bekannte

Kummerfeld'sche heilende Waschwasser gegen Hautkrankheiten, namentlich gegen Flechten, Schwinden, Finnen, Kupferflecken, Hitzbläschen und andere Hautausschläge — ohne alle schädlichen Bestandtheile —

ist nebst ausführlicher Gebrauchsanweisung, gegen frankirte Einsendung von 2 Thlr. 5 Sgr. Preuß., einzig und allein von **Ferd. Jansen,** Buchhändler in Weimar, zu beziehen, welcher auch auf frankirte Briefe weitere Auskunft giebt und Atteste mittheilt.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 291. Mittwoch den 5. December 1849.

— Was bedeutet's,
Daß, todter Leichnam, du —
Aufs neu des Mondes Dämmerſchein beſuchſt,
Die Nacht entſtellend; daß wir Narren der Natur
So furchtbarlich uns ſchütteln mit Gedanken,
Die unſre Seele nicht erreichen kann?

Shakeſpeare.

Volksglaube in Niederſachſen.

(ſ. Nr. 282—285.)

II. Das Wiederkommen.

Wir haben uns beim Beginn der Darlegung des niederſächſiſchen Volksglaubens zuerſt mit dem Teufel beſchäftigt. Um den Uebergang zu den übrigen Anſchauungen und Anſichten des Volkes nicht gar zu halsbrechend zu machen, möge zuvörderſt der Glaube an das Wiederkommen nach dem Tode folgen.

Gewiſſe Thaten, gewiſſe Sünden, die der Menſch im Leben begangen hat, laſſen ſeine Seele nach der Trennung vom Leibe nicht ſofort zur Ruhe kommen, ſo daß dieſelbe, ſchwankend zwiſchen Himmel und Hölle, eine Art von Strafe zu dulden hat, die die katholiſche Kirche mit dem Namen Fegfeuer benennt und deren Dauer ſich nach Maßgabe des Verbrechens bald mehr bald weniger in die Länge zieht. Das hohe Alter dieſer Lehre iſt bekannt. Die orientaliſchen Völker glaubten und glauben noch an die Seelenwanderung und verbinden mit derſelben mehr oder minder klar einen Reinigungsprozeß der Seele. Plato legte den Grund zu der von ſpäteren chriſtlichen Kirchenvätern, namentlich von Clemens von Alexandrien, Origines und Auguſtin, auf eine Reihe von Bibelſtellen hin aufgeſtellten Theorie vom reinigenden Fegfeuer, die das Mittelalter einmal mit der Werkheiligkeit in Verbindung brachte und ſodann ſo abenteuerlich umgeſtaltete — indem es das Fegfeuer rings um den Höllenpfuhl verlegte —, daß die Reformation dieſelbe beſeitigen zu müſſen glaubte.

Aber die Hypotheſe von einem allmähligen Uebergange ſinnlicher Weſen zur vollkommenen Seligkeit, das Gebet für Verſtorbene, die einſt unſerem Herzen nahe ſtanden, der römiſche Wunſch: »sit tibi terra levis.« enthält nichts Widerſinniges, ſondern iſt, wie überhaupt jede Hypotheſe über die Fortdauer der Seele nach dem Tode, lediglich Sache des Glaubens. Will man daher das in der XXV. Sitzung des Tridentiner Concils abgefaßte Dekret de purgatorio der Privatanſicht eines Jeden überlaſſen, daſſelbe nicht zu einem allgemein gültigen Dogma umprägen und es von der Werkheiligkeit ſorgfältig fern halten, ſo wüßten wir dagegen nichts zu ſagen, am allerwenigſten darin einen Anſtoß für wahrhaft chriſtliche Frömmigkeit zu finden. Daher denn auch, wie die Folge zeigt, der Glaube an eine allmähliche Reinigung ſich trotz Luther unter den Proteſtanten erhalten hat.

Die nachfolgenden Zeilen ſollen indeß nicht durch eine gelehrte Einleitung empfohlen werden. Eine viel praktiſchere und unſerer Zeit zugänglichere Empfehlung glauben wir in den noch jetzt allgemein verehrten, aber wenig beachteten Anſichten des Juſtus Möſer zu finden. Derſelbe ſagt: „Unſere Vorfahren hatten die Gewohnheit, kleine Klötze an ihre Schlüſſel zu binden, um ſie nicht ſo leicht zu verlieren, oder, wenn ſie verloren waren, ſo viel geſchwinder wieder zu finden; und eben ſo verfuhren ſie auch mit den nützlichen Wahrheiten, welche ſie der Jugend recht tief einprägen wollten: ſie hingen jeder guten Lehre ein Klötzchen an, damit ſie ihr bald wieder einfallen, oder zur rechten Zeit in's Gedächtniß treten möchte. So ſagten ſie ihr z. B.: „Kinder, ſo manches Salzkorn ihr verſtreuet, ſo manchen Tag werdet ihr vor der Himmelsthüre

Digitized by Google

ſtehen müſſen; legt die Meſſer nicht auf den Rücken, die heiligen Engel möchten ſich darauf die Füße zerſchneiden; ſeht des Abends nicht in den Spiegel, der Schwarze guckt euch über die Schulter.“ Und die Erfahrung beſtätigt es, daß dieſe Klötzchen dem Gedächtniſſe eben ſo gut zur Hülfe gekommen ſind, als die Reime, die, ehe die Schreibkunſt allgemein war, in gleicher Abſicht gebraucht wurden, oder die Ohrfeigen, welche man der Jugend bei Beziehung der Grenzen zu geben pflegt.

Die Schulmeiſter unſerer Zeit erklären indeß die Klötzchen für rohe Begriffe roher Zeiten; ſelbſt geiſtig dürftig und öde, erzählen ſie aus Furcht vor Aberglauben ihren Kindern nicht einmal ein Mährchen, um eben ſo geiſtig öde Menſchen heranzubilden. Aber um ſelbſt alle höheren Rückſichten bei Seite zu ſtellen und nur bei den höchſt praktiſchen Nützlichkeitsgründen von Juſtus Möſer ſtehen zu bleiben, ſo erzählt derſelbe außer andern ergötzlichen Belegen, womit er den ſogenannten Aberglauben unſerer Vorfahren zu vertheidigen ſucht, folgendes allen Schulmeiſtern zum Nachdenken zu empfehlende Geſchichtchen. „Ich bin einmal,“ heißt es, „ſelbſt bei einem Streite, worin die Frage zwiſchen zwei Nachbarn zu erörtern war: ob der Grenzſtein gewichen ſey oder nicht? Schiedsrichter geweſen. Der Eine ſprach zu dem Andern: Setze du den Stein, wie er ſtehen muß; dieſer aber antwortete: Setze du ihn. Nein, verſetzte darauf der Erſte, ich will nicht darum ſpucken gehen; und ich auch nicht, erwiederte der Lezte. Endlich baten mich Beide, ich möchte den Stein richten, wie ich glaubte, daß er ſtehen müſſe; und wie ich ihnen einen Vorwurf über ihre thörichte Spuckerei machte, riefen Beide: „O wir möchten um alles in der Welt willen nicht die Nachrede haben, daß wir uns etwas zugeeignet hätten, was uns nicht von rechtswegen zukäme.“ „Und ſo,“ fügt Möſer hinzu, „war ihre ganze Spuckerei der kurze ſymboliſche Ausdruck des edelſten Gefühls.“

Wir laſſen nun eine Anzahl der vorzüglichſten, auf das Wiederkommen nach dem Tode ſich beziehenden Sagen folgen, gruppirt nach der Schuld, durch die das Wiederkommen bedingt wird. — Am allgemeinſten iſt der Glaube, daß der, der in ſeinem Leben die Grenze verrückt habe, nach dem Tode ſpucke; ein Glaube, der bei einem auf Ackerbau ruhenden Leben natürlich iſt. Schon früher iſt in dieſen Blättern ein falſcher Landmeſſer erwähnt worden, der in der Geſtalt eines Hundes in der Welt umherirrt. In der Galgheide bei Münſter gewahrt man oft zur Nachtzeit feurige Streifen über der Erde, verurſacht von den Landmeſſern, die vor Zeiten die Marken falſch gemeſſen haben und die nun umhergehen und mit glühenden Ketten den Boden ausmeſſen müſſen. Viele hierher gehörige Sagen werden dem Leſer ſchon aus der Sagenſammlung von Grimm bekannt ſeyn, ſo daß ich nur noch eine einzige erwähne, die ihrer conkreten Ausführung halber merkwürdig iſt. In der Schwerter Feldmark hat vor langen Jahren ein Mann einen falſchen Grenzſtein geſezt und einen langwierigen Prozeß darüber geführt, weil er falſche Zeugen beſtochen hatte. Zur Strafe dafür muß er nun jede Nacht den Grenzſtein auf ſeinen Schultern tragen und damit in der ganzen Feldmark umhergehen. Viele Leute haben ihn ſo geſehen. Der Grenzſtein glühte und alle Augenblicke fiel er damit nieder, aber von ſich werfen konnte er ihn nicht, und weil das Feuer des Steines ihn brannte, ſprang er wieder auf und eilte weiter, wobei er ächzte und ausrief: „Wo ſoll ich mit dem Grenzſtein hin?“ — Hat Jemand etwas von dem Lande ſeines Nachbars abgepflügt, ſo muß er in der Regel Nachts mit feurigen Pferden und glühendem Pfluge pflügen. Die Sagen hierüber ſind zahllos.

(Fortſetzung folgt.)

Der Sohn des Fuchsjägers.

(Fortſetzung.)

Den hellen Gedanken an ein kleines ſtandrechtliches Zwiſchenſtück ſpann Don Franciſco noch behaglich aus, als der Wachtmeiſter zum Bericht erſchien. „Gehorſamſt zu melden, 'r Gnaden —,“ ſagte der Mann in gewichtigem Ton. Der Vorgeſezte unterbrach ihn: „Daß nichts zu melden iſt, wie gewöhnlich.“ — „Um Verzeihung, 'r Gnaden, dießmal gibt's etwas zu melden.“ — „Brav, Pablo, ſo hör' ich's gern.“ — „Etwas ganz Wichtiges, 'r Gnaden.“ — „Heraus damit!“ — Ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen, hob Pablo an: „Ich kenne alle Schliche in dieſer Stadt und darum hat mir 'r Gnaden auch das verdächtige Viertel zu bereiten aufgegeben. Ich mache mich alſo gegen den Alcazar hinauf, immer weiter und weiter. Anfangs war Alles ſtill, mit einemmal vernehmen wir ein mörderliches Geſchrei. Ich furchtlos drauf zu hinter meinen braven Jungen her, einer nach dem andern, weil ihrer zwei neben einander keinen Platz dort haben. Die Reihe ſtockt. Ich höre, wie mein Ignacio ruft, ich möchte doch vorkommen. Ich ſteige ab und dränge mich mit gezücktem Säbel durch. Ignacio hat einen vierſchrötigen Kerl beim Kragen; nicht weit davon liegt ein Sereno, der keine geſtirnte Nacht mehr verkünden wird, noch warm, aber todt, mit klaffender Wunde in der Kehle. Sonſt nichts zu ſehen und zu hören. Da haben wir denn den Mörder mit ſeinem

Digitized by Google

Opfer in Gewahrſam geſchafft, und nachdem 'r Gnaden ausgeſchlafen haben, bringe ich die Angelegenheit zur Meldung."

Don Francisco zog ſeine vornehmſte Amtsmiene. „Der Fall wäre wichtig genug geweſen, mich allenfalls zu wecken," ſagte er; „denn die Sache muß in Ordnung ſeyn, bevor der Herr Oberſt anlangt. Seine Geſtrengen ſoll uns nicht vorwerfen können, daß wir im Dienſte Ihrer Majeſtät uns nachläſſig finden ließen. Wir wollen uns ſofort zu Gericht ſetzen, ich, dann der Lieutenant, du und ein Mann. Schaffe den Verbrecher, den Todten und die Zeugen ſchnell zur Stelle und laß uns kein langes Federleſen machen. Das Verhör ſoll nicht allzulange dauern." — Lächelnd antwortete der Wachtmeiſter: „Verhör, 'r Gnaden? Der Gefangene verſteht keine Sylbe ſpaniſch und kauderwelſcht allerhand unverſtändliches Zeug daher." — „Jezt haben wir's!" rief der Rittmeiſter; „er hat den öffentlichen Diener der Königin umgebracht und verſteht kein Spaniſch; mithin iſt er ein fremder Abenteurer, ein Freiſchärler des Infanten, und hat den Handſtreich auf Toledo anfangen wollen. Du haſt die böſe Saat im Keimen erſtickt, die getreue Stadt gerettet, wackerer Pablo; wir erhalten Ihrer Majeſtät den wichtigen Platz, ich, Don Francisco Eſtrellon de Zulaque, mit meinen unerſchrockenen Grünröcken. Die Wachſamkeit werde verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht. Ein Beiſpiel muß aufgeſtellt werden, ein abſchreckendes. Sobald der Herr Oberſt kommt, hat er dann nichts mehr zu thun, als den Bericht über unſer Wirken abzufertigen und die uns gebührenden Auszeichnungen und Belohnungen zu verlangen."

Angefeuert durch des Vorgeſezten lodernden Eifer, eilte der Wachtmeiſter, die erhaltenen Weiſungen zu vollziehen. Das Standrecht trat im großen Rathhausſaale zuſammen, der Gefangene wurde vorgeführt. Nie hat ſich ein Mörder mit ſo unbefangener Miene vor den Richter geſtellt, wie dieſe plumpe Jünglingsgeſtalt, nachläſſig von Haltung, die Hände in den Seitentaſchen des kurzen Ueberrocks, und von Ausſehen ſo vergnügt, als freue ſich der Fremdling, die Bekanntſchaft anſtändiger Leute zu machen. In einer Sprache, deren Laute keiner der Anweſenden noch vernommen, hielt er eine kurze Anrede, die allem Anſchein nach eine Begrüßung vorſtellen mochte. Ein Verhör begann, das wunderlichſte, welches dieſe Mauern jemals eingehegt. Francisco und der Fremde hatten keiner auch nur den entfernteſten Begriff von des andern Sprache, dennoch redeten ſie ſo ernſthaft zuſammen und immer nur einer auf einmal, als ob ſie einander verſtänden. Der Rittmeiſter fragte, der andere antwortete ſtets leutſelig und gelaſſen, ohne ſeinen Ton zu verändern, obſchon der Fragende ſich in der Heftigkeit ſeiner Ausdrucksweiſe fortwährend ſteigerte, ſich in maßloſem Eifer der derbſten Schmähworte bediente. Das Einzige, was von des Fremdem Angabe zu verſtehen, war die Behauptung, er ſey ein Engländer. Die Bezeichnung „Ingliſh," welche ſich öfters wiederholte, führte leicht auf den ſpaniſchen Wortlaut „Ingleſe." — „Ein Engländer?" brummte Francisco. „Das wäre ein Strich durch die Rechnung! Es kann, es darf nicht ſeyn. Er iſt ein Ruſſe oder ſonſtiger Preuße, abgeſendet von ſeinen Tyrannen, die unſchuldige Iſabella zu entthronen. Doch wir wollen das gleich in's Klare ſetzen. Iſidoro, du verſtehſt ja ein bischen Franzöſiſch; binde 'mal mit ihm an."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

Die engliſchen Landſtreicher.

Die in England wegen der Farbe ihres Einbandes ſogenannten „blauen Bücher," jene dickleibigen, eng gedruckten Folianten, welche von Zeit zu Zeit „auf Befehl Ihrer Majeſtät beiden Häuſern des Parlaments überreicht werden," mögen im Allgemeinen ſehr nothwendige, ſehr nüzliche und lehrreiche Bücher ſeyn, ſind aber ebenſo gewiß im Allgemeinen die unerquicklichſte Lektüre, die ein Menſch zu ſeiner Unterhaltung wählen kann. So wäre denn der jüngſte, aber nicht ſchmächtigſte jener Folianten: »Report on Vagrancy« — Bericht über Vagabundismus — von mir unberührt geblieben, wenn nicht die Aufſchrift mich bewogen hätte das Buch aufzuſchlagen. Ich muß nämlich bekennen, daß ſeit Jahren die engliſchen Landſtreicher mich intereſſirt haben, um ſo mehr, weil ich nie Näheres über ſie erfahren konnte und ſie mir ſtets ein verſchloſſenes Buch blieben. Mit ſehenden Augen und einiger Beobachtung kann Niemand in England reiſen, ohne ein Geſchlecht Menſchen zu bemerken,

Digitized by Google

welche sich von allen übrigen unterscheiden. Sie tragen zerrissene und geflickte Kleider, sind schmutzig über und über, und doch offenbar weder Bettler noch Hungerleidende. Sie nehmen an, was ihnen die Mildthätigkeit gibt, ohne sich in Dank zu erschöpfen, sprechen aber keinen Fahrenden, keinen Reitenden, keinen Fußgänger um Almosen an. Dabei sehen sie meist gesund, frisch, fröhlich und wohlgenährt aus. Nur ihr Schmutz und ihre Kleidung geben ihnen ein Recht, für arm zu gelten. — Man fragt zehnmal: was sind dieß für Menschen? und man erhält zehnmal die Antwort: »They are tramps,« auf deutsch: Landstreicher. Man fragt weiter nach ihrem Thun und Treiben, und von zehn Gefragten schütteln neun die Köpfe, während der Zehnte „gehört haben will," daß sie von Betteln und Stehlen leben. Alles dieß hatte mir, wie gesagt, seit Jahren die Leute interessant, mich neugierig gemacht Mehreres von ihnen zu wissen, und waren auch meine Bestrebungen nicht ganz fruchtlos geblieben, hatte sogar dann und wann ein Gespräch mit einem dieser Klasse mir einigen Aufschluß gegeben, so fehlte doch meiner Kenntniß der Boden der Autorität. Diesen hoffte ich in jenem Folianten zu finden und habe mich nicht getäuscht. Allerdings hat das Finden Mühe gekostet. Die Körner, die ich suchte, lagen einzeln und zerstreut in hohen Haufen von Zeugenverhören und amtlichen Urkunden, in einem Gewirr von Zahlen und Tabellen. Aber das Gefundene ist etwas, worauf sich mit Sicherheit fußen läßt, wohl das Beste, wenn nicht das Einzige, was in Verfolgung des Zwecks, die gesetzgebende Gewalt mit den Aufenthaltsorten und Gewohnheiten der englischen Landstreicher bekannt zu machen, über das Leben derselben Licht verbreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Genua, November.

(Schluß.)

Der Zeitgeist und der römische Stuhl. — Kunst.

Einiges Aufsehen hat es in Genua gemacht, daß unlängst der Generalvikar Degregori eine Bannbulle gegen die socialistische Broschüre: »Jesù Cristo innanzi ad un consiglio di guerra« erließ, worin das gewiß unverfängliche Thema behandelt ist, daß Christus sicherlich auch von den Kriegsgerichten des Jahrs der Gnade 1849 als Hochverräther verurtheilt worden wäre. Das Merkwürdige dabei ist, daß drei Mitglieder des Kapitels, die das kirchliche Verdammungsurtheil nicht billigen konnten, sofort ihre Stellen als Professoren niederlegten. Ob das italienische Episkopat schon jetzt einen Schritt weiter gehen und ebenso das Schriftchen: »Non più Tiara!« auf den Index setzen wird, muß dahingestellt bleiben. Ohne Zweifel wird es früher oder später auch geschehen, obschon der ungenannte Verfasser die Vorsicht gebraucht, gleich Anfangs zu erklären, er streiche kein Jota von dem katholischen Glauben und sey ein blindlings gehorchender Sohn der Kirche. Unter dem Schild dieser Verwahrung wird den Päpsten ihr ganzes Sündenregister vorgehalten und daraus die paradoxe Folgerung abgeleitet, die in der Geschichte der Päpste so häufig wiederkehrenden Verirrungen seyen lediglich die unausweichliche Folge der der sittlichen Idee des höchsten Priesterthums wiedernatürlich aufgepfropften weltlichen Attribution. Nur ein Machiavelli kann es als eine Maxime aufstellen, daß ein guter Papst ein schlechter Fürst und ein schlechter Papst ein guter Fürst seyn müsse. — Uebrigens erblicken wir in allen diesen Erscheinungen weiter nichts als die ersten Ringe in der unabsehbaren Kette großartiger Entwicklungen und Verwicklungen, denen das vorerst wenigstens dem Grundsatz nach constitutionell gewordene Italien entgegengeht. In dem unvermeidlichen Kampf der Ideen, denen Victor Hugo das Wort redete, mit den Dogmen Montalemberts muß auch Italien seine Reformationsperiode durchmachen, und leicht dürfte der Faden da wieder aufgenommen werden, wo ihn Paul III. gewaltsam abriß. Die Schule und mit ihr die humane Bildung fordern ihre unveräußerlichen und unverjährbaren Rechte zurück; sie läugnen zu wollen, hieße den menschlichen Geist zum Stillestehen verurtheilen und den Absolutismus als die allein zuträgliche Regierungsform präkonisiren. Von Piemont, das den italienischen Völkern auf dem Wege des constitutionellen Staatslebens vorangeht, läßt es sich nicht anders erwarten, als daß es auch das Unterrichtswesen auf die ihm gebührende Stelle emporhebt. Bereits hat sich hiefür ein Verein gebildet, der unlängst seine erste Versammlung in Turin hielt. Die Volksbildung, sagte schon vor Jahren Graf Cesare Balbi, muß Italien frei machen. Er hat nicht tauben Ohren gepredigt. Auch im Ausland wird man es mit Interesse lesen, daß Angelo Fava, Generalinspektor der Elementarschulen, eine Libreria del Popolo eröffnet hat, die eine Sammlung von populären Schriften verschiedenster Art ausgehen läßt. Das Unternehmen charakterisirt sich selbst durch drei Abhandlungen, die für die beiden ersten Bändchen angekündigt sind: »Il popolo iniziato alla vita politica.« »Systema decimale« und »Cristianismo, religione di progresso.«

Lange nicht so gut ist es mit der Kunst in Italien bestellt. Neben den Staatskassen hat sie durch die Revolution am meisten gelitten. Indessen finden auch die Künstler in Piemont ein Asyl. Zwar hat der Senat den Beschluß der zweiten Kammer umgestoßen, wodurch den lombardischen Flüchtlingen der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte in Sardinien zuerkannt war; dagegen kann es kein Faktor der Gesetzgebung hintertreiben, daß der berühmte Mailänder Maler Hayez seine neuesten Bilder in Turin ausstellt, daß eine junge Sängerin aus der Lombardei als Linda von Chamounix im Theater Carignan debütirt wird und Gustav Modena, Italiens berühmtester Schauspieler, im Teatro Nazionale Triumphe feiert. Modena ist gleichfalls Lombarde und ein so warmer Verehrer der italienischen Unabhängigkeit, daß ihm die Rückkehr in seine Heimath verwehrt ist. Ich sah ihn in des Sophokles König Oedipus, zum Beweis, daß man keineswegs in Berlin die griechischen Tragiker zum erstenmal wieder auf die Bretter brachte. Ganz im Gegensatz zu den deutschen Aufführungen, wo der Chor meist regungslos als bloßes Tableau dient, sind in Italien die stummen Personen in steter Bewegung. Der griechische Chor bewegte sich bekanntlich in regelmäßigen Figuren um den mitten auf der Orchestra stehenden Altar. Nach griechischem Maßbegriff dürften die italienischen Bewegungen zu bunt, das Pathos der Deklamation zu stark seyn; immer aber fand ich es angemessener als die Chöre in der Braut von Messina auf deutschen Theatern, die bei ihren Recitativen gleich Bildsäulen dastehen und nur Kopf und Hand puppenartig bewegen. Daß Modena von seinem kräftigen Sprachorgan einen sehr rückhaltlosen Gebrauch machte, gefiel dem Italiener besser als dem Deutschen. In dem lezten Akte, wo Oedipus erblindet erscheint, hatte er sehr glückliche Momente. Am meisten bewundert wird Modena in Alfieris Virginia, wozu freilich der Stoff und die Poesie das Ihrige beitragen. Der Italiener findet darin eine Menge Beziehungen zu seiner neuesten Revolutionsgeschichte. In Genua ist man eigentlich nicht anspruchsvoll; man begnügt sich meist mit der Generentola und einem Bildertheater, auf welchem allabendlich die Oesterreicher furchtbar in die Pfanne gehauen werden. A. H.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 292. Donnerſtag den 6. December 1849.

— He found a wife,
Where he himself was lost.

Shakespeare.
The tempest.

Der Sohn des Fuchsjägers.

(Schluß.)

Der Soldat bot erfolglos ſein Franzöſiſch auf; die Worte kamen dem Fremden nicht weniger ſpaniſch vor als alles, was er bisher vernommen. „Seht ihr wohl, daß er kein Engländer iſt!“ rief der Vorſitzende des Standrechts; „jeder Engländer verſteht Franzöſiſch. Auch wäre mir das ein ſauberer Engländer, der keinen Maravedi in der Taſche führt, und nicht einmal eine Taſchenuhr hat. Er iſt ein Ruſſe, dabei bleibt's!“ — Zum Gefangenen ſich wendend und dabei ſeitwärts die ſchwarze Hülle von der Leiche zerrend, ſchrie er: „Sieh her, ruchloſer Mörder, was du gethan haſt!“

Kaltblütig betrachtete der Fremde den Entſeelten, faßte ſich mit der Linken beim Haupthaar, fuhr mit der Rechten über die Gurgel und ſprach dazu etwas. — „Er geſteht, der gefühlloſe Böſewicht!“ rief Don Francisco, halb ſchaudernd, halb triumphirend. Der Himmel mag wiſſen, was der Engländer in dieſen Worten zu verſtehen meinte; er zog ſein Taſchenbuch aus der Buſentaſche und reichte es dar. Der Rittmeiſter muſterte den Inhalt, fand aber nichts, das nur im Entfernteſten einem Paſſe glich. Die Briefe konnte er nicht leſen, und entdeckte in den Aufſchriften neue Verdachtsgründe, da mehrere an Lionel Page lauteten, eine an Salomo Page. — „Der Burſche führt einen doppelten Namen!“ rief der Offizier, indem er die Brieftaſche gleichgültig zurückſtellte; „wir wollen ihn friſchweg erſchießen laſſen, daß wir endlich zum Frühſtück kommen.“

Der Sohn des Fuchsjägers hatte nicht die mindeſte Ahnung, was ihm bevorſtehe. Er hielt die ganze Verhandlung für eine höchſt gemüthliche und freundſchaftliche, und hoffte auch ſeinerſeits auf den baldigen Beſchluß beim Frühſtück. Seine Unbefangenheit begann jedoch zu weichen, ſeine Zuverſicht zu wanken, als ein Mönch in brauner Kutte erſchien, ihm das Bild des Gekreuzigten vorhielt und heftig in ihn hineinredete. „Ich bin ein getaufter Chriſt!“ rief Lionel, „und wenn ich auch nicht zur römiſchen Kirche gehöre, ſo werdet ihr mich darum doch nicht zum Scheiterhaufen führen. Die Inquiſition iſt ja abgeſchafft, und beſtände ſie auch noch, ſo dürftet ihr dennoch euch nicht erkühnen, einen freien Engländer unter das ſchmähliche Joch des Gewiſſenszwanges zu beugen!“ — Da nun dieſe Worte ohne Wirkung auf den Mönch zu bleiben ſchienen, ſo faßte Lionel in allem Ernſte die Beſorgniß, er möchte dem Ketzergericht verfallen, von deſſen Schreckniſſen er in der Schule mancherlei vernommen hatte. Die Engländer wenden bekanntlich alle erdenkbaren Mittel an, ihren Nachkommen von Kindesbeinen auf den gründlichſten Abſcheu vor den römiſch-katholiſchen Mitchriſten einzuflößen, und unter dieſen Mitteln ſpielen die Erzählungen von der ſpaniſchen Inquiſition eine Hauptrolle.

Mehrere Männer in langem Gewand von ſchwarzer Farbe traten ernſten Ausſehens mit ſpaniſchem Anſtand in den Saal. Einer davon fing eine Unterhaltung mit dem Rittmeiſter an, die zuerſt ſehr lebhaft und dann ſtürmiſch wurde. Lionel begriff aus Blicken und Geberden, daß von ihm die Rede ſey, doch verſtand er nichts, als daß der ſchwarze Herr Don Gabriel genannt wurde. Dieſer wandte ſich endlich in leidlich

Digitized by Google

verſtändlichem Engliſch zum Fremdling: „Wer ſeyd Ihr, Herr? wie heißt Ihr?“ — Lionel nannte Namen, Stand und Heimath. Zugleich berichtete er, wie er Abends ganz zufällig zur Ermordung des Nachtwächters gekommen und ſelber nur durch die Ankunft der Reiter gerettet worden ſey. „Ich bin bereit,“ ſchloß er, „ſie dafür mit einem guten Trinkgeld zu bedenken, und habe gottlob noch die Mittel dazu. Geld und Banknoten haben die Räuber mir zwar genommen, doch nicht die Umlaufsbeglaubigung an alle Wechsler des bewohnten Erdkreiſes.“ — Gabriel hob wieder an: „Wohl Herr, dann bekommen wir auch noch Geſchäfte mit einander. An Gabriel Setenil wenden ſich alle Engländer, die nach Toledo kommen. Ihr ſeyd ein Unterthan Ihrer großbritanniſchen Majeſtät, weßhalb durchaus nicht geſtattet werden darf, daß man Euch ſtandrechtlich erſchieße.“ — „Erſchießen?“ rief Lionel, ziemlich außer Faſſung gebracht; „ich will doch nicht hoffen!“ — „Es hat keine Noth mehr, auch ohne die Wechſelbriefe,“ fuhr Gabriel fort, „wiewohl Euch der Paß abhanden gekommen. Euer Geſicht iſt Paſſes genug. Einen Mohren und einen Engländer erkennt man ja auf den erſten Blick. Dennoch werdet Ihr es nicht für Unbeſcheidenheit auslegen, wenn ich Euch um die Briefe erſuche, welche vorhin dieſe Herrn in Händen hatten. Es gilt Eures Lebens Rettung, werther Herr. Ich bin nämlich der Bürgermeiſter dieſer Stadt, und wenn ich mich für Euch verbürgen kann, ſo ſeyd Ihr ſogar einer fernern Haft enthoben.“

Lionel gab die Briefſchaften hin. Der Bürgermeiſter öffnete zuerſt das Schreiben des alten Rigby an den Squire in Betreff des Liebesverhältniſſes zwiſchen ihren Kindern. Seine Züge verklärten ſich dabei zum freundlichſten Lächeln, und ohne die andern Briefe nur anzuſehen, rief er dem Standgericht etwas zu, was ungefähr bedeutete, daß er mit Ehre und Leben für den Fremden bürge. Nach dieſen Worten an das verblüffte Standrecht nahm er den nicht minder erſtaunten Junker bei der Hand, führte ihn von dannen und rief einmal über das andere: „Beim Himmel, ſie hätten Euch ohne Umſtände erſchoſſen, wenn ich nicht gekommen wäre! Dank Unſerer lieben Frau von Toledo, die mich noch zu rechter Zeit auf das Stadthaus geſendet! Dank allen Heiligen, die es gefügt, daß der grünrockige Satan keine ſchriftliche Vollmacht mit ſich führt, womit er uns ängſtigen und peinigen könnte! Wie wird ſich das Fräulein freuen, wenn ich den Bräutigam bringe! Wie wird ſie ſich zugleich ſchämen, die kleine Katze, daß ſie von ihrer Verlobung nie etwas geſagt, ſelbſt nicht dem würdigen Herrn Spring und ſeiner ehrenwerthen Gattin, welche beide betheuern, das Fräulein ſey weder beringt noch bedingt!“

Der Junker fing an, den Bürgermeiſter für etwas weniges übergeſchnappt zu halten. Bald aber kam er ſich ſelber ſo vor. Im Patio des Setenil'ſchen Hauſes ſtand er Hand in Hand, Aug' in Auge vor ſeiner theuern Dy, während Herr und Frau Spring ſich mit dem Briefe des Vaters Rigby beſchäftigten, den Gabriel ihnen dargereicht. Das wackere Ehepaar kannte nicht im Entfernteſten die Verwicklungen, in Folge deren das Fräulein ſeiner Obhut übergeben worden, und mußte daher das Schreiben eben ſo, wie Lionel ſelbſt gethan, für eine förmliche Einwilligung nehmen.

Die zwei alten Herrn trafen ſich mitten auf dem Weg zwiſchen Rigbyhaus und Pagenſchoß, beide in ſolcher Aufregung, daß keiner daran dachte, die Abſicht, den andern heimzuſuchen, zu bemänteln. — „Eben wollte ich zu Ihnen,“ riefen ſie wie aus Einem Munde. — „Ich habe Briefe aus Toledo.“ — „Ich auch.“ — „Mein Sohn, welcher ſtatt nach Athen zu fahren, von Liſſabon aus dem Schiffsführer durchgegangen —“ — „Meine Tochter, die ich in meiner Verwandtſchaft Obhut nach Toledo geſendet —“

Die Väter verſtummten lächelnd, bis nach einer Weile Rigby anhob: „Was wir zu verhüten glaubten, haben wir befördert.“ — Worauf Page: „Die Kinder handelten in gutem Glauben.“ — „Es wäre grauſam —“ meinte zögernd der eine. — „Unmöglich,“ ergänzte der andere, „mit Menſchenhand zu trennen, was Gott gefügt.“ — „Auch iſt's im Grunde uns ja recht,“ ſagte Page; „wir haben uns immerdar geachtet.“ — „Und in neueſter Zeit,“ rief Rigby in entſchiedenem Tone, „durch öftern Verkehr uns ſchätzen gelernt. In der Korngeſetzfrage bleiben wir Gegner.“ — „Bis zum lezten Athemzuge, aber im Uebrigen werden wir Freunde.“ — „Und Gegenſchwäher. Da meine Hand!“ — „Topp, es gilt!“

Nach wenigen Tagen wurden Karten vertheilt, auf welchen in zierlicher Schrift geſtochen zu leſen ſtand, daß Lionel Page und Diana Rigby ein verlobtes Paar ſeyen. W. C.

Volksglaube in Niederſachſen.

(Fortſetzung.)

Nach ihrem Tode gehen ferner diejenigen um, die einen Mord verübt haben, namentlich die Kindesmörderinnen. Weit verbreitet und charakteriſtiſch iſt die Sage von der Jungfrau zu Elſey, einem Dorfe

der Grafſchaft Limburg.* Jede Nacht, ſo wie die Glocke eilf Uhr geſchlagen hat, kommt oben von der Rheer Heide eine ſchneeweiß gekleidete Jungfrau, von da, wo der Galgen ſteht, geht dann durch das Henkhäuſer Feld bis in das Dorf Elſey, wo ſie hinter der Kirche her auf den Stiftsplatz geht, bis an einen auf dieſem befindlichen Brunnen. Ueber dieſen Brunnen bückt ſie ſich lange und blickt hinein; dann läßt ſie auf einmal einen Eimer hinunter, tief in den Brunnen und in das Waſſer; wenn ſie denſelben nach oben gezogen hat, ſo ſieht ſie geſchwind in denſelben; bald aber gießt ſie ihn aus und läßt ihn von neuem hinunter und zieht ihn wieder herauf. Dieß wiederholt ſie dreimal, bis die Glocke auf dem nächſten Thurme Mitternacht ſchlägt. Dann geht ſie ſeufzend und händeringend von dem Brunnen weg, wieder hinter der Kirche her durch das Henkhäuſer Feld, bis ſie auf der Rheer Heide neben dem Galgen wieder verſchwindet. Man erzählt ſich, dieſe Jungfrau ſey vor vielen Jahren ein vornehmes Stiftsfräulein in Elſey geweſen. Da hat ſie ein Kind bekommen und daſſelbe umgebracht und in den Stiftsbrunnen geworfen. Und weil ſie ſo vornehm und reich geweſen, hat Niemand ihr etwas darum thun mögen. Als ſie nun aber zum Sterben gekommen, da hat der Teufel ihren Leib geholt und denſelben unter dem Galgen oben auf der Rheer Heide verſcharrt. Und ihre Seele kann nicht eher Erlöſung finden, als bis ſie den Leib ihres todten Kindes wieder hat. Darum muß ſie jede Nacht aus ihrem Grabe wieder aufſtehen und zu dem Brunnen wandern und dort den Leichnam ſuchen.

Selbſtmörder müſſen ſo lange nach ihrem Tode umgehen, bis die Lebenszeit, die ihnen von Gott zugemeſſen war, abgelaufen iſt. So hat ſich einſt ein Mann in einem Hohlwege zwiſchen Bünde und Südlengern, die „Düſternſtraße" genannt, erhängt. Vor zwanzig Jahren kommt nun der alte Ortmeier eines Sonntag Abends von Dono, wo er Freunde beſucht hat, dieſes Weges. Es iſt ihm etwas ſpät geworden, und als er nun in die Düſternſtraße kommt, geht neben ihm ein Mann, der ſeinen Kopf unterm Arme trägt. Der alte Ortmeier geht ſo raſch, daß ihm der Schweiß aus allen Gliedern dringt, aber der Mann ohne Kopf bleibt neben ihm, ſo lange bis ſie aus der Straße kommen.

Eine große Schuld ladet auf ſich derjenige, deſſen Herz ausſchließlich an den Gütern dieſer Welt hängt. Deßhalb ſind es gerade die Geizigen, die unter den gewöhnlichen Verbrechern am häufigſten nach dem Tode dahin zurückkehren, wo im Leben ihr Herz war. Eine äußerſt intereſſante Sage, die deßhalb eine Jungfer Eli auf Freckenhorſt bei Münſter umgehen läßt, hat bereits Grimm (I. 184 ff.) mitgetheilt, weßhalb wir ſie übergehen. Eine Sage aus dem Fürſtenthum Lippe, die ich der gütigen Mittheilung eines Freundes danke, erzählt Folgendes. Zu Maspe wohnte vor Zeiten der alte Fründ, der weit und breit bekannt war wegen ſeines Geizes. Als er nun geſtorben war, da ſpukte er auf dem Hofe, und die Leute konnten ſich nicht vor ihm bergen. Da holten ſie einen Pater aus Lüdge, der ihn in einen Kutſchwagen verwünſchte. Vor dieſen ſpannte er vier Rappen und führte ihn vom Hofe, um den Geiſt in ein Erdloch zu bringen. Der Pater hatte dem Knechte anbefohlen ſich ja nicht umzuſehen. Doch der befolgte die Warnung nicht, ſah ſich um und erhielt eine ſo derbe Ohrfeige, daß die „Schwarten krachten." Als man nun ſpäter aus dem Loche, wohin man den alten Fründ gebracht hatte, Erde auf den Acker fuhr, fuhr man auch den alten Fründ auf das Feld. Auf daſſelbe hatte man aber Weizen geſäet, und als man dieſen einfuhr, fuhr man auch den alten Fründ wieder auf den Hof. Schon auf dem Wagen „hanthierte" er fortwährend und drohte ihn umzuwerfen, aber ſie brachten ihn mit dem Korne glücklich auf den Balken. Hier warf er immer die Garben vom Balken auf die „Dehle." Da man nun gern von dieſem Unweſen befreit geweſen wäre, ließ man abermals einen Pater rufen. Der betete ihn vom Balken herunter, worauf er ſich unter die Kuhkrippe ſezte. Der Pater fragte nun die Umſtehenden, ob ſie ihn ſehen wollten? Sie möchten dann nur über ſeine Schultern ſehen. Und als ſie das nun thaten, da ſahen ſie ihn unter der Kuhkrippe, wie er ſo krumm da ſaß und brüllte. Da rief er dem Pater zu: „was willſt du von mir, du ſündiger Menſch? du ſtahlſt deiner Mutter drei Eier und verkaufteſt ſie." Der Pater antwortete jedoch, daß er für das Geld Papier gekauft und auf das Papier Gottes Wort geſchrieben habe. Dann betete der Pater weiter und betete ihn in einen Brunnen. Dort iſt er noch jezt und die Leute trinken noch heutigen Tages kein Waſſer aus dem Brunnen, aus Furcht, den alten Fründ mitzutrinken.

Auch ein gewiſſer Daube in Löhne (bei Herford) ſoll, wie alte Leute ſich noch erinnern, nach ſeinem Begräbniß zurückgekommen ſeyn. Als die Leichleute wieder in das Haus kommen, ſizt er auf der „Huile," lacht und ſpricht: „Huier ben eck all wuier" (hier bin ich ſchon wieder). Seitdem geht er im Hauſe um, füttert Kühe und Pferde, ſizt auch zuweilen, wenn die Leute im Hauſe eſſen, unter'm Tiſch und hebt den Tiſch auf. Endlich ließ man einen Pater kommen, der ihn wegbeten ſollte. Aber das ging nicht leicht.

* Vergl. Stahl, S. 123. Ziehnert I., 209. Freiligraths Weſtphalen S. 1 bis 4.

Digitized by Google

Mehrere Patres müſſen vergeblich wieder fortgehen, weil ſie nicht ſündlos ſind. Einer konnte ihm nichts anhaben, weil er früher einmal durch ein Roggenfeld gegangen war und mit ſeinen Schuhſchnallen einige Aehren abgeſtreift hatte. Zuletzt aber that's ihm einer, und der verwies ihn auf einen entfernten Kamp, den er von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang bewachen ſolle. Er kann nun nicht eher wieder von dieſem Kampe, bis Einer nach Sonnenuntergang etwas von demſelben entwendet.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortſetzung.)

Die engliſchen Landſtreicher.

Es ſteht feſt, daß der engliſche und welſche Landſtreicher — der Bericht umfaßt England und Wales — ein eigenes Geſchlecht iſt, ein homo sui generis, daß er wenig oder nichts gemein hat mit andern vagabundirenden und nomadiſirenden Menſchen, dem Tabuletkrämer, dem Zigeuner, dem Keſſelflicker, dem auf Arbeit wandernden Handwerker und ähnlichen, daß er mit einem Worte nichts iſt, noch ſeyn will als eben ein Herumſtreicher. Demgemäß hat er keinen feſten oder ihm ſelbſt bekannten Wohnſitz und kein nachweisbares Mittel ſich zu erhalten; er lebt wie die Lilie auf dem Felde, erntet ohne zu ſäen, behelligt keinen ihm Begegnenden mit einer Bitte um Unterſtützung, klopft aber an die Thüren wohlhabender Villabewohner, murrt und droht, wenn er abgewieſen, warnt vor Geſindel oder anderer Fährlichkeit, wenn er beſchenkt wird, nimmt jeden Fund für ſein Eigenthum und hält ſich durch Herkommen berechtigt, mit dem Obſte, das auf anderer Leute Bäumen wächſt, ſeinen Appetit zu ſtillen. Obgleich er daher ein Gewiſſen und Rechtsbegriffe beſonderer Art hat, ſoll es doch höchſt ſelten geſchehen, daß ſein Murren über ein halbes oder ganzes Dutzend Schimpfworte hinaus geht, ſein Drohen zur Wahrheit wird, er eines großen Diebſtahls oder eines Einbruchs ſich ſchuldig macht und überhaupt in einer Weiſe ſündigt, welche ihn mit der Gerechtigkeit verfeindet. Die verhältnißmäßig wenigen Ausnahmsfälle ſollen ſtets ihren Grund im Wunſche oder im Bedürfniſſe haben, ſich in's Gefängniß zu bringen, um daſelbſt von einer der mancherlei Krankheiten geheilt zu werden, welche die natürlichen Folgen eines theils wüſten, theils nicht überkeuſchen Wanderlebens ſind. — Die Thatſache, daß die Zahl der Landſtreicher in England von Jahr zu Jahr ſteigt, daß ſie bereits eine hohe Ziffer iſt und eine Art Kaſte zu werden anfängt, hat ihre Hauptquelle im neuen Armengeſetze, d. h. in derjenigen Vorſchrift deſſelben, nach welcher die Gemeinden für „zufällige Arme" ſorgen müſſen. Indem nämlich zu dieſer Kategorie vorzugsweiſe ſolche gehören, welche keine zu ihrer Aufnahme und Verpflegung verpflichtete Heimath haben, und dieß bei den Landſtreichern meiſt der Fall iſt, werden ſelbige nach Vorſchrift des Geſetzes in Betreff zufälliger Armen behandelt, mit andern Worten, in eigens für ſie errichteten Häuſern untergebracht, welche, weil die Landſtreicher die Mehrheit der darin Uebernachtenden und Beköſtigten bilden, allgemein tramphouses heißen. Ihre Entfernung von einander beträgt durchſchnittlich zehn bis zwölf engliſche oder zwei bis drei deutſche Meilen, iſt alſo von der Art, daß der Landſtreicher ſie ohne beſondere Anſtrengung an einem Tage erreichen kann. Mögen nun auch die Nachtbequemlichkeiten ſich auf das Nothwendigſte beſchränken, ſo ſind ſie doch für den Ankömmling völlig genügend und er wird außerdem, wenn er es bedarf, bei ſeiner Ankunft und am Morgen vor ſeinem Fortgehen geſpeiſt. Die hieraus den Gemeinden erwachſenden Koſten, namentlich aber die Abſicht, der Landſtreicherei Einhalt zu thun, ihr durch Begünſtigung des Müſſiggangs ferner nicht Vorſchub zu leiſten, bewirkten vor ungefähr Jahresfriſt den Befehl, daß jeder in jenen Häuſern Beherbergte am folgenden Morgen nach dem Maße ſeiner Kräfte ein den Betrag des verurſachten Aufwandes vergütendes Stück Arbeit verrichten ſolle. Sofort lehnten die Landſtreicher ſich dawider auf, ſetzten Gewalt der Gewalt entgegen, rotteten ſich zuſammen, vernichteten die ihnen zur Arbeit gegebenen Stoffe und Geräthe, mißhandelten den Hausmeiſter, verübten die gröbſten Exceſſe und erzwangen in den meiſten Fällen ihre Entlaſſung. Die oberſte Behörde verordnete geſchärfte Maßregeln, die Landſtreicher organiſirten geregelten Widerſtand; Tag für Tag erzählten die Zeitungen von vorgefallenen Greueln; die Verordnung konnte nicht durchgeführt werden, und obgleich ſie fortbeſteht, wird ſie kaum noch oder nur dann vollſtreckt, wenn der Hausmeiſter es ungefährdet thun zu können glaubt.

Fragt man nach der Pflanzſchule der Landſtreicher, ſo erfolgt die traurige Antwort, daß ſie meiſt Kinder von Landſtreichern ſind. Damit iſt viel von der Hoffnung vernichtet, welche die Philanthropie unſerer Zeit an die Errichtung der ſogenannten Lumpenſchulen und anderer Erziehungsanſtalten für arme, verwahrloſte Kinder geknüpft hat. Mögen dieſelben auch vielfach ſegensreich wirken, den Kindern der Landſtreicher ſcheint damit nicht beizukommen; es tritt hier daſſelbe ein, was an Zigeunerkindern beobachtet wird, daß dieſe, oft der ſorgfältigſten Erziehung Hohn ſprechend, früher oder ſpäter zu den Gewohnheiten ihrer Eltern, zum unciviliſirten Leben derſelben zurückkehren. So viel als möglich werden die Kinder der Landſtreicher in den erwähnten Anſtalten untergebracht. Man meint ſie ſeyen zu jung, um bereits Sinn zu haben für das wüſte, umherſtreifende, abenteuerliche Leben oder von den Verſorgungshäuſern zu wiſſen, welche die Nothwendigkeit und die in England herrſchende Achtung perſönlicher Freiheit für ihre Eltern erbaut haben. Kaum aber ſind ſie der Zucht entlaſſen, ſo regt ſich das Verlangen nach Ungebundenheit. Manche tummeln ſich aus und werden gute, nützliche Bürger; viele verlaſſen England und ſehen es nie wieder; die meiſten folgen dem Beiſpiele ihrer Eltern, weil Abwechslung und Müſſiggang ihnen gefallen, und werden zuletzt die ſtörrigen Arbeitsfeinde und die hartnäckige Landplage, welche die tramps gegenwärtig ſind. Unter ſolchen Umſtänden darf es wohl ein Glück heißen, daß ſie faſt nie ein hohes Alter, ſelten das fünf- und vierzigſte Jahr erleben. Laut einer dem »Report« beigegebenen Tabelle ſteht die Mehrzahl im Alter von achtzehn bis fünf- und dreißig Jahren, darunter iſt ein Fünftheil Weiber. Daß letztere zu den verworfenſten ihres Geſchlechts gehören — wer möchte das bezweifeln?

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 293. Freitag den 7. December 1849.

— Perque domus vacuas et inania regna.
Virgil.

In der Paulskirche.

Am 18. Oktober 1849.

Welch Schauſpiel! aber ach! ein Schauſpiel nur!
Goethe.

Das Thor verriegelt; — dieſe Stufen leer,
Die ſie mit ſtolzem Schritt hinangeſtiegen;
Drin die Tribüne, drauf kein Redner mehr,
Wo mancher ſprach, der beſſer ſtill geſchwiegen;
Die Galerien rings verwaist und ſtumm;
Die obligaten Bravi ſind verklungen;
Die Märzapoſtel ziehn im Land herum,
Und wortlos klagen dieſe Fahnenzungen!

Seltſames Schickſal dieſes Tempelbaus!
Du Haus des Herrn, es mangeln dir die Beter;
Der Geiſt zog ein und trieb den Gott hinaus:
Du Haus des Herrn, wo ſind die Volksvertreter?
Verweht, verloren, wie des Seemanns Pfiff
Im Meeresſturm auf halbgebrochnem Schiffe, —
Iſt der Erfolg von jenem kühnen Griff, —
Verloren durch die vielen kühnen Griffe!

Sieh hier die Pulte: der ſaß da, der dort,
Die Schafe rechts, die Böcke ſtets zur Linken.
Von hier herunter klang das ehr'ne Wort,
Wie Glocken voll und ſcharf wie Schwerterblinken.
Ein milder Herr der Herrn, ſtand hier der Greis,
Der klugen Rede wohlgewandter Leſer.
Welch ein Moment! — du gutes Haupt, ſo weiß,
Das Haupt von Deutſchland, deutſcher Reichsverweſer!

Weit offen und bekränzt war das Portal,
Zahlloſer Stimmen jubelndes Geſchreie,
Die Sonne ſandte ihren hellſten Strahl
Dem ſchönen Tage der Johannisweihe.
Was hier geſprochen ward, der Liebesſchwur,
Drang durch das Land, im Wort, im Bild, im Drucke.
„Welch Schauſpiel! aber ach! ein Schauſpiel nur!"
Ein Habsburg ſteht im trikoloren Schmucke!

Still, ſtill! o dieſe Wände ſind entwöhnt
Der lauten Rede wie des Weihrauchs Düften!
Wie jeder Schritt dumpfklingend wiedertönt,
Als ſchritten wir dahin auf Todtengrüften!
Und iſt der Tempel nicht ein großes Grab,
Darinnen unſre beſten Wünſche modern,
Der ſchnellzerbrochne kühne Herrſcherſtab,
Gerechtes Wollen und tolldreiſtes Fodern?

Der Pulte Grün, wenn auch beſtäubt, noch gut,
Der Arbeit Merkmal drauf, die ſchwarzen Flecken.
„Wenn man hier wieder ſchreibt, ſchreibt man mit Blut —
Das zieht daher wie ein Septemberſchrecken!"
Woher der böſe Spruch? — wir ſind nur Zwei,
Der Führer nur und ich — von welchem Munde?
Geiſt dieſer Wölbung, war's ein Warnerſchrei,
Der einſt verloren ging in böſer Stunde?

Hier hat Lichnowsky's Feueraug' geblizt,
Da Auerswald, dort Blum, — er nun als Dritter! —
Die Pulte ſind von Fremden arg verſchnizt,
Es nimmt ſich leicht ein Stückchen Tuch, ein Splitter;

Digitized by Google

Ja, ja, dieß iſt des frommen Raubes Spur,
Der Ehrſucht Zeuge oder tiefer Schmerzen!
Wohl Mancher ſchnitt mit einem Racheſchwur,
Ein Anderer mit heißbewegtem Herzen.

Ha, dieſe Pulte, wie ſie ſeltſam mich
Und wie zum Hohn den dreigefärbten Fahnen
An dich, mein armes Vaterland, an dich,
Das tiefer noch als ſie zerſchnittne, mahnen!
Wo deine Größe, wo dein junger Stolz,
Wo deines Muthes friſches Athemholen?
Am Tage nackt liegt nun das rohe Holz!
Das ſchöne Grün der Hoffnung iſt geſtohlen!

Hinaus! — Gottlob! — Wie ſcheint das tiefe Blau
Des freien Himmels jezt mir doppelt heiter!
Ein gutes Denkmal, Frankfurt, iſt der Bau,
Und ein Magnet für deine Fremden weiter.
Er bringt ein hübſch Stück Geld in deinen Sack,
Ein neuer Segen für die Krämerkaſſe.
Geht mir mit eurer Freiheit! — dummer Schnack!
Fort, Kutſcher! in die Eſchenheimer Gaſſe!

Feodor Löwe.

Volksglaube in Niederſachſen.

(Fortſetzung.)

Den ſchauerlichſten Eindruck hat auf mich als Knabe ſtets die Sage von Hamels Marie gemacht. In den Bernbecker Bergen, in der Nähe von Herford, hören nämlich die in der Nähe wohnenden Einlieger Nachts eine klägliche Stimme rufen: „Muin Geld, muin Geld!“ Das iſt Hamels Marie, die hier nächtlicherweile umgehen muß. Ruft man ihren Namen laut in den Wald, ſo iſt ſie mit einem Sprunge bei dem Rufenden mit den Worten: „Huier ben ek, huier ben ek!“ Der Kötter Kruſe auf Schnatmeiers Hofe, der nicht weit von den Bernbecker Bergen liegt, ſteht einmal vor einigen Jahren Nachts auf und geht aus der Kammerthüre in den Garten. Da hört er Hamels Marie jene kläglichen Worte rufen. Kruſe iſt unvorſichtig genug und antwortet: „Huier, huier!“ Alsbald iſt ſie bei ihm mit den Worten: „Woa, woa?“ Und nur mit genauer Noth vermag er noch die Kammerthüre hinter ſich zuzuſchlagen. Hamels Marie war eine Tochter von Hamels Hofe in Löhne. Da ſie unverheirathet lebte, ſo hatte ſie ſich viel Geld erſpart, das ihr Geiz ſtets noch vermehrte. Einſt trägt es ſich nun zu, daß ein Nachbar, als ſie gerade in der Kirche iſt, ihr etwas von demſelben entwendet. Der Thäter iſt nicht zu entdecken und ſie wird krank darüber und ſtirbt. Als man ſie nun begraben hatte und die Leichleute zurückkommen, da iſt ſie ſchon wieder zu Hauſe und ſizt auf der „Aſchenmauer“ (beim Herde). Seitdem hat ſie Nachts im Hauſe rumort, ihr Geld geſucht und dabei gerufen: „Muin Geld, muin Geld!“ Die Leute ſind zulezt deſſen überdrüſſig geworden, haben einen Pater holen laſſen, und dieſer hat ſie in die Bernbecker Berge verwieſen. Eine hölzerne Barte hat man ihr mitgegeben, womit ſie den Wald fällen ſoll, und ihr zugeſtanden, daß ſie alle Jahre einen Strohhalm breit näher kommen darf.

Sogar Kleidungsſtücke können, wie eine andere Sage lehrt, ſpucken. Vor etlichen hundert Jahren, erzählt dieſelbe, lebte in der Stadt Warendorf (bei Münſter) ein Oberſt, Brigadier von Corvey geheißen. Der war ſehr reich, aber auch ſehr grauſam und geizig. Als er aber zum Sterben kam, verordnete er, daß man viele Meſſen für ihn leſen laſſe, damit ſeine Seele Erlöſung bekomme. Dieß geſchah auch. Alle Straßen von ſeinem Hauſe bis zu der alten Kirche waren mit ſchwarzem Tuche belegt, das nachher den Armen geſchenkt wurde, und in allen Kirchen der Stadt wurden ein ganzes Jahr lang jeden Tag Seelenmeſſen für ihn geleſen. Dennoch konnte er ſeiner Strafe nicht entgehen, daß er im Leben ſo grauſam und geizig geweſen war. Jedes Jahr an ſeinem Sterbetag muß er vom Abend an bis zum Frühmorgen mit feurigem Wagen und feurigen Pferden durch die Stadt und über alle ſeine ehemaligen weitläufigen Beſitzungen fahren, wobei böſe Geiſter ihn umgeben und man ihn jämmerlich ächzen und ſtöhnen hört. Sein Degen und ſeine Stiefeln, die noch zu Warendorf verwahrt werden, fangen alsdann an erſchrecklich zu poltern, und liegen nicht eher ſtille, als bis die Fahrt ihres alten Herrn zu Ende iſt.

Wer den Grenzſtein verrückt hat, muß, ſo weit ich weiß, bis zum jüngſten Gerichte umgehen, wenigſtens iſt keine Zeit in dieſer Beziehung beſtimmt. Abgekürzt kann die Strafzeit bei Einzelnen, die da fragen: wo ſoll ich den Stein hinlegen? dadurch werden, daß Jemand den richtigen Platz angibt. Das Umgehen der Geizigen richtet ſich bezüglich der Dauer oft nach der Verrichtung einer guten That, zu der ſie dann und wann die Lebenden auffordern können und dürfen. Am ſchnellſten beendigen die Strafzeit des Umgehens diejenigen, die ein im Leben gegebenes Verſprechen, ſey es aus Nachläſſigkeit, ſey es daß ſie vom Tode überraſcht wurden, nicht erfüllt haben. Sie erſcheinen dann dem nächſten Verwandten im weißen Todtenhemde, blicken ihn an mit flehenden Mienen und wiederholen den Beſuch ſo lange, bis ſich dieſer ein Herz

Digitized by Google

faßt und nach der Urſache des Wiederkommens fragt. Der Geiſt gibt dieſelbe ſodann an, und nachdem ihm das Verſprechen der nachträglichen Erfüllung geworden, verlangt er zur Bekräftigung des Verſprechens die Hand. Dieſe darf ihm aber Niemand geben, ſondern es wird ſtatt deſſen ein Stab gereicht, der in dem Augenblicke, in dem ihn der Geiſt berührt, in hellen Flammen aufgeht. Der Geiſt findet nun Ruhe. So berichten übereinſtimmend unzählige Sagen. — Eine ſchwerere Strafe ſcheint dem Bruche eines Gelübdes zu folgen, doch ſind mir, wahrſcheinlich weil der Proteſtantismus den Gelübden die Spitze abgebrochen hat, nur wenige und dürftige Sagen hierüber bekannt geworden. So erſcheint in Osnabrück Nachts um zwölf Uhr eine Frau, die trägt eine glühende Krone auf dem Haupte und eine glühende Kette um den Hals und iſt auch mit glühenden Ketten an den Händen geſchloſſen. Sie ruft: „So geht's, wenn man Gott gethane Gelübde nicht hält."

Nach dem Tode erſcheinen wieder die Betrüger, Fälſcher, Meineidige und überhaupt ſolche, die ein ruchloſes Leben geführt haben, ohne daß ſich für die eine ſolche Strafe erheiſchende Größe der Schuld wie für die Dauer des Umgehens eine beſtimmte Norm angeben läßt. Ich beſchränke mich deßhalb auf einige wenige hervorſtechende und allgemein unter dem Volke verbreitete Sagen. — In Tür's Buſch bei Münſter hat vor Zeiten ein Krämer gewohnt, der maß mit falſcher Elle und hatte auch falſches Maß und Gewicht und wurde dadurch ein gar reicher Mann. Als aber am Tage nach ſeinem Tode die Frau wieder in den Laden kam, fehlte die Elle, die Wage und das Leinen. Das hatte der Teufel geholt, glühend gemacht und dem Manne die Elle in die Hand gegeben, die Wage auf den Kopf geſezt und das Leinen auf den Rücken gepackt. So muß er in Tür's Buſch umhergehen, wobei er fürchterlich heult:

Korte Elle!
Schmall Lacken!
Licht Gewicht!
Hu hu!

Er kann, ſezt die Sage hinzu, nicht eher erlöst werden, bis ein betrügeriſcher Kaufmann des Weges kommt, den er mit ſeiner Elle todt ſchlägt und ihm ſeine Stelle überläßt. Nun iſt er aber ein kleiner, krummer Mann und kann nicht gut laufen, und deßhalb muß er wohl noch lange ſpucken.

In der Dawert läßt ſich ein kleines Männchen unter allerlei Geſtalten ſehen, das gewöhnlich zur Nachtzeit umherläuft und die Wanderer durch fortwährendes Hohorufen irre führt. Zuweilen führt dieſer ſonderbare Geiſt die Leute nach Aſcheberg hin, zu dem ſogenannten Hüſelſteig, wo ein altes Weib mit einem Haſpel auf einem Schlagbaume ſizt und alle Nacht haſpeln muß, weil ſie in ihrem Leben die Leute mit einem zu kleinen Haſpel betrogen hat. Zuweilen führt er ſie aber auch auf eine im Heybrok gelegene Wieſe, auf welcher zwei alte Jungfern unter ſeltſamen Sprüngen und Geſängen im Mondſchein mit einander tanzen, weil ſie in ihrem Leben mit dem Teufel in Verkehr geſtanden haben ſollen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Oberöſterreich, November.

Rückblicke auf Frankfurt.

Variationen über ein altes Thema! Aber warum ſollten ſie eben als Variationen nicht auch ihr Plätzchen finden? Die Literatur der Nationalverſammlung wächst rieſig an, die verſchiedenſten Beleuchtungen machen ſich geltend, die meiſten vom Standpunkt der Partei, wenn auch der gemäßigten, in ihrem Anbinden an die Gegenwart, an die Revolution, an die nächſte Zukunft. Durch alle webt ſich der rothe Faden der hohen politiſchen Bedeutung der Verſammlung, und alle bemühen ſich um die Nachweiſung der Ziffern, in denen der Rechnungsfehler ſteckte, in Folge deſſen über das ganze Facit der Strich gezogen wurde. Wir wollen den Doktrinarismus, der hinter dieſen mathematiſchen Berechnungen liegt, nicht näher hervorheben. Wir ſind weit entfernt den Nimbus der Verſammlung ſchmälern zu wollen und glauben vielmehr, er werde in weiterer Vergangenheit in noch viel ſtrahlenderem Glanze ſchimmern. Nur ſehen wir ihn von anderer Seite als er gewöhnlich geſehen wird. Je kleiner die politiſche Bedeutung des erſten deutſchen Parlaments und ſein unmittelbarer Zuſammenhang mit der nächſten Geſtaltung Deutſchlands, um ſo größer erſcheint uns ſeine Bedeutung in höherer, allgemein menſchlicher Beziehung, insbeſondere als Lebensſchule, die nicht ſowohl durch die Moſaik des Wiſſens, das

Digitized by Google

aus Oſt und Nord, aus Süd und Weſt hier zuſammengetragen wurde, ſondern im eigenen Verlauf, in Bildung, Beſtand und Auflöſung die ungeheuerſte Lehre pragmatiſch in ſich ſchließt.

Das Geſetz der Uebergänge, das die Naturforſcher in der todten Natur erblicken, ſcheint ſich in der Geſchichte zu wiederholen. Ein Volk kann mit Hülfe fremder Erfahrungen ſchneller und raſcher vorwärts kommen, aber immer braucht es vor allem die eigenen. Wie der einzelne Menſch können ſich auch Völker der eigenen Erfahrung nicht entſchlagen und Niemand entgeht ihr. An fremder Weisheit klug werden, wäre unſtreitig der bequemſte Weg; aber das Schickſal will, daß jeder ſelbſt probire und ſich die Finger verbrenne. Ich kannte eine geſcheite Frau, die ihren Kindern ſpitzige Meſſer und Kohlen zuſchob und nur zuſah, daß ſie nicht eigentlichen Schaden nähmen, aber ſie ſollten ſelber gewitzigt werden. Der Menſch braucht ſolche Witzigungen, um klüger, um zuletzt glücklich zu werden. Was für den einzelnen Menſchen die Abgründe des Herzens, ſind für Nationen die Abgründe der Syſteme und Doktrinen, zuweilen auch die Abgründe der Conſequenz, die beharrlich Alles erreichen will und nichts erreicht. Das iſt das Fatum; nur daß der Verſtand darin nicht etwas Blindes, Zufälliges, ſondern innerlich Nothwendiges erblickt. „Alles wiederholt ſich nur im Leben, ewig jung iſt nur die Phantaſie.“

(Fortſetzung folgt.)

London, November.

(Schluß.)

Die engliſchen Landſtreicher.

Eine Maſſe zerſtreuter Ausſagen zeichnet den rüſtigen Landſtreicher als einen Menſchen, der beim Eintritt in das tramp-house alle Beſcheidenheit, alles weinerliche und demüthige Gebahren, das er bis dahin auf der Landſtraße bewieſen, von ſich thut und namentlich dem Hausmeiſter gegenüber ein herriſches, gebieteriſches Weſen annimmt, um dadurch bemerkbar zu machen, daß jener um ſeinetwillen da, daß er der Herr, jener der Diener, daß er der Gaſt, jener der Wirth iſt. „So lange er im Hauſe,“ heißt es, „fröhnt er den ſchmutzigſten, unziemlichſten Gewohnheiten, lärmt in einem fort und führt abſcheuliche Reden. Der größere Theil des Abends wird oft unter brüllendem Abſingen obſcöner Lieder hingebracht. Dann erzählen ſie ſich Mord-, Raub- und Diebsgeſchichten, und die lautloſe Aufmerkſamkeit der Zuhörer würde es ſehr begreiflich machen, wenn ſie ſich dieſelben zu Vorbildern dienen ließen. Merkwürdig genug iſt in alle dem der engliſche Landſtreicher ſchlimmer als der iriſche. Nur im Punkte der Reinlichkeit findet zu Gunſten des erſteren ein kleiner Unterſchied ſtatt; klein iſt derſelbe nothwendig, weil Unreinlichkeit ein charakteriſtiſches Zeichen aller dieſer Leute iſt und ſie bei einigen faſt bis zur Waſſerſcheu geht.“ Letzteres erhellt unter anderm daraus, daß, obgleich im Allgemeinen die Zahl der Landſtreicher zunimmt, in den Herbergshäuſern, wo jeder Ankommende, er mag wollen oder nicht, gebadet wird, die Zahl der Einſprechenden ſich beträchtlich vermindert hat, ſo im tramp-house zu Bedale von durchſchnittlich ſechzehn täglich auf ſechs. — Schon dieß würde ein weit verzweigtes, eng zuſammenhängendes Einverſtändniß andeuten, wenn es für das Daſeyn eines ſolchen noch eines Beweiſes bedürfte. Es beſteht nicht bloß, ſondern hat auch bereits eine Stärke und einen Umfang gewonnen, der ſich noch bei andern Gelegenheiten als im erwähnten Falle des Arbeitszwanges geltend macht. Kaum iſt von Seiten der Oberbehörde, des Board of Guardians, eine dem Corps mißfällige Einrichtung verfügt, ſo erhebt ſich ein geordneter Widerſtand, und erringt das Corps den Sieg, ſo lautet der ſtereotype Ausdruck: „wir haben die Union geſchlagen“ — we have beaten the Union — ob ſie nun den Sieg im offenen Felde, oder durch Liſt und Machinationen errungen haben. An alle Meiſter der tramp-houses erging der Befehl, jeden für die Nacht ſich Anmeldenden vor der Zulaſſung auszuforſchen, ob er hinreichende Baarſchaft bei ſich führe, eine Nachtherberge zu bezahlen, und wenn dieß der Fall, ihn abzuweiſen. In kürzeſter Friſt war an allen von Landſtreichern ſtark beſuchten Orten jemand beſtellt, der vor ihrer Anmeldung im tramp-house ihre Baarſchaften in Empfang nahm und gegen einen kleinen Abzug ſie ihnen am folgenden Morgen zurückgab. Dieß vereitelte die Abſicht der Behörde, „ſchlug die Union.“ Von den mancherlei Mitteln, welche Einzelne der edeln Genoſſenſchaft anwenden, um ihre Garderobe zu verbeſſern, erwähnt der »Report« als eines der häufigſten, daß ſie Rock oder Beinkleid vernichten. Da es menſchenfreundlich befohlen iſt, daß kein Beherbergter unbekleidet entlaſſen werden ſoll, blieb dem Hausmeiſter nichts übrig, als entweder die Blöße des Frevlers zu decken oder ihn zur Beſtrafung ins Gefängniß zu liefern. Die Behörde entſchied, daß ſtets das letztere geſchehen ſolle, und der Erfolg war, daß die Vernichtung der Kleidungsſtücke ausſchließlich an Orten vorgenommen wurde, wo die Gefängniſſe mit Recht im Rufe ſtanden, „gute Quartiere“ zu ſeyn.

Nach dem Bericht iſt es nicht zweifelhaft, daß die Landſtreicherhorden das platte Land moraliſch und phyſiſch verunreinigen. Der Typhus, jenes anſteckende Fieber, welches im vergangenen Jahre in England unzählige Opfer forderte, wurde vorzugsweiſe durch Landſtreicher verſchleppt, durch ſie, die gewiß Horden genannt werden dürfen, da ihre im Jahr 1845 ſich auf 12,000 belaufende Zahl am 25. März 1848 die Höhe von faſt 16,000 erreicht hatte. Je ſchwerer daher die Laſt, die ſchon jetzt das Land drückt, und je größer die Gefahren, mit welchen eine ſteigende Vermehrung die Nation bedroht, deſto dringender die Pflicht der Legislatur, dem Uebel zu ſteuern, die Laſt zu erleichtern, den Gefahren vorzubeugen. Um was es ſich handelt, ſieht jeder ein. Daß man von der Dringlichkeit ſchneller und durchſchlagender Maßregeln überzeugt iſt, dieß beweiſt die Niederſetzung der Commiſſion, deren Werk der »Report on Vagrancy« iſt. Wie aber dem Fortwuchern des Uebels abzuhelfen ſey, darüber bekennt die Commiſſion ſelbſt ihre Verlegenheit, und die verſchiedenen Mittel und Wege, welche ſie in Vorſchlag bringt, deuten am ſicherſten an, wie wenig ſie vom einen und dem andern erwartet. Gleich dem engliſchen Parlamentsmitgliede, welches das einzige und letzte Mittel, die iriſchen Zuſtände zu verbeſſern, Irland zu einem ruhigen, reichen und glücklichen Lande zu machen, darin entdeckt hatte, daß die ganze Inſel vier-und-zwanzig Stunden unter Waſſer geſetzt und dann mit Engländern bevölkert würde, trägt die Commiſſion darauf an, den die Verbindlichkeit der Gemeinden zu Beherbergung und Ernährung „zufälliger Armen“ ausſprechenden Paragraph des neuen Armengeſetzes aufzuheben, und dadurch den Landſtreichern den Boden unter den Füßen wegzuziehen, indem dann die Gemeinden ohne Zweifel nichts Eiligeres zu thun hätten, als die tramp-houses zu ſchließen. Die Härte dieſer Maßregel in Bezug auf wahrhaft Hülfsbedürftige und unverſchuldet Obdachloſe zu mildern, wird die Bemerkung beigefügt, daß von jedem Hundert in den tramp-houses Beherbergter und Beköſtigter mindeſtens Neunzig der Wohlthat unwerth ſeyen. Sollen deßhalb die zehn Uebrigen ohne Hülfe bleiben, ſollen die ſchuldloſen für die ſchuldigen leiden? England kann das nie zugeben. Dem nächſten Parlamente iſt es vorbehalten, einen Entſchluß zu faſſen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 294. Sonnabend den 8. December 1849.

Wir denken ſeiner, reden ſeiner und faſeln ſeiner als eine frühere Welt. Jetzt ſind es Zeichen an der Stirne, die man deuten will, ehemals waren es Zeichen am Himmel.

Lichtenberg.

Gedicht und Geſicht.

Ein phyſiognomiſches Capriccio.

Einer oder der andere Leſer dieſer Blätter erinnert ſich vielleicht noch eines „vormärzlichen“ kleinen Scherzes, den das Morgenblatt in einer Nummer des Decemberheftes 1847 (299) unter der Ueberſchrift: »Nomen et omen, ein Spiel mit Dichternamen,“ zu Tage förderte. Wer jenem „Spiel mit Dichternamen“ eine kurze Aufmerkſamkeit nicht verſagt hat, wird es über ſich gewinnen, auch ein Spiel mit Dichter-Geſichtern eine kleine Weile mit freundlichem Auge zu betrachten.

Goethe, Schiller, Jean Paul, Herder, Tieck, Uhland, Rückert, Heine, Platen, Chamiſſo, Freiligrath, Lenau, Immermann, Geibel — welchem Leſer dieſer Blätter wären die Werke und welchem die Geſichter dieſer Autoren unbekannt? Verſuchen wir es denn, Werk und Autor, „Gedicht und Geſicht“ mit einander zu vergleichen, und ſo den alten St. Lavatus'ſchen Grundſatz zu bewahrheiten, daß das geiſtige Weſen des Menſchen mit deutlicher Schrift in ſeinem Angeſichte verzeichnet ſteht. Freilich werden wir bei dieſem Geſchäfte neben dem alten Züricher Gottes- und Geſichtsgelahrten auch die Hülfe des ſchädelkundigen Wiener Doktors in Anſpruch zu nehmen genöthigt ſeyn.

Vergleichen wir zunächſt die beiden Dichterfürſten von Weimar. — Welche Verſchiedenheit in ihrer ganzen geiſtigen Anlage, welche Verſchiedenheit in ihrem Aeußern! Schiller war lang, hager, hohlwangig, blaß, geiſterhaft; Goethe war geſetzter Statur, rund und voll von Formen, von geſunder Geſichtsfarbe, körperhaft. — Goethes Kopfbildung zeigte mehr eine abgerundete, Schillers eine mehr eckige Form; faſt alle von der Phrenologie aufgeſtellten Organe zeigte der Goetheſche Kopf in gleichmäßig harmoniſcher Entwicklung, während bei Schiller einige beſonders ſtark hervortraten, andere dagegen wenig ausgebildet erſchienen. Auf Goethes Stirn zeigte ſich beſonders das Organ des Vergleichungsvermögens, ſo wie die ſämmtlichen Erkenntnißvermögen, namentlich Farben-, Formen-, Gegenſtands- und Tonſinn groß; bei Schiller war die ſogenannte Idealität das hervorragendſte Organ der Stirne, ſo wie die höheren Denkvermögen, die auf der obern Stirnlinie zu beiden Seiten des gedachten Vergleichungsvermögens liegen. Schillers Stirn ging daher, namentlich durch die große Entwicklung des nach den Schläfen zu liegenden Organs der Idealität, mehr in's Breite als die Goethe'ſche, welche von runderer Wölbung war. — Machen wir einmal die Anwendung davon auf ihre Geiſtesprodukte. Sind nicht die Goethe'ſchen farben- und lebensreicher, ſinnlicher, körperhafter als die Schiller'ſchen? Zeigt ſich nicht die überwiegende Einwirkung des ſogenannten Organs der Idealität (das freilich jeder Dichter gut entwickelt zeigen muß) in dem hohen Streben Schillers überall, mitunter ſelbſt auf Koſten der Naturwahrheit? Tritt nicht dagegen bei Goethe mehr die Thätigkeit ſeiner Erkenntnißvermögen (Gegenſtands-, Formen-, Farbenſinn u. ſ. w.) hervor, indem er ſich ſtets und überall mehr an die Natur, an die Darſtellung des Wirklichen hält? Und wenn ſich die bedeutende Entwicklung der höhern Denkvermögen in der philoſophirenden Richtung Schillers, vielfach ausſpricht, wird dagegen nicht in der ganzen Goetheſchen Anſchauungs-

Digitized by Google

und Darstellungsweise die Thätigkeit jenes Organs des Vergleichungsvermögens bemerklich, indem Goethe statt philosophischer Abstraktionen stets konkrete Fälle vorführt und in Bildern und Gleichnissen zu sprechen liebt?

In Uebereinstimmung mit den Organen des Gehirns erscheinen die übrigen Körper-, namentlich Gesichtsformen. Die Lebendigkeit des Goethe'schen Auffassungs- (Erkenntniß-) Vermögens spiegelt sich gleichsam wieder in diesem feurigklaren, hell und tief blickenden Auge, dem Auge des dichterischen Beobachters der Natur und des Menschenlebens. Schillers Auge war anders, es war das Auge des Denkers, das mehr in sich hinein als nach außen zu schauen pflegt und so dem ganzen Gesichtsausdruck den Anstrich von Zerstreutheit gibt, der bei Schiller so oft bemerklich wurde. In Momenten der Begeisterung mochte es aufflammen, dann war es das Auge des Sehers, des Propheten; immer aber schaute es mehr in und über sich als um und neben sich. Das Auge Goethes dagegen schien in ruhiger Betrachtung die Welt, das Leben, die Natur und das Schöne gleichsam zu genießen; auflodern und blitzen mochte es mitunter auch, nicht aber weil es eine außer- oder überirdische Welt erblickte, sondern entweder in edlem Zorn über all der Verkehrtheit, die das Gewirre der Zeit ihm zeigte, oder in der stillen Begeisterung des Weisen, dessen Ahnung Naturgesetze sich erschließen, dem der innere ewige Zusammenhang alles Geschaffenen plötzlich sich offenbart.

An Schillers äußerer Erscheinung war Alles kühn, erhaben, so namentlich auch Stirn und Nase. Die leztere tritt kühn und schwunghaft, ein Bild männlich edler Gesinnungstüchtigkeit des Dichters der Freiheit, dem Betrachter des Schiller'schen Antlitzes entgegen. Aber frei von aller Rohheit ist diese Kühnheit und Kraft; sie zeigt nichts Plumpes oder Knolliges, vielmehr eine seltene Feinheit und Schärfe der Umrisse, die ihrer ganzen Erscheinung und Form eine gewisse seltene Prägung gibt. Eine ähnliche Kühnheit, Abrundung und Prägnanz zeigt die Schiller'sche Darstellungsweise. Goethes Nase ist, wenn man so sagen mag, einfacher, sie hat nicht den großen Schiller'schen Schwung, nicht diese kühne Geschweiftheit; sie geht gerader herab, hat dagegen einen breitern Rücken als die Schiller'sche, und in dieser Beziehung übertrifft sie jene an stiller männlicher Kraft, die in der Schiller'schen durch allzuscharfen, schmalen Rücken einen gewissen Abbruch erleidet. Bietet nicht der einfachere, geradere, mehr an sich haltende und doch männlich kräftige Styl Goethes eine gewisse Analogie hiezu? — Um endlich auf das Untertheil des Gesichts zu kommen, ist nicht das behagliche In- und Aufsichselberruhen des Goethe'schen Wesens charakterisirt durch seinen männlich starken Mund und das volle, runde, zu einem Doppelkinn mehr und mehr sich ausbildende Kinn, überhaupt durch das eine gewisse behagliche Breite zeigende Untertheil seines Gesichts?

Diese Vergleichungen müssen sich bis auf die ganze Natur, den ganzen Bau und Wuchs der beiden großen Männer fortführen lassen. Wir fügen nur ein paar Worte darüber den gemachten Bemerkungen bei, um sodann zu andern dichterischen Persönlichkeiten überzugehen. — Schiller war hochgewachsen, lang gespalten, weitschreitend und weitgreifend; so erscheint auch die Natur seines Geistes: hoch einherschreitend, unbekümmert um das vor seinen Füßen Liegende, stets weiter strebend, unaufhaltsam vorwärts eilend. Goethe war proportionaler in seiner ganzen körperlichen Erscheinung, nicht klein, aber auch nicht lang, von schönster Rundung der kräftigen Formen; wie körperlich so auch geistig hielt er sich der Erde näher; das vor und neben ihm Liegende übersah er nicht, auch das Kleinste war ihm werth und wichtig, indem es ihm das Größte offenbarte. — Machen wir zum Schluß von der Körpergestalt einen phrenologischen Sprung rückwärts auf die Hinterhäupter der edlen Dichter, so zeigt der Goethe'sche Kopf auch von dieser Seite eine vollere Rundung als der Schiller'sche; namentlich tritt eine Verschiedenheit ihres Wesens auch darin hervor, daß am Schiller'schen Kopfe das Organ der Selbstgefühls, der Selbstachtung, am Goethe'schen dagegen das der Beifallsliebe mehr ausgebildet erscheint, was mit der Beobachtung in Einklang stehen dürfte, daß Goethe im Allgemeinen zugänglicher und geneigter war, fremdes Verdienst anzuerkennen, als Schiller.

(Schluß folgt.)

Volksglaube in Niedersachsen.

(Fortsetzung.)

In alten Zeiten lebte auf dem Schlosse Nordkirchen ein Rentmeister Namens Schenkewald, * der die armen ihm untergebenen Bauern unbarmherzig mißhandelte. Wenn ihm einer das Pachtgeld oder die schuldigen Zinsen nicht auf den Tag bezahlte, so fiel er ihn mit harten Worten an, ließ sich heimlich für seine Nachsicht Geld und Hühner bringen und ließ auch wohl den armen Schuldner von Haus und Hof werfen oder durch das Gericht auspfänden. Eine Menge Bauern waren durch seine Habsucht arm

* Vergl. Münstersche Geschichten und Legenden. Freiligrath, 21 bis 30.

Digitized by Google

geworden, als er endlich an einer plötzlichen Krankheit ſtarb. Das war ein Jubel unter den Bauern, als Schenkewald todt war; nur die vornehmen Leute gingen mit ſeiner Leiche und tauſend Flüche folgten ihm in ſein Grab. Allein kaum war er begraben, als man in dem Schloſſe zu Nordkirchen bemerkte, daß Schenkewald ſpuken gehe. Nachts hörte man ihn die Treppen auf und ab laufen und entſetzlich heulen; andere ſahen ihn an einem Tiſche ſitzend Geld zählen, und wenn ſie näher kamen, war er plötzlich verſchwunden. Die Einwohner des Schloſſes Nordkirchen waren dieſer Spukerei ſo müde, daß ſie mehrere Meſſen leſen ließen und Gott baten, den Geiſt aus dem Schloſſe zu verbannen. Als dieß geſchehen war, hörte man in einer finſtern ſtürmiſchen Nacht den Schenkewald ärger als jemals umherpoltern. Plötzlich wurde die Hausklingel gewaltig gezogen, alle Bedienten ſahen zum Fenſter hinaus, und ſiehe, es hielt eine prächtige Kutſche mit vier kohlſchwarzen Pferden vor der Thür. Darin ſaßen zwei Kapuziner, welche ausſtiegen, ſtillſchweigend in das Schloß gingen und alsbald mit Schenkewald, welchen ſie in der Mitte führten, wieder herauskamen. Alle drei ſtiegen in den Wagen, Schenkewald ſaß zwiſchen den Kapuzinern, eine Peitſche knallte, und mit Blitzesſchnelle fuhr der Wagen von dannen, welcher den Weg nach der Dawert verfolgte. Seitdem wurde es auf dem Schloſſe Nordkirchen ſtill, in der Dawert aber fährt Schenkewald ſeitdem bis auf den heutigen Tag mit den beiden Kapuzinern und in demſelben Wagen Tag und Nacht umher. Eine Menge Leute haben ihn fahren ſehen und beſchreiben bis auf den kleinſten Umſtand, wie er ausſieht. Auch iſt es ſchon mehreren begegnet, daß ſie den Wagen für eine herrſchaftliche Kutſche hielten und ſich hinten aufſetzen wollten. Kaum hatten ſie ihn aber berührt, ſo flog der Wagen mit den Pferden hoch durch die Lüfte davon.

Eine andere Sage erzählt, daß auf den Dawersbergſchen Gütern vor Alters ein Verwalter lebte, Namens Plühr, welcher die armen Bauern häufig mißhandelte und auf jede Art Geld von ihnen zu erpreſſen ſuchte. Dafür mußte er nach ſeinem Tode in die Dawert, wo er die Leute auf mancherlei Weiſe zu necken ſuchte. Eines Tages ging ein armer Eierkrämer aus Aſcheberg, Namens Eiertiß, mit ſeiner Frau durch die Dawert, um in Münſter Eier zu verkaufen. Wie ſie nun gerade über eine kleine ſteinerne Brücke gingen, ſagte Eiertiß zu ſeiner Frau: „Du, ich wollte, daß Plühr uns einmal erſchiene!“ Kaum hatte der arme Mann dieß ausgeſprochen, ſo ſprang Plühr unter der Brücke hervor, warf ihm ſeine Eierkörbe um und verſchwand. Erſchrocken lief Eiertiß mit ſeiner Frau davon, und ſeitdem wurde die Brücke Plührsbrücke genannt.

Oft ſind die Verbrechen, die derartige Spukereien veranlaßt haben, gar nicht mehr zu ermitteln. In Münſter auf der Schädelſtätte läßt ſich jede Nacht eine glühende Geſtalt ſehen, die ein glühendes Beil in der Hand führt. Damit ſchlägt ſie um ein Uhr ein Kreuz und verſchwindet. Die weiße Frau in den Schlöſſern des Hauſes Lippe iſt den Leſern aus Stillings Theorie der Geiſterkunde und aus den Grimmſchen Sagen bekannt. Im Thurm zu Fürſtenberg ſitzt nächtlich der alte Biſchof bei ſeiner Studirlampe. Dann ſind die Fenſter des Thurmes alle mit einem bläulichten Lichte umgoſſen, und je finſterer die Nacht iſt, deſto heller leuchtet der Thurm. Eben ſo unklar iſt die von Grimm (I., 307) mitgetheilte Sage von der armen Seele unter der Brücke vor Harthauſens Hofe zu Paderborn. Dieſe Seele nießt zuweilen. Und wenn nun zur ſelbigen Zeit ein Wagen über die Brücke fährt und der Fuhrmann ſagt nicht: „Gott ſegne!“ ſo fällt der Wagen um, und ſchon mancher Menſch hat deßhalb Arm und Bein gebrochen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Neubauten. — Das Hôtel-Dieu. — Ein Sonderling.

Der Winter hat bis jezt die öffentlichen Bauten noch nicht zum Stillſtand gebracht. Mit der endlichen Verbindung des Louvre und der Tuilerien ſcheint es jezt Ernſt werden zu wollen. Da wo die Galerie zwiſchen beiden Paläſten auf das Louvre ſtoßen ſoll, werden Häuſer eingeriſſen. Es werden hier eine Menge uralter Gebäude und einige ſehr enge Straßen verſchwinden, und die Tivoliſtraße, welche den Tuilerien entlang läuft, wird

Digitized by Google

nun auch längs der Galerie des Louvre fortgesezt. — Der Seinepräfekt hat den Entschluß gefaßt, das größte und älteste Pariser Hospital, das sogenannte Hôtel-Dieu, nach der Vorstadt St. Denis zu verlegen, wo seit einigen Jahren nach einem ganz besondern Plane an einem neuen Krankenhause, das den Namen Ludwig Philipp führen sollte, gebaut wird. Das alte Hôtel-Dieu liegt in der Cité dicht an der Kathedralkirche, und hart an einem Arm der Seine. In alten Zeiten kümmerte man sich wenig um die gesunde Lage und luftige Einrichtung der Krankenhäuser. So hat das Hôtel-Dieu eine der schlechtesten Lagen, die man im weiten Paris hätte auffinden können. Da es auf dem Seineufer gebaut ist, so konnte an dieser Stelle kein Kay angelegt werden, wie anderswo längs der Seine. Schon deßhalb war zu wünschen, daß das mehrere Stockwerke hohe Gebäude aus der Nähe des Flusses verschwinde. Aber die Verlegung einer so ungeheuern Anstalt erfordert ungeheure Summen; denn obgleich das neue Hospital schon weit vorgerückt ist, so war es doch nicht zu einer Hauptkrankenanstalt bestimmt; es besteht nur aus einigen durch bedeckte Gänge mit einander verbundenen Pavillons. Es mußte also bedeutend vergrößert werden, und wenn man die Abtheilung in Pavillons beibehielte, welche sehr gut ist, um die an verschiedenen Krankheiten Leidenden von einander zu trennen, und um nicht allzu viele Kranke in einem einzigen Saale zu haben, so müßte wohl ein Dutzend Pavillons weiter gebaut werden, wozu es aber vielleicht an Raum fehlt; denn im Hôtel-Dieu stehen 1260 Betten. Allerdings soll ein Theil des alten Hôtel-Dieu beibehalten werden, als eine der Nebenanstalten, deren es in Paris wenigstens ein Dutzend gibt. In diesen Krankenhäusern beschließt der größte Theil der von ihrer Handarbeit lebenden Volksklasse ihr Leben, da sie hier weit bessere Pflege hat als zu Hause in den dunkeln, engen Wohnungen. Unter den hier ihre Lebenstage beschließenden Kranken finden sich zuweilen Leute, welche bessere Tage gesehen haben, in ihrer lezten Krankheit aber ganz verlassen wären, wenn die Barmherzigkeit sich ihrer nicht annähme. So starb vor einiger Zeit im Hôtel-Dieu ein italienischer Graf, der zu den Sonderlingen unserer Zeit gehörte, und mit dessen abenteuerlichem Leben sich daher mehrere Journale abgegeben haben. Er hieß de Carnavale, und hatte in den Unruhen seines Vaterlandes die Sache der Freiheit und Unabhängigkeit ergriffen, und da diese unterlag, schon vor vielen Jahren nach Frankreich flüchten müssen. Hier lebte er sehr sparsam und nüchtern, gab Unterricht im Italienischen und arbeitete sehr fleißig auf der hießigen großen Bibliothek, wo man ihn bis auf die lezte Zeit fast täglich mit der größten Emsigkeit aus Handschriften Auszüge machen sah. Der Mann muß einen ganzen Stoß beschriebener Papiere hinterlassen haben. Eine unglückliche Liebe soll ihm vor langer Zeit den Kopf verrückt haben, und in der That hatte er auffallende Sonderbarkeiten an sich. Er erschien in närrischer scharlachrother oder himmelblauer Tracht, umkränzte seinen Hut mit künstlichen Blumen, welche von seinem grauen Haar sonderbar abstachen, und begab sich in diesem Anzuge auf die Bibliothek. Er soll ein Zimmer voll allerhand farbiger Zeuge, die ihm zu dieser Maskerade dienten, besessen haben. Eine Hauptliebhaberei des Mannes soll gewesen seyn, junge Mäuse aufzuziehen, die er, wenn er sie großgezogen hatte, nach der Ebene von St. Denis in der Umgegend von Paris trug und laufen ließ. Der Mann war alt geworden und lebte ganz allein. In seiner lezten Krankheit trug man ihn daher ins Hospital, und dort ist er verschieden. Dergleichen Sonderlinge sieht man selten in Paris und meist sind es Fremde.

(Fortsezung folgt.)

Aus Oberösterreich, November.

(Fortsezung.)

Rückblicke auf Frankfurt

Man wird vielleicht etwas Gefährliches in dieser fatalistischen Ansicht finden wollen. Mit Unrecht. „Sehe jeder wie er's treibe, sehe jeder wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle.“ Aber wenn wir aus der Erinnerung schichten und ordnen, tritt uns plözlich aus den geschichteten und geordneten Gruppen das Naturgesez entgegen, das wir im Taumel vergessen hatten. — Wie wir die Bewegung eines Uhrzeigers bei seiner Langsamkeit nicht mehr wahrnehmen und nur von Zeit zu Zeit bemerken, daß er wirklich vorgerückt sey, so ist es auch im Völkerleben. Umgekehrt hindert zu schnelle Bewegung jede Wahrnehmung. Wenn der Pfeil zu Boden sinkt, wissen wir, welchen Raum er zurückgelegt, aber wir sahen nicht, *wie* er ihn zurücklegt. Und doch war der Zeiger langsam vorgerückt und der Pfeil hat den Raum durcheilt. Das einzig wahre Perpetuum mobile, die Zeit, kennt keinen Stillstand. Aber dieß hatten erst die Regierungen und dann die Volksvertreter vergessen. Man kam mit vorgefaßten Meinungen, mit Verfassungen in der Tasche, hier die Erbkaiserlichen, dort die Republikaner, Männer des Glaubens und der That, und zwischen inne die große Masse der Principiellen mit reinem Herzen, vielem Wissen, aber dünnem Glauben, und je dünner ihr Glaube an thatsächliche Erfolge, um so erpichter ihr Bestreben wenigstens das Princip zu retten. Impavidum ferient ruinae. — Mit dieser Mischung war eine *praktische* Haltung um so schwerer zu vereinigen, als es sich nicht um ein „entweder — oder,“ sondern bald vor allem um ein kluges Vermitteln und Lenken in den Fluthungen der Zeit handelte. Aber was an und für sich wirklich praktisch, war häufig durchaus unpraktisch in und gegenüber der Nationalversammlung, in der so Manches auf lauten Spott stieß, was hinterher als wahr und richtig sich erwahrte. — Die Gründe der Revolution waren nach den drei Hauptbestandtheilen Deutschlands, die man von Anfang bis zu Ende zu wenig unterschied, ganz verschieden. Im Westen lagen sie im Bedürfniß, aus der Kleinstaaterei herauszutreten, im Südosten in dem Drange nach Reformen im innern Staatsorganismus, nach Entfernung äußerster Bevormundung. Am schwersten dürfte es seyn diese Gründe im Nordosten mit wenigen Worten richtig zu bezeichnen. Von allen Seiten verließ man die Heimath in unklaren Zuständen. Während sich aber diese Zustände in Veranlassung und weiterer Entfaltung daheim klärten, hatte man sich in Frankfurt schon in ein System eingepuppt und fand es nicht mehr nöthig die Vorgänge zu Hause gründlich zu beachten. Der Luftballon löste die Stricke, die noch seinen dünnen Zusammenhang mit dem festen Boden bildeten, und schwebte über den Gefilden dahin, ein interessantes Phänomen — aber auch nur ein Phänomen. — Die meiste innere Berechtigung und Nothwendigkeit hatten die Bewegungen in Westdeutschland und Oesterreich, jene so fern und *in so weit* sie die innigere Einigung erstrebten, diese so weit sie das alte System zu Grabe brachten. Diese innere Nothwendigkeit erweist sich auch aus den großen und nachhaltigen Ergebnissen, zu denen sie hier zum Theile führten, und noch *führen werden*. Preußen empfand nur die elektrischen Nachwirkungen, wenn auch in heftigen Schlägen. Sein innerer Organismus bedingte und forderte keine gewaltsame Aenderung, und selbst die deutsche Frage, so wichtig und tief einschneidend in seine eigene Entwicklung, hat mit den Stürmen, die es erschütterten, geringen Zusammenhang.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 295. Montag den 10. December 1849.

— In the course of some six thousand years,
All nations have believed that from the dead
A visitant at intervals appears;
And what is strangest upon this strange head,
Is, that whatever bar the reason rears
'Gainst such belief, there's something stronger still
In its behalf, let those deny who will.

Byron.

Volksglaube in Niederſachſen.

(Schluß.)

Die Sage von verwünſchten Schlöſſern und verwünſchten Perſonen, die Schätze bewachen, ſind allgemein geläufig. Bei Schwerte iſt tief in der Erde ein glänzendes Schloß verborgen, voll von Gold und Silber. Eine Jungfrau führt von Zeit zu Zeit einen Lebenden in die Gemächer deſſelben und beſchenkt ihn mit Gold und Silber. Entfernt er ſich aber mit den Schätzen, ſo ſeufzt die Jungfrau: „Hätteſt du die Schlüſſel mitgenommen, ſo wäre ich erlöſet und du der reichſte Mann auf Erden!“ — Zwiſchen den Oertern Schwerte und Wandhofen, lautet eine andere Sage, hat da, wo jezt die Wandhofer Heide iſt, vor Zeiten ein großes prächtiges Schloß geſtanden, von deſſen früherer Geſchichte aber nichts mehr bekannt iſt. Nur das weiß man noch, daß deſſen lezter Beſitzer ein Pracht und Ueppigkeit ſehr liebender Herr geweſen iſt, der, um ſeinen Begierden und Wollüſten ganz fröhnen zu können, einen Pact mit dem Böſen errichtete. Nachdem ihm dieſer eine Zeitlang gedient, ſind einſt Beide uneins geworden, worauf der Teufel den Ritter hat holen wollen. Weil aber deſſen Zeit noch nicht umgeweſen, hat der Teufel in dem Augenblicke, als er das Schloß unſichtbar gemacht, um es mitſammt ſeinen Bewohnern in die Hölle zu ſtoßen, ſeine Macht darüber verloren und es nicht bis in die Hölle bringen können. Vielmehr iſt es auf ſeiner alten Stelle geblieben und nur nicht wieder ſichtbar geworden. Alle hundert Jahre aber kommt es in der Vollmondsnacht zum Vorſchein. Zulezt hat es ein angeſehener Mann von Weſthofen geſehen. Dieſen führte vor mehreren Jahren, als er von Schwerte nach Weſthofen zurückkehren wollte, ſein Weg über die Wandhofer Heide, auf welcher er gegen zwölf Uhr Nachts ankam, als gerade der Mond voll wurde. Auf einmal verſchwand der Weg, auf dem er ging, und er ſah ſich in eine fremde Gegend verſezt, die er noch nie geſchaut hatte. Vor ſich erblickte er ein großes, ſchönes, hellerleuchtetes Schloß, aus dem ihm lauter Jubel und die ſchönſte Muſik entgegenſchallten. Er blieb verwundert eine Zeitlang ſtehen; als ihm aber die Geſchichte des verwünſchten Schloſſes einfiel, eilte er erſchrocken von dannen. Er konnte aber den Weg nicht wieder finden und wohl zwei Stunden lang lief er voll Angſt in der Irre umher, bis er zulezt von ferne dreſchen hörte. Er ging darauf zu und erreichte glücklich das Dorf Wandhofen. Am andern Morgen ging er mit vielen Leuten auf die Heide zurück, aber ſie fanden Nichts. Nur an einer Stelle, die etwas hügeligt war, kam ihnen ein ſtarker Schwefelgeruch entgegen.

In der Stadt Wiedenbrück an der langen Straße, nicht weit vor dem Langenbrücker Thore, ſteht ein kleines Haus, hinter welchem ſich ein großer Garten befindet. In dieſem Garten hat früher ein nunmehr zerſtörtes Schloß geſtanden, in welchem vor Zeiten ein alter Geizhals wohnte, der Wittwen und Waiſen betrogen und viel Geld zuſammengeſcharrt und, damit es ihm nicht geſtohlen werde, in die Erde vergraben hatte. Das Geld liegt noch da, und zur Strafe muß der Geizige es bewachen. Alle ſieben Jahre beim Vollmonde kommt es zum Vorſchein. Dann öffnet ſich die Erde und das Gold glänzt im Mondenſcheine, darüber aber ſieht man eine blaue Flamme. Wie man dieſen Schatz heben kann, hat man

Digitized by Google

noch nicht entdecken können. In dem Hause, zu dem dieser Garten gehört, war einmal eine Magd, die sich oft verschlief und daher von ihrer Frau gescholten wurde. Einstmals erwachte die Magd, und wie sie sah, daß es schon ganz hell war, glaubte sie sich wieder verschlafen zu haben. Sie kleidete sich deßhalb schnell an und ging in die Küche, um Feuer zu machen. Wie sie aber durch das Küchenfenster in den Garten sah, gewahrte sie darin ein kleines Feuer, weßhalb sie Stahl und Stein bei Seite legte, eine Schüppe nahm und damit in den Garten auf das Feuer zuging, um sich lebendige Kohlen zu holen. Sie steckte die Schüppe in das Feuer und zog eine Menge Kohlen hervor, mit welchen sie in die Küche zurückging. Als sie dieselben aber auf den Herd legte, gingen sie aus, weßhalb sie noch einmal in den Garten ging. Doch auch diese gingen aus, als sie dieselben auf den Herd legte, weßhalb sie zum drittenmal in den Garten zurückkehrte. Als sie aber jezt an das Feuer kam, brach eine furchtbare Stimme daraus hervor, die rief: „Kommst du noch einmal, so drehe ich dir den Hals um!" Da ließ sie vor Schrecken die Schüppe fallen und eilte in das Haus zurück. In demselben Augenblicke schlug die Uhr eins. Am andern Morgen aber lagen auf dem Feuerherde lauter schöne blanke Dukaten.

Aehnlich ist die vom Soester Schatze von Simplicissimus (Ausgabe von v. Bülow I., 236) und Grimm (I., 235) mitgetheilte Sage. Eigenthümlich ist aber die Sage von den drei Enten auf dem Mühlenteiche zu Münster. Auf diesem Teiche erscheinen nämlich Nachts zwischen zwölf und eins drei Enten, ein Wick, eine schwarze und eine weiße. Die schwimmen dreimal um den Teich, und kommen sie an der Mühle vorbei, dann sprechen sie: „Gott, erlöse uns!" — Nach der Widmannschen Chronik hat Grimm (I., 254) eine Sage: „Geisterkirche," mitgetheilt, nach der in der Nacht vor dem Allenseelentage die Verstorbenen in der Kirche Gottesdienst halten. Der ganze Hergang ist zu trefflich und ausführlich erzählt, als daß ich eine kurze Mittheilung des Inhalts zu geben wagen möchte. Daß übrigens verstorbene Geistliche sich von Zeit zu Zeit wieder in der Kirche blicken lassen, ist ein allgemein verbreiteter Glaube, so daß mir zahllose Sagen darüber zu Ohren gekommen sind.

H. Boegekamp.

Gedicht und Gesicht.

(Schluß.)

Es ist Zeit, daß wir uns nunmehr nach andern Dichterköpfen umsehen, denn die zu betrachtende Reihe ist noch lang. Bei den andern können wir uns aber um so kürzer fassen, je ausführlicher die Beschreibung und Betrachtung der beiden Koryphäen gewesen ist; eine Hinweisung auf dieß und jenes bereits Erwähnte wird nun oft genügen.

Jean Paul ist der zunächst Genannte. Großer Humorist, liegt nicht dein ganzes Wesen auf deinem Gesichte offen vor uns? Wie viel Züge, wie viel Fältchen, worin der Humor Versteckens spielt, welche molluskenartige Weichheit des ganzen Gesichts, gleichsam die incarnirte Sentimentalität selber! Und doch daneben — darf man es so nennen? — wie viel Philisteriosität! Wahrlich, das Gesicht des Dichters des Siebenkäs hat etwas von einem Krämergesichte! — Verzeiht, ihr begeisterten Leser des edlen Mannes, diesen schnöden Vergleich; aber viel Unpoetisches, Rumpelkammerhaftes, bunt und geschmacklos durcheinander Gewürfeltes begegnet uns doch mitunter in seinen Schriften neben der tiefsten Gemüthlichkeit seiner Darstellungen. Und dieser geschmacklos bizarre Zug des Jean Paul'schen Wesens, der sich ja auch in den corrupten Namenerfindungen häufig zeigt, das ist es, was sich unseres Bedünkens auch im Gesichte unverkennbar ausspricht.

Sodann Herder — welcher Ernst, welche Milde zugleich liegt in diesem Gesichte! Die schön geschwungenen Augbrauen überschatten wie zwei Friedensbogen das Weisheit blickende Auge. Etwas Priesterliches freilich liegt in diesem Gesichte; aber der Priester ist ein Priester der Menschheit. Jene schaffende, geniale Kraft, die aus dem Goethe'schen Antlitz so olympisch uns entgegentritt, fehlt hier allerdings, auch das schwunghafte Dichterfeuer Schiller'scher Begeisterung leuchtet uns nicht entgegen; aber ein hoher, reiner Sinn blickt aus dem Auge, eine männlich sittliche Würde thront auf der Stirn.

Wie anders wieder Ludwig Tieck, der Gebieter im weiten Zauberreiche der Romantik! Liegt nicht etwas wie Mondschein über diesem Gesichte? Glänzen nicht namentlich die klaren, klugen Augen wie der romantische Schimmer einer „mondbeglänzten Zaubernacht?" Wir meinen, man müsse Gestalten der Tieck'schen Phantasusmährchen darin aufsteigen sehn. Sehr phantasiereich erscheint auch die hohe und breite Stirn. Was dem ganzen Tieck'schen Gesicht abgeht, ist eine gewisse Intensität und Kraft; es hat unendlich viel Weiches, fast Verschwimmendes; auch die Warze in der Mundgegend verstärkt diesen Charakter von Schlaffheit, wenn man's so nennen darf. Ist aber nicht eine gewisse nebulöse und mondscheinartige Zerflossenheit auch hin und wieder seinen Dichtungen, ganz besonders seiner Lyrik, eigen? Und tritt nicht ein Mangel an kernig mannhafter Gesinnungstüchtigkeit bei Tieck wie bei all seinen romantischen Kunstgenossen zu Tage?

Den Dichter, der die schwachgewordene Romantik mit neuem Lebenshauch beseelte, Ludwig Uhland, kann dieser Vorwurf nicht treffen, und eben weil er ihn nicht trifft, darum zeigt seine Romantik sich auch

Digitized by Google

als die einzig volksthümliche, die ein tüchtiges Lebenselement in ſich trägt. Das Geſicht Uhlands zeigt denn auch nichts von jener Weichheit, Schlaffheit oder Verſchwommenheit, vielmehr eher eine gewiſſe Starrheit und Schroffheit, die den verſchloſſenen Charakter andeutet. Aber zugleich, welche Sinnigkeit liegt in den feinen Zügen um Naſe und Mund! Da wohnt der feine Formenſinn, der aus den Liederromanzen, Gloſſen, Ottaven und Sonetten hervorblickt. Der epiſche Charakter der Uhland'ſchen Dichtungen zeigt ſich auf ſeiner Stirn. Wie ausgebildet erſcheinen hier Gegenſtands- und Thatſachenſinn, die das hiſtoriſche und faktiſche Material zu all den poetiſchen Erzählungen, Rhapſodien, Romanzen und Balladen aufzunehmen und feſtzuhalten hatten! Die Stirn Uhlands erſcheint uns noch objektiver als die Stirne Goethes, und unſeres Bedünkens verſteht Uhland faſt noch in höherem Grade als Goethe die Kunſt des Rhapſoden, die eigene Perſönlichkeit des Dichters ganz hinter die Darſtellung des Gedichteten zurücktreten zu laſſen.

Die Stirne Rückerts dagegen nähert ſich in etwas der Schiller'ſchen, und wir möchten ſie vorzugsweiſe eine ſubjektive nennen. Gegenſtands- und Thatſachenſinn ſind wenig ſichtbar, dagegen erſcheint der Gallſche Ortsſinn ſtark entwickelt und das Sprachvermögen, ſo wie beſonders die höhern Denkvermögen. Die Höhe des Scheitels an der Stelle, wo das Gallſche Organ der Theoſophie (ſpäter bloß Verehrung, Adoration genannt) liegen ſoll, möchte mit dem orientaliſch pantheiſtiſchen Hange Rückerts zur Gotterkenntniß in Einklang ſtehen; die Einwirkung der ſpekulativen Denkkräfte zeigt ſich unverkennbar in ſeinen Dichtungen, eben ſo das ſeltene Sprachtalent. Das ganze Rückert'ſche Geſicht zeigt unſeres Bedünkens eine ſeltſame Miſchung von Deutſchthum und Orientalismus. Die Naſe in ihrer feinen Bildung und Biegung, die Augen in ihrem tiefdunkeln Glanze, erinnern an den Orient; der Untertheil des Geſichts dagegen in ſeiner Starknochigkeit zeigt den deutſchen Recken, der auch in den ſtarken Dimenſionen des ganzen Körperbaus hervortritt. Man ſagt, dieſer große, ſtarkgebaute Mann habe eine ſehr dünne, ſchwache Stimme; auch das will uns charakteriſtiſch dünken: auch die Gedichte Rückerts, ſelbſt ſeine kraftvollſt gedachten und empfundenen, die geharniſchten Sonette z. B. haben, wenn man ſo ſagen mag, eine ſchwache Stimme, das heißt ſie tönen nicht voll aus in kräftigen Reimklängen, in gewaltig dröhnenden, klangreichen Worten, vielmehr hat der Reimklang meiſt etwas ſcharf ſpitziges oder holztrompetenartiges, ſtatt eines ehernen Schlachttrompetentones; die Aſſonanzen dringen zu wenig durch gegen die Alliterationen, die Vokale verſchwinden zu ſehr vor den Conſonanten.

Wir kommen zu Heine. Blickt nicht aus dieſen enggeſchlizten Augen ein poetiſcher Elfengeiſt und ein neckiſcher Kobold zugleich? Liegt nicht etwas poetiſch Träumeriſches und zugleich frivol Genußſüchtiges auf dieſem ganzen Geſichte? Iſt ſein Ausdruck nicht gleichſam eine Miſchung von Süß und Sauer, von Lachen und Weinen? Auf ältern Bildniſſen des jüngern Heine tritt dieß weniger, auf jüngern des ältern Heine mehr zu Tage. Die Stirn iſt überall bedeutend, namentlich breit in jener Gegend, wo Gall das Organ des Witzes gefunden haben will.

Wie nobel, faſt antik gebildet erſcheint das Platen'ſche Geſicht! Sind dieſe in ſich fertigen, ſo beſtimmt gezeichneten, ſchönen Geſichtslinien nicht dem feinen, griechiſchen Schönheits- und Formenſinn des Dichters analog? Nur will es ſcheinen, als ſey das Geſicht mehr ſchöne Form als Inhalt; ein gewiſſer Eindruck von Leere bleibt im Betrachter zurück, der an das ſcharfe, jedenfalls in ſeiner Schroffheit ungerechte Wort Immermanns erinnert: „Du biſt ein nüchterner, modeſter Junge!“

Männlicher Ernſt charakteriſirt Chamiſſos Geſicht. Die Züge haben etwas franzöſiſch Feines, doch iſt der Ernſt des Lebens und der Geſchichte darauf ausgeprägt, namentlich im Munde Jedem ſichtbar.

Freiligrath — hat das Geſicht des Wüſtendichters nicht in der That viel Südliches, Afrikaniſches? Dieſes Haar, dieſes dunkel glühende Auge, könnten ſie nicht aus der Wüſte ſtammen? Das neueſte Portrait Freiligraths zeigt dieſen Charakter weit weniger, ſcheint aber viel unnatürlicher und unähnlicher als das ältere, von Hübner gemalte. Die Stirn zeigt überall das Organ des Formenſinns und des Vergleichungsvermögens ſtark entwickelt — Geiſtesthätigkeiten, die an ſeinen Dichtungen den größten Antheil haben.

Welch einen feinen, zartorganiſirten Kopf zeigt das Portrait Lenaus! Wie ſinnend die ſchön gewölbte Stirn, wie tiefblickend und zart empfindend das ſeelenvolle Auge! Wie tief zu beklagen und doch wie begreiflich, daß ein dämoniſches Verhängniß dieſe edle Bildung ſo zerſtören mochte!

Carl Immermann dagegen — welch ein feſter, faſt harter und ſchroffer Mann neben dem ſchwindſüchtig ſchönen Lenau! Wie ernſt beſchatten die buſchigen Augbrauen das durchdringend blickende Auge! Es iſt viel Napoleoniſches in Immermanns Kopfe; auch in ſeinem Charakter war etwas der Art. In ſeiner Bühnenleitung war er Deſpot, Tyrann, und mußte es ſeyn, um das zu leiſten was er that.

Endlich Emanuel Geibel — ſieht er nicht aus wie ein Minneſänger, ein Troubadour? Und iſt er nicht in der That ein Epigone jener Provenzalen? iſt er nicht der ſpätgeborene Minſtrel des ſang- und klang- und liebeleeren neunzehnten Jahrhunderts?

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Die Communiſten und das Vaudeville.

Ein ſolcher Sonderling iſt noch jezt der mehrfach in den Zeitungen erwähnte Buchez-Hilton, welcher ein Engländer zu ſeyn ſcheint. Nach Einführung der Republik hatte er, wie man ſich aus den damaligen Berichten erinnern wird, eine Schenke eröffnet, und zugleich ein Tages- oder Wochenblatt angefangen, das den Conſumenten unentgeltlich in den Kauf gegeben wurde. Die Polizei zog ihn vor Gericht, nicht wegen dieſer Zeitung, von der vermuthlich keine vier Nummern erſchienen ſind, ſondern wegen eines Aushängeſchildes mit ſatiriſchen Bildern auf die Steuereinnehmer. Dieſen Herren war der ſonderbare Mann außerordentlich unhold. Sie wollten einmal die Perſonalſteuer bei ihm in Empfang nehmen, er aber erwiderte ihnen barſch: „Was wollt ihr von mir? ich bin ja in Paris gar nicht angeſiedelt, ſondern ein Fremder und Reiſender; ich habe keinen andern Aufenthalt als meinen Reiſewagen.“ In der That hatte er neben den champs élysées einen Schuppen gemiethet und in denſelben ſeinen Wagen geſchoben, in dem er Nachts ſchlief. Ob er noch auf dieſem Reiſefuße lebt, weiß ich nicht; ſeit einem Jahre iſt von dieſem Sonderling keine Rede mehr. Seit Februar 1848 hat man ſich genug über die politiſchen Narrheiten zu wundern gehabt und die fremden Sonderlinge darüber vergeſſen. Die Carrikaturenzeichner und die kleinen Theater machen ſich jezt, da die Erfinder jener politiſchen Seltſamkeiten nicht mehr zu fürchten ſind, unaufhörlich über ſie luſtig. Am glücklichſten in dieſem Fache iſt der Theaterdichter Clairville, der bereits ein halbes Dutzend Vaudevilles über die Einfälle der Socialiſten auf die Bühne gebracht hat. Sein lezteſ Stück heißt »les partageux« und wird im gymnase dramatique gegeben. Es ſchildert die Folgen der Gütertheilung. Ein Schäfer in einem Dorfe, wo die ſocialiſtiſchen Lehren Wurzel zu ſchlagen anfangen, iſt, da er nichts eigenes hat, der Gütertheilung ſehr hold; er verſammelt die Bauern um ſich und räth ihnen ihre Taſchen zu leeren und das Geld zuſammen zu werfen; er aber mit ſeinen leeren Taſchen hat nichts beizuſteuern. Als das Geld beiſammen iſt, zählt er die Anweſenden und nimmt ſeinen Antheil davon. Die Bauern wollen das nicht leiden, er aber beweiſt ihnen ſein Recht nach den Grundſäzen der république démocratique et sociale. Darauf macht man ſich an den Gutsherrn und fordert ihn zur Theilung auf. Dieſer leiſtet keinen Widerſtand, und ſo eignet ſich jeder Bauer des Dorfes einen Theil der Gehölze, Teiche, Aecker u. ſ. w. zu und denkt ſich denſelben zu Nuze zu machen. Aber nun erſcheint ein Trupp Bauern aus der Umgegend und macht dieſelben Grundſäze geltend; ſomit werden Gehölze, Teiche, Aecker in vier, in acht, in zwölf Theile getheilt. Es kommen wieder andere Güterliebhaber herbei, und da ſie eben ſo viel Anſprüche machen als die vorigen und eben ſo berechtigt ſind, ſo müſſen Unterabtheilungen gemacht werden; der Antheil eines jeden wird immer kleiner, und dem Beſizer eines dicken Holzklozes bleibt zulezt nur ein Splitter übrig, mit dem er nichts anfangen kann. Man lacht über das Reſultat, und das Publikum beklatſcht die Satire auf die Lehre von der Gütertheilung. Die Leute aber, welche dieſelbe allen Ernſtes in der Republik zur Ausführung bringen wollten, ſind troz des Mißlingens ihrer erſten Verſuche keineswegs entmuthigt. Einige derſelben ſind jezt flüchtig, andere ſind in ihre vorige Dunkelheit zurückgetreten, nachdem ſie eine Zeitlang das Staatsruder in Händen gehabt; alle aber hoffen noch immer auf günſtige Zeitumſtände, welche ihnen erlauben werden zur praktiſchen Ausführung ihrer Grundſäze zu ſchreiten.

(Schluß folgt.)

Aus Oberöſterreich, November.

(Fortſezung.)

Rückblick auf Frankfurt.

Das demokratiſche Element, faſt überall vorgeſchoben, war nur das Ferment in der allgemeinen Gährung, nur wichtig und gefährlich, wenn und wo ſich andere Urſachen daran lehnten und darauf ſtüzten, und ihm im gemeinſchaftlichen Zwecke an den mittlern und höhern Claſſen der Bevölkerung ein bereitwilliger Bundesgenoſſe erſtand. Gerade in Preußen, dort wo die andern Urſachen der Bewegung weniger klar und ſchwächer hervortreten, tritt dieſes Element am reinſten und ausgeprägteſten in den Vordergrund, aber auch dort nur von beziehungsweiſer und vorübergehender Bedeutung. — Die Märzrevolution in Oeſterreich war die ſchönſte, unblutigſte und durchgreifendſte, die vielleicht die Geſchichte kennt. Sie war die Revolution der Intelligenz unter allen Ständen und darin einzig, daß ſie, zunächſt gegen die Büreaukratie gerichtet, in dieſer ſelbſt wie bei allen Denkenden und Erleuchteten die wärmſten Anhänger fand. Da ſo viele, die der Reform hold, nichts deſtoweniger des Beiſpiels und der Conſequenz halber vor dem Worte Revolution eine Scheu tragen, ſo möchte ich ſie lieber Märzdurchfriſchung, Märzverjüngung nennen. Man glaubte an einen Auflöſungsprozeß. Die beiſpielloſe Rath- und Kopfloſigkeit, die den ſchönen Märztagen folgte, verſtärkte dieſen Glauben, und wirklich ſchienen auch die Wahlverwandtſchaftskräfte zu ſchlummern und man mußte zu dem mechaniſchen Bindemittel der Gewalt greifen. Aber jedem Umſchmelzungsprozeß geht eine Auflöſung zuvor und die innere Nothwendigkeit forderte dieſe nur zum Beginne, um mit jenem zu enden.

Unterdeſſen grub ſich die deutſche Langſamkeit und Gründlichkeit ihr eigenes Grab. Man duldete keine architektoniſche Ausnahme und Unregelmäßigkeit, man wollte einen ganzen, gleichförmigen, bis ins Kleinſte vollendeten Bau, vollendet bis auf die Ausſchmückung am Fries und den Geſimſen, und überſah und vergaß, daß ſchon die Fundamente auf dreifach verſchiedenen Hauptgrundlagen ruhten, daß die Revolution troz mancher äußerer Aehnlichkeiten überall ihre individuellen Gründe hatte und ihren eigenen Gang beobachtete, und daß in einer Zeit ſo großen Wechſels und ſo auffallender Erſcheinungen auch in den Wünſchen und Hoffnungen, Anſichten und Befürchtungen der Menſchen und in der Stellung der Regierungen in kurzer Zeit ſich vieles ändert, klärt und feſtigt. — Es brauchte keine Prophetengabe, um manches was kommen würde vorherzuſehen. Der Fehler wurde von vielen eingeſehen und manches pater peccavi im Stillen geſeufzt, aber zur deutſchen Gründlichkeit kam die deutſche Beharrlichkeit, die von dem Begonnenen nicht laſſen wollte.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 296. Dienſtag den 11. December 1849.

Was ich auch ins Auge faſſe
An dem ländlich heitern Hügel,
Hütten, Gärtchen und Geflügel —
Alles ſchmilzt in Sonnenmilde
Mir zu Einem Freudenbilde.

Carl Mayer.

Die freien Jäger.

Bruchſtück eines ſpäter erſcheinenden Romans von L. Schücking.

I.

Die Erzählung beginnt mit dem Sündenfall.

In dem offenen Thale, welches von der ſchwäbiſchen Rezat gebildet und von der großen Heerſtraße von Nürnberg nach Eichſtädt durchſchnitten wird, etwa in der Mitte zwiſchen dieſen beiden Städten, liegt ein nicht hoher, aber regelmäßig geformter Bergkegel, den ein altes und feſtes Burghaus krönt. Wenn man von Nürnberg her kommt, gewahrt man eine halbe Stunde vor der Poſtſtation Pleienfelden — des großen Wolfram von Eſchenbach einſtiger Beſitzung — einen Seitenweg, der linkshin abzweigt und in ſanfter Windung an der gebüſchbewachſenen ſüdlichen Seite des Berges emporführt; auf dieſem Pfade gelangt man ohne viel anſtrengendes Steigen nach kurzer Zeit an das Thor des alten, ehemals fürſtbiſchöflich Eichſtädtiſchen Schloſſes Sandſee.

Das Gebäude ſelbſt hat nicht viel, das beſondere Beachtung verdiente. Ein hoher runder Thurm, auf der Grundlage alter römiſcher Befeſtigungswerke erbaut, iſt der hervorragendſte Theil deſſelben. Er ſteht, wenn man den faſt runden Hof betritt, rechts in der Nähe des Burgthores. Der Hof ſelbſt iſt ſehr geräumig und wird von unregelmäßig ſich aneinander ſchließenden Bautheilen, theils zu Wohn-, theils zu Wirthſchaftsgelaſſen beſtimmt, umgeben. Außen laufen Befeſtigungsmauern und Gräben um das Ganze; aber dieſe Anlagen einer kriegeriſchen Zeit ſind nur noch harmloſe Erinnerungsſtücke; die Mauern von Sandſee ſind zerfallen und aus Gräben und Wallterraſſen ſind im Laufe der Zeit friedliche Obſt- und Gemüſegärten geworden.

Es war im Anfang des Monats Auguſt 1796. Eine heiße Nachmittagsſonne ſtand auf den, dem Süden zugewendeten rothen Ziegeldächern und Mauern von Sandſee und glühte durch das Weinlaub der Rebenſpaliere, welche den untern Theil des verwitterten Bauwerks bedeckten. An einer Stelle des Burggartens, wo dieſe Reben zu einer dichten Laube gezogen waren, hatte ſich ein junges Mädchen auf einen Gartenſtuhl geſtellt und pflückte mit erhobenen Armen, ſo hoch ſie reichen konnte, das Laub über ihrem Haupte ab, das, zu üppig geworden, die Traubenanſätze vor der reifenden Sonne verhüllte. Die feine ſchlanke Geſtalt im weißen Sommerkleide, die ſich auf den Zehen ſtreckte, während die entblößten Arme und Hände über den blonden Locken durch die grüne Blätterfülle ſchimmerten, in welcher ſie wühlten, hatte etwas unausſprechlich Anmuthiges. Sie ſah wie eine weiß und roſig ſchimmernde Blüthe aus, die ſich durch das dunkle Rebengrün flocht, und die allein in dem ſtillen Garten, allein mit den Sonnenſtrahlen, dem Duft der nahen Linden und dem leiſen Singen ſchwärmender Bienen Bewegung und Leben bekommen zu haben ſchien, das erſterben und erſtarren ſollte, ſobald ein menſchlicher Blick oder der Schall eines nahenden Fußes in den Kreis des heimlichen Treibens der Natur gebrochen wäre. Aber nur ein Paar lautzwitſchernder, vorwitziger Schwalben war in das kleine, ſorgfältig gepflegte Gartenneben unſerer Eva gedrungen

Digitized by Google

und ſchweifte lange über der Rebenlaube hin und her. Endlich ſezten, wie von der Hize überwältigt, auch die beiden ſchlanken Luftſchiffer ſich auf einen vorſpringenden Stein des alten Gemäuers und beobachteten von oben herab die Bewegungen des Mädchens, indem ſie ihr bald die rechte, bald die linke Seite des Köpfchens in raſchem Wechſel zuwandten, als ob ſie das linke Auge nicht eiferſüchtig werden laſſen wollten, wenn das rechte zu lange die hübſche Geſtalt anſehe.

Eva hielt in ihrer Beſchäftigung inne und ließ langſam die Arme niederſinken. Sie betrachtete die ſchnellen Bewegungen einer Eidechſe, welche aus einer Mauerritze geſchlüpft kam und eine Weile das Köpfchen mit dem fieberhaft keuchenden Unterkiefer zu ihr emporhob, dann aber, als ob ſie ſicher ſey, daß ſie nichts zu fürchten habe, unter dem Gartenſtuhl fortlief. Es iſt ein eigenthümlicher Inſtinkt in den Thieren, welcher ſie ſo ohne Scheu klaren und mit der Natur unentzweiten Menſchen ſich nähern läßt, im Gefühl, daß ſie nichts zu fürchten haben. Wie es Weſen gibt, denen Gewalt über die Thiere gegeben iſt, gleich jenem Thierbändiger, der als achtjähriger Knabe ſchon aus den Wäldern Mexikos ſich Wölfe und Schakals herbeiholte, oder den Whisperern der Bretagne, die wilde Hengſte durch ein Flüſtern zähmen, ſo gibt es andere, die von den Thieren geliebt, als reine Kinder der Natur gefühlt werden, denen die Schwalben ſich vor die Füße ſetzen und die Turteltauben im Walde über dem Haupte girren. Wir Andern haben ſo etwas freilich nie erfahren. Vor uns nimmt alles, „was da kreucht und fleucht," wo wir nur auftauchen, Reißaus und flüchtet ſich in tödtlicher Beſtürzung.

Eva ſprang leicht von ihrem Stuhle herunter. Ihr liebliches rundes Geſicht war hoch geröthet von der Anſtrengung der Arbeit in der Hize. Sie ſezte ſich in den Schatten der Laube nieder, und während ihre Hände ermüdet in den Schooß hinabglitten, blickte ſie ſinnend in die Ferne hinaus. Unten am Fuße des Schloßbergs lag ein kleines Thal, das von den wenigen Hütten eines Dörfchens, deren blank getünchte Lehmwände ſich hell in einem kleinen Weiher ſpiegelten, belebt war; drüben erhoben ſich Hügel an Hügel, welche mit mattem Wellenſchlag nach Oſten ſich erſtreckten, weit in die Oberpfalz hin. Sie waren bewaldet und das dunkle Tannengrün, welches die nächſte Halde bedeckte, glänzte mit weißlichem Schimmer durch die goldhelle Sommerluft.

(Fortſezung folgt.)

Skizzen aus Neuvorpommern.

I.

Schwanenjagd.

Der wilde oder Singſchwan, der ſich vom ſogenannten zahmen oder ſtummen Schwan durch etwas geringere Größe, durch den ſchwarzen Schnabel mit gelber Wachshaut ohne Höcker und durch den höchſt ſeltſamen Bau der Luftröhre unterſcheidet, kommt im Herbſt in zahlreichen Schaaren weither aus Norden auf die neuvorpommerſchen Binnengewäſſer. — Das Bruſtbein dieſes Schwans bildet eine hohle Kapſel, die zur Aufnahme eines beträchtlichen Theils der Luftröhre dient. Dieſe fällt gerade hinab in dieſe Höhlung, ſchlägt ſich dann um wie eine Trompete, wird durch einen Knorpel verengt und macht darauf eine zweite Beugung, um ſich in die Bruſthöhle zu ſenken. — Früher wurde ihm mehr nachgeſtellt als jezt, da Schwanenmuffe und Pelze, auch die friſirten Köpfe, welche eine beträchtliche Menge Puderquaſten erforderten, zu denen Schwanenfedern dienten, aus der Mode gekommen ſind. Vor Zeiten verſchaffte die Schwanenjagd den neuvorpommerſchen Förſtern einen beträchtlichen Nebenverdienſt. Die Schwanenfelle, ohne die Flügel, ſtanden gewöhnlich mit den Fuchsbälgen in gleichem Preiſe; die Schwungfedern waren ebenfalls ſehr geſucht. Das Fleiſch briet man, räucherte es oder ſalzte es ein. Die breiten Füße wurden ausgeſpannt und getrocknet für Liebhaber zu Leuchtern verarbeitet.

Muß ich nun Gaſtronomen gegenüber auch geſtehen, daß ein gebratener Schwan eben nicht zu den Delikateſſen erſten und zweiten Ranges gehört, ſo kann ich doch verſichern, daß ich eine kalte Scheibe davon, in Senft getaucht, ſehr ſchmackhaft gefunden habe. — Geſalzen oder geräuchert, zu braunem Kohl, ſoll das Fleiſch, vorzüglich eines jungen Schwans, ſogar trefflich ſchmecken. Da die Schwäne ſich großentheils von Waſſerpflanzen und Gewürmen, nicht aber, wie viele irrig glauben, von Fiſchen nähren, ſo hat das Fleiſch auch keinen thranartigen Geſchmack. Ueberhaupt kommt beim Federwildpret alles auf deſſen geſchickte und vorurtheilsfreie Zubereitung an.

Am Tage pflegen ſich die Schwäne von den Ufern fern zu halten und laſſen die Jäger dann ſelten in die Schußlinie kommen. In der Dämmerung aber kommen ſie näher, fliegen hin und her, oft ſehr niedrig über das Land weg, und können alsdann leichter beſchlichen und geſchoſſen werden. Frieren die Gewäſſer zu, ſo ziehen ſie ſich auf die hie und da noch offenen Stellen in dichte Haufen zuſammen. In der Nähe einer ſolchen erbaut ſich der Jäger eine Hütte von Reiſig, ladet ſein Gewehr mit Nummer Null und einigen Rehpoſten

Digitized by Google

und verfügt ſich etwas vor der Abenddämmerung in dieſen Hinterhalt.

Die ankommenden Schwäne fliegen erſt einigemale hin und her, werden nach und nach mit der Hütte bekannt und laſſen ſich endlich auf das Waſſer nieder. Hier läßt ſie der Jäger ein wenig ihr Weſen treiben, feuert dann unter ſie, verhält ſich aber nach dem Schuſſe ganz ruhig. Der ganze Trupp erhebt ein ängſtliches Geſchrei. Die nicht getroffenen Schwäne fliegen auf und werden oft, vorzüglich bei Nacht, ſo verwirrt, daß ſie ſogleich wieder auf das glatte Eis fallen, von welchem ſie ſich nicht wohl wieder erheben können. — Das Geſchrei der verwundeten Genoſſen lockt ſie nach einiger Zeit wieder heran, ſie rutſchen auf dem Eiſe fort, um in's Waſſer zu kommen, und werden ſofort mit einem zweiten Schuſſe begrüßt. Das Geſchrei und die Verwirrung werden größer, und ſo kommt der Jäger oft noch ein- oder zweimal zum Schuß, ehe der Reſt ganz davonzieht. — Daß Mondſchein zu dieſen nächtlichen Jagden ſehr erwünſcht ſey, iſt leicht begreiflich, doch wird es auf dem Eiſe ſelten ſo dunkel, daß man die großen weißen Thiere nicht ſehen und richtig auf ſie zielen könnte.

Der Jäger ſchlüpft endlich aus ſeinem Hinterhalte hervor, beſteigt eine ſogenannte Blockpolte (einen kleinen Kahn), die er zu dem Ende Tags zuvor nach der offenen Stelle durcheiſen, oder, wenn das Eis ſtark genug iſt, hinziehen laſſen, bemächtigt ſich ſeiner, oft reichlichen Beute, packt ſie auf einen kleinen Ziehſchlitten und eilt damit fröhlichen Sinns, obgleich weidlich durchgefroren, nach Hauſe.

Eine zweite Art der Schwanenjagd iſt noch weit einträglicher, aber nur ſelten ausführbar, denn unumgänglich iſt, daß der erſte Froſt bei ganz ruhigem Wetter eingetreten und das Gewäſſer nur mit einer dünnen Eisrinde belegt ſey. Iſt dieß der Fall, ſo pflegen ſich die Schwäne in dichte Haufen zuſammen zu drängen, um durch Hin- und Herſchwimmen das Waſſer offen zu erhalten. Dieß iſt für die Anwohner des Strandes Aufforderung genug, ein förmliches Treibjagen auf ſie anzuſtellen.

Mehrere bemannte Blockpolten werden mit leichter Mühe, bis zu der Stelle, wo die Schwäne ſitzen, durchgeeist. Die Vögel ziehen ſich allmählig vor den herankommenden Polten in einen Winkel der offenen Stelle zuſammen und wollen auffliegen; aber zu ihrem Unheil iſt das ominöſe Zuſpät bereits eingetreten, denn bekanntlich müſſen ſie erſt einigemal mit den Flügeln auf das Waſſer klatſchen und es mit den Füßen treten, ehe ſie ſich völlig erheben können. Jezt aber, da ſie kein offenes Waſſer, ſondern ſchwaches Eis unter ſich haben, durchbrechen ſie dieſes mit jedem Flügelſchlage, werden hiedurch am Emporſchwingen verhindert und fallen nach vielen vergeblichen Anſtrengungen in's Eis. Sitzen ſie nun alle darin, ſo müſſen die Polten ſo manövriren, daß die Schwäne umringt und immer dichter zuſammengedrängt werden. Wird dieſe Vorſicht nicht beobachtet und der Angriff nur von Einer Seite gemacht, ſo kann es ſich leicht ereignen, daß ſich die Schwäne immer vor den Kähnen wegeiſen, bis ſie endlich das Land erreichen und dann ohne Hinderniß auffliegen. Sind ſie aber gehörig eingepfercht, ſo wird ein Hagel von Knitteln unter ſie geworfen, oder man ſchlägt ſie mit langen Bootsſtangen todt. Oft entrinnen kaum einige wenige der furchtbaren Totalniederlage, und von dem Spektakel einer ſolchen Schwanenjagd macht ſich nur der einen Begriff, der ihn zu hören Gelegenheit hatte.

Frieren bei anhaltendem Froſte die Gewäſſer ganz zu, ſo ziehen die Schwäne von den neuvorpommerſchen Geſtaden weiter nach Weſten und Süden. Manche müſſen ſich jedoch nicht weit entfernen, ſonſt fände man nicht, ſobald Thauwetter eintritt und die Gewäſſer an einigen Stellen wieder frei werden, auch ſogleich die alten Bekannten wieder, wenn gleich nicht in ſolcher Menge wie im Herbſt und Lenz. Irrigerweiſe halten viele unſerer Landsleute die Rückkehr der Schwäne bei Thauwetter für ein Zeichen des ſchon ganz beendigten Winters. Höchſtens prophezeihen ſie anhaltende milde Witterung, und es iſt ein ſehr gewöhnlicher Fall, daß die Schwäne durch einen wiederholten heftigen Froſt zu einem zweiten Wegzuge gezwungen werden. Neuvorpommerns Küſten haben untrüglichere Wetterpropheten an den ſogenannten Dückern oder Tauchenten. Die in Neuvorpommern bekannteſte und gemeinſte Art derſelben iſt Mergus serratus, der Meerrachen (langſchnäblige Säger). Sobald dieſe Waſſervögel nach eingetretenem Thauwetter ſich wieder zeigen, kann man mit der größten Beſtimmtheit darauf rechnen, daß es nicht mehr hart und anhaltend frieren werde.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Oberöſterreich, November.

(Fortſetzung.)

Rückblicke auf Frankfurt.

Wie prangte alles ſo ſchön im Mai des vorigen Jahres von Blüthen und Hoffnungen, als es ſich allenthalben wimmelte von Wallfahrern zur Paulskirche, als man die Donau hinaufſchwamm und den Rhein herab und auf dem Netz der Eiſenbahnen ſich begegnete und überall in unklarer, aber aufrichtiger Begeiſterung der Ruf erſcholl: das ganze Deutſchland ſoll es ſeyn! Freilich gab es bereits Hintergedanken, aber wer

Digitized by Google

hätte ſich damals mit ihnen hervorgewagt? Alles glich einer bewegten allgemeinen Fluthenſchwellung, deren Niederſchlag die ſichere und großartige Umgeſtaltung bringen mußte. — Der achtzehnte Mai erſchien, der Fünfzigerausſchuß hatte am Vorabend unter Donner und Blitz ſeine Wirkſamkeit geendet, die Verſammlung zog vom Römer nach der Paulskirche. Aber ach! ſchon am erſten Tage, zur übeln Vorbedeutung, ſtatt erhebender Feier Lärm und wüſte Unordnung und ein trüber Einblick in die ſchlummernden Leidenſchaften! Der Nimbus vieler Perſönlichkeiten und Thatſachen ſchwand in raſcher Folge, die Enttäuſchungen begannen nach der Reihe, aber mit ihnen die politiſche Lehre.

Das Schickſal theilt ſich allenthalben im Leben der Menſchen und Völker in ein unvermeidliches und ein ſelbſtgemachtes; zwiſchen inne zittert der dünne Faden menſchlicher Freiheit; eines oder das andere überwiegt, hier aber, ſo glaube ich zu gründlichem Troſte, war des Unvermeidlichen mehr in der Wagſchale. Man ſage nicht, es wäre anders gegangen, wenn an dieſen oder jenen Antrag ein Mehr oder Weniger von Stimmen ſich angeſchloſſen; des Doktrinarismus, der unleugbare, vielbedeutſame Fingerzeige verſchmähend, von der engen Formel ſeiner Beweiſe aus a + b ſich nicht erheben kann, hätten wir, dächte ich, genug gehabt. Liegt doch jezt, wenn wir in der Erinnerung blättern, faſt eine wehmüthige Ironie in jenem Glauben an die eigene Allmacht, in den ſich die Verſammlung wie in eine Toga hüllte, ohne im Stande zu ſeyn, damit vor fremden Augen ihre Blößen zu decken und vor den Unbilden der Witterung ſich zu ſchützen. Welche Spannung der Debatte, welches ängſtliche Zählen, Haſchen, Zuſammentreiben der Stimmen, welche kriegskünſtleriſchen Schwenkungen in den Clubs, welche Erbitterung der Verhandlung, welche Befehdung der Leidenſchaften! Als die Wünſche der Erbkaiſerlichen das erſtemal nach dem Welcker'ſchen Beſchleunigungsantrag an einigen Stimmen ſcheiterten, welche hochnothpeinlichen Anklagen und Verwünſchungen der Gegner wurden da laut! Bald darauf ſiegten die Erbkaiſerlichen — und wo ſind ſie jezt? was haben ſie erreicht? woran ſtehen wir? — Und dennoch war die Verſammlung ſo reich an herrlichen erhebenden Momenten, an Momenten, die wie immergrünes Laub den Baum der Erinnerung ſchmücken, niemals von ihm verwehen können! Welcher Aufwand an Geiſt und Talent von den erſten Flitterwochen an, da man in hundert fremdartigen Nebendingen Zeit und Kraft verſplitterte, aber die Aufmerkſamkeit auf bekannte und neue Namen, friſcher Glaube, allgemeinſte Theilnahme auch Nebenverhandlungen jungen Reiz verlieh, von dieſen erſten Frühlingswochen der Verſammlung bis zu ihren lezten Anſtrengungen, ehe ſie auf kläglichen Abwegen den lezten Schimmer ihrer Würde einbüßte! Wie oft entfaltete ſich vor uns der vollſte Zauber der Rede, geſtüzt und gehoben von der Erregung des Augenblicks und durch die Draperie eines gedrängten, ſchweigſam und lautlos aufhorchenden Publikums!

(Fortſezung folgt.)

Paris, November.

(Schluß.)

Theater. — Wintergarten. — Deportation.

Die große Oper kündigt bereits ihre Bälle an, welche in der Mitte des künftigen Monats beginnen ſollen. Während ſie aber daran denkt, den Pariſern zum Tanze aufzuſpielen, ſoll es mit ihren Finanzen nicht zum beſten ſtehen. Vergebens führt ſie Meyerbeers Propheten und das Feenballet auf, mit dem ſie das Publikum bezaubert, vergebens iſt ihr von der Regierung Geld vorgeſchoſſen worden; die im vorigen Jahre durch die Revolution geriſſene Lücke in der Einnahme war wohl zu bedeutend, als daß ſie auszufüllen wäre, und es iſt abermals von einer Unterſtüzung die Rede. Die italieniſche Oper hält ſich ohne Subvention, bloß durch Subſcriptionen reicher Muſikliebhaber fort bis zum Ende der Saiſon. Sie hat weder Mario noch Mlle. Griſi; aber einige andere aus der alten Truppe ſind ihr treu geblieben, und da der Direktor Ronconi und ſeine Frau ebenfalls ſingen, ſo ſparen ſie den Gehalt zweier Sänger. Aeußerſt thätig iſt das Operettentheater, das jezt auch eines der beſuchteſten iſt. Man hatte ihm einen Nebenbuhler aufgedrungen, welcher ſich Opera bouffa français betitelte; derſelbe konnte ſich aber kaum zwei Monate halten. Vorläufig verlangen nun die Tageblätter nicht mehr die Errichtung einer zweiten Operettenbühne; iſt aber einmal der Sturz der Opera bouffa français wieder vergeſſen, ſo fängt ſicher wieder irgend ein Blatt an zu wiederholen, daß ein zweites Operettentheater ein unentbehrliches Ding für Paris ſey, damit die vielen jungen Tonſezer Gelegenheit bekommen ſich dem Publikum bekannt zu machen. — Der ſogenannte Wintergarten wird jezt wieder ſtark beſucht. Die Unternehmer haben bisher keine glänzenden Geſchäfte gemacht; man kann jedoch nicht läugnen, daß es für eine große Hauptſtadt eine vortreffliche Anſtalt iſt, wenn man Winters in warmer Luft unter ſchönen Gewächſen luſtwandeln und ſich gleichſam in ein ſüdlicheres Land verſezen kann. Dazu kommt, daß die Unternehmer Concerte geben, ſo daß hier mehrere Sinne zugleich ſehr angenehme Eindrücke erhalten. Die ſchöne Welt fährt in gut verſchloſſenen Equipagen hin, luſtwandelt eine Zeitlang unter tropiſchen Stauden und Gebüſchen, hört Muſik in einem ganz warmen Garten, und kehrt wieder heim, ohne daß ſie vom Winter etwas empfunden hätte, als was ſie durchs Fenſter erblickt hat. Freilich geht der Winter nicht für alle Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft ſo ſanft vorüber; das Elend iſt leider groß in den arbeitenden Ständen. Die Maires der zwölf Arrondiſſements fordern daher die Bewohner zur Wohlthätigkeit auf, und die Geſezgebung wird ebenfalls daran denken müſſen, das große Elend zu mildern, beſonders in den Stadttheilen, wo die meiſten Armen wohnen, und wo daher auch der Aufruhr am leichteſten zündet, wenn ein Funke dahin fällt. Geſtohlen und geraubt wird natürlich mehr als je. — Die verſchiedenen Regierungen, welche auf einander gefolgt ſind, verdienen ernſte Vorwürfe darüber, daß ſie noch immer keinen Verbannungs- oder Deportationsort für Sträflinge ausgemittelt und eingerichtet haben. Erſt jezt ſchlägt die Regierung die Inſel Mayotte an der afrikaniſchen Küſte und die Marquiſeninſeln im Südmeere zu dieſem Behufe vor; man muß nun warten, bis die geſezgebende Verſammlung darüber entſcheidet. Unterdeſſen bleiben die zu Bourges, zu Verſailles und anderswo zur Deportation verurtheilten Inſurgenten im Gefängniße; und bricht einmal wieder ein Aufruhr aus, oder will ein Staatsoberhaupt ſich durch eine Amneſtie beliebt machen, ſo ſind alle dieſe Verwegenen ſogleich bereit, ihre alte Rolle von neuem zu ſpielen. Die Leute von der rothen Partei ſchimpfen daher auch gewaltig auf das Projekt der Deportation nach der Inſel Mayotte und den Marqueſas, und ſie rufen: lieber das Schaffot! Es iſt ihnen aber wohl nicht Ernſt damit. Das Schaffot als Strafe für politiſche Vergehen iſt allgemein verhaßt, und die Rothen ſelbſt haben im vorigen Jahre nach Einführung der Republik nichts eiligeres zu thun gehabt, als die Todesſtrafe für ſolche Vergehen abzuſchaffen. Keine Partei in Frankreich iſt auch Willens, ſie wieder einzuführen. Aber die Leute, die ſich nach Ruhe und Friede ſehnen, ſähen es ſehr gern, wenn man Mittel fände, die beſtändigen Aufhezer des Pöbels ſo weit zu entfernen, daß das Vaterland nichts mehr von ihnen zu befürchten hätte. Dz.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 297. Mittwoch den 12. December 1849.

Leider raubt entweder der Staat oder die Wiſſenſchaft dem Vater die Kinder über die Hälfte; die Erziehung der Meiſten iſt nur ein Syſtem von Regeln, ſich das Kind ein paar Schreibtiſche weit vom Leibe zu halten und es mehr für ihre Ruhe als für ſeine Kraft zu formen; höchſtens wöchentlich einigemale ihm unter dem Sturmwinde des Zornes ſo viel Mehl der Lehren zuzumeſſen, als er verſtänden kann. Aber ich möchte die Geſchäftsmänner fragen, welche Bildung der Seelen mehr auf der Stelle erfreuend belohne, als die der unſchuldigen, die dem Roſenholze ähnlich ſind, das Blumenduft ausſtreuet, wie man es formt und zimmert?

Jean Paul.

Aus der Kinderſtube.

Der Schriftſteller, aus dem die oben ſtehenden Worte genommen ſind, ſagt: „Ein Tagebuch über ein gewöhnliches Kind wäre beſſer, als Ein Buch über Kinder von einem gewöhnlichen Verfaſſer," und wiederum: „Blumenkatalogen von Kinderſeelen kann man nicht zu viele bekommen. — Das Beſte wäre, daß ein Vater auf Gerathewohl Ernteregiſter der Entwicklungen ſeiner Kinder hielte." Eine ſolche Mahnung ließ ein Vater, der auf Kinderſegen nahezu ſo lange hatte warten müſſen, als ſeiner Zeit der Altvater Jakob auf den Beſitz ſeiner Rahel, ſich nicht umſonſt geſagt ſeyn. Nachfolgende Mittheilungen ſollen deſſen Zeugniß geben. Wenn derſelbe anders ſich nicht ganz täuſcht, muß ein Blick in ein ſolches Kinderſeelenregiſter und in dieſe kleine Weltkunde denn doch für dieſen oder jenen Leſer, oder wenigſtens für manche Leſerin, ſchon von Seite der Unterhaltung betrachtet, etwas Anziehendes haben, wäre es auch nur deßhalb, weil dieſe Welt für Viele eine fremde Welt iſt. Und was ſo aus dem Grünen geſchnitten iſt, dürfte wohl für unſer gealtertes Zeitgeſchlecht mehrfache Erfriſchung bieten. Wer noch nicht gelernt hat, Poeſie nur da zu ſuchen, wo er Reimen und Versgliedern begegnet, wird nicht ohne Genuß mit uns die Wanderung durch dieſen jungen Blüthenwald antreten.

Doch wahrlich, ich käme mir wie ein Verräther am Heiligthum meines Hauſes vor, wenn ich mich erfrechte, dieſe Blätter meiner häuslichen Jahrbücher zu einer bloßen Unterhaltungsgabe zu verwenden. Unverholen ſey es bekannt, ſelbſt auf die Gefahr hin, durch Merkenlaſſen der Abſicht zu verſtimmen und ein paar Dutzend Leſer einzubüßen: ich möchte damit noch einem andern Zwecke dienen. Daß nicht das lezte Heilmittel für unſere kranke Zeit eine wohlbedachte Erziehung des nachwachſenden Geſchlechtes ſey, hat auch ein Mazzini uns unlängſt in dieſen Blättern zugerufen. In dieſen Mahnruf ſtimmen Viele von ganz andern Seiten mit ein, und ſo gut als vor vierzig Jahren ergeht heute die Frage: „Was jetzo der fallenden Welt — unter ſo vielen Ruinen des Edelſten — noch übrig bleibe, als Kinder, die Reinen, noch von keiner Zeit und Stadt Verfälſchten?" und die Aufforderung, zu bedenken, „daß allen Völkern der Erde, ſogar den knechtiſchen, geſchweige freieren, die Kinderſtube der Erziehung als ein Sonnenlehen und eine Freiſtadt der Freiheit blieb, von Zeit und Verhältniß unerobert. Unter allen geheimen Geſellſchaften und Clubs, welche der Staat oft in bedenklichen Zeiten unterſagt, werden doch die Familienclubs von ſo vielen Kindern, als man taufen ließ, unbedenklich geduldet. So laßt uns denn mit dem kurzen Kinderarm, d. h. mit dem langen Hebelarm der Zukunft bauen nnd bewegen und unverdroſſen und tapfer das Gute der Zeit erhöhen helfen und das Schlechte unterhöhlen!"

Dieß alſo iſt die Abſicht, welche dieſen Mittheilungen mit zu Grunde liegt. Ob dieſelbe wohl eher erreicht werde durch das, was dem Kinderleben abgelauſcht, unvermittelt Erlebtes wiedergibt und durch ſich ſelbſt reizen und locken möchte — einen Vater, eine Mutter, einen ſonſtigen Erzieher, meine ich — daß ſie achtſamer werden nicht ſowohl auf die Laſt und den Verdruß, als auf die Luſt und den Genuß, welchen die Welt der Kleinen für die Großen in ſich

Digitized by Google

ſchließt, oder aber durch die eingeſtreuten Bemerkungen, die größtentheils aus mütterlichem Herzen und Munde ſtammen, darüber mögen Andere entſcheiden. Beides tritt in bunter Reihe auf, wie es die Tage und wohl auch Nächte der Erfahrung an die Hand gaben. Es kann und ſoll hier nichts Anderes geboten werden, als Bilder, auch wohl nur Schattenriſſe, ſchlicht und unmittelbar der Natur, einem Kinderkreiſe von drei Knaben und einem Mädchen nachgezeichnet, in Verbindung mit betrachtenden Zwiſchenbemerkungen, wie ſie als natürliche Folgerungen aus dem Erlebten jedesmal herausgewachſen ſind. Hiemit ſchließen ſich die nachfolgenden Blätter gewiſſermaßen an das „liebliche Buch der Kindheit“ an, womit Goltz die erziehende Leſewelt erfreut hat, nur mit dem Unterſchied, daß dort ein Erwachſener über die Welt ſeiner Kindheit, in die er mit zartem Sinn zurückſchaut, Bericht erſtattet, hier aber noch unmittelbarer aus der Quelle ſelbſt geſchöpft und über das, was eine Kinderſchaar an ſich wahrzunehmen gab, Buch geführt wird.

1.

Der Erſtgeborene — er ſoll Heinrich heißen — gab die erſten Zeichen, daß er beſtimmt ſey ein menſchliches Weſen zu werden, indem er am Ende ſeiner zweiten Lebenswoche die Mutter zum erſtenmal anlächelte und in der fünften Woche zu „krägeln“ begann, welch leztere Thätigkeit ſich nunmehr in ſeinem ſiebten Jahre zu vielfachem „Kragelen“ entwickelt hat. Dazumal aber war es die erſte Uebung der Sprachfähigkeit, die ſich von da an das ganze erſte Jahr fortſezte. Uebrigens ließ ſich eine zweite Stufe dieſer Uebung am Anfang des zweiten Studienſemeſters wahrnehmen. Von dieſer Zeit an unterhielt ſich das Kind oft und viel halbe Stunden lang damit, alle möglichen artikulirten Sprachlaute hervorzubringen und ſein Schnäbelein hiefür zu probiren, Alles aber noch rein unwillkürlich. Dieß der erſte eigentliche Sprachcurs der Natur. Will daraus dieſer oder jener Sprachlehrer ſich einen Beweis für Hamilton oder Jacotot hernehmen, ſo mag es ihm unbenommen bleiben. Die erſte willkürliche Thätigkeit des eigenen geiſtigen Lebens aber zeigte ſich im neunten Monat, indem das Kind anfing, durch Schütteln des Kopfs zu verneinen und zurückzuweiſen, was ihm nicht genehm war. Auch ließ es jezt allgemach merken, daß es nicht bloß die Perſonen der Umgebung, ſondern auch die Bilder des Zimmers kenne.

Vor Abſchluß des erſten Jahres mußte H., durch die Kuhpockenimpfung angegriffen und durch das Zahngeſchäft ſtark in Anſpruch genommen, auf den Rath des Arztes vor den in der Nähe ausgebrochenen Maſern durch Entfernung aus dem Heimathhaus geſichert werden. Die einige Meilen entfernte Großmutter nahm den jungen Flüchtling auf. Morgens nach der Abreiſe ſagte die Mutter beim Blick auf die leere Bettſtätte des Kindes: „ich weiß nicht, wie mir iſt, ich fühle mich ſo unbehaglich frei,“ eine Aeußerung, die den wohlweiſen Hausherrn zu der moraliſirenden Bemerkung veranlaßte: „ſo ſollte es überhaupt in der Welt ſtehen, es ſollte Jeder Etwas von dieſer unbehaglichen Freiheit verſpüren, der ſeiner Pflichten in irgend einer Weiſe ſich entledigt glaubt oder ſelber ſich entledigt, der ſich von ſeinem Gott losreißt und der vermeintlichen Freiheit der Sünde nachgeht.“

Sprachverſuche mit eigener Willkür wurden im erſten Jahre kaum einige merkliche angeſtellt, noch weniger waren die Beine zum Gehen erſtarkt. — Wie ſehr das Kind im erſten Jahre noch ganz in und mit der Mutter lebt, wie der Fiſch im Waſſer, davon möchte auch das ein Beweis ſeyn, daß es viel früher andere Perſonen, auch den Vater, zu unterſcheiden und zu erkennen ſcheint, als die Mutter. Wenn man es fragt: wo iſt der Vater? ſo ſieht es nach ihm, fragt man aber: wo iſt die Mutter? ſo verſteht es anfangs lange die Frage gar nicht.

(Fortſezung folgt.)

Die freien Jäger.

(Fortſezung.)

Es lag tiefer Ernſt in den Zügen des jungen Mädchens. Und wie ſollte es auch nicht? Eva war achtzehn Jahre alt und hatte einen Anbeter, einen Freier, was ja eine außerordentlich ernſte Sache in ſolchem Alter iſt. Einen Freier — ja ſo ſagten wenigſtens alle, die im Schloſſe wohnten, von der ſtattlichen Frau des Amtmanns bis auf die Knechte und die Mägde hinab. Aber wie die Menſchen ſind! Spricht ein junger Mann freundlich mit einem hübſchen Mädchen, gleich ſind ihre widerwärtigen, zudringlichen und unausſprechlich unangenehmen Vermuthungen da. Der, mit dem Eva geneckt wurde, kam ja nicht ihret-, ſondern nur ihres Vaters wegen, deſſen Unterhaltung ihn anzog und deſſen Sammlungen ihm Theilnahme einflößten; und wenn er gegen Eva freundlich war, ſo war er es ja gegen alle andere Menſchen auch. Und doch — zu denken gab es doch, daß die Leute ſo allgemein es ſagten und daß der junge Mann ſeine Beſuche auf Sandſee nicht einſtellte, obwohl er es doch ſelbſt gehört haben mußte.

Eva hatte ſchon ſeit Wochen ſich mit tiefem Nachſinnen über all die ſchwierigen und ſchlimmen Fragen

Digitized by Google

gequält, die bei solch einer Angelegenheit im Gemüth eines jungen Mädchens aufsteigen. Seit ein paar Tagen aber wälzte sie unter ihrer schmalen und schön gerundeten Stirn einen großen Plan umher, um einmal sicher dahinter zu kommen, ob ihr hübsches blühendes Gesicht, oder ihres Vaters alte gelbe Pergamenthäute des in Frage stehenden jungen Mannes eigentlicher Magnet seyen. — Anfangs hatte sie vorgehabt, ihren Vater dabei vorzuschieben; aber leider war der der allerlezte, der sich bei Herzensangelegenheiten passend verwenden ließ, und so mußte sich Eva denn schweren Muthes entschließen, selbst zu reden und die kleine List auszuspielen, welche ihr Klarheit verschaffen sollte, ob sie länger ohne Gefahr, unsäglich unglücklich zu werden, Reden lauschen und Eindrücken sich hingeben dürfe, welche ihr Herz erfüllten und ihren Kopf einnahmen.

Während sie so dasaß und ihren ängstlichen Gedanken nachhing, ertönte plötzlich von jenseits des Thales, von der tannenbewachsenen Berghalde her, ein Schuß. Ein leichter blauer Rauch kräuselte sich über den Baumzweigen empor. Gleich darauf nahm Eva eine Taube wahr, welche sich heftig in der Luft umtummelte und dann gelähmten, immer tiefer der Erde zusinkenden Flügels herankam. Sie war augenscheinlich getroffen und schien ihre lezte Kraft anzustrengen, um die Schloßhöhe zu erreichen. Aber sie vermochte nicht mehr sich auf die Dächer des Gebäudes oder zu dem Schlage im runden Thurm aufzuschwingen; sie fiel endlich mit ausgestreckten Schwingen im Burggarten nieder und verkroch sich unweit von Eva unter einem Erbsenbeete. Eva erhaschte nach einiger Anstrengung das blutende, flatternde Thier. Sie nahm es zu sich und drückte es mitleidig an ihre Brust; es war eine von den schönen türkischen Tauben, schwarz mit rothen Streifen über den runden schwarzrothgoldnen Augen, welche seit einiger Zeit der Amtmann von Sandsee hielt und mit besonderer Sorgfalt pflegte.

Als Eva das verwundete Thier an sich drückte, streckte dieses mit dem Tode kämpfend die Fittiche auseinander und Eva sah nun, daß die Taube einen kleinen Streifen Papier unter dem rechten Flügel befestigt trug. Sie löste ihn ab. Der Zettel war beschrieben, aber in lateinischer Sprache, und so blieb der Inhalt dem Mädchen ein Geheimniß. Ihre erste Regung war, das sterbende Thier und die Botschaft, die es trug, dem Amtmann zu bringen; aber kaum hatte sie einige Schritte gemacht, als sie nachdenkend stehen blieb.

Drüben aus dem Schattendunkel der Tannen trat der Schütze, ein junger Jäger, den Eva nur zu gut erkannte; er war der Schuldige, und der Amtmann war ein jähzorniger Mann, der sich seine Lieblingstauben sicherlich nicht ruhig und ohne Weiteres todt schießen ließ. Eva fürchtete eine Scene zwischen den beiden Männern, die leicht so heftig werden konnte, daß sie den Jäger veranlaßte, nie wieder zu kehren nach Sandsee. Sie beschloß zu warten, bis sie mit dem leztern, der seine Schritte dem Schloßberge zu lenkte, gesprochen und Rath gepflogen, ehe sie die Veranlassung zu einem Auftritt wurde, der den jungen Mann vielleicht zu etwas treibe, was vorderhand durchaus nicht in Eva's Wünschen lag.

Sie zog sich wieder in den Schatten der Laube zurück; ihr Herz pochte, während sie so wartend dasaß. Nach kurzer Zeit hörte sie draußen jenseits der Gartenmauer die Schritte eines langsam Steigenden im Wegsande knirschen. Sie sprang auf, stellte sich an eine der Lücken, welche die Zeit in die Gartenmauer gerissen, und rief dem unten Herankommenden zu, indem sie die Taube über seinem Haupte ausgestreckt hielt: „Da sehen Sie, was Sie gethan haben!“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Der Garret-Master.

Was ist ein Garret-Master? Dachstuben-Meister würde das Wort, nicht den Sinn verdeutschen und ein lezteren erschöpfender deutscher Ausdruck fehlt mir. Auch sind die Garret-Masters keine eigene Arbeiterklasse in London, sondern solche Arbeiter, welche zu keiner Klasse gehören. Der Garret-Master vereinigt in seiner Person den Handwerker und Fabrikanten, den Kaufmann und den Tagelöhner, er ist Groß- und Kleinhändler, je nach Umständen. Aber an einer die Handelswelt erschütternden Uebertreibung des Kreditsystems hat er keine Schuld: selten daß er, noch seltener daß ihm jemand Kredit gibt Er „macht“ in jedem Zunftartikel, fertigt Alles, was bei ihm bestellt wird und wozu er sich einiges Geschick zutraut. Es scheint, um

Digitized by Google

einen Garret-Master hervorzubringen, muß Zweierlei zusammentreffen: erstens die Befähigung zu einem Handwerke, dessen Betreibung wenig Kapital erfordert, und zweitens die Abgeneigtheit, bei einem Meister als Geselle zu arbeiten. Letztere kann ihren Grund eben so gut in einer Unlust sich unterzuordnen oder einer Vorliebe zum Faullenzen haben, als im Verlangen nach Unabhängigkeit oder einem Mangel an den im Durchschnitt nöthigen Kenntnissen. Sey jedoch der Grund welcher er wolle, Gewinnsucht ist es schwerlich, denn trügen nicht alle Zeichen der persönlichen Erscheinung und der Häuslichkeit eines Dachstuben-Meisters, so steht sein Verdienst hinter dem eines tüchtigen Gesellen weit zurück. Damit soll die Möglichkeit von Ausnahmen nicht in Abrede gestellt seyn. Es gibt deren hoffentlich, nur werfen sie in keinem Fall die Regel um. — Jeder achtsame Londoner Straßengänger muß unter der ungeheuern Masse Sachen vor und in den die Straßen und Plätze säumenden Kaufläden eine Menge Dinge bemerken, welche streng genommen nicht das Produkt einer einzigen Handwerkerzunft sind, das Produkt mehrerer wegen der niedrigen Preise nicht seyn können und bei genauer Betrachtung sich als schlechte Arbeit ausweisen, als Waare, die unter hübscher Form und Uebertünchung Mängel verbirgt und durch unglaubliche Wohlfeilheit zum Kaufen locken soll. Dahin gehören Bilderrahmen mit Pfefferkuchenvergoldung, Schränkchen von Cedernholz und kleine Kommoden von Mahagoni, für Hausgeräth zu klein, für Spielzeug zu groß, Stühle so leicht und niedlich, daß man nicht wagt sich darauf zu setzen, und auch klug thut es zu unterlassen, Spiegel von allen Größen, die das Gesicht nach allen Richtungen verzerren, Pantoffeln, die kneipen, und Ueberschuhe, die auseinander gehen, Schleifsteine von jeder Steinart, Damenbreter, Domino- und Schachspiele zu jedem Preise, Nähkästchen, Arbeitstische, Schreib- und Notenpulte, fein lakirt, aber schlecht gefugt und von grünem Holze, Messer und Scheeren, die keine Schärfe halten, Bohrer, die kein Loch machen, und Nägel, die beim ersten Schlage knicken oder biegen, Kleiderrechen, die mit höchster Vorsicht berührt seyn wollen, Treppen und Leitern, die unterm Fuße brechen. Bei den Tröblern stehen prachtvolle Pianofortes, der Aufschrift nach ächte Broadwood oder Collard, für ein Spottgeld, die stündlich einen andern Ton haben, hängen Hunderte von Geigen, eine Marter für die Ohren, und liegen Dutzende von Seraphinen und Guitarren, die nach einigem Krächzen verstummen — Alles ein Beweis, daß London wie die besten, so die schlechtesten Fabrikate bietet. — Es hieße den Londoner Dachstubenmeistern zu viel aufbürden, wollte man alle jene und tausenderlei andere betrügerische Waare ihnen zur Last legen. Sie liefern aber, wenn auch nicht für eigene Rechnung, unstreitig den größern Theil. Der kleinere, immer noch ein sehr ansehnlicher, ist meist sogenannter Kehricht der Fabriken, welcher irgendwie auf den Londoner Weltmarkt kommt. Um das Leben und Thun des Garret-Masters kennen zu lernen, muß man einen aufsuchen, um ein Urtheil über ihn zu fällen, sich mit seiner Häuslichkeit bekannt machen. Ich habe dazu Gelegenheit gefunden und gebe hier das Resultat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Oberösterreich, November.

(Fortsetzung.)

Rückblicke auf Frankfurt.

Wer denkt hier nicht an die klare, verständige Darstellung eines Waitz, die scharfe Dialektik Heckschers, die geistreichen Wortfechtereien des unglücklichen ritterlichen Lichnowsky, den sprudelnden Feuereifer Vinkes, die farbenschillernden Wendungen Vogts — unstreitig war seine geistvollste Rede jene am 29. November in den österreichischen Angelegenheiten — an den ungestümen Waldbach Ludwig Simon, der selbst in seinen ausschweifendsten Irrfahrten noch einen eigenthümlichen Reiz behielt und diesen noch auf seine entschiedensten Gegner ausübte, oder an die klassische Ruhe und Glätte eines Radowitz? Man sagt, des letztern Reden seyen gründlich einstudirt gewesen; es kann auch kaum anders seyn, wenn man die ins Aeußerste gehende Feile und Vollendung der Form erwägt. Aber der freie, sichere, von dem außerordentlichsten Gedächtniß getragene, immer fein und richtig betonende Vortrag verlieh diesen klassischen Gebilden zugleich allen Vortheil und Lebenshauch unmittelbarer Eingebung. Wer denkt nicht an Gagern, ob irrend, doch edel, ob in Leidenschaft und einseitiger Parteiansicht befangen, doch wahr, warm, trefflich, eine Persönlichkeit wie wenige, die als Folie allem, was er sprach und handelte, Ausdruck und Würde verlieh! — Und jene Stimmung, die oft Alles erfaßte, noch im matten Abklatsch der Zeitungsschilderung ihre fortpflanzende Wirksamkeit nicht verfehlte und von der Paulskirche strahlenartig bis in die fernsten Gauen Deutschlands hinaus reichte! — Die provisorische Centralgewalt war geschaffen, das verhängnißvolle Geschenk der Nation gegeben, und indem man die Brücke zur Vergangenheit abgebrochen, glaubte man auch jeden Rückschritt unmöglich. Obgleich Manches an diesem Unmöglichmachen sehr bedenklich erscheinen konnte, keine Warnungs- und Gegenstimme! Die feierliche, erhebende Wahl war vollendet. Als der Reichsverweser nach festlichem Empfang am Vorabend Tags darauf in die Versammlung kam, welche strahlende Lust, wohin man blickte; die Paulskirche mit Blumen und Teppichen geschmückt, Kopf an Kopf gedrängt, die Damen, welche die Räume der Tribüne nicht mehr faßten, mitten in den Bänken der Deputirten; auch auf den Straßen festliches Gedränge, die Häuser mit schwarzrothgoldenen Fahnen überdeckt, kleine und große Gruppen, überall Freude, Begeisterung, alle Gärten und Schenken voll. Das Alter wurde jung und machte Jugendstreiche, Champagner in allen Köpfen, Minister sangen Studentenlieder und trieben Thorheiten, man umarmte sich, Alles war erlaubt, vergeben! — Und jener Festzug nach Köln! Ein ununterbrochenes Glockenläuten, Kanonen- und Pöllerschießen, die dreifarbigen Wimpel auf allen Schiffen, an allen Orten die Bürgerwehren ausgerückt, oft auf der unwirthbarsten Scholle und Sandbank noch eine Schaar grüßender Männer, Frauen und Mädchen! Ein ununterbrochener Freudenruf die beiden Ufer des deutschen Stroms entlang! — In Belgien und Holland hörte ich damals die ersten nüchternen Urtheile, die für die Zeit unpraktisch und befangen klangen. „Was wollt ihr mit euerm Bundesstaat? Den Bundesstaat, wie ihr ihn wollt, bringt ihr nie zusammen. Wir haben mit Aufmerksamkeit eure Verhandlungen verfolgt: ihr habt euch verrannt, so kann es nicht gehen. Die kleinen Staaten mochtet ihr einen, die großen werden sich nimmer fügen; ihr diktirt diesen, aber sie werden euch nicht gehorchen, und indem ihr ihnen diktirt, zerfleischt ihr euch selber und eure Macht. Wir dachten an einen Kern von Deutschland, mit dem ein Preußen und ein Oesterreich Hand in Hand gehen, aber nimmer in der Art und Weise, wie ihr verfahrt. In concentrischen Ringen mochten auch wir uns anschließen, unsere Küsten, unsere Kolonien, unsere Flotten euerm Bedürfniß leihen, ein großes Mitteleuropa, das der Welt geböte; aber ihr wollt nivelliren und ihr werdet an den Felsblöcken der Hindernisse eure eigene Pflugschaar zertrümmern."

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 298. Donnerstag den 13. December 1849.

Je voudrais voir un peu de son transport jaloux,
Et, sur ses déplaisirs et son impatience,
Mon ame prendrait lors une pleine assurance.

Molière.

Die freien Jäger.

(Fortsetzung.)

Der Jäger blickte empor, grüßte lächelnd mit der Hand und schritt dann weiter. Eine Weile darauf klirrte das Gatterthor, welches in den Garten führte; er trat herein und kam rasch auf Eva zugeschritten. Es war ein schlankgewachsener junger Mann über Mittelgröße und von kräftigem Schulterbau; sein Antlitz war eines von jenen selten uns begegnenden Menschenangesichtern, die sich nicht sogleich beim ersten Anblick in irgend eine der bekannten Kategorien von Köpfen werfen lassen, in welche wir unwillkürlich die gewöhnlichen Erscheinungen, die vor uns auftauchen, eintheilen. Es war einmal eine neue Art von Gesicht, über das man sich freuen konnte; die vortretende und hochgewölbte Stirn über starken schwarzen Brauen war das Auffallendste, das blaue Auge mit einem rührenden Ausdruck von Aufrichtigkeit und Treue das Anziehendste an diesem Gesichte. Der Mund war von feingeschnittenen Lippen gebildet, um die ein Zug von Ernst und Weiche schwebte. Er trug einen grünen Jagdrock und graue Unterkleider, die kurzen Beinkleider am Knie festgeknöpft; Kamaschen vom selben Tuche vollendeten seinen Anzug, der so schlicht und schmucklos war, daß Niemand dem muthwilligen Frevler am Taubenschlag des Amtmanns angesehen hätte, er sey etwas anderes als ein angehender Forstmann, und zwar ein vornehmer junger Herr, der Deutschordens-Candidat Eckhard Lothar aus der Freiherrnfamilie von Hornstein.

„Wie geht es, Evchen?“ sagte der junge Mann, indem er Eva die Hand reichte, in die sie die Spitzen ihrer Finger legte, um sie dann schnell zurückzuziehen. „Weßhalb lassen Sie sich ihren frischen weißen Teint in dieser Sonnenglut verderben? Es ist abscheulich heiß heute; ich habe den Weg durch die Waldungen genommen, aber bei solcher Glut, glaube ich, gäben selbst die Urwälder keinen Schutz mehr.“ — Lothar lüftete sein grünes Käppchen, um die Schweißperlen von seiner Stirn zu trocknen; dann trat er in die Rebenlaube und stellte seine leichte Doppelflinte hinein.

„Also so sauer haben Sie sich's werden lassen, um nach Sandsee zu kommen und da Noth und Unglück anzustellen?“ — Lothar nahm gleichmüthig die Taube und endete ihren Todeskampf durch einen Druck der Hand. „Es thut mir leid,“ sagte er, „ich glaubte es sey eine Ringeltaube. Ich will dem Amtmann zum Ersatz ein Paar andere schenken.“ — „Aber der Amtmann wird sich damit nicht zur Ruhe geben und dann —“ — „Nun, was wird der gestrenge Herr noch thun?“ Eva zog den Zettel hervor. — „Die Taube trug dieses Briefchen unter dem Flügel.“

Lothar nahm das Papier und las es; seine Züge überflog plötzlich ein tiefer Ernst. Die Worte, welche der Zettel enthielt, lauteten: »Archid. C. apud Ingolst. Istrum transgr. est. Hora undec. veni. Cave ord. teut. equitem. L. de H. dubiae intentionis mihi suspect. Aquila ex Oriente.« * — „Was enthält das Papier?“ fragte Eva. — „Hieroglyphen, die für

* Der Erzh. C. ist bei Ingolst. über die Donau geg. Komm um die eilfte Stunde. Hüte dich vor dem deutsch. Ord. Ritter L. von H., der mir zweideutige Absichten zu haben scheint. Der Adler von Osten.

Digitized by Google

uns nicht bestimmt sind," versetzte der junge Mann ausweichend, indem er den Zettel zu sich steckte. — „Sollen wir ihn nicht dem Amtmann bringen?" — Lothar antwortete nicht, dann, nach einer Weile Nachdenkens, sagte er: „Nein, Sie haben Recht, Eva; der Amtmann würde mir wegen des Erschießens seiner Taube einen unangenehmen Auftritt machen, und ich glaube nicht, daß diese Nachrichten, die wir unfreiwillig aufgefangen haben, von großer Bedeutung für ihn sind." — „Und die Taube?" — „Die wollen wir bei Seite schaffen. Ist nicht ein Spaten bei der Hand? Wir wollen ihr ein feierliches Begräbniß widmen."

Eva holte aus der Ecke eines Mauervorsprungs einen Spaten herbei. Lothar nahm ihn aus ihrer Hand und grub unter einem Hollunderstrauch ein Loch, in das die Gemordete, gehüllt in Weinlaub, niedergelegt wurde. Als die Erde die kleine Leiche bedeckte, erhob sich der Ordenscandidat, stützte sich auf den Spaten und sagte, indem er mit schelmischem Lächeln Eva anblickte: „Und jezt, Eva, das Seelenamt!" — Eva sah fragend zu ihm auf; Lothar stand im nächsten Augenblicke neben ihr und hatte, ehe sie es ahnen konnte, seinen Arm um sie geschlungen, sie an sich gezogen und einen Kuß auf ihre Lippen gedrückt.

„Was thun Sie — abscheulich!" rief Eva, sich sträubend. — „Könnten wir die Manen einer verklärten Taube würdiger feiern?" sagte Lothar lachend. — „Pfui!" rief Eva mit hochrothem Gesicht. — „Sind Sie böse, Eva?" — „Ich will nichts mehr mit Ihnen zu schaffen haben! Gehen Sie fort! Mein Vater ist oben." — „Oho, trutziges Ding! Sie vergessen, daß Sie mir so eben haben ein Verbrechen begehen helfen; so leicht schüttelt man Mitschuldige nicht ab. Wir sind jezt unauflöslich Verbündete und Sie müssen sich von mir küssen lassen so viel ich will." — „Das wäre etwas Schönes! Welche Frechheit in solch einem Manne steckt! Gleich grabe ich die Taube wieder aus und bringe sie dem Amtmann, um ihm zu sagen, wer der Mörder ist." — „Evchen — haben Sie denn solchen Widerwillen, meine Verbündete zu seyn?"

Der junge Mann sagte diese Worte im einschmeichelndsten Tone. Eva sah ihn an, und weil sein Auge mit so viel Freundlichkeit auf ihr ruhte, und weil die Freiheit, die er sich gegen sie erlaubt hatte, ihr eine Art Ueberlegenheit über ihn gab, bekam sie den Muth, den Plan auszuführen, den sich ihre kleine Schlauheit vorhin ersonnen. Was er eben gethan und gesagt und das Wort: Verbündete, das einen eigenthümlichen Zauber für sie hatte, ließ sie ahnen, daß es kein für ihr Herz niederdrückendes Ergebniß seyn werde, zu dem sie komme. Sonst hätte sie, trotz aller Vorsätze, es doch nicht gewagt, die stockenden Worte vorzubringen, und ein Fortträumen in halb ängstlichen, halb seligen Hoffnungen dem hellen und plötzlichen Lichte der Gewißheit vorgezogen.

„Ihre Verbündete soll ich seyn?" sagte sie deßhalb. „Als ob sich das schickte für einen jungen Ritter des geistlichen Ordens, der an nichts denken soll, als an den Himmel und die Bekämpfung und Bekehrung der Heiden dahinten in Preußen, und für mich — —" — „Oho," lachte Lothar, „als ob wir das nicht längst aufgegeben hätten, einen Preußen zu bekehren!" — „Und für mich," fuhr Eva fort, „die in einigen Tagen weit von hier weggeschickt wird, um die Gesellschafterin einer gottesfürchtigen Stiftsdame in einem weit, weit entfernten Kloster zu werden."

Eva warf, während sie diese Worte sprach, einen raschen beobachtenden Seitenblick unter ihren langen blonden Wimpern her auf Lothars Züge. Aber ihr Herz blieb fast stille stehen, als sie wahrnahm, daß diese Züge denselben Ausdruck von Ruhe beibehielten, den sie vorher gezeigt, und als Lothar vollends mit festem, anscheinend ganz gleichgültigem Tone fragte: „In der That? Aber weßhalb das?" — „Weil ich dem Vater eine Last abzunehmen wünsche. Die französischen Truppen haben die Besitzungen verwüstet, welche den Fonds der Stiftung bilden, aus der mein Vater seinen kleinen Jahrgehalt bezieht; da muß ich denn für mich selbst sorgen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kinderstube.

(Fortsetzung.)

Vom Anfang des zweiten Jahrs bemerkt das häusliche Jahrbuch: H. macht im Sprechen schnelle Fortschritte. Nicht bloß Nein, auch Ja weiß er am rechten Orte anzubringen. Er ist außerordentlich aufmerksam auf Alles. Auch ist sein Zutrauen zu Vater und Mutter so groß, daß er sich in den meisten Fällen, wo es nöthig ist, ihm Etwas zu versagen, durch freundliche Zusprache von den ernstlichsten Wünschen abbringen läßt, weil er wohl fühlt, daß man ihm Liebes thut, so viel es seyn kann. — Es ist erstaunlich wichtig, daß ein solches Vertrauen möglichst frühe sich festsetze. Darum ist aber auch höchst nothwendig, recht darüber zu wachen, daß nicht zu oft widersprochen werden muß. Versuchungen für die noch schwache Kraft müssen möglichst vermieden, Gelegenheiten, das Zutrauen zu stärken, durch zeitgemäßes Geben und Nachgeben möglichst oft verschafft werden. Das Necken ist das Schlimmste, was einem Kinde von Seiten der Erwachsenen begegnen kann. Nur die so gestärkte

Digitized by Google

Vertrauenskraft im Kinde iſt dann fähig, im vorkommenden Falle den Ernſt des Widerſpruchs oder der Strafe, wenn ſie nöthig wird, zu ertragen. Dann darf man ſicher ſeyn, daß ein getadeltes oder geſtraftes Kind von ferne nicht bitter wird, ſondern im Gegentheil ſeine Liebe und Zärtlichkeit verdoppelt, verſteht ſich, wenn Tadel und Strafe gerecht waren.

Dieſe jedem aufmerkſamen Erzieher oft vorkommende Erſcheinung hat aber ihren lezten Grund darin, daß ein gutgeartetes Kind bei einer gerechten Strafe für eine Unart es herausfühlt, wie dadurch die Erwachſenen ſeinem beſſeren Selbſt zu Hülfe zu kommen, den gebundenen Idealmenſchen in ihm zu erlöſen bemüht ſind. Es iſt ſomit immer ein ſchlimmes Zeichen entweder für die Gerechtigkeit des Strafenden oder für die Art des beſtraften Kindes, wenn ſich ſtatt Weichheit und erneuerter Zärtlichkeit ſpröde Widerwärtigkeit, Trotz oder etwas der Art im Gefolge einer Rüge oder Züchtigung einſtellt.

Die meiſte Freude zeigt H. an Schüſſeln, Deckeln und an Allem, womit er ſelber Etwas treiben kann. Der Thätigkeitstrieb iſt in vollem Gang. Die Neigung, die bei ihm wie bei allen Kindern ſehr ſtark iſt, Thüren und Schubfächer auf- und zuzumachen, ſcheint aber noch mehr, ſcheint die erſte Aeußerung des Wiſſenstriebs zu ſeyn.

Die Unterſcheidung der eigenen Perſönlichkeit von andern entwickelt ſich, wie es ſcheint, vornämlich daran, daß zuerſt durch das, was dem Kinde gehört, z. B. Kleider, die Vorſtellung von Mein und Dein erweckt wird und ſich feſtſezt. Wenn die Mutter ein Halstuch trägt, das H. als ſein Eigenthum betrachtet, ſucht er es ſogleich an ſich zu reißen. Wenn der Vater gegen die Mutter zärtlich iſt, offenbart das Kind ſeine Eiferſucht auf unzweideutige Weiſe.

Alles erſcheint dem Kinde als perſönlich; es gibt nicht bloß ſeinen Füßen und Händen zu eſſen, ſondern auch lebloſen Dingen. Darum fürchtet es ſich auch in Fällen, wo Erwachſene von ferne keinen Grund zur Furcht ſehen: H. fürchtet ſich nicht bloß vor dem ſchwarzen Ofen, ſondern vor ſeinem eigenen Schatten. — Der Geruchſinn ſcheint ſich erſt vom zweiten Lebensjahr an zu entwickeln, ſicherlich eine Wohlthat von der Natur dem noch unreinlichen Kinde erwieſen, und zugleich eine Sparſamkeit der Natur, die es vermeidet, dem Bedürfniß vorauszueilen.

H. war ein und ein viertel Jahr alt, als er eines Tags einen auffallenden Sprung in ſeiner Entwicklung that. Während er bis dahin nur einzelne leicht auszuſprechende und häufig gehörte Wörter, namentlich mit dem einfachſten Grundvocal a, ſeltener mit den Uebergangsvocalen e und o, noch ſeltener mit denen der dritten und höchſten Potenz i und u, nachſprach, verſuchte er auf einmal Alles, auch ſeither noch nie Gehörtes, nachzuplappern, und es gelang ſehr oft. Die Aufregung, jedoch ohne körperliches Unwohlſeyn, dauerte an dieſem Tag bis in die Nacht hinein. Der Grund zu dieſem Sprung mag dießmal darin gelegen ſeyn, daß das Kind längere Zeit wegen ſchlimmer Witterung war im Zimmer gehalten worden, und daß dieß der erſte Tag war, an welchem es wieder auf die Straße und mit andern Kindern in Berührung kam.

Wenn H. Vater und Mutter nicht ſieht, ſo denkt er derzeit noch nicht an ſie, vermißt ſie nicht und fühlt ſich bei Fremden wohl; erſt wenn die ſinnliche Anſchauung ihm die nächſten Angehörigen wieder nahe bringt, geht ihm auch das Herz von Liebe und Verlangen nach ihnen auf. — Die Welt iſt vor den Kindern eine fortwährende Weltſchöpfung. Welch ein fort und fort ſich ergießender Blüthenregen von Freuden! Dieſer Quell kindlicher Heiterkeit, auf die von denkenden Erziehern mit Recht ſo viel Werth gelegt wird, findet oft nicht die gebührende Beachtung; das Mürriſche und Heftige mancher Kinder mag nicht ſelten darin ſeinen Grund haben, daß ihnen ihre Welt von Freuden, welche ihnen anfangs lediglich in der Gegenwart liegen, zu oft und zu plötzlich eingeriſſen und zerſtört wird. Wie jenes eine immerwährende Weltſchöpfung iſt, ſo gleicht dieſes einer fortgehenden Weltvernichtung.

Auch die Anlage zum Humor zeigt ſich ſehr frühe beim Kinde. H. macht ſich gar gerne den Spaß, Einem etwas anzubieten, und wenn man es nehmen will, es mit Lachen zurückzuziehen. — Die Fähigkeit zu gehen und zu ſprechen entwickelt ſich bei H. Hand in Hand. Mit anderthalb Jahren ſpricht er Alles nach, was er hört, und verbindet bereits Begriffe mit einander. Wenn er ein weiteres Wort ſprechen kann, das er ſchon oft gehört, aber bis dahin noch nie nachgeſprochen hat, ſo macht ihm das königliche Freude. Er beſchäftigt ſich dann Stunden lang damit, es immer wieder auszuſprechen. Eine beſonders häufige Aeußerung von eigenem Denken iſt das, daß er es ſehr liebt, zu einer Sache, die er ſieht, eine zweite gleiche oder ähnliche zu ſuchen und dann voll Freude auszurufen „zwei.“ Auch über die zeitliche Gegenwart beginnt er hinauszugreifen: er vermißt Abweſende, die er lange nicht ſieht.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Der Garret-Master.

Es war in später Nachmittagsstunde, aber noch heller Tag, als ich zu dem Hause gelangte, in dessen viertem Stocke, unterm Dache, der Mann wohnte, dem mein Besuch galt. Das Haus stand in einer mit Holborn geradlinig laufenden Hintergasse, unweit der Gerichtshöfe, und verrieth durch seine Bauart, daß es gleich seinen Nachbarn einst vornehme und reiche Insassen gehabt. Das müssen jedoch viele Jahre her seyn, denn gleich seinen Nachbarn hat es jezt ein schmutziges, vernachlässigtes Aeußere und sichtbar arme Leute zu Bewohnern, kleine Handwerker und Taglöhner. Die Hausthür war, wider die Gewohnheit in den bessern Stadttheilen, weit offen und in der Flur gab es weder einen eisernen Sohlenreiniger, noch die übliche Matte zum Abtreten der Füße, noch das selten fehlende Wachstuch. Dagegen waren die Dielenbretter locker und klapperten bei jedem Schritte. Von der Flur bis zum obersten Stock hatten die Wände eine, nicht vom Pinsel, sondern von Zeit und Staub aufgetragene braune Farbe mit hie und da durch Friktion hervorgebrachter Politur. Alle scharfen Kanten waren abgestoßen und einige Papierfetzen bezeugten, daß die Wände einst tapeziert gewesen. Bis zum ersten Stock war das Treppengeländer gut erhalten; es fehlte kein Stab, aber die zum Ersatz eingezogenen Stäbe ermangelten des Anstrichs. Je höher hinauf, desto lückenhafter wurde das Geländer und vom dritten zum vierten Stock war es von einer ungehobelten Latte vertreten. Dieß ließ sich jedoch besser fühlen als sehen, indem alles Licht nur durch eine Scheibe des schrägen Dachfensters hereinfallen konnte, weil die Rahmen der andern drei Scheiben mit Brettern überlegt und wahrscheinlich vernagelt waren. Für den Geruch in dem ganzen Hause habe ich keine Bezeichnung. Die richtige zu finden, muß ich der feinen Nase eines Coleridge anheimgeben, der bekanntlich sagte, er habe in Köln am Rhein zwei-und-siebzig schlechte Gerüche gezählt. Was ich roch, dünkte mir ein Gemisch von Branntwein, Bier und Tabak, ranzigem Oel und Firniß und der Leiche eines vor Wochen verschiedenen Hundes. — Ob aus Zerstreuung oder instinktmäßiger Neugier, zu erforschen, welche Klasse Menschen das dritte Stockwerk innehabe, klopfte ich an eine der fünf Thüren. Nicht sie, aber zwei andere gingen auf und zwei Frauen, weder jung noch hübsch, aber schmutzig und stark entblößt, fragten mit Einer Stimme, was ich wolle? Ehe ich zur Antwort Zeit und Athem hatte, benachrichtigte mich die mindest Häßliche und Unsaubere, „der Doctor" sey ausgegangen. „Müssen Sie ihn sprechen," fuhr sie fort, „so treffen Sie ihn am sichersten links nebenan in der Taverne." Was sie Taverne nannte, war, wie ich im Vorübergehen bemerkt, eine gemeine Kneipe. Anstatt jedoch ihr diese meine abweichende Meinung zu eröffnen, fragte ich nach der Wohnung des Garret-Master. „Eine Treppe höher rechts die lezte Thür," hieß der Bescheid, welchem ich dankend Folge leistete. — An der Thür des bezeichneten Zimmers hörte ich im Innern zwischen einem Gesumme von Stimmen das Schnurren eines Rades. Vielleicht deßhalb wurde erst mein zweites Klopfen beachtet. Eine Frau trat heraus, jünger und reinlicher als ihre Schwestern im dritten Stock, aber verdrießlich, wie es schien, von Jemand gestört zu werden, den sie nicht kannte. Das hob sich, sobald ich ihr die Ursache meines Kommens gesagt. „Sie können Herrn Tilburn sprechen," erwiderte sie artig, damit den Namen ihres Mannes nennend; „er ist zu Hause." Das Zimmer, welches sie mir nun aufthat, mochte sechzehn Fuß breit und eilf oder zwölf Fuß tief seyn und stellte sich mir als Wohnung einer Familie dar.

(Schluß folgt.)

Aus Oberösterreich, November.

(Schluß.)

Rückblicke auf Frankfurt

Unverwischlich unter andern Eindrücken ist mir auch jener am Abschluß der Verhandlungen über das Gagern'sche Programm. Die Debatte hatte mehrere Tage gedauert, die ausgezeichnetsten Redner hatten sich wechselseitig überboten, es war Abends sechs Uhr; in dem weiten Raume, vom Gaslicht magisch erhellt und bis in die lezten Bänke der Zuhörer voll gepfropft, herrschte eine Treibhausluft; da betrat Giskra als Berichterstatter die Tribüne. Von der schwarzen Kleidung, die seine schöne, hohe Gestalt hob, stach sein geistvolles, von Aufregung oder vom Gaslicht ungewöhnlich blasses Antlitz ab und seine etwas unheimlichen Augen flammten. Ich erinnere mich zufällig dieser Kleinigkeiten, da sie damals zum Gesammteindruck beitrugen. Er begann und sprach sieben Viertelstunden. Eine gewitterschwüle Atmosphäre war über der Versammlung, in elektrischer Spannung, in lautloser Stille waren alle Gesichter dem feurigen Redner zugewendet und nur der dichte Kranz von Damen zierte und erfrischte den schweren feierlichen Ernst. „Die Wurzeln liegen bloß — ein Schlag — und der Baum der Einheit sinkt!" rief der Redner am Schlusse mit erhobener Stimme; „die Wurzeln liegen bloß, die Art ist aufgehoben, schlagen Sie, wenn Sie es wagen!" Rauschender langanhaltender Beifall folgte der Todtenstille und dem Redner, der die Bühne verließ. — Am selben Abend war ein von den Deputirten zahlreich besuchter Ball der Freimaurerloge zum Sokrates in der Töngesgasse. Man sah ernste und betrübte Gesichter und selbst auf dem Antlitz der Sieger lag ein Bangen vor der Zukunft.

Eine der vorzüglichsten Reden, die von dem gleich trefflichen wie liebenswürdigen Riesser von Hamburg als Berichterstatter über den Welcker'schen Beschleunigungsantrag am 21 März gehalten wurde, vielleicht, von ihrem erbkaiserlich einseitigen Standpunkt abgesehen, die allerausgezeichnetste, die wir überhaupt gehört, verscholl zum Theil an der Unaufmerksamkeit und Unruhe in der Versammlung. Kurze Zeit darauf verscholl und verrauschte wie ein Musikstück, nur mit einigen stürmischen Nachklängen, das ganze Werk der Versammlung selbst. — Wir, die an dem Gedanken engster nationaler Einigung in ausgeprägtester Form von der Nordsee bis zur Adria festgehalten, den schönen Irrthum bis zum Ende getheilt und mit bitterem und aufrichtigem Schmerze alle Enttäuschungen mitempfunden, schließen hier mit einigen Worten, die wir in unserm Tagebuche treffen, und die in anderer Zeit und in anderem Sinne niedergeschrieben, auch auf die politische Welt und die lezten Vorgänge ihre volle Anwendung finden:

Entwöhn' dich früh zu süßer Nahrung,
Das Leben reicht nicht Nektarmahle;
Nicht warte, bis erst die Erfahrung
Zertrümmre deine Ideale;
Vom Herzen, das sie fest will halten,
Wird sonst ein Stück dabei zerspalten!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 299. Freitag den 14. December 1849.

Für das Kind wird auf der Grenzſcheidung des Menſchen und Affen, in den Jahren, wo der Menſch nach dem finſtern Auſterleben eines einſamen Foetus zum erſtenmal in Geſellſchaft kommt und an ihr ſich bildet und färbt, das Wichtigſte entſchieden. Die elterliche Hand kann den aufkeimenden Kern, nicht aber den aufblühenden Baum bedecken und beſchatten. Alle erſten Fehler ſind folglich die größten, und die geiſtigen Krankheiten ſind, ungleich den Pocken, deſto gefährlicher, je jünger man ſie bekommt.

Jean Paul.

Aus der Kinderſtube.

(Fortſetzung.)

Um dieſelbe Zeit ereignete ſich folgender Vorfall. H. war Morgens früh bei der Mutter im Bett und ſpielte mit einem ſilbernen Löffel, den er zu wiederholtenmalen nach ſeinem Vater warf. Dieſer unterſagte ihm das Werfen und ſagte mit Nachdruck: „Wenn H. wieder wirft, ſo bekommt er den Löffel nicht mehr.“ H. wiederholte ſein Werfen dennoch und der Löffel wurde zurückbehalten. Nun brach beim Kinde der Zorn aus und mit ungeſtümem Schreien und Stampfen wurde der Löffel zurückgefordert. Natürlich wurde dieſem Begehren nicht willfahrt. Die Mutter aber ſagte zu ihm: „Wenn H. den Vater lieb bittet, ſo bekommt er den Löffel wieder.“ Ein Schlag in's Geſicht lohnte der Mutter dieſen Vermittlungsvorſchlag. Darüber zeigte dieſe ſich empfindlich und hielt die Hand vor's Geſicht, als ob ſie weinte. — Das brach den Eigenſinn. Aengſtlich ſchlang das Kind ſeine Aermchen um die Mutter, bat ſie um Verzeihung, und als dieſe nun wiederholte, H. ſolle den Vater um den Löffel bitten, that er dieß nicht nur in gewohnter Weiſe, ſondern warf fortan auch den Löffel nicht wieder weg, obgleich die Luſt dazu ſich mehrmals regte. Aber dieſe wurde jedesmal unterdrückt, wenn ihn der Vater nur ſcharf anſah. — Wie wenig werden derlei Blüthen des Gemüthslebens hervorgelockt, wenn ein Kind faſt allein im Kreiſe von ungebildeten Dienſtboten ſich umtreibt! O wer immer um ſeine Kinder ſeyn könnte!

Der Sinn für Harmonie äußert ſich auch bereits in der Mitte des zweiten Jahres. Wenn an den Fenſtern des Schlafzimmers nur Eine Gardine herabgelaſſen iſt, ſo verlangt H. nachdrücklich, daß dieſes auch bei der zweiten ſtattfinden ſolle. Daß man nicht beide Füße zugleich mit Strümpfen und Schuhen bekleiden kann, iſt ihm gleichfalls ſtörend.

Die zweite Stufe von Sprachfertigkeit iſt erſtiegen: H. ſpricht nicht mehr bloß nach, ſondern er wendet gehörte Worte auf andere ihm ähnlich ſcheinende Begriffe an. Damit iſt zugleich ein weiterer Fortſchritt verbunden: er verknüpft jezt auch mit Bewußtſeyn die einzelnen Begriffe und ſagt nicht mehr bloß „hinſitzen,“ ſondern „du hinſitzen.“ Sein Wörterſchatz iſt bereits ſehr groß, weil er das, was er weiß, immer wieder und wieder ausſpricht, ſo oft ihm der Gegenſtand wieder vor die Sinne kommt. Auch iſt das Gedächtniß ungemein treu; was er vor vierzehn Tagen einmal gehört hat, weiß er heute noch ganz genau. Aber eben das macht, daß ſeine Sprache ſehr undeutlich wird; das Gedächtniß führt dem Kinde mehr Worte zu, als die Sprachorgane nachbilden können. Sehr viele ſeiner Wörter lauten beinahe ganz gleich, bedeuten ihm aber ganz verſchiedene Dinge. Uebrigens verwechſelt er dieſelben gewiß nie, und wenn die Verſchiedenheit auch nur auf der Betonung beruht. Wenn aber ſeine Sprachwerkzeuge einen weitern Fortſchritt machen, ſo gibt es alsbald die unvollkommene Ausſprache gegen die vollkommenere auf. Dieſen Fortſchritt ſtört man, wenn, wie ſo oft geſchieht, die Erwachſenen mit den Kindern fortwährend in deren kindiſcher Ausſprache reden. — Ein Beiſpiel, wie H. ein Wort auf verwandte Begriffe anzuwenden liebt, gab er in Folgendem. Der Vater hatte ihm ſeine Uhr gezeigt und ſteckte ſie wieder in die Taſche;

Digitized by Google

da ſagte er: „Gute Nacht Uhrle!“ Ein andermal war ihm ein Stück Honigbrod auf den Boden gefallen; da ruft er aus: „Mein Brod hat gemacht: empfehl mich Ihnen.“

Vom Ernſt hat das Kind lange keinen rechten Begriff. H. hatte das Tiſchtuch beſchmuzt. Der Vater macht ihm ernſtliche Vorſtellungen darüber; darauf erwiedert er ganz ruhig: „Ja ſo iſt es.“ Oder einen Tadel ſucht er damit zu entwaffen, daß er mit ſchelmiſchem Blick fragt: „Noch einmal?“ Auch der Unterſchied von Recht und Unrecht iſt ihm noch ganz unklar. Er iſt noch im Stand ein anderes Kind rücklings auf den Boden zu werfen, ohne etwas Arges dabei zu denken. — Mit Worten laſſen ſich dieſe Vorſtellungen nicht andemonſtriren, das Beiſpiel muß das Meiſte thun und des Kindes ſelbſteigene Erfahrung von dem Satze: Wie du mir, ſo ich dir. Nicht frühe genug kann man einen der von Kant aufgeſtellten Erziehungsgrundſätze befolgen: „Man zeige dem Kinde (beſſer, man laſſe es fühlen), daß es, um ſeine Zwecke zu erreichen, Andern die ihrigen laſſen müſſe.“ — Deßhalb iſt es auch von großer Wichtigkeit, Kinder nicht zu ſehr vom Umgang mit andern Kindern abzuzuſchließen; ſie erziehen einander beſſer als oft die Erwachſenen es meinen und es — vermögen. Ein Menſch, der als das einzige Kind ſeiner Eltern aufgewachſen iſt, hat aus dieſem Grunde vor andern Anſpruch auf nachſichtige Beurtheilung. Auf der andern Seite wird häufig das Zuſammenſeyn der Kinder mit andern mit viel zu wenig Umſicht behandelt. Dieſe Gemeinſchaft muß dem Kinde das Vorbild der künftigen größeren Menſchengemeinſchaft ſeyn; es ſoll daran nicht bloß die Begriffe und Pflichten der Gerechtigkeit lernen, ſondern auch die feineren Schattirungen dieſer Begriffe, Verträglichkeit, Liebe, gegenſeitige Rückſichtnahme, Zartgefühl gegen fremde Anſprüche, Stimmungen und Zuſtände. Wenn nun Kinder gar zu oft beiſammen ſind, zumal ohne Aufſicht von verſtändigen Erwachſenen, ſo entſteht durch die unausbleibliche und an und für ſich nothwendige Reibung der kleinen Perſönlichkeiten an einander in der Regel früher oder ſpäter Hader und Zank; die Kleinen, ſobald ſie einander zu ſehr alltäglicher Umgang ſind, gewöhnen ſich daran, gegenſeitig rückſichtslos und grob ihre Intereſſen zu verfechten; die Scheu, eine fremde Perſönlichkeit zu achten, ſtumpft ſich ab und macht den feineren oder gröberen Anſprüchen und Ausbrüchen der Selbſtſucht Platz. Aber auch wenn dieſes Zuſammenſeyn der Kinder unter Aufſicht ſtattfindet, treten andere Uebelſtände ein, ſobald daſſelbe etwas zu Alltägliches wird. Je mehr nämlich ein Kind in einem fremden Hauſe einheimiſch wird, deſto mehr läßt es ſich daſelbſt auch in ſeinen Unarten geben und legt die Scheu ab, die ein gutgezogenes Kind in einem fremden Kreis hat und haben ſoll. Läßt man dort derlei Unarten ungerügt, ſo liegt der Nachtheil auf der Hand; aber auch, wenn ſie getadelt oder beſtraft werden, iſt es vom Uebel; im Kinde wird dadurch das Zart- und Ehrgefühl abgeſtumpft, vermöge deſſen es ihm viel ſchwerer fallen ſoll, ſich von Andern als vom Vater oder Mutter zanken oder gar ſtrafen zu laſſen. — Wie tief dieſe zarte Scheu vor Fremden in der kindlichen Natur eingewurzelt iſt, zeigt folgende Anekdote aus etwas ſpäterer Zeit. Wegen einer bedeutenden Unart war H. vom Vater gezankt worden. Der Zank ſchloß mit den Worten: „H. ſchäme dich doch!“ Das Kind fragte: „Vor wem ſoll ich mich denn ſchämen?“ Der Vater: „vor mir.“ — „Du biſt mir ja bekannt,“ war die Antwort.

Indem wir hier abbrechen, hoffen wir den Leſer nicht unangenehm zu berühren, wenn wir die Fortſetzung dieſer Schilderungen und Betrachtungen in nächſter Zeit ankündigen.

Die freien Jäger.

(Fortſetzung.)

Der junge Ritter antwortete nicht. Er fühlte, daß in ſeine Züge ein Ausdruck ſich legte, den er bisher mit ariſtokratiſcher Selbſtbeherrſchung ferngehalten und der jezt mächtiger wurde als er. Er ging zur Laube zurück, warf ſein Jagdgewehr über und ſagte: „Laſſen Sie uns jezt zu Ihrem Vater gehen.“ — Eva folgte ihm betrübten Herzens. Die beiden jungen Sünder verließen Evas grünes blühendes Paradies ſo ſtill, als ob ſie wirklich eine Schuld hinaus triebe, und Eva war es auch ſo kalt und ſchwer zu Muthe, als ob ihr Paradies in der That ein „verlorenes“ ſey.

Als ſie Beide unter dem gewölbten Thorwege hinſchritten, der in den Schloßhof führt, fragte Lothar halblaut: „Haben Sie je einen Ordensritter Ludwig von Haßbeck hier geſehen?“ — „Nicht daß ich wüßte; es iſt neulich einer von den Herrn aus Ellingen beim Amtmann geweſen, aber ich weiß nicht, ob es der iſt, nach welchem Sie fragen.“ — „Ein großer ſchwarzer Mann, der leicht hinkt?“ — „Es mag ſeyn — ich habe ihn nicht geſehen.“

II.

Ein alter Herr, auf welchem ein ſeltſamer Verdacht ruht.

Eine mit Holz überbaute und außerhalb des Gebäudes angebrachte Stiege führte von einer Ecke des

Digitized by Google

Schloßhofes in die Wohnung des Herrn von Sandrart des Vaters unseres jungen Mädchens. Ueber diese Stiege gelangte man in einen Corridor, an dessen Ende sich mehrere winkligt durcheinander gebaute Gemächer befanden, bei deren ursprünglicher Anlage ein ungeregelter und launenhafter Geist gewaltet haben mußte, so seltsam und wirr lagen diese, meist nur kleinen Räume neben einander. Aber noch phantastischer als ihre Anlage war ihre jetzige Einrichtung. Ursprünglich weiß getüncht und mit jenen in alten Schlössern unvermeidlichen dicken rothen Streifen umfaßt, waren die Wände jezt mit einer Menge alter Schränke und dunkler geschnizter Holzmöbeln von allen Gestalten bedeckt, welche die Sammlungen des Herrn von Sandrart enthielten, während eine Menge kurioser, unerklärlicher und ihr Daseyn durch keinen irgend erdenklichen Zweck rechtfertigender Gegenstände und Wesen die Tische und wurmstichigen Lederstühle bedeckten. Pergamenturkunden, Wappenbücher, alte Waffen lagen hier mit indianischen Götzenbildern, Majolicaschüsseln, ausgestopften Wasservögeln, alten Kupferstichen und Geräthschaften wilder Völkerstämme friedlich zusammen, und alles bedeckte wie ein gemeinsames Gewand zu gleicher Ruhe dieselbe dicke Lage Staub.

Lothar schritt langsam durch die beiden ersten Zimmer, durch welche Eva ihn führte; sein Auge haftete scharf forschend auf den Gegenständen und senkte sich wie mit Gier in die Fächer und Laden der Schränke, die sich zufällig geöffnet zeigten. Eva ging ihm augenscheinlich zu raschen Schrittes voraus, denn er folgte ihr erst nach langem Zwischenraum in das dritte Zimmer, wo der glückliche Besitzer all dieser schönen Dinge in einem Lehnstuhl am Fenster ruhte, vertieft in das Studium eines alten Quartbandes.

In dem Wohngemach des alten Herrn war die Aehnlichkeit mit dem Laden eines Tröblers etwas weniger auffallend als in den beiden vordern Räumen. Ein runder Tisch in der Mitte war zwar ebenfalls mit den Schätzen des Sammlers, Büchern und Scripturen bedeckt; aber er ließ doch mindestens an einer Seite für ein paar Menschen, wenn sie nur einige Uebung darin erlangt, die Arme wie ein guter Reiter immer dicht am Körper zu halten, den nöthigen Raum frei, um ein Mahl daran zu halten. Auch hatte ein großes Himmelbett mit seinen gestreiften Kissen Raum gefunden, sich fest und breit in diese Welt fremdländischer und wunderbarer Bildungen zu schieben, einem kecken Eindringlinge der Civilisation in eine von mährchenhaften Erscheinungen bevölkerte Wildniß ähnlich.

Auch die Mauern waren hier statt mit hohen Schränken und Gestellen mit andern Dingen bedeckt. Es waren Ahnenbilder in schwarzen Eichenholzrahmen, Gypsabgüsse von den Marmorbüsten angesehener Männer aus der Familie des Sammlers, die in benachbarten Kathedralen und Stiftskirchen als Epitaphien prangten und die der lezte Enkel hatte nachbilden lassen, Erinnerungstafeln und Ehrendenkmale, unter Glas und Rahmen gelegte Diplome, ein großer, reich und künstlich in halb verblichenen Farben ausgemalter Stammbaum, an dem die Wappen einst hochberühmter und erlauchter Geschlechter prangten: lauter stolze und für einen Sandrart herzerhebende Dinge. Aber ach! gerade unterhalb der hochmüthigsten Physiognomie von allen jenen in Gyps nachgebildeten Epitaphienbüsten saß die schmale, hagere Gestalt des Nachkommen, grauen und verrunzelten Antlitzes, abgetragenen Anzugs und von der Welt vernachlässigt, wie er sich selbst vernachlässigte.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Journalistik.

Bis auf unsere graue ehrwürdige Tante Voß und Onkel Spiker haben nun alle unsere größeren politischen Zeitungen Feuilletons angelegt. Sie, die reichen Leute, schämen sich nicht, mit der Erbschaft der Armen ihre jeweiligen Blößen zu decken. Wie viel Journale mußten eingehen, um ein Feuilleton möglich zu machen! Sie sterben hin, die kleinen freundlichen unzähligen Unterhaltungsblätter, wie die Schwärme harmloser und stechender Insekten, die warme Tage aus Sumpf und Busch hervorgelockt, erstarren und verschwinden, wenn der erste rauhe Nord bläst. Immerhin! naturwüchsig waren sie, aber doch nur second hand, Spielarten der deutschen Natur, die sich erholen wollte von ihrem Ernst. Aber auch unsere Literaturzeitungen, die lezte Literaturzeitung sank in ihr Grab! Sie waren oft langweilig, und recht langweilig, aber sie waren doch Kinder des deutschen Geistes. Es war ein Grund und Boden da, um gründlich zu seyn. Soll die gesammte Kritik auf die Feuilletons beschränkt

Digitized by Google

werden? Um die Gründlichkeit iſt es dann wenigſtens geſchehen. — Und ſeltſam, daß gerade jetzt die Leſer der politiſchen Zeitungen klagen. Wir ſind überſatt der Politik, wir wollen andere Lektüre, wir wollen uns erholen. Und die Lektüre fehlt! Wenn das Verlangen nur Wahrheit wäre, würde dieſelbe nicht fehlen! Streift doch unvermerkt das Feuilleton mitten in das Gebiet oben, und gar zu oft, wenn das Leben unten einen friſchen Anſatz genommen hat, wird es durch die politiſche Säule oben ſo gedrückt, daß es wieder verſchwinden muß. — Und wo iſt eigentlich die Gränze zwiſchen dem politiſchen und nicht politiſchen Leben? Die neueſten Romane, ſind ſie nicht Politik? Stahrs Republikaner in Neapel, Levin Schückings Sohn des Volkes, Fanny Lewalds Prinz Louis Ferdinand, was ſind ſie anders als Verkleidungen der Gedanken und Gefühle, welche die allmächtige Geſchichte der Gegenwart in ihren Verfaſſern zurück ließ? Selbſt das Theater war bis vor wenigen Monaten in ſeinen neueſten Produkten, wenn man die Birch-Pfeifferſchen Arbeiten für den Tag abrechnet, nur der Wiederhall der Tagesſtimmen. Jetzt erſt ſcheint man hier zum Gefühl der Ueberſättigung gekommen zu ſeyn und verlangt nach Eigenem, Friſchem; was man wenigſtens ſo nennt, das Urfriſche wird noch eine Weile auf ſich warten laſſen. — Es geſchieht ſo viel hier, daß ein einzelnes Journal kaum alles faſſen kann, wenn es für das noch Raum behalten will, was nicht hier, ſondern draußen geſchieht. Aber indem ich von dem Nichtpolitiſchen ſprechen will, gerathe ich immer wieder in das Gebiet, das ich vermeiden möchte.

Die ſehr intereſſante Debatte der erſten Kammer über ihre eigene künftige Zuſammenſetzung, iſt ſie nicht eigentlich ein Thema unſeres ſocialen Lebens? denn ſie dreht ſich um die Frage, ob es einen Adel gibt oder nicht, ob wir künftig einen Adel haben ſollen oder nicht, ob der Adel unſerer ſocialen Entwicklung von Nutzen geweſen oder nicht, ob er unſer Nationalgefühl gedrückt oder erhoben hat? Alle die Reden der Stahl, Gerlach, Dahlmann hört man mit Theilnahme in jedem Converſationslokal an; auf dem Theater figuriren ſie aber ſchon ſeit Iffands, Großmanns, ja ſeit Holbergs Zeiten. Nur iſt der Unterſchied: in der Unterhaltung und auf dem Theater ließ ſich der Adel, ſelbſt dazu herzlich lachend, Dinge ſagen, über die er neulich auf der Tribüne außer ſich gerieth. Ich erinnere an das Wortſpiel von der Königsmauer, das in allen geſelligen Kreiſen hier wie Scheidemünze curſirte und nirgend Anſtoß gab. — Was nicht alles Anſtoß gibt in einer aufgeregten Zeit! Unſere Stadt, und wahrſcheinlich viele mit ihr, wenigſtens nach ihr, fühlen plötzlich, als ſie ihnen genommen werden ſoll, das unſchätzbare Gut der Stein'ſchen Städteordnung. Sie wollen ſie ſich nicht nehmen laſſen um der neuen Gemeindeordnung willen, die noch nicht einmal auf dem Papiere beſteht, geſchweige denn daß ſie ſich ſchon irgend bewährt hätte. Unſere Stadt iſt im Recht, und wer verargt es ihr, daß ſie durch ein großes Zweckeſſen ihre Anhänglichkeit an jener feſten Errungenſchaft bethätigt hat? Alle politiſchen Parteien nahmen an dieſem Feſte Theil. Auch das iſt gut. Auch die Miniſter, die geladen waren, kamen. Sie wollen nicht obſtinat an der von ihnen, oder vielmehr unter ihrer Firma ausgehenden Gemeindeordnung feſthalten. Das iſt noch beſſer.

(Fortſetzung folgt.)

London, November.

(Schluß.)

Der Garret-Maſter.

An einem Oefchen von der Art, welche in Deutſchland techniſch ein „Hund" heißt, und deſſen Rauch durch ein in die Wand über dem Kaminſims eingelegtes Rohr ſeinen Abzug hatte, ſaß Herr Tilburn, der Dachſtubenmeiſter, im Begriff ſeine Pfeife zu ſtopfen, bekleidet mit einem, keineswegs ſchneeweißen, aber ſtark geſtopften Hemde, groben Leinwandhoſen und ausgetretenen, von alten Stiefeln abgeſchnittenen Pantoffeln. Aehnlich gekleidet, wenn nicht vielmehr unbekleidet, drehte ein Burſche von ſiebzehn oder achtzehn Jahren das Rad einer wackeligen Drechſelbank und fertigte Pillenſchachteln, deren einige Dutzend neben ihm auf einem Brette lagen. Bei meinem Eintreten wendete er den Kopf und ſah mich an, die Augen hohl, das Geſicht bleich und hager. Auf einer Hobelbank, welche nebſt der Drechſelbank den Raum längs der beiden Fenſter ausfüllte, war der Platz eines Mädchens, das ein oder zwei Jahre älter ſeyn mochte als der Burſche und ſorgſam das auf gläſerne Schröpfköpfe in Firniß geſchriebene Wort: „Cupping" mit Blattgold belegte. Ihr vornämlich in einer zerriſſenen Mannsjacke beſtehender Anzug würde ſich für eine „ſchwarze Puppe" geeignet haben, wie ſolche in London über den Läden zu hängen pflegen, wo Lumpen gekauft werden. Das Haar ungeordnet, die Augen matt, die Wangen eingeſunken und die Lippen blaß, konnte doch das Geſicht in ſeinen regelmäßigen Zügen die Spuren verwiſchter Schönheit nicht verläugnen. Am andern Ende der Bank, in der rechten Ecke des Zimmers, polirte ein zwölf- oder dreizehnjähriger Knabe Einſatzrahmen für die Schröpfgläſer, während ein jüngerer Knabe in der linken Stubenecke auf dem Ende der Drechſelbank die Pillenſchachteln mit Etiketten beklebte und zwiſchen ihm und dem Drechsler ein kleines, in Lacken gehülltes Kind unter der Bank auf Hobelſpänen ruhig ſchlief. Nach den ferner unter beiden Bänken liegenden, zuſammengerollten, ſchmutzig braunen wollenen Decken zu urtheilen war hier die nächtliche Lagerſtätte der übrigen Familienglieder mit Ausnahme von Herrn und Frau Tilburn, zu deren Nachtruhe in Ermangelung einer Bettſtelle muthmaßlich die breite Strohmatraze nebſt wollener Decke diente, welche ich links von der Thüre an der Wand auf der Diele erblickte. — Sobald ich wegen der Urſache meines Kommens mich an den Dachſtubenmeiſter gewendet und ſeine Frau hörte, daß es ſich um eine Beſtellung im Werthe einiger Schillinge handle, trat ſie neben ihren Mann und gab mir durch Augenwinke zu verſtehen, daß ich meine Worte an ſie richten möchte. Ich that das um ſo lieber, da der Mann wie ſtumpfſinnig ausſah. Kaum aber hatte ich begonnen, ſo gebot er ſeiner Frau mit einem derben Fluche, ſich fortzuſcheren, beruhigte ſich indeß, als ſie unbekümmert ſtehen blieb und mir Beſcheid gab. Ehe ſie ausgeſprochen, kam ein etwa ſechsjähriges Mädchen in die Stube, im Vergleich zu den übrigen nett und reinlich gekleidet, in beiden Händen eine gewöhnliche Weinflaſche. Ich glaubte den Inhalt zu errathen und mich ſchon deßhalb nicht irren zu können, weil die Frau, das Geſpräch unterbrechend, mit einem Anfluge von Scham dem Kinde die Flaſche abnahm und raſch in ein Schränkchen ſtellte. Allein der Mann ließ ſie nicht gewähren, forderte ungeſtüm die Flaſche und meinte höhniſch, ſeine Frau habe keinen Grund, ihr eigenes Lieblingsgetränk ihm vorzuenthalten. Ohne eine Sylbe der Erwiederung, obwohl bebend vor Zorn, reichte ſie ihm das unglückſelige „Feuerwaſſer" und nach einem langen Zuge ſchnalzte der Mann behaglich mit der Zunge. — Der Zweck meines Beſuchs war erreicht: ich hatte einen Garret-Maſter und ſeine Häuslichkeit geſehen, erlegte den für die beſtellte Arbeit geforderten Betrag und habe die zum Abholen beſtimmte Friſt verſäumt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 300. Sonnabend den 15. December 1849.

— Per summa levis volat aequora —
— — tumidumque sub axe tonanti
Sternitur aequor aquis.

Virgil.

Eine Fahrt nach Kopenhagen.

Eine Reiſe nach Kopenhagen gehört jezt eben nicht zu den einladendſten Vergnügungspartien für einen Deutſchen. Der Groll über die beiden lezten Kriegsjahre iſt im ganzen däniſchen Volke noch zu allgemein und tief, als daß wir uns wieder recht behaglich unter demſelben fühlen könnten. Man betrachtet den gegenwärtigen Zuſtand nur als eine augenblickliche Waffenruhe und glaubt allgemein, daß im Frühling der Krieg von neuem beginnen werde. Dazu war die Jahreszeit keineswegs einladend zu einer däniſchen Reiſe. Die Oſtſee iſt niemals ein ſehr angenehmes Fahrwaſſer, im Spätherbſt aber entwickelt ſie oft einen ungemein tückiſchen Charakter. Freilich überwindet die gewaltige Kraft des Dampfes faſt immer ſiegreich das widerſpenſtige Element, das dem von demſelben ganz abhängigen Segelſchiff oft ſo viele Unannehmlichkeiten, Gefahren, ja ſelbſt den Untergang bereitet.

Es war ein düſterer Novembertag, der mir Alles grau in grau zeigte, als ich mich in Swinemünde nach der däniſchen Hauptſtadt einſchiffte. Brauſend ſtrich der Wind über die kahlen Stoppeln der Felder, und ſchon in weiter Ferne war das Rauſchen des aufgeregten Meeres zu hören; ein eigenthümlicher Ton, in ſeiner ſchaurigen Majeſtät mit keinem andern zu vergleichen. Ziſchend und ſchäumend tanzten die kleinen, unregelmäßigen, kurzathmigen Wellen einher, die der Oſtſee, dem rings eingeſchloſſenen Binnenmeer eigenthümlich ſind, und überfärbten oft das dunkle Grau des Waſſers ganz mit weißem Giſcht. Im ganzen Geſichtskreis ſah man keine feſte Grenze, keine ſcharfe Linie oder auch nur eine beſtimmte Farbe; ein Miſchmaſch von grau, braun, weiß, unaufhörlich in den verſchiedenſten Schattirungen wechſelnd, färbte Himmel, Erde und Waſſer, ſo daß man kaum unterſcheiden konnte, wo ſich dieſe Elemente trennten. Einer zahlreichen Familie mit mehreren Töchtern, die anfänglich die Fahrt mitmachen wollte, ſah das Ganze zu bedrohlich aus, und ſie fürchtete bei der widerſtrebenden See von der Seekrankheit zu ſtark ergriffen zu werden, ſo daß ſie vorzog, den Landweg über Kolding und Middelfare zu machen, wo man ſich nur über die beiden ſchmalen Belte überſetzen zu laſſen braucht. So waren ein däniſcher Kurier, ein junger däniſcher Bildhauer, der aus Rom zurückkam, ein Graubündner Conditorburſche und ich die einzigen Paſſagiere auf dem Schiff, das eine beträchtliche Menge Waaren in Kiſten und Ballen geladen hatte.

Welche Kraft der Dampf beſizt und von welch unermeßlicher Wichtigkeit ſeine Benutzung auch bei der Schifffahrt iſt, lernte ich hier wieder recht begreifen. Wirbelnd griffen die gewaltigen Schaufelräder in die Gewäſſer, und trotz der gegen uns anſtürmenden Wellen und Winde brach des Schiffes Kiel ſich ſicher ſeine Bahn. Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, bei heftigem conträrem Winde auf einem Dampfer zur See zu ſeyn. Wie furchtbar ſchäumt und ſpritzt es am Kiel! wie gewaltig iſt der Widerſtand der anrollenden Wellen, bis ſie ihre Durchfurchung geſtatten! mit welcher Kraft hauen die mächtigen Schaufeln in den weißen Giſcht, ſo daß die Schaumflocken, zu beiden Seiten des Verdecks hoch in die Luft ſpritzen! Oft liegt das Fahrzeug ſo auf einer Seite, daß das eine Rad nutzlos in der freien Luft herumarbeitet, während ſelbſt der Kaſten

Digitized by Google

des andern vom Waſſer bedeckt iſt, bis es dann wieder das Gleichgewicht findet und pfeilſchnell trotz Wellen und Wind ſeine Bahn verfolgt. So auch heute unſer Dampfſchiff, das wacker die tobende Oſtſee durchfurchte und uns bald mitten in die weite Waſſerwüſte brachte. Nichts war auf der ganzen Fläche zu ſehen; nur ein einſames Fiſcherboot tauchte in der Ferne auf und ab, bald wie von den Wellen begraben, bald hoch oben auf dem Rücken derſelben ſchwebend. Emſig kämpften die vier Männer in demſelben mit ihren langen Schlagrudern gegen die Wogen an, die ſie wohl weiter vom Lande abgebracht hatten, als ihre Abſicht geweſen. Es waren wahrſcheinlich mecklenburgiſche oder holſteiniſche Fiſcher. Ein hartes Gewerbe, oft mit unendlichen Beſchwerden verbunden. Es kommt vor, daß ein heftiger ungünſtiger Wind ſie trotz ihrer Erfahrung auf dem Meere ereilt, wo ſie dann oft viele Stunden, ja ſelbſt Tage lang umhertreiben, bis es ihnen gelingt die heimathliche Küſte wieder zu gewinnen. Im offenen Boote ſind ſie dann allen Unbilden des rauheſten Wetters ganz ohne Schutz preisgegeben, und dabei im ſteten verzweifelten Kampfe mit dem wüthenden Elemente. Oft geht ihnen der Proviant aus, und man hat Beiſpiele, daß ſolche vom Sturm weit in die See verſchlagene Fiſcher halb verſchmachtet von einem ihnen begegnenden Seeſchiff aufgenommen, ja ſogar als Leichen gefunden wurden; und dieß Alles um einige elende Fiſche zu fangen!

Wir ſezten trotz Sturm und Wetter unſere Fahrt ungehindert fort. Die Oſtſee war weit und breit wie ausgeſtorben, und auf dem ganzen Weg begegneten wir nur einem einzigen Seeſchiff. Mit gerefften Linnen, nur die kleinen Sturmſegel hoch oben am Maſte entfaltet, flog es unter günſtigem Winde mit der Schnelligkeit eines Seevogels durch die dunkle See. Es hatte etwas Schauerliches, wie das einſame Fahrzeug, wie von unſichtbarer Geiſterhand getrieben, in der einbrechenden Dämmerung daherſauste. Hoch oben am Maſte zeigte der kleine blau-roth-gelbe Wimpel, daß es zu Mecklenburg gehöre. Wir riefen es durch ein Sprachrohr an. Es war ein „Fruchtjager," der aus Meſſina kam und nach Petersburg wollte; widrige Winde hatten ihn ſo weit abgetrieben. Kleine, ſcharf gebaute, ganz zum Schnellſegeln eingerichtete Fahrzeuge ſind dieſe „Fruchtjager," die mit Südfrüchten oft in unglaublich kurzer Zeit von Sicilien in die Oſtſeehäfen fahren. Trotz des Sturmes, der das Schiff oft ganz vorüber oder zur Seite warf, kletterten einige Matroſen in den Tauen umher, ſo daß wir Nichtſeefahrer kaum begriffen, wie ſie ſich zu halten vermochten. Unſere däniſchen Matroſen aber lachten über unſere Verwunderung.

Da liegt „Kjöbenhavn," ſagte am andern Morgen noch in grauer Frühe der Steward der Kajüte, und wie ich, erfreut über dieſe willkommene Kunde, mich aus dem Halbſchlummer, in dem ich die Nacht verbracht, emporraffte, ſchimmerten mir aus dem Nebel die vielen Thürme der däniſchen Hauptſtadt entgegen. Schade daß es zu neblig war, um des Anblicks der Stadt ganz genießen zu können. Gerade vom Meere aus ſoll ſich Kopenhagen vortrefflich ausnehmen. — Die Landung war nicht angenehm, und ſowohl die Bootsleute als das Zollperſonal, das meine wenigen Reiſeeffekten ziemlich ſtreng viſirte, ließen mich fühlen, daß ſie keine beſondere Vorliebe für uns Deutſche hegen. Ueber eigentliche Grobheit oder Prellerei konnte ich übrigens nicht klagen, wie auch die däniſche Schiffsmannſchaft auf unſerem Dampfer ihren Deutſchenhaß nicht allzuſehr auf mich übertrug. Daß übrigens die däniſchen Matroſen zwar ſehr tüchtige, abgehärtete und muthige, dabei aber auch äußerſt rohe Menſchen ſind, das erfuhr ich auch dießmal wieder, wie ſchon oft. Unſere deutſchen Oſt- und Nordſeematroſen, obgleich ſie ſich auch ziemlicher Derbheit in Sitte und Auftreten rühmen können, ſind gegen dieſe däniſchen Seewölfe wahre Salonsmenſchen. Ueberhaupt ſind die untern Stände in Dänemark ſehr roh und in ihrer geiſtigen Bildung weit zurück. Die Bewohner der däniſchen Inſeln ſtehen indeſſen in dieſer Beziehung merklich höher als die Jütländer und die däniſche Bevölkerung von Nordſchleswig.

(Fortſetzung folgt.)

Die freien Jäger.

(Fortſetzung.)

Es war melancholiſch zu denken, daß der Mann in der Allongeperrücke da, gerade über dem Nachkommen, kaiſerlicher Majeſtät Geheimerath und Feldzeugmeiſter geweſen; daß der gemalte Ritter mit der großen Halskrauſe daneben einſt als des fränkiſchen Städtekollegiums Wortführer zu Regensburg die Politik des Reiches lenken geholfen. Wie betrübt wenig half das dem armen Schelm im Lehnſeſſel, mit den ungewichsten Klappſtiefeln und dem verſchoſſenen grünen Sergeröckchen! Die Menſchen, die nur in der Gegenwart ſchwimmen, kümmerten ſich nicht das allermindeſte darum; ſie, die an des Einzelnen Gefühlen, Erinnerungen, Anſprüchen lachend vorüberſtrömen, was zollten ſie dem vorkommenen Enkel für die Erbſchaft, die nicht in harten Thalern, ſondern im verblichenen Glanze begrabener Geſchlechter beſtand? — Nichts, gar nichts; ſie ſahen trotz all des erlauchten Brimboriums an

Digitized by Google

jener Wand in dem Beſitzer deſſelben, dem Patrizierſproſſen Ulyſſes von Sandrart, nichts weiter — als einen alten Narren.

Es war aber auch ein närriſcher Kauz, der alte Herr — ſo war man verſucht ihn zu nennen, obwohl er keineswegs alt war und höchſtens fünfzig Jahre zählte. Aber ſeltſamerweiſe prägt ſich ja Männern, welche ſich mit älteren Frauen verbunden haben, und Männern, welche ſich mit Alterthümern beſchäftigen, vor der Zeit das Ausſehen und die Haltung des Alters auf. Ulyſſes von Sandrart hatte all ſein Leben weiter nichts gethan als geſammelt. Die Sammelwuth ſtand ihm auf dem Geſicht geſchrieben, dem runzelvollen Geſicht mit der flachen Stirn, der ſpitzen Naſe und dem weit zurückweichenden Kinn, die ihm die Phyſiognomie eines Hamſters gaben. Er hatte ein bedeutendes Vermögen „verſammelt," und zwar keineswegs, um ſich jene dauernden Schätze zu erwerben, die nicht entwendet werden können, er hatte vielmehr entſchieden diejenigen vorgezogen, welche „der Roſt und die Motten freſſen." Von jenen Schätzen der erſtern Art hatte ſeine Beſchäftigung ihm nur einen großen Wuſt unſyſtematiſcher und zuſammenhangloſer Kenntniſſe eingetragen, die ſich in ſeinem Kopfe ſo mit ſeinen eigenen Ideen verflochten, daß er nie dahin gelangte, einen eigenen Gedanken auszuſprechen, ohne durch irgend einen Brocken Gelehrſamkeit dabei unterbrochen, confus gemacht und auf's Aergerlichſte gehindert zu werden. Es war als lägen unter dieſen grauen, ſpärlichen, nach allen Seiten auseinander ſtrebenden Haaren die Gedanken und die Reminiscenzen in fortwährendem Zank und Hader, als wachte eines immer eiferſüchtig über das andere, daß keines in die Welt hinaus gehe, ohne das andere mit ſich zu nehmen. Und ſo oft eines vom andern freizukommen und einmal allein in's Freie zu ſchlüpfen ſuchte, war das andere da und faßte und umſchlang es und ſtellte ihm boshaft ein Bein unter, bis ſie beide wie zwei wirr verſchlungene Ringer von den beredten Lippen des Herrn von Sandrart dem erſtaunten Zuhörer vor die Füße fielen.

„Ah, Herr von Hornſtein," rief, als Lothar eintrat, der Alterthümler freudig dem jungen Manne entgegen, „ſeyen Sie willkommen! — Aber daß Sie bei ſo viel Hitze — denn es iſt heute einmal wieder eine Hitze! Darüber hat man eine koſtbare Geſchichte von der Herzogin von Aiguillon, Sie wiſſen, der ausgelaſſenen Nichte Richelieu's, die ſich eines Tages bei ſolcher Temperatur auf's Bett gelegt hatte — Aber meine Tochter iſt da, und in Beziehung darauf hat Heinrich von Kleiſt ein wahres Wort geſagt, nämlich, man ſolle für Frauen und Männer ein eigenes Theater bauen; das Drama der Griechen würde nimmermehr die alles übertreffende Vollendung erreicht haben, wenn die griechiſchen Frauen in's Theater gekommen wären."

Lothar hätte in Verlegenheit ſeyn können, auf welchen Theil dieſer Rede er antworten ſolle, ob er Heinrich Kleiſt oder die Griechen oder die erhitzte Herzogin von Aiguillon dabei berückſichtigen müſſe; aber er kannte den alten Herrn, und ſo hielt er ſich an das Element der Rede, welches alle dieſe Gegenſtände mit einander in Einen Satz „verſchmolzen" hatte, nämlich die herrſchende Glut des Tages. — „Ich bin trotz der Hitze zu Fuße von Ellingen gekommen," ſagte er; „aber auf einem Umwege durch die Waldungen."

„Was machen Seine kaiſerliche Hochheit der Hoch- und Deutſchmeiſter? Ich habe immer gehofft, Sie würden einmal herüber kommen und meine Sammlungen anſehen." — „Er hat in der That den Vorſatz geäußert, aber der Drang dieſer lezten Zeit hat ihn von Morgens früh bis Abends ſpät in Anſpruch genommen." — „Ach ich kenne das! — dieſe öſterreichiſchen Prinzen haben wenig geiſtige Anregbarkeit; überhaupt, wenn ich mich lebendig in eine ſolche Fürſtenſeele hineindenke, ſo ſchaudert es mich. Jonathan Swift ſagt, Könige haben lange Arme, aber er wünſche, ſie hätten nur lange Ohren. — Unterdeß bereitet uns meine Tochter eine kühlende Schüſſel geronnener Milch, nicht wahr, Evchen?" — „Während Sie mir einen Theil Ihrer Schätze zeigen, lieber Herr von Sandrart?" ſagte Lothar. — „Wir wollen unſer heutiges Penſum gleich beginnen," verſezte der Andere. „Kommen Sie."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Der Landtag. — Geſchwornengericht. — Theater.

Der Landtag iſt eröffnet; die Parteien der Linken und Rechten halten ſich ſo ziemlich die Wage mit einem kleinen Uebergewicht der Rechten in der zweiten und der Linken in der erſten Kammer. Da die äußerſte Rechte zum großen Aerger der „freimüthigen" oder vielmehr frechmüthigen Sachſenzeitung gar keine und die entſchieden radikale Partei nur wenige Vertreter in den Kammern hat, ſo ließe ſich von dieſen Kammern wohl etwas hoffen, wenn die Regierung nicht in der deutſchen Frage einen Weg eingeſchlagen hätte, auf dem ſie in den Kammern auf keine Unterſtützung rechnen kann. Die Rechte wird für das Dreikönigsbündniß, die Linke größtentheils für die Frankfurter Verfaſſung Oppoſition gegen die jetzige Regierungspolitik machen,

Digitized by Google

und dadurch wird die Verständigung auch in andern Fragen erschwert und wahrscheinlich unmöglich gemacht werden. Mittlerweile werden sich aber die partikularistischen Tendenzen immer mehr abnutzen und wir werden durch die Gewalt der Umstände zum Bundesstaate gezwungen, den wir freiwillig nicht gestalten konnten, oder wir kommen vielleicht auf lange Zeit in das alte Elend der vormärzlichen Stellung des deutschen Vaterlands gegen das Ausland zurück. — In den letzten Tagen hatten wir hier die ersten Assisen in Preßangelegenheiten, die großes Interesse erregten, obgleich es meistens unbedeutende Fälle waren. Nur die eine Anklage war von Wichtigkeit. Es hatte nämlich ein nicht eben in Achtung stehender Literat im vorigen Jahre in einer Zeitschrift behauptet, daß der in Folge der Dresdener Unruhen im Jahr 1831 verurtheilte Advokat Moßdorf, der sich auf der Festung Königstein entleibt hatte, von der Behörde bei Seite geschafft oder wenigstens zum Selbstmord getrieben worden sey. In der eben so gewandten als würdigen Vertheidigung eines jungen Anwalts, Namens Plätzner, wurde das damalige gesetzwidrige und heimliche Justizverfahren gegen Moßdorf und die rücksichtslose Behandlung, die er kurz vor seinem Tode auf der Festung erfahren hatte, so bloß gelegt, daß die Geschwornen den Angeklagten einer bloß culposen Verleumdung schuldig sprachen, indem sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß jene nicht abzuläugnenden Thatsachen falsche Gerüchte und Verdächtigungen der Regierung erzeugen mußten, welche der Angeklagte ohne böse Absicht im Interesse der Wahrheit ausgesprochen haben könne. So wird jezt öffentlich ein Verfahren gerichtet, das die vormärzlichen Urheber längst vergessen glaubten, zugleich aber der Uebermuth verurtheilt, mit welchem jener Verleumder der Regierung zu Uebertreibungen und falschen Folgerungen vorgeschritten war. — Unser Belagerungsstand wird schwerlich mehr lange Zeit dauern. Er ist zwar von Anfang an nicht sehr fühlbar gewesen, aber jezt ist er jedenfalls ganz unnöthig, da keine Aufregung mehr vorhanden ist. Ein schlaffes Mißbehagen herrscht überall, und dieses wird nicht eher weichen, bis sich die allgemeinen Zustände einigermaßen consolidirt haben. Wer kann aber jezt mit einiger Zuversicht hoffen? Was kann, was wird uns der Frühling bringen? Bis dahin sucht man sich durchzubringen, so gut es gehen mag, in ernster Beschäftigung und zerstreuender Lust, die auf diesen Winter Jedem nach seiner Neigung reichlich geboten wird. Namentlich auf der Bühne wird der Dramaturg nicht eben vermißt, da unsere bedeutenden Künstler sich redlich bemühen, durch einsichtsvollen und guten Willen jene Lücke zu ersetzen. Wir bekommen oft die Meisterwerke unserer Klassiker zu sehen und jedesmal belohnt der Beifall eines zahlreichen Publikums den Fleiß unserer Künstler. Möge uns nur die Intendanz, der man gern nichts weiter zumuthen will, die Kräfte erhalten, die unsere Bühne zu einer der ersten Deutschlands gemacht haben!

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Der Toast auf den König.

Da wird das Fest durch einen Toast gestört: kein ungewöhnlicher, es ist die Gesundheit des Königs und der Königin, die in einem constitutionellen Lande, ja eigentlich in jedem, wo öffentliche Festgelage vorkommen, allen andern vorangehen müssen: es ist Observanz. Bei diesem Toaste bleiben nun Einige sitzen, auch Stadtverordnete, sagt die Anklage. Ein Ruf erfolgt: hinaus! hinaus! Eine Art Tumult entsteht, jedenfalls eine Störung des Festes. Ob nun Einige dem Ruf freiwillig oder unfreiwillig gefolgt, ob andere gravirende Umstände zugetreten sind, daß man schon vorher über die Wahl der Lieder, das Preußenlied oder das deutsche Vaterland, sich gezankt, ob General Wrangel und andere Autoritäten, erzürnt über diesen Angriff gegen die Schicklichkeit, das Lokal verlassen haben, lasse ich auf sich beruhen. Jede Partei gibt eine andere Darstellung, eine andere Erklärung. Aber das ist gewiß, daß die kleinliche Streitigkeit zu einer Debatte in der Stadtverordnetenversammlung, zu einer Anklage und Vertheidigung, zu einem Schriftwechsel zwischen den Behörden geführt, und das war nicht nöthig, das zeugt von einer krankhaften Stimmung, und daß wir noch sehr weit entfernt sind von einem gesunden constitutionellen Leben. — Wer zu einem Feste in dieser Zeit ging, wußte daß die Gesundheit des Königs und der Königin werde ausgebracht werden; er mußte sich also dem Gesetz der Sitte fügen, wenn er nicht von vornherein kam, um zu opponiren, um eine Demonstration zu versuchen. Das war hier schwerlich der Fall. Wer sich nicht fügte, beging eine Unschicklichkeit, es war ein Vergehen gegen die Gesellschaft selbst, der er sich angeschlossen. Es werden mannigfache Entschuldigungsgründe aufgeführt. Einzelne wollen die Observanz, die allerdings neu ist, wie unser ganzes politisches Leben, nicht gekannt haben, daß man bei Ausbringung dieser Toaste sich erhebe; andere sagen, sie haben bei der Gesundheit selbst gewiß aufstehen wollen, haben es aber nicht für nöthig gefunden, während der langen sie einleitenden Rede zu stehen, da ihnen dieß als eine Ehrenbezeugung nicht für den König und die Königin, sondern für den Redner gegolten, zu der sie sich gar nicht aufgelegt gefühlt; sie seyen aber aufgestanden, als der Ruf: hinaus! hinaus! erschallt. — Wie dem nun sey, wenn Alle sich erhoben, hätten die einzelnen Wenigen sich auch erheben müssen, nach dem Majoritätsgesetz, dem wir uns als constitutionelle Bürger unterworfen haben. Es war etwas ganz anderes, als wir noch ein absoluter Staat waren, wo das Individuum für sich selbst stand und dem Oberhaupt des Staates gerade nur die Ehre erwies, auf die es nach den Gesetzen Anspruch hatte, oder die jenes, nach seinen eigenen Principien, bei sich rechtfertigte. Damals konnte es einen Heroismus der Freiheit geben; der Einzelne mochte trotzen, auf die Gefahr hin, daß die Macht es ihm vergalte. Ein constitutioneller Bürger ist aus einem Individuum das Glied einer Kette geworden; er muß deren Bewegung mitmachen. Er kränkt nicht nur den, den er ehren soll, wenn er ihn nicht ehrt, sondern auch die Mitbürger, welche zu ehren beschlossen haben. — Aber wenn die einzelnen Wenigen es nicht thaten, hätten die andern Vielen weit klüger gehandelt, es zu übersehen. Das war eine Demonstration des Parteigeistes, die mit Fingern, Fächern und Schirmen auf die Sitzengebliebenen wies, die hinaus! schrie und nicht eher ruhte, bis die Uebertreter des Sittengesetzes gehorsamten oder sich entfernten. An derselben Tafel sprach der Minister des Innern Worte der Versöhnung. Jenes war kein Akt derselben, sondern eine neue Herausforderung. Wenn die demokratischen Mitglieder der Versammlung an der Tafel selbst aus einem Geist des Mißvergnügens und Uebermuths so handelten, wie sie gehandelt haben, so haben sie wenigstens nachher dießmal die Klügeren gespielt und nachgegeben. Statt auf ihr individuelles Recht zu pochen, haben sie in der Stadtverordnetenversammlung das Recht der Majorität anerkannt, und nur in den angegebenen Gründen eine Entschuldigung oder Rechtfertigung gesucht, daß sie nämlich den Respekt nicht verletzen, sondern nur nicht während einer langen Rede aufstehen wollen. Die Mäßigung, wenn auch nur eine politische, ist dießmal also auf ihrer Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr 301. Montag den 17. December 1849.

— All is not well:
I doubt some foul play!
Shakespeare.

Die freien Jäger.

(Fortſetzung.)

Der Alterthümler öffnete einen ſeiner Schränke und begann die merkwürdigen Gegenſtände, die er enthielt, ſeinem Gaſte vorzuzeigen und in ſeiner originellen Weiſe zu erklären. Lothar hatte — um es nur gleich zu ſagen — das Intereſſe für dieſe Dinge zum Vorwande ſeiner Beſuche bei dem alten Herrn genommen und nun ſeit vielen Wochen ſchon — denn Ulyſſes von Sandrart that alles Mögliche, um den Genuß, den er beim Auskramen ſeiner Schätze empfand, in die Länge zu ziehen, und zeigte jedesmal nur einen kleinen Theil derſelben — mit unermüdlicher Geduld dem Geplauder des Sammlers gelauſcht. Heute jedoch ſchien der junge Mann mehr als je zerſtreut. Der Gegenſtand, der unter all dieſen Dingen für Lothar allein Werth hatte, wollte noch immer nicht zu Tage kommen und ſeine Spannung, ob er ihn entdecke, war mit jedem Tage geſtiegen. Er überlegte deßhalb jezt endlich im Stillen bei ſich, ob es nicht das Einfachſte und Beſte ſey, wenn er den alten Herrn geradezu darnach frage.

Um die Abſicht Lothars zu erklären, müſſen wir, trotz des äußerſten Widerſtrebens, eines Verdachts Erwähnung thun, der leider auf den Leumund des harmloſen alten Mannes einen kleinen Flecken geworfen hatte. Denn ſo wenig man auch geneigt war, dadurch das vortreffliche Gemüth des guten Ulyſſes irgend in Frage zu ſtellen, ſo feſt und zuverſichtlich behaupteten doch ſeine näheren und ferneren Bekannten, wenn ſie unter vier Augen waren, daß er einige male, in Fällen, wo er weder durch Geld noch gute Worte ſeine Sammlerwuth zu befriedigen Hoffnung gehabt, kein Mittel verſchmäht, um ſich des Gegenſtandes ſeiner Leidenſchaft zu bemächtigen — auch das nicht, den Gegenſtand heimlich in ſeine Taſche gleiten zu laſſen.

Lothar wußte das, und was ihn urſprünglich nach Sandſee geführt, was er ſuchte unter den Schätzen des Sammlers, das war eine wichtige, dem rechtmäßigen Beſitzer, wie er glaubte, von Sandrart entwendete Urkunde. Aber ſo genau er ſich auch mit all der kleinen fahrenden Habe des Alterthümlers bekannt zu machen ſuchte, ſo geduldig ausharrend er auch den verworrenen Weisheitsſprüchen deſſelben lauſchte, die Urkunde wollte nicht zum Vorſchein kommen. Und doch ſteigerte jeder Tag, an dem Lothar eine neue vergebliche Wanderung nach Sandſee angetreten und Abends troſtlos heimgekehrt, ſeine Spannung, jeder Tag machte ihm dringender nöthig in den Beſitz der Urkunde zu kommen. Er mußte jezt endlich etwas erſinnen, was ihn auf anderem Wege zum Ziele führte. Und heute, ſchien es, wollte der Zufall ihm dabei entgegen kommen.

Der Alterthümler nahm aus einer verſchloſſenen Lade einen kleinen, mit zierlichem Schnitzwerk bedeckten Schmuckkaſten aus Sandelholz, der in ein Stück blauer verblichener indiſcher Seide gewickelt war und von dem alten Herrn mit großer Behutſamkeit geöffnet wurde. Ein ſtarker, aus dem Duſte jener Holzart und aus Moſchus gemiſchter Geruch ſtieg daraus empor.

„Jezt will ich Ihnen eines meiner beſten Stücke zeigen," ſagte der Alterthümler, indem er dem Fenſter

Digitized by Google

näher trat, um Lothar den Gegenſtand, den das Käſtchen enthielt, in beſſerem Lichte ſehen zu laſſen. — In dem Behälter lag eine ſcheußliche kleine Mißgeburt; es war ein indiſches Götzenbild aus feiner emaillirter Metallarbeit, ein Geſchöpf mit einem unförmlich dicken, aus einem Stein geformten Bauche, der auf zwei ſpindeldürren untergeſchlagenen Beinchen ruhte, einem zähnefletſchenden Hundekopfe und ſechs langen magern, kammartig neben einander ſtehenden Armen. Was hauptſächlich daran zu bewundern ſchien, war die feine emaillirte Metallarbeit.

„Das iſt ein großer Schatz!“ ſagte Lothar, in hohem Grade erſtaunt. — „Es iſt ſehr ſelten,“ rief der Alterthümler, „ſehr merkwürdig. Der Hundekopf deutet offenbar auf den egyptiſchen Gott Anubis. Da das Ding aber, wie ich beſtimmt weiß, aus Indien, aus einem indiſchen Tempel herſtammt, ſo beweist es, daß der Hundekultus — ſchon Strabo hat eine Stelle darüber, aber die neueren Forſchungen —“ — „Sehen Sie denn nicht,“ unterbrach ihn Lothar, „daß die beiden Augen zwei dicke runde, außerordentlich helle Perlen ſind, und daß dieſer Stein, aus dem der Leib des kleinen Scheuſals beſteht, ein zwar ſchlecht geſchliffener, aber darum nicht minder koſtbarer Edelſtein iſt? Das Kleinod iſt mindeſtens zehntauſend Reichsthaler werth!“ — „Larifari — Poſſen — der Stein iſt nicht fünf Groſchen werth!“ fiel Herr von Sandrart heftig ein. — „Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr von Sandrart, ich verſtehe mich auf Steine. Mein Vater hat viele Edelſteine aus Indien mitgebracht und auf mich eine beſondere Theilnahme daran vererbt.“ — „Ach was wißt ihr jungen Leute! — Für einen Sammler wie mich hat das Ding Werth, großen Werth, ſonſt gar keinen, verſtehen Sie mich? gar keinen!“

Der Alterthümler ſagte dieß mit einer faſt beleidigenden Heftigkeit und ſchloß raſch das Käſtchen wieder. — „Weßhalb ſträuben Sie ſich ſo, einen Schatz zu beſitzen? Ich bitte Sie, zeigen Sie ihn einem Juwelier, und wenn er ihn nicht wenigſtens auf 15,000 Gulden ſchätzt — —“ — „Laſſen wir es, laſſen wir es!“ fiel Sandrart ihm in die Rede; „lieber ließe ich mich hängen, als daß ich ein ſolches Stück zum Juden brächte!“

Lothars Auge ruhte mit ſcharfem, forſchendem Blick auf der Phyſiognomie des Mannes. Er glaubte zu durchſchauen, was in der Seele des Alterthümlers vorging, der ſich mit ſolchem Eifer dagegen ſtemmte, ſeinem Kleinod einen Geldwerth beigelegt zu ſehen. Lothar war entſchloſſen, den Gegenſtand nicht ſo bald fallen zu laſſen. — Herr von Sandrart hatte ſeinen kleinen Sandelholzſchrein raſch wieder verſchloſſen und griff zu einer Bronzeſchale von ciſelirter florentiniſcher Arbeit; aber Lothar legte die Hand auf ſeinen Arm. „Woher haben Sie es?“ fragte er den Alterthümler. — „Die Schale? aus der Auktion der Holzſchuerſchen Sammlung in Nürnberg —“ — „Ich meine das Götzenbild.“ — „O das Götzenbild! — ach ärgern Sie mich nicht länger mit dem Ding! — ich mag nichts davon hören — es iſt mir widerwärtig. Aus dem Holzſchuerſchen Kabinet, dem bedeutendſten, welches Nürnberg, die wahre Stadt der Sammler, denn ſchon Regiomontanus ſtiftete dort — —“ — „Seyen Sie mir nicht böſe, lieber Herr von Sandrart, aber ich intereſſire mich in dieſem Augenblicke für das Kabinet Holzſchuers, für Nürnberg und Regiomontanus weniger; ſeyen Sie offen gegen mich: es hängt vielleicht Ihr, Eva's und mein Glück davon ab, daß Sie mir offen antworten: das Götzenbild hat einſt dem wilden Haßbeck gehört — iſt es ſo oder nicht?“

Das Geſicht des Alterthümlers überzog eine leichte Bläſſe. Aber gleich darauf gefaßt, antwortete er: „Was wiſſen Sie vom wilden Haßbeck?“ — „Mehr als ich Ihnen in dieſem Augenblicke erklären kann,“ verſetzte Lothar. „Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen,“ fuhr er fort, indem er ſeine Hand mit krampfhaftem Druck auf die Schulter Sandrarts legte. „Vertrauen Sie mir das Götzenbild an; ich will Ihnen innerhalb vierzehn Tagen dafür die baare Summe von zehntauſend Thalern auszahlen; aber als Preis meiner Vermittlung bei dieſem Handel bedinge ich mir aus, daß Sie mir jeden andern Gegenſtand, den Sie aus dem Beſitze jenes unglücklichen Mannes an ſich gebracht haben, ausliefern — jeden, auch den geringſten, und wäre es auch nur ein bloßer Streifen Papier.“ — Sandrart ſchüttelte heftig den Arm des jungen Mannes ab. — „Herr von Hornſtein,“ ſagte er, „Sie mißbrauchen die Freundlichkeit, womit ich auf Ihre Bitte Ihnen meine Sammlungen zeige.“ Er warf heftig alle Schiebladen des Schrankes zu und ſchloß raſch die Thüren deſſelben.

„Sie wollen nicht — Sie wollen lieber warten, bis ein Haufen der Feinde, die Franken überſtrömen, Ihren Schatz Ihnen raubt? Sie wollen lieber ſich wegen der Noth der Zeit von Ihrer Tochter trennen, als —“ — „Von meiner Tochter trennen! — wer denkt daran?“ — „Sie ſelbſt ſagte mir —“ — „Larifari!“ — Herr von Sandrart legte die Hände auf den Rücken und ging, indem er die Melodie eines alten Liedes pfiff, in ein anderes Zimmer.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Fahrt nach Kopenhagen.

(Fortsetzung.)

Kopenhagen, wo die trauliche Wohnung eines Bekannten mich bald aufnahm, ist eine größtentheils regelmäßig gebaute, ansehnliche Stadt mit vielen sehr stattlichen Häusern, großartigen öffentlichen Gebäuden, freien Plätzen und anmuthigen Umgebungen. Nur das furchtbar schlechte Steinpflaster paßt mehr für eine armselige Landstadt als für die glänzende dänische Capitale. Sonst hat dieselbe ganz den Charakter einer großen Stadt. Das Getriebe des Handels vereint sich aber hier mit dem Glanz einer Residenz, so daß nirgends ein bestimmtes Gepräge zu scharf hervortritt. Man begegnet eben so viel Schleifen mit Waarenballen als glänzenden Equipagen; man sieht viele beschäftigte Arbeiter, Lastträger, eilig rennende Handlungsdiener mit Paketen unter dem Arm, neben galonirten Livréedienern, eleganten Offizieren, hohen Hof- und Civilbeamten, die Brust mit blitzenden Orden bedeckt. Eben so stellt sich der Hafen dar, wo das stolze Linienschiff nicht weit vom schmutzigen Grönlandsfahrer, das Kanonenboot neben der aus Ostindien zurückgekehrten Handelsbrig liegt. Diese bunte Mischung aller Stände und Berufsklassen gibt dem Straßenleben viel Mannigfaltigkeit und macht es für den Beobachter sehr interessant.

Kopenhagen vertritt ganz Dänemark, alle Intelligenz, alle merkantilische wie industrielle Thätigkeit dieses Landes finden hier ihren Hauptvereinigungspunkt. Mehr noch als Paris in Frankreich herrscht Kopenhagen mit unumschränkter Macht im dänischen Reich. Eine Hauptstadt von 120,000 Einwohnern in einem Lande, das, Schleswig und Holstein abgerechnet, kaum zwei Millionen Menschen zählt und keine zweite irgend bedeutende Stadt besizt, muß sich wohl unbedingte Geltung verschaffen, und die beiden lezten Kriegsjahre haben dahin gewirkt, dieselbe noch zu erhöhen. In materieller Beziehung hat Kopenhagen durch den Krieg ungemein gewonnen, während das übrige Land sehr weit herabgekommen ist. Dieser materielle Vortheil der Stadt war zwiefacher Art. Einmal ist ihre Handelsthätigkeit durch den Krieg ungemein erhöht worden; er ist nie so lebhaft gewesen wie eben jezt. Hamburg-Altona, Kiel, Flensburg, Lübeck, Rostock trieben früher ziemlich lebhaften Handel mit den dänischen Inseln und Jütland und waren bei vielen Artikeln gefährliche Concurrenten für Kopenhagen. Damit hatte es während des Kriegs, wo ja kein deutsches Schiff sich sehen lassen durfte, ein Ende. Die Hauptstadt war jeglicher Concurrenz entledigt und konnte zu ihrem großen Vortheil den ganzen Handel Dänemarks fast ausschließlich besorgen. Konnten doch die zehn bis zwölf Kriegsschiffe des kleinen Dänemarks die Handelsflotte von ganz Deutschland zwei Jahre lang von allen Meeren vertreiben, Dank unserer elenden Seerüstung, für die bisher nicht das mindeste gethan worden war, und für die, wie die Sachen jezt stehen, auch ferner nichts gethan werden wird. Diese abgerissenen Handelsverbindungen werden sich so leicht nicht wieder anknüpfen, und auch nach geschlossenem Frieden wird Kopenhagen somit großen Nutzen von dieser Kriegszeit haben.

Ein zweiter Vortheil für Kopenhagen erwuchs daraus, daß das ganze Landheer und die Flotte fast allein in der Hauptstadt ausgerüstet wurden. Hier befinden sich alle Arsenale für Flotte und Armee, und in denselben herrschte in den lezten zwei Jahren große Thätigkeit, wobei die Stadt natürlich viel gewann. Zwar muß Kopenhagen nicht wenig von den ungeheuern Kriegskosten aufbringen, durch welche die dänischen Finanzen auf's Tiefste zerrüttet wurden, und der außerordentlichen Steuern gibt es hier jezt aller Art. Aber man konnte sich doch damit trösten, daß all dieses Geld größtentheils wieder der Stadt selbst zu gute kam und Tausenden von Händen in derselben reichlichen Verdienst gab. Die armen Provinzen dagegen mußten zahlen und immer zahlen, ohne daß ihnen von den Vortheilen des Kriegs das mindeste zu Theil wurde; namentlich das unglückliche Jütland, das so viele deutsche Truppen zu ernähren hatte, und dabei fortwährend die sehr bedeutenden dänischen Kriegscontributionen entrichten muß, hat unendlich gelitten und sein ganzer Wohlstand ist auf Jahrzehnte vernichtet. — In Kopenhagen herrscht daher auch noch große Kriegslust, während man sich in den Provinzen, vor allen in Jütland, aufrichtig nach Frieden sehnt. Da aber die Hauptstadt in jeder Beziehung das ganze Land beherrscht, so ist es leicht möglich, daß die Kriegspartei die Oberhand behält. Dazu kommt der gewaltige Nationalstolz der Dänen. Derselbe artet oft in die lächerlichste Selbstüberschäzung aus; es liegt ihm aber doch eine gewisse trotzige Kraft, ein herausfordernder Muth zu Grunde, und von ganzem Herzen wünschte ich, daß wir Deutschen etwas davon bekommen hätten.

Abgesehen von diesen materiellen Vortheilen und der Befriedigung des Nationalgefühls, die darin liegt, daß Dänemark zwei Jahre lang ganz Deutschland die Spize geboten, hat der Krieg in Kopenhagen viel Trauer verbreitet. Es gibt wohl wenige Familien, die nicht einen Sohn, Bruder oder Freund in den blutigen Kämpfen verloren haben. Die Gefechte

Digitized by Google

beim Dannewirke und bei Düppel, bei Kolding, Gudsoe und Fridericia haben sehr viele Opfer auf dänischer Seite gekostet. Namentlich sind unverhältnißmäßig viel Offiziere geblieben, da diese, wie man ihnen zu ihrer Ehre nachrühmen muß, ihren oft nicht allzu kampflustigen Soldaten mit großem Muthe, ja oft mit wahrer Todesverachtung vorangingen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Der Toast auf den König. — Die goldene Kette.

Als Symbol hat die verdrießliche Angelegenheit eigentlich allein Wichtigkeit. Ungezogenheiten kommen, wie überall im Leben, so besonders in aufgeregten Parteizeiten vor. Einen Umschlag eigener Art zeigt es nun, wenn man über eine so kleine Ungezogenheit, Fahrlässigkeit oder Opposition so außerordentlich aufgebracht seyn kann, und wenn das Publikum dieß natürlich findet. Und in derselben Stadtverordnetenversammlung, wo, es ist noch nicht ein Jahr her, kühne Beschlüsse durchgingen, die heut geradezu revolutionär klängen, und wo sich noch eben ein fast einstimmiger Sinn manifestirt hat, bei dem alten Rechte fest zu halten und an den errungenen Freiheiten, in dieser Versammlung sehen jene gravirten Mitglieder sich gedrungen eine Entschuldigung vorzubringen, die vielen nur wie eine Ausflucht erscheint. Was sie ist, ist gleichgültig, das Faktum, das Bedeutung hat, ist, daß sie sich gedrungen fühlten, sich überhaupt zu entschuldigen. Wir hätten uns nicht verwundert, wenn sie erklärt hätten: wir sind freie Männer, zu thun und zu lassen, was uns beliebt, soweit wir den Gesetzen gehorchen. Diese schreiben nichts davon vor, daß man bei einem Toast auf den König aufsteht, also handelten wir am 19ten wie uns gerade zu Sinn war. Sie fühlten aber, daß diese Freiheit vor einem andern moralischen Druck verschwunden sey. Dem Philisterium der alten Loyalität schien aber die Sache so wichtig, daß sie schon dichteten, die betreffenden Mitglieder der Commune hätten in Folge der Begebenheit sich bewogen gefunden ihr Mandat niederzulegen. — Und auch damit hatte die Sache noch kein Ende. Die Sitzengebliebenen behaupten, unter denen, die das gebieterische: hinaus! ihnen zugeschrieen, seyen auch verschiedene städtische Beamte gewesen. Also hätten Diener gegen ihre Herrn, Stadtverordnete und Stadträthe, sich erfrecht, sie zur Thür hinauswerfen zu wollen. Das wäre wohl die komischste Seite, wenn es darüber zu einer Untersuchung kommen sollte, und Demokraten sich aristokratisch und büreaukratisch in die Brust würfen wegen beleidigter Autorität. Im übrigen meinen wir, wer dort als zahlender Gast zugegen war, war es eben nur als freier Mensch, seine sonstigen Dienstrücksichten hinter sich lassend; er müßte denn — mit der goldenen Kette erschienen seyn.

Diese goldene Kette spielt bekanntlich in jüngster Zeit eine bedeutende Rolle. Naunyn, der Oberbürgermeister, war mit der goldenen Kette beim Erinnerungsfest am 9. November erschienen. Ich verdenke es der Demokratie nicht, daß sie ihm das nicht vergeben will, ich verdenke es aber denen, welche dieses Erinnerungsfest in den — ich sage nicht Frieden, aber in den kaum gedämpften Streit warfen. Kann man sich denn nicht eines Sieges freuen, ohne den Ueberwundenen bei jeder Gelegenheit das Schauspiel ihrer Demüthigung zu geben? Das ist bei barbarischen, oder halb wieder in die Rohheit zurückgefallenen Völkern in der Ordnung, nicht bei civilisirten. Die Irländer hat vieles unglücklich gemacht, nichts aber reißt so die alten Narben wieder auf, als die cannibalischen Feste der Orangemen, mit denen sie alte, blutige, gräßliche Bürgerkriege und Schlachten der katholischen Nationalpartei in Erinnerung bringen. Diese lassen es dann an Gegendemonstrationen nicht fehlen. Und möchte man uns auf denselben Standpunkt versetzen? Soll das so fortgehen, daß wir das Fest der rettenden That feiern, damit die Demokraten alljährlich das Robert Blumfest feiern? Blast euch nur an zu gegenseitigem Hasse! das ist der rechte Weg zur Versöhnung, zur Festigung der Verfassung. — Die goldene Kette war dabei sehr unschuldig, auch der Bürgermeister Naunyn, auch das ganze Magistratskollegium. Schwäche ist des Fleisches Erbtheil. Wer einst die Geschichte unserer Revolution schreibt, wird eine harte Aufgabe haben, wenn er auch die Geschichte der Corporationen und Collegien schildern will. Mein Gott, wir waren ja Kinder in der Politik, um nicht losgelassene Sklaven zu sagen. Die Vormünder, die uns so geizig gehalten, daß sie uns fast den Anblick des Geldes entzogen, mußten plötzlich die vollen Kisten vor uns ausschütten, und wir griffen spielend in die Schätze, sie verschleudernd, bevor wir den Werth der einzelnen Geldstücke kannten. Und wenn der einzelne Mensch nicht charakterfest blieb beim Hin- und Herwogen der Fluth', wie möget ihr es von Corporationen fordern mit so vielen Köpfen! und diese Köpfe wechseln so oft! Unser Magistrat hat sich freilich nie besonders stark gezeigt, aber eine gewisse Richtung hat er nicht verlassen, er wich nur den stärkern Umständen. Nach dem 9. November war er die erste Behörde, welche sich durch ein entschiedenes Programm für die Schritte der Krone und gegen die Nationalversammlung aussprach. Dazu gehörte damals noch Muth, und der Schritt hat ungemein gewirkt. Der Berliner Magistrat kann zu seiner Ehre noch immer Vergleiche aushalten, gewiß zum Beispiel mit dem Wiener Gemeinderathe.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 302. Dienstag den 18. December 1849.

Naves maris principes tui in negociatione tua; et repleta es, et glorificata nimis in corde maris.

Ezechiel.

Eine Fahrt nach Kopenhagen.

(Fortsetzung.)

Man sieht in den Straßen von Kopenhagen sehr viele Damen in tiefer Trauer, und manches schöne Frauenantlitz trägt den Ausdruck des tiefsten Schmerzes in den feinen Zügen. So sah ich ein trauerndes schönes Schwesterpaar, zwei wirklich ausgezeichnete Gestalten, und mein Führer sagte mir, sie haben in Schleswig ihren einzigen Bruder und ihre beiden Verlobten verloren. Auch im „Holm," wie all die meist von Seeleuten bewohnten Hafenanlagen heißen, befinden sich viele Wittwen und Waisen von dem für die Dänen so verhängnißvollen Tag von Eckernförde her. Hier ist recht eigentlich die Kriegslust zu Hause, hier herrscht nur der Gedanke, im künftigen Jahre mit der Flotte einen derben Streich zu führen, um die Eckernförder Schmach zu rächen. Tüchtige abgehärtete Seeleute, die sich den Besten der Erde gleichstellen können, sind die Kopenhagener Holmmatrosen, und wären der Christian VIII. und die Gefion ganz mit solchen bemannt gewesen, so wäre uns der Sieg ohne Zweifel schwerer geworden. So bestand aber nur die Hälfte der Bemannung aus tüchtigen Matrosen; man hatte aus Mangel an denselben viele ungeübte Leute an Bord nehmen müssen, und dieß gereichte den Dänen zum Unheil. Die Holmmatrosen sind ein eigenthümliches Geschlecht. Die Knaben sind seit vielen Generationen Matrosen, oder Schiffszimmerleute, oder Arbeiter in den Seearsenalen; die Mädchen heirathen fast immer nur Seeleute. Hier ist Alles von wüthendem Haß gegen Deutschland beseelt, und sogar einige Knaben, die mich zufällig deutsch sprechen hörten, riefen mir drohend ihr beliebtes „deutscher Hund" nach, während die älteren Matrosen und Arbeiter lachten.

Die Flotte liegt jetzt größtentheils abgetakelt und unter Winterdach im Hafen. Von größeren Schiffen zählte ich drei Linienschiffe, von denen aber nur eines völlig seetüchtig ist, und fünf Fregatten, ferner mehrere kleinere Fahrzeuge. Somit könnten wir es nöthigenfalls schon im nächsten Frühling zur See mit den Dänen aufnehmen. Außer unsern Kanonenbooten liegen in Bremerhafen drei große Dampffregatten, der Barbarossa, der Erzherzog Johann und die Hansa, und fünf Dampfcorvetten, Ernst August, Inka, Hamburg, Lübeck und Bremen, alle vollständig armirt, auf der Elbe eine Segelcorvette, „Deutschland," von 32 Kanonen, in Eckernförde die frühere dänische Fregatte Gefion, in Kiel der kleine Kriegsdampfer Bonin und ein bewaffneter Schoner, die „Elbe," in Stettin die Corvette Amazone und ein Dampfer, der preußische Adler. Aber vor allem müßte Einigkeit in Deutschland herrschen, und damit sieht es wieder sehr schlecht aus.

Die dänischen Schiffe genauer zu besehen, ward mir nicht gestattet, eben so der Besuch des Arsenals abgeschlagen. Im Arsenal soll sehr fleißig an neuen Kriegsrüstungen aller Art gearbeitet werden, wie man sich denn auch im Landheer auf jegliche Weise für einen neuen Krieg vorbereitet. An tüchtigen Offizieren beginnt es übrigens dem dänischen Landheer zu fehlen, da die beiden Kriegsjahre so manchen weggerafft haben und die Armee selbst beträchtlich verstärkt ist. Größeren Ueberfluß an Offizieren besitzt

Digitized by Google

die Flotte, da sich zu diesem Lieblingsdienst der Dänen von jeher eine Menge tüchtiger Leute gedrängt hat. Ich hatte Gelegenheit gefunden, einem dieser Flottenoffiziere, der beim Eckernförder Gefecht gewesen war, am Tage nach seiner Gefangennehmung in Eckernförde einen großen Gefallen zu erweisen, und dankbar erinnerte er sich dieses Dienstes, als ich ihm jezt in Kopenhagen auf der Straße begegnete. Ich nahm die Einladung in seine Wohnung zu einem Frühstück an, wobei er mich mit trefflichem Madeira, der zweimal die Linie passirt hatte, bewirthete und seiner liebenswürdigen Familie vorstellte; allein die Spannung zwischen Dänen und Deutschen drängte sich unwillkürlich zwischen uns ein und ließ es zu keinem angenehmen, unbefangenem Verkehr kommen. Auch machte mein Gastgeber gar kein Hehl daraus, daß er wie alle seine Kameraden von großer Kriegslust beseelt sey und nichts sehnlicher wünsche, als mit unserer jungen deutschen Flotte einen tüchtigen Strauß zu bestehen und an dieser die Eckernförder Schmach zu rächen.

Das Interessanteste, das Kopenhagen dem Fremden zu bieten hat, wenn nicht vielleicht Seeleute die Holmanstalten mehr anziehen sollten, ist das Thorwaldsensche Museum. Dieses allein schon ist für den Kunstfreund eine Reise hieher werth; es ist in seiner Art einzig. Das Aeußere des Gebäudes, das an den Palast Christiansborg stößt, ist nicht schön; man hält es eher für ein Nebengebäude des großen Schlosses, etwa zu Küche oder Keller bestimmt, als für einen Tempel, der die erhabensten Kunstschöpfungen unserer Zeit umschließt. Das Gebäude, errichtet von freiwilligen Beiträgen des ganzen dänischen Volks, das so seinen größten Sohn auf würdige Weise ehrte, enthält vielerlei; zuerst die reichen Sammlungen von Gemmen, Münzen, Alterthümern aller Art, Oelgemälden alter und neuer Schulen, welche Thorwaldsen in seinem langen Leben zusammengebracht und diesem Museum seiner Vaterstadt als ewiges Vermächtniß hinterlassen; dann viele Gypsmodelle von Thorwaldsenschen Arbeiten, die in allen Ländern Europs zerstreut sind; das Wichtigste aber sind die vielen Originalwerke des großen Künstlers. Vor seinem Basrelief, „der Alexanderzug," könnte ich stundenlang im stillen, bewundernden Anschauen stehen.

Noch befindet sich hier ein Museum für nordische Alterthümer und eine Menge anderer sehenswerthen Sammlungen aller Art; der Alterthümler und der Naturforscher finden hier den reichsten Stoff der Belehrung. Dänemark hat mehrere sehr unterrichtete, geistig hochstehende Regenten gehabt, die in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht viel für die Hauptstadt gethan haben. Auch die Universität soll gut besezt seyn und in ruhigen Zeiten viel wissenschaftliches Leben entwickeln. In den lezten kriegerischen Jahren hat sie freilich sehr gelitten; die Musen mußten den Waffen weichen. Sehr viele Studenten sind als Freiwillige in's Herr getreten und manche Epauletten-träger saßen vor zwei Jahren noch ruhig in den Kollegien. Eben so ist es aber im schleswig-holsteinischen Heere, wo viele ehemalige Studenten, Söhne des Landes, die beim Ausbruch des Kriegs in Kiel, Heidelberg, Bonn, Göttingen studirten, sich ihre Offizierspatente auf dem Schlachtfelde erworben haben. Von den Dänen wie von den Schleswig-Holsteinern wird dieser Krieg als Nationalkampf betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Die freien Jäger.

(Fortsetzung.)

Lothar sah Herrn von Sandrart mit düsterem Blicke nach; bei dem Benehmen des alten Herrn wäre ihm eigentlich nichts anderes übrig geblieben, als sein Jägerkäppchen zu suchen und sich auf den Heimweg zu machen. Aber Eva trat mit einer Platte voll Erfrischungen ein und er mochte sie durch eine Ablehnung nicht kränken; auch Herr von Sandrart sezte sich an den runden Tisch in seinem Wohnzimmer zu den jungen Leuten, und als ob er den Eindruck, den sein unfreundliches Benehmen hervorgebracht haben mußte, wieder verwischen wolle, begann er auf's neue seinen Gast in der überaus lebhaften Weise zu unterhalten, die ihm eigen war. Nachdem er so eine geraume Weile, lange genug, um einen Nervenleidenden um's Leben zu bringen, geplaudert, sagte er endlich mit besonders feierlichem Tone: „Hören Sie, Herr v. Hornstein, ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen; wollen Sie mir Schweigen geloben?" — „Das vollständigste, wenn Sie verlangen," versezte Lothar, gespannt aufblickend; „aber ich ahne, was Sie mir mittheilen wollen: ich bin durch einen Zufall auf die Spur eines Geheimnisses gekommen." — „Wäre es möglich!" rief Sandrart. — „Es scheint," fuhr Lothar fort, „es bereitet sich etwas vor, und zwar nicht weit von uns; ich hatte mir vorgenommen Sie darüber zu fragen; die Spur, die ich entdeckt, deutet auf ein großes, weitverbreitetes Netz." — „Richtig, richtig!" fiel Herr von Sandrart ein; „ein großes, weitverbreitetes Netz, das soll es werden; aber die Spur, welche Sie entdeckten, kann Ihnen nur durch den Amtmann geworden seyn." — „Allerdings; zwar nicht durch ihn selbst, aber—" — „Er ist der Einzige, dem ich etwas anvertraut habe. Ich will Ihnen aber meine ganze Erfindung mittheilen." — „Ihre Erfindung? Um was handelt es sich denn?"

Digitized by Google

Der Alterthümler ſchob ſeinen Stuhl dicht an den des jungen Mannes; dann raunte er ihm leiſe die Worte in's Ohr: „Um eine Dukatengeſellſchaft!“ — „Eine Dukatengeſellſchaft!“ rief Lothar verwundert aus, „was iſt das?“ — Der Alterthümler ſah ihn mit triumphirenden Blicken an. — „Was das iſt, lieber junger Freund? was das iſt? Das iſt ein Mittel reich zu werden für Jedermann eine Alchymie, zu der es weder eines Studiums noch koſtbarer Metalle, noch hölliſcher Beihülfe bedarf; ein Gedanke, der über alle Weisheit unſerer Weiſen, dieſe unpraktiſchen armen Teufel, von denen eigentlich nur der alte Seneca ein ganz tüchtiger klarer Kopf war, denn Seneca —“ — „Hinausgeht,“ fiel Lothar ihm in die Rede, um durch einen hülfereichen Ruck die abirrenden Gedanken des Alterthümlers wieder in ihr Geleiſe zu bringen. — „Ja wohl, und dieſe Dukatengeſellſchaft,“ fuhr Herr von Sandrart fort, „dieſe Idee, welche die Welt umgeſtalten wird, iſt meine Idee!“

„Sie können denken, wie geſpannt ich bin!“ — „Sagen Sie mir, lieber junger Freund, was wird bei dieſen ſtürmiſchen Zeiten, bei dieſer Revolutions- und Kriegsnoth in der Welt von den Menſchen mehr gefürchtet, als daß ſie ihr Vermögen, ihr Amt, ihr Brod verlieren? Und zweitens, was iſt überhaupt der tägliche Gedanke der meiſten Individuen, wenn nicht, wie ſie es erlangen können, ihre jährlichen Einkünfte um eine bedeutende Summe zu erhöhen?“ — „Das iſt ohne Zweifel ſehr richtig,“ verſetzte Lothar, der mit Vergnügen bemerkte, daß das Intereſſe an der Sache der Rede des alten Herrn eine ganz merkwürdige Klarheit verlieh. — „Nun wohl,“ ſprach Herr von Sandrart weiter, „für beide Fälle habe ich ein Mittel. Ich habe eine Bürgſchaft für den, der ſein Vermögen zu verlieren bangt, eine jährliche Rente für den, der nicht genug hat, ein Hülfsmittel für Alle; die Welt hat nichts weiter zu thun, als ſich in meine Dukatengeſellſchaft aufnehmen zu laſſen, und ihr iſt geholfen.“ — „In der That, wenn Ihre Dukatengeſellſchaft das alles hält, was Sie von ihr verſprechen, ſo verdienen Sie, daß die Nachwelt Ihnen ein Denkmal errichte!“ — „Sie wird es auch, mein Freund, ſie wird es auch!“ lächelte Sandrart, ſich vergnügt die Hände reibend. „Hören Sie nur, wie ich das Ding ausgeſonnen habe, und was zuvörderſt zu thun. Es tritt mir zuerſt eine Anzahl von Männern, ein Dutzend, nur ein halbes Dutzend bei. Dieſe Männer verpflichten ſich monatlich einen Dukaten in die Geſellſchaftskaſſe zu zahlen. Das Geld wird verzinslich angelegt. Unterdeß bemühen ſich meine zwölf Geſellen auch, ihre Freunde für die Geſellſchaft anzuwerben. Der erſte, welchen Sie — ich denke Sie mir als zum erſten meiner Jüngerkreiſe gehörend — alſo, der erſte, welchen Sie gewinnen, zahlt ebenfalls einen monatlichen Beitrag von einem Dukaten in die Kaſſe; der zweite jedoch zahlt ſeinen Beitrag von einem Dukaten an den, der ihn gewonnen hat; gewinnen Sie einen dritten, ſo zahlt dieſer an die Kaſſe, der vierte aber zahlt wieder an Sie. Haben Sie zwanzig angeworben, ſo erhalten Sie mithin zehn Dukaten monatlich; hundert von Ihnen gewonnene Mitglieder tragen Ihnen fünfzig Dukaten monatlich ein; können Sie mehr verlangen?“ — „Sicherlich nicht!“ lachte Lothar. — „Und wird es Ihnen ſchwer ſeyn,“ rief Herr von Sandrart, „hundert Mitglieder zum Beitritt zu gewinnen? denn jeder hat ja wieder dieſelbe Ausſicht, ſich durch andere Theilnehmer, welche er gewinnt, eine große, in's Unermeßliche ausdehnbare Rente zu verſchaffen. Was nun den ungeheuern Fonds angeht, den wir durch die monatlichen Einzahlungen in die Kaſſe werden zuſammenfließen ſehen, ſo wird jedes in das große Buch eingetragene Mitglied, welches ſein Vermögen, ſein Einkommen, oder nur einen Theil deſſelben verliert, daraus reichlich und voll unterhalten. Nur ihren monatlichen Dukaten haben ſolche verarmende Mitglieder nach wie vor unfehlbar zu bezahlen. Der monatliche Dukaten iſt der Grundpfeiler des Ganzen, der Mittelpunkt, um den ſich Alles dreht. Der Dukaten, ſehe ich voraus, wird durch dieſe meine Idee der Mittelpunkt der Welt werden.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Eine Fahrt im Prater.

Es war an einem ſtillen Sonntag Nachmittag zur hergebrachten Stunde zwiſchen zwei und drei Uhr, daß ich zum erſtenmale den Prater beſuchte. Der Himmel bedeckte ſich mit feuchtem Grau und die Näſſe vom Regen am Vormittag verſcheuchte die geputzten Leute von der Straße. Es war ſo leer und ſchweigſam jenſeits der Donau, daß der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen Werktag und Feiertag, zwiſchen Stadt und Vorſtadt mich verſtimmen mußte. So rollte der Wagen die breite Jägerzeile frei hinab, über den Kies hinweg und langſam in die große Allee des Praters hinein. Auch hier war es lebles, vielleicht wegen des trüben Wetters oder weil die Herbſtzeit nicht die „Saiſon“ iſt für Spazierfahrten. Es begegneten mir ein paar Reiter und wenig mehr als ein Dutzend Wagen; die Leute ſelbſt aber, welche hinter den geſchloſſenen Fenſtern ſaßen, ſchienen unter dem Eindruck meiner

Digitized by Google

Laune gedrückt und mißmuthig, wie das Novemberwetter. Nirgends Glanz, der sich hätte zeigen wollen, nirgends lustige Neugier, welche einen hastigen Blick mir zugeworfen hätte, überall Gleichgültigkeit, welche in die Wagenecke zurückgelegt sich mühsam entschloß den Kopf zu wenden. Auch die einzelnen Häuser, Gebäude und Buden, an denen ich vorbeikam, waren wie ausgestorben, die Läden vor den Fenstern geschlossen, und wo sonst die Sonntagslust lebendig verkehren mochte, Tisch und Bänke umgestürzt. Die Bäume standen kahl und verlassen, der Herbstnebel hatte sich an die finstern Stämme gelegt und träge Tropfen hingen an den Aesten. Ja es fehlte der Natur selbst an dem Humor eines kecken Herbstwindes, wenn sie im gutmüthigen Spott über die Vergänglichkeit der eigenen Frische und Farbe im herabgesunkenen Laube wirthschaftet und raschelt. Am Ende der Allee öffnet sich der Park, und man überblickt Wiesen im traurigen Grün des Herbstes und schmuckloses Buschwerk, welches den Hintergrund abschließt. Der Wagen kehrte um und die Rückfahrt bot dieselben Bilder, nur daß es in der Allee noch einsamer geworden war, als vorher. Bald erschien mir die Stadt wieder mit dem ragenden Stephansthurm, dahinter aber hing ein farbloser Regenschleier, durch welchen ein bleicher Sonnenstrahl mühsam und vergeblich einen Weg suchte, gleichsam ein schwächliches, zögerndes Vertrauen auf ein Hellerwerden. So brachte ich von dem ersten Besuch im Prater einen Kram von Gedanken nach Hause, welk und herbstlich, ohne das erquickende Leben eines einzigen warmen Sonnenblicks.

Wo waren sie, die fürstlichen Carrossen mit den edeln Thieren, vornehm gemessenen Schrittes? wo die Damen in gewählten Stoffen, das Auge stolz und herausfordernd, die Hand zum gnädigen Winke erhoben? wo die zierlichen Reiter, ehrgeizig auf das vornehme Geschlecht ihres Rosses und wetteifernd in edelmännischer Haltung? Wo war das gaffende Volk, welches am Wege stehen blieb, und gleichsam für das Schauspiel dankbar, die verklärte Welt im Wagen und im Sattel seine gnädigen Herren nannte? War es Träumerei gewesen, wie ich mir den Lustgarten Wiens vorgestellt? Trugen diese Bäume nie bunte schimmernde Lampen, um ihr Mährchenlicht auf ein wogendes festbegieriges Volk zu gießen? War dieß der Prater, von dem der heimgekehrte Nordländer mit Entzücken sprach, als hätte der Luxus hier seine ganze Tropenwelt entfaltet? Wohl war es der Prater, aber der Herbst ist hereingekommen und die Freuden sind vorbei.

(Schluß folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Der Teltower Bauernverein.

Ist doch sogar im Teltower Bauernverein eine Spaltung ausgebrochen. Und das war wirklich ein Kernbund von altmärkischer Kraft und Gesundheit, der seiner Zeit nicht wenig zur Rettung der Monarchie beigetragen hat. Die Bauern des Havellandes sind freilich keine Politiker, aber auch nichts weniger, als wofür man irrthümlich am Rheine unsere Landleute hält, stumpfe, servile Geschöpfe, die alles über sich ergehen lassen und gar vor dem Stock erschrecken. Der märkische Bauer hält auf sein Recht, wie nur irgend ein Mensch auf der Welt; er ist gegen jeden, der es ihm verkümmern könnte, argwöhnisch, vor allem gegen Edelleute und demnächst gegen die Prediger und Amtleute. Nur gegen Advokaten und Winkeladvokaten ist er nicht so mißtrauisch, und zu Prozessen läßt er sich um so eher von ihnen verleiten, als das eigentlich seine specielle Lust ist. Es ist daher thöricht zu glauben, daß er sich von den Pfarrern und Edelleuten verleiten ließ. Im Gegentheil, er griff außerordentlich bereitwillig beim Ausbruch der Revolution zu den neuen Rechten, welche sie ihm verhieß und gewährte. Was er davon im Sack hat, hält er auch fest, und es dürfte schon schwer werden nach dem neuen Jagdpolizeigesetz ihm die Flinte wieder abzunehmen, obwohl er eingesehen hat, daß seine unbedingte Jagdfreiheit ihm neben dem Vergnügen nur sehr ausrechenbaren reellen Nachtheil gebracht hat. Aber mit seinem praktischen Verstande hat er zugleich erkannt, daß er nicht noch mehr wollen dürfe, weil sonst andere hinter ihm kämen, die auch wollen würden, und zwar mit ihm theilen. Seitdem hat er sich schon den Gutsbesitzern genähert; er sieht ein, daß es gemeinsame Interessen gibt. Vor allem aber erwachte in ihm ein anderes Bewußtseyn, als die Revolution dem Könige an die Krone zu fassen drohte. — Er ist entschieden Royalist, aus sehr vielen Gründen; zuerst weil er sich nicht denken kann, wie die Welt ohne König bestehen kann, dann weil der König ihm so fern steht, und die Strahlen der Majestät nur wohlthätig wärmend auf ihn zurückstrahlen, endlich weil er sich wohl erinnert, was der Bauer in Preußen dem Könige verdankt, seine Freiheit, sein Eigenthum, seinen frei gewordenen Besitz. Er ist jetzt ganz gesichert, daß der Edelmann das ihm nicht mehr nehmen kann; darum scheut er sich auch nicht vor einem Bündniß mit dem Edelmann zu Gunsten des Königs. Er ist außerdem neidisch und mißgünstig gegen die Städter, namentlich die Großstädter, gestimmt, die so leicht verdienen, wie er meint, so faul und behaglich leben, so viel am Bauer gewinnen; und diese Städter sind Rebellen gegen den König! Habe ich das vielleicht schon bei einer andern Gelegenheit gesagt, oder Aehnliches, so schadet es nicht. Lassen Sie es immerhin stehen; es ist ganz gut, daß auch die, welche es schon lasen und wieder vergaßen, sich noch einmal daran erinnern.

Aus diesen Elementen ging der Teltower Bauernverein hervor zu einer Zeit der schwersten Krisen für die Monarchie. Es sey nicht behauptet, daß er aus dem Kopf von Bauern entsprang, aber seine Leiter hätten das mit gewöhnlichen demagogischen Künsten nie vermocht, wenn nicht der gute Stoff im Landvolk selbst dagewesen wäre. Sie verstanden diese Künste nicht, auch gab es bedeutende Redner weder unter den Bauern, noch unter Gutsbesitzern und Predigern; man half sich durch das Einverständniß in der Sache; man verschrieb auch wohl Männer, die anderwärts es gezeigt, daß sie die Gemüther zu bearbeiten verstanden. So feuerte in einigen dieser Versammlungen der bekannte Baron v. Seld, der sich früher als Mäßigkeitsapostel, eine Zeit lang auch für die Deutschkatholiken hervorgethan, durch erfolgreiche Reden die Bauern an, nicht durch oratorische Prachtstücke oder Verstandesreden, sondern indem er in den Gemüthern die Liebe und Pietät für König und Königshaus wieder zu entflammen bestrebt war. Man weiß, welche Erbietungen in der schlimmsten Zeit von den Landleuten und Gutsbesitzern aus dem Havellande und den benachbarten Kreisen an den König nach Potsdam ergingen für den Fall, daß die Nationalversammlung seine Krone ernstlich bedrohe. Man denke hier nicht an einen wilden Bauernhaufen, den wenige wohl disciplinirte Commandos Soldaten werfen und zerstreuen können; diese Bauern waren zum großen Theil selbst Soldaten gewesen, und wäre ein solches Heer gegen Berlin gerückt, so glaube ich, daß die Barrikaden und ihre Vertheidiger ihrer nachhaltigen Wuth schwerlich Stich gehalten hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 20. Dienstag den 18. December 1849.

[178] Als besonders werthvolle und nützliche

Weihnachtsgeschenke

verdienen folgende, jetzt vollständig erschienene Prachtwerke aus dem **Muquardt'schen** Verlage in Brüssel und Leipzig empfohlen zu werden.

Berghaus, die Landenkmäler aller Völker der Erde. In getreuen Abbildungen dargestellt und mit Hindeutung auf ihre Entstehung, Bestimmung und geschichtliche Bedeutung. (Nach Breton.) Ein Handbuch zur Erläuterung der allgem. Völkergeschichte. 2 prachtvolle Bände mit vielen Holzschnitten im Text und 150 Platten in Tondruck. 12 Rthlr.

Berghaus, die Völker des Erdballs, nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft und ihrer Eigenthümlichkeit in Regierungsform, Sitte, Tracht und Religion. 2 prachtvolle Bände mit 150 sehr sauber ausgemalten Abbildungen. 16 Rthlr. 20 Ngr.

Catlin, die Indianer Nordamerikas und die, während eines achtjährigen Aufenthaltes unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale. Nach der 5ten englischen Ausgabe deutsch herausgegeben von Dr. H. Berghaus. Mit 24 Aquarellgemälden. 1 prachtvoller Band. Royal-Oktav. 7 Rthlr. 10 Ngr.

Spanien und die Spanier, ihre Sitten, Trachten, Volkssagen und Legenden, Bau und Kunstdenkmäler, geschildert von E. von Cuendias mit vielen Zeichnungen, Holzschnitten, Aquarellen; ein mit vielem Kunstsinn ausgestattetes Prachtwerk. eleg. cartonn. 8 Rthlr. — eleg. geb. 8⅔ Rthlr.

Das Buch der Ritterorden und Ehrenzeichen. Geschichte, Beschreibung und Abbildungen der Insignien aller Ritterorden, Militär- und Civil-Ehrenzeichen, Medaillen ꝛc., nebst einer Auswahl der vollständigsten Kostüme. Ein Prachtband mit 98 sehr sauber ausgemalten Tafeln. Eleg. cartonn. 16 Rthlr. — in engl. vergold. Einb. 16 Rthlr. 20 Ngr.

Dasselbe, bessere Ausgabe, in Gold und Silber ausgeführt. Eleg. cartonn. 24 Rthlr. — in engl. vergold. Einb. 24 Rthlr. 20 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

[170] Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Lieder-Album

für die Jugend

von

Robert Schumann.

Preis 3 Thaler.

Dieses Werk wird sich durch Inhalt und äußere Ausstattung zu einem Geschenke besonders empfehlen.

Leipzig, den 15. November 1849.

Breitkopf & Härtel.

[183] So eben sind erschienen und durch alle soliden Musik- und Buchhandlungen zu haben:

Beethoven, 25 schottische Lieder f. 1 Singstimme mit Piano, Violine, Violoncelle obligat. Op. 108. Neue correcte Orig.-Ausg. 4 Lief. à 1¼ Thlr.

Bordogni, 24 nouv. Vocalises *faciles* et progressives avec Piano. Einleitung zu den berühmten 36 Vocalises. 2 Livr. à 1⅓ Thlr.

Flügel, Meeresstimmen, Metamorphosen, Carnevalslaune f. Piano. Op. 25 Nr. 2—4. à ⅔ Thlr.

Franck, 25 Variat. üb. eigenes Thema f. Piano. Op. 14. 1 Thlr.

Gumbert, 4 Duette f. 2 Singst. u. Piano. Op. 29. ¾ Thlr. — 5 Lieder f. Sopran oder Tenor mit Orchester oder Piano. 1⅔ Thlr.

Kücken, Volksmelodien frei f. Vocalquartett. Op. 53. 2 Lief. à 1 Thlr.

Liszt, Don Juan-Fantaisie p. Piano *facilitée*. 25 Sgr.

Tanz-Album für 1850 für Piano. n. 15 Sgr.

Berlin. **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

Blätter für literarische Unterhaltung.

[171]

Diese dem literarischen Publikum schon seit einer Reihe von Jahren vortheilhaft bekannte Zeitschrift erscheint **in der bisherigen Weise auch für das Jahr 1850** in wöchentlichen Lieferungen von 6—7 Nummern; der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.**

Leipzig, im December 1849.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

[184] Im Verlag von **H. R. Sauerländer** in **Aarau** sind folgende, zu

Weih- und Festgeschenken

vorzüglich geeignete Werke erschienen, die in allen guten Buchhandlungen vorräthig sind:

Stunden der Andacht.

(Von H. Zschokke.)

Ausgabe mit großem Druck in 8 Bänden
à 5⅓ Thlr. — 8 fl.
Dieselbe Ausgabe auf schönem Velin-Papier, geh.
à 6⅔ Thlr. — 10 fl.

Ausgabe in groß Median-Oktav, und zweispaltig gedruckt, vollständig in zwei Abtheilungen, à 3 Thlr. — 4½ fl.

Neue Ausgabe in Taschen- (Schiller-) Format in **10** Bändchen, geh. à 5⅓ Thlr. — 8 fl.
Dieselbe Ausgabe in **10** Bandchen, geh. auf Velin-Papier
à 6⅔ Thlr. — 10 fl.

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend. Söhnen und Töchtern gewidmet vom Verfasser der „Stunden der Andacht." Neue Ausgabe in zwei Bändchen mit Titelkupfern, geheftet à 1⅓ Thlr. — 2 fl.

Zschokke, H., **Familien-Andachtsbuch.** Aus den „Stunden der Andacht" umgearbeitet und zusammengeordnet von deren Verfasser. Ein Band in gr. 8. geh. à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Novellen und Dichtungen

von

Heinrich Zschokke.

Achte vom Verfasser selbst revidirte Ausgabe in **10** Bändchen, Taschen- (Schiller-) Format, geh. auf weißem Velin-Papier à 6⅔ Thlr. — 10 fl.

Zschokke, H. **Eine Selbstschau.** Vierte Ausgabe letzter Hand, in einem Band in Taschenformat, wie die „Novellen"; geh. auf sauberm Druckpapier à 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.; — auf schönem Velin-Papier à 1⅓ Thlr. — 2 fl.

—— **Genfer-Novellen.** Zweite vermehrte Ausgabe in Taschenformat, wie die „Novellen"; geheftet. à 1⅓ Thlr. — 2 fl.

—— **Aehrenlese.** 1r u. 2r Theil. Pandora. Die Rose von Disentis. Geh. à 2⅓ Thlr. — 3¼ fl. 3r und 4r Theil Lyonel Harlington. Geheftet. à 2 Thlr. — 3 fl.

---

[128] Bei **Kollmann** in Augsburg — **Neff** in Stuttgart — **Palm** in München — **Montag u. Weiß** in Regensburg — **Riegel u. Wießner** in Nürnberg und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Sehr interessante **Revolutions-Anekdoten** enthält:

Knallerbsen

oder: Du sollst und musst lachen.

256 Anekdoten der neuesten Zeit

und **39** Räthsel und Charaden zur Aufheiterung auf Reisen, bei Tafel und in geselligen Kreisen. Für Kaufleute, Künstler, Gelehrte und fürstliche Personen. Achte Auflage. Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

Mit Vergnügen wird man in diesem witzreichen Buche lesen und über die naiven Einfälle baucherschütternd lachen müssen.

Ueber **21,000** Exemplare wurden bereits davon abgesetzt.

Auch bei **Credner und Kleinbub** in Prag — **Hartleben** in Pesth — **Favarger** in Triest und **Gerold u. Sohn** in Wien vorräthig.

---

[186] In unserem Verlag ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jacobäa.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Franz Kugler.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 27 Sgr.

Das Drama, welches der als lyrischer Dichter und auf anderen Gebieten der Kunst und der Kunstwissenschaft berühmte Verfasser der Oeffentlichkeit übergibt, behandelt die merkwürdige Geschichte der Gemahlin des letzten Herzogs von Cleve-Jülich-Berg, deren Geist nach der Volkssage noch im Düsseldorfer Schloß umherwandelt und deren tragisches Geschick hier in dichterischer Fassung und Abrundung vorgeführt wird. Es ist die Darstellung eines zarten weiblichen Charakters, wie derselbe in ihren, bis jetzt nur zum Theil gedruckten Jugendbriefen erhalten ist, der, zwischen die Kämpfe der Parteien und der Intrigue geworfen, der untergehenden Dynastie zum Opfer fällt. Es ist der Untergang dieses alten Hauses und mit demselben, und durch ihn herbeigeführt, der Eintritt des neuen Herrscherhauses, des brandenburgisch-preußischen, das die alten Wunden des Landes zu heilen berufen ward.

Wir glauben auch durch die sorgfältige Ausstattung des Buches dasselbe zu einer willkommenen Gabe in der bevorstehenden Weihnachtszeit empfehlen zu dürfen.

Stuttgart, im Dezember 1849.

Ebner & Seubert.

---

[173]. Neu erschien so eben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Spiel und Liebe.

Eine Novelle.

von

Heinrich Koenig.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

---

[182] Bei **C. F. Winter**, Akademische Verlagshandlung in Heidelberg, ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Sophokles, von J. J. C. Donner. 2 Bände. Dritte neu bearbeitete Auflage. Schillerformat. Preis 1 Rthlr. 26 Ngr., 3 fl. 12 kr. rhein. oder 2 fl. 48 kr. Conv.-M.

In demselben Verlag erschien früher:

Aeschylus, übersetzt von Heinrich Voß, zum Theil vollendet von Joh. Heinr. Voß. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr., 2 fl. 42 kr. rhein. oder 2 fl. 15 kr. C.-M.

Euripides, übersetzt von J. J. C. Donner, 1r und 2r Thl. Preis jeden Bandes 1½ Rthlr., 2 fl. 42 kr. rhein. oder 2 fl. 15 kr. C.-M. Der dritte (Schluß) Band wird bald möglichst erscheinen.

---

[185] **Werthvolle Festgabe.**

Lieder von Dilia Helena.

Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.

2 Bändchen. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

In einer öffentlichen Beurtheilung dieser Lieder heißt es: „Seit lange ist uns keine Gedichtsammlung zu Gesicht gekommen, aus der uns eine so reine lyrische Metallstimme entgegen geklungen wäre, wie aus diesem Büchlein. Die Poesie des Mondlichts und des Früh-

Digitized by Google

lingswebens, der Feldblumen und Waldquellen, der Wolken und Gestirne, sie hat in einem edlen Frauenherzen hier die Sprache gefunden, in der sie fast noch lieblicher lautet und erscheint, als in der Natur selbst. Man glaubt die Phantasie in eigner Person zu sehen, die himmelentstiegene Harmonie selbst zu hören, wenn man durch diesen Garten dichterischer Blüthen geht, dieses Spiel von Klängen, Bildern und Gefühlen der zartesten Art in sich aufnimmt. Die Elfen können nicht schöner singen, wenn die mondbeglänzte Zaubernacht aufgeht."

Als eine besondere Empfehlung dieser Lieder mag noch gelten, daß mehre derselben bereits von namhaften und beliebten Componisten, als Küken, Löwe, Madame Viardot-Garcia ꝛc. in Musik gesetzt worden sind.

O. F. Gruppe's

lyrisches Schatzkästlein der Deutschen.

Ordin. Papier geb. 1¼ Thlr. Velinp. geb. 1⅔ Thlr.

Nalas und Damajanti.

Eine indische Dichtung aus dem Sanskrit.

Uebersetzt von **F. Bopp.**

Sauber gebunden. Preis 1⅔ Thlr.

---

[154] Im Verlag der Unterzeichneten sind so eben erschienen:

Goethe's Briefe

an

Leipziger Freunde.

herausgegeben von

Otto Jahn.

Mit den Bildnissen von Anna Katharina Schönkopf, Friederike Oeser und Cornelie Goethe.

Geheftet. Preis 2 Thaler.

Leipzig, den 8. November 1849.

Breitkopf & Härtel.

---

[138] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Joh. Fr. Böhmer. Regesta Imperii inde ab anno MCXCVIII usque ad annum MCCLIV. Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VII. und Conrad IV. 1198—1254. Neu bearbeitet. Zwei Abtheilungen. gr. 4. Auf geleimtem Velinpapier. LXXXVIII und 392 Seiten (60 Bogen). Preis fl. 9. — oder Rthlr. 5. 10 Ngr.

Das vorliegende Werk schliesst sich nach Form und Inhalt genau an den 1844 in demselben Verlage erschienenen Abschnitt der Kaiserregesten von Heinrich Raspe bis Heinrich den Lützelburger an, und macht mit demselben das dreizehnte Jahrhundert vollständig.

Dreitausend Urkunden und Briefe der im Titel genannten Könige und Kaiser, so wie der gleichzeitigen Päpste aus zum Theil höchst seltenen Geschichtsbüchern und handschriftlichen Sammlungen Mittel-Europas, besonders auch Italiens, sind hier in erschöpfenden oder doch genügenden Auszügen mit vieljährigem Fleisse zusammengetragen, und mit den von den gleichzeitigen Geschichtsschreibern überlieferten Thatsachen zu einem chronologisch geordneten Ganzen verbunden, dem eine Einleitung vorausgeht, welche die Hauptthatsachen in gedrängter Uebersicht zusammenfasst.

Es ist dadurch für die betreffende Periode ein Kern vaterländischer Geschichtskunde gebildet, welcher den uns überlieferten Stoff in bisher ungekannter Reichhaltigkeit darlegt und nachweist, somit nicht nur der künftigen Forschung zur Grundlage dienen wird, sondern auch mit jeder bereits vorhandenen Darstellung als stützende, berichtigende und ergänzende Beilage aufs nützlichste verbunden werden kann.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[175] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen

von

Gottfried und Johanna Kinkel.

8. Velinpapier. brochirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder Rthlr. 2.

Inhalt. Ein Traum im Spessart. — Lebenslauf eines Johanniskäfers. — Der Hauskrieg. Eine Geschichte vom Niederrhein. — Der Musikant. Eine rheinische Bürgergeschichte. — Geschichte eines ehrlichen Jungen. — Aus dem Tagebuch eines Componisten. — Margret. Eine Geschichte vom Lande. — Ein Reiseabenteuer. — Musikalische Orthodoxie. — Die Heimatlosen. Erzählung aus einer armen Hütte.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[177] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder

aus dem

Soldatenleben im Kriege

von

F. W. Hackländer.

Mit dem Bildniß des Feldmarschalls Radetzky.

8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt. Feldzug in Italien 1849. — Nach Mailand. — Aufkündigung des Waffenstillstandes. — Vater Radetzky. — Vorbereitungen zum Feldzug. — Manifest des Feldmarschalls. — Ausmarsch. St. Angelo. — Der Feldmarschall und sein Hauptquartier. — Torre bianca. Pavia. — Trumello. — Mortara. Borgo Lavezzaro. — Die Schlacht bei Novara. — Vevolate. Zusammenkunft mit dem König von Sardinien. — Schlachtbericht. Die piemontesische Armee und ihre Operationen. — Novara. — St. Rosalia. — Straßenleben. Deputationen. — Im Hauptquartier nach dem Feldzuge. — Rückkehr.

Stuttgart und Tübingen, December 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Taschenbuch

der englischen und deutschen

Umgangssprache

von

Carl Eulenstein.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 9 Ngr.

Dieses Werkchen ist zunächst für solche bestimmt, welche in einer möglichst kurzen Zeit das nöthigste der englischen Sprache erlernen wollen, und deren Hauptzweck es ist, es bald zum Sprechen zu bringen. Um diesen Zweck am leichtesten zu erreichen, sind alle veralteten Ausdrücke sorgfältig vermieden und nur solche Wörter und Phrasen gewählt worden, welche im gewöhnlichen Leben häufig vorkommen. Auch sind die Gespräche so eingerichtet, daß sie ganz allmählig vom leichten zum schwereren fortschreiten, wodurch sie gleichsam einen Cursus der englischen Sprache bilden. Die am Ende des Werkchens gegebene Sammlung idiomatischer Ausdrücke enthält nur solche Phrasen, welche von gebornen Engländern fortwährend gebraucht werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Zwiſchen den Garben.

Eine Nachleſe

älterer Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

8. broch. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Freiligrath, den alten Freiligrath, dem die Tendenzdichtung noch fremdes Gebiet iſt, werden die Freunde der Poeſie in dieſer Nachleſe wieder erkennen. Es iſt ganz der mächtige Künſtler, der zunächſt nur die Sprache auf dem Ambos geſtalten zu wollen ſcheint, und dem unter den Hammerſchlägen wie ein Wunder der ſchimmernde Gedanke, der funkelnde Witz, das ſtrahlende Bild, ja der ganze Organismus des Gedichtes ſich erzeugt. Aus Aegypten, aus der Krimm, von der Nordſee, vom heiligen Lande und vom heimiſchen Rhein zwingt er die Geſtalten in ſeinen Zauberkreis, und die Dichter Frankreichs und Großbritanniens müſſen ſeine eigenthümliche Kraftſprache reden. Alle dieſe Lieder ſind fremd, ſie ſind neu, aber immer geſund und wohlthuend. Das Fieber der Zeit zuckt noch nicht in ihnen. So vermögen ſie auch in der Gluthatmoſphäre der Gegenwart, in der wir leben, uns zu erquicken.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Damen-Bibliothek klaſſiſcher Dichter und Dramatiker.

Von dieſer mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommenen Bibliothek ſind bis jetzt folgende 28 Bändchen in elegantem Einband, mit Goldſchnitt und Titelſtahlſtichen geſchmückt, erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethes Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Schillers Gedichte.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Lenaus Gedichte.
Rthlr. 3. 15 Ngr. oder fl. 6.

Platens Gedichte.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Uhlands Gedichte.
Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Freiligraths Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Fr. Hölderlins Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

J. C. v. Zedlitz Gedichte.
Vierte vermehrte Auflage.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Oehlenſchlägers Gedichte.
Zweite vermehrte Auflage.
broch. Rthlr. 1. 7½ Ngr. oder fl. 2.
geb. Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Guſtav Schwabs Gedichte.
Dritte Auflage.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Juſtinus Kerners
lyriſche Gedichte.
Vierte, ſehr vermehrte Auflage.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Geibels Juniuslieder.
Vierte Auflage.
geb. Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Homers Ilias
von
Johann Heinrich Voß.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Homers Odyſſee
von
Johann Heinrich Voß.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Die Frithiofs-Sage
von
Eſaias Tegnér.
Biſchof von Wexiö.
Aus dem Schwediſchen überſetzt
von
Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Der Cid.
Nach ſpaniſchen Romanzen
von
J. G. von Herder.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Das Nibelungenlied
von
Dr. Karl Simrock.
Fünfte Auflage.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Gottfr. Kinkels
Otto der Schütz.
Eine rheiniſche Geſchichte
in zwölf Abenteuern.
geb. 26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethes
Hermann und Dorothea.
broch. 15 Ngr. oder 54 kr.
geb. 26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethes
Iphigenie auf Tauris.
27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.

Goethes Egmont.
26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethes Fauſt.
Rthlr. 2. 25 Ngr. oder fl. 4. 48 kr.

Goethes Torquato Taſſo.
Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 1. 45 kr.

Schillers
Braut von Meſſina.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schillers
Don Carlos.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schillers Maria Stuart.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Schillers
Wilhelm Tell.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schillers Wallenſtein.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen, December 1849.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 303. Mittwoch den 19. December 1849.

Good my lord, put your discourse into some frame, and start not so wildly from the affair!

Shakespeare.

Die freien Jäger.

(Fortſetzung.)

„Das iſt er leider bereits," ſagte Lothar, „auch ohne Ihre Erfindung!" — „Aber was ſagen Sie zu meiner Dukatengeſellſchaft?" fragte Sandrart mit triumphirendem Lächeln. — „Sie macht Ihrem Scharfſinn die höchſte Ehre; ich bedaure nur die lezten der angeworbenen Theilnehmer, die monatlich zahlen müſſen und kein weiteres Mitglied mehr gewinnen können, das wieder an ſie zahlt." — „Kein Mitglied gewinnen können! Ah bah! wer ſollte kein Mitglied gewinnen können? Wenn die Bewohner Europas angeworben ſind, geht man zu den Wilden Afrikas und Amerikas über; ein Botocude muß den unendlichen Vortheil der Geſellſchaft einſehen!"

Es war unter ſolchem Geſpräche Abend geworden und nach und nach die Dämmerung in das alterthümliche Gemach eingezogen. — „Ich werde den Heimweg antreten müſſen," ſagte Lothar. — „Warten Sie, Herr v. Hornſtein," rief Herr v. Sandrart, „ich will Ihnen eine Schrift mitgeben, die Sie mir ſorgfältig durchſtudiren müſſen; ich habe darin meinen ganzen Plan ausführlich entwickelt. Sie ſcheinen mir nicht ganz überzeugt; die Urheber großer Ideen ſtoßen ja leider immer, wie Columbus, der die Könige Spaniens auf den Knien bitten mußte, ſich von ihm gnädiglich eine neue Welt ſchenken laſſen zu wollen, und der in's Irrenhaus gekommen wäre ohne Iſabella, denn die Frauen allein ſind großen Gedanken zugänglich; ohne die Frauen wäre —" — „Auf Ungläubige und Verkennung, Herr v. Sandrart," fiel Lothar ein. — „Ja, das iſt es," ſagte der Alterthümler und ſuchte in einem Haufen den Tiſch bedeckender Papiere, „das iſt es. Ich glaube, das iſt das Heft, ich kann nicht mehr deutlich ſehen; aber dieß wird die Schrift ſeyn."

Lothar nahm das Papier, welches Herr v. Sandrart ihm bot, rollte es zuſammen und ſteckte es zu ſich. Mit einem Händedruck verabſchiedete er ſich von dem Alterthümler. Eva begleitete ihn durch das Vorzimmer. — „Ich hätte mit Ihnen zu reden, Eva," ſagte Hornſtein leiſe zu dieſer; „wollten Sie mich nicht eine kleine Strecke begleiten?" — Eva ging zurück, um ein leichtes Tuch um ihre weißen Schultern zu ſchlingen und ſchritt an der Seite des jungen Mannes die Stiege hinab und über den Schloßhof.

III.

Eine höchſt unglückliche Geſchichte.

„Was wollten Sie mir ſagen, Herr v. Hornſtein?" fragte Eva, als ſie draußen vor dem Thore der Burg angekommen waren. — „Ich will von Ihnen Abſchied nehmen, Eva, und zwar mit einem Geſtändniß, von dem ich noch nicht weiß, wie ich es über die Lippen bringen ſoll, denn meine Worte werden mich in Ihren Augen als einen ſchlechten und treuloſen Menſchen erſcheinen laſſen und eine ewige Scheidewand zwiſchen uns aufführen. Aber ich bin Ihnen dieſes Geſtändniß ſchuldig. Wir haben —" die Stimme des jungen Mannes ſtockte, als er dieſe Worte ſprach — „wir haben uns zu oft geſehen, Eva, als daß Sie nicht ein Recht auf eine Erklärung hätten, wenn ich plötzlich meine Beſuche in Sandſee abbreche und nie zurückkehre."

Digitized by Google

Die Dunkelheit verhinderte Lothar zu bemerken, welche tiefe Bläſſe ſich auf Evas Antlitz lagerte, während ſie antwortete: „Sie wollen nie zu uns zurückkehren?“ — „Hören Sie mich an und Sie ſelbſt werden mir verbieten, je wieder unter Ihre Augen zu kommen. Ja, Eva, das werden Sie, und das iſt mir faſt das ſchmerzlichſte von Allem bei meinem traurigen Schickſal.“

Lothar ſprach dieſe Worte mit einem Ausdruck ſo tiefen Kummers, daß Eva erſchüttert ſeine Hand ergriff. — „Um Gotteswillen, was könnten Sie gethan haben, was ſo unverzeihlich wäre? welche Schuld könnte Sie drücken, die nicht bei einem jungen Mädchen Verzeihung fände, das ſicherlich geneigt iſt allen Ihren Handlungen die beſte Auslegung zu geben? O vertrauen Sie mir!“ — „Vollenden Sie nicht, Eva, laſſen Sie ſich nicht durch meinen Kummer das Herz erweichen, damit meine Mittheilung es ſpäter nicht deſto tiefer und ſchmerzlicher verwunde.“

Die beiden jungen Leute waren während dieſer Reden den Weg hinabgeſchritten, der von dem Schloſſe niederführte; Lothar bog jezt in einen Fußſteig ein, welcher ſich rechts abzweigte und ſich auf der mittlern Höhe des Berges hielt, auf welchem das Schloß gebaut war; dieſer Fußſteig führte durch Gebüſch zu einer in einen Baumgarten umgeſchaffenen Halde, welche nach oben hin von den Gärten und Mauern des Schloſſes überragt wurde, während ſie unten an den Wald grenzte, der nach Nordoſten und Oſten hin die ganze Gegend bedeckte und mit den Nürnberger Reichsforſten zuſammenhing.

„Ich will Sie nicht zu weit von Hauſe entführen,“ ſagte Lothar; „wir wollen uns auf einen der gefällten Obſtbaumſtämme auf jener Halde ſetzen und ich will Ihnen dort meine Geſchichte erzählen. — „Sie ahnen nicht,“ hob er dann, als ſie die Stelle erreicht und ſich niedergelaſſen hatten, wieder an, „Sie ahnen nicht, weßhalb ich nach Sandſee gekommen bin und die Freundſchaft, das Vertrauen Ihres Vaters zu gewinnen geſucht habe.“ — „So ſpannen Sie mich doch nicht länger auf die Folter!“ — „Ich bin gekommen, um einen eigennützigen Zweck zu verfolgen, auf die unvermeidliche Gefahr hin, Ihren Vater zu verderben, ihn den Gerichten überliefert und als Verbrecher behandelt zu ſehen.“ — „O Gott! — Sie können das nicht im Ernſte ſagen.“

„Ich war nie ernſter als in dieſer Stunde. Meinetwegen freilich, um allein mein Glück zu ſichern, hätte ich wohl nie einen Plan gefaßt, der das Unglück eines Andern herbeiführen konnte. Aber ich habe eine Schweſter, eine Schweſter, deren blutige Thränen mich ſtachelten, deren bleichgehärmte Wangen mich das Unmögliche vollbringen laſſen könnten. Sie müſſen wiſſen, Eva, wir ſind verwaiſt, meine Schweſter und ich, und wir ſind arm. Mein Vater, der nachgeborene Sohn einer nur mäßig begüterten Familie, war gezwungen ſich ſelbſt einen Weg durch die Welt zu bahnen. Er war zu abenteuerlicher und unabhängiger Gemüthsart, um ſich mit dem Gedanken befreunden zu können, eine Zuflucht in dem unvermeidlichen Aſyle nachgeborener Söhne, der Kirche, zu ſuchen. Nach einigen vergeblichen Anſätzen, ſich eine Laufbahn zu eröffnen, trat er endlich in engliſche Kriegsdienſte und wurde ſehr bald darauf mit ſeinem Regiment nach Indien geſchickt. Nach zwölfjährigem Aufenthalte in dieſem Welttheile kehrte er in die Heimath zurück. Obwohl noch in der Blüthe ſeiner Jahre ſtehend, hatte er dennoch Anſprüche auf einen Ruhegehalt erworben, von dem er im Vaterlande ſeinem Stande angemeſſen leben und mit einiger Sparſamkeit eine Familie ernähren konnte. Er heirathete; meine Mutter ſchenkte ihm zwei Kinder, eine Tochter und mich. Mein Vater war ein Mann von zuverläſſigem Charakter, dem Niemand je Leichtſinn oder Pflichtvergeſſenheit vorzuwerfen vermocht hat. Um deſto auffallender blieb es ſeinen Bekannten, daß er bei unſerem Heranwachſen ſo ſorglos über das Schickſal ſeiner Kinder in die Zukunft zu blicken und ſo wenig daran zu denken ſchien, welches Loos ihrer nach ſeinem Tode harre. Machten Freunde ihm Vorſtellungen in dieſer Beziehung, ſo lächelte er und gab ausweichende Antworten; meiner Mutte Sorge jedoch ſtillte er mit der immer gleich zuverſichtlich wiederholten Verheißung: „Am 1. Januar 1785 wird Jemand kommen, der für meine Kinder ſorgen wird; ich habe in Indien einem Mann das Leben gerettet, und dieſer Mann wird meinen Kindern ein Vermögen hinterlaſſen, größer als das, welches unſere Familie je beſeſſen hat.“ Weiterem Nachfragen wich mein Vater aus. Es blieb für meine Mutter nichts übrig, als ruhig den 1. Januar des Jahres 1785 abzuwarten, während mein Vater ſich darauf beſchränkte uns den Unterricht geben zu laſſen, den ſeine ſehr mäßigen Mittel ihm zu beſtreiten erlaubten.“

(Fortſetzung folgt.)

Eine Fahrt nach Kopenhagen.

(Fortſetzung.)

An tauſend Erſcheinungen bemerkt man in Kopenhagen, mit welcher Begeiſterung, mit welcher Theilnahme des ganzen Volkes der Krieg geführt wurde, und wie noch jezt jedes andere Intereſſe dagegen in den Hintergrund gedrängt iſt. Welche Saite man auch berühre, immer klingt der Krieg durch, und da der Haß gegen das Deutſchthum unvermeidlich damit zum

Digitized by Google

Vorſchein kommt, ſo macht dieß den Aufenthalt hier dem Deutſchen ſehr unerquicklich. Die vielen hier anſäßigen Deutſchen ſind dadurch in einer peinlichen Lage und leben größtentheils ganz iſolirt. Manche aber verläugnen ihre Abſtammung ganz und ſind däniſcher geſinnt als der eingefleiſchteſte Däne. In ihrem Munde ſind die Schleswig-Holſteiner nichts als ſchnöde Rebellen und undankbares Geſindel, das für ſeine Verwegenheit, ſich von Dänemark losreißen zu wollen, tüchtig gezüchtigt werden muß. Auch im däniſchen Landheer und in der Flotte dienen noch mehrere Schleswig-Holſteiner als Offiziere, und es iſt im lezten Kriege vorgekommen, daß nahe Verwandte, ja ſelbſt Brüder ſich als Feinde gegenüber geſtanden haben. Die in der Leibgarde gezwungen dienenden gemeinen Schleswig-Holſteiner haben übrigens am Kampfe gar nicht Theil genommen. Man traute ihnen mit Recht nicht und behielt ſie daher in Kopenhagen zurück. Einen traurigen Anblick gewähren die vielen Invaliden, denen man hier begegnet; meiſt ganz junge Leute, furchtbar verſtümmelt.

Mit Ausnahme der Kavallerie, und beſonders der Huſaren, die gut beritten und bekleidet ſind, iſt das däniſche Militär das häßlichſte von der Welt. Ohne Sitz und Schick hängen die furchtbar groben rothen Kittel, die jezt übrigens in blaue umgewandelt werden, den Leuten um die Leiber; dazu häßliche Kopfbedeckungen, und das zwar derbe und kräftige, aber auch ungelenke, plumpe Aeußere, das den untern Volksklaſſen in Dänemark eigen iſt. Ein gemeiner preußiſcher Musketier ſieht neben einem Dänen wie ein gepuzter Gardeoffizier aus. Uebrigens hat das däniſche Militär manche ſehr gute Eigenſchaft. Ihre Kavallerie reitet vortrefflich und keck, und ihre Jäger wiſſen ihre guten Spitzkugelbüchſen ſehr geſchickt zu gebrauchen. Das Einhauen der halben Schwadron ſeeländiſcher Huſaren unter Lieutenant von Kaſtenſkiold im Gefecht bei Kolding auf ein Bataillon ſchleswig-holſteiniſcher Infanterie war wohl das verwegenſte Reiterſtück ſeit langen Jahren. Freilich mußten die kühnen Reiter ihr Beginnen größtentheils mit dem Tode büßen und nur wenige derſelben ſahen ihre grüne Inſel wieder.

Die Schweden und Norweger, welche in dieſem Kriege vielfach als Freiwillige auf der Flotte und im Landheere dienten, ſind größtentheils wieder ausgetreten, und zwar die meiſten ſehr abgekühlt in ihren anfänglich ſehr warmen däniſchen Sympathien. Sollte es wieder zum Kriege kommen, ſo würde wohl Dänemark dieſer Hülfe entbehren müſſen. Die Idee einer ſkandinaviſchen Union, welche die drei Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark unter einem Herrſcher vereinigte, ſcheint übrigens doch immer mehr Anhänger auch in Kopenhagen ſelbſt zu gewinnen. Da der däniſche Königsſtamm in ſeiner männlichen Linie beim Tode des jetzigen Königs erliſcht, ſo wäre eine ſolche Vereinigung ſicher das Klügſte. Das kleine, jezt ſo ſehr geſchwächte und ſtark verſchuldete Dänemark kann unmöglich länger als eigener Staat beſtehen; es muß befürchten als leichte Beute dereinſt von Rußland verſchlungen zu werden. Der gewaltige däniſche Nationalſtolz rückt für jezt noch die Verwirklichung dieſes Projekts in die Ferne, dieſer Stolz dürfte aber über kurz oder lang ſehr gebeugt werden und ſich dem Unvermeidlichen fügen. Dieß ſind die Anſichten mehrerer ſehr gebildeter, hochſtehender Dänen, mit denen ich dieſe Angelegenheit beſprochen habe.

Kopenhagens Stolz und Freude, den weit und breit berühmten Thiergarten, ſah ich in zu ungünſtiger Jahreszeit, um ihn nach Verdienſt würdigen zu können. Im Sommer muß dieſer große grüne Buchenwald mit ſeinen hohen Bäumen, zwiſchen welchen man das Blau des Meeres ſo oft durchſchimmern ſieht, ein ſehr reizender Ort ſeyn. Jezt aber ſpielte der Wind mit den dürren Blättern in phantaſtiſchem Tanze, die kahlen Aeſte der Bäume ragten traurig in den grauen Novemberhimmel, und der Ausblick auf das düſter gefärbte wogende Meer erhöhte nur den melancholiſchen Eindruck des Ganzen. Die vielen Kaffee- und Weinhäuſer, Zelte und Buden für Kunſtreiter, Marionettentheater und ähnliche Schauſtellungen, die in einer großen Allee liegen, waren größtentheils geſchloſſen. So hatte das Ganze ein verlaſſenes, ödes Anſehen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſezung.)

Der Teltower Bauernverein. — Eiſenbahnhandel.

Auch in dieſem Teltower Bauernverein, der ſo einträchtig zuſammen hielt, ſind jezt Spaltungen ausgebrochen. Ueber deren eigentlichen Grund und die bewegenden Kräfte iſt man nicht recht im Klaren, da der Verein mit der Preſſe in keiner nähern Relation ſteht; doch ſcheint ſo viel gewiß, daß die Lehren vom paſſiven Gehorſam, von der in Devotion erſtarrenden Treue und dem blinden Vertrauen, welches der Unterthan gegen ſeinen

König haben müſſe, auf Widerſpruch bei einigen ſelbſtſtändigeren geſtoßen ſind, die das Recht der freien Prüfung, und überhaupt Rechte neben der Treue in Anſpruch nehmen. Auch dieſe nennen ſich nichts deſtoweniger Mitglieder des Teltower Bauernvereins, was die andern ihnen beſtreiten möchten. Noch iſt es zu keinen officiellen Schritten gekommen, und beide bekriegen ſich nun gegenſeitig durch eingeſandte Zeitungsartikel, aus denen man aber über die eigentlichen Streitpunkte nicht klar wird.

Dem Miniſterium droht aber ein anderer Krieg, und zwar aus den Reihen ſeiner Getreuen. Daß die Kriegs- und Handelsminiſterien wohl geordnet ſind, beſtreitet Niemand, und eben ſo wenig, daß der Miniſter v. d. Heydt ein energiſch durchgreifender Mann iſt. Viele beklagen ſich aber, daß zu ſcharf durchgegriffen werde. Der Kampf um die Oſtbahn konnte für das Miniſterium, ja für die Regierung ſelbſt ein bedenklicher werden, wenn nicht andere Rückſichten die Oppoſition nachgiebig geſtimmt hätten. Dagegen regt die Handlungsweiſe der Regierung gegen die Aktionäre der großen niederſchleſiſch-märkiſchen Bahn ſehr viel Unzufriedenheit an. Die Regierung will ſich ihres Buchſtabenrechts bedienen, und weil ſie ein Jahr lang contrakt- und geſetzmäßig verpflichtet war die Zinſen den Aktionären zu zahlen, die Verwaltung der Bahn an ſich zu nehmen. Die Verwaltung der Aktionäre ſetzt dem entgegen, daß ſie dieſes Recht nach dem Buchſtaben des Geſetzes zwar anerkenne, daß es aber hart ſey, dieſen Buchſtaben gerade auf das Revolutionsjahr 1848 begründen zu wollen, wo notoriſch alle Bahnen in großen Verluſten waren, alſo nicht der gedachte Fall einer ſchlechten Verwaltung den Grund der geringen Einnahme und des Zuſchuſſes von Seiten des Staates abgebe. Sie bittet ein anderes Jahr zum Maßſtabe zu nehmen; eventuell erhebt ſie Gegenforderungen an den Staat, indem insbeſondere die Regierung an der geringen Einnahme ſchuld ſey, weil ſie die Geſellſchaft zur Einrichtung der koſtſpieligen Nachtzüge gezwungen hatte. Endlich ſetzt ſie entgegen, die Berechtigung der Regierung ſey nicht ſo klar, daß ſie, kraft ihrer Machtvollkommenheit ſich ſofort exekutoriſch in den Beſitz der Verwaltung ſetzen könne, ſondern ſie müſſe im Prozeßwege ihr Recht erſtreiten; im Prozeß aber hofft ſie mit allen jenen Einwendungen durchzudringen. Die Aktionäre würden an und für ſich gegen eine Regierungsverwaltung wenig einzuwenden haben, wenn nicht das Geſetz die Clauſel enthielte, daß wenn die garantirten Bahnen binnen dreijähriger Verwaltung durch die Regierung nicht mehr als 3½ Procent abwürfen, dieſe Verwaltung fortdaure. Dafür, daß die Bahn nicht mehr abwirft, wird aber leicht geſorgt ſeyn, und die Regierung thäte ihrerſeits auch ihre Pflicht, wenn es nämlich die iſt, dafür zu ſorgen, daß alle Eiſenbahnen allmählig Staatsbahnen werden. Die Aktionäre aber können nicht gleichgültig zuſehen, daß ſie verdammt ſeyn ſollen, für den Nominalwerth ihrer Aktien in Ewigkeit nur 3½ Procent zu erhalten, da die meiſten dieſe Aktien weit über denſelben erſtanden haben.

(Schluß folgt.)

Wien, November.

(Schluß.)

Eine Fahrt im Prater.

Daß es auch im Prater Herbſt werden kann und ſeine Freuden dem „dummen Worte" nicht entrinnen! Da lag die große Stadt vor mir wie in Grabestracht unter dem düſtern Himmel. Solch ein Tag iſt geſchaffen zum Nachdenken, denn die Gedanken haben auch ihre Geiſterſtunde, und wehe wenn ſie wandeln dürfen, die ſchrecklichen, unabläſſigen, gefühllos quälenden! Da ſtreuen ſie ſchmutziges, braunes Laub vor die Füße und prophezeihen mit Zigeunerblick Alter und Dürre. Unglückliches Wien, wenn durch all deine Herrlichkeit zwiſchen Spiegeln und Kerzenpracht die unheimliche Prozeſſion mönchiſcher Gedanken vorüberzieht! Deine Erinnerungen ſind ſo ſchwer wie deine Buße. Gleichſt du nicht einem lockenden Weibe, dem die Natur, die verderblichſte Gabe, alle überraſchenden Reize angebildet? Und jetzt erwachſt du nach einer champagnertollen Nacht mit ſchlaffen Gliedern und mattem Auge. Wüſt am Boden umher liegt noch der Abraum der geſtrigen Luſt und verachtet in der Ecke der loſe Putz, den eine einzige Nacht vernichtet. Das tolle Entzücken liegt dir bleiern in den Gliedern und allmählig tagt mit dem Morgen die demüthigende Erinnerung, wie ſchamlos du dich geboten und im wilden Rauſche um dich geſchlagen, bis Blut über deine Hand floß. Du weichſt ſcheu deinem ſtrafenden Spiegel aus, um dir das Erſchrecken vor den verſchwelgten Zügen zu ſparen, aber die ſtrafende Pein zwingt dich nachzuſinnen, wie es ſo weit kam, daß du mit dem Laſter am unſaubern Gelage dich fülleſt? — Suche in deinen Farbentöpfen, ob du einen Karmin findeſt, die Kindlichkeit reiner Lippen nachzubilden, führe nur immer den ſchmeichelnden Pinſel über die kleinen boshaften Falten, die ſich um deinen Nacken ſchleichen; im Blick iſt die Seele, und die fromme Schüchternheit iſt auf immer aus deinem Auge geſchieden. Du haſt die halben Umarmungen gelernt, um die Begierde nach Gewährung ungeſtümer zu machen. Und was verführte dich zur Kunſt und zu den Künſten? An all deinem Elend iſt das Geld ſchuld. Alle Dämonen trugen es dir herbei von Nord und Süd, von Oſt und Weſt, und zum Reichthum gehört eine ſtarke Seele, oder er verdirbt ſie. Anfangs freute dich der reine Glanz, du ſchmückteſt dich mit Halsbändern und Ohrgehängen, denn warum ſollte ſich nicht putzen, was ſich der Himmel zu eigener Luſt herrlich geſchaffen? Aber nicht ungeſtraft genießt der Menſch die Gaben der Natur in Fülle; jeder Genuß ſchafft ihm Bedürfniß. Das Gold war dir beim erſtenmal gefällig und du genoſſeſt alles; dafür wurdeſt du beim andernmale ſchon dem Golde dienſtbar. Alles mußt du beſitzen, jeder Tand erweckt dir Begierde; was du genoſſen, immer reizt es dich zum Wiedergenuß, und ſo erwachſt du träge nach üppigen Nächten; die geſunde Arbeit hat deine Glieder nicht geſtählt, du ſiehſt ſie, und doch iſt ſie die aufrichtigſte Freundin der Menſchen. Du willſt Putz, Geſchmeide, ermüdende Bequemlichkeit, Glanz, Wohlgeruch, Zerſtreuung, Muſik, Tanz, Schmeichelei, — und woher ſchafft du Alles? Deine letzte Habe iſt längſt verſchwelgt, deine Hände ſind weich geworden von duftigem Waſſer, du haſt nichts gelernt, als Sorgen und ſchwere Gedanken zu verlachen. Da blieb dir nur das eine, dem Gelde gefällig zu werden, und du wurdeſt was du geworden. Geſchwind rufe einen Galan herbei, daß er mit lüſternem Wortſpiel den ſteifen Moralprediger verlache. Die alte Maskerade kann juſt wieder beginnen; laß aufſpielen und wirf dich zudringlich dem nächſten Tänzer in die Arme, aber vergiß nicht die letzte ſchreckliche Nacht, wo dir geträumt, es faſſe dich, die Widerſtandloſe, der Nachrichter im Blutmantel um den ſchlotternden Leib und grinſe mit frecher Luſt in dein ſchönes ſündhaftes Geſicht. Vergiß nicht den warnenden Traum und die Geiſterſtunde der rächenden Gedanken, wofür du mit deinen Kirchenpfennigen keinen Ablaß kaufen wirſt!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 304. Donnerſtag den 20. December 1849.

— Qua spe inimica in gente moratur?
Navigat.

Virgil.

Eine Fahrt nach Kopenhagen.

(Schluß.)

Eine Menge hübſcher Privatgärten, oft mit ſehr geſchmackvollen Gartenhäuſern, liegen in und um dieſen Thiergarten. Im Sommer bietet auch dieſe Anlage den Bewohnern die größten Annehmlichkeiten: der ſchöne grüne Buchenwald, das blaue Meer, die tiefſte Einſamkeit in den abgelegenen Theilen des Thiergartens, wo ganze Heerden von Damhirſchen und Rehen weiden, und doch die Nähe einer großen Stadt. Daher iſt auch eine Villegiatur im Thiergarten bei der Kopenhagener Bevölkerung ſehr beliebt, und wem die Umſtände es nicht geſtatten weitere Ausflüge zu machen, der ſucht wenigſtens hier auf einige Wochen dem Gewühl der Stadt zu entfliehen.

Ueberhaupt aber iſt der ganze nördliche Theil von Seeland, von Kopenhagen an bis zum Sund, ein ſchönes, wohlangebautes und dabei maleriſch anmuthiges Land, mit üppigen Buchenwäldern, grünen Wieſen, wogenden Kornfeldern, vielfach von den Buſen und Armen der ſich überall eindrängenden Oſtſee unterbrochen. Daher liegen hier auch die vielen großen Luſtſchlöſſer des Königshauſes. Es ſind zum Theil ſehr großartige Gebäude, die noch aus der Zeit ſtammen, wo Norwegen dem däniſchen Scepter unterworfen war. Jezt wo die Finanzen auf's Aeußerſte zerrüttet ſind, iſt kaum ſo viel Geld vorhanden, um alle dieſe weitläuftigen Anlagen einigermaßen unterhalten zu können, und es iſt die Rede davon, daß einige verkauft oder in öffentliche Anſtalten umgewandelt werden ſollen. Wie ſollte es werden, wenn vollends Schleswig-Holſtein, das reiche Land, das bisher ſo viel Geld nach Kopenhagen ſenden mußte, verloren ginge! Deßhalb iſt auch der Krieg von unendlicher Wichtigkeit gerade für Kopenhagen, deßhalb wird er von dort aus mit ſo zähem Eifer geführt. Die Provinzen verlören lange nicht ſo viel bei der Lostrennung der Herzogthümer als die Hauptſtadt, die dadurch einen großen Theil ihres Glanzes einbüßte; jene ſind daher auch in dieſer ganzen Angelegenheit viel ruhiger und gemäßigter als dieſe.

Mein Geſchäft in Kopenhagen war bald abgethan, und länger als gerade nothwendig war, hielt es mich dort nicht. Ich eilte auf dem erſten Dampfer, der nach Flensburg fuhr, wieder fort. Es war ein däniſches Kriegsdampfboot, das während der Waffenruhe wieder als Paketboot benuzt wurde, wie dieß hier gewöhnlich der Fall iſt. Oft hatte ich während dieſes Sommers das Schiff, das in feindlicher Abſicht gegen uns kreuzte, mit dem Fernglas beobachtet und ihm von ganzer Seele den Untergang gewünſcht; jezt befand ich mich als friedlicher Reiſender am Bord deſſelben. Es wurde von einem erfahrenen Seeoffizier geführt, die Bemannung beſtand aus erprobten Seeleuten, und ſo ging es raſch vorwärts, trotz Wellen, Sturm und furchtbarem Schneegeſtöber. Das Schiff iſt klein und ſehr einfach eingerichtet, auch mehr zum Bugſiren von Kriegsſchiffen, zum Kreuzen und ähnlichem leichtem Dienſt, als zum wirklichen Gefecht beſtimmt. So große Kriegsdampfer, wie wir deren bereits fünf in Bremerhafen liegen haben, beſizt die däniſche Flotte gar nicht.

Daß am Bord Alles ſtockdäniſch geſinnt war, daß wüthender Haß gegen Schleswig-Holſtein und gewaltige

Digitized by Google

Kriegsluſt herrſchte, bedarf kaum der Erwähnung. Indeſſen war man gegen mich und einen jungen Hamburger Kaufmann ganz artig; eine gewiſſe Spannung war freilich unvermeidlich, und man geſtattete uns auch nicht die Maſchine des Schiffes genauer zu beſehen.

In den lezten Stunden unſerer Fahrt wurde das Wetter ſehr ſchlecht. Es war auf dem Verdecke vor Kälte kaum auszuhalten; der Nordoſtwind brauste furchtbar und trieb die feinen Eistheilchen, mit denen die dicke Luft angefüllt war, ſchneidend gegen die Haut. Und doch ſtand der Matroſe am Steuerrad ſtundenlang, ohne den mindeſten Schutz ruhig an ſeinem Poſten, unverwandt den Blick auf des Schiffes Vordertheil gewandt. Noch ſchlimmer aber mußten die Leute auf der kleinen mecklenburgiſchen Handelsbrig daran ſeyn, die mit uns zugleich in den Flensburger Meerbuſen einlief. Hoch oben im Maſte ſaßen dieſelben in ihren rothen Frieshemden und arbeiteten emſig daran, die Segel einzuziehen; das Takelwerk war ſo hart gefroren, daß es kaum zu regieren ſeyn und die Hände blutig ſchneiden mußte. Die Spritzwellen ſchlugen dabei hoch über das Verdeck, die Mannſchaft mit ihrem eiſigen Waſſer überſchüttend. Ja, der Seemann hat zur Winterszeit in den nördlichen Meeren Beſchwerden zu ertragen, von denen der Binnenländer gar nicht begreift, daß ihnen die menſchliche Natur gewachſen iſt. Das ganze Schiff iſt innen und außen oft ſo mit Eis überzogen, daß es überall glänzt wie aus Zucker gegoſſen; die Segel und Taue ſind ſo ſpröde gefroren, daß man ſie erſt mit warmem Waſſer begießen muß, um ſie nur etwas geſchmeidig zu machen; der tobende Sturm macht oft Tage lang das Kochen von warmen Speiſen unmöglich, und die drängende Arbeit geſtattet den Matroſen kaum auf wenige Augenblicke vom Verdeck oder aus den Maſten ſich zu entfernen. Und doch braucht ein Schiff nur einen Thaler über den im Sommer gewöhnlichen Lohn für den Monat zu bieten, und es bekommt troz des eiſigſten Winters in allen Oſt- und Nordſeehäfen wackere Matroſen genug, die in die ganze Welt fahren, wohin der Rheder will. Dieſe mannhafte Bevölkerung iſt wahrhaftig nicht ſchuld daran, wenn wir an unſern langen Seeküſten von Memel bis Emden es bis jezt nicht einmal zu einer Flotte bringen konnten, die es mit der von Dänemark, oder Sardinien, oder Marokko aufzunehmen vermöchte.

In Flensburg ſieht es jezt für einen Deutſchen trübſelig aus. Als ich die Stadt zulezt ſah, zogen preußiſche, bayeriſche, hannöverſche, ſächſiſche, würtembergiſche Bataillone mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel durch die Gaſſen dem Feind entgegen; jezt darf ſich keine deutſche Kokarde dort blicken laſſen. Spottend unſerer Schwäche, ungeſtraft ſich jede Gewaltthat erlaubend, herrſcht daſelbſt däniſche Willkür und Anmaßung. Der Däne Herr v. Tilliſch regiert faſt mit unbeſchränkter Macht, und ſeine Diener und Helfershelfer laſſen mit wahrer Luſt alles was Deutſch heißt das däniſche Uebergewicht fühlen. Die Gräber der hier begrabenen deutſchen Krieger ſind vom däniſchen Pöbel verunreinigt und zerſtört, in die Säle des Lazareths, wo noch ſchwer verwundete deutſche Soldaten liegen, werden Abends von frevelnder Hand ſchwere Steine geworfen, deutſchgeſinnte Frauen werden auf offener Straße von däniſchen Matroſen auf die roheſte Weiſe beleidigt, ohne daß die Polizei, die jezt ganz in den Händen fanatiſcher Dänen iſt, ſich im mindeſten rührte. Wehe dem Träger einer deutſchen Kokarde oder gar dem armen ſchleswig-holſteinſchen Soldaten, der Eltern oder Verwandte hier beſuchen will!

Intereſſant waren mir in Flensburg die ſchwediſch-norwegiſchen Truppen, größtentheils große, kräftige, nicht mehr ganz junge Leute, in etwas altmodiſchen blauen Uniformen. Im Allgemeinen betragen ſie ſich ruhig und anſtändig, und verhalten ſich in all den Streitigkeiten, die faſt täglich in Flensburg vorkommen, ziemlich paſſiv und parteilos. Dieſe Skandinavier verzehren nach unſern Begriffen ungeheuer viel Branntwein, faſt doppelt ſo viel als die deutſchen Soldaten. Die Meiſten ſehnen ſich ſehr in ihre nordiſche Heimath zurück, da ſie dem eingetheilten Heere angehören und ſomit meiſt ihre Familien und kleine Ländereien dort zurückgelaſſen haben. Daß Schweden ſich bei einem neuen Kriege mit Dänemark verbinden würde, glaubt keiner von dieſen Soldaten, wie denn überhaupt ihre Sympathie für die däniſche Sache keineswegs ſehr lebhaft iſt.

Die freien Jäger.

(Fortſezung.)

„Die Zeit verfloß, aber bevor noch jener erwartete Zeitpunkt eintrat, ſtarb mein Vater. Sein Ruhegehalt wurde für die Wittwe um zwei Drittel geſchmälert. Meine Mutter war genöthigt ihr kleines eingebrachtes Vermögen anzugreifen. Mit deſto ängſtlicherer Spannung ſah ſie dem erwarteten Retter aus Indien entgegen. Die Zeit verrann, das Jahr 1784 lief ab; der erſte Januar 1785 kam. Meine Mutter hatte in der vorhergehenden Nacht kein Auge geſchloſſen. Sie erhob ſich am früheſten Morgen und ſaß harrend bis zum Abend am Fenſter unſerer Wohnung. Aber der Tag verging, der Abend, die Dämmerung, die

Digitized by Google

Nacht kamen, Niemand ſezte den Fuß über unſere wenig beſuchte Schwelle. Die Aufregung meiner Mutter war in vollſtändige Fieberſchauer übergegangen. Sie war im Begriff ſich zu Bette zu legen, da zog plözlich unten eine kräftige Hand die Klingelſchnur an der Hausthüre. Meine Mutter ſtieß einen Schrei aus. Ich ſprang mit dem Lichte die Treppe hinunter über den Flur und riß die Thüre auf. Ein Lohnlakai ſtand draußen; er reichte mir einen Brief und entfernte ſich mit den Worten: „Antwort bedarf es nicht.“

„Sie können denken, Eva, mit welcher zitternden Haſt meine Mutter den Brief aufriß, als ich ihn in ihre Hände gelegt hatte. Er enthielt ungefähr folgende Zeilen: „Hochgeehrteſte Madame! Ihr verſtorbener Herr Gemahl wird Ihnen die Ankunft eines Freundes auf den heutigen Tag angekündigt haben. Dieſer Freund iſt eingetroffen, aber er iſt krank, zu krank, um ganz ſein Verſprechen halten zu können. Dieſe Zeilen jedoch ſollen Hochdero Sorge über den weſentlichſten Theil meiner Verſprechung beruhigen. Nach meinem Tode, der nicht mehr weit entfernt iſt, wird man Ihnen, Madame, mein Teſtament und alles das einhändigen, was für die Kinder meines verſtorbenen Freundes beſtimmt iſt.

Am 1. Januar 1785.

Ralf v. Haßbeck.“

Meine Muter umarmte uns mit freudiger Heftigkeit, nachdem ſie dieſe Zeilen geleſen; am andern Tage eilte ſie die Bekanntſchaft des Mannes, dem wir ſo viel Dank ſchuldig werden ſollten, zu machen und ihm ihre Pflege in ſeiner Krankheit anzubieten. Nur mit Mühe machte ſie ſeinen Aufenthalt ausfindig. Er hatte im Hauſe ſeines jüngern Bruders, des deutſchen Ordensritters Ludwig von Haßbeck, ein Stockwerk bezogen, welches er ganz für ſich allein in Beſiz genommen und das Niemand betreten durfte als ein malayiſcher Knabe, der ihm diente. Meine Mutter wurde nicht vorgelaſſen; auch als ſie am zweiten Tage zurückkehrte, ließ ſich der Kranke mit ſeinen Leiden entſchuldigen, und erſt nach geraumer Zeit gefiel es ihm, ſie eines Tages zu ſich rufen zu laſſen. Sie mußte meine Schweſter und mich mit ſich bringen. Er erwartete uns nicht in ſeiner Wohnung, ſondern in einem Gemache ſeines Bruders. Ich werde nie den Eindruck vergeſſen, den die Erſcheinung dieſes Ralf von Haßbeck auf mich gemacht hat. Er war groß, ſtark gebaut, ſchwarzen Haares, das vor der Zeit ergraut und über der Stirne ſtark geſchwunden war; ſein Auge hatte etwas düſter brennendes, aber zugleich wildſcheues, und überhaupt lag in ſeinem Weſen nichts herausforderndes, oder gar einſchüchterndes; ſondern eher drückte ſich darin eine für einen Weltfahrer ziemlich auffallende Scheu und Unruhe aus; auch hatte er die ſeltſame Gewohnheit, ſich immer in der Nähe der Wand zu halten und meiſt aufrecht mit dem Rücken an ſie gelehnt zu ſprechen. Sein Geſicht war von ſeinen Leiden, deren eigentliche Beſchaffenheit Niemand erfahren konnte, mit einer blaugelben, von dunkelrothem Geäder durchflochtenen Bläſſe überzogen, und ein paar blaue Flecke, wie von unterlaufenem Blute, als ob er einen Sturz erlitten oder eine Mißhandlung erfahren, trugen das ihrige bei, um dieſes Antlitz noch unheimlicher zu machen.“

„Seine Unterredung mit meiner Mutter war kurz und trocken. Er ließ ſich von meinem Vater erzählen, hörte aber, wie es ſchien, den eifrigen Mittheilungen der Wittwe ziemlich zerſtreut zu. Meine Mutter hieß uns ihm die Hand küſſen, er wehrte es jedoch mit einer heftigen Geberde ab. Obwohl er uns zu ſeinen Erben einſezen wollte, ſchien er doch nicht die mindeſte Theilnahme für uns zu empfinden.“

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, December.

Gegenwart und Vergangenheit.

Es ſollte mich ſehr wundern, wenn der Leſer von Santa Maria Novella in Florenz mit den prachtvollen Fresken Andr. di Cione's und Dom. Ghirlandajo's, ſo wie von dem daran ſtoßenden Dominikanerkloſter und den berühmten Wandgemälden im Capitolo degli Spagnuoli nicht gehört hätte. Nun, in den Höfen und Gängen dieſes Kloſters ſind ungariſche Huſaren ſammt ihren Pferden einkaſernirt. Ich ſage das nicht, als ob etwa ſolche militäriſche Nuznießungen gegenwärtig in Italien

Digitized by Google

etwas Außerordentliches wären, oder um den Freunden der Kunst das Reisen auf dieser Seite der Alpen zu entleiden, so schmerzlich es auch schon viele mit mir empfunden haben mögen, daß in Venedig der Palast Foscari von dem Militär in Beschlag genommen ist, daß eine der interessantesten Kirchen Veronas, St. Fermo Maggiore, als Spital dient, daß aus ähnlichen Gründen in Mailand der Palast Litta mit seinen reichen Kunstschätzen dem Anklopfenden die Pforte nicht mehr öffnet u. s. w. Schade, daß Rubens auf dem Bilde in der Galerie Pitti, das die unseligen Folgen des Krieges so meisterhaft darstellt, gerade diesen Punkt außer Acht gelassen hat. Indessen, wie gesagt, es ist mir hier keineswegs um ein Klaglied im Sinne und nach der Stimmung des Jeremias, wie er auf den Trümmern von Jerusalem saß, zu thun; vielmehr habe ich Santa Maria Novellas nur darum gedacht, weil hier die allgemeinen Zustände des gesammten Großherzogthums in einem sehr sprechenden Miniaturbilde sich darstellen. Die militärische Occupation hat in Toskana nicht wie im Venetianischen und der Lombardei die Folge gehabt, daß was die Söhne des Mars einmal in Besitz genommen, für jeden andern Zweck verloren ist; der Dominikaner liest in der Kirche seine Messe nach wie vor, nach wie vor öffnet der Kirchendiener gegen das herkömmliche Trinkgeld den Capitelsaal; ja in den sehr eleganten Gemächern des Klosters werden nach wie vor die stärkenden und wohlriechenden Essenzen bereitet, die einen europäischen Ruf haben; die ganze Klostergemeinde geht ungestört ihren friedlichen Beschäftigungen nach, während ein ungarischer Husar dort seinen Braunen striegelt, hier ein abgenutztes Kartenspiel aus dem gleichfalls stark strapazirten Dolman hervorholt oder die Commißsuppe über den Hof trägt.

So unvermittelt, so grell liegen die Gegensätze des Kriegs und des Friedens, des Hasses und der Liebe, der alten und der neuen Zeit, des Absolutismus und des Constitutionalismus in den Zuständen des Landes neben einander; und doch erhebt sich nirgends auf der Oberfläche ein Widerstreit zwischen den ihrer Natur nach feindlichen Elementen; fast Jedermann läßt den lieben Herrgott und den Großherzog sorgen, und wenn der revolutionäre Gährungsprozeß nicht heimlich in den Gemüthern arbeitete, sollte man meinen, daß die politische Entwicklung vollkommen ruhig ablaufen werde. In der Geschichte von Florenz sind übrigens die starken Contraste herkömmlich: hier haben Demokratie und Monarchie ihre schönsten Triumphe gefeiert. Im Mittelalter war bei den ununterbrochenen Kämpfen der beiden Adelsparteien, der Ghibellinen und der Guelfen, das Volk ganz außer Acht gelassen worden, das im Stillen zu einem Löwen heranwuchs, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den streitenden Adelsgeschlechtern das Regiment ohne weitere Umstände nahm und eine vollkommene Demokratie organisirte, so zwar, daß außer den zwölf berechtigten Zünften Niemand etwas zu befehlen hatte. Dieses souveräne Volk der Herrn Gevatter Schneider und Handschuhmacher verstand sich auf das Regieren so gut, daß zum erstenmal Ruhe, Ordnung und Friede in der Stadt herrschten, der Wohlstand auch in den Hütten der Armen einkehrte, Florenz der Mittelpunkt aller Freuden und Lustbarkeiten und zugleich zu immer steigender Macht geführt wurde. Leider war dieser glückliche Zustand nicht von langer Dauer; dem nur allzuoft bewahrheiteten Axiome gemäß, daß das Glück übermüthig macht, nahm eine reiche Bürgersfamilie den Faden der innern Zwistigkeiten gerade da wieder auf, wo er den Adelsgeschlechtern durch einen raschen und glücklichen Griff von den Zünften war entzweigeschnitten worden. Hießen die Parteien früher Guelfen und Ghibellinen, so nannten sie sich fortan Weiße und Schwarze, die sich ganz in der alten Weise mit Raufen und Zanken das Pflaster streitig machten. Ein volles Jahrhundert später nahm das goldene Zeitalter der Mediceer damit seinen Anfang, daß Giovanni de' Medici sich gegen die vom Adel systematisch geübte Bedrückung des Volkes erklärte und eine gerechtere Besteurung durchsetzte. Sein Sohn Cosmus kehrte aus der Verbannung als „Retter und Vater des Vaterlandes" und mit fürstlichen Prärogativen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Schluß.)

Eisenbahnhandel. — Das Schleiermacherfest. — Hitzig.

Hier ist wohl noch eine friedliche Einigung möglich; dagegen entbrennt die heftigste Opposition gegen das Ministerium wegen der Proposition, der zu begründenden Düsseldorf-Aachener Bahn die Zinsgarantie zu gewähren. Hierorts ist die größte Anzahl von Besitzern der Köln-Aachener Aktien, die durch Begünstigung der Parallelbahn sich aufs schwerste gekränkt fühlen und darum alle Organe in Bewegung setzen, jene Begünstigung zu hintertreiben. In diesem Abwehrkriege reichen sich die verschiedensten Parteien die Hände; die Gründe, welche sie für sich anführen, wiegen schwer und sind doch leicht zu finden; das Resultat ist abzusehen: das Ministerium wird seine Proposition zurücknehmen müssen, um in den Kammern eine empfindliche Debatte und mögliche Niederlage zu vermeiden. Ein solcher Sieg ist jetzt möglich, wo jeder Akt der Regierung öffentlich seyn muß und der Prüfung Aller vorliegt. Vor längern Jahren unterlagen die Besitzer der Anhaltschen Bahn einem eben so großen Unrecht, weil die Oeffentlichkeit nur bedingt war und jene Prüfung wegfiel. Etwas sind wir doch fortgeschritten. — Dennoch dringt die Meinung durch, daß binnen kürzerer oder längerer Zeit unsere sämmtlichen Eisenbahnen in den Händen des Staates seyn werden. Möchten sie es früher gewesen seyn; es wäre jetzt vieles besser.

Mitten im Toben und Gewirre der politischen Kämpfe fand neulich ein Erinnerungsfest statt, welches mit der Politik nichts gemein hatte, als daß der ruhmgekrönte Todte, der gefeiert ward, einst selbst eine Politik geschrieben und selbst politisch verfolgt ward. Wir meinen das Schleiermacherfest. Ehe wir politisch wurden, hätte eine Welt, was man darunter versteht, an dem Feste Antheil genommen. Jetzt meinte man vermuthlich, es sey nicht Zeit an große Geister zu denken; es blieb ein Freundesfest, bei dem sogar politische Männer fehlten, welche sich einst gerühmt Schleiermachers Schüler zu seyn. Wenn er heut noch lebte, würde die erste Frage seyn, ob er reaktionär, radikal oder constitutionell sey?

Und indem ich diesen Brief geendet, tragen sie wieder die Leiche eines Mannes hinaus, den man auch oft im Leben gefragt, ob er reaktionär, radikal oder constitutionell gesinnt sey? Und er konnte nur antworten: ich bin kein Politiker. Der Kriminaldirektor Julius Hitzig starb, nachdem er drei Jahre contrakt darnieder gelegen, halb vergessen im Wirbel und Sturm der Zeit, er, der in alle ihre Regungen, bis sie rein politisch ward, so bedeutsam eingriff, der Führer so vieler edeln Bewegungen. Hatte auch dafür die Gegenwart keinen Sinn mehr? Waldecks Prozeß, und die Kammern und das Schneegestöber schienen einen großen Theil daran zurück gehalten zu haben, von denen man zuletzt erwartet hätte, daß sie einem Mann wie Hitzig die letzte Ehre versagen würden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 305. Freitag den 21. December 1849.

It is a gallant child, one that, indeed, makes old hearts fresh!
Shakespeare.

Aus der Kinderstube.

(s. Nr. 297—299.)

II.

Wir stehen noch im zweiten Jahre des Kindes, dessen Bildungsgang wir in einem frühern Artikel zu schildern begonnen. — Sein Ordnungssinn entwickelt sich besonders stark. Ein Spielzeug, oder was es sonst seyn mag, muß wo möglich immer wieder an den Platz gelegt werden, von wo es weggenommen war. Die Sprachfertigkeit schreitet mit schnellen Schritten voran; nicht allein Sätze werden gebildet, sondern auch feinere Schattirungen des Gedankens mit Partikeln, „weil, aber, doch, bloß," angebracht. Eine besondere Vorliebe hat H. für selbsterfundene Vergleichungen, die er anwendet, wo er nur kann. Sieht er rothe Dinte, so versäumt er nie hinzuzusetzen: „wie Soldaten," bei schwarzer: „wie Kaminfeger," wenn der kleine Bruder gähnt: „wie Krokodil." Er fragt fort und fort, auch wenn er sich die Antwort gar gut selber geben kann: „was ist das?" besonders gern auch: „was thut H.?" Er will, scheint es, seine eigene Meinung bestätigt und seinen Vorrath an Begriffen und Wörtern sich vergewissert sehen. Man werde ja nicht ungeduldig über das Lästige der unabläßigen Fragen. Die Alten, welche dieselben nicht mit möglichster Geduld behandeln, werden es seiner Zeit erleben, daß die Jungen, wenn sie größer geworden sind, nichts mehr nach ihnen fragen. — Einmal sieht er, daß Mücken auf seiner Kappe herumspazieren. Er tritt ernsthaft auf sie zu und sagt: „Muckevogele, das ist H's Kappe." Eine Katze nimmt er in den Arm und sagt: „Kätzle, ich hab' dich gar zu lieb," zeigt ihm, was er zum Essen bekommen hat, und sagt: „sieh' Kätzle, das hat lieb Mutterle gegeben."

Weitere bemerkenswerthe Aeußerungen vom Anfang des dritten Jahrs möchten folgende seyn. Die Mutter hatte ihm einen Vogel aus Papier ausgeschnitten. Er rollte ihn zusammen und sagte: „Jezt habe ich's Vogele zu einem Nichtvogele gemacht." Die Mutter hatte ihm vom Heiland erzählt, daß er im Himmel sey und von dort nach den lieben Kindern sehe, die zu ihm beten. „Da guckt er herunter," sagte das Kind. Es war ein Spalt des Fensterladens offen geblieben, durch welchen der Sternenhimmel hereinblickte.

Noch immer spricht er die Diphthongen au und ei als einfache Vocale nach allemannischer Mundart: Bur, Hus, Mile, statt Bauer, Haus, Mäule, dagegen kann er dieselben Buchstaben ohne Nasenlaut, z. B. in auch, heiß, ganz deutlich aussprechen.

H. hat seine Suppe auf dem Tisch verschüttet und wird vom Vater darüber zur Rede gestellt. Eine gute Weile nachher hat dieser die Sache ganz vergessen und sagt: „Nichtwahr, H., du bist mein liebes Büble?" — „Nein," antwortete er, „ich bin böse." — „Warum denn?" — „Ich habe ja Suppe verschüttet." Ein andermal sagt der Vater: „Das Licht geht aus." Das Kind fragt: „wo geht's denn hin?" Was er fürchtet, heißt er besonders lieb. Er bemerkt den Schein eines Lichtes, ohne sich die Sache erklären zu können, und fragt sogleich: „Aber nicht wahr? es ist ganz lieb." Aus seinen Bauhölzern, die in keinem Kinderkreise fehlen sollten, baut er alles Mögliche, Städte und Dörfer, aber auch Menschen und Thiere. Auch mußten sie einmal Sonne, Mond und Sterne

Digitized by Google

vorſtellen. Plötzlich greift er nach einem bedeutend größern Kegel, ſtellt ihn in die Mitte und ruft aus: „Und das iſt der liebe Heiland.“

Die große Reizbarkeit, Heftigkeit und die Macht des Eigenſinns, welchen zu brechen ein krankhaftes Athemhalten ſehr erſchwerte, ſteigerte ſich durch ein Katarrhfieber zu äußerſt hohem Grade. Die Mutter erzählte ihm einmal, die Hunde und Wölfe heulen, wenn ſie Muſik hören. Bald darauf behauptete er und ließ nicht nach, bis man's ihm zugab: die Wölfe und Hunde lachen, wenn ſie Muſik hören. Und ſo durch Alles durch. Wenn ſich ſolche Zuſtände feſtſetzen, iſt es kaum zu verargen, wenn manche Leute etwas Dämoniſches darin erblicken. Aber durch umſichtige Behandlung und Beobachtung der Stimmungen läßt ſich, wenn man den rechten Augenblick wahrnimmt, der Dämon des Widerſpruchsgeiſtes bannen.

Eine eigenthümliche Erſcheinung des dritten Jahrs war, daß er gegen Fremde anfing unartig zu werden und alles Fremde böſe hieß, während er kurz zuvor großen Reſpekt vor Unbekannten hatte. Iſt dieß nicht die Stufe der Entwicklung, auf der die großen Individuen, die Völker, ſtehen, wenn ſie fremd und feindlich als gleiche Begriffe betrachteten und mit denſelben Wörtern bezeichneten, wo ihnen hostis und hospes ein und daſſelbe waren? — Das ſogenannte „Fremden“ der Kinder ſcheint die erſte Erſcheinung der ſpäteren Ehrerbietung des gutgearteten Jünglings, der Scheu und Scham der Jungfrau zu ſeyn. Und will nicht vielleicht die Natur dadurch die Kinder in den Jahren, in welchen ſie am liebenswürdigſten ſind, von der oft ſo ſtörenden und ſchädlichen Berührung mit fremden Erwachſenen, ihrem Loben und Hätſcheln ferne halten, indem ſie im „Fremden“ ein Gegengewicht gegen die ſonſtige kindliche Liebenswürdigkeit gibt?

Der Sprachtrieb iſt fortwährend ſtark. H. brach eines Tags kleine hölzerne Bäumchen entzwei und ſagte: „ſieh, die hab' ich abbäumt.“ Ein andermal wurde ihm Morgens geſagt, vor zehn Uhr bekomme er nichts mehr zu eſſen. Da ſagt er: „Vater, zieh's Uhrle auf, daß es zehn Uhr ſchlägt.“ — Außerordentlich groß iſt ſeine Offenheit. Wenn er irgend etwas gethan hat, das er ſelbſt nicht gutheißen kann, ſo iſt er der Erſte, der ſagt: „ich bin nicht lieb geweſen, ich hab' das und das gethan.“

Die Geburt des dritten Bruders, den er längere Zeit für den wieder kleingewordenen zweiten hält, gibt ihm Veranlaſſung zu einer neuen Einſicht, die er ſehr zu ſeinem Vortheil zu benützen weiß. — Er ſagt nämlich von der Zeit an ſehr gerne: „Ich bin 'n bisle groß und 'n bisle klein.“ Findet er's nun in ſeinem Intereſſe, an den Vortheilen der Erwachſenen Theil zu nehmen, ſo heißt er ſich groß. Umgekehrt, wenn es ihm bequemer iſt, klein zu heißen, ſo iſt er lieber klein und will den Kleinen gleich behandelt ſeyn. — Die Mutter erzählt ihm von dem alten Simeon im Tempel. „War der aus dem Spital?“ fragt das Kind, weil die alten Männer, die es kannte, faſt alle in dem nahgelegenen Hoſpital wohnten. Bei der Erzählung von der Taufe Jeſu fragt es: „Können denn Taubenvögel auch reden?“

Bei der Geburtstagsfeier des vierten Jahrs heißt er beharrlich die auf dem Tiſch liegenden Gaben und Kränze ſeinen Geburtstag. — Das Kindsmädchen hatte einmal ein Rädchen des kleinen, dem H. gehörigen Wagens dem kleinen Bruder zum Spielen gegeben. H. forderte daſſelbe zurück. Das Mädchen ſagt: es gehört nicht zu deinem Wagen. Da holt H. den Wagen herbei, hält die eine Are ohne Rad hin und ſagt: „iſt das auch ein Rad?“ Er und der kleine Bruder ſchießen einander. Das Mädchen ſagt zu H.: „wenn du geſchoſſen biſt, mußt du auch hinfallen.“ Er antwortet: „ich bin eben noch zu lebendig.“ Ein andermal ſagt er: „Schneide mir einmal meinen Kopf aus Papier aus, daß ich weiß, wie mein Kopf in der Welt ausſieht.“

(Fortſetzung folgt.)

Die freien Jäger.

(Fortſetzung.)

„Die Unterredung wurde von ihm abgebrochen, als meine Mutter über ihre Lage zu klagen beginnen wollte. „Machen Sie ſich keinen unnützen Kummer, Madame, ſagte er; es iſt für Alles geſorgt; nur vergeſſen Sie nicht, Ihrem Sohn die Kenntniß fremder Sprachen beibringen zu laſſen.“ — Wir wurden entlaſſen und ſahen den ſeltſamen Menſchen niemals wieder.“

„Es muß eine unheimliche Erſcheinung geweſen ſeyn, dieſer „wilde Haßbeck,“ fiel Eva ein, die voll Spannung Lothars Erzählung anhörte. — „Wiſſen Sie etwas von ihm?“ fragte Lothar überraſcht. — „Mein Vater hat mir zuweilen von ihm erzählt, auch von der mährchenhaften Tradition über die Herkunft der Haßbeck; doch hat er mir nur Einzelnes und Verworrenes mitgetheilt, aber er hat, wie ich glaube, eine ausführliche Schrift darüber aufgeſetzt.“

„Laſſen Sie mich meine Erzählung vollenden. Ein Vierteljahr nach der Rückkehr Ralf's von Haßbeck erfolgte wirklich der Tod deſſelben, den er immer als nahe bevorſtehend angekündigt hatte. Er war, wie es hieß, nach einem ſchweren Todeskampf, ja

by Google

nach der Behauptung Vieler mit allen Zeichen der Erdroſſelung an ſeinem Körper, in der Nacht geſtorben. Früh am Morgen wurde meine Mutter von dem Bruder des Verſchiedenen in das Sterbehaus berufen. — Ludwig von Haßbeck empfing ſie und forderte ſie auf mit ihm den Nachlaß des Todten zu unterſuchen, da er von ſeinem Bruder erfahren habe, daß wir die teſtamentariſchen Erben deſſelben ſeyn würden. Meine Mutter fand in der Wohnung des Verſtorbenen ein ſeltſames wüſtes Durcheinander und an den Möbeln Spuren von Gewaltthätigkeit, die man, jedoch nur mit geringem Erfolge, beſeitigt oder weniger auffallend gemacht zu haben ſchien. Es war eine Verwirrung in den Gemächern des Todten, als wäre ein böſer Geiſt mit zerſtörendem Fluge und tödtendem Hauche durch dieſe Räume gefahren. In grellem Contraſte damit ſtanden die Zeugniſſe eines üppigen, königlichen Reichthums: goldene mit Edelſteinen beſezte Gefäße, orientaliſche Waffen, Teppiche aus Tigerfellen und andere Schätze des Morgenlandes. Auf dem Bette des Todten, zu den Füßen der Leiche ſaß der malayiſche Knabe und ſang ſtille für ſich hin ein Lied in ſeiner Landesſprache, das einen unheimlichen Klang, eine klagende, lang gezogene Weiſe hatte, die hohl und wie aus einer unergründlichen Tiefe aus ſeiner Bruſt heraustönte."

„Meine Mutter und der jüngere Haßbeck ließen ſich keine Mühe verdrießen, um einen hinterlaſſenen Willen des Verſtorbenen zu finden. Auffallender Weiſe aber war nirgends ein ſolches Schriftſtück zu entdecken. Wie ſie auch forſchen und alle Gelaſſe der Wohnung durchſtöbern mochten — es war kein Teſtament vorhanden!"

„Ich brauche Ihnen nicht zu ſchildern, Eva, welch furchtbarer Schlag dieß für meine gute Mutter war. Ich ſehe ſie noch vor mir, wie ſie um Mittag zu uns heimkehrte, blaß, zitternd, ſprachlos von Aufregung und Verzweiflung. Auch überlebte ſie dieſe Prüfung nicht lange. Ihr Charakter hatte nicht Schnellkraft genug, daß ſie ſich nach einem ſolchen Schlage wieder hätte aufrichten können. Sie ſtarb, von Gram und Nahrungsſorgen und Angſt um unſere Zukunft gebeugt, ſchon im folgenden Jahre. Der einzige Troſt, den ſie mit ſich hinübernahm, kam ihr von Ludwig von Haßbeck. Dieſer war eines Tages unvermuthet an ihr Krankenbett getreten und hatte ihr die Verſicherung gegeben, daß er für mich ſorgen und meinen Eintritt in ſeinen Orden vermitteln werde."

„Er hat Wort gehalten; er hat die Mittel beſchafft, um mich in einer Erziehungsanſtalt in der Schweiz unterhalten zu laſſen, und dann hat er mich als Candidaten an den Hof des Hoch- und Deutſchmeiſters gebracht, wo meine Einkleidung zum Ritter bevorſteht. So wäre alſo für mich geſorgt, und wenn ich auch dieſen lezten Schritt zu einer Beſtimmung, die ich freiwillig nicht gewählt hätte, mit ſchwerem Herzen thue, ſo würde ich doch genug Kraft der Entſagung haben, um ihn ohne Klage zu thun. Aber neben mir in dieſem Leben, welches uns ſtets die Opfer unſerer theuerſten Empfindungen abfordert, ohne ſie durch etwas anderes zu erſetzen als durch eine traurige und herzerkältende Erfahrung und die Selbſtſucht, den zerſtörte Illuſionen uns einflößen — neben mir, ſag' ich, ſteht eine Schweſter, eine theure, angebetete Schweſter. Sie iſt von den nächſten Verwandten meiner Mutter nach dem Tode der leztern aufgenommen und erzogen worden; dieſe Leute haben alles für ſie gethan, was in ihrer Macht lag, und ſtehen jezt im Begriff, um ihre Exiſtenz zu ſichern, ihr eine Stelle in einem Frauenſtift zu verſchaffen. Natalie mag, ſie kann gegen dieſe Beſtimmung nicht ankämpfen. Und doch würde es ihr das Herz brechen, wenn ſie wirklich und unwiderruflich die Brücke zum Leben und zum Glück hinter ſich zerſtört ſehen müßte. Denn Natalie liebt, und liebt einen Mann, der arm und ohne Hülfsquellen iſt, wie ſie. Was ſoll ſie thun? Ihr Herz verbietet ihr, den Schleier zurückzuweiſen, um irgend eines andern Mannes Frau zu werden; aber es verbietet ihr auch, ein Gelübde abzulegen, das ein ihre Kräfte überſteigendes Opfer von ihr verlangt."

„Ich bedaure Ihre Schweſter in tiefſter Seele," ſagte Eva, indem ſie eine Thräne aus ihrer Wimper wiſchte; „aber," fuhr ſie fort, „wie ſteht das Alles mit dem in Verbindung, was Sie zu uns nach Sandſee führte?" — „Wie ſoll ich Ihnen dieſen lezten Theil meiner Erzählung mittheilen, Eva, ohne zu tief Ihr kindliches Herz zu verletzen? Es laſtet, ich weiß nicht, ob Sie eine Ahnung davon haben oder nicht — es laſtet auf Ihrem Vater ein Verdacht — glauben Sie nicht, daß ich ihn zuerſt gefaßt, ſchon meine Mutter ſprach ihn vor mir aus — ein Verdacht, den meine Nachforſchungen in hohem Grade beſtätigt haben. Ihr Vater hat ſeine Sammlerleidenſchaft mit einer Rückſichtsloſigkeit befriedigt, die ihn bereits ſein Vermögen gekoſtet und ihn gezwungen, ſich hier auf das Land zurückzuziehen; aber er hat — es iſt das ja ſo oft bei Sammlern, die faſt durchaus Ehrenmänner ſind, der Fall — er hat noch mehr gethan, er hat Gegenſtände —"

„Ich weiß was Sie ſagen wollen, Herr v. Hornſtein," fiel Eva dem jungen Mann in die Rede, „aber ich ahnte nicht, daß auch Sie dieſen ungerechten, abſcheulichen Verdacht ausſprechen könnten!" — „Zürnen Sie mir nicht, Eva; ich muß Ihnen Alles ſagen. Ihrem Vater gelang es ein paarmal ſich Zutritt zum wilden Haßbeck zu verſchaffen, um deſſen aus der

Digitized by Google

Fremde ſtammende Beſitzthümer zu ſehen. Er war bei ihm am Tage vor der Nacht ſeines Todes; er blieb bei ihm bis zum Einbrechen der Dämmerung. Der Verdacht meiner Mutter nun ging dahin, Herr v. Sandrart habe dem Reiz nicht widerſtehen können, von den indiſchen Schätzen Haßbecks ſich etwas zuzueignen, und habe dabei zugleich durch ein Verſehen, ohne alle Abſicht, ſich des Teſtamentes bemächtigt."

„Das iſt unverantwortlich von Ihnen!" rief Eva und erhob ſich raſch von der Seite Lothars. — „Hören Sie mich bis zu Ende!" — „Wenn mein Vater eine ſolche Handlung begangen, würde er nicht, ſobald er den Irrthum gewahr geworden wäre, ihn gut zu machen gewußt haben?" — „Nein, er konnte ſeine Handlung nicht eingeſtehen, er konnte auch keine Ausflucht gebrauchen, denn er hätte ſeine Angaben vor Gericht beſchwören müſſen. Welche Ausflucht hätte er brauchen ſollen? wie erklären, daß in ſeiner Hand das Teſtament Haßbecks ſich finde?"

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, December.

(Fortſetzung.)

Geſchichtliches.

Was unter der Herrſchaft der Mediceer für Kunſt und Wiſſenſchaft geſchah, füllt eine der ſchönſten Blattſeiten der Geſchichte; allein mit demſelben Rechte kann das Haus Lothringen, auf welches nach dem Tode Giovanni Gaſtons, 1737, die Herrſchaft überging, das Verdienſt für ſich in Anſpruch nehmen, ohne äußern Glanz und großes Aufſehen, darum jedoch nur um ſo wirkſamer zur Begründung einer dauernderen und allgemeineren Wohlfahrt die Zügel des Staates geführt zu haben. Die neuere Geſchichte kennt kaum ein zweites Beiſpiel eines mit denſelben volks- und freiheitsfreundlichen Geſinnungen vom Vater auf den Sohn ſich vererbenden Abſolutismus, und die geiſtlichen und weltlichen Reformen, die der nachmalige Kaiſer Leopold in ſeinem kleinen Ländchen zur Ausführung brachte, laſſen ſich nur mit den wohlthätigen und freiſinnigen Einrichtungen vergleichen, welche die vortreffliche Maria Thereſia mit kluger Beſonnenheit, ihr Sohn Joſeph nicht ohne überſtürzende Haſt in ihren Ländern trafen. Ein Glück für Toskana, daß ſeine Fürſten zwar in Joſephiniſchem Geiſte, aber nicht mit Joſephiniſcher Eile den Staat reformirten. Man weiß, daß das vortreffliche Herz des Kaiſers, das mit ſeinem Verſtande gar oft davon und über die Grenze des Zeitgemäßen und Ausführbaren eilte, hauptſächlich der ſchon kurz nach ſeinem Tode wieder zu Anſehen gelangenden Reaktion in die Hände arbeitete und ſelbſt manches Saatkorn politiſcher und religiöſer Freiheit, welches von Maria Thereſia mit weiſer Hand ausgeſtreut worden war, den Dunkelmännern preisgab. In Belgien hatte der reformatoriſche Eifer Joſephs, der, um alte Mißbräuche zu ſtürzen und zeitgemäße Verbeſſerungen einzuführen, keinen Anſtand nahm ſelbſt beſchworene Rechte und tief im Bewußtſeyn des Volks wurzelnde Sitten anzutaſten, keine andere Folge, als daß Demokraten wie Ultramontane zu den Waffen griffen, und wenn die Revolution auch damals erlag, ſo geſchah es nur, um ſchon nach wenigen Jahren mit Hülfe der franzöſiſchen Jakobiner die Fahne in Belgien um ſo höher zu ſchwingen. Dieſer republikaniſche Abſolutismus, im Namen der Volksfreiheit geübt, und der nachmalige Napoleoniſche öffneten den Belgiern zeitig genug die Augen und nur wenige Fürſten dürften bei ihren Völkern in ſo geſegneter Erinnerung ſtehen, wie Maria Thereſia in Belgien, wogegen Kaiſer Joſeph wegen ſeiner Antaſtung der wenn auch mißbräuchlich geübten ſtändiſchen Rechte und klerikalen Privilegien noch immer daſelbſt als Tyrann angeſehen wird.

In Toskana nahm die ſtaatliche Entwicklung einen gemeſſenen, organiſchen Gang und hatte um ſo weniger ernſtliche Schwierigkeiten zu beſorgen, da das Volk betriebſam, fleißig, ſanft von Charakter und ſittlich, zu raſchen und gewaltſamen Gemüthsbewegungen wenig geneigt und äußerſt lenkſam iſt, wogegen die Belgier wegen ihrer „hagebüchenen" Zähigkeit nicht ohne Grund in dem Geruche ſtehen, als ſeyen ſie ſehr ſchwer zu regieren. Der Toskaner unterſcheidet ſich durch ſein ſtilles friedfertiges Weſen auffallend genug ſelbſt von den ihm zunächſt wohnenden Stämmen italieniſcher Nation. Kommt man vom Norden her, ſo findet man es beſonders auffallend, daß der italieniſche Typus in Oberitalien nur ausnahmsweiſe ſich in ganzen Bevölkerungen ausprägt, und zwar da, wo die Alpenwelt mit ihrem durchaus germaniſchen Charakter nicht mehr unmittelbar hinreicht. Das vom Meere eingeſchloſſene Venedig und Genua, halb vom Meere, halb von den Apenninen umgeben, haben meines Erachtens ihr italieniſches Gepräge am reinſten bewahrt, und zwar in Venedig mehr die Frauen, in Genua mehr die Männer. Wem ſind nicht bei längerem Aufenthalt in der Lagunenſtadt die blaſſen, breiten, flachen Frauengeſichter mit ſchmaler, aber reiner Stirne, faſt griechiſcher Naſe und feingeſchnittenem, beinahe lippenloſem Munde aufgefallen? So müſſen die übelberüchtigte Bianca Capello und die ſchöne Königin von Cypern, Catharina Cornaro, ausgeſehen haben; von letzterer iſt es ausgemacht, und wer noch daran zweifeln ſollte, den bitten wir das von Tizian gemalte Porträt ihres Vaters genau zu betrachten. In Genua verräth ſchon die Art und Weiſe, wie der Mann ſeinen Calabreſer trägt und ſeinen Mantel umwirft, den ächten Italiener. Treten wir ein in das Café des Theaters Carlo Felice: ſollte man nicht jeden dieſer Köpfe mit dem raſchen Spiel der großen ſchwarzen Augen für fähig halten, auf dem Halſe eines Raubmörders zu ſitzen? Jede Bewegung der Hand, jedes Wort, das der ausdrucksvollen Lippe entquillt, verräth ſtarke Gemüthsregungen und faſt wird es dem gemüthlichen Nordländer unheimlich, wenn er ſieht, wie jeder der Gäſte mit ſeinem Kaffee oder ſeiner Limonade nur möglichſt ſchnell fertig zu werden ſucht, um durch das Geräthe in ſeinen Bewegungen nicht geſtört zu ſeyn und für ſeinen Ellbogen eine glatte Marmorplatte vor ſich zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 306. Sonnabend den 22. December 1849.

O serpent heart, hid with a flowering face!
Beautiful tyrant! fiend angelical! —
God pardon him! I do, with all my heart;
And yet, no man, like he, doth grieve my heart!
Shakespeare.

Die freien Jäger.

(Fortſetzung.)

„Dann," ſagte Eva, „hätte er es, ohne ſich zu nennen, dem Gerichte eingeſandt." — „Freilich hätte er es können," ſagte Lothar, „aber es iſt nicht geſchehen. Und iſt es denn ſicher, daß er ein ſolches, gewöhnlich verſiegeltes Schriftſtück geöffnet hat? Hat er es nicht vielleicht, ohne lange ſeinen Inhalt zu unterſuchen, ſtill beſeitigt, ſobald er die unangenehme Entdeckung gemacht, daß er etwas genommen, was er nicht nehmen wollen, was keinen Werth für ihn habe? Genug, das Teſtament iſt bis auf die Stunde verſchwunden geblieben." — „Und Sie ſind nach Sandſee gekommen, es hier zu ſuchen?" ſagte Eva mit zitternder Lippe und unbeſchreiblicher Bitterkeit des Tones. — „Ja!" — „Und haben es natürlich nicht gefunden! O Sie hätten die Mühe ſich ſparen können, Herr v. Hornſtein! Aber ich glaube Ihre Geſchichte iſt zu Ende und es iſt ſpät geworden."

„Eva! Eva! — gehen Sie nicht!" rief der junge Mann aufſpringend und den Arm des Mädchens ergreifend; „nur noch wenige Augenblicke hören Sie mich an. Ich habe die Schrift nicht gefunden, aber ich habe etwas anderes gefunden, was in auffallender Weiſe den Verdacht rechtfertigt, der mich hierher führte." — „In der That? ich bin ſehr neugierig darauf," ſagte Eva mit derſelben Bitterkeit; „was iſt es, was Sie entdeckt haben?" — „Ihr Vater beſitzt ein indiſches Götzenbild —" — „Eines? er beſitzt vielleicht ein halbes Dutzend ſolcher unnützer Dinge, die ſeine harmloſe Freude ausmachen." — „Ja, aber eines, welches mindeſtens den Werth von 15,000 Gulden hat und das nur aus dem Beſitz des wilden Haßbeck herrühren kann, ein Kleinod, das Herr v. Sandrart wenigſtens nie zu kaufen reich genug war." — „Er hat mir nicht geſagt, daß irgend ein Stück ſeiner Sammlung einen ſolchen Werth habe." — „Er läugnet dieſen Werth auch, er macht ſich vorſätzlich blind dagegen und wird zornig, wenn man darauf beſteht. Warum das alles, Eva, wenn es nicht das natürliche Sträuben ſeiner Seele iſt, ſich zu geſtehen, daß er nicht allein eine Merkwürdigkeit, ein Ding, welches bloß für den Sammler Werth beſitzt, mit der genialen Gewiſſensweite der Leute, die Steckenpferde reiten, genommen, ſondern daß er ſich eines wirklichen Schatzes bemächtigt habe?"

„Wohl," antwortete Eva nach einer Pauſe beſtürzten Schweigens; „ſo vollenden Sie doch Ihr Werk, bringen Sie die Häſcher her, laſſen Sie meinen Vater in den Kerker werfen!" — „Eva!" ſagte Lothar aufſpringend und heftig beide Hände des jungen Mädchens ergreifend; „Eva, ich habe dieſe Worte von Ihnen nicht verdient. Seyen Sie unparteiiſch, verſetzen Sie ſich in meine Lage und ſagen Sie mir dann, ob Sie mir zürnen können! O kennten Sie nur meine Schweſter! Sie würden mir Abbitte thun für Ihre Vorwürfe!"

„Aber ich ſehe nicht, was Sie abhält —" — „Was mich abhält weiter zu gehen? Eva, das ſind Sie, allein Sie! Mit jedem Tage, wo ich Sie wieder ſah und näher kennen lernte, wurde es mir ſchwerer, als ein eigenſüchtiger Späher über Ihre Schwelle zu treten und die Maske einer Täuſchung zu tragen, hinter der für Sie ein Unglück lauerte." — „Sie haben

Digitized by Google

Unrecht, Herr v. Hornſtein," erwiederte Eva kalt. „Was bringen Sie mich in Anſchlag, wo es für Sie einfach darauf ankommt, Ihr Recht zu verfolgen? Freilich," fuhr ſie fort, und ihre Stimme begann zu ſchwanken, „freilich wäre es offener und edler von Ihnen geweſen, wenn Sie ſich mir früher anvertraut, wenn Sie meine Hülfe in Anſpruch genommen hätten. Glauben Sie mir, Sie wären dann raſcher zum Ziele gekommen — wenn es überhaupt hier ein Ziel zu erreichen gibt."

Eva hatte Lothar ihre Hand entzogen, aber er erfaßte ſie wieder und ſagte: „Zürnen Sie mir nicht länger, ich bitte Sie! Ich kann meine Rolle nicht zu Ende führen, ich gebe ſie Ihretwillen auf, Eva, nur Ihretwillen, und ſcheide darum für immer. Laſſen Sie mich nicht im Unfrieden ſcheiden!" — Das junge Mädchen ſchien plötzlich durch dieſe Worte wunderbar erweicht zu werden. — „Begehen Sie keine Uebereilung," ſagte ſie; „ich habe heute, als Sie im Scherz uns zu Verbündeten machen wollten, den Bund mit Ihnen zurückgewieſen; jezt trage ich Ihnen im Ernſt einen Bund an: laſſen Sie mich Ihr Vorhaben wieder aufnehmen, laſſen Sie mich unter den Schätzen meines Vaters ſuchen; wenn die Urkunde darunter iſt — ich finde ſie." — „Und wenn Sie ſie fänden — was, Eva, könnte ich jezt damit thun? Würde ich etwas anderes damit beginnen können, als ſie in derſelben Vergeſſenheit begraben zu laſſen, in der ſie bis jezt geruht hat?" — „Ich verſtehe Sie nicht — erklären Sie mir dieſen Widerſpruch." — „Wenn wir das Teſtament fänden," erwiederte Lothar, „ſo hätten wir ſeine Beſtimmungen gegen diejenigen geltend zu machen, welche durch ihre Verwandtſchaft die natürlichen Erben Ralfs von Haßbeck geworden ſind. Man würde vor Gericht alle nur erdenklichen Zweifel, Einreden und Gründe wider die Aechtheit der von uns beigebrachten Urkunde hervorſuchen. Um mein Recht zu verfolgen, hätte ich nachzuweiſen, wie das Teſtament in meinen Beſitz, wie es in den Beſitz Ihres Vaters gekommen. Und nun wiſſen Sie, daß ſich über die Todesart des wilden Haßbeck ein dunkles und unheimliches Gerücht verbreitet hat. Man hat ſich das Wort Mord zugeflüſtert. — Eva, kann ich vor die Gerichte gehen, um das Zeichen zu einer Unterſuchung zu geben, welche ſich ſofort über Ihren Vater erſtrecken würde? Sehen Sie nicht, mit welchen Vorausſezungen der ſchleichende Argwohn der Juſtiz ſich ihm nähern würde? Denken Sie ſich nur den Umſtand, daß Ihr Vater der heimliche Beſitzer eines koſtbaren Kleinods aus den Schätzen Ralfs von Haßbeck iſt, zur Kunde der Gerichte gekommen, und —" — „O Gott!" rief Eva und verbarg überwältigt das Geſicht in ihren Händen.

„Sie ſehen, wir können nichts thun als uns unſerem Schickſale ergeben," fuhr Lothar fort. „Wir müſſen ſcheiden; ich glaube es iſt gut für uns Beide, wenn wir es ein Scheiden für immer ſeyn laſſen! — Ich bin unglücklich, ſehr unglücklich, aber es tröſtet mich, daß ich zum Theil mein Unglück trage um Ihretwillen!" — „Nein, das ſollen Sie nicht! nein, nein, ich will kein Opfer von Ihnen!" rief Eva, „aber — o Gott," ſezte ſie hinzu, „ich muß es ja wollen — mein armer Vater!"

Eva brach in einen Strom von Thränen aus. Lothar zog ſie an ſich, ſie gab ſich ihm willenlos hin und ſchluchzte an ſeiner Bruſt. — „Faſſen Sie ſich, Eva!" ſagte er nach einer Weile. „Laſſen wir Gott walten, der immer hart gegen die Menſchen, aber auch immer voll Barmherzigkeit gegen die Einzelnen iſt!" — Er drückte voll heißer Innigkeit lange ſeine Lippen auf ihre Stirn und ließ dann das weinende Mädchen ſanft auf den Baumſtamm niedergleiten, auf dem er vorher an ihrer Seite geſeſſen. Dann verſchwand er mit raſchen Schritten auf dem Fußpfad, der in's Gebüſch führte.

(Fortſezung folgt.)

Aus der Kinderſtube.

(Fortſezung.)

Auffallend iſt bei H., und vielleicht ſchon ein Zeichen ſeiner künftigen Beſtimmung, die Genauigkeit ſeiner Naturbetrachtung. Er ſieht zum erſtenmal eine Herbſtzeitloſe, fragt nach dem Namen und ſagt dann nach längerem Beſinnen: „warum heißt es denn Zeitloſe? es ſieht ja aus wie eine Tulpe." Und doch hatte er ſeit anderthalb Jahren keine Tulpe mehr geſehen, wohl aber eine Menge anderer Blumen, und fand ſogleich die Aehnlichkeit mit der erſteren heraus.

Der Vater machte mit H. einen Gang in ein benachbartes Dorf. Unterwegs fiel dem Kinde einer ſeiner Schuhe wiederholt vom Fuß. Der Vater wurde ungeduldig, als er zum ſechstenmal den Schuh wieder anziehen mußte. Das Kind aber ſagte mit unbeſchreiblicher Ruhe und Heiterkeit: „ſo ſoll es ſeyn, Vater." Und doch hatte er noch mehr unter der Sache zu leiden; kurz der Sohn hatte den Vater beſchämt.

Ein Backwerk reichte gerade für die Kinder aus, die Mutter hatte nichts für ſich übrig. Das war nun dem H. unerträglich und die Mutter mußte durchaus die Hälfte ſeines Antheils annehmen. — Die Kraft der Entſagung wird den Kindern durchaus nicht dadurch anerzogen, daß man ihnen vor der Zeit Entſagungen auferlegt, ſondern dadurch, daß ſie an Erwachſenen

Digitized by Google

Aufopferung und Entsagung wahrnehmen. Ueberhaupt ist es hinwiederum ein Hauptirrthum in der Erziehung, wenn man glaubt, es verhalte sich mit Fehlern und Schwachheiten anders als mit den ebengenannten und andern Tugenden. So gewiß vielmehr Entsagung wieder Entsagende, Liebe Aufopfernde bildet, so gewiß ist, daß Eigensinn wiederum Eigensinn, Genußsucht eben so Genußsüchtige zieht. Und doch wird kein Fehler häufiger gemacht, als daß man Eigensinn der Kinder durch eigenen Eigensinn, willkürliche Machtsprüche und selbstherrliches Octroviren auszutreiben sich anschickt und der Selbstsucht der Kleinen mit der ja natürlich vollkommen gerechtfertigten Selbstsucht der Alten entgegentritt. Als ob man Trauben lesen könnte von den Dornen und Feigen von den Disteln, als ob ein fauler Baum nicht nothwendig faule Frucht bringen müßte! An Stoff und Gelegenheit, die Ansprüche der Kinder herabzustimmen, fehlt es dennoch nicht, wenn der Erzieher die rechte Zeit dazu wahrnimmt; nur sollen nicht die Fälle hiefür benutzt werden, wo die Interessen beider Theile gewissermaßen in Collision kommen, und wo auch nur ein Schein entstehen könnte, es geschehe die Auferlegung eines Opfers aus Selbstsucht oder Eigensinn des Erziehers. Die naschhaftesten Kinder werden nach sicherer Erfahrung nicht diejenigen, welchen die Mutter (zumal wenn sie's mit Selbstaufopferung thut) zu Zeiten eine Süßigkeit zukommen läßt, versteht sich mit Maß; wohl aber diejenigen, bei welchen das Gegentheil stattfindet, und zwar unfehlbar dann, wenn reine Laune und Willkür oder gar eigene Genußsucht der Alten das Regiment führt. Selbst dafür liegen entschiedene Erfahrungen vor, daß Kinder, welche aus irgend einem Grund gegen diese oder jene Speise einen Widerwillen haben, nicht durch rasche Zwangsmaßregeln, wohl aber durch weises Hinüberleiten zum Rechten am schnellsten zum erwünschten Ziele geführt werden. Gar leicht erscheinen jene Maßregeln dem unverständigen Kinde als bloße Laune und Willkür und erbittern. Es ißt die Speise, weil es muß; sobald es aber den Augen der Eltern oder ihrer Herrschaft entronnen ist, tritt der alte Widerwille wieder in verstärktem Grade ein und macht ihm die Sache zeitlebens widerlich. Dagegen wenn der eigene Wille auch hier mehr gebogen als gebrochen wird, wenn das Kind, allmählig durch Wort und Beispiel geleitet, die Speise essen lernt, so ist's nachhaltig und gründlich gewonnen. — Ueberhaupt liegt wohl ein weitgreifendes formales Erziehungsprincip in dem Satz: behandle die Kinder niemals als Mittel zu minder edlen Zwecken, also z. B. nicht bloß zu deinem Spaß, aber eben so wenig, um dir den Genuß des Befehlens, die Befriedigung deines Eigensinns und deiner Erzieherwillkür zu verschaffen.

Schon im Laufe des vierten Jahres war ein Grübeln nach der Grundbedeutung der Wörter deutlich wahrzunehmen. H. bekam eine Schweinsblase. „Warum heißt man's Blase?" fragte er; „nicht wahr, weil ein Wind rausblast, wenn man's drückt?" Den Gründen und Wirkungen der Dinge nachzuspüren, wird ihm mehr und mehr Bedürfniß. „Was sind denn die Eier in den Vögeln?" fragt er eines Tags. Ein andermal betrachtet er aufmerksam das Ohr seiner kleinen Schwester und sagt nach einigem Besinnen: „Da ist's ja gerade, wie's heißt: durch Gebirg und Thal." Er hatte einige Zeit zuvor das Lied aus Schillers Tell liebgewonnen. — Wieder einmal sagte die Mutter zu ihm: „Die kleine Schwester ist viel gescheidter als du, sie fürchtet sich gar nicht." — „Ja," antwortet H. flugs, „weil sie so lieb dumm ist." Er bemerkt, daß der Vater gerne und lebendig mit Andern sich unterhält, und sagt: „Der Vater ist ein rechter Freundschaftsinsulaner."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Physiognomie der Stadt. — Der Landtag. — Oeffentliche Gerichtsverhandlungen.

Unser gutes Dresden hat durch die Ereignisse des 3. bis 9. Mai d. J. eine gewisse politische, ja geschichtliche Berühmtheit erhalten, dieselbe aber sehr theuer erkaufen müssen. Der Belagerungszustand, in welchem wir uns seitdem befinden, berührt uns zwar fast gar nicht, stört wenigstens Niemand in seiner gewöhnlichen Lebensweise, wie in den öffentlichen Vergnügungen, aber jene unseligen Tage haben einen herben Nachgeschmack zurückgelassen, der sich mehr oder weniger im gesellschaftlichen Verkehr kund gibt, und den unbefangenen Sinn, das gemüthvolle Zusammenseyn, die heitere Genügsamkeit, die man uns sonst nachrühmen konnte, wesentlich verbittert hat. Dazu kommt nun

die unverkennbare Abnahme des Fremdenverkehrs, der bis dahin einen wesentlichen Nahrungszweig Dresdens ausmachte, so wie er ein regeres Leben schuf und mannigfachere Bestandtheile den geselligen Vergnügungen beimischte. Wie sehr der bis dahin jährlich sich steigernde Zuzug abgenommen und dagegen das Auswandern früher Einheimischer sich seitdem gesteigert hat, zeigt die große Zahl der leerstehenden Wohnungen, die sich im Innern der Stadt leicht auf mehr als sechshundert belaufen kann. Dresden hat jedoch durch Natur und Kunst so viele Vorzüge, daß bei andauerndem Frieden sich diese Verluste in wenigen Jahren wieder ersetzen werden. Wollten nur die Gemüther sich einem solchen hoffnungsvollen Vertrauen hingeben; aber die Sorge, die Furcht, das Bedenken, die Gewohnheit alles im finstersten Lichte zu sehen, haben auch hier überhand genommen, und nur wenige Unbefangene und Ruhige wagen es einen tröstenden und heiteren Blick in die Zukunft zu werfen. Sehr möchte ich daran zweifeln, daß der seit Anfang des vorigen Monats begonnene, aber erst seit Kurzem, wegen verschiedener Legitimationshinderniße wirklich eröffnete Landtag zu dieser Beruhigung viel beitragen werde, da wenigstens für jetzt deßen eigentliche Physiognomie sich noch nicht deutlich erkennen läßt. Die Wahlen der Präsidenten beider Kammern sind allerdings im gemäßigten und ächt constitutionellen Sinne ausgefallen, aber in Hauptfragen haben die Parteien sich noch nicht so bestimmt aussprechen können, daß deutlich zu ersehen wäre, wohin sich die Majorität neigen wird. Bei der Diskussion der Veränderungen im Wahlgesetze, die für die nächste Zeit vorliegt, wird es möglich werden einen bestimmteren Blick auf die dießjährige Ständeversammlung zu werfen. Mit Ende vorigen Monats begannen übrigens auch hier die öffentlichen Gerichtsverhandlungen unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten Müller und des Staatsanwalts Dr. Schröter. Man hätte glauben sollen, daß diese neue Rechtsform einen tiefern Eindruck auf die Gesammtmasse hervorbringen würde; die Theilnahme daran war aber nicht so allgemein, als zu erwarten stand, so daß der ziemlich beschränkte Zuschauerraum während der fünf Tage dauernden Verhandlungen selten überfüllt war.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, December.

(Fortsetzung.)

Der Katholicismus. — Pater Ventura.

Was zwischen diesen Grenzpunkten des adriatischen und Mittelmeeres liegt, entbehrt durchaus eines typischen, festgeprägten Ausdrucks. Von Mailand sagt man, die Stämme und Nationalitäten kreuzen sich daselbst mit derselben bunten Mischung, in der man auf dem dortigen Geldmarkte fast alle Münzsorten der Welt erblickt und ohne Schwierigkeit ausgibt, wozu die eigenthümlichen geschichtlichen Geschicke Mailands gewiß nicht das Wenigste beitrugen. Kenner weiblicher Schönheit wollen behaupten, die Mailänderinnen verdanken keiner andern Ursache den Ruhm ihrer Schönheit. Von der Turiner Bevölkerung ist es ausgemacht, daß das savoyische Alpenland, deßen Bewohner in Schaaren nach der Fremde strömen, um einen oft mit unglaublichen Entbehrungen daselbst errungenen Sparpfennig auf eigener Scholle im Schutze der heimischen Berge verzehren zu können, gar vieles von seiner Eigenthümlichkeit der Hauptstadt des Landes mitgetheilt hat. Der Fleiß, die Ausdauer, die Besonnenheit der Alpenmenschen haben die natürliche Hitze des italischen Temperamentes so abgekühlt, daß in Turin der Sporn fast mehr als der Zügel Noth thut. Von den Toskanern will es mich bedünken, daß einestheils ihre Abstammung von den sinnigen und doch zugleich praktischen, kunstfertigen Etruskern, so wie andererseits das Glück, lange Zeit gut regiert worden zu seyn, das stille, arbeits- und friedliebende Völkchen aus ihnen gemacht haben, als das sie dem Fremden den Aufenthalt in ihrem Lande so anmuthig als wünschenswerth machen. Der Florentiner ist weit leichter zu behandeln, als der Münchner, Stuttgarter, Berliner, Wiener, was freilich schon darum nicht Wunder nehmen kann, weil es bei dem unter allen Schichten des Volks vertheilten Wohlstand und wegen der überall hülfreich einschreitenden Wohlthätigkeitsanstalten beinahe gar keinen Pöbel gibt. Darauf sind nun aber auch die Italiener nicht wenig stolz, und es begreift sich leicht, warum sie ihrer Religion, oder vielmehr ihrer Kirche mit deren die Noth der Massen lindernden großartigen Anstalten von ganzer Seele zugethan sind. Gewiß ist es nur ein kaum bemerkbarer Bruchtheil des italienischen Volks, der nicht aus voller Ueberzeugung die Worte unterzeichnen sollte, die der bekannte Pater Ventura einem französischen Geistlichen, der durch ihn protestantische Propaganda zu machen hoffte, entgegenhielt. „Meiner Ueberzeugung nach," sagt dieser Teatiner in seinem glühenden Glaubenseifer, „hat man es zumeist dem Katholicismus zu danken, daß Italien das Land ist, wo man die allgemeine Bildung am weitesten verbreitet, den Muth am intelligentesten findet, wo edle Gesinnung am volksthümlichsten, die Achtung vor der Menschenwürde am tiefsten empfunden und gewürdigt wird, wo das Nationalgefühl inniger als anderswo, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die Sitten und Handlungsweise übergegangen waren, längst bevor man in andern Ländern daran dachte, in Schriften und Worten damit zu prahlen; wo Reichthum und Lebensgenuß besser vertheilt und jene schreckliche Plage des Pauperismus unbekannt ist, der die größten Reiche langsam zermürbt und ihren Untergang herbeiführt; wo man vergebens jene Hunderttausende elender Proletarier sucht, die ohne jegliche Religion, ohne eine Idee, ein Gefühl, eine Ahnung von Sittlichkeit, mit den scheußlichsten Lastern, der schmählichsten Verdorbenheit, dem tiefsten Elend, der Verzweiflung von Sklaven behaftet und zum Thiere erniedrigt, die Ordnung und das Eigenthum bedrohen, die stärksten Regierungen über den Haufen werfen und fast an der Fortdauer der menschlichen Gesellschaft verzweifeln lassen. Nach meiner Ueberzeugung verdankt Italien zumeist dem Katholicismus seine alten freisinnigen Institutionen, die ihm geraubt wurden und die es sich wieder zu erwerben trachtet; es verdankt dem Katholicismus die größten wissenschaftlichen Entdeckungen, welche das Ausland ihm stahl, um mit Verachtung und Gleichgültigkeit dafür zu lohnen, gleich dem Straßenräuber, der den Reisenden, den er plündert und mordet, Dieb heißt; es verdankt dem Katholicismus jene wunderbare Fruchtbarkeit an reich begabten Geistern, die allgemeine Achtung, die das Verdienst genießt, die allen Klassen zu gut kommende Schulbildung, so daß in Rom auf hundert Personen keine zehn kommen, die nicht lesen, schreiben und rechnen können; es verdankt dem Katholicismus die unbestrittene Ueberlegenheit in den modernen Wissenschaften, den Beſitz einer Literatur, nach welcher die andern Literaturen sich bildeten, den Ruhm, der Tempel der Kunst, die aufgehende Sonne ächter Bildung zu seyn, die, was auch Herr Guizot sagen mag, von Italien ausging und von hier aus sich über die übrige Welt verbreitete. Und alles dieß trotz der Knechtung und Verderbniß, die es von Fremden erlitt, trotz des Widerspruchs der Regierungen, trotz der Kriege, zu denen es als Vorwand diente, trotz der Unordnungen, deren Schauplatz es war, trotz der Räubereien, die es sich fortwährend gefallen lassen mußte."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 307. Montag den 24. December 1849.

— Wie süß, wenn Vatermund
Und Mutterfreude geben kund:
Die liebste Blume, die ich sind',
Ist unser treues, frommes Kind!

A. Knapp.

Aus der Kinderstube.

(Fortsetzung.)

Der Sinn für Naturbetrachtung ist bei dem Kinde fortwährend sehr stark, es bemerkt auch das Kleinste. Daneben ist H. eben so voll Interesse für Sprachliches, und zugleich sind ihm allerlei Hanthierungen sehr wichtig, aber offenbar mehr, um den Dingen des täglichen Lebens auf den Grund zu sehen, als um etwas zur Nachahmung zu gewinnen. Er ist in praktischen Sachen nicht gerade ungeschickt, hat aber zu wenig lebendige Theilnahme dafür, um sich selber darin zu üben. Höchstens Malerei kann ihn jezt schon in seinen Gedanken und Planen für die Zukunft ganz in Anspruch nehmen. Auch war der Farbensinn bei ihm sehr frühe schon ausgebildet. Doch ist die Richtung seines ganzen Wesens offenbar mehr der innern Welt zugewendet, oder aber der Erforschung der Natur. Ueberhaupt aber läßt sich hier und auch bei andern Kindern bemerken, wie in der Kindheit eine Menge von Kräften sich regt, die unmöglich alle zur vollen Entwicklung kommen könnten, wenn anders nicht der Mensch darüber zu Grunde gehen sollte. So treibt unter sonstigen guten Bedingungen ein gesunder Baum weit mehr Blüthen, als er zur Reife bringen kann. Die Aufgabe der Erziehung ist, zu beobachten, welches der Haupttrieb ist, welches die kräftigsten Zweige am Baume sind, in denen man sodann die ganze Kraft zu concentriren hat; sie hat sozusagen dem Baume vor allem eine schöne Krone zu schneiden.

Einige Zeit nach Antritt des fünften Jahres wurden die ersten Anfänge im Schreiben und Lesen gemacht, doch so, daß es mehr als ein Dürfen denn als Müssen erschien; nie mehr als eine halbe Stunde des Tags wurde vom Vater auf diesen ersten Unterricht verwendet, bis das Kind, 5¾ Jahre alt, der öffentlichen Schule übergeben wurde. Es ging dieß nicht ohne Kampf und Thränen ab, so sehr H. sich früher darauf gefreut hatte. Andere Kinder hatten ihm gesagt, es setze dort Schläge ab; mit großer Freudigkeit kam er aber nach zwei Stunden aus der Schule heim.

Eines Tags fängt H. ganz von selbst folgende Unterredung mit der Mutter an: „Es ist eben doch so, die Menschen können gar nichts machen, wenn ihnen der liebe Gott nicht dabei hilft. Der Schreiner kann auch nichts machen, wenn ihm Gott die Bäume nicht wachsen läßt und das Eisen in den Bergen zu den Nägeln." — „Aber," entgegnet ihm die Mutter, „der Bäcker macht ja doch das Brod." — „Wer läßt aber das Korn für ihn wachsen?" lautet flugs die Antwort. „Aber," fährt das Kind nach einigem Besinnen fort, „bewegen können die Menschen doch von selber," verbessert sich aber bald darauf und fügt bei: „doch der liebe Gott muß ja machen, daß sie's können." — Wiederholt und unaufgefordert spricht er's aus: „Ich will ein Maler werden," fügt aber dann scherzend bei: „Nein, ich will eine Krone werden, dann bin ich über dem König."

Bei großer Gewissenhaftigkeit, besonders in der Schule, und bei manchen Zügen von Gutherzigkeit, tritt bei H. doch hie und da eine gewisse Härte und Mangel an Gutmüthigkeit heraus, die uns bedenklich macht; eben so eine Flüchtigkeit der Eindrücke, besonders zärterer Empfindungen, auch ernstlicher Rügen,

Digitized by Google

die nicht minder Beachtung verdient. Stark iſt andererſeits der Sinn für Wahrheit und Recht. Er hatte dieſer Tage von der Mutter Erlaubniß bekommen, von zwei Kuchenſtücken auf dem Tiſch das größere oder kleinere zu nehmen. Er wählt das größere, fragt aber doch zuvor: „haſt du auch gewußt, Mutter, daß es ſo groß iſt?“ — Einmal wirft H. die Frage auf: „wie konnte der Blindgeborene ſelbſt geſündigt haben und deßwegen geſtraft worden ſeyn, wie die Jünger gemeint haben? Kann man denn ſündigen, ehe man auf der Welt iſt?“

In der Entfernung weniger Meilen hatten bedeutende Feuersbrünſte ſtattgefunden. H. hörte die Mägde in der Küche davon reden. Bald darauf kam er in ſichtlicher Verlegenheit in's Zimmer. Von der Mutter befragt, brach er in Thränen aus und ſagte: „Ich habe etwas Arges gethan, kann's aber nicht ſagen.“ — „Was denn?“ — „Ich kann's nicht ſagen, es iſt gar zu arg.“ — „Dann muß ich die Mägde fragen,“ ſagte die Mutter. „Die wiſſen's nicht; es weiß Niemand etwas davon als ich,“ erwiederte H. „So ſag' es doch,“ ſagt mit großem Ernſt die Mutter, und endlich erfolgt nach langem Zögern und unter bittern Thränen das Geſtändniß: „Ich habe gelacht, wie die Mägde von den zwei verbrannten Städten geſprochen haben.“

Als Erſtgeborener bal H. ſich gewöhnt, überall zum mindeſten nicht hinter den Geſchwiſtern zurückgeſetzt zu werden. So gern er mittheilt vom Ueberfluß und mitfühlt, wenn ihm Andere auffallend verkürzt oder beeinträchtigt ſcheinen, ſo daß er oft mit Gewaltthätigkeit das Recht vertheidigt, ſo will er doch immer durchaus der Erſte ſeyn, nicht ſowohl in den Leiſtungen als in den Anſprüchen und Rechten. Wenn ein Anderer etwas voraus zu haben ſcheint, tritt der Neid oft recht häßlich heraus. Hier muß mit Macht entgegengewirkt werden. Das Kind iſt nicht unzugänglich für Rügen und Mahnungen in dieſer Richtung, und es beginnt ihm klar zu werden, daß es um den Neid etwas Garſtiges iſt. Aber es wird ihm erſtaunlich ſchwer, dieſer böſen Macht in ſeinem Innern Widerſtand zu leiſten. Hier gilt es, die ſchwache Kraft auf alle Weiſe zu ſtärken. — Als die erſte Aufgabe der Erziehung erweiſt ſich's hier wie ſonſt, den noch ſchwachen Keim des Beſſeren zu pflegen und zu entwickeln, theils durch entſchiedenes Auftreten gegen das Verkehrte, durch Ausreißen des Unkrauts ſelbſt unter empfindlichen Schmerzen für den natürlichen Menſchen, theils aber, und noch mehr dadurch, daß das noch dunkle Gefühl des Beſſeren aufgeklärt, der ſchwache Trieb des Widerſtands gegen das erkannte Unrecht gekräftigt werde. Es iſt ein Bedürfniß, ein Hunger nach dem Rechten vorhanden, aber die Abhülfe, die Sättigung kann nicht aus der eigenen ſchwachen Kraft des Kindes kommen. Auch hier muß, wie in der griechiſchen Sage der Eros mit der Anmuth ſich vermählen; die im Erzieher vorhandene Fülle hat mit unermüdetem Eifer um die Hand des Mangels zu werben, eine erbarmende Liebe muß ſich herablaſſen zu der Noth, in der die Schwachheit ſchmachtet. So erweiſt ſich die chriſtliche Wahrheit von einer erlöſenden, faſt wäre noch ſtärker zu ſagen einer ſtellvertretenden Liebe, welche als ein Weltgeſetz ſowohl in der äußern Natur als in der ſittlichen Welt gelten muß, auch als Fundamentalartikel einer tüchtigen Erziehung.

Aus dem ſechsten Jahre des Knaben möge noch folgender Vorfall hier eine Stelle finden. H. bleibt eines Tags vor einem früchtereichen Johannisbeerſtock ſtehen und ſagt nach einigem Beſinnen: „Wenn ich nur das Lied ganz herſagen könnte: Geh' aus, mein Herz, und ſuche Freud' in dieſer ſchönen Sommerszeit an deines Gottes Gaben. Der Gerhard hat doch die ſchönſten Lieder!“

Die freien Jäger.

(Fortſetzung.)

IV.

Ouvertüre zum erſten Aufzug eines vaterländiſchen Trauerſpiels: „Arme Deutſche.“

Lothar ſchlug auch auf ſeinem Heimweg nicht die Fahrſtraße ein, ſondern folgte wieder dem einſamen Fußpfade durch die Waldungen, den er am Tage gekommen. — Es war tiefe Nacht geworden, aber eine helle holde Nacht, wie ſie auf heiße Tage des höchſten Sommers zu folgen pflegt. Die Glühwürmer leuchteten im weichen Mooſe, welches der Fuß des Wanderers niedertrat. Die heißen Sonnenſtrahlen hatten am Tage aus den harzigen Stämmen der Tannen einen Duft hervorgelockt, der jezt noch vorherrſchend war und ſich mit dem erdigen Waldgeruch vermiſchte, um ihm eine eigenthümliche herbe Friſche zu geben. Eine völlige Stille, ein Meer von Schweigen herrſchte in den Waldungen; nur zuweilen hob ſich ein ſchlummernder Vogel, geſchreckt von Lothars Nahen, aus den Wipfeln empor und ſchnellte mit ſchlaftrunkenem Flattern die Zweige durcheinander. Sonſt war kein Laut vernehmbar, als der Schritt des Fußgängers, der auf ſeinem Pfade eine Reihe bald leiſe ziſchender, bald dumpfer, bald ſcharf abbrechender Töne hervorrief, je nachdem ſeine Sohle über eine elaſtiſche Schichte Fichtennadeln glitt, oder im Mooſe erſtarb, oder ein Stück abgefallener Tannenrinde oder dürres Reiſig niedertrat; Töne, die bei Tage Niemandens Ohr aufgefaßt hätte, und die jezt

Digitized by Google

in der nächtlichen Stille eine laute, launenhafte und verworrene Scala bildeten.

Obwohl Lothar keineswegs eilte, so fühlte er sich doch nach einiger Zeit von einer gewissen Schwüle niedergedrückt, so daß er seinen Schritt noch mehr zu mäßigen gezwungen war. Er blickte empor und sah, daß der Himmel sich mit schwarzen und drohenden Wolken einhüllte. Er achtete dieser Warnungen nicht; er war zu sehr in seinen Schmerz versunken, um für etwas anderes Sinne zu haben. — Welchen bleibenden Eindruck mußten seine Geständnisse bei Eva hinlassen? Das war die Frage, die ihn allein beschäftigte und nicht wieder loslassen zu wollen schien. Damals als er seinen Plan entworfen hatte, bei dem Alterthümler ein dem Anschein nach entwendetes Eigenthum aufzusuchen, hatte er nicht erwartet auf seinem Wege ein Wesen wie Eva zu finden, dessen Glück und Zukunft er zu Boden treten mußte, um an sein Ziel zu gelangen. Sie flößte ihm zuerst ein tiefes Mitleiden, dann nach und nach immer größere Theilnahme ein. Er war bald sogar nicht mehr im Stande sich klar darüber zu werden, ob es mehr diese Theilnahme oder die alte Absicht sey, was ihn nach Sandsee führe. Freilich waren auch seine Anstrengungen, zu dieser Klarheit über sich zu kommen, keineswegs sehr groß oder eifrig wiederholt, und so kam es, daß er eben hinging, immer öfter ging und zuletzt, wie wir vorhin gesehen, weder durch Sonnengluth noch auch durch Schauer, Sturm oder Regen sich abhalten ließ zu gehen. Der Vorwand, die Sammlungen und die Unterhaltung des Alterthümlers, war ja der beste von der Welt; daß in Eva etwas vorgehen, daß sie sich fragen könne, weßhalb er komme, daran dachte er nicht. Er machte ihr ja nicht den Hof; ein einfaches, still freundliches Begegnen fand zwischen den jungen Leuten statt, mehr nicht. Nach und nach freilich begannen ihre Blicke sich zu suchen und suchten selten vergebens. Diese Blicke enthielten dann gegenseitig von jener stillen Freundlichkeit ein überaus großes Maaß, so viel nur immer sich hineinlegen kann in ein Paar junger glänzender Augen von dunkelm Blau. Der Schleier, der für Lothar selbst über seiner stillen Neigung lag, wurde so immer dünner und zitternd bewegter und war zuletzt nur noch so hauchartig fein, wie der zarte Flor, der um ein Schilfrohr im Herbstwinde spielt. So kam es denn auch, daß heute ein einziges Wort ihn hatte zerreißen können. Eva hatte gesagt, sie wolle Sandsee verlassen, und hatte dieß mit einer eigenthümlichen Miene, mit einer unsichern Betonung, in einer Art gesagt, die mit ihrem einfachen und klaren Gemüth nicht im Einklang stand. Sandrart dagegen hatte später von einem solchen Vorsatz nichts wissen wollen und die Sache mit seinem „Larifari" als etwas, das gar nicht in Rede stehe, beseitigt. — Lothar hatte dadurch augenblicklich Evas Absicht durchschauen können. Ihr feiner weiblicher Sinn hatte Gefahren geahnt in einem ferneren Schlafwandeln neben einander her; sie war vielleicht einem unbewußten, jedenfalls aber richtigen Triebe gefolgt, indem sie ein Wort aussprach, welches geeignet war ein unbestimmtes und sorglos dahinträumendes Verhältniß zur Klarheit zu bringen. Lothar gab ihr vollständig Recht, daß sie es gethan; er fühlte aber Gewissensbisse, daß sie ihm habe zuvorkommen müssen, und machte sich Vorwürfe, daß er sich nicht selbst gesagt habe, wie man nicht ohne Ziel und ohne sich Rechenschaft zu geben in den stillen Zauber einer Neigung versinken dürfe, gleich einem Orientalen in einen Opiumrausch. Ja, Eva hatte Recht, wenn sie Gefahren in diesem Verhältniß sah; aber setzte dieß nicht voraus, daß sie ihr eigenes Herz verstrickt fühlte, und war es nicht eigentlich ein mittelbares Geständniß, was in ihrem Vorgeben lag? Lothar hatte nie erfahren, daß sie eine Unwahrheit gesagt; daß sie es jezt gethan und über sich gewonnen, bewies, wie tief sie sich das Verhältniß zu Herzen genommen und wie schwer es auf ihr lag.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, December.

(Fortsetzung.)

Ursachen der Revolution.

Seitdem die italienischen Fürsten und Regierungen den Dämon der Revolution gebändigt haben, wetteifert ein Ministerium mit dem andern, dieser geheimnißvollen Macht des Katholicismus eine Huldigung nach der andern darzubringen, gleich als wollten sie den durch die vorjährigen Ereignisse erzürnten Geist der Kirche vermittelst dargebrachter Opfer versöhnen. Von der eben erst für Toskana bekannt gemachten Amnestie sind neben andern schweren politischen Verbrechern nur diejenigen ausgenommen, die wegen Preßvergehen gegen die Staatsreligion angeklagt sind. Ja, wenn die Kirche wirklich das ist, was sie seyn soll und seyn kann, so gibt es kaum ein wirksameres Mittel gegen chaotische Unordnung in den Köpfen und in den Zuständen; aber verwundern muß man sich jedenfalls, daß auch diese Macht in Toskana dem Andrang der Revolution augenblicklich erlag. Ueberhaupt, wie kam es nur, daß

in dem glücklichen, zufriedenen Toskana der Thron bei dem ersten Streiche, der gegen ihn geführt wurde, zusammenbrach? Fragt vielmehr, wie es in Baden zuging. Die Parallele zwischen beiden Großherzogthümern ist so vollständig, daß Toskana in der Person Guerrazzi's sogar das sprechende Ebenbild Brentano's aufzuweisen hat. Im Staatsleben weiter zu nichts tauglich, als durch Advokatenkünste eine Katastrophe herbeizuführen, fehlte Beiden im Besitz der Gewalt jeder geistige und sittliche Schwung, jede Großheit der Anschauungen und Gefühle, um den uferlos dahinbrausenden Strom der Ereignisse nach einem festen Ziel zu lenken. Schon am zweiten Tag ihrer Diktatur fällt der Nimbus von ihrer Stirne; die Zügel sind ihren schwachen Händen entsunken, noch ehe sie dieselben recht an sich genommen die sich schiebend dünken, werden geschoben und die eigene Partei zeiht sie zuerst der Schwäche, zuletzt des Verraths. In Brentano wie in Guerrazzi haben die Radikalen verkappte Monks gewittert.

In Toskana wie in Baden schien eigentlich kein Grund zur Unzufriedenheit vorhanden zu seyn. Die Majorate und Fideicommisse waren abgeschafft und auf den Trümmern der Geburtsaristokratie erhob sich die Aristokratie persönlichen Verdienstes und individueller Befähigung. Privilegien und Monopole aller Art mußten dem Princip freier Industrie, freier Konkurrenz und freien Handels Platz machen. Die Strafgesetze wurden milder und von der Schmach der Inquisition gereinigt, die Todesstrafe abgeschafft, nachdem sie lange Jahre zuvor nicht mehr in Anwendung gekommen war. Ein Gesetz über die todte Hand setzte der Bereicherung der Geistlichkeit einen wohlthätigen Damm und die Bestimmungen des Königsrechtes wiesen die Autorität des römischen Stuhles in die gebührenden Schranken zurück. Endlich gewann die Bodenkultur außerordentlich durch die Einführung der Erbpacht.

Dabei war nur das Eine übersehen, daß die bessere Verwaltung Toskanas im Vergleich zu den andern italienischen Staaten das Volk glauben machte, es habe weiter nichts mehr zu wünschen, und bei der Regierung den bedenklichen Wahn erzeugte, weitere Reformen und Bewilligungen wären gefährlich. Dieser Optimismus machte das Volk träg, gleichgültig, allen Neuerungen abgeneigt und erfüllte hinwiederum die Regierung mit blindem Vertrauen. Beide Theile merkten nicht, daß ein, wenn auch gemäßigter Absolutismus immer noch Absolutismus ist und den Ideen der Zeit gegenüber sich unmöglich halten kann. Im Sturm erschütternder Begebenheiten waren die Tugenden des Landes zugleich seine Fehler. Ein den Waffen entwöhntes Volk; die Regierung mit spärlicher, bloß zur Parade gehaltener Militärmacht; die Gewalt des Fürsten im Kleinen, wie im Großen absolut, unterstützt von einem ganzen Heere untauglicher Beamten und gehalten von einer heillosen, weil immoralischen und despotischen Polizei; endlich systematische Vernichtung jeder politischen Thätigkeit bei den Unterthanen: ein solcher Boden war für die Demagogie wie geschaffen, die, wenn auch im Innern schwach, von Außen eine mächtige Anregung erhielt. Toskana hatte eine constitutionelle Verfassung, einen überaus wohlwollenden Fürsten, keine Staatsschuld, mäßige Steuern und bezog allein von den durchreisenden Fremden und von dem Verkauf seiner Strohhüte Jahr um Jahr ungefähr neun Millionen Scudi von dem Ausland, was bei einer Bevölkerung von etwas mehr als anderthalb Millionen Einwohnern gewiß aller Ehren werth ist. Von einem eigentlichen Proletariat kann in einem solchen Lande aus natürlichen Gründen nicht die Rede seyn; von der andern Seite darf man jedoch eben so wenig übersehen, daß durch den allgemein verbreiteten und noch immer steigenden Wohlstand der Bevölkerung eine gewisse Genußsucht eingerissen war, die selbst träge Gemüther der Verführung leichter zugänglich macht. Ein Volk, das plötzlich zum politischen Leben erwacht, ohne darum von gewaltigen Leidenschaften erregt, durch Strenge und Mißhandlung gereizt zu seyn, ist ohnedieß niemals sicher gegen politischen Betrug.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, December.

(Fortsetzung.)

Oeffentliches Gericht. — Neubauten.

Das Publikum störte die Verhandlungen nicht durch laute Aeußerungen und benahm sich während der ganzen Dauer derselben sehr angemessen. Es waren fünf einzelne Fälle, worunter der letzte gegen einen gewissen Richter, der sich Rosen umgetauft hatte und als Deklamator und Improvisator seinen Erwerb suchte, der interessanteste und längste war. In einem im vorigen Jahre herausgegebenen Schriftchen über den Selbstmord eines auf dem Königstein seit 1830 detenirt gewesenen, in die damaligen Unruhen verwickelten Advokaten Mosdorf hatte er nicht undeutlich dahin gedeutet, daß dieser Selbstmord nur von der Regierung vorgegeben, dagegen insgeheim ein Justizmord dort verübt worden. Die Geschwornen erkannten in ihm einen unbefugten Verbreiter mißgünstiger Verleumdungen, aber keinen absichtlichen Beschuldiger, und er ward daher nur zu wenigen Wochen Gefängniß verurtheilt. Auch in den meisten der übrigen Fälle erfolgte eine wenn auch sehr mäßige Verurtheilung, so daß die Beurtheilung der Geschworenen ohne politischen Einfluß zu seyn schien, wie man mit Vergnügen anerkannte. Die Untersuchung wegen der Maiereignisse soll nun auch beendigt seyn und die Akten dem hohen Gerichtshofe vorliegen, dessen Ausspruch wir wohl bald vernehmen werden.

An dem Bau des neuen Museums ist, so lange es die Witterung erlaubte, fortgefahren und das erste Stockwerk über dem Parterre vollendet worden. Seltsam kontrastiren mit diesem Neubau die Ruinen des abgebrannten Theils des Zwingers und des sogenannten alten Opernhauses. Jetzt ist das letztere, welches eigentlich nur ein gewaltiger Anbau an den eigentlichen Zwinger war — ursprünglich zu einem Vorhofe eines neu zu erbauenden Königsschlosses von den polnischen Augusten bestimmt, — bereits abgetragen, und dürfte wohl nie wieder aufgebaut werden; dagegen treten die ausgebrannten Ruinen dieses Theils des Zwingers um so malerischer hervor, je mehr ihre zahlreichen Verzierungen, Statuen und Säulen sich ohne Verbindung zeigen und die sonderbarsten Massen bilden. Eine Wiederherstellung in derselben Art würde sehr viele Kosten erfordern, eine Anordnung in einem gereinigteren Baustyle aber wenig angemessen seyn. Die Reihe der auf dem Postplatze von den Insurgenten abgebrannten Häuser ist bereits wieder aufgebaut, und somit sind dort die Spuren jenes unheilvollen Kampfes nur noch an den ihrer Kronen beraubten Alleebäumen sichtbar. Die Baulust, welche vor zwei Jahren die ansehnlichen Gebäude der neuangelegten Kultichaustraße und ihrer Umgebung hervorrief, hat unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr nachgelassen, und man sieht jetzt nur noch hie und da ein vereinzeltes Haus sich dort langsam erheben. Dagegen ist die neue Eisenbahnbrücke über die Elbe fast vollendet, und man hofft bereits im Laufe des kommenden Jahres sie benutzen zu können. In einfacher Solidität und Bequemlichkeit wird sie dem Baumeister alle Ehre machen und die Verbindung der Altstadt mit der Neustadt wesentlich befördern.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 308. Dienſtag den 25. December 1849.

— Er erhob den Jammer ſogar in die Sphäre der Anmuth,
Die, dem Erſtaunten, erſcheint ſelbſt das Unleidliche ſchön.

Platen.

Berliner Briefe.

Das Trauerſpiel „Robespierre“ von Griepenkerl.

Sie fordern mich auf, die im vergangenen Jahre begonnenen Nachrichten aus Berlin fortzuſetzen, um in Kenntniß erhalten zu werden von jenen Ereigniſſen, von denen die politiſchen Blätter nicht viel berichten können. Dieſe Mittheilungen werden dürftig ausfallen, denn was gibt es außer Politik in einer Zeit der Gährung wie die unſere, in der nicht vier Perſonen um einen Theetiſch zuſammen ſitzen, ohne daß vier verſchiedene Partien ſich ſchroff gegenüber geſtellt finden, die im beſten Falle wohlerzogen genug ſind, ſich durch Schweigen zu ſchonen und nichts von alle dem auszuſprechen, was ſie eigentlich im Innern von einander denken? Ich habe mir oft vorgeſtellt, welche Verwirrung in der Berliner Geſellſchaft entſtehen müßte, träte plötzlich die Fee unter uns, welche, wie Frau von Genlis uns in ihren veillées du château erzählt, die Menſchen zwang die Wahrheit zu ſagen, ſo lange ſie in den Mauern des verzauberten Palais de la vérité verweilten, die Wahrheit zu ſagen, während ſie meinten dieſelbe unter heuchleriſcher, wohlerzogener Höflichkeit zu verbergen. Nicht zwei Deutſche blieben im Palais de la vérité jezt friedlich neben einander, denn wir ſind ein Volk von Separatiſten. Wir haben gerade ſo viel verſchiedene Meinungen, als wir Deutſche in Deutſchland haben, und geſchähe einmal das unerhörte, wunderbarſte Wunder, daß zwei Deutſche gleiche Grundſätze hätten, ſich nach derſelben Geſetzgebung ſehnten, ſo würden ſie über ein Amendement, oder ein Unteramendement, oder ein Komma im Unteramendement in Streit gerathen und einſehen, daß es eben nicht möglich iſt, ſich über die Kapitalfrage dieſes Kommas zu verſtändigen. Ob wir ein kriegeriſches Volk ſind, das weiß ich nicht — ein ſtreitluſtiges ſicher, und die Franzoſen haben nicht Unrecht mit ihrem Spotte über die querelles allemandes, wie unſere Worte von „dem Streit um des Kaiſers Bart“ und von dem Streit um ungelegte Eier eine nicht eben heitere Wahrheit enthalten.

In einem Punkte aber ſcheint denn doch die Meinung der verſchiedenſten Parteien hier einmal ziemlich gleichmäßig zuſammenzutreffen, in der Anſicht, daß Profeſſor Griepenkerl in ſeiner Tragödie „Robespierre“ der Nation ein reines, bedeutendes Kunſtwerk gegeben habe. — Er hat das Trauerſpiel geſtern in einem kleinen Kreiſe geleſen und alle Erwartungen der Anweſenden übertroffen, ſo hoch ſie auch geſpannt ſeyn mochten durch das Lob, welches dieſer Dichtung bereits vorausgegangen war.

Das iſt kein Tendenzſtück für oder wider die Idee der Freiheit, aufgepuzt mit Schlagworten und Phraſen, welche Beifall oder Mißbilligung erregen, jedenfalls aber Effekt machen ſollen; es iſt keine Tragödie, in der die göttliche Gerechtigkeit, welche über den Wolken unſichtbar zugeſehen und zu Gericht geſeſſen hat, die Schuldigen am Ende erreicht, kein Trauerſpiel, in dem äußere feindliche Gewalten dem Helden entgegentreten und ihn vernichten. — Es iſt ein Stück Weltgeſchichte in ſeiner harten, eiſernen Unerbittlichkeit. Die Vorkämpfer eines aus tiefer Unterdrückung mächtig emporgewachſenen Geſchlechtes ſchaffen vor unſern Augen die Geſchichte, um den Prozeß der eigenen Entwicklung zu vollbringen, und gehen unter, wenn ſie dieſen vollendet haben, weil ſie über ſich ſelbſt nicht hinaus können.

Digitized by Google

Danton und Robespierre, die eigentlichen Helden des Dramas, sterben, weil ihre Willenskraft erschöpft ist, weil sie selbst den Muth zum Vorwärtsgehen verlieren. Irregeworden an der Nothwendigkeit, an der Gerechtigkeit der Handlungen, welche sie verübt, fühlen sie sich belastet vom Gewicht dieser Handlungen, und es erdrückt sie als Schuldbewußtseyn, was sie stolzen Hauptes, wie einen Siegerkranz, getragen, so lange sie an die Nothwendigkeit des Terrorismus glaubten, den sie geübt.

Die Dichtung terrorisirt den Hörer. Wie eine Riesenwelle in mächtigem Sturme rollt sie heran, hoch und höher schwellend, bis sie donnernd zusammenbricht unter der eigenen Schwere und die schuldlosen Wesen mit hinabzieht in die finstere Tiefe, welche an dem Ufer des furchtbaren Elementes ihr Friedensdaseyn lebten.

Diese schuldlosen Wesen sind die Frauen: Louise, Dantons Gattin, Lucile, die Frau Camille Demoulins, und Therese Cabareus, die Amazone von Bordeaux, die Verlobte Talliens. Weil der Dichter begriffen hat, daß alle Poesie in der Wirklichkeit, im Leben vorhanden ist, daß man nichts erfinden kann, was reiner, schöner, erhabener wäre, als die Natur des Weibes, wie sie sich tausendfältig im täglichen Begegnen kund gibt, hat er drei Frauengestalten, aus dem Leben gegriffen, vor uns hingestellt, die gleich groß an Milde wie an Kraft, an Hingebung wie an Muth, Bilder der reinsten Weiblichkeit genannt zu werden verdienen: — Louise, das Ideal sorglicher Mutterliebe, die in dem Gatten den Vater ihrer Kinder liebt; Lucile, das Weib, das aufgegangen in der ausschließlichen Liebe für den erwählten Mann, nur Raum im Herzen übrig behält für ihr Kind, weil es das Kind ihres Mannes ist, und Therese, deren glühende Seele, fortgerissen von dem begeisternden Gedanken der Freiheit, eigentlich noch nach dem Manne sucht, in dem dieses Ideal sich am meisten verkörpert hat, um diesen Mann zu lieben, wie sie die Freiheit liebt.

Und auch diese Frauen tragen die Nothwendigkeit ihres Schicksals in sich, gestalten sie aus sich heraus. Louise überlebt Danton um ihrer Kinder willen, Lucile, außer sich gebracht durch die Verhaftung des geliebten Camille, ruft mit den leidenschaftlichen Worten ihres Schmerzes die Rache des Convents auf sich herab und stirbt mit dem Geliebten, während Therese, ungefesselt und frei, keinem Manne verbunden, dessen Geschick das ihre umflicht, fortschreitet in morgenschöner Frische, wie das Gestirn der reinen Freiheitsidee.

Alle diese Personen sind so erfüllt von dem geistigen Gehalt ihrer Zeit, daß keine von ihnen mit ihrem Bewußtseyn in die Vergangenheit oder in die Zukunft greift, weil die Gegenwart sie ganz hinnimmt. Nur die zur Mode gewordenen Anspielungen auf die Römerzeit erinnern in ihrem Wesen daran, daß es eine Welt gegeben hat vor dem Leben dieser Menschen. Dazu kommt, daß kein äußeres, kein überirdisches Element den Ausgang der Dichtung erschafft, sondern daß sie, wie gesagt, die Nothwendigkeit ihres Werdens und ihres Endes in sich trägt. Das gibt dem Drama eine wunderbare Einheit, und der Leser wird ruhig davor, wie vor allem Unabweislichen, vor allem Unabänderlichen, trotz der gigantischen Kämpfe, die sich vor ihm vollenden. Nur das lezte Wort Theresens langt in die Zukunft und deutet aus dem chaotischen Untergange in die Möglichkeit eines neuen Werdens hinüber.

So abgeschlossen ist das Kunstwerk, daß selbst das Parteigefühl, welches jezt bei der Beurtheilung der meisten Dichtungen schwer in die Wage fällt, hier nicht lebhaft angeregt wird. Der Dichter trägt uns mit sich empor auf seinen Standpunkt, hoch über dem Kampfe der Parteien, der als Ephemere verschwindet vor der Betrachtung der historischen Thatsache, vor der schaudernden Ehrfurcht, welche diese kämpfende, durch die Vernichtung schaffende Menschheit, noch in ihren Verirrungen gewaltig, uns aufzwingt. So dürfte am Trauerspiel „Robespierre" selbst die ängstlichste Sorge königlicher Theaterintendanzen nicht zu viel zu perhorresciren haben, und es ist unzweifelhaft, daß das Drama auf der Bühne von noch größerem Erfolge gekrönt seyn wird, als der trefflichen Vorlesung desselben von den Hörern zu Theil wurde. Ob aber das zur Convention gewordene falsche Pathos der Berliner Schauspieler, von dem nur einige wenige sich frei erhalten haben, geeignet ist eine lebensfrische Darstellung des Robespierre zu erzeugen, das möchte eine andere Frage seyn, und es bleibt am Ende nur die Hoffnung, daß die Gewalt der Dichtung selbst über die Affektation und Unwahrheit der Darsteller den Sieg davon trägt.

Die freien Jäger.

(Fortsetzung.)

Diese Betrachtungen hatten Lothars Kopf am heutigen Tage durchkreuzt; unmittelbar darauf jedoch war ihnen eine andere gefolgt. Sie hieß: „Ist es möglich, daß du jezt noch länger die Rolle eines Spürers verfolgst und mit verderblichen Absichten eine Schwelle übertrittst, an welcher dir die Liebe eines edlen Mädchens entgegenkommt? Nein, aber du bist ihr volle und unbedingte Offenheit schuldig, wenn du

jezt von ihr gehſt, um nie zurückzukehren; denn nie zurückkehren, iſt deine Pflicht; ein gewiſſenloſes Spiel mit dem Rufe und dem Herzen eines Mädchens, dem du nichts bieten kannſt, darfſt du nicht treiben."

Wir haben die Unterredung angehört, welche das Ergebniß dieſer Betrachtungen des ehrlichen jungen Mannes war. Es war natürlich, daß während er einſam den nächtigen Wald durchſchritt, ſeine Gedanken ausſchließlich bei Eva zurückgeblieben waren. Aber ſo voll Widerſprüchen iſt das menſchliche Herz, daß, während er ſich ſein Verhältniß auf immer abgebrochen dachte, und er die lezte Erinnerung an ſeine Erſcheinung aus dem Gemüthe des jungen Mädchens ausgetilgt wünſchte, damit wieder die volle Unbefangenheit einer achtzehnjährigen Mädchenſeele darin herrſche, er doch mit ängſtlicher Unruhe ſich fragte, wie ſie über ihn denken müſſe, und ob nicht ihre Kindesliebe alle ihre Neigung zu ihm aus ihrem Herzen vertilgt habe.

Während er ſo ſeines Weges dahin ſchritt und nur das klar in ſeiner Seele geſchrieben ſtand, daß er alles Recht habe zu der tiefen Schwermuth, in welcher er mit ſeinem Schickſale haderte, hatte ſich das Gewitter, mit welchem der Nachthimmel drohte, näher und näher gezogen. Einem Vorboten gleich lief ein plözliches Wehen oben durch die Baumäſte und ſprang wie ein Eichhorn raſchelnd von Wipfel zu Wipfel über, als ob es raſtlos weiter müſſe, ſeine Warnung vor dem nahenden Ungewitter meilenweit über die Waldungen zu tragen. Einzelne dicke Tropfen fielen nieder, aber die wirbelnden Windſtöße waren mit Blizesſchnelle hinterdrein und fegten die Luft, ſo daß der Regen nicht zum Ausbruch kam. Lothar hielt ſeine Schritte an und ſtellte ſich Schuz ſuchend neben den Stamm einer Eiche, deren breites Laubdach eine undurchdringliche Wölbung bildete. Vor ihm lag eine kleine runde Lichtung, die ihn ein Stück des Himmels überſchauen ließ.

Lothar blickte, nachdem er das Schloß ſeines Jagdgewehrs gegen den erwarteten Regenſchauer geſichert, empor und ſah wie die gewaltigen Wolkenmaſſen ſich aus ihrer dräuenden und wuchtigen Ruhe gelöst, und wie ſie vom Sturm gepeitſcht am dunkeln Himmel vorüberjagten, bald in ſchwarzen compakten Gebilden hoch oben, bald in flockigen flatternden Nebelzügen nahe über den Wipfeln her. — Der Sturm ſchien ſich plözlich mit wahrer Wolluſt in die weiche, elaſtiſche Laubwelt des Waldes zu ſtürzen. Er brauste zuerſt mit einem furchtbaren Stoße hinein, unter dem ein heftiges Splittern und Krachen durch die Aeſte lief, und dann ein tauſendfältiges Wimmern, Pfeifen und Heulen begann. Die Flügel der Windsbraut ſchienen alle Schmerzens- und Schreckenslaute der Schöpfung, das Aechzen Erſchlagener, den Wuthſchrei Verrathener, den Nothruf verſinkender Schiffer, von blutgedüngten Schlachtfeldern oder von öden Meereswüſten herbeizutragen und ſie, in ein unendliches unausſprechliches Wuth- und Klagelied gebracht, den Geiſtern des Waldes vorzujammern. Es war als ob die Natur in furchtbarer Empörung endlich einmal tauſendjährige Schmerzen austoben, ausſchreien und an dieſen wie Rohr ſich beugenden Fichten- und Eichenſtämmen empor dem Himmel in's Antliz ſchleudern wolle. — Der Himmel blieb ſtill über dieſer Empörung. — Immer phantaſtiſcher flogen die Wolkenzüge daher, immer zerriſſener in abenteuerlich dräuenden Geſtalten; wilde Roſſe mit weithin flatternden Mähnen, Drachen mit hohen helmtragenden Rieſen darauf, ein Schiff, an deſſen Bord ein wirrer Knäuel dunkler Ungeheuer ſich bekämpfte: eine ganze Welt phantaſtiſcher Weſen ſchien ſich aus fremden Regionen losgeriſſen und erhoben zu haben, und während unten die Erde ſich austobte, dort oben mit noch wilderer Leidenſchaft wider den Himmel anzuſtürmen. — Der Himmel blieb ſtill auch über dieſer Empörung.

Lothar's Herz ſchlug hoch geſchwellt bei dieſem furchtbaren Losbruch der Elemente; die wilde Luſt an jeder Empörung, die in jeder kräftigen Menſchennatur ſchläft, jauchzte hell in ihm auf — da ſchoß ein Strom von Feuer in ſeine Augen und gleich darauf ſchmetterte ein Donnerrollen durch die Luft und über die Erde hin, als ob die Welt vernichtet werden ſolle. — Der Himmel hatte den Aufruhr geſehen und ſchleuderte die empörte Natur in ihre Ohnmacht zurück. Ein Schlag und ein Schmettern — die Wolkenungeheuer waren zerſtoben und das Sturmgeheul war ein leiſes Schmerzensſtöhnen geworden.

Es liegt etwas furchtbar Ergreifendes in einem ſolchen Schauſpiel. Es iſt die alte Empörung darin abgebildet, die in der mit einem Fluche getroffenen Creatur wider ihr unbegreifliches, geheimnißvolles Schickſal gährt; der Kampf der Titanen, das Grollen der Geiſter über die dunkle Beſtimmung einer ſchmerzgeweihten Menſchheit, der verzweifelnde Aufſtand zertretener Völker — es iſt alles daſſelbe, daſſelbe Ringen und Kämpfen eines Dranges nach Freiheit und Recht, den, ſeinem Triumphe nahe, ein Blik eines zornigen Gottes zurückſchleudert.

Lothar war, da dem Losbruche des Gewitters noch immer der zu erwartende Regen nicht folgte, unſchlüſſig, ob er nicht ſeinen geſchüzten Standpunkt verlaſſen und weiter eilen ſolle, als ſeine Aufmerkſamkeit plözlich von einer neuen, höchſt auffallenden Erſcheinung gefeſſelt wurde. Er vernahm nämlich in nicht großer Entfernung Hundegebell und gleich darauf das Wiehern eines Pferdes. Dieſe Laute machten

Digitized by Google

ihm einen eigenthümlich unheimlichen Eindruck, obwohl es sich erklären ließ, daß irgend ein nächtlicher Reiter durch den Wald heimkehre und daß er den Hunden eines streifenden Forstwarts begegnet sey. Wenige Augenblicke, nachdem die Töne verklungen, fuhr ein gewaltiger Nachtvogel über die Lichtung dahin. In dem Scheine, welchen ein neuer Blitz plötzlich in die Wipfel goß, hoben die vom Winde gepackten Aeste sich einen Augenblick wie die von Folterqualen verrenkten und sich windenden Glieder großer feuriger Riesen empor; die Eule, welche im Augenblick des Blitzes über die Lichtung fortgefahren war, ließ von den nächsten Bäumen her ein gezogenes Uhu hören, und unmittelbar darauf vernahm Lothar ganz deutlich und durchaus unverkennbar das Knallen einer Hetzpeitsche über seinem Kopfe. Er fuhr erschrocken zusammen. — „Das ist die Ursel gewesen, leibhaftig," sagte er sich, „und wenn ich nicht im nächsten Augenblicke die Bekanntschaft des wilden Jägers mache, so will ich für mein ganzes Leben darauf verzichten."

Er trat ein paar Schritte vor, um einen größern Raum über sich übersehen zu können; mit einem aus tiefem Grauen und Neugierde gemischten Gefühle hörte er in demselben Augenblick das Pferdegewieher sich wiederholen; ein gellendes Rüdengebell folgte unmittelbar, dann noch einmal Peitschengeknall, Brausen und Rauschen in der Luft, und ganz dicht über den Wipfeln ein gedehnter klagender Hörnerton. Lothar erwartete in jedem Augenblick die Spitze des gespenstigen Zuges innerhalb des freien Raums, den sein Auge beherrschte, erscheinen zu sehen; sein Herz schlug in stürmischer Spannung. Waffenklirren, ein Ruf wie: Harro, Harro! Peitschenknallen, hundertfache sich durcheinander und mit dem Rauschen des Sturmes vermischende Töne erschollen immer näher, immer dichter über ihm; sie mußten jezt sichtbar werden, schon sichtbar seyn, aber sein Auge erfaßte nichts, gar nichts als eine eben heranfliegende schwere Wolke, die ihre feuchten Schleier bis zu den obersten Zweigen der Bäume niederhängen ließ. In der nächsten Sekunde war der Lärm schon weit jenseits der Lichtung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Literatur. — Theater.

Unter den hier sich aufhaltenden Literaten hat in der lezten Zeit der Tod zwei wackere Männer abgefordert, den unter dem Namen Fr. Laun schreibenden Commissionsrath Fr. Schulz und den Armenadvokaten Hohlfeld. War ersterer durch seine zahlreichen Romane in weitern Kreisen bekannter, so hat lezterer durch seine Gedichtsammlung unter dem Titel: „Harfenklänge" und seine poetischen Ergießungen bei kirchlichen und andern öffentlichen hiesigen Ereignissen auf die nähern Umgebungen, ersprießlichen Einfluß gehabt. Beide starben in weit vorgerücktem Alter. Von Berthold Auerbach, der sich hier aufhält, sollen wir bald eine dramatische Arbeit zu erwarten haben. Auch der vielgereiste Kohl ist fortdauernd wirksam und hat eben ein dreibändiges Werk unter dem eigenthümlichen Titel: „Aus meinen Hütten," erscheinen lassen, das in charakteristischer Beziehung ungemein interessant ist und durch freundliche Naivetät wie geistreiche Auffassungen anzieht. Auch Gutzkow weilt noch hier, doch hat sein Verhältniß zum hiesigen Hoftheater aufgehört und es scheint auch als ob seine Stelle nicht wieder besezt werden sollte. Von neuen dramatischen Arbeiten aus seiner Feder vernimmt man auch nichts. Dagegen ist neuerlich ein Werk vollendet worden, das den Namen eines klassischen in jeder Beziehung verdient. Es ist der dritte und lezte Theil von Dante Alighieri's göttlicher Comödie, übersezt von Philalethes nebst kritischen und historischen Erläuterungen, in der Arnoldschen Buchhandlung erschienen. Wer unter jenem Namen dem Vater der italienischen Dichtkunst seine Studien zugewendet hat, ist hinreichend bekannt, und wenn schon die beiden ersten Theile dieses Werkes, welche sich mit der Hölle und dem Fegefeuer beschäftigten, den Fleiß, den Scharfsinn, die umfassenden Kenntnisse, das geistvolle Urtheil und die dichterische Befähigung des hohen Pseudonymen kundgaben, so hat die Ueberwindung der sich häufenden Schwierigkeiten, welche in diesem dritten Theile, dem Paradiese, vorlagen, den Siegerkranz auf seine Stirn gedrückt. Man muß das Werk selbst prüfen, um die Vielseitigkeit der Studien, welche zum wahren Verständniß des Textes nöthig waren, kennen zu lernen. Auch die Buchhandlung hat durch das gediegenste Aeußere diese drei Bände als eine Zierde der deutschen Literatur behandelt.

Was das hiesige Hoftheater betrifft, so drohte ihm durch den gänzlichen Verlust seiner sehr reichhaltigen und kostbaren Garderobe beim Brande des großen Opernhauses eine schwere Katastrophe, durch die Liberalität des Königs, der es zum Besten der Stadt und der Kunst in den bisherigen Verhältnissen erhalten zu sehen wünschte, ist sie aber abgewendet worden. Man muß dem hiesigen Publikum die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es die Werke seiner klassischen Dramatiker stets zahlreich besucht und mit der größten Theilnahme auszeichnet, wie die in den leztvergangenen Wochen stattgefundenen gediegenen Darstellungen von Don Carlos, den Räubern, Maria Stuart, Braut von Messina und Egmont bewiesen haben. Ein sich so nennendes zweites Theater hier, das während des Sommers am Tage in freier Luft spielte und mit dem Herbst sein Podium in einem Saale des polnischen Hotels aufschlug, verscholl nach und nach, und der Aufbau eines zweiten Schauspielhauses auf dem ausgefüllten Judenteiche in der Seevorstadt, den man auf Aktien projektiren soll, dürfte wohl kaum einen bessern Erfolg versprechen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 309. Mittwoch den 26. December 1849.

Das böſe Verhängniß der Juden ſcheint aus einem dunkeln, unerklärlichen Grauen zu entſpringen, welches das Judenthum einflößt, das wie ein Geſpenſt, wie der Geiſt einer erſchlagenen Mutter, das Chriſtenthum von ſeiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Börne.

Die Juden des öſtlichen London.

Man beachte die Ueberſchrift. Es ſoll hier lediglich von den Juden des öſtlichen London die Rede ſeyn. Dieſe ſind ein eigenes charakteriſtiſches Geſchlecht und haben wenig gemein mit ihren Stamm- und Glaubensgenoſſen in den übrigen Theilen Londons, namentlich mit denen im Weſtende, die von ihren chriſtlichen Nachbarn ſich ſo unſichtbar unterſcheiden, daß ihnen bloß ihre jüdiſche Herkunft verbleibt und ſie im Uebrigen als völlig ausgeartet erſcheinen. Der Jude des öſtlichen London iſt deſto ächter, Iſraelit vom Scheitel bis zur Sohle, jeder Zoll ein Hebräer. Er lebt und ſtirbt, wo ſein Vater gelebt und geſtorben, er treibt den Handel, den ſein Vater getrieben, er heirathet ein Mädchen ſeines Volks und ſchickt ſeine Kinder in die Synagoge, damit ſie nach ihm thun, wie er gethan. Wer in London keine andern Juden geſehen, als denen er im Quadrant, in Haymarket, in Pall Mall oder Piccadilly begegnet, der kann ſich verſucht fühlen, ſie für outrirte Juden zu halten. Ihre Naſen ſind gekrümmter, vollſtändige Habichtsnaſen, ihre Haare krauſer und ſchwärzer, ihre Augen ſtechender als bei gemeinen Juden. Ihre geſammte Umgebung trägt die Farbe des Schmutzes, den Stempel ſyſtematiſcher Unordnung und raſtloſer Geſchäftigkeit. Die Häuſer ſind alt und hoch und drohen einzuſtürzen. Ein feuchter, dumpfer Modergeruch dringt aus allen Ecken. Das von Zeit und Rauch und Dampf gebräunte Getäfel und die vergilbten, von Motten zerfreſſenen Gardinen mahnen an das Daſeyn großer, fetter Spinnen, die ungeſtört weben, an Schaaren ſchwarzer Käfer, die über Eſtrich und Diele kriechen, an alle in Europa heimiſchen ſtechenden und ſpringenden Inſekten. Die Wohnungen ſind voll Menſchen von unten bis oben. Unraſirte Männer in unreinen Hemdermeln rauchen an offenen Fenſtern aus klebrigen Pfeifen; weinende und ſchreiende Kinder liegen vor den Hausthüren; ſchlumpige Weiber zanken und geifern über die Straße weg, von Giebel zu Giebel, von Flur zu Flur; zu Dreien und Vieren lehnen Männer, die meiſten mit langen Bärten, Alle mit ſchwarzem, ungekämmten Haar und ſchwarzen, leuchtenden Augen an Wänden und Pfählen, feilſchend und ſtreitend in jenem ſcharfen, näſelndem Tone, welcher dem Ausländer ihre Rede noch unverſtändlicher macht.

Wen die Neugier reizt, ſolches ſelbſt zu ſehen, und wer ſich nicht ſcheut vor dem Moraſte der Rinnſteine, vor verfaulenden Vegetabilien, vor weggeworfenen Fiſchen, vor maſſenhaften Haufen Unraths, der beuge vom indiſchen Hauſe in der Leadenhallſtraße nördlich nach St. Mary Are, und fünf Minuten verſetzen ihn aus einer chriſtlichen Stadt in eine jüdiſche Kolonie, auf einen reichen Ernteplatz für Maler und Kothkärrner. Seit Jahrhunderten haben Juden hier gewohnt, in dieſem Irrſaal enger, krummer Gaſſen, ſchlangengewundener Durchgänge und ärgerlicher Sackgäßchen. Seit Jahrhunderten ſind in dieſen baufälligen, hochgiebligen Häuſern das Oſter- und das Laubhüttenfeſt gefeiert worden; ſie mögen noch Jahrhunderte lang daſelbſt gefeiert werden und eben ſo lang jene Stangen zu den Fenſtern herausragen, auf denen gelbliche Leibwäſche zum Trocknen hängt. Iſt hier aber der eigentliche Ghetto, das ächte Londoner Judenviertel, ſo gibt es außerdem in andern Theilen des öſtlichen Endes noch

Digitized by Google

mehrere, wenn auch kleinere jüdiſche Anſiedlungen. Man erkennt ſie an den faſt immer geöffneten Thüren und Fenſtern, an den längs der Häuſer auf Stühlen und Bänken ſitzenden Männern und Frauen, an den mit allerhand alten Sachen belaſteten, bunt aufgeputzten Kramläden, an den Vorräthen von Lumpen, Scarteken, Glasbrocken und roſtigem Eiſenzeug, an den Univerſalmedicinen in Flaſchen, Phiolen, Büchſen und Schachteln, und am ſicherſten an dem aus den Garküchen aufſteigenden Brodem in Oel oder Fett geſottener Fiſche.

Hat der Wanderer Glück, ſo entführt ihn im Ghetto eine zufällige Wendung dem ſchweren Dunſtkreiſe und bringt ihn unerwartet auf einen offenen Platz, einen kleinen Square. Obwohl immer noch inmitten von Juden, empfindet er einen Luftwechſel; er athmet freier, und was er athmet ſind die Wohlgerüche eines Orangenhains. Von einem ſolchen zeigt ſich zwar keine Spur, weder Orangen-, noch Citronen- noch ſonſt ein Baum; aber den ganzen Platz umgeben Boutiken voll Orangen, und der Wanderer mag ſich vorſehen, nicht auszugleiten. Das Trottoir iſt mit Orangenſchalen beſäet und ſchlüpfrig von faulen, umhergeſtreuten Früchten. Der Square heißt Orange-Change, Orangenbörſe. Hier holen die iſraelitiſchen Obſthändler, was ſie dann von Straße zu Straße durch das weite London vertreiben. Die den Square umſchließenden Häuſer ſind weder ſchlechter noch beſſer als die der Nachbarſchaft, eben ſo bevölkert, gebrechlich und unſauber. An zwei Ecken ſind zwei Tavernen mit hebräiſchen Aufſchriften und jüdiſchen Symbolen, und wo Raum zu einem Anſchlage iſt, klebt einer, neunmal unter zehn in hebräiſcher Sprache. Neben den Orangen blüht an dieſer Börſe nur noch der Buchhandel, faſt ausſchließlich in hebräiſcher Literatur. Als ich das leztemal dort war, zählte ich fünf Antiquar- und Zeitungsläden; erſtere enthielten wenig Engliſches, gar nichts Deutſches und Franzöſiſches, manches in ruſſiſcher und polniſcher Zunge. Die Tagespreſſe wurde von den wohlfeilſten Wochenzeitungen und den zwei in London erſcheinenden jüdiſchen Journalen vertreten.

Eine Viertelſtunde weſtlich vom Orangenmarkte befindet ſich einer der hervorſtechendſten Punkte des großen Judenviertels, das Centrum des Londoner Kleidertrödels, das Stelldichein der vielen hundert Männer, welche mit ſchwarzen Säcken über der Schulter, oft ſchwer beladen, alle Straßen und Gäßchen begehen und weithin ihr ſchrilles Old Clo! erſchallen laſſen. Sie ſammeln ſich hier in gedrängter Schaar, packen ihre Schätze aus und preiſen und rühmen, was ſie eben noch getadelt und ſchlecht gemacht. Wo der Raum es geſtattet, längs Häuſern und Höfen, ſtehen Bretterbuden, unter deren bisweilen zweifelhaftem Schutze alle je getragenen Kleidungsſtücke auf Bänken und Stühlen, auf Tiſchen und an Geſtellen nagelneu ausſehen. Sonderbar, daß Käufer und Verkäufer ſich an den Verkaufsſtätten ſelten einigen. Mit lauten Worten, jezt heftig zankend, dann ſchnell begütigt, folgt Lezterer Erſterem gewöhnlich bis an's Ende der Straße, und hier entſcheidet ſich der Handel. Inzwiſchen ſchwärmt und lärmt um den Kleidermarkt der Fiſch-, Fleiſch- und Gemüſekram, und ſo ſehenswerth dieß Alles iſt, bedenkt ſich der wißbegierige Fremde doch, ob er es zum zweitenmal ſchauen und empfinden will.

Die freien Jäger.

(Fortſetzung.)

Lothar athmete tief auf. — „Das iſt eine ſchauerliche Naturerſcheinung!“ ſagte er zu ſich; „wenn der wilde Jäger mir zum zweitenmal begegnet — aber Thor, der ich war! — ich hätte hineinſchießen ſollen, vielleicht wäre ich dadurch dem Weſen der Erſcheinung auf die Spur gekommen.“ — Er wandte ſich jezt, um ſein Gewehr zu nehmen, das er am Baume zurückgelaſſen hatte, und dann ſeinen Weg fortzuſetzen, als er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen an derſelben Stelle, die er eben verlaſſen, am Stamme der Eiche eine hohe und dunkle Geſtalt ſah, die plötzlich hinter ihm wie aus dem Boden aufgewachſen war. In dem Augenblick, da er ſie wahrnahm, ſtreckte die Geſtalt den Arm nach ſeiner an den Stamm gelehnten Flinte aus. — Lothar warf ſich mit einem Sprung auf ſeine Waffe und erhaſchte ſie glücklich; der Fremde ließ ſie fahren.

„Wer ſeyd Ihr?“ rief Lothar mit keuchender Bruſt. — „Aquila ab oriente!“ verſezte ruhig die Geſtalt. — „Sie hier? Sie ſind's, Haßbeck? Um Gotteswillen, wie kommen Sie hieher?“ rief Lothar, der die Stimme erkannte; „ich verſichere Sie bei meinem Seelenheil, ich habe Sie für den leibhaftigen wilden Jäger gehalten, ſo leibhaftig wie er Heinrich IV. im Walde von Fontainebleau erſchien! Sie haben ſich wohl hier im Walde verirrt?“ — „Ja,“ ſagte der Ritter Ludwig von Haßbeck mit einer ganz beſondern, wie ſpöttiſchen Betonung, „ich habe mich verirrt. Und Sie, Hornſtein?“ — „Ich kam von Sandſee, vom alten Sandrart, über deſſen Geſchichten ich den ſpäten Abend herankommen ließ, ohne an die Zeit zu denken. Aber haben Sie gehört eben? es war grauenhaft! Was denken Sie über dieſe ſchaurige Erſcheinung?“ — „Was ich

Digitized by Google

denke? nichts denke ich. Die Naturforscher sagen, das wüthende Heer seyen Schaaren einer großen Art von Nachteulen, welche mit ihren Fittichen und Schnäbeln die verschiedenen Töne hervorbringen, die ungebildete und leichtgläubige Menschen für Pferdegewieher, Hörnerklang, Hundegebell und Peitschenknallen zu halten pflegen. Wenn das der Ausspruch der Wissenschaft ist, was braucht man dann noch darüber zu denken?"

„Aber," fiel Lothar ein, „ich habe in meinem Leben nicht vernommen, daß eine Eule Harro gerufen, mit einer Peitsche geknallt und mit Eisen und Bügeln gerasselt hätte!" — „Thut nichts," versetzte der Ordensritter ruhig, „es sind doch Eulen!" — „Und wo lebt denn diese besondere Art in Schaaren ziehender großer Schuhus, dieser befiederten Bauchredner, die alle möglichen Laute, welche gellen und rasseln, nachmacht? Ich habe in keiner Naturgeschichte eine Spur davon entdeckt." — „Der Himmel weiß es — aber es sind doch Eulen!" — „Sie sagen das so sarkastisch, lieber Haßbeck, Sie glauben selbst nicht daran." — „Ich selbst nicht? Bin ich der Mann, der sich gegen irgend eine Autorität auflehnt? Die Wissenschaft sagt es, also ist es so; und gesezt auch, es wären keine Eulen, so ist es doch jedenfalls etwas anderes." — „Das wird Niemand in Zweifel ziehen." — „Also, lieber Lothar, merken Sie sich, daß man niemals wohl thut, sich mit seinem jämmerlichen Bischen Verstand gegen das aufzulehnen, was die Autorität festsezt."

„Ja, ja, das sind so Ihre Sprüche! Aber trotz allem dem versichere ich Sie, ich bin wenig geneigt an Ihre hornblasenden Käuze zu glauben. Eher noch ließe ich mir einreden, ich hätte wirklich und wahrhaftig den wilden Jäger Hans von Hackelberg mit seinen Gesellen über mich herbrausen hören, und hätte darauf jezt seine persönliche Bekanntschaft zu machen das Glück, oder ich würde binnen wenig Augenblicken die ganze Gesellschaft in grünen Jagdkleidern mitten im Walde um eine kostbar besezte Tafel gereiht und banquettirend finden. So erzählt man sich ja, daß es einsamen Wanderern begegnet!" — „Dazu hätten Sie denn nur Ihren Weg fortzusetzen, Lothar," sagte Haßbeck. „Gute Nacht!" — „Wie? Sie wollen nicht mit mir heimgehen? Sie wollen bei diesem Gewitter, in dieser Nacht im Walde bleiben?" — „Wenn ich mich anschicken soll, beim Banket des wüthenden Heers den Vorsitz zu führen, so müssen Sie mich allein lassen."

Haßbeck wollte sich zum Gehen wenden. Lothar erfaßte seinen Arm. — „Haßbeck, gehen Sie nicht!" sagte er. — „Weßhalb nicht?" — „Sie sind nicht wohl aufgehoben in dem Kreise, in den Sie sich begeben wollen." — „An der Seite meiner hundertjährigen Vorreiterin Tutursel nicht?" fragte der Ordensritter mit wegwerfendem Tone. — „Scherz bei Seite, man ist gegen Sie auf der Hut; es ist mir eine Warnung gegen Sie in die Hände gefallen." — „Was wissen Sie?" rief Haßbeck aus, indem er plözlich seinen gewöhnlichen Ton sarkastischer Ruhe fallen ließ. — „Ich weiß nichts, gar nichts," versetzte Lothar, indem er dem Ordensritter den Zettel reichte, welchen die erschossene Taube getragen hatte; „aber dieses Blatt Papier, das auf irgend eine geheime Veranstaltung oder ein Complott deutet, ist durch den Zufall in meinen Besitz gekommen; es ist mit den Worten unterzeichnet, welche Sie mir eben als Losung oder Erkennungszeichen zuriefen; ich schließe mit Recht daraus, daß Sie dem Bunde, oder was es seyn mag, nicht fremd sind; und da man in dem Zettel vor einem Ordensritter L. v. H. warnt, so scheint es mir jedenfalls für Sie am räthlichsten, mit mir den Heimweg nach Ellingen einzuschlagen."

„Ah bah!" versezte Haßbeck, „was soll ich mit dem Zettel, den ich nicht lesen kann, wenn Sie anders nicht die Gefälligkeit haben, mir diesen Blitz da als Leuchte festzuhalten?" — „Aber Sie werden mir glauben —" — „Glauben? nun ja! Aber was thut's? Die Warnung kann wenig schaden, da Sie ja die Fürsorge gehabt haben Sie aufzufangen!" — „Das ist wahr," versezte Lothar, aber —" — „Uebrigens," fuhr Haßbeck fort, „weiß ich nichts von einer geheimen Veranstaltung, von einem Complotte; darum lassen Sie mich meinen einsamen Spaziergang fortsetzen; ich bin gerade mit stiller ascetischer Einkehr bei mir selber beschäftigt. Gute Nacht!"

Haßbeck wandte sich ab und verschwand mit seinem schwerfälligen wankenden Schritt in der Finsterniß. — Lothar sah ihm einen Augenblick nach. Offenbar hing die Botschaft der Brieftaube mit dieser nächtlichen Wanderung des Mannes zusammen, in dem Lothar einen Beschüzer und Wohlthäter gefunden hatte und der ihm doch in all seinem Thun und Treiben so unaussprechlich fern und fremd geblieben war. Aber durch Grübeln ließen sich diese Räthsel nicht lösen, und zudem stand Lothar ja unter dem Einflusse mächtigerer, am heutigen Tage empfangener Eindrücke, die seinen Gedanken mit Gewalt eine andere Richtung gaben. So sezte auch er bald seinen Weg fort. Das Gewitter begann sich zu verziehen, der Sturm ließ nach, aber dafür gewannen rasch die Regenwolken die Oberhand und gossen immer dichtere Schauer in den Wald, den zugleich eine undurchdringliche Finsterniß tiefer und tiefer einhüllte. — Lothar war eine Strecke mit flüchtigen Schritten

Digitized by Google

davongeeilt; aber nachdem er etwa zehn Minuten weit von der Lichtung gekommen, wo Haßbeck ihn verlassen, nahm er plötzlich wahr, daß er den Fußpfad verlassen und daß er in eine ihm völlig fremde Gegend des Waldes gerathen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, December.

(Fortsetzung.)

Guerrazzi. — Montanelli.

Unter diesen Umständen bedurfte es für die Umsturzmenschen nur eines scheinbar patriotischen und unverfänglichen Losungswortes, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Dieser zündende Funke war der abenteuerliche, viel und darum im Grunde doch nichtssagende Begriff einer constituirenden Versammlung, der in Italien der Revolution ganz in derselben Weise zum Vorwand diente, wie in Deutschland, und namentlich in Baden die Frankfurter Reichsverfassung. Zunächst freilich wirkte das Beispiel Roms ansteckend, wo der Ruf nach einer Costituente gleichfalls die bestehende Verfassung über den Haufen warf, den Papst aus seiner Hauptstadt verjagte und den ersten Grund zu der von den Unitariern so sehnlich herbeigewünschten Republikanisirung der Halbinsel legte. Von Florenz und seiner harmlosen leidenschaftslosen Bevölkerung ließ sich der erste und entscheidende Schritt eben so wenig erwarten, als die badischen Republikaner ihre Zuversicht auf Karlsruhe sezten. Aber Toskana hatte sein Mannheim so gut wie Baden, und Livorno seinen Guerrazzi so gut als Mannheim seinen Brentano. Die niedere Bevölkerung eines Freihafens, zum großen Theil aus fremden Elementen bestehend, wird man stets mehr oder weniger zum Tumultuiren geneigt finden, und was der eingeborene Italiener nicht wollte, das begehrten um so eifriger die in der Stadt ansäßigen Fremden. Es verdient bemerkt zu werden, daß die beiden Barken, die mir im Hafen von Livorno zuerst zu Gesicht kamen, einen deutschen und einen englischen Namen trugen. Die eine hieß Bautzen, die andere Shepherd. Zu allem Unglück hatte Livorno, von dem fast alle radikalen Demonstrationen ausgingen, einen Gouverneur, der sich nicht bloß über die Tragweite seines eigenen politischen Systems täuschte, sondern zugleich auch nicht Charakterstärke genug besaß, der Gunst und den Ausschweifungen der Massen zu widerstehen. — Montanelli hatte als talentvoller Advokat und Professor an der Universität Pisa den lombardischen Feldzug mitgemacht, war schwer verwundet den Oesterreichern in die Hände gefallen und nach kurzer Gefangenschaft zum Lohn für seine Tapferkeit von der toskanischen Regierung als Gouverneur nach Livorno geschickt worden. Anstatt aber die Livorneser zu einem besonnenen Gebrauch der Freiheit anzuhalten, war er der gehorsame Diener ihres souveränen Unverstandes, und kaum war es den unruhigsten Köpfen unter ihnen eingefallen, auch eine Costituente zu fordern, wußte Montanelli nichts besseres zu thun, als nach Florenz zu eilen und von dem Ministerium die Einberufung einer constituirenden Versammlung zu fordern.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Guerrazzi seine Hände im Spiel hatte und den populären, auch der Regierung minder verdächtigen Namen Montanelli's voranschob, um mit fremdem Kalbe seinen eigenen Acker zu pflügen. Da auch im toskanischen Repräsentantenhause das linke Centrum wie anderwärts den rechten Augenblick nicht zu ergreifen und eine Regierungspartei nach seinen Grundsätzen zu schaffen verstand, fand der Großherzog keinen andern Ausweg, als ein radikales Ministerium, dem Namen nach unter Montanelli's, in Wahrheit aber unter Guerrazzi's Präsidium zu berufen. Da war es denn leicht vorauszusehen, wohin dieser Weg am Ende führen würde. Das neue Ministerium hatte im Volke keinen andern Stützpunkt als die unter dem Namen Circoli nazionali hinlänglich bekannten Clubs, in deren Händen von nun an das Schicksal Toskanas lag. Guerrazzi gehört in die Zahl jener erbarmungswürdigen Staatsmänner, die von den Wogen der Revolution ans Staatsruder geschwemmt, in ihrer grenzenlosen Eitelkeit die Mittel zu besitzen glaubten, der Welt eine andere Gestalt zu geben. Was ihm an wissenschaftlicher Befähigung als Rechtsgelehrter abging, wollte er durch literarische Versuche ersetzen; allein der mittelmäßige Advokat war ein noch weit mittelmäßigerer Literat. Es ist wahrhaft betrübend, den Spuren dieses talentlosen und dabei übermäßig eingebildeten Schriftstellers nachzugehen, der vermittelst des der Gesammtausgabe seiner Werke voranstehenden Briefes an Mazzini, eigentlich eine Selbstbiographie, ohne es zu wissen und zu wollen, den deutlichsten Beweis seiner völligen Nichtigkeit liefert. Mazzini hatte bei Beurtheilung von Guerrazzi's Schrift: »Assedio di Firenze« die Aeußerung gethan: „Wann auch die Zeit kommen mag, wo der Ruf: Gott und das Volk, einstimmig erschallt und Italien wieder in's Leben ruft, Guerrazzi wird den Lohn empfangen, den er mit tiefempfundenen Worten am Schlusse seines Werkes beansprucht: er verdient ihn, denn er hat dafür gedultet." — Mehr brauchte es nicht, daß der eitle Mann sein Leben beschrieb, um zu zeigen, welchen Stern erster Größe Italien an ihm besitze und welches Ungemach er bereits im Dienste der Freiheit erfahren. Der Leser wird in Kenntniß gesezt, daß an Guerrazzi ein bedeutender Künstler, vielleicht ein zweiter Raffael verloren ging, daß aber glücklicher Weise der Dichter und der Märtyrer der Freiheit gerettet wurde. Der wirkliche Eindruck ist jedoch kein anderer als daß ein aufgeblasener Mensch mit dem Pathos der inhaltslosen Phrase sich selbst als einen Taugenichts verräth, der nichts ordentlich erlernen mochte, in Pisa relegirt wurde, in seiner Vaterstadt Livorno aus Mangel an Advokatenpraxis überall der erste war, wo es Stänkereien gab, und dafür von einer Polizei, die noch weit nichtsnutziger war als er selbst, gefangen gesezt, verbannt und überhaupt mißhandelt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 310. Donnerſtag den 27. December 1849.

Seht her, auf jenes Bildniß und auf dieß,
Das nachgeahmte Gleichniß zweier Brüder!
Shakeſpeare.

Aus der Kinderſtube.

(ſ. Nr. 297—299. — 305—307.)

III.

Die Reihe kommt an den Zweitgeborenen, Leonhard. Der Name, den derſelbe hier erhält, möchte zwar nicht ganz zu dem Weſen paſſen, das der Knabe, der nunmehr im ſechsten Jahre ſteht, bis daher kund gegeben hat. Er iſt überaus weichmüthig und ſchmiegſam, mädchenhaft ſchüchtern und zart; wollte man auf Aſtrologiſches zurückgehen, ſo wäre er ſicherlich eher dem Sternbild der Jungfrau als dem des Löwen zuzuweiſen. Doch das Schickſal treibt ja ſelbſt gar oft mit den Namen ein ſeltſames und heiteres Spiel; oder heißt nicht Mancher Engelfried, Seligmann oder Süßkind? und hinter dieſen Schafskleidern ſteckt mitunter, wenn auch nicht ein reißender Wolf, doch wenigſtens ein brummiger Bär?

Das Kindlein ſoll alſo Leonhard heißen. Die erſten Wochen ſeines Lebens waren härter und ſchwieriger als bei ſeinen Geſchwiſtern; die Mutter wurde bald nach der Entbindung todtkrank und es währte mehrere Monate, bis ſie das Bett verlaſſen konnte. Die nächſte Folge war, daß L. ſchon in der zweiten Woche entwöhnt werden mußte. Deſſen ungeachtet entwickelte ſich das Kind ungeſtört und hatte bereits im zweiten Monat ein Gefühl dafür, wenn man ſich mit ihm abgab; vielleicht eben deßhalb, weil man ſich ihm bei der gefährlichen Krankheit der Mutter weniger widmen konnte. Noch näher liegt der Gedanke, daß für manches Eigenthümliche und Sonderbare im Weſen des Knaben, wie es ſich ſeitdem herausgeſtellt hat, für das Träumeriſche und Weiche an ihm, die mancherlei Antipathien gegen gewiſſe Speiſen, eine wunderliche Miſchung von leidſamer Hingebung und eigenwilliger Beharrlichkeit — daß für Alles dieß die erſten Keime in den Einflüſſen ſeiner erſten Lebenswochen zu ſuchen ſeyen, in der gedrückten Stimmung des Hauſes, vor Allem aber in dem leiblichen und geiſtigen Befinden der Mutter. Man könnte, ſo man will, ſelbſt auf die krankhaften Zuſtände der lezteren vor der Geburt des Kindes zurückgehen. So viel iſt gewiß, daß keines der Kinder in gleichem Maße wie dieſes, nicht nur Eigenthümliches, ſondern namentlich vom Weſen beider Eltern Verſchiedenes an ſich hat, gleich als wären etwelche ſonderliche Geiſter an ſeiner Wiege geſeſſen in den Tagen, da der Zettel ſeines Lebensgewebes aufgezogen wurde. Wer ſonſt Gründe hat, den erſten Wochen des menſchlichen Daſeyns bedeutenderen Einfluß auf die Geſtaltung einer Perſönlichkeit zuzuſchreiben, mag ſich keklich auf unſern L. berufen.

Von dem erſten Lebensjahre melden übrigens die Tagebücher fortlaufend Erfreuliches, wie ſchon nach ſechs Monaten eine ſichtbare Empfänglichkeit für die große Liebe des älteren Bruders ſich regte, die Zähne ohne großen Rumor zum Vorſchein kamen, ein fröhliches, dabei aber vorherrſchend geduldiges und ruhiges Temperament ſich wahrnehmen ließ. — Deßgleichen that das zweite Jahr ſeine volle Schuldigkeit. Gehen und Sprechen lernt L. faſt zu gleicher Zeit, im erſten Monat dieſes Jahrs, alſo um ein Gutes früher als Bruder Heinrich, von dem er auch durch größere Verſchloſſenheit ſich zu unterſcheiden beginnt. An Lebendigkeit fehlt es keineswegs, doch tritt dieſe in anderer

Digitized by Google

Form auf, als bei H., in der Art von Schelmmäßigkeit nämlich, die mehr verſteckte Wege der Liſt als offenes Hervortreten liebt. In welchem Zuſammenhang damit der röthliche Schein der Haare, welcher unerwartet und als Eindringling in der Familie zum Vorſchein kommt, ſtehen möge, und ob ſomit die nicht Jedermann erwünſchte Lehre, daß der Geiſt den Körper bilde, hier einen neuen Halt gewinne, mag unentſchieden bleiben.

Die Knabennatur trat ſchon im zweiten, noch mehr im dritten Jahr recht ſtark zu Tag. Peitſchen, Soldatenſpiel, Reiten auf dem Wiegenpferd werden allem Andern vorgezogen; der Eigenſinn, und zwar in beſonders ſtörriger Weiſe, zeigt ſich und bildet eine ganz eigenthümliche Miſchung mit der ſonſt vorherrſchenden Weichheit und Nachgiebigkeit; es iſt derjenige Eigenſinn, welcher mehr der weiblichen als männlichen Natur eigen zu ſeyn pflegt, und, wenn er auch die löbliche Tugend der Ausdauer aus ſich erzeugt, doch nicht eben zu den liebenswürdigſten Erſcheinungen gerechnet werden darf.

An eigenen Einfällen fehlt es dem Knaben nicht, wie folgender Vorfall zeigt. Es war im Anfang des dritten Jahres, als die Kinder einmal die innern Fenſterladen im Schlafzimmer am hellen Tage ſchloſſen und ſo eine künſtliche Nacht ſchufen. Da fängt L. an laut zu ſingen: „Steh' ich in finſt'rer Mitternacht.“ Nicht lange nachher fragt er eines Tags die Mutter aus, wo die Engel ſeyen, wie ſie heißen und ausſehen, und ſagt am Ende: „Nicht wahr, Mutter, wenn wir Engel werden, wirſt du der liebe Heiland?“ Etwas Träumeriſches ſcheint beſonders in folgendem Zug, deren noch manche ſonſt vorkamen, zu liegen. Die Eltern waren mit dem älteren Bruder einige Wochen auf einer Reiſe abweſend geweſen. Wenn ihm nun nach der Zurückkunft von den Reiſenden dieß und das erzählt wurde, konnte L. wiederholt fragen: „Bin ich auch dabei geweſen?“

Im Laufe deſſelben Jahres kommt eine Eigenthümlichkeit zum Vorſchein, die mit der vorigen in geradem Gegenſatz zu ſtehen ſcheint, und wodurch L. je länger je mehr vom Bruder H. ſich unterſcheidet: eine vorwiegende Neigung zu praktiſchen Dingen und Gewandtheit darin. Er iſt kecker und geſchickter in körperlichen Bewegungen, klettert erſtaunlich gern, wo es nur etwas zu erſteigen gibt, erfindet im Spiel leicht dieſe und jene Neuerung, weiß ſich ohne Mühe ſelbſt zu beſchäftigen, hat große Ausdauer in Allem, was er vor ſich nimmt, beſonders wenn es gilt Knoten zu ſchürzen, Schnüre und Stricke zuſammenzuknüpfen. Vornämlich zeigt ſich der praktiſche Menſch auch darin, daß er für Geſchichtserzählung nur ſo weit Sinn hat, als ſie ihm Einzelnheiten und neue Anſchauungen bietet; dagegen um den Zuſammenhang des Einzelnen, um Motivirung der Begebenheiten, wofür der ältere H. ſchon in früher Kindheit Intereſſe hatte und immer mehr bekommt, bekümmert er ſich gar nicht. L. nimmt Alles, wie es geboten wird, auch das Unwahrſcheinlichſte, mit großer Treuherzigkeit an, nicht als ob er ohne Weiteres auch Sinnloſes für wahr hielte; aber er fragt gar nicht darnach, ob etwas ſinnlos iſt; es ſind ihm Alles nur einzelne Bilder, die ihm dazu dienen müſſen ſeine innere Welt auszuſtatten; wenn er ſie einmal braucht, bringt er ſie ganz wohl in rechten Zuſammenhang.

(Fortſetzung folgt.)

Die freien Jäger.

(Fortſetzung.)

V.

Der erſte Aufzug.

Es blieb unſerem Verirrten nichts übrig, als in der Richtung weiter zu ſchreiten, in welcher er ſein Ziel liegen glaubte. Wie das aber gewöhnlich der Fall iſt, war dieſe Richtung keineswegs die richtige, und ſo kam es denn, daß Lothar immer tiefer in den Forſt hinein gerieth und mit ſich zu Rathe ging, ob es nicht beſſer ſey, unter dem Stamme eines ſchützenden Baumes noch einmal Halt zu machen und den Morgen abzuwarten. In dieſem Augenblicke jedoch ſchimmerte ihm ein fernes Licht entgegen. — „Gott ſey gedankt!“ flüſterte er aufathmend. „Solch ein Umherirren in ſtockfinſterer Nacht iſt, wenn man nicht, wie der fromme Haßbeck, eine ascetiſche Abſicht damit verbindet, zum verzweifeln unangenehm.“ Er wandte ſeine müden, ſtrauchelnden Schritte dem Lichte zu, welches ihm aus irgend einer einſamen Zeidler-Mutter oder Tochter zu ſchimmern ſchien. Die einzigen Bewohner dieſer Waldungen waren nämlich Leute, die der Bienenzucht oblagen und deren Gehöfte man, je nachdem ſie unmittelbar bei der Reichsſtadt Nürnberg zu Lehn gingen, oder von einem andern Zeidelgut abhiengen, Zeidelmutter oder Tochter nannte; und ſo beſcheiden das Unterkommen ſeyn mochte, das ſich in einer ſolchen abgelegenen Honigwirthſchaft erwarten ließ, ſo froh eilte doch unſer durchnäßter Wanderer dieſem neuen Ziele zu.

Er gelangte nach einiger Zeit auf einen Holzweg mit tief ausgefahrenen Geleiſen, dem er folgte und der ihn bald dem Lichtkreis nahe brachte, deſſen Schimmer ſein Führer geweſen war. Hier aber tauchte vor ſeinen Blicken eine von der erwarteten völlig verſchiedene Erſcheinung auf. Statt eines einſamen Gehöftes ſah er einen ſehr geräumigen, in einer Vertiefung

Digitized by Google

des Terrains aufgebauten Schuppen vor ſich, der nur eine, gegen Südweſten ſchützende Wand hatte, an den andern Seiten aber auf Holzpfeilern ruhte und mit einem Strohdach überdeckt war. An den Pfeilern hatte man Laternen aufgehängt, in der Mitte des Bauwerks aber ſtand ein Tiſch mit Windlichtern, und von den im Luftzug flackernden Strahlen dieſer Beleuchtungsanſtalten wurde eine große und dem Anſchein nach heftig bewegte Verſammlung von Männern überſchienen.

Es mochten fünfzig oder ſechzig Männer ſeyn, die unter dem Strohdach verſammelt waren. Als Lothar näher kam, ſah er, daß die meiſten von ihnen Jagdkleider, faſt alle aber Waffen trugen; auch vernahm er bald den ſtetigen caskadenartigen Tonfall, den die Worte einer Rede hervorbringen, obwohl er noch viel zu weit entfernt war, um irgend ein beſtimmtes Wort auffaſſen zu können. — Er hielt den Schritt an, um bei ſich Rath zu pflegen, ob er zurückgehen oder ſich in die ſeltſame nächtliche Verſammlung miſchen ſolle, unter deren ſchützendes Dach ihn der noch immer niedertropfende Regen trieb. Da ſchlug plötzlich, ſo überraſchend, als ob ſie aus einem der nächſten Baumſtämme hervortöne, dicht neben ihm eine Stimme an ſein Ohr: — „Wer da?“

Lothar war erſchrocken bei dieſem unerwarteten Ruf; ein mit einer Büchſe bewaffneter Menſch ſtand hart vor ihm und ſtreckte die Hand nach ihm aus. — In dieſem Augenblick der Ueberraſchung und der Verwirrung durchkreuzte die Erinnerung an das Loſungswort Haßbecks und der Taubenbotſchaft ſeinen Kopf, und halb unwillkürlich entriß das Erſchrecken ſeinen Lippen die Worte: »Aquila ab oriente.« — „Gehen Sie voran!“ verſetzte der Bewaffnete und glitt in den Schatten zurück.

Lothar ſchritt weiter und trat bald darauf ungehindert und unbemerkt in den Kreis der Männer, welche unter dem Strohdach verſammelt waren und ſich dicht um einen runden Tiſch drängten. An dieſem Tiſche, auf dem Papiere und Schreibmaterialien lagen, ſaßen zehn von den Anweſenden, die eine Art Vorrang zu behaupten ſchienen, obwohl ſie wie die andern in ſchlichten Jagdkleidern waren. Bewaffnet waren auch ſie alle, die meiſten mit Hirſchfänger und Büchſe; einige trugen Piſtolen im Gurt. An der einen Seite des Tiſches waren der Umſtehenden ſo viele zurückgetreten, um einem Redner Raum zu laſſen, ſeine Worte mit den nöthigen Geberden zu begleiten. Es war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren mit blaſſem Geſicht und dunkel glühenden Augen, der auf einer kleinen Erhöhung ſtand und von da herab einen Strom raſcher, heftig ausgeſtoßener Worte über die Verſammlung ergoß. — Unter den zehn die Tafelrunde bildenden Männern war einer der erſten, den Lothars Blick entdeckte, als er auf den Zehen über die Schultern der vor ihm ſtehenden wegſah, der Ordensritter Ludwig von Haßbeck. — Lothar war über dieſe Entdeckung nicht wenig erſtaunt, aber er war zugleich eben ſo erfreut, unter all dieſen wildfremden Menſchen ein bekanntes Geſicht zu erblicken. Er begab ſich in die Nähe des Stuhles ſeines Gönners und ſuchte ſich nach und nach ſo weit vorzudrängen, daß er dieſem ein Zeichen ſeiner Anweſenheit geben könne.

Unterdeß war ihm der Charakter dieſer Verſammlung mit den erſten Worten klar geworden, die er von dem Vortrage des redenden jungen Mannes verſtanden hatte. — „Die Menſchen,“ lauteten dieſe mit einem klangloſen Organ heftig hervorgeſtoßenen Worte, „die Menſchen ſind ja einmal wie die Fiſche, die immer im Waſſer ſchwimmen müſſen, um leben zu können. Waſſer, Waſſer — daraus ſind ſie nicht fortzubringen; beläſtigt ſie ein Fiſcher, ein Fiſcher wie Petrus und die andern Agenten Jeſu waren, zu ſehr in ihrem Element, ſo laſſen ſie von der Kälte ihres Egoismus eine Eisdecke über ſich frieren und ſind dann weiter nicht zugänglich. Tauchte das weißblütige Volk nur einmal auf aus dem Strom, mit dem es ſchwimmt, käme es nur einmal dazu, ſich mit muthigem Aufſchwung aus der Tiefe ſeiner kalten Fluth an das helle Sonnenlicht zu heben! Aber nein; wenn ein einzelner Strahl in ihr Waſſer fällt, gebrochen, abgekühlt, matt, dann ſchießen ſie herbei und erheben ein Freudengeſchrei und unterſuchen den Strahl und ſchreiben Folianten, Bibliotheken über ihn, und zehren drei Menſchenalter lang an dem blaſſen Lichtlein. Aber wehe dem, der ihnen zuruft: auf, empor, oben über euch iſt nicht bloß ein gefärbtes Strählchen, oben iſt eine Fluth, eine Glut von Licht, oben iſt die Sonne!“

„Zur Sache! zur Sache!“ unterbrach hier einer der am Tiſche ſitzenden, ein unterſetzter breitſchulteriger Mann mit einem ſchönen von langen weißen Locken umgebenen Kopfe, den Redner. — „Das iſt die Sache!“ fuhr dieſer fort; „wir ſchwimmen in Halbheiten, Dürftigkeiten, Trivialitäten; ich möchte, daß wir auftauchten aus der Gallert verworrener Begriffe, die uns Franzoſen und Engländer in den deutſchen Sumpf gelaicht haben, daß wir auftauchten zur vollen Wahrheit. Und die volle Wahrheit iſt, daß wir uns nicht halb, ſondern ganz frei machen müſſen: frei von dem Tyrannen über und dem noch deſpotiſcheren Spießbürgerthum in uns; daß wir die Macht unſeres Vaterlandes und ſeine Einheit nicht wieder herſtellen können, wenn wir aus ſeinen tauſend Staaten und Stätchen eben nicht einen Staat machen; daß wir nicht frei, nicht groß, nicht glücklich werden, wenn wir nicht mit Stumpf und Stiel diejenigen vertilgen,

Digitized by Google

die uns klein, niedrig, jämmerlich gemacht haben, im eigenen Hause zu Sklaven, und draußen, in Italien, in Ungarn, zu Schergen der Gewalt und Henkersknechten unabhängigkeitsdurstiger edler Völker. — »L'histoire des rois est le martyrologe des peuples.« sagte der Abbé Gregoire im Convent; und das wird die Geschichte der Könige seyn bis an's Ende der Welt! Ihr zagt vor dem lezten entscheidenden Wort: ihr glaubt, für die Befreiung Deutschlands von den Franzosen, für die Herstellung eines neuen Gemeinwesens, da das alte zusammenbricht, dürftet ihr euch erheben; für die Erhöhung der kaiserlichen Macht, für die Demüthigung der lehensbrüchigen Fürsten dürftet ihr mit den Waffen in der Hand das Wort ergreifen, wenn ihr den Feind vom heimischen Boden verjagt; ja man werde euch bekränzen und als Sieger und ächte Söhne des Vaterlandes verherrlichen! Ihr Kurzsichtigen! ich sage euch, wenn ihr das Vaterland gerettet habt, so wird man euch in Ketten legen, denn ihr habt es gerettet, ohne daß es euch aus den Kanzleien und Schreibstuben und Cabinetten schriftlich erlaubt und befohlen war; wenn ihr des Kaisers Majestät zu neuem Glanze gebracht hättet, so würden unsere tausend deutschen Souveräne diese Majestät sehr bald wieder unter ihre Füße treten, und dann werden sie euch unberufenen Pöbel, der sich in Staatsangelegenheiten gemischt hat, köpfen lassen zum Lohn!"

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, December.

(Fortsezung.)

Die Revolution.

Leider reichten unter der Herrschaft des Absolutismus in Italien solche Vorgänge hin, um den nächsten besten zu einem Mann des Volks und der Freiheit zu stempeln. Aber gerade dieser Schlag Literaten war es, der nachher in der Stunde der Entscheidung den meisten Schaden anrichtete. Es ist noch von keiner Seite gehörig gewürdigt worden, wie zu dem auch ohnedieß reichlich genug wuchernden Partikularismus und Separatismus im Verlauf der italienischen Freiheitskriege ein neuer und eben nicht ungefährlicher Feind kam, der Unkraut unter den Weizen säete, wir meinen die Eifersucht der Literaten. Weil der Venetianer Tommaseo, weil der Lombarde Cantù nicht blindlings das Knie beugten vor dem in Toskana vergötterten Alfieri, waren sie in den Augen florentinischer Literaten, wie Pisani, weit gefährlichere Vaterlandsverräther, als der angeblich reaktionäre Adel, auf den jede erdenkliche Schmach gehäuft wurde. Nicht genug, daß ein Land das andere, ein Stamm, eine Provinz, eine Stadt, ein Stand die andern mit eifersüchtigem Mißtrauen verfolgten: auch die „Tagesschriftsteller" verlegten ihre kritischen Fehden auf das Schlachtfeld der Politik und beurtheilten den Werth eines Staatsmannes darnach, ob er Goldoni über Alfieri sezte. Sollte man es für möglich halten, daß die Radikalen in Toskana ihren Liebling Alfieri schon wegen der folgenden Strophen vergötterten:

Sia pace ai frati,
Purchè sfratati;
Sia pace ai preti
Pochi e quieti;
Cardinalume
Non tolga lume;
Il maggior prete
Torni alla rete;
Leggi e non re:
L'Italia c'è!

Als Mitglied der äußersten Linken in dem ersten Parlamente Toskanas fand Guerrazzi reichliche Gelegenheit, sich als Mazzinis Freund zu beurkunden und seinen Patriotismus mit mächtiger Faust auf die Bretter der Tribüne niederdonnern zu lassen. Dabei hütete er sich jedoch wohl, den Unitarier und den Republikaner blicken zu lassen. Hörte man ihn, so meinte er es mit dem constitutionellen System so redlich als Einer. Wahrscheinlich wußte er selbst nicht, was er wollte; gewiß ist, daß, sobald Guerrazzi seines Herzens sehnlichsten Wunsch erfüllt und sich im Besiz eines Ministerportefeuilles sah, er die Monarchie unmöglich machte. Die Costituente, deren dehnbares Symbol die Radikalen sehr geschickt unter die Menge zu werfen verstanden, mußte zur Republik führen, weil schon die erste Anerkennung eines solchen souveränen Nationalcongresses den Clubs das ganze Staatsregiment anheimgab. Der Großherzog, ohne hinreichende Militärmacht, entzog sich der Forderung seiner Minister, die constituirende Versammlung zu berufen, dadurch, daß er zuerst nach San Stefano und dann ins Ausland nach Gaeta floh und diesen Schritt damit entschuldigte, der Papst widersetze sich der italienischen Costituente und drohe mit der Excommunikation. Die Antwort der Deputirtenkammer fiel sehr kategorisch aus: sie sezte eine provisorische Regierung ein, bestehend aus den drei Advokaten Guerrazzi, Mazzini, Montanelli. Vergebens daß der Großherzog in einem unter dem 20. Februar an das diplomatische Corps erlassenen Schreiben dagegen protestirte; vergebens daß General de Laugier von Massa und Carrara aus ein Manifest erließ, worin er mit dem Einmarsch von 20,000 Piemontesen drohte. Gioberti, der als Minister wirklich diese Absicht hegte, zerfiel darüber mit der piemontesischen Abgeordnetenkammer und nahm seinen Abschied; die Piemontesen kamen nicht und de Laugier ward von seinen eigenen Soldaten im Stiche gelassen. In dem unlängst erlassenen Amnestiedekrete heißt es mit Rücksicht auf den Abfall der Truppen: „Bedenkt man, daß der Großherzog bei seiner Rückkehr die bestellten Wächter der Ordnung nicht nur nicht an ihrem Platze fand, sondern diejenigen Schutzmannschaften noch nicht einmal aufgelöst, die unter dem lügnerischen Vorgeben, die öffentliche Sicherheit zu wahren, zur allgemeinen Unterdrückung waren eingesezt worden, so mußte man sogleich einsehen, daß bevor die fürstliche Gnade sich weiter erstrecken dürfe, die Regierung wenigstens den Anfang gemacht haben müsse mit der Neubildung jener Körperschaften, welche dem mißbrauchten und irregeleiteten Volk eine Gewähr der Sicherheit und zugleich der Freiheit geben."

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 311. Freitag den 28. December 1849.

— What means this passionate discourse?
This peroration with such circumstance?

Shakespeare.

Die freien Jäger.

(Fortſetzung.)

„Euer Leben ſteht auf dem Spiele, ſo oder ſo,“ fuhr der Redner fort: „entweder laßt die Fürſten ſehen, wie ſie mit den Franzoſen fertig werden, und beſchränkt euch darauf, ſtill und gehorſam zu zahlen und zu frohnden, mögen nun Oeſterreicher, oder Preußen, oder Franzoſen euch brandſchatzen, oder erhebt euch ganz, mit vollem Entſchluß, daß nun endlich unwiderruflich ein erträglicher Zuſtand geſchaffen werde, und ſprecht es kühn und offen aus das ganze freie Wort: die Republik!“

Ein unwilliges Murmeln lief bei dieſem Aufruf durch einen großen Theil der Verſammlung. — „Ja, die Republik, und noch einmal die Republik!“ fuhr der Redner heftiger fort, „die Republik, durch die England frei geworden iſt, die Frankreich auf unſere Koſten von Siegen zu Siegen führt! Schlagt die Geſchichte auf und ſeht ſelbſt, wie die Völker frei geworden ſind: dadurch, daß ſie ihren Königen den Kopf abgeſchlagen und eine Republik gemacht haben!“

Der Redner trat von ſeiner Erhöhung herab. Ein anderer der Anweſenden, ein langgewachſener Mann in mittleren Jahren, mit ausdrucksvollen markirten Zügen, erhob ſich von ſeinem Sitz am Tiſche und nahm ſogleich des vorigen Stelle ein. „Der Doktor Röder aus Brückenau!“ hörte Lothar neben ſich flüſtern. — „Herr Palm aus Erlangen,“ begann dieſer neue Redner, „ſcheint mir die Aufgabe zu verkennen, die uns hier zuſammengeführt. Er will, daß wir mit der ausgeſprochenen Abſicht unſer Werk beginnen, am Ende Deutſchland in eine Republik umzugeſtalten. Ich bin vollſtändig mit ihm einverſtanden, daß Deutſchland einer andern Verfaſſung als der jetzigen bedarf, und daß mit durchgreifender Handanlegung unſere politiſche Verkommenheit geendet werden müſſe. Durch bloße allmählige Verbeſſerung der Dinge, die ſind, läßt ſich nicht mehr helfen. Das Kaiſerthum iſt ein Popanz geworden. Der Adel Deutſchlands hat ſeine Aufgabe, zwiſchen dem Volke und den Fürſten zu vermitteln, wie der Jagdhund betrieben, der zwiſchen dem Jäger und dem Haſen vermittelt. In den Schreibſtuben der Beamten herrſcht die Pedanterie, der die Menſchen um der Akten wegen da ſind. In Regensburg, wo die Abgeſandten Deutſchlands tagen, iſt jede Hoffnung verſchwunden, daß der Staatswagen des Reichs von der Stelle rücke; er iſt hinten und vorne beſpannt; vorne ziehen die öſterreichiſchen Maulеſel und hinten die dürren Klepper aus der Mark. So ſind wir denn dahin gekommen, daß Deutſchland ſeinem Untergange nahe iſt und daß die Heere des Feindes in ſeinem Herzen ſtehen.“

„Das Staatsſchiff alſo iſt in Gefahr,“ fuhr der Redner fort. „Herr Palm ſchlägt uns zwei Wege vor, es zu retten. Er will entweder, daß wir die Holländer nachahmen. Die Holländer, wenn ein Sturm kommt, ſchließen alle Lucken des Schiffes zu, laſſen einen Hund auf's Verdeck, der den Sturm anbellt, und ziehen ſich unterdeſſen in den Raum zurück, um zu rauchen und zu trinken, bis der Hund zu bellen aufhört. So ſollen auch wir, ſagt Herr Palm, uns ſtill verkriechen und als unſere Hunde die Fürſten, sans comparaison, auf dem Verdeck des Staatsſchiffs den Sturm anbellen laſſen, bis das Wetter von ſelbſt ein Ende nimmt. Oder, meint Herr Palm, wenn wir ſelbſt Hand anzulegen

Digitized by Google

entſchloſſen ſind, ſo ſollen wir damit beginnen, daß wir mitten in dieſer Noth des Sturmes die ganze Art, wie unſer Fahrzeug aufgetakelt iſt, Tauwerk und Segel, Maſten und Anker über Bord werfen und Kapitän, Steuermann, Bootsmann und Lootſen ihm nach in's Meer ſchleudern! Denn das alles thäten wir mit dem Wort Republik!"

„Sehr gut!" — „Gut abgefertigt!" — „Weiter, Röder, weiter!" — Dieſe Rufe drückten den Beifall aus, den der Redner von den Anweſenden einerntete. Ermuthigt dadurch fuhr er fort: „Herr Palm hat uns geſagt, der Samen der Freiheit werde nur aus abgeſchlagenen Fürſtenköpfen aufgehen. Ich habe wohl gehört, daß aus abgeſchlagenen Mohnköpfen eine neue Saat aufgegangen iſt, aber ich kann nicht glauben, daß in den Köpfen unſerer Fürſten ein Same irgend einer Art ſtecke, und am allerwenigſten der der Freiheit, die ganz und gar nichts gemein hat mit einſchläferndem Mohn. Unſere zehn Schock Fürſten ſind nichts als der Ausdruck jener verderblichen Seite unſeres Nationalcharakters, die uns für das große Allgemeine theilnahmlos macht, uns auf Stammesunterſchiede und Provinzintereſſen ein lächerlich übertriebenes Gewicht legen läßt und jeden treibt, von der großen Allmand des Vaterlandes ein Stückchen Erde, ein winziges Eckchen für ſeine Kartoffeln abzuſchneiden und das Uebrige Gott, den Fluthen, den Stürmen zu überlaſſen. Wenn wir dieſer Spießbürgerlichkeit den Hals abſchneiden, dann werden wir weiter kommen, als wenn wir mit Fürſtenköpfen Kegel ſpielten, und wenn wir Geſchichte ſtudiren ſollen, ſo ſchlage man uns nicht die Seiten auf, wo engliſche oder franzöſiſche Henker die Häupter Karl Stuarts oder Ludwig Capets vom Rumpfe trennen, ſondern die Seiten, wo von deutſchen Thaten die Rede iſt, und die Macht und Herrlichkeit des heiligen Vaterlandes geſchrieben ſteht; von den Tagen, als Deutſchland noch von einer einheitlichen und ſtarken Gewalt gelenkt wurde, das Reich der Reiche war und die Welt beherrſchte."

„Kann denn die Republik nicht eine einheitliche, ſtarke Gewalt bilden?" fiel Palm dem Redner zornig in's Wort. — „In Deutſchland nicht!" erwiederte dieſer. „Wie die Schweiz ſich in hundert Kantone theilen möchte, würde eine Republik in Deutſchland ſich in tauſend Republikchen auflöſen, und ſo halten wir uns denn an die nächſte Aufgabe, welche die iſt, Deutſchlands Feinde zu vertilgen. Nach dem Siege, in der friſchen Bewegung und Aufregung des Triumphs mag dann ganz Deutſchland erklären was es will: ich glaube, was es will, iſt Wiederherſtellung einer ſtarken Kaiſergewalt. Wir aber, die wir nur aus einem kleinen Theile Deutſchlands hier zuſammengekommen, ſind nicht befugt dem Urtheile der Geſammtheit vorzugreifen."

Der Redner verließ den Holzblock, von dem herunter er geſprochen. Allgemeiner Beifall begleitete ihn zu ſeinem Sitze. — „Lieben Brüder," erhob ſich jetzt der Mann mit dem ſchönen, von weißen Locken umwallten Haupte, der ſchon oben erwähnt wurde, und der wie das Bild eines alten deutſchen Barden oder eines Prieſters irgend einer geheimnißvollen Waldgottheit ausſah, „lieben Brüder, ich glaube, die meiſten von uns ſind darüber einverſtanden, daß wir dieſe Dinge für jetzt noch auf ſich beruhen laſſen, da es wohl nicht allein in unſere Hand gelegt ſeyn wird darüber zu entſcheiden. Wir müſſen endlich zu dem kommen, was das dringendſte iſt, nämlich zu einer Verabredung unſeres Kriegsplans, zur Ernennung derer, die den Oberbefehl in den einzelnen Bezirken zu führen haben, und zur Erklärung, ob die oberſte Leitung der Sache in den Händen von uns dreien, dem Doktor Röder aus der hohen Rhön, dem Pächter Johann Bader aus der Ortenau, und mir, dem Förſter Philipp Witt aus dem Speſſart, beruhen bleiben ſoll? Wie die Dinge ſtehen, wißt ihr ja alle. Seitdem der Preuße zu Baſel die Sache Deutſchlands verlaſſen hat, iſt den Reichsſtänden der Muth geſunken und ihr Kriegs- und Heerweſen hat ſich in ſeiner ganzen von Gott verlaſſenen Jämmerlichkeit gezeigt. So hat denn der ganze ſchwäbiſche Kreis feig die Waffen geſtreckt und der fränkiſche Kreis iſt dieſem Beiſpiele gefolgt. Demnach ſollen nun von uns Unterthanen Millionen auf Millionen an die Franzoſen gezahlt werden, und die viehiſchen Horden der Sansculotten verwüſten das unterworfene Land, mordbrennen, plündern, ſchänden. Der ſchmachvolle Friedensſchluß hat unſere Reichsſtände nicht einmal etwas genützt. — Nur Oeſterreich unter ſeinem großen Erzherzoge — Gott ſegne ihn! — ſteht noch im Felde; aber er hat ſich vor der Uebermacht vom Rhein bis hinter die Donau und den Lech zurückziehen müſſen, und von Oberſchwaben her über Augsburg rückt Moreau und vom Main her rückt Jourdan durch die Oberpfalz ihm auf den Hals. Seine Niederlage wäre der Untergang Deutſchlands, und ſeine Niederlage ſtände bevor, falls jene beiden feindlichen Heerkörper ſich vereinigt auf ihn würfen. Die Streitkraft Oeſterreichs alſo ringt allein den letzten Kampf mit dem Erbfeinde Deutſchlands. Die Fürſten helfen nicht; ſie ſprechen unter ſich: laßt uns die Franzoſen nicht reizen, auf daß ſie nicht unſere Unterthanen durch den Gedanken republikaniſcher Freiheit gegen uns in die Waffen rufen; ja ſie laſſen, wie zu unſerer Schande weltbekannt, durch ihre Beamten die feindlichen Truppen beſſer und williger verpflegen als die Soldaten ihres eigenen Kaiſers, als die für Deutſchland kämpfenden deutſchen Streiter. So iſt denn auf uns ſchlichte Bürger die Pflicht der Erhebung gefallen, und

Digitized by Google

die Noth hat uns verbunden, die Noth des Vaterlandes, zu gemeinſamer Waffnung. Jeder von uns, hoffe ich, hat in ſeinem Kreiſe vorgeſehen, geſorgt, gerüſtet; wenn das Zeichen gegeben iſt, ſo ſteht vom Bodenſee durch Schwaben und Franken bis an den Main ein ganzes Volk ſchlagfertig da; mir wenigſtens, was mir von dieſen Franzoſen im Speſſart in den Wurf kommt, das wird niemals den Rhein wieder ſehen, dafür wird der Philipp Witt ſorgen!"

„Nun weiß ich aus guter und vertrauter Hand, was zunächſt der Plan des Erzherzogs iſt. Das ritterliche Ungarn, dem Oeſterreich ſchon ſo oft ſeine Rettung verdankte, hat ſo eben 15,000 Grenadiere, ächte Kernmänner, die bei Donauwörth zum Heere geſtoßen ſind, geſandt. Mit dieſer Verſtärkung hat der Erzherzog beſchloſſen einen kühnen und großen Schlag auszuführen. Er hat eine kleine Heeresabtheilung unter General Latour bei Rain am Lech zurückgelaſſen, wirft jezt ſeine Hauptmacht auf das linke Donauufer und wird ſich damit auf den Vortrab der Sambre- und Maasarmee Jourdans ſtürzen. Dieſer Vortrab hat ſich nämlich unter General Bernadotte tollkühn auf dem Wege nach Regensburg vorgewagt, um von dort aus die Verbindung mit Moreau in Augsburg zu bewerkſtelligen. Dazu der plötzliche, unerwartete Uebergang des Erzherzogs über die Donau bei Ingolſtadt, der uns heute kund geworden. Meine Meinung iſt nun, daß wir bei der Nachricht vom erſten Erfolge des Erzherzogs —"

(Fortſezung folgt.)

Aus der Kinderſtube.

(Fortſezung.)

Auch an Aeußerungen tieferen Gefühls fehlt es nicht. Die Mutter nimmt den L. allein und erzählt ihm von mehreren Wunderthaten und Liebeserweiſungen Jeſu. Er hört mit großer Aufmerkſamkeit zu, ſeine auch ſonſt auffallend klaren Augen erglänzen noch heller, füllen ſich mit Thränen und er ruft aus: „Mutter, ich will eines meiner Sprüchlein beten," legt die Händchen zuſammen und ſpricht:

Alle guten Gaben,
Alles, was wir haben,
Kommt, o Gott von dir;
Dank ſey dir dafür!

Zur Feier des vierten Geburtstags bekommt L. einen Tſchako, ebenſo aber auch der ältere und der jüngere Bruder. Es geſchah dieß nach einer Sitte des Hauſes, die immer beobachtet wird, wo es nur angeht, daß nämlich nicht leicht Einem der Kinder allein eine Freude bereitet wird, die Freude muß wo möglich eine gemeinſame und gegenſeitige ſeyn. Insbeſondere hat die Hausfrau nach dem Vorgange von andern es eingeführt, daß, wenn die Familie um ein Glied reicher wird, der neue Ankömmling den Geſchwiſtern ſchon Etwas mitbringt und ſich jedem durch eine Gabe in das Wohlwollen empfiehlt. In ähnlicher Weiſe ward es alſo an dieſem Geburtstag gehalten, und richtig ſagte L. gleich: „Das iſt mir die größte Freude, daß alle einen Tſchako bekommen haben." — Allerdings kann man's mit dieſer Gleichförmigkeit zu weit treiben, wenn auch bei erwachſenen Kindern nicht allein die Liebe der Eltern ſich allen gleich und unparteiiſch zu fühlen gibt, was natürlich nie fehlen darf, ſondern wenn man glaubt, auch zufällig ſich ergebende Ungleichheiten, die eben oft nothwendige Folgen verſchiedener Begabung oder äußerer Umſtände ſind, müſſen alsbald und immer geebnet werden. Es können Fälle eintreten, wo einige Ungleichheit dieſer Art ein nothwendiges und heilſames Verhängniß iſt, das ebenſo wie die Schulprämien den guten Sinn hat, zweierlei den jungen Gemüthern einzuprägen: einmal, daß es in der Welt nicht ſo ganz eben zugeht, ſondern mitunter auch die launige Glücksgöttin, oder richtiger geſagt, räthſelhafte Führungen der göttlichen Vorſehung Raum finden und der Menſchen Gedanken durchkreuzen; und ſodann, daß im Durchſchnitt in der Welt, wo neben Fleiß und Ausdauer auch noch überwiegendes Talent ſich findet, dieſes zuſammen Vorrechte und Vortheile begründet, auf welche die Treue und Arbeitſamkeit für ſich allein oftmals verzichten muß. Wie überhaupt das Regiment und die Erziehungsthätigkeit unſeres oberſten Meiſters vom Stuhl unverrückt das Vorbild unſerer Kinder- und Schulſtube ſeyn muß, ſo insbeſondere auch darin, daß gelegentlich zur Anerkennung gebracht wird, es könne nicht alles nur ſo ohne weiteres den Forderungen des vernünftigen Menſchenwillens und billiger Rückſichten ſich anbequemen, ſondern, wie ein portugieſiſches Sprüchwort ſagt, Gott ſchreibe das Recht gar oft auf krummer Linie. Nicht ſelten möchte der Grund zu einem mißvergnügten, mit Gott und der Welt zerfallenen Weſen eines Menſchen dadurch gelegt worden ſeyn, daß in früher Jugend verſäumt wurde, das Maß ſeiner Anſprüche dem Maß ſeiner Anlagen und Leiſtungen anzupaſſen, zu deutſch: ihm im Kreis der Familie ſchon die Stellung anzuweiſen, auf die er ſeiner Zeit im Kreis der Menſchengeſellſchaft muß angewieſen werden. Der Spruch: wo das höchſte Recht geübt wird, geſchieht oft eben damit das höchſte Unrecht, tritt auch hier in ſeiner vollen Wahrheit heraus. Zugleich leuchtet aber auch ein, wie ſehr Umſicht auf der einen, unparteiiſche Liebe auf der andern Seite dem Erzieher und den Eltern für ſolche kitzliche Fälle Noth thut, um die oft haarſcharfen

Digitized by Google

Grenzen vom Rechten und Unrechten zu finden und einzuhalten. Wer aber innerlich sich bewußt ist, daß er alle seine Kinder oder Zöglinge mit gleicher Liebe umfasse, darf äußerlich in Festhaltung der Gleichförmigkeit nicht zu ängstlich seyn, und wird immer, auch wo in einem Stück eine scheinbare Bevorzugung eintritt, es wieder auszugleichen wissen. Auch hier tödtet der Buchstabe, der Geist aber macht lebendig.

Das eben Besprochene kommt besonders in Anwendung bei der oft so peinlichen Entscheidung der Frage, zu welchem Beruf ein Kind zu bestimmen sey. Außer den genannten Rücksichten möchte hiebei wohl auch darauf zu achten seyn, was die Tagbücher bemerken: ein sicheres Merkmal, den künftigen Beruf eines Kindes bestimmen zu können, gibt das ab, wenn man beobachtet, worin dasselbe sich auszuzeichnen sucht oder wünscht, versteht sich, seinen edleren Trieben nach. Der Wunsch und das Streben nach Auszeichnung ist, weit entfernt etwas bloß Sündliches zu seyn, wie ein mißverstandenes Christenthum lehrt, etwas sehr Heilsames und Nothwendiges für den Menschen, sobald dieser Trieb recht unter Zucht und Scheere gehalten wird. Wer in keiner Sache andern es zuvorzuthun sucht, bleibt ein Stümper sein Leben lang. Allzugroße Furcht vor dem Popanz des Ehrgeizes vermehrt, zumal unter uns Deutschen, um ein gutes Stück die Zahl der Trägen und der Mittelmäßigkeiten, und trägt in Verbindung mit der Gedankenlosigkeit und mit lächerlichen Standesvorurtheilen die Schuld, daß Tausende ihre Lebensbestimmung zu verfehlen — von den Eltern verurtheilt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, December.

(Fortsetzung.)

Die Revolution.

Hätte die Regierung schon früher ein besseres Polizeisystem eingeführt und ihre Armee, wenn man anders ein Truppencorps von nicht ganz 6000 Mann so nennen kann, für mögliche Ereignisse gehörig organisirt, wäre es nicht zum Aeußersten gekommen: so aber erntete sie bloß, was sie selbst gesäet. Daß man auf die neuerrichteten Bürgerwehren sich nicht verlassen konnte, versteht sich von selbst. Die provisorische Regierung konnte unbelästigt ein Gegenmanifest erlassen, worin gesagt war, der Großherzog habe aus freien Stücken das Programm des demokratischen Ministeriums angenommen und nach einigem Widerstreben auch zur Berufung der italienischen Costituente seine freie Zustimmung ertheilt. Gegen sein wiederholtes und feierliches Versprechen habe er heimlich und als ein Fliehender Siena verlassen, während er eben erst seine alsbaldige Rückkehr nach Florenz zugesagt. In Ermanglung jeder ordnungsmäßig eingerichteten Staatsgewalt durfte die provisorische Regierung sich um so unbedingter den Clubs anvertrauen, die denn auch bei dem unmittelbar darauf zur Ernennung der Costituente angesetzten Wahlen ihren Einfluß sehr nachdrucksvoll geltend zu machen wußten, so daß, wie ein Schriftsteller dieser Partei sagt (La Reazione Toscana e le Carnificine di Livorno p. 13), meist „dem Volke theure Namen" aus der Urne hervorgingen. In Florenz, Pisa und dem Distrikt von Signa, wo die „Zöpfe" die Majorität zu erhalten schienen, wurden die Wahlurnen zertrümmert — Alles zur Ehre des Volkes und der italienischen Freiheit! Auf der äußersten Linken der neuen Kammer saßen, wie dieß auch im französischen Nationalconvent der Fall war, ein Schauspieler und ein Abbé: der bei einer andern Gelegenheit von uns geschilderte Gustav Modena und Abbé Bicchi, die gegen Guerrazzi's engbrüstige Politik, weil sie alle höheren Rücksichten einem kleinlichen persönlichen Interesse opfere, Opposition machten. Die entschiedenen Republikaner bestanden auf sofortiger Verschmelzung Toskanas mit der römischen Republik; die Gemäßigteren schützten dagegen die römische Staatsschuld, die Verschiedenheit der politischen Lage und der Sitten beider Staaten vor. Guerrazzi, der sich in der Sitzung vom 27. auf den 28. März die Würde eines provisorischen Staatsoberhauptes hatte übertragen lassen, suchte sich zwischen beiden Ansichten durchzuwinden: er wollte es mit den Republikanern nicht verderben, und für die constitutionell Gesinnten ließ er in seinen auf Stelzen gehenden Ansprachen durchblicken, er hoffe immer noch auf die Rückkehr des Großherzogs. Wie konnte ein solcher Charakter einen Staat regieren! Die Verlegenheiten ließen auch nicht lange auf sich warten: die Finanzen waren erschöpft und der Neapolitaner D'Apice, dem der Oberbefehl über alle toskanischen Truppen übertragen worden war, schrieb von der Grenze Parmas, seine Soldaten seyen auf eine fürchterliche Weise demoralisirt. Wenn es noch ein Mittel gab, die Revolution aus der Klemme, in der sie steckte, loszuwickeln, so lag dieses in einem Vorschlag, den gerade um diese Zeit Carl Albert durch den Abgeordneten Valerio, Redakteur der Concordia, der provisorischen Regierung machen ließ. Der König forderte nämlich dieselbe auf, den unbesonnenen Schritt der Vereinigung mit dem Kirchenstaat nicht zu thun, bevor der Erfolg des mit nächstem wiederkehrenden Krieges entschieden sey; denn falls, woran nicht zu zweifeln, der Sieg zu Gunsten Italiens sich entscheide, so werden Piemont, vereint mit der Lombardei und dem Venetianischen, und Toskana im Besitz einer wahrhaft constitutionellen Regierung das erste Blatt jenes Buches eröffnen, in welches die italienische Unabhängigkeit früher oder später eingezeichnet werden könne. Anstatt unnütze Fragen aufs Tapet zu bringen, sey es weit angemessener, daß Toskana bei dem bevorstehenden Feldzug Piemont recht kräftig unterstütze.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 312. Sonnabend den 29. December 1849.

Leben belebt Leben, und Kinder erziehen besser zu Erziehern als alle Erzieher. — Erfahrungen können indeß, da ihre Anzahl nie bis zur Kraft beweisender Allgemeinheit zu erschöpfen ist, etwas nur durch ein Gemüth aussagen, das ihnen das Geistige und Allgemeine aus sich selber unterlegt und ableint.

Jean Paul.

Aus der Kinderstube.

(Fortsetzung.)

Den wirklichen Gefahren des Ehrgeizes ein ausreichendes Gegengewicht gegenüber zu stellen, gibt es kein besseres Mittel, als wenn ein Cardinalsatz christlicher Wahrheit eingeprägt und in Saft und Blut der Kinder übergeleitet wird, der Satz: „So Jemand unter euch will gewaltig seyn, der sey euer Diener; und wer da will der Vornehmste seyn, der sey euer Knecht," oder modern ausgedrückt: Regieren heißt dienen. Da thun's aber, nach den alten Sprüchen: „Ein Löffel voll That ist besser als ein Scheffel voll Rath" — „selb Rath, selb That" — wiederum nicht Worte, sondern Kraft und That und Beispiel, wenn das Regiment der Eltern oder Erzieher sich kennzeichnet nicht als süßer Genuß selbstherrlicher Machtvollkommenheit, sondern als eine Arbeit voll Mühe und Aufopferung, so daß dem Zögling täglich und leibhaftig die Wahrheit des Spruches vor die Augen tritt:

Hört der Bursch die Vesper schlagen,
Meister muß sich immer plagen.

Seit L. an dem häuslichen Kindergottesdienst, der höchst einfach aus dem Anschauen der schönen Bilder der Cotta'schen Bilderbibel und angehängten Erzählungen des Vaters besteht, Theil nehmen darf, kommen manchmal recht artige Dinge vor. Während der ältere Bruder gewöhnlich nach näheren Erläuterungen der Sache, nach Gründen und Wirkungen fragt, kann der Kleine, praktisch wie er ist, beim Anblick der Himmelsleiter ausrufen: „wenn nur der liebe Gott oben nicht herunter fällt!" oder aber, wenn er das sechste Tagewerk der Schöpfung ansieht und bemerkt, daß die großen Thiere Löwe, Elephant und Pferd hart neben dem Schöpfer stehen, wirft er ganz ängstlich die Frage auf, ob der Löwe dem lieben Gott nichts thue.

Gleichfalls dem vierten Jahre gehört nachfolgender Zug von Rechtsgefühl an. Dem Aeltesten wird etwas eingeworfen, was er aus Bauhölzern aufgeführt hat; er meint, der kleinste Bruder habe es gethan, und will auf ihn mit seiner gewohnten Heftigkeit losfahren; gleich ruft L. laut dazwischen: „Ich hab's ja gethan!" Derlei Züge müssen mehr erfreuen als mitleidige Weichheit und Bereitwilligkeit zu Liebesgaben; denn es bleibt dabei, und zwar um so mehr, je häufiger unsere sentimentale Zeit und ein einseitig pietistisches Christenthum das Verhältniß umkehrt: in erster Linie stehen die Pflichten der Gerechtigkeit und Wahrheit, in zweiter die der Billigkeit, und erst in dritter die Liebespflichten in engerem Sinn, d. h. diejenigen, welche der Einzelne, sey es aus mitleidiger Gutmüthigkeit oder sonstigen persönlichen Triebfedern, als selbsterwählten Gottesdienst sich auferlegt. Es versteht sich, daß bei einem Menschenwesen, wie es seyn soll, weder das Eine noch das Andere fehlen darf.

Mit der Neigung zu praktischer Thätigkeit, die fortwährend bei L. sich stark ausspricht und vornehmlich auch darin sich zeigt, daß er niemals müßig seyn kann, sondern immer Etwas mit der Hand zu thun oder zu spielen haben muß, hängt wohl mittelbar eine minder löbliche Eigenschaft zusammen. L. hat im Vergleich mit den zwei andern Brüdern ein auffallende Vorliebe dafür, eine Heimlichkeit zu haben und unbemerkt etwas auszuführen; er will wo möglich in Allem seine eigene Welt sich bauen. Es kann dieß, so unschuldig es anfangs scheint, leicht etwas Schiefes

Digitized by Google

in die Charakterbildung bringen. Genau betrachtet, ist diese Geschäftigkeit, und was daran hängt, die Kehrseite von dem in den ersten Jahren der Kinder so stark hervortretenden Trieb, Vorhandenes zu zerstören, zu zerreißen und wegzuschaffen. Lezterer Trieb ist an und für sich nicht eigentlicher Zerstörungstrieb, sondern in vielen Fällen ein Drang, den Dingen auf den Grund zu gehen und sie in ihre Elemente aufzulösen; es kann daraus aber gar wohl etwas wirklich Tadelnswerthes entstehen. In gleicher Weise verhält es sich mit dem Heimlichkeitstrieb. Derselbe hat zunächst nichts Böses an sich, ist aber doch die Anlage zu einer Eigenschaft, welcher bei Zeiten zu begegnen wir uns nicht verdrießen lassen dürfen.

So verkehrt und entschieden schädlich in der Erziehung auch älterer Kinder es immerhin ist, wenn das, was möglicherweise den Keim zu Unrechtem in sich trägt, alsbald für böse und unrecht genommen, wenn, wie man sagt, gleich mit der großen Glocke geläutet wird, oder wenn der Erwachsene gar Voraussezungen macht und Absichten unterlegt, an die der Zögling nicht einmal gedacht hat, so wird auf der andern Seite nicht selten der entgegengesezte Mißgriff begangen. Gerade edlere Naturen nämlich, besonders philosophisch denkende Geister, verfallen wunderbarerweise in denselben Fehler, wie allzuweiche oder gleichgültige Eltern und Erzieher, daß sie das Böse, wo es ihnen am Kinde entgegentritt, nicht frühe und nicht ernstlich genug ausrotten; sey es, daß sie die philosophische Ueberzeugung gewonnen haben, das Böse sey ja im Grunde überall nur ein nothwendiger Durchgangspunkt zum Guten, oder daß ihnen alle Erscheinung des Bösen, und zwar vorzugsweise an dem ja noch so bildungsfähigen Kinde, vorherrschend nur als psychologisches Räthsel und Problem entgegentritt, dem sie als einer interessanten geistigen Naturerscheinung mit beobachtendem Blicke zu folgen haben, oder endlich daß sie der noch irrigeren Meinung sind, was einmal dem Keime nach vorhanden sey, müsse man lieber zur Entfaltung kommen lassen, es werde schon sein eigenes Correctiv und Gegengift gleichsam in sich selber tragen. Haben sich derlei Geister der höhern und höchsten Regionen der Spekulation selbst in Ständekammern verirrt, so ist es, was gar wohl durch manche traurige Erfahrung zu beweisen wäre, noch häufiger der Fall, daß sie in Kinderstuben spucken. Bald hat sie des Vaters graue Theorie über die Grenze geschmuggelt, bald der Mutter Weichmüthigkeit, oder gar — der aufgeklärte weite Sinn der Gouvernantin darin Raum gewinnen lassen. Was wir auf Alles dieß zu sagen haben, geht in Wenigem, in einem einfachen Gleichniß zusammen. Daß viele Gifte in der Hand eines geschickten Chemikers und Arztes zu trefflichen Arzneikräften werden, wer weiß das nicht? Und eben so ist den meisten der freundlichen Leserinnen nicht unbekannt, daß die garstigen Brennnesseln von kundigen Händen zu dem edeln Nesseltuch verarbeitet wird. Hört aber deßhalb Gift auf Gift zu seyn, das ja nach Umständen recht schlimme Dinge anrichtet, und jäten wir um dieser Rücksicht willen im nächsten Frühjahr die Brennnessel weniger eifrig aus, wenn sie in unsere Gartenbeete hineinwuchern will? — Je schärfer daher die Zucht da auftreten muß, wo wirkliches Unkraut sich zeigt, wo insbesondere der Lügengeist zum Vorschein kommt, sey es auch anfangs nur in der Form des Heimlichkeitstriebs, oder, was noch häufiger der Fall ist, in scheinbar unschuldigen Scherzen, desto mehr muß Freiheit gestattet werden bei andern mehr harmlosen Unarten, die allerdings oft stärker in die Augen fallen und vom oberflächlichen Beobachter höher angeschlagen und schärfer geahndet zu werden pflegen, auch der Bequemlichkeit der Erzieher häufig lästiger fallen. Kant spricht auch hierüber ein vernünftiges Wort: „Frei sey das Kind in Allem, außer in Dingen, wo es Anderer Freiheit beschränken oder sich selbst schaden würde."

(Fortsezung folgt.)

Die freien Jäger.

(Fortsezung.)

Der Redner wurde bei diesen Worten unterbrochen. — Lothar war es nach und nach gelungen sich bis zu dem Stuhle seines Bekannten durchzuarbeiten, und bei den lezten Worten des Försters aus dem Spessart hatte er seine Hand auf die Schulter Ludwigs von Haßbeck gelegt. — Dieser blickte um sich, und als er Lothar erblickte, nahmen seine Züge einen ganz eigenthümlichen Ausdruck an, in dem nicht allein Erstaunen, sondern außerdem noch ein rasches Spiel schnell sich durchkreuzender Gedanken lag. Erst einige Sekunden später sprang er wie von plözlichem Schrecken ergriffen mit einem leisen Schrei des Unwillens und der Ueberraschung auf. — „Was ist's, was gibt's?" fragte es rechts und links von ihm und eine Bewegung der Neugierde lief durch die Versammlung. — „Ein Fremder ist unter uns!" — Der Ordensritter sprach diese Worte mit laut erhobener Stimme und trat etwas zur Seite, so daß Lothar sich den Männern, welche den Tisch einnahmen und denen, die dicht gedrängt hinter den Stühlen jener standen, unmittelbar gegenüber sah. Es waren vorwurfsvolle und zornige Blicke, die sich unheildrohend von allen Seiten auf ihn richteten. — Lothar ahnte in diesem Augenblicke, daß er in seinem natürlichen Beschüzer in dieser Versammlung statt eine Zuflucht einen Feind haben könnte.

Digitized by Google

„Wer ſind Sie? was wollen Sie hier?“ unterbrach zuerſt der Förſter Witt das Schweigen. — Lothar gab ihm offen Auskunft über das Ungefähr, welches ihn in dieſen Theil des Waldes geführt. — „Von welcher Seite kamen Sie?“ — „Von dort, von Weſten her, indem ich dem Holzwege folgte, der hier vorüberführt.“ — „Wer hat dort den Poſten?“ fragte Philipp Witt. — „Einer von meinen Leuten; ich habe ihn ausgeſtellt,“ erwiederte eine Stimme aus den Umſtehenden. — „Man hole ihn herbei!“

Eine Pauſe ſtiller Erwartung folgte. Nach drei Minuten trat ein Menſch, der wie ein Forſthüter oder Flurſchütz ausſah, an den Tiſch vor. — „Habt Ihr den Poſten auf dem Wege nach Weſtenburg hinunter?“ fragte der Förſter aus dem Speſſart. — „Ja.“ — „Habt Ihr dieſen Mann“ — Philipp Witt deutete auf Lothar von Hornſtein — „an Euch vorübergelaſſen?“ — „Ich glaube es; es iſt noch ſehr ſpät Einer gekommen, und wenn ich ſeine Stimme höre, ſo werde ich ſagen können, ob es dieſer iſt; es war zu dunkel, als daß ich ihn ſonſt wieder erkennen könnte.“ — „Habt Ihr ihn angerufen?“ — „Ja, Herr,“ — „Habt Ihr die Loſung gegeben?“ richtete Witt ſeine Frage jezt an Lothar. — „Ich habe ein paar Worte ausgeſprochen, die als Erkennungszeichen zu gelten ſchienen,“ verſezte Lothar. — „Wie heißen ſie?“ — »Aquila ab oriente.« — „Er iſt es,“ ſagte der Poſten; „es iſt die Stimme deſſen, der zulezt an mir vorüber kam.“ — „Wann war das?“ — „Vor einer Viertelſtunde etwa.“ — „Gut; geht an Euern Poſten zurück.“ — Der Mann entfernte ſich und verſchwand im Dunkel.

„Woher,“ wandte ſich der Inquirent an Lothar — „woher habt Ihr die Loſung?“ — Lothar warf einen Blick auf Ludwig von Haßbeck; dieſer ſchaute, ohne irgend größere Bewegung zu verrathen als einer der übrigen Anweſenden, ruhig auf den Förſter, der mit der Würde und Feierlichkeit des Vorſitzenden eines hohen Gerichtshofes die Unterſuchung führte. Lothar ſuchte umſonſt in den Augen ſeines Bekannten nach einem Rath und Wink. Doch beruhte noch immer ſeine Haupthoffnung, mit Ehren aus dieſer Klemme zu kommen, auf der im rechten Augenblick eintretenden Verwendung Haßbecks; er durfte alſo dieſen in keiner Weiſe compromittiren und dadurch ſein Wohlwollen auf's Spiel ſezen. Dieſe Vorſicht war um ſo dringender nöthig, als Lothar durch die Botſchaft, welche ihm auf Sandſee in die Hände gefallen, wußte, daß gegen Haßbeck bereits ein Verdacht wach und laut geworden. Lothar begriff im Augenblick, daß er weder Haßbeck als den unvorſichtigen Verräther der Loſung denunciren, noch auch der Taubenpoſt Erwähnung thun dürfe, da das Auffangen dieſer Botſchaft, wenn nicht den Verdacht, doch ſicherlich den Unwillen gegen ihn ſteigern mußte.

„Woher habt Ihr die Loſung?“ wiederholte Philipp Witt ſeine Frage an den Zögernden. — „Durch einen bloßen Zufall, deſſen Erklärung ich mir zu erlaſſen bitte, da ſie einen dieſer Verſammlung compromittiren würde.“ — Lothar richtete bei dieſen Worten, die zugleich eine Mahnung für Haßbeck enthielten, noch einmal ſeine Blicke auf dieſen leztern. Haßbeck vermied noch immer ihnen zu begegnen und zeigte dieſelbe Unbeweglichkeit wie früher. — „Durch einen Zufall? und Ihr wollt dieſen Zufall verſchweigen?“ — „Ja,“ verſezte Lothar.

„Wägt wohl Eure Worte ab,“ fiel der Doctor Röder hier ein; „Eure Lage iſt eine ſehr ernſthafte, junger Mann!“ — „Wenn Ihr durch einen Zufall hierher geriethet,“ nahm Philipp Witt das Verhör wieder auf, „ſo iſt damit noch nicht gerechtfertigt, daß Ihr von der Loſung Gebrauch machtet, die der Zufall Euch bekannt werden ließ.“ — „Ich fühle das ſelbſt,“ antwortete Lothar; „und doch kann ich mein Wort darauf geben, daß es nur die Ueberraſchung war, welche mir den Ruf entlockte, als ich plözlich und ganz unerwartet mich angerufen hörte.“ — „Weßhalb verweiltet Ihr eine Viertelſtunde lang zuhorchend in dieſer Verſammlung, da Euch doch bei den erſten Worten klar werden mußte, daß wir uns ohne Lauſcher glaubten?“ — „Ich bin nicht zum Lauſchen gekommen; meine einzige Schuld iſt, es für kein Verbrechen gehalten zu haben, daß ein Deutſcher in einen Kreis von Männern trete, die über das Schickſal des Vaterlandes berathen.“ — „Beſteht Ihr darauf uns den Zufall zu verſchweigen, der die Loſung in Eure Gewalt brachte?“ — „Ja.“ — „Habt Ihr irgend Jemanden unter uns erkannt, der eine Bürgſchaft für Euch übernehmen könnte?“ — Lothar richtete noch einmal ſeine Blicke auf Haßbeck. Dieſer zeigte dieſelbe Theilnahmloſigkeit wie früher; aber er legte wie von ungefähr eine Sekunde lang den Finger auf den Mund. — „Nein!“ verſezte Lothar.“ — „Tretet zurück!“ ſagte der Förſter.

Lothar trat zurück. Zwei der Anweſenden ergriffen ihre an der hintern Wand des Schuppens lehnenden Büchſen, nahmen Lothar zwiſchen ſich und führten ihn einen Steinwurf weit von der Verſammlung fort, wo er von ihnen bewacht wurde. — Geraume Zeit verging. Lothar ſah die Männer unter dem Schuppen im Schein der trübe glimmenden Lichter lebhaft bewegt ſich unter einander beſprechen. Nach einer Weile wurden ſie ſtill und ſchienen, nach ihrem Zuſammendrängen zu urtheilen, ihre ganze Aufmerkſamkeit auf das zu lenken, was am Tiſche in ihrer Mitte vorgehen mochte. Lothar ſah dieſen düſtern,

Digitized by Google

nächtlichen Gestalten bewaffneter Männer, deren Köpfe im ungewissen rothen Lichtscheine bald unheimlich grell aus dem Dunkel leuchteten, bald wieder in der Finsterniß verschwanden, wohl mit einer gewissen Spannung, aber nicht mit Sorge oder Angst über sein Schicksal zu. Er hielt sie nicht für fähig irgend ein Verbrechen zu begehen, und außerdem schien ihm ein Verbrechen an seiner Freiheit oder seinem Leben völlig überflüssig, da sie sich ja einfach damit begnügen konnten, ihm den Eid der Verschwiegenheit abzunehmen, den er zu leisten bereit war.

Aus dem Kreise, den die Verschworenen bildeten, löste sich eine Gestalt los. Lothar erkannte an dem Gange des Herankommenden Ludwig von Haßbeck. Dieser stand in der That nach wenigen Augenblicken vor ihm und winkte den beiden Wächtern zur Seite zu treten. — „Lothar," sagte er dann flüsternd, „seyen Sie gefaßt, zeigen Sie keine Furcht und glauben Sie mir, daß ich die Macht habe Sie zu retten." — „Mich zu retten? In welcher Gefahr schwebe ich denn?" — „Nicht in der Gefahr, vom Blitze erschlagen zu werden, denn das Gewitter hat sich verzogen; auch nicht in der Gefahr, vom wilden Jäger erdrosselt zu werden, denn Sie haben sich überzeugt, daß es nicht seine Absicht war mich hier im Walde zum Souper zu erwarten; aber in Gefahr todtgeschossen zu werden, in der schweben Sie vielleicht." — „Unmöglich — das kann nicht seyn!" — „Es könnte doch seyn, in allem Ernst, aber zum Glück bin ich da — deßhalb seyen Sie ruhig!"

Lothar war keineswegs ruhig; die Versicherung Haßbecks und der Ton, womit dieser seine Trostworte vorbrachte, schienen ihm durchaus nicht geeignet das Fürchterliche jener Botschaft zu mildern; er stand im Gegentheil sprachlos, bewegungslos, vernichtet da. — „Um Gotteswillen —" stammelte er endlich; aber Haßbeck schritt, nachdem er den beiden Wächtern noch einmal einen Wink gegeben, bereits fort, zu dem Schuppen zurück.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, December.

(Fortsetzung.)

Die Reaktion

Damit war Guerrazzis Ehrgeiz ebensowenig gedient, als mit der Verschmelzung Toskanas mit dem Kirchenstaate, da ihm in beiden Fällen der Verlust der so süßen Gewalt drohte. Wahrscheinlich in Erinnerung der guten Dienste, welche bei der ersten französischen Revolution die Marseiller der Bergpartei und ihren mörderischen Eingebungen leisteten, verschrieb sich Guerazzi eine Cohorte Prätorianer aus seinem lieben Livorno, die unter ihren beiden Condottieren Guarducci und Petracchi sich gegen die Florentiner allerlei Unfug und zum Theil grobe Excesse, namentlich an Frauen, zu Schulden kommen ließen. Dadurch erreichte das Mißvergnügen über einen Zustand, der kaum heilloser seyn konnte, unter den Bürgern den höchsten Grad. Die einzige Frucht, welche die neue Regierung brachte, war ein gezwungenes Anlehen; das Landvolk, namentlich von den Geistlichen bearbeitet, war der Tyrannei längst müde, und in den Städten bereitete der Adel in Verbindung mit dem angesehenen Bürgerstande alles zu einer Contrerevolution vor. Hinterher wollten die unterlegenen Republikaner wissen, es sey namentlich viel russisches Geld zu diesem Zwecke vertheilt worden. — Sollte dieß wirklich der Fall gewesen seyn, so war es nicht einmal nöthig; der improvisirte Bau einer Staatsform, die weder Vogel noch Fisch war, hatte kein Fundament und mußte früher oder später unter seinem eigenen Gewicht zusammenstürzen. In den Dörfern wartete man längst schon nur auf ein Zeichen mit der Sturmglocke. Die Ungezogenheiten der livornesischen Freischärler thaten das Uebrige. Von gesetzlicher Ordnung war in der Hauptstadt ohnedieß keine Rede mehr; der Pöbel wurde immer begehrlicher und ausgelassener und benahm bald auch den Mittelklassen vollends allen Geschmack am Revolutioniren. Am 11. April kam es in Florenz zuerst zu blutigen Auftritten. Die Livornesen sollten abziehen und die Grenze bewachen, unter welchem Vorwand die provisorische Regierung bereits alles verdächtige Militär fortgeschafft hatte. Allein die Prätorianer zogen es vor, die reaktionären Florentiner durch fortgesetzte Ungebühr zu züchtigen; sie mißhandelten eine Wirthin, auf deren Hülferuf Leute in Schaaren herbeieilten und an den Livornesen blutige Rache nahmen. Wo sie sich blicken ließen, wurden sie wie gehetztes Wild verfolgt und ohne Umstände niedergemacht. In kurzer Zeit lagen sechzehn Leichen in den Straßen. Der Ruf: „Es lebe Leopold! nieder mit Guerrazzi!" erschallte von allen Seiten und die Orloffs und Demidoffs brauchten nicht erst durch ihre Bedienten Geld unter die Menge austheilen zu lassen. Die in Velites umgetauften Carabiniere eilten unter ihrem alten Namen aus dem Fort Bel-Vedere herbei und vereitelten jeden Versuch zur Gegenwehr. Ohnedieß waren Guarducci und Petracchi schon am Abend zuvor mit denjenigen von ihren Leuten, die noch auf die Stimme der Führer hörten, abmarschirt, so daß Guerrazzi und die Costituente ganz allein standen. Es ward nach Pisa, es ward nach Lucca telegraphirt, mit außerordentlichen Eisenbahnzügen alle entbehrliche Municipalgarde nach Florenz zu schicken. Die an den Präfekten von Lucca erlassene telegraphische Depesche Guerrazzis ist äußerst interessant und stellt die gänzliche Unfähigkeit dieses übernächtigen Diktators in das helllste Licht. Dieselbe lautete: „Eine kleine Anzahl unserer Feinde hat Bruderblut zwischen Livornesen und Florentinern fließen machen. Schicken Sie mir augenblicklich alle die Municipalgarde, die Sie haben. Die Stadt ist wieder ruhig und die Reaktion, wie ich hoffe, erstickt." So wenig kannte Guerrazzi den wahren Stand der Dinge! Während er die Depesche schrieb, hatte er bereits nichts mehr zu befehlen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 313. Montag den 31. December 1849.

Du nimmſt bei dieſem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit. —
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslaufe.
Goethe.

Die freien Jäger.

(Schluß.)

Lothar fühlte ſich ergriffen und Haßbeck nachgeführt. Seine Knie wankten ſo ſtark unter ihm, daß ihm die kräftigen Arme der Burſchen, die ihn führten, eine Wohlthat waren. Der fürchterliche Argwohn, daß Haßbeck, gegen den ein unüberwindliches Mißtrauen in ſeiner Seele aufgeſtiegen war, ihn nur habe beruhigen wollen, um ihn bis zum lezten Augenblicke bei ſeinem Schweigen über den Verräther des Loſungsworts zu erhalten, lag zu nahe, als daß er ſich ihm nicht aufgedrängt hätte. Der Gedanke des Todes war zu plözlich, zu überraſchend, zu rückſichtslos in dieſer unheimlichen Umgebung in ſein junges Leben geworfen; Lothar mußte ſich der vollſten Verzweiflung nahe fühlen. Das einzige, was zu beſchließen er Ueberlegung genug behielt, war das, ſich nicht bis zum Ende von Haßbeck bethören zu laſſen, ſondern, wenn man wirklich Ernſt machen würde, ihn zu tödten, ſich an dieſem durch ein volles Geſtändniß rächen zu wollen. — „Aug um Aug, Verrath um Verrath!“ ſagte er ſich; „wie ein Schaf laſſe ich mich nicht ſchlachten!“

In dieſem Augenblicke tönte ein Geflüſter in ſein Ohr, und der Klang einer Stimme wurde neben ihm laut, der in ſeine gefolterte Seele fiel wie die Tropfen eines Wunderbalſams in eine brennende Wunde. — „Lothar,“ ſagte dieſe Stimme, „ich bin da; faſſe dich, ich gebe dir mein Ehrenwort, daß dir kein Haar gekrümmt werden wird.“ — Lothar hatte den Kopf herumgeworfen. Hinter ihm, die Hand auf ſeine Schulter legend, ſtand ein hochgewachſener junger Mann. — „Leopold Schönreuth! Du hier?“ — Lothar wurde von ſeinen Wächtern weiter geführt, ehe er eine Antwort bekommen, aber er war von dieſem Augenblicke an beruhigt. Leopold Schönreuth war der Geliebte ſeiner Schweſter. Das Ehrenwort dieſes Mannes genügte ihm.

Im nächſten Augenblicke ſtand er vor dem Tiſche, an dem kurz vorher ſein Verhör ſtattgefunden; die Umſtehenden hatten ihm rechts und links Platz gemacht und alle Anweſenden entblößten ihre Häupter, als Philipp Witt, der Förſter aus dem Speſſart, ſich von ſeinem Sitze erhob und mit feierlichem Ernſt die Worte ſprach: „Junger Mann! die Pflicht der Selbſterhaltung, die Nothwendigkeit und die Gefahr ſchreiben in das Geſetzbuch jeder Geſellſchaft, wie die unſrige iſt, die Todesſtrafe für unberufene Eindringlinge und Späher. Auch wir haben beſchließen müſſen, durch Pulver und Blei Euch ein ewiges Stillſchweigen aufzuerlegen. Herr Leopold Schönreuth hat die Vollſtreckung dieſes Urtheils übernommen.“ — Leopold Schönreuth trat bei dieſen Worten an den Tiſch vor und ſprach ein halblautes Ja.“ — „Macht Ihr Euch verantwortlich für die Vollſtreckung?“ — „Ja.“ — Ludwig von Haßbeck, der, wie Lothar jezt wahrnahm, ſich der Papiere und des Schreibzeugs auf dem Tiſche bemächtigt hatte, ſchob ein beſchriebenes Blatt Papier dem ernannten Urtheilsvollſtrecker hin und Leopold Schönreuth unterzeichnete es. Dann trat dieſer zu Lothar heran, ergriff ihn am Arm und führte ihn, von den beiden früheren Wächtern Lothars gefolgt, eine Strecke zur Seite.

„Du gehörſt jezt mir, Hornſtein,“ ſagte er dann halblaut. „Sey deßhalb ganz unbeſorgt, wir ſind keine blutdürſtigen Verſchwörer, ſondern gemüthliche

Digitized by Google

Deutſche, die am liebſten Niemanden ein Haar krümmten, ſo verwegene Redensarten ſie auch hören laſſen. Aber jede geheime Geſellſchaft hat nöthig, ſich durch feierliche und drohende Formen einen Nimbus zu ſchaffen, und muß Eindrücke hervorzurufen ſuchen, die ihr Geheimniß ſichern helfen. Dahin gehört auch dein Todesurtheil. Du haſt jezt weiter nichts zu thun, als durch mich um Gnade bitten, deine Aufnahme in unſern Bund der freien Jäger verlangen und dein Anerbieten melden zu laſſen, irgend einen gefährlichen Auftrag von uns übernehmen zu wollen, um deine Ergebenheit zu beweiſen. Von irgend einem ſolchen gefährlichen Auftrage kann ich dich allerdings nicht befreien. Das wird immer das ſchlimme Ergebniß deines unglücklichen Abenteuers bleiben." — „Mag es ſeyn," verſezte Lothar, „ich will mich mit dem Gedanken tröſten, daß ich ja, wie es den Anſchein hat, für das Vaterland thue, was mir auszurichten befohlen wird. So gehe und mache meinen Fürſprecher."

Leopold Schönreuth wandte ſich zu der Verſammlung zurück. Lothar hörte ihn, unter allgemeinem Schweigen der Anweſenden, einen kurzen Vortrag halten, doch war er zu entfernt, um die einzelnen Worte verſtehen zu können. Ein Flüſtern unter den Männern folgte, dann kam Schönreuth zurück. — „Es iſt gut und Alles in Ordnung; komm mit mir."

Lothar wurde noch einmal der richtenden Tafelrunde vorgeſtellt. Wie vorher machte auch jezt der Forſtmann mit dem greiſen Haupte den Sprecher der Verſchworenen. — „Wir haben gehört, was Ihr uns durch den Mund eines unſerer Waidgeſellen habt vorſtellen laſſen. Da zwei der Unſrigen, Ludwig von Haßbeck und Leopold Schönreuth Eure Einführer und Bürgen zu ſeyn ſich bereit erklärt und über Euern guten Leumund mit Handſchlag Zeugniß abgelegt haben, ſo hebe ich hiemit im Namen des Bundes den Spruch auf, der Euer Blut verwirkt erklärt; ich berufe Euch zu den Rechten und zu den Pflichten unſerer Genoſſenſchaft der freien Jäger; ich laſſe Euch ſchwören den Eid des Gehorſams gegen die Obern und gegen die Geſetze. Erhebt die Hand und ſprecht mir nach: Ich ſchwöre auf die Geſetze der freien Waidgeſellen, ſo wahr ich aus deutſchem Blute bin und ſo wahr ich das Vaterland liebe! Den Auftrag, den ich zum Beweis meiner Aufrichtigkeit erbeten habe, will ich vollziehen nach beſtem Können, mit Gefahr meines Lebens, mit Anſtrengung meines lezten Hauches; das ſchwöre ich, ſo wahr Gott lebt und mich richtet!"

Eine kleine Pauſe entſtand. Lothar ſtuzte, als er hörte, daß er Geſetze und Dinge beſchwören ſolle, die er nicht kannte. Und doch konnte er nicht zurück; er ſah fragend Schönreuth an. — „Schwöre!" flüſterte dieſer, der ſeinen Blick vollſtändig zu verſtehen ſchien, „ſchwöre, die Geſetze enthalten ja nichts anderes, als was auch ich beſchworen habe!" — „Ich ſchwöre," ſprach Lothar mit erhobener Rechten. — „Es iſt gut!" ſagte der alte Förſter. „Haltet den Eid vor Augen: wir ſtrafen ſeinen Bruch, wohin Ihr auch flüchtet, denn die freien Jäger ſind überall."

Nach dieſen Worten bedeckte er ſich, die Anweſenden folgten ihm und Lothar mußte nun der Reihe nach den um den Tiſch Sitzenden die Hand reichen; es war der Bruderhandſchlag zur Begrüßung des neuen Mitglieds im Bund der freien Jäger. — Als er die Hand Ludwigs von Haßbeck gefaßt hielt, ſagte dieſer: „Nun, ſagt ich's Ihnen nicht, Lothar, daß Sie unter die wilden Jäger gerathen würden, wenn Sie nur voranſchritten? Aber Sie ſehen, das wüthende Heer iſt nicht ſo ſchlimm wie man's macht. Nur etwas weit wird es Sie von Ellingen entführen. Haben Sie mir nichts aufzutragen?" — „Werde ich nicht nach Ellingen zurückkehren dürfen?" — „Nein." — „So grüßen Sie meine Schweſter und beruhigen Sie dieſelbe über mich. Sagen Sie ihr, ich laſſe Sie warnen, wenn ſie einen gewiſſen Herrn von Haßbeck Nachts unter einer Eiche Sprüche murmelnd finde." Haßbeck lachte. „Ihre Schweſter," verſezt er, „wird mich nie bis in die Wälder zu verfolgen brauchen, ſie wird mich immer näher finden können."

Die Verhandlungen der freien Jäger nahmen nach dieſer Unterbrechung ihren Fortgang; aber Lothar war zu zerſtreut, um ihnen jezt, trotz ſeiner eben erlangten Berechtigung, daran Theil zu nehmen, Aufmerkſamkeit ſchenken zu können. Er dachte über ſeine Lage nach, die plözlich eine ſo ganz andere Wendung genommen hatte, und im Begriffe, völlig andern und neuen Verhältniſſen entgegen geſandt zu werden, fühlte er ſich halb von Sorge, halb auch von Freude bewegt.

„Es iſt gut ſo," ſagte er zu ſich; „es iſt gut, daß ich von dannen ziehe; vielleicht führt ja der Weg, den man mich ſendet, am bevorſtehenden Gelübde vorbei!" — Als der Morgen graute, trennte ſich die Verſammlung. Lothar erhielt den Auftrag, den Förſter Philipp Witt heim zu begleiten.

Aus der Kinderſtube.

(Fortſezung.)

Nun wieder zu unſerem L., der als praktiſcher Menſch wohl das Recht hat, zu Herzensergießungen gegen die Mißgriffe der Theorie und Spekulation Veranlaſſung zu geben. — Dem erſten Anſchein nach im Widerſpruch mit der vorherrſchend praktiſchen Natur des Kindes ſteht die Bemerkung aus dem fünften Jahr, daß daſſelbe bei aller Lebendigkeit und Geſundheit etwas Träumeriſches und Inſichgekehrtes an ſich habe

Digitized by Google

und mehr und mehr annehme, was im darauffolgenden Jahre ſich noch mehr geſteigert hat. Indeſſen läßt ſich daſſelbe bei praktiſch rührigen Menſchen und Völkern entſchieden auch ſonſt wahrnehmen. Wie L. weit weniger ſpricht und fragt, wohl aber mehr handelt, als die andern Kinder, ſo ſezt er einem ſcheinbaren oder wirklichen Unrecht, das ihm widerfährt, auch weniger raſchen Widerſpruch oder Widerſtand entgegen. Er läßt ſich ſehr viel gefallen, aber nur bis zu einem gewiſſen Grad. Wird dieſer überſchritten, ſo bricht der Trieb, ſich ſeiner Haut zu wehren, mit Macht hervor, in der Regel als eine ſchwer zu bewältigende Empfindlichkeit, ſodann aber auch hie und da, jedoch in abnehmendem Grade, als ſtörriſcher Eigenſinn.

Der Umſtand, daß L. noch auffallend kindiſch, zu kleinen Schelmereien, zum Nachäffen und derlei geneigt iſt, ſowie die ſpiegelhelle Offenheit der Geſchwiſter in gewiſſem Grad vermiſſen läßt, hielt uns ab das Kind gleichzeitig mit ſeinen Altersgenoſſen der öffentlichen Schule zu übergeben. Die Mutter hintertrieb es, indem ſie ſagte, das Kind würde derzeit noch viel zu leicht nur Unarten der Kameraden annehmen; für den förmlichen Unterricht ſey er noch zu läppiſch und bedürfe fortwährender Aufſicht.

Ein Beweis ſeiner Naivetät z. B. war Folgendes. Es war vom Aufſteigen des Nebels die Rede; L. fragt in vollem Ernſte: „Nicht wahr, da wo die Welt aufhört, bei der lezten Stadt, ſteigt der Nebel zum Himmel auf?“ Und doch iſt es ſonſt mit ſeiner Denkkraft ganz in Ordnung, er urtheilt und folgert ganz richtig; auch kommen fortwährend überraſchende originelle Einfälle vor; noch mehr erfreut er durch wiederholte Beweiſe einer überaus zarten ſich anſchmiegenden Innigkeit des Gefühls.

Wie pfiffig ſich L. zu helfen weiß, gab er eines Tags im Spätherbſt dieſes Jahrs zu erkennen. Er hatte im Garten unerwarteter Weiſe noch drei Apfel gefunden; um ſich nun den Beſitz derſelben zu ſichern und ſie nicht, während er nach gewohnter Weiſe Gartenarbeiten verrichtete, von andern geraubt zu ſehen, legte er ſie in die Brennneſſeln. Auf der andern Seite tritt die Herzensgüte in beſonders lieblicher Weiſe bei ihm hervor. Der kleine muthwillige Konrad hatte dem L. viermal nach einander ein künſtliches Bauwerk, das er ſich mit größter Mühe und Ausdauer aus ſeinen Bauhölzern erbaut, eingeworfen. Schon die erſtmalige Zerſtörung machte Schmerz, die Wiederholung rief Thränen hervor. Dennoch baut er es zum fünftenmal. Da hat der Zerſtörungstrieb des Kleinen ſich erſchöpft, er ſagt: „L. jezt werfe ich dir's nicht mehr ein.“ Darüber iſt der Gute ſo erfreut, daß er ausruft: „Ich gebe dem Konrad einen Apfel, weil er ſo lieb iſt und mir meine Sachen nicht mehr einwirft.“

Gegen die Mitte des ſechsten Jahres erhält L. vom Vater täglich eine halbe Stunde Unterricht im Schreiben und Leſen; es geht aber nicht ſo leicht, wie früher beim ältern Bruder. Um ſo gewandter iſt er mehr und mehr in Handarbeiten. Es iſt deßhalb möglich, daß die Aeußerung, die er dieſer Tage that: „ich will einer werden, der Tubus machen kann,“ eine Vorahnung ſeiner künftigen Beſtimmung in ſich ſchließt. — Da ſich jedoch der häusliche Unterricht als unzureichend zeigte, auch die obigen Gründe gegen die Theilnahme am Schulunterricht durch überraſchende Entwicklung der geiſtigen Kräfte des Kindes beſeitigt waren, insbeſondere die frühere Neigung zu Verſteckheit ſich nicht mehr wahrnehmen ließ, wurde L. gegen das Ende dieſes Jahrs der öffentlichen Schule zugeführt, ihm ſelber zu großer Freude, und, wie es ſcheint, mit erfreulichem Erfolg. — Der Zeitpunkt für dieſen Uebergang muß bei verſchiedenen Kindern ein verſchiedener ſeyn. Sehr häufig wird bei begabten Kindern mit dem Lernen, und beſonders mit dem Lernen in der Schule zu frühe begonnen. Nicht darnach darf man ſich richten, ob ein Kind fähig iſt, das, was in der Schule vorkommt, zu faſſen, ſondern ob es in ſeinem geiſtigen Weſen ſchon Raum und Fähigkeit hat, die Vorſtellungen von Pflicht, Zweck, Nothwendigkeit in ſich aufzunehmen, natürlich nicht mit dem Verſtande, ſondern mit unbeſtimmtem Gefühl, ſo daß das Kind denſelben ſich ohne Zwang und Unluſt fügt. Dieß iſt bei L. ſchon in hohem Grade der Fall, ſo kindiſch er in vielen Stücken noch iſt, während dagegen unſer dritter Sohn, der viel ſelbſtſtändiger und geiſtig kräftiger iſt, dennoch für die Schule noch ganz unreif wäre, weil jene Vorſtellungen ihm noch weit abliegen und er noch ganz und gar im Sinnlichen, im Augenblick und in der Gegenwart lebt.

Der Uebergang des Kindes von der Spielzeit zur Lernzeit, noch mehr der Uebergang in die öffentliche Schule iſt ein bedeutſamer Schritt im Leben deſſelben, nicht allein wegen der ganz neuen Verhältniſſe, in die es eintritt: das Kind bekommt dadurch ſtatt eines nunmehr zwei Mittelpunkte ſeines Daſeyns, es iſt der erſte Eintritt in das öffentliche Leben mit ſeinen Leiden und Freuden, ſeinen Rechten und Pflichten; ſondern auch weil dadurch das bisherige Verhältniß zur Familie theils überhaupt und in vielen Stücken, theils insbeſondere in einer Beziehung weſentlich verändert wird. Was ich meine, drückt Karl v. Raumer in ſeinen Bemerkungen über die erſte Kindheit (im dritten Band ſeiner trefflichen Geſchichte der Pädagogik) alſo aus: „Das Kind gehe ja nicht zu früh vom Hören zum Leſen, vom Sprechen zum Schreiben über; es bleibe

Digitized by Google

zuerſt auf die Region der lebendigen Stimme beſchränkt. In der Mutter liebe und verehre es ſeine einzige Quelle von Erzählungen, Liedern ꝛc.; ſie ſpricht zu ihm im rechten ihm zuſagenden Styl. Selbſt die Bibel muß dem Kinde von Anfang an nicht vorgeleſen, ſondern frei erzählt werden. Erzählen und Zuhören bildet ein ſchönes Liebesband zwiſchen Mutter und Kind; — kann dieſes erſt leſen, ſo kehrt es der Mutter oft den Rücken zu, ſetzt ſich in einen Winkel und verſchlingt Bücher." Wie wichtig und beherzigenswerth iſt dieſe Bemerkung für unſer papierenes, an ſchlechten Kinderſchriften überreiches Zeitalter! Nicht minder zu beachten für das Verhältniß von Schule und Haus iſt der Wink, den derſelbe Schriftſteller in einem ſprechenden Beiſpiel gibt: „Meine Eltern," ſagt er, „prägten uns Kindern unbedingten Gehorſam und Achtung gegen unſere Lehrer ein. Dennoch verſah es mein Vater einmal in einer ſcheinbar ganz unbedeutenden Kleinigkeit; er tadelte in meiner Gegenwart die Art, wie mein Lehrer die Federn ſchnitt; dieſer geringfügige Tadel machte mich zum erſtenmal zweifelhaft an des Lehrers Vollkommenheit."

(Schluß des dritten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Florenz, December.

(Schluß.)

Die Reaktion.

Als am Morgen des 12. April die Stadtthore ſich öffneten, drangen die benachbarten Ortſchaften zu Tauſenden, ein jeder mit der Waffe, die ſich ihm gerade darbot, in die Stadt und ſammelten ſich vor dem Stadthauſe. Mit lautem Geſchrei ward die Abſetzung Guerrazzis und eine Commiſſion, welche bis zur Rückkehr des Großherzogs die Regierung führen ſollte, gefordert. Allein noch hoffte der Diktator auf ſein beredtes Wort, ſtieg zu Pferde und ritt nach dem Stadthauſe, um die verblendeten Landleute eines Beſſern zu belehren. Dieſe ließen ihn jedoch gar nicht zum Worte kommen und warfen mit Steinen nach ihm. Nur den Velites verdankte er ſeine Rettung. Der Stadtrath hatte bereits das Staatsruder in die Hand genommen und erließ einen Aufruf, worin die Wiedereinſetzung der conſtitutionellen Monarchie unter der Gewähr volksthümlicher Inſtitutionen zugeſagt war. Das Volk drang unterdeſſen auch in den Palazzo vecchio, wo die Kammern tagten und einen Proteſt gegen den „eigenmächtigen" Schritt des Gemeinderaths beriethen. Die Deputirten hielten es nicht für gerathen, wider den Willen des Volks, deſſen Souveränität ſie oft genug als höchſtes Geſetz anerkannt hatten, länger ihr Mandat zu behalten. Sie retteten ſich gerade auf dieſelbe Weiſe, wie ſich Ledru Rollin und ſeine Tribunen am 13. Juni im Conservatoire des Arts et Métiers retteten. Ueberall erſchienen die großherzoglichen Wappen und Farben wieder und die ſtädtiſche Regierungscommiſſion veröffentlichte einen Erlaß, der die conſtituirende Verſammlung für aufgelöst und alle ihre Akte für null und nichtig erklärte. Am 13. April ward vorläufig auch ein neues Miniſterium eingeſetzt.

Der Großherzog kehrte unter dem Jubel ſeines Volkes zurück, ſofern der phlegmatiſche Toskaner überhaupt jubiliren kann. Selbſt die öſterreichiſche Bundesgenoſſenſchaft und die daran hängende militäriſche Beſetzung des Landes ward nicht ungern geſehen. Zu ordnen, zu organiſiren gab es genug, und namentlich wollte die Revolution, wie Jedermann weiß ein überaus theurer Gaſt, bezahlt ſeyn. Wenn der alte Montecuccoli zum Kriegführen drei Dinge forderte: erſtens Geld, zweitens Geld und drittens Geld, ſo hat ſich dieſes Axiom nunmehr dahin geändert, daß das Friedenhalten außerordentlich koſtſpielig geworden iſt. Oxenſtierna mochte wohl Recht haben, wenn er an ſeinen Sohn ſchrieb, die Welt werde mit ungemein wenig Verſtand regiert; nur hätte er hinzuſetzen ſollen, daß um ſo mehr Geld dazu gehöre. Geld allein regiert die Welt! In Toskana thun es dreißig Millionen Lire, durch deren Aufnahme die Staatskaſſe ihre Jungferſchaft verloren hat. Eine weitere Frage iſt es freilich, ob, wenn dieſer bittere Kelch glücklich geleert iſt, die Aktien einer conſtitutionellen Staatsverwaltung viel höher gehen. So lange die Einlagerung des fremden Militärs fortdauert — und es heißt, dieſelbe werde vertragsmäßig noch auf mehrere Jahre ausgedehnt werden — wird das Volk ſich in halbem Kriegszuſtand betrachten und zu der Verfaſſung kein Vertrauen hegen. Es iſt wahr, die toskaniſche Revolution wurde ohne ein ſtandrechtliches Urtheil abgemacht; gleichwohl ſind die Gegenſätze von Krieg und Frieden noch immer wirr durcheinander geſchlungen und es hält nicht ſchwer, den Leuten an den Mienen abzuleſen, daß ihnen zwar die Oeſterreicher ohne allen Vergleich lieber ſind als Guerrazzi's livorneſiſche Freiſchärler, daß ſie aber nichts deſto weniger auch die fremden Hülfstruppen ſehr gerne abziehen ſehen würden. Ein Volk, das ſich ſelbſt achtet, kann gar nicht anders empfinden. — Ein Geſetz nach dem andern geht aus den Bureaux der verſchiedenen Miniſterien hervor; allein ſo lange die Vertreter des Landes nicht den ihnen zuſtehenden Antheil an der Geſetzgebung ausüben und die Verfaſſung dadurch zu einer Wahrheit machen, werden die beſten Geſetze das Volk nicht zu beruhigen vermögen. Das Land auf ächt conſtitutionelle Weiſe regieren, mit dem Eifer und der Umſicht, von denen Belgien ein Beiſpiel darbietet, die Würde und Unabhängigkeit des Fürſten und des Staates aufrecht halten, das Nationalbewußtſeyn durch Inſtitutionen, welche dem allgemeinen Intereſſe der Halbinſel entſprechen, bilden und erziehen — dieß und nichts anderes iſt die Aufgabe der toskaniſchen Regierung. Die Aengſtlichen freilich ſagen, ein unvorſichtiges Wort, das von der Rednerbühne der Kammer herab gegen die Oeſterreicher fiele, könnte die Exiſtenz des Staates in Gefahr bringen; allein für ſo unklug darf man das Wiener Kabinet nicht halten. Die Unabhängigkeit Toskanas ſteht unter dem Schutz der europäiſchen Verträge und eine conſtitutionelle Regierung, wie die öſterreichiſche, kann ſelbſtredend von einem andern Gouvernement nicht verlangen, daß ſie die Vollziehung der Landesverfaſſung auf die lange Bank ſchiebe. Will man die italieniſchen Völker vor Verirrungen bewahren, die in der Geſchichte dieſes Landes ſo viele traurige Spuren zurückgelaſſen haben, will man der Anarchie und gewaltſamen Erhebungen einen Riegel vorſchieben, ſo laſſe man den einzelnen italieniſchen Staaten das Recht, auf dem conſtitutionellen Wege einer freien Geſetzgebung nach und nach eine Annäherung und Uebereinſtimmung in den Inſtitutionen und Geſetzen herbeizuführen. Dieſen Einheitstrieb hindern zu wollen, wäre ein blutiges Unrecht, ja Verrath an der Sache der Freiheit und der Humanität.

Beilage: Monatsregiſter December.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Nähe der Gottheit. 290.
In der Paulskirche. Von F. Löwe. 293.

Erzählungen.

Der Sohn des Fuchsjägers. 288—292.
Die freien Jäger. Von L. Schücking. 298—313.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Carrikatur in Frankreich seit der Februarrevolution. III. 288—290.
Volksglaube in Niedersachsen. Von H. Bergekamp. 291—295.
Skizzen aus Neuvorpommern. 296.
Aus der Kinderstube. 297. 298. 299. — 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313.
Eine Fahrt nach Kopenhagen. 300—304.
Die Juden des östlichen Londons. 309.

Korrespondenz.

Aus Sachsen. 288. 289. — Genua. 288. 289. 290. 291. — London. 291. 292. 293. — 297. 298. 299. — Aus Oberösterreich. 293. 294. 295. 296. 297. 298. — Paris. 294. 295. 296. — Berlin. 299. 300. 301. 302. 303. 304. — Dresden. 300. — 306. 307. 308. — Wien. 302. 303. — Florenz. 304. 305. 306. 307. — 309. 310. 311. 312. 313.

Digitized by Google

J. G. v. Herder's

ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Preis brochirt 14 fl. oder 8 Rthlr

Hübsch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 10 Ngr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Herder's Leben. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden. — Dramatische Stücke und Dichtungen. — Stimmen der Völker in Liedern. — Geist der ebräischen Poesie. — Aelteste Urkunde des Menschengeschlechtes. — Ideen zur Geschichte der Menschheit. — Adrastea. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron. — Christliche Reden und Homilien. — Homilien über das Leben Jesu.

Außerdem sind noch zu haben:

J. G. von Herder's sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Ebendieselben einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bändchen. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 7½ Ngr.
II. Literatur und Kunst. 20 Bändchen. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 22½ Ngr.
III. Philosophie und Geschichte. 22 Bändchen. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 7½ Ngr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 7½ Ngr. abgegeben.

—— **Cid** nach spanischen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe. 16. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 7½ Ngr.

—— —— Neue Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

—— —— Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten, nach Zeichnungen von E. Neureuther. Zweite Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

—— **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr 10 Ngr.

—— **Christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

—— **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

—— **Stimmen der Völker in Liedern.** 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

M. Caroline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herder's. Herausgegeben v. J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Platens Werke, Taschen-Ausgabe.

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Taschen-Ausgabe in fünf Bänden.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahlstich.

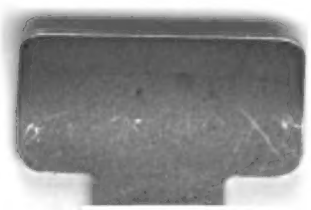
Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Inhalt:

Erster Band. Platens Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermischte und Gelegenheitsgedichte.
Zweiter Band. Gaselen. Sonette. Oden. Elegien und Idyllen. Festgesänge. Epigramme. Uebersetzungen.
Dritter Band. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Thurm mit sieben Pforten. Treue um Treue.
Vierter Band. Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Oedipus. Die Liga von Cambrai. Parabase. Der grundlose Brunnen. Die großen Kaiser. Die Abassiden. Rosensohn.
Fünfter Band. Das Theater als ein Nationalinstitut. Ueber verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache. Geschichten des Königreichs Neapel. Ursprung der Carraresen und ihrer Herrschaft in Padua. Lebensregeln.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google



RAL - KG 45
Seb. Simmel & Sohn
Buchhändler
München 82
Digitized by Google